LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift

für

Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Siebenter Jahrgang.

1857.

Januar — Juni.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1857.

AP30
D5
Jan-June
1857
☆☆

Inhalt.

	Seite
Acht Tage in Marburg	89
Bock, A., Hannoversche Skizzen. I.	501
—, —, „ „ II.	546
Bodenstedt, F., Gedichte	49
Braun, O., Sechs spanische Sonette	218
Carriere, M., Verwandte Züge der griechischen und deutschen Heldensage mit Rücksicht auf das persische und indische Epos	273
Das Judenthum und die Neuzeit. (Bei Gelegenheit der von Dr. Stern in Frankfurt a. M. gehaltenen Vorlesungen über innere Geschichte des Judenthums)	681
Der deutsche Scharfrichter. Ein Beitrag zur Culturgeschichte	577
Der Hexenglaube in der Universitätsaula. Ein kleiner Beitrag zur „guten alten Zeit“	465
Der Verfassungsstreit in Hannover. Von einem Hannoveraner. I.	601
„ „ „ „ „ „ „ II.	733
„ „ „ „ „ „ „ III.	763
Die „Geschichte Griechenlands“ von Georg Grote	385
Die neuesten Organe des Industrialismus	359
Die Theaterreform in Karlsruhe und Frankfurt a. M.	103
Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1730	449
Elze, K., Ernst Wolfgang Behrisch. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur	51
Erziehung, Schule und Universität im 4. Jahrhundert nach Christus	753
Frühlingsrecognoscirung im Thüringerwalde	940

M630597

Seite

Förſter, E., Pro Populo Germano 481
Goldſchmidt, J., Ueber den Alp 641
Gottſchall, R., Bogumil Dawiſon 858
—, —, Der Waldbrand. Gedicht 24
—, —, Die franzöſirende Richtung der neuern deutſchen Dramatik und Dramaturgie 538
Griechiſche Alterthümer. (G. F. Schömann, „Griechiſche Alterthümer". Erſter Band. Das Staatsweſen. — „Griechiſche Mythologie und Antiquitäten ꝛc.", überſetzt aus Georg Grote's „Griechiſcher Geſchichte" von Dr. Theodor Fiſcher, Privatdocenten in Königsberg. Zweiter Band) 901
Groſze, J., Aus Rom. Gedichte 529
—, —, Erloſchene Kohlen. Gedicht 659
Grün, K., Shakſpeare in Frankreich 171
— —, Wendung der Philoſophie in Frankreich. (Jules Simon: „Le Devoir"; derſelbe, „La Religion naturelle"; H. Taine, „Les Philosophes français du 19me siècle") 569
Helfferich, A., Die Kritik und die Kritiker. I. 153
—, —, „ „ „ II. 210
Herzfelder, J., Der Liebe Heil. Gedicht 587
Horn, J. E., Was man in Paris verzehrt. I. 16
—, —, „ „ „ II. 652
—, —, „ „ „ III. 691
John, R., Ueber Femgerichte. I. 279
—, —, „ „ II. 305
Juſtus Möſer. („Juſtus Möſer. Geſchildert von F. Kreyßig".) 131
Kapper, S., Die Todtenklage bei den Südſlawen 233
Klüpfel, K., Schwegler's „Römiſche Geſchichte" und der Kampf der Stände in Rom. (A. Schwegler, „Römiſche Geſchichte".) 162
Lammers, A., Der Fortſchritt in der deutſchen Armenpflege 817
Mally, Th., Böhmiſche Wallfahrten. Eine Culturſkizze. I. 785
—, —, „ „ „ II. 826
Marggraff, H., An meine Feder. Gedicht 588
Meyer, J. V., Zum neueſten Stand des Streits über Leib und Seele. III. . 345
—, —, „ „ „ „ „ IV. . 395
Meyr, M., Münchener Skizzen. II. 799
Neueſte populäre Bearbeitung der griechiſchen Mythologie. I. 67
„ „ „ „ „ II. 98
„ „ „ „ „ III. 121
Oſenbrüggen, E., Wanderungen eines Juriſten in der Schweiz. IV. 866
—, —, „ „ „ „ V. 893
Otto, Fr., Ein Förſterhaus im Elſaß. Gedicht 428
Parliſius, L., Volkslieder aus der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg . 699
Prutz, R., Das Karl-Auguſt-Denkmal in Weimar 507
—, —, Drei Gedichte 874
—, —, Gedichte 945
—, —, Zur Geſchichte der Preſſe in Preußen. 193
—, —, Zweite Liebe. Gedichte 889
Römiſche Literatur im Mittelalter 929

Seite

Rom in Paris. 836
Rosenkranz, K., Ueber Adolf Helfferich's „Organismus der Wissenschaft" . . 725
—, —, Ueber Brachvogel's Trauerspiel „Narciß". 1
—, —, Ueber Dr. G. Biedermann's „Wissenschaftslehre" in Bezug auf die Terminologie der deutschen Philosophie 319
Roß, L., Die ersten Anfänge der deutschen Flottenbewegung 624
Schaefer, J. W., Dichters Wallfahrt. Gedicht 773
Schwäbische Zustände. Aus einem Briefe an den Herausgeber 417
Semmig, H., Frau Rose. Ein Lebensbild aus dem amerikanischen Frauenleben 377
Thorwaldsen's Leben. 244
Traeger, A., Drei Zeitgedichte 431
—, —, Zwei Gedichte 178
Treitschke, H. von, Gedichte 289
—, —, Krankenträume. Gedicht 583
Zeller, E., Franz Baco und sein neuester Geschichtschreiber. (Kuno Fischer, „Franz Baco von Verulam. Die Realphilosophie und ihr Zeitalter") . . 489

Literatur und Kunst.

„Albrecht Dürer-Album" 139
„Atlantische Studien. Von Deutschen in Amerika". 710
Arndt, „Blütenlese aus Altem und Neuem". 625
„Aus der Natur". Neunter Band 136
Baumgarten, „Schreiben an den Earl von Shaftesbury über die Bedrängniß der Christen in dem Herzogthum Schleswig durch die Dänen". 912
Becker, „Novellen" 748
„Bilder-Atlas zum Studium der Weltgeschichte in hundert großen Tafeln. Nach berühmten Kunstwerken alter und neuer Zeit. Gezeichnet und herausgegeben von Ludwig Weisser. Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz" 951
Binnewerk, „Narrenalbum" 336
Büchner und Kirsch, „Schwammkunde". 137
Burow, Julie, „Der Armuth Leid und Glück" 327
Cassel, „Erfurt und die Zäunemannin". 436
„Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Beschrieben, mit historischen, literarischen und bibliographischen Nachweisungen, der Lebensbeschreibung des Künstlers und Register versehen von W. Engelmann" 664
„Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien, aus dem Nachlaß von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler". 553
„Das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker" 31
„Der Feierabend. Illustrirtes Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann" 746
„Der Mädchensohn. Eine Volksgeschichte vom Verfasser des «Schulzen von Ettingrode»" 810
„Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit", 24. Theil. 77

Seite

„Der Sang von Hiawatha von Henry Wordsworth Longfellow. Ueberſetzt von Ferdinand Freiligrath“ 261
„Die geſammten Naturwiſſenſchaften, populär dargeſtellt. Eingeleitet von Maſius“ 75
„Die Reformation des 16. Jahrhunderts im Lichte der Gegenwart. Erläutert in drei hiſtoriſch-kirchlichen Zeitpredigten ꝛc. von G. Steinacker. Nebſt einem Sendſchreiben an Hrn. Dr. Schläger in Hameln“ 591
„Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von J. Caird. Mit einem Vorwort von Bunſen“ 589
„Die Sonntägspoſt“ 746
„Deutſche Dramatiker und hamburger Kritiker ꝛc. Vom Verfaſſer des «Mahomed»“ 627
„Deutſche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings“ 774
„Deutſcher Muſenalmanach, herausgegeben von Schad“, 7. Jahrgang . . . 364
Ebersberg, „Zur Milares!“ 917
Fiſcher, „Preußens kaufmänniſches Recht“. 950
„Fliegende Blätter aus Baiern“, 3. Heft. 912
Froriep, „Der ärztliche Hausfreund“. 261
Friedländer, „Der einheimiſche und ausländiſche Rechtsſchutz gegen Nachdruck und Nachbildung“ 405
Friedrich, „Die Orthodoxen“. 335
Gagern, „Das Leben des Generals Friedrich von Gagern“. Dritter Band: Literariſcher Nachlaß 840
„Gedichte von H. W. Longfellow. Deutſch von Neidhardt“ 518
Hackländer, „Soldatengeſchichten für das Militär und ſeine Freunde“ . . . 917
Heyſe, „Die Braut von Cypern“ 29
„Hippokrates in Berlin“. 629
Hirt, „Der Diebſtahl, deſſen Verhütung und Entdeckung“. 406
„Heliand. Chriſti Leben und Lehre. Nach dem Altſächſiſchen von Simrock“ 181
Hohbach. „Aus Amerika“ 713
„In einſamen Stunden“. 670
„Jahrbuch deutſcher Belletriſtik auf das Jahr 1857. Herausgegeben von Kapper“ 513
„Königsberger naturwiſſenſchaftliche Unterhaltungen“, Neue Folge, 2. Heft . 473
„Lieder aus der Fremde, herausgegeben von Harrys“ 519
Luther, „Geſchichten aus dem jetzigen Volksleben“ 808
Maier, „Die Geſchichte des Fürſtenthums Neuenburg“ 473
Mantis, „Goethe im Fegefeuer“ 628
„Militäriſche Unterhaltungsbibliothek, herausgegeben von Pflug“ 918
Möbius, „Katechismus der deutſchen Literaturgeſchichte“. 518
Müller, „Berliner ſtatiſtiſches Jahrbuch für 1854“. 556
Nonſens, „Der Opernhausball“. 629
Paldamus, „Das deutſche Theater der Gegenwart“. 877
„Pharus am Meere des Lebens“ 669
Raimund, „Zwei Bräute“ 332
Rönne, „Das Staatsrecht der preußiſchen Monarchie“ 32
Rotteck und Welcker, „Staats-Lexikon“ 439
Rußdorf, „Lehrbuch der Geſundheitspflege“ 259

Seite

„Saat und Garben“ 670
Sack, „Drei Dankpredigten über die von dem Großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag ꝛc.“ 592
Schaub, „Aehre und Garbe“ 670
Schneider, „Handbuch der Erdbeschreibung und Staatenkunde“ 181
Schwarz, „Die Chemie und Industrie unserer Zeit“ 77
Stangenberger, „Naturgeschichte für die Volksschule“ 137
Thienemann, „Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Riedinger“ 221
Ule, „Physikalische Bilder im Geiste kosmischer Anschauung“ 471
„Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon“ 294. 438
„Unter dem Doppeladler“, herausgegeben von Pflug 918
Vischer, „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland“ 667
„Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schad“ fünften Bandes erstes und zweites Heft 432
„ „ „ „ Sechsten Bandes erstes Heft . . 515
„Westward Ho! Britische und amerikanische Gedichte, übersetzt von Elze“. . 519
Wickede, „Erzählungen eines östreichischen Veteranen“ 917
—, „Der Sohn des Regiments. Oestreichische Soldatengeschichten“ . . 917
Winterfeld, „Soldatenleid — Soldatenlust“ 919
—, „Garnisongeschichten“ 919
Wohlfahrt, „Pädagogisches Schatzkästlein“ 670
„Zeitschrift für die allgemeine Erdkunde“ 179
Zimmermann, „Geschichte des großen Bauernkriegs“ 468

Correspondenzen.

Aus Baden 145
— Berlin 79. 184. 296. 443. 630
— Breslau 671. 880
— Brüssel 411. 635. 776. 919
— Frankfurt a. M. 34
— Hamburg 337. 811
— Hannover 440. 780
— Kassel 224. 408
— Köln 676
— Königsberg 357
— Konstantinopel 36
— München 236
— Oldenburg 847
— Paris 116. 368. 520. 748
— Pommern 41. 595
— Prag 851
Vom Rhein 563. 922
Aus Steiermark 844
— Stuttgart 713

Seite
Aus Südfrankreich 715
— Westfalen 141. 474

Notizen 45. 86. 117. 148. 189. 228. 269. 302. 341. 373. 415. 446. 476. 524. 567. 597. 638. 678. 718. 750. 782. 814. 854. 885. 924. 957.

Anzeigen.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 1.** 1. Januar 1857.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ueber Brachvogel's Trauerspiel „Narciß". Von **Karl Rosenkranz.** — Was man in Paris verzehrt. Von **J. E. Horn.** — Der Waldbrand. Von **Rudolf Gottschall.** — Literatur und Kunst. Ein neues Epos von Paul Heyse. (Heyse, „Die Braut von Cypern".) — Staatswissenschaft. („Das Staats-Lexikon von Rotteck und Welcker"; Rönne, „Das Staatsrecht der preußischen Monarchie".) — Correspondenz. (Aus Frankfurt a. M. — Aus Konstantinopel. — Aus Pommern.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Brachvogel's Trauerspiel „Narciß".

Von
Karl Rosenkranz.

Das außerordentliche Interesse, welches das Trauerspiel „Narciß" von Brachvogel erregt hat, wird es rechtfertigen, wenn wir ihm in den folgenden Zeilen eine einlaßlichere Beurtheilung zuwenden, als in dem Raum gewöhnlicher Correspondenzberichte möglich ist. Wir gönnen dem Dichter die errungenen Erfolge von Herzen, aber wir wünschen auch dem Publicum eine tiefere Erkenntniß, um die Eigenthümlichkeit dieses Stücks richtig zu würdigen. Da es noch nicht gedruckt ist, so werden wir unsern Lesern wol eine kurze Angabe des Inhalts schuldig sein; allein auch abgesehen von solcher Beziehung, wird sie sich für die Kritik zweckmäßig erweisen.

In dem bekannten, von Goethe übersetzten Dialog, „Rameau's Neffe" von Diderot, spricht Rameau gegen das Ende von seiner Frau. Er

schildert ihre reizende Erscheinung, ihre unwiderstehliche Koketterie. Er erzählt, wie er sie angespornt habe, ihre Jugend, Schönheit, Anmuth geltend zu machen. Er gesteht, einen großen Plan mit ihr gehabt zu haben, von ihrer Liebenswürdigkeit Gewinn zu ziehen, wo möglich durch Eroberung eines Generalpächters. Allein sie habe zu viel Einsicht gehabt; sie habe ihn nur zu gut begriffen und eines Tags habe er sie für immer verloren.

Auf diese Andeutung des bizarren Musikers, des Neffen des berühmten Rameau, baut Brachvogel eine Fiction, die ganz ihm allein gehört, nämlich, daß eben diese niedliche Kokette nach ihrem Verschwinden erst die Frau des Finanzpächters d'Etoiles, dann, als Marquise von Pompadour, die Maitresse Ludwig's XV. geworden sei. Sie ist inzwischen alt und kränklich geworden, will aber nicht vom Leben scheiden, ohne nicht das höchste Ziel ihres Ehrgeizes, die Krone selbst, erreicht zu haben. Der schwache König hat schon eingewilligt, sich von seiner Gemahlin, Maria Leszczyńska, scheiden und mit der Pompadour trauen zu lassen.

Der Anhang der Königin ist außer sich über diesen Schritt, der ganz naherückt, da auch der Papst schon dem Könige Dispens gegeben hat. Wie aber soll man die Heirath unmöglich machen? Wie soll man der allvermögenden Pompadour, die der Wirklichkeit nach die Stelle der Königin einnimmt, mit Nachdruck entgegentreten? Steht nicht auch der Premierminister Choiseul auf ihrer Seite? Woran soll man anknüpfen? Welche Hebel soll man in Bewegung setzen?

Der Zufall hilft. Auf einer Promenade auf den Boulevards ist die Pompadour vor einigen Tagen beim Anblick eines unscheinbaren, ärmlich gekleideten Mannes mit dem Ausruf: Narciß! in Ohnmacht gesunken. Wenn eine Pompadour, einem Manne gegenüber, in Ohnmacht sinkt, so muß dieser Mann, auf welcher Staffel der Gesellschaft er stehe, für sie wenigstens von großer Bedeutung sein. Er muß wenigstens mit ihrem ersten der Welt bekannten Mann, dem Finanzpächter d'Etoiles, überraschende Aehnlichkeit haben. Man berechnet, daß ihrer schwankenden Gesundheit durch den Wiederanblick dieses Mannes ein heftiger, vielleicht ein letzter Stoß gegeben werden könne.

Aber wenn man nur wüßte, wer dieser Narciß eigentlich ist; wie soll man ihn im großen Paris ausfinden, wie ihn gewinnen? Indem man im Salon, wo die Encyklopädisten versammelt sind und Diderot zu einem Vortrag erwarten, darüber nachsinnt, macht dieser, als er endlich kommt, der Verlegenheit ein Ende: denn er kennt diesen Narciß vom Kaffeehause her, wo er öfter mit ihm plaudert. Auch die Schauspielerin Quinault kennt ihn und ist für ihn eingenommen. Narciß ist ein armer Musiker, ein Neffe des großen Componisten Rameau, ein wunderlicher

Kauz, ein cyniſcher Philoſoph, der aller Welt die Wahrheit ſagt, der, ſeinen Hunger zu ſtillen, den Paraſiten des Reichen ſpielt, ohne doch innerlichſt ſeine Unabhängigkeitsluſt aufzugeben. Diderot führt ihn, nachdem er ihn von der Straße, auf der er ihn vom Fenſter aus erblickt, hat heraufrufen laſſen, bei der vornehmen Geſellſchaft ein und man verſichert ſich während eines lebhaften Wortſcharmützels der Identität ſeiner Perſon mit der jenes Narciß auf den Boulevards. Um ihn im rechten Augenblick benutzen zu können, nimmt ihn die Schauſpielerin Quinault in ihre Wohnung, wo er gleichſam conſignirt wird und gut zu eſſen und zu trinken im Ueberfluß erhält.

Im zweiten Act ſehen wir den Miniſter Choiſeul, wie er mit dem Grafen Dubarry, dem Kammerherrn des Königs, ſich über die augenblickliche Lage zu verſtändigen ſucht. Er iſt nicht abgeneigt, die Pompadour zu opfern, ſchwankt aber, da ihm die Zukunft, falls ſie ſtürbe, noch nicht klar iſt. Die Königin ſelbſt wendet ſich durch Saint-Lambert an ihn, ſeine Unterſtützung zu erhalten. Narciß treffen wir bei der Quinault, die ihm den Vorwurf macht, allem Höhern, aller Begeiſterung für Ideen, aller edeln Liebe fremd zu ſein: ein Vorwurf, den er ſchon im Salon der Encyklopädiſten vernehmen mußte. Um ſich vor der Quinault zu entſchuldigen, erzählt er ihr, daß er verheirathet geweſen ſei. Er habe ſeine Frau unendlich geliebt, aber ſie habe bei ihm viel Elend zu dulden gehabt und ſei daher, um nicht länger zu darben, eines guten Tags nicht wiedergekommen. Ihr Verluſt habe ihm das Herz zerriſſen. Er könne ſie nie vergeſſen; er ſuche ſie noch immer, denn er wiſſe, daß ſie noch lebe, daß ſie eine reiche, vornehme Dame geworden. Durch ſeinen Onkel Rameau habe ſie ihm einſt 10,000 Livres bieten laſſen, wenn er Frankreich für immer verlaſſen wolle. In der weichen Stimmung, mit welcher dieſe Erinnerungen ihn erfüllen, gelobt er der Quinault, ſein verlorenes Leben durch eine große That, die ſie ihm in Ausſicht ſtellt, zu adeln, zu verwerthen. Sie kann ihm nur ungefähr ſagen, daß es ſich um die Rettung der Ehre der Königin handle.

Nun erſt erſcheint im dritten Acte die Pompadour. So ſchwach und hinfällig ſie iſt, hält ſie doch einen Hof und entwickelt unter Nervenkriſen die große Elaſticität ihres Geiſtes, zu zeigen, wie kräftig ſie ſich noch fühle. Nachdem ſie die Hofleute hat abtreten laſſen, behält ſie nur Choiſeul zurück. Sie ſchließt ſich ihm ganz auf, indem ſie ihm geſteht, weder den Finanzpächter d'Etoiles, noch den König, noch ihn, ſondern nur einen armen Muſiker, Narciß Rameau, geliebt zu haben und muthet ihm, der ſich von ihr geliebt glaubt, zu, nach ihrer Erhebung zur Königin für dieſen Narciß Sorge zu tragen. Oft habe ſie ihm zwar durch ſeinen Oheim große Summen zukommen laſſen, aber leider habe ſie erfahren, daß der geldgierige Maeſtro ſie unterſchlagen habe. So habe

der einzig von ihr geliebte Mann sein dunkles Loos in bitterer Noth verbracht und vor einigen Tagen habe sie ihn zufällig auf den Boulevards in Lumpen erblickt. Diese Mittheilungen bestimmen den sehr wankenden Choiseul, auf dessen dauernde Freundschaft sie vertraut, von ihr entschieden abzuspringen und zur Partei der Königin überzugehen. Da er nun das Geheimniß der Pompadour kennt, so beschließt er, sie mit der überraschenden Erscheinung des geliebten Narciß, den die Polizei ihm schon aufgesucht hat, zu schrecken, wo möglich zu tödten. Er will die Ceremonie der Trauung durch ein Drama einleiten lassen, in welchem die Quinault als Athalie der Maitresse anzügliche Wahrheiten sagen und Rameau als Samuel sie mit dem ganzen Grimm seines Fluchs überschütten soll.

Im vierten Acte enthüllt sich uns der innerste, an Wahnsinn streifende Zustand Rameau's. In den prächtigen Zimmern der Schauspielerin, im Comfort des Lebens, fängt er an, sich zu langweilen. Er sehnt sich nach dem Dunst und Geräusch und Geschwätz der Kneipe, wo er mit Menschen plaudern, scherzen, sich ärgern, lachen und weinen kann. Er vertieft sich in zärtliche Visionen. Er wohnt in Gedanken seinem Leichenbegängniß bei. Er monologisirt über das Schicksal des Menschen mit der sarkastischen Laune eines Pessimisten. Da er gerade nicht, wie Hamlet, Todtenschädel zur Hand hat, so unterhält er sich mit einer Pagode auf dem Nipptische, die zu allen seinen verzweiflungsvollen Fragen ihr dummes Ja nickt. Zu rechter Zeit erscheint die Quinault. Im Gespräch mit ihr sucht er die Vorgeschichte der Pompadour zu durchdringen. Es durchzuckt ihn unstreitig eine Ahnung, daß sie seine Frau sein könne. Die Versicherung, daß sie vor dem Finanzpächter d'Etoiles nicht verheirathet gewesen sei, kann ihn nicht schlechthin überzeugen. Wie sollte man sonst seine Aufregung, wie sich die Leidenschaft erklären, mit welcher er, der Skeptiker, hinkniet, dem unbekannten Etwas über uns zu danken, welches so wunderbar Gerechtigkeit zu üben verstehe? Wie soll man sich ohne solche Ahnung erklären, daß er, als Choiseul ihn und die Quinault die erste Scene der „Athalie" zur Probe lesen läßt, das Blatt fortwirft und sein Pathos mit einer Empörung ausspricht, die Choiseul für ein Meisterstück der Kunst nimmt, während sie offenbar Naturwahrheit ist? Die Königin, die mit dem Prinzen von Conti schon zur Flucht nach Lothringen zu ihrem Vater Stanislaus bereit war, wird von der Quinault, ihrer Freundin, von Allem unterrichtet und bleibt nun, den Effect abzuwarten.

Nun hat im letzten Act die Intrigue ihren Gang. Die Ceremonie der Trauung steht in Aussicht. Den Tag zuvor will die Pompadour einer Aufführung der Probe beiwohnen. Sie fühlt sich wohler als sonst und nimmt im Armsessel Platz. Die Quinault erfährt jetzt durch Choi-

ſeul, daß Narciß der Gatte der Pompadour und kann nur mühſam als Athalie ihre Invectiven gegen ſie ſchleudern. Auf ihr endliches Stichwort ſtürzt Narciß in derſelben Kleidung hervor, in welcher die Pompadour ihn erblickt hat. Dieſe iſt entzückt von ſeinem Wiederſehen. Mit dem Ausruf: Mein Weib! fliegt Narciß in ihre Arme. Er kniet zu ihren Füßen. Sie beugt ſich über ihn hinweg und Beide ſchwelgen in langentbehrter, ſüßeſter Zärtlichkeit. Sie fühlt alles Leben in ſich von neuem beſeelt. Der gewünſchte und erwartete Tod hat nicht die Gefälligkeit, ſich einzuſtellen. Mit tiefer Verachtung wendet ſie ſich zu Choiſeul und dem Hofe und triumphirt über ihre Gegner mit der Drohung, noch zu leben, noch lange zu leben. Sie fodert, daß man ſofort Alles dem Könige melde: aber Saint-Lambert, der die Schloßwache hat und zur Partei der Königin gehört, gehorcht dem Befehle nicht. Gerade durch dieſe halbſittliche Entrüſtung der Pompadour über die Höflingscabale, gerade durch dieſe Machtäußerung der Maitreſſe des Königs ſcheint aber Narciß nur zu ſchmerzlich daran erinnert zu werden, was ſeine geliebte Jeannette geworden. Er reißt ſich von ihr los, überhäuft ſie mit Verwünſchungen, wirft die Flehende unter Flüchen, welche ſie anklagen, vom Mark des Landes geſchwelgt zu haben, während er gedarbt habe, wie eine Vogelſcheuche in den Prunkſeſſel nieder, worauf ſie zur Freude Choiſeul's und der Uebrigen ſtirbt. Er ſelbſt aber wird faſt wahnſinnig und brüllt in heißen krachenden Tönen eine Viſion aus, worin er die Schrecken einer kommenden blutigen Revolution als das Gericht Gottes über die Sünden der frivolen Hofwirthſchaft heraufbeſchwört. Dann bricht er in Convulſionen zuſammen und ſtirbt. Die Quinault ſpricht zum Schluß noch einige verſöhnende Worte, daß der prophezeiten gräßlichen Zeit auch wieder eine beſſere folgen werde.

Dies iſt der Verlauf der Handlung, bei deſſen Erzählung wir uns aller Einrede enthalten haben, um ihn ſo hinzuſtellen, wie wir glauben, daß er in der Combination des Dichters ſelber exiſtirt. Wir wollen uns nicht auf die Frage nach der äußern Wahrſcheinlichkeit einlaſſen, z. B. ob in der That die Pompadour die Frau des armen Rameau geweſen. Dies zu fragen, wäre lächerlich, da es hiſtoriſch nicht der Fall iſt. War ſie doch auch nicht, wie es im Drama heißt, die Tochter eines Gewürzkrämers, ſondern eines Landbeſitzers. Rameau verſichert, ſie ſei ihm zugelaufen, ohne ihm jemals ihre Aeltern zu nennen; eine ſehr gewaltſame Fiction, ihn in der Unmöglichkeit zu erhalten, ihr nachzuſpüren. Ob die Pompadour jemals eine Intrigue gegen die Königin geſpielt hat, dieſer die Krone zu rauben; ob der Papſt ſeine Einwilligung zur Scheidung gegeben — wir wiſſen es nicht. Ob es wahrſcheinlich iſt, daß Narciß, ein Pflaſtertreter, in 20 Jahren, wie er verſichert, nie dazu gekommen, die Pompadour zu ſehen — wir glauben es nicht. Ob es

wahrſcheinlich iſt, daß eine kranke Frau, die alle Kraft der Selbſtbeherrſchung aufbieten muß, ſich aufrechtzuerhalten, ihre Trauung durch Aufführung einer langen Tragödie feiern wird — wir bezweifeln es. Sie ſelbſt bemerkt, daß des Königs wegen, ſeine abgeſtumpfte Sinnlichkeit zu erhalten, ein pikantes Ballet eingelegt werden müſſe.

Doch wir wollen von allen ſolchen Inconvenienzen abſehen, wir wollen dem Dichter alle Freiheit der Fiction gönnen und uns ganz innerhalb derſelben halten: ſo müſſen wir fragen, wo der Schwerpunkt der Handlung bei ihm liege.

Der allgemeine Hintergrund, auf welchem das Drama ſich bewegt, iſt der Gegenſatz der Königin und der Pompadour. Jene ſoll geſchieden werden, damit dieſe, die Maitreſſe, auch der Form nach werde, was ſie längſt der That nach iſt, Königin. Der wahrhaft Schuldige iſt der ſchwache und wollüſtige König, der aber ſelbſt gar nicht zum Vorſchein kommt, obwol erſt durch den Zurückgang auf ihn das Pathos ſich zur Entſchiedenheit und Kraft hätte erheben können, während ſo dem Ganzen die Spitze abgebrochen iſt. Die Königin mit ihrem Anhang repräſentirt das ſittliche Intereſſe, die Pompadour das ſittliche Verderben. Der Königin gegenüber entbehrt dieſe jeder ethiſchen Berechtigung: denn ſelbſt ihr unſittliches Verhältniß zum König iſt nicht durch wirkliche Liebe zu ihm mindeſtens entſchuldigt. Sie hat ihn nie geliebt, iſt ſich deſſen bewußt und hat nur ihrem Ehrgeiz, ihrer Genußſucht gehuldigt. Durch die Anſtrengung, mittels der Trauung die Schmach von ihrem entwürdigten Leben äußerlich hinwegzunehmen, empfängt ſie den Schein einer ſittlichen Velleität. Allein das Mittel, ohne welches ſie dieſen Zweck nicht erreichen kann, die Scheidung der Königin, die Aufopferung einer an ſich Schuldloſen, befleckt dies Streben wieder mit Unſittlichkeit. Die Königin ihrerſeits ſpricht nun zwar ihren Abſcheu gegen die Pompadour aus und will, falls ihre Gegnerin ſiegt, zu ihrem Vater fliehen. Aber ſie handelt zu wenig ſelbſt. Sie läßt es geſchehen, daß man für ſie handelt. Das Mittel aber, durch welches man ſie zu retten hofft, iſt ebenfalls ein unſittliches: denn, wie man ſich auch wenden möge, ſo bleibt es doch endlich dabei, daß man die Pompadour durch den ſubtilen Mord eines pſychologiſchen Zwanges tödten will. Choiſeul ſagt zwar, er habe nicht gerade den Vorſatz, ſie zu tödten: aber wenn ſie bei dem beabſichtigten Experiment ſtürbe, würde es ihm, der Königin, ja dem König, den ſie nicht mehr zu reizen vermag, angenehm ſein. Ein ſolcher Mord, an einem Weibe von Vielen ausgeführt, iſt ein ſcheußlicher Gegenſtand, bildet hier aber den Mittelpunkt der Handlung. Franz Moor wirkt auch auf ſeinen alten Vater durch pſychologiſchen Zwang: aber er thut es allein, er thut es als raffinirter Teufel, er thut es ſelbſt, als ein Ungeheuer, das aus den Schranken der menſchlichen Natur getreten

iſt, vor deſſen infernaler Größe wir erbeben, den wir aber ſpäter vor den ewigen Geſetzen der Welt ohnmächtig zuſammenbrechen und von den Furien der Verzweiflung ergriffen ſehen. Hier aber wird dieſer Mord als etwas Unſchuldiges, ja ſittlich Schönes betrieben und nach ſeiner Vollbringung durch einen völlig ſchuldloſen Menſchen erfreuen ſich die ihn Ueberlebenden der Früchte ihrer Machination. Hätte die Pompadour die Nemeſis als die im Dunkeln wandelnde Göttin der ſtrafenden Gerechtigkeit in der Perſon ihres Gatten ſich ſelbſt zur Richterin heraufbeſchworen, ſo war dies tragiſch. Allein ſie fällt in einem Moment, wo ihr beſſeres Weſen durch allen Wuſt ihres Lebens ſich an dem Gefühl ihrer erſten, wahren Liebe hindurcharbeitet; in einem Moment, wo ſie in dieſem Gefühl ſich den elenden Hofſchranzen, welche ſie durchſchaut, vollkommen überlegen zeigt. Für eine ſolche widrige Handlung, als jener feige Mord, kann man ſich nicht aufrichtig intereſſiren und wird über ihre Unſittlichkeit nur durch die Phraſen getäuſcht, in denen von ihr geſprochen wird. Dies iſt, was die allgemeine Handlung angeht, der Grundfehler des Stücks. Die Colliſion, die zwiſchen der Königin und der Pompadour vorliegt, iſt nicht tragiſch: denn daß die Letztere des Königs Maitreſſe geworden, iſt nur indirect ihre Schuld, direct die Schuld des Königs, der aber, wie bemerkt, gar nicht ins Spiel kommt. Daß die Pompadour, die factiſche Königin, es auch noch ausdrücklich, auch der Form nach, werden will, iſt ihr nicht zu verargen und gewiſſermaßen noch eine äußerliche Verſittlichung ihrer Schande. Daß ihr dies Ziel zu erreichen möglich wird, iſt wiederum Schuld des Königs, allein auch Schuld der Königin, die ſolange ſchon in einer ſolchen Entehrung, in einer ſolchen Scheinehe zu leben, die ſolange ſchon eine ſolche Nebenbuhlerin zu ertragen vermocht hat. Mußte die Königin nicht im Grunde froh ſein, von einer Ehe erlöſt zu werden, die eine fortwährende Herabwürdigung ihrer Perſon enthält? Mußte ſie nicht ſelbſt die Scheidung beantragen, zumal es klar genug hingeſtellt wird, daß, falls der Sturz der Pompadour gelänge, doch deswegen die Königin noch nicht die ihr gebührende Stelle wiedereinnehmen, vielmehr aufs neue durch eine andere Maitreſſe in den Schatten gedrängt werden würde? Der Kammerherr Graf Dubarry ſieht dies ebenſo klar ein als der Miniſter Choiſeul, und in der That war es nach dem Tode der Pompadour die Dubarry, die den ſinnlichen König feſſelte und bis an ſeinen Tod beherrſchte. Folglich iſt es nicht ſowol ein tieferes ſittliches Gefühl, wodurch die Königin beſtimmt wird, als vielmehr nur der Ehrgeiz, vor aller Welt einer Buhlerin auf dem Throne weichen zu müſſen. Das iſt traurig, aber tragiſch iſt es nicht: denn das Mitleid allein motivirt kein tragiſches Pathos. Die Pompadour iſt ſo wenig eine Heldin als die Königin. Und doch iſt die Erſtere es immerhin eher als die Zweite:

denn sie muß arbeiten, sich, da sie ihr Gestirn sinken fühlt, noch oben zu erhalten. Sie muß ihrer Umgebung noch durch ihren Geist und ihre Willenskraft imponiren. Sie muß all ihre Kraft zusammennehmen, in ihrem kränklichen Zustande, an der Schwelle des Todes, sich den letzten Preis ihrer Schmach, die Krone, zu erobern. Sie steht der Intrigue, welche man gegen sie spinnt, ganz allein gegenüber und gewinnt im Trotz gegen dieselbe einen Anflug von Heroismus, wenn anders die in sich zusammengepreßte Energie der Selbstsucht so genannt werden darf.

Aus dem schlechthin Untragischen der fundamentalen Situation entspringt nun auch das Untragische der Ausführung. Denn die Handlung hat keinen Helden, falls wir nicht, wie oben bemerkt, die Pompadour für die Heldin nehmen wollen. Narciß soll der Held sein. Ein Held jedoch, auch in einem Trauerspiel, das von der Höhe des Kothurns herabsteigt, muß handeln, muß schuldig werden, muß leiden. Narciß leidet am Weltschmerz, am Unglück eines liebeleeren Lebens, aber nicht, weil er gehandelt hat, nicht, weil er handeln will. Seinen Gefühlen sich hinzugeben, zu reflectiren, zu träumen, sich gehen zu lassen, als der Universalnarr seines Jahrhunderts epigrammatische Pfeile treffenden Witzes zu schleudern, ist sein Element; zu handeln ist ihm fremd. Er soll aber der Held sein, dem man eine göttlich-schöne That auszuführen verspricht. Und worin besteht sie unmittelbar? In dem passiven Erscheinen vor der Pompadour, von dem man irgendwelche nachtheilige Wirkung für dieselbe erwartet. Ein solches Sichsehenlassen kann man unstreitig keine That nennen. Mittelbar besteht seine That in der Rettung der Königin. Sollte dieses aber wirklich seine That sein, so müßte er selbst ein Interesse daran haben, so müßte er sie als den eigenen Zweck seines Lebens erkennen und selbst ihre Vollbringung leiten, während dies Alles dem eitlen und selbstsüchtigen Choiseul zufällt. Narciß ist ein bloßes Werkzeug einer Partei und durch diese Stellung entsteht ein Widerspruch in ihm, der ihm alle tragische Würde raubt. Oreſtes wird auch von seiner Schwester Elektra zum Morde seiner Mutter absichtlich herangezogen: aber es ist der eigene Vater, den er zu rächen hat und er vollbringt die grauenhafte That mit dem ganzen Bewußtsein ihrer Bedeutung, er erfüllt in ihr eine Pflicht. Die Quinault dagegen überredet Narciß zu einem Gelübde, für die Rettung der Königin thätig zu sein, ohne ihm zu sagen, um was es sich eigentlich handelt, noch auch wie man handeln wolle. Er fürchtet selbst, wie er sagt, die Katze zu sein, welche für Andere die Kastanien aus der Asche holen soll. Wie in Hebbel's „Julie" Graf Bertram sich mit Julien verheirathet, um doch, als ein vom Geschick schon confiscirter Mensch, noch zu irgendetwas zu nützen, so will auch Rameau nach einem Leben, das ihm plötzlich als inhaltlos und verfehlt erscheint, sich zu etwas Gutem opfern.

Aber ein ſich Opfern ins Blaue hinein, ohne Klarheit der Motive, ohne Beſtimmtheit des Zwecks, ohne Einſicht in die Mittel, iſt nicht tragiſch, eher komiſch, vor allem aber kindiſch und eines Mannes unwürdig. Narciß macht ſich zum willenloſen Organ einer Partei, die er nicht kennt. Er äußert ſelbſt den Zweifel, ob er recht thue: aber die Quinault beruhigt ihn, indem ſie erklärt, ihm mit dem Höchſten, was das Weib beſitze, mit ihrer weiblichen Ehre dafür zu bürgen. Die göttlich-ſchöne That, für welche ſie ſchwärmt und zu deren Vollbringung ſie ihm Begeiſterung einredet, bleibt alſo für ihn zunächſt eine unbekannte Größe. Dem ſkeptiſchen Philoſophen Narciß, dem, wie er ſelbſt verſichert, das Vaterland höchſt gleichgültig iſt, dem cyniſchen Spötter, der den Egoismus der Andern ſo klar durchſchaut, wird eine Handlung aufgebürdet, die ihm an ſich völlig fremd und unverſtändlich iſt. Außer dem Mitleiden iſt nach Ariſtoteles Furcht der zweite Factor in den tragiſchen Gefühlen. Mitleid können wir nun wol mit Narciß haben, weil er ſeine Frau verloren hat und ſie noch immer ſucht; was wir aber für ihn fürchten ſollten, falls ſeine Erſcheinung auf die Pompadour ohne alle Wirkung bliebe, iſt nicht einzuſehen und es iſt lächerlich, wenn dieſe theatraliſche Phantasmagorie wie eine entſetzliche Verſchwörung behandelt wird, an deren Spitze man ihn als enfant perdu ſtellt. Unbegreiflich aber bleibt es überhaupt, daß ein ſo kluger Menſch wie Choiſeul noch eine ſo große Wichtigkeit auf die Theateraufführung legt, nachdem er durch das Vertrauen der Pompadour ſelbſt in das Geheimniß ihres Lebens eingeweiht worden iſt und dadurch das Mittel beſitzt, ſie ſofort als der Bigamie verfallend zu compromittiren. Aber freilich, dann wäre ja der Tod der Pompadour durch den Wiederanblick ihres Mannes unmöglich geworden; das ganze Trauerſpiel wäre aufgehoben und ſo wird denn die Löſung dem Zufall anheimgegeben.

Wenn nun Narciß kein tragiſcher Held iſt, wenn weder die Herbeiführung der Colliſion noch die Löſung derſelben ſein Werk iſt, ſo könnte man vielleicht annehmen, daß der Dichter das tragiſche Pathos ganz wo anders hingelegt habe, nämlich in den Gegenſatz zwiſchen Narciß und der Pompadour, wie ſie Beide durch den Verluſt ihrer Liebe im Leben unbefriedigt geblieben ſind. Wir wollen alſo annehmen, daß er in der Pompadour das Weib habe ſchildern wollen, welches allen Ehrgeiz geſättigt, allen irdiſchen Genuß ausgekoſtet und doch im Herzen ſtets die Lücke gefühlt habe, nicht Dem zu leben, den ſie einzig liebte, dem armen Muſiker. Wir wollen in dieſem den Mann ſehen, der ſich in die Dunkelheit eines bedeutungsloſen, von allem Anſpruch entfernten Daſeins verborgen und doch in aller Wüſtheit ſeiner zerriſſenen Proletarierexiſtenz das Weib ſeiner Jugend, die friſche Liebe deſſelben, nie habe vergeſſen können. Iſt ein ſolcher Gegenſatz der äußern Macht-

ſtellung irdiſchen Glanzes und des namenloſen Dunkels der dürftigen Exiſtenz ſchon tragiſch? Durchaus nicht. Iſt das Gefühl der Liebe, der unglücklich gewordenen Liebe, ſchon tragiſch? Ebenſo wenig. Zum Tragiſchen gehört Handlung, Schuld, Leiden. Bloße Lyrik aber iſt noch keine Tragik. Narciß behauptet von ſich, alt und ſchlecht geworden zu ſein, weil er ſeine Frau verloren habe. Daß die Pompadour ſchlecht geworden, wird Niemand, auch ohne ihr Geſtändniß, bezweifeln. Iſt aber die Pompadour ſchlecht geworden, weil ſie den Narciß immer geliebt hat? Keineswegs. Ehrgeiz, Wolluſt, Herrſchſucht haben ſie demoraliſirt, während gerade jene Liebe noch als ein Heiligthum erſcheint, worin ſich das höhere Menſchliche, das Gemüth, bei ihr geflüchtet hat und an welches ihre Wiedergeburt zu einem beſſern Daſein noch anzuknüpfen vermöchte. Iſt nun gar Narciß ſchlecht geworden, wie er meint, weil er ſeine Frau verloren und ſich in Sehnſucht nach ihr verzehrt hat? Die Schauſpielerin Quinault, ja die Epinay, machen ihm zwar Vorwürfe, daß er des Lebens in Ideen, der Begeiſterung für das Edle, nicht fähig ſcheine. Die Quinault bemitleidet ihn darum und er nennt ſich, ihrer moraliſchen Predigt gegenüber, ſchlecht geworden. Allein iſt dies Wahrheit? Stimmt dieſe Verſicherung mit dem Narciß, den uns der Dichter darſtellt? Narciß iſt arm, aber ohne zu betteln; er iſt ſatiriſch, aber ohne perſönliches Intereſſe; er verletzt, aber nur, weil er ohne Rückhalt die Wahrheit ſagt. Man ſchilt ihn darob einen Narren, allein Niemand wagt auch nur anzudeuten, daß er ihn für ſchlecht halte. Im Gegentheil: Narciß iſt es, welcher der vornehmen Geſellſchaft gegenüber ſagt, daß er wenigſtens, wie kümmerlich ſein Daſein auch oft geweſen, ſich doch niemals habe verachten dürfen. Als man ihm den Mangel für die allgemeinen Intereſſen der Menſchheit vorwirft, weiſt er den Vorwurf dadurch ſchlagend zurück, daß er das perſönliche Intereſſe aufdeckt, ohne welches man ſich um ihn niemals gekümmert und von der Straße in den Salon hinaufgebeten haben würde. Er zeigt die Heuchelei der vornehmen Geſellſchaft, die, mit den Phraſen von Geiſt, Edelmuth, Patriotismus, Aufopferung im Munde, doch nur dem eigenſten Egoismus fröhnt. Der Dichter führt ihn ein, wie er, in ſich verſunken, eine Melodie trällert und von ihr entzückt iſt, alſo als einen Menſchen, der vom Reiz des Schönen ohne alles Intereſſe bezaubert werden kann. Er führt ihn uns in einem langen Monologe vor, worin er ihn als einen Tiefſinnigen erſcheinen läßt, den der Zweifel über das Weſen Gottes und die Beſtimmung der Menſchheit quält und den die Erinnerung pauſenweiſe in ein Traumbild ſeines frühern Glücks verſinken läßt, um aus ihm mit Schrecken und Hohnlachen zu einer leeren Gegenwart zu erwachen. In den glühendſten Ausdrücken preiſt er die Sehnſucht als den köſtlichſten Schatz der Menſchenbruſt. Ja, er kniet

und betet ſogar voll Inbrunſt. Wenn er daher ſich ſelber Schlechtigkeit nachſagt, ſo kann das nur im ironiſchen, nicht im moraliſchen Sinne wahr ſein, wobei wir nicht verhehlen wollen, daß die Art und Weiſe, wie der Dichter ihn öfters von ſeinem Hunger reden läßt, nichts von dem Humor an ſich trägt, den Diderot in dieſe Seite Rameau's zu legen gewußt hat, noch zu dem ſentimentalen Schwunge paßt, in welchem er hier erſcheint. Wir müſſen alſo dieſe Hypotheſe, den Accent auf den Contraſt zwiſchen dem glänzenden, aber ſchuldbefleckten Leben der Pompadour und dem armſeligen, aber reinen Leben des Narciß zu legen, aufgeben; wir müſſen erkennen, daß die Conſequenz, aus unerfüllter Liebe die Demoraliſation eines Menſchen entſtehen zu laſſen, nichts Tragiſches, nur etwas Bedauernswürdiges, ja Verächtliches haben würde. Allein wir müſſen auch erkennen, daß weder auf Seiten der Pompadour noch auf Seiten Rameau's dieſe Conſequenz gezogen werden kann. Denn Jene hörte nicht auf, Narciß zu lieben, wurde aber ſchlecht, weil ſie die Armuth nicht mit ihm ertragen konnte; Dieſer hörte nicht auf, ſeine Jeannette zu lieben und in aller Dürftigkeit brav zu bleiben, weil er zwar ein Skeptiker wurde, aber zugleich als Cyniker zu entbehren verſtand.

Wenn nun ein ſubtiler Mord durch pſychologiſchen Zwang keine tragiſche Handlung iſt; wenn der Gegenſatz zwiſchen dem activen Ehrgeiz einer mächtigen Buhlerin und dem paſſiven einer machtloſen Fürſtin noch keine wahrhafte Colliſion zu erzeugen vermag; wenn Jemand, der die höchſte Aufgabe ſeines Lebens nicht ſelber findet, ſondern der ſich von Andern wie einen Selbſtſchuß verbrauchen läßt, den man aufs Gerathewohl in den Weg wirft, offenbar kein Held iſt; wenn die Kraft des Handelns nicht dem ſeinſollenden Helden, ſondern hauptſächlich ſeiner von ihm nicht einmal als Gegnerin gekannten Gegnerin zukommt; wenn die Abſicht nicht vorliegen kann, ein aus unglücklicher Liebe verlorenes Leben darzuſtellen: ſo werden wir wol eine andere Hypotheſe machen müſſen, die kaum noch eine andere ſein kann, als daß der Verfaſſer in Narciß ein Charaktergemälde habe aufſtellen wollen. Nehmen wir dieſe Vorausſetzung an, ſo erklärt ſich der Dichter ſelbſt für ſie durch den Titel ſeines Stücks. Das Drama erklärt ſich dafür: denn ſeine Expoſition iſt auf die Spannung angelegt, dieſen ſonderbaren Narciß, der eine Pompadour erbleichen machte, kennenzulernen. Das andauernde Intereſſe aller Andern concentrirt ſich in ihm. Das, was im Drama als die ſogenannte göttlich-ſchöne That gelten ſoll, wird ihm auf die Schultern gelegt und, nachdem durch ihn wirklich der Tod der Pompadour herbeigeführt worden, macht ſein eigener Tod den Schluß des Ganzen aus. Unverkennbar iſt er überdem der eigenthümlichſte aller dieſer Menſchen, die wohlgenährt, wohlgekleidet, feingebildet, über

Alles witzelnd, in gefälligen Manieren, ein Geſchäft daraus machen, ſich gegenſeitig zu betrügen. Von dieſer Seite ſteht der Miniſter Choiſeul dem Narciß gegenüber. Er, der Günſtling der Pompadour, welchen ſie zu Dem gemacht was er iſt, erſcheint zwar als der thätigſte für die Knüpfung und Löſung der Intrigue, deren mechaniſches Band er gleichſam ausmacht, wie Narciß den organiſchen Herzſchlag des Dramas: allein er iſt auch der zweideutigſte, der charakterloſeſte Höfling, der, zuerſt ſchwankend, wohin er ſich wenden ſolle, zuletzt die Pompadour an die Königin verräth. Auf der ekken Folie dieſer durch und durch corrumpirten Geſellſchaft hebt Narciß ſich als ein reiner Menſch hervor, der gleichſam unverſchämt genug iſt, Jedermann die Wahrheit zu ſagen; als ein Mann, der nicht in erlogenen edeln Empfindungen lebt, ſondern der noch wahre, tiefe und zarte Gefühle beſitzt, die er hinter Sarkasmen verſteckt oder nur dem Monologe vertraut; als ein Mann, der zwar verſichert, daß ihm alle Ideen gleichgültig ſeien, daß in der Welt Alles nur darauf ankomme, gut zu verdauen, daß, wenn man reich ſei, wenn man gut eſſen und trinken könne, Geiſt zu haben überflüſſig werde; der aber doch aus reinem Wohlwollen ſich von einem jungen Mädchen, das ihm Theilnahme zeigt, zur Aufopferung für Menſchen bewegen läßt, die er nicht einmal kennt. Und welche originelle Sprache! Wie witzig, wie abwechſelnd, wie bilderreich, wie friſch und pathetiſch iſt ihr Ausdruck gegen den glatten und flachen Ton der höfiſchen Convenienz! Nehmen wir Narciß aus dem Drama, ſo haben wir nichts als ein Intriguenſtück, als ein Converſationsſtück aus dem franzöſiſchen Hofleben, wie die letzten dreißig Jahre ſeit Victor Hugo's „Le Roi s'amuse" bis zum Ueberdruß gebracht haben. Nur durch dieſen originellen Charakter iſt dieſer ſoviel ausgebeuteten Welt noch wieder eine neue Seite abgewonnen worden. In ihm beſteht der glückliche Griff, den der Dichter gethan hat. Es iſt ihm gelungen, Narciß zum Spiegel zu machen, in welchem die Corruption der Geſellſchaft ſich anſchaut. Er hat dieſem melancholiſchen Grübler die ganze Verzweiflung eingehaucht, welche gerade die edelſten Menſchen ergreifen konnte, wenn ſie die Verſchwendung und die Laſter des Hofs auf Koſten der Nation bis zur ſittenloſeſten Frevelhaftigkeit fortraſen ſahen. Er hat dem ſterbenden Narciß einige herzdurchdringende Töne zu geben gewußt, in denen das ſchauerliche Vorgefühl der Revolution hervorbricht. Er hat ihn zu einem weltgeſchichtlichen Cenſor erhoben, welcher der Jeannette Poiſſon Alles vergibt, nur nicht, daß ſie eine Pompadour geworden. Die Verachtung und der Haß, den dieſe Maitreſſe erweckte, ſeit ſie im Verblühen ihrer Reize ſich in die Regierungsgeſchäfte miſchte, wird ihr von ihrem eigenen Mann, der ſie von ſich ſtößt, ins Geſicht geſchleudert. Wir irren wol nicht, wenn wir glauben, daß dieſe Kritik der Geſellſchaft es iſt, die dem Trauerſpiel

vorzüglich die Gunſt des Publicums erworben hat. Es iſt dankbar dafür, daß der Skepticismus ihm vom Theater aus einige Wahrheiten zuruft, die es heutzutage ſonſt nicht zu hören bekommt.

„Narciß" iſt alſo ein Charakterſtück. Iſt Narciß aber auch ein Charakter? Strenggenommen nicht. Es fehlt ihm an Einheit. Ein Charakter kann Widerſprüche in ſich bergen, aber es muß ihnen eine höhere Syntheſe zugrunde liegen, die in dem Entgegengeſetzten uns doch denſelben Menſchen durchfühlen läßt. In Narciß aber entdecken wir bald einen doppelten Menſchen, einerſeits einen cyniſchen Skeptiker, einen ethiſchen Indifferentiſten, einen Materialiſten, einen galligten Diogenes; andererſeits einen ſentimentalen Schwärmer, einen leidenſchaftlichen Liebenden, einen Enthuſiaſten, einen zum Selbſtopfer bereiten Seneca. Jener iſt der urſprüngliche Narciß, le neveu de Rameau, deſſen unvergleichliches Bild Diderot mit Ariſtophaniſcher Laune geſchaffen hat; dies iſt der von Brachvogel entdeckte, umgewandelte, zum Jeanpaulismus veredelte Narciß. Jener iſt der frivole Franzoſe, dieſer der ſchwermüthige Deutſche. Jener iſt eine Art pariſer Fallſtaff, dieſer eine Art berliner Hamlet. Dieſer Dualismus iſt alſo vorhanden. Im erſten Act erſcheint noch ein abgeſchwächtes Abbild des Diderot'ſchen Rameau; in den letzten Acten erblicken wir den deutſchen Reflexionshelden, der zwar noch einige ſatiriſche Reminiscenzen aus Diderot's Dialog ausſtreut, allein von Wehmuth und Sehnſucht ſchon ganz aufgelöſt iſt, ſodaß er auf ſein Knie ſinken und beten kann, eine für den Neffen Rameau's unerhörte, ja unmögliche Situation. Wir müſſen aber anerkennen, daß der Dichter ein ganz außerordentliches Geſchick bewieſen hat, den Uebergang von der ſelbſtbewußten cyniſchen Narrheit zum geheimen Wahnſinn und zu ſeiner moraliſchen Entrüſtung durch die Liebe Rameau's zu ſeinem Weibe zu vermitteln. Durch ſie iſt es möglich geworden, den Zwieſpalt der Naturen in Narciß ſcheinbar auszugleichen. Wir ſagen ſcheinbar: denn der Dichter läßt ja den Narciß an der Gebrochenheit ſeines Weſens untergehen. Warum ſoll ein Menſch nicht auch Widerſprüche in ſich haben? Warum ſoll er nicht an ihnen kranken und ſterben? Geht es doch wol den meiſten Sterblichen gerade ebenſo. Hieran müſſen wir uns erinnern, um den Schluß nicht unnatürlich zu finden. Durch die Confeſſionen Rameau's und der Pompadour wiſſen wir, daß ſie ſich noch immer leidenſchaftlich lieben. Es iſt daher pſychologiſch richtig, wenn der Dichter beim erſten Wiederſehen dies Gefühl ungehemmten Laufs hervorbrechen läßt. Wenn aber Rameau nach dieſer hinreißenden Scene die Pompadour mit äußerſter Schonungsloſigkeit behandelt, ſo contraſtirt dieſer Abſprung zu ſtark gegen die unwillkürliche Innigkeit, die noch eben Beide füreinander beſeelt hat. Zwei Naturen wie Rameau und die Pompadour mußten ſich verzeihen, ſobald ſie ſich nur

gewiß wurden, ſich immer geliebt zu haben. Hieran und an der Wahrheit der Liebe der Pompadour kann kein Zweifel ſein. Narciß wußte ja, daß ſie eine Maitreſſe geworden war. Wie hätte ſie ihm denn ſonſt 10,000 Livres können bieten laſſen, Frankreich zu verlaſſen? Und doch hatte er ſie nicht verabſcheut, doch hatte er ſie zu lieben nicht aufgehört. Die Liebe, die ſie einander bewahrt haben, könnte für Beide der Boden eines neuen Lebens werden. Allein eine ſolche Wendung hätte die ganze Pointe vernichtet, um die es ſchließlich zu thun war und ſo läßt Brachvogel den Narciß aus dem erſten Rauſch des Entzückens in den Grimm des ſentimentalen Reflexionshelden umſchlagen, der phariſäiſch und ungerecht genug iſt, alle Schuld nur in der Pompadour zu finden und ſogar den unedeln Vorwurf hören läßt, daß ſie in Ueppigkeit geſchwelgt habe, während er im Elend darben mußte. Der Dichter will in ihm gleichſam den ſtrafenden Geiſt des franzöſiſchen Volks darſtellen und hat daher dieſe rachſüchtige Stimmung des Narciß ſchon in jener Scene vorbereitet, in welcher ihn eine Ahnung überfliegt, daß ſeine Perſon wol mit dem Geſchick der Pompadour verflochten ſein könne.

Die innere Organiſation der Intrigue beruht auf der Anwendung des Schauſpiels im Schauſpiel. Zwar iſt Shakſpeare ſelbſt eine große Auctorität für dieſelbe: allein in der neuern Zeit hat man doch einen zu häufigen und bequemen Gebrauch davon gemacht. In Gutzkow's Stücken namentlich, in „Richard Savage", im „Urbild des Tartüffe", in „Lenz und Söhne", in „Ella Roſe" begegnen wir überall dem Theater im Theater. Brachvogel hat ſich an Shakſpeare's „Hamlet" dadurch mehr herangehalten, daß bei ihm ebenfalls ein pſychologiſch-moraliſcher Effect damit erzielt wird. Allein wie groß iſt der Unterſchied! Hamlet bedient ſich des Schauſpiels, das Mienenſpiel ſeiner Mutter und ſeines Oheims zu beobachten und das Gewiſſen des muthmaßlichen Mörders zu prüfen. Choiſeul aber, den die Pompadour für ihren Freund hält, bedient ſich des Schauſpiels, um die kränkliche Frau durch plötzliche Aufregung wo möglich zu tödten. Narciß iſt der Dolch, mit dem er nach ihrem Herzen zielt. Und ein gutes, ſanftes Mädchen wie die Quinault, und ein im Grunde guter Menſch wie Rameau, geben ſich zu dieſem Morde her. Dieſe Erfindung iſt daher durch ihre Armuth ebenſo langweilig als durch ihr verfeinertes Henkerthum empörend. Der Gedanke, gerade eine Athalie ſpielen zu laſſen, iſt bei dem Dichter vielleicht durch die Erinnerung an den Urſprung von Racine's „Athalie" entſtanden, der ſie für Frau von Maintenon zur Aufführung in Saint-Cyr verfaßte. Wer der Verfaſſer dieſer „Athalie" für die Pompadour ſein ſoll, wird als ein Geheimniß von Choiſeul behandelt.

Die Schauſpielerin Quinault, die etwas in Narciß verliebt iſt, vertritt gewiſſermaßen den Chor im Stücke. Daß ſie aber nach dem Tode

der unglücklichen Gatten nicht in größerer perſönlicher Erſchütterung ſpricht, ſondern einige allgemeine ſelbſtverſtändliche Reflexionen vorbringt, iſt etwas zu kahl. Sie konnte wol dem Peſſimismus Rameau's gegenüber auch den Optimismus der weitern Zukunft mit lebendigern Farben, mit einer kleinen viſionären Beimiſchung vertreten.

Die Geſellſchaft der Encyklopädiſten, die in Grimm's Salon das Stück eröffnet, iſt von dem Dichter ganz nach der gehäſſigen Weiſe aufgefaßt, wie ſie gewöhnlich in den Literatur- und Weltgeſchichten figurirt. Grimm und Holbach müſſen ſich, der Eine wegen ſeiner Polemik gegen Rouſſeau, der Andere wegen einer ihm zugeſchriebenen Doctrin vom intérêt personnel, von Narciß Sottiſen ſagen laſſen. Diderot, der ihn einführt, kommt noch mit einem blauen Auge davon, iſt ſonſt aber höchſt nüchtern hingeſtellt. Hätte dieſer große Mann, ohne welchen Hr. Brachvogel keinen Narciß ſchreiben konnte, nicht ſchon aus Dankbarkeit eine etwas geiſtreichere Darſtellung verdient?

Die Sprache des Dramas iſt Proſa, aber eine recht gewandte, lebhafte, gute Proſa. Die ſceniſche Behandlung iſt ſehr geſchickt. Ihre Kunſt verdeckt zum Theil die Mängel der innern Organiſation. Die Expoſition iſt in ihrem Anfang etwas lahm und hätte vielleicht mit Narciß im Kaffeehauſe oder auf ſeinem Dachſtübchen gemacht werden können. Alle Hauptrollen: Narciß, die Pompadour, Choiſeul, die Quinault und die Königin, ſind was die Schauſpieler dankbare Rollen zu nennen pflegen. Jede hat ihre Effectſtellen und zum Applaus einladenden Abgänge. Am beliebten Kleiderwechſel für die Damen fehlt es auch nicht. Narciß iſt durch ſeine Bizarrerie, durch ſeine Ungenirtheit, durch ſeine moraliſirende Declamation voller Anziehungskraft für jeden mit tüchtigen Lungen begabten Charakterſpieler.

Was man in Paris verzehrt.

Von

J. E. Horn.

I.

Die Menschheit zieht entschieden ihre Kinderschuhe aus und wird vernünftig: sie fängt an zu rechnen. Früher lebte sie in den Tag hinein, arbeitete, wenn es ihr gefiel und soviel es ihr gefiel, prügelte sich aus Zeitvertreib, aß zuweilen und hungerte öfters, alles Dies mit kaum größerer Ueberlegung als irgendein junger Bursche, den sein Papa mit einem gefüllten Geldbeutel ausgestattet und so in die weite Welt gesendet hat. Der Bursche zieht hinaus, ohne zu wissen wohin, leert in den ersten acht Tagen die zwei ersten Viertel seines Geldbeutels, in den folgenden acht Tagen das dritte Viertel, in der nächsten Woche ein Achtel und, wenn er eine für sein Alter ungewöhnliche Portion Voraussicht hat, so bemerkt er in der vierten Woche, daß ihm für die noch übrigen 100 Wochen seiner Wanderschaft nur noch ein letztes Achtel seiner Baarschaft übrigbleibt. Nun wird er weise und legt sich Rechenschaft von jedem Pfennig ab, ja, er legt sogar ein Buch seiner Ausgaben an und studirt dasselbe täglich; das Buch wird ein wahrer Mentor für ihn. So thut heutzutage die civilisirte Menschheit: sie rechnet, d. h. sie treibt Statistik. Anfangs begnügte sie sich, über die Staaten und Länder Buch zu führen, wobei die Individuen nur in Beziehung auf diejenigen Kräfte berücksichtigt wurden, welche der Staat von ihnen beansprucht, nämlich Steuerzahlung und Blutszins; später begann man sich auch mit den Individuen in ihrer Eigenschaft als Producenten oder Arbeiter zu beschäftigen. Neuerdings ist man nun noch einen Schritt weitergegangen und hat untersuchen wollen, wie das einzelne menschliche Individuum lebt, was es absorbirt oder entbehrt. Diese von den Ultramontanen als gottlos verschrieene Neugierde ist es, welche die Literatur in den letzten Jahren mit einer Anzahl der interessantesten und belehrendsten Erscheinungen bereichert hat, belehrend und interessant für Diejenigen, welche den todten Zahlen Leben zu geben verstehen.

Vor allen Dingen sind es die großen Städte, welche die Aufmerksamkeit der Statistiker seit einiger Zeit auf sich gezogen haben, und das mit Recht. So eine große Stadt ist ja gewissermaßen ein concentrirtes Spiegelbild des Lebens einer Nation; hier findet man, auf engem Raume zusammengedrängt, alles Leid und alle Lust, alle Bestrebungen und alle Begierden, allen Ueberfluß und alles Elend, Uebersättigung und Mangel, die höchste Tugend und das niedrigste Laster, jeden Contrast und jede Harmonie, kurz jede Falte des menschlichen Herzens, des mensch-

lichen Geiſtes. Die große Stadt iſt für den Forſcher, was das Muſeum für den Anatomen iſt: eine Sammlung aller Gattungen und Arten der menſchlichen Familie, und unter den großen Städten iſt wiederum Paris das vollſtändigſte Muſeum. Was iſt nicht Alles über Paris geſchrieben und geſprochen worden! Man hat ſeine Gebäude und Denkmäler beſchrieben, man hat ſeine Geſchichte erzählt, ſeine Straßen und Gaſſen durchwandert, man iſt in die Wohnungen der Miniſter und Arbeiter, der großen Damen und der Loretten eingedrungen, hat ſeine Induſtrieritter, Gamins, Lumpenſammler analyſirt, hat unterſucht, wie die große Stadt lebt und liebt. Niemand aber hat bisher die Mühe genommen, ernſtlich zu unterſuchen, was Paris denn eigentlich ißt und trinkt. Wol hat man von den Kaffeehäuſern, Reſtaurants, Garküchen, Kuchenläden und Weinſchenken geſprochen; allein dieſe ſtellen doch nur einen ſehr kleinen Bruchtheil des pariſer Conſums dar. Niemand hatte die ganze Tiefe und Trächtigkeit des Garguantamagens zu ſondiren unternommen; es bedurfte der Geduld und Ausdauer eines Büreaumanns*), um aus den Documenten, welche in den Cartons der Seine- und Polizeipräfectur begraben lagen, ein Buch zuſammenzuſtellen, welches zum erſten male vollſtändiges Licht über jenen intereſſanten Theil der pariſer Statiſtik verbreitet. Mit dieſem Buche in der Hand, kann man das pariſer Leben faſt während zweier Jahrhunderte hindurch von Jahr zu Jahr verfolgen. Vielleicht würde ein aufmerkſames Studium der Zahlen dieſes Buchs in vielen Fällen einen richtigern Commentar zu ſo manchen politiſchen Vorgängen in Paris liefern als alle bisherigen Deductionen. Vielleicht ſind es nicht allein die Krankheiten des Körpers, welche aus dem Magen entſtehen; am Ende entſpringen die Krankheiten der Staaten und Völker aus derſelben Quelle.

Der Pariſer hat einen verwöhnten Gaumen; ſo elend er auch ſein mag, er bequemt ſich nur in der äußerſten Noth und auch dann nur mit Widerwillen, ein Stück Schwarzbrot zu eſſen. Der Bettler ſelbſt verlangt feines Weizenbrot, wie man es z. B. in vielen nordiſchen Ländern höchſtens ſeinen Gäſten in mikroſkopiſch dünnen Schnittchen zum Thee vorſetzt. Früher vertheilte die Armenverwaltung unter die pariſer Armenbüreaus ein gewiſſes Quantum Mehl zu halbweißem Brote; das Geſchenk wurde aber ſo ſchlecht von den Armen aufgenommen, daß die Armenverwaltung bald davon zurückkam. Die Armenſpitäler und Gefängniſſe wie die Militäranſtalten fabriciren nichts als halbweißes oder weißes Brot. Freilich darf man nicht überſehen, um dieſe Feinſchmeckerei einigermaßen zu entſchuldigen, daß wol nirgends das Brot eine ſo wich-

*) „Les consommations de Paris. Par Armand Husson.“ (Paris 1856.)

tige, ja zuweilen ausschließliche Rolle in der Ernährung spielt als eben in Paris. Paris verzehrt täglich 493,117 Kilogramm (à 2 Pfund) Brot, was etwa 1 Pfund durchschnittlich per Kopf macht; nach speciellen Berechnungen ist es aber erwiesen, daß der Arbeiter durchschnittlich 2 Pfund täglich verzehrt. Es braucht übrigens kaum dieser theoretischen Berechnung, um sich von dem bedeutenden Umfange der Brotverzehrung in Paris zu überzeugen. Man braucht nur die Arbeiter zu beobachten, wenn sie zum Frühstück oder Abendbrot in die Weinschenken gehen: jeder von ihnen hat dann ein riesiges Stück Brot unter dem Arme, er nimmt nämlich sein Brot zum Speisewirth mit, Letzterer liefert das Brot nicht gratis wie in den meisten Städten Deutschlands. Ueberhaupt zahlt man auch in den mittlern und vornehmern Restaurationen von Paris das Brot; auf der Speisekarte ist das Brot, je nach der Vornehmheit des Etablissements, mit 10, 15, 20 oder 25 Cent. vermerkt; für diesen Preis kann man in der Regel soviel Brot erhalten als man will.

Nächst dem Brote nimmt das Fleisch den bedeutendsten Rang unter den Nahrungsmitteln der Pariser ein. 55 französische Departements und fast alle Nachbarländer Frankreichs sind erfoderlich, um den Bedarf der Hauptstadt zu befriedigen und 138,000 Ochsen, 28,000 Kühe, 104,000 Kälber, 800,000 Hammel müssen jährlich ihr Leben lassen, um das der Pariser zu fristen. Ja was noch mehr ist: gleichwie der Häuptling einer Menschenfresserrace seine Gefangenen eigens auffüttern läßt, um sie schließlich mit desto größerm Behagen zu verspeisen, so thut auch Paris mit dem armen Schlachtvieh. So z. B. werden die Kälber ganz speciell für die parifer Schlachthäuser aufgezogen und meist schon im Alter von zwei bis drei Monaten dem Schlachtmesser überliefert; die Bewohner der Provinz haben gar keine Ahnung von dem Wohlgeschmack dieser Thiere. Nicht minder wählerisch sind die Pariser rücksichtlich der Hammel; Deutschland trägt hierin unbedingt den Sieg davon, es hat die Ehre, den Parisern weit über die Hälfte ihrer Hammelcotelettes und Hammelkeulen zu liefern. Im Ganzen verzehrt Paris jetzt jährlich etwa 125 Millionen Pfund Schlachtfleisch von den genannten Thierarten, wovon auf den Kopf jährlich etwa 119 Pfund, d. h. täglich etwa 10 Loth kommen. Hierzu treten nun noch die verschiedenen Abfälle des Fleisches als wie Zunge, Hirn, Füße, Kopf, Leber u. s. w., die zusammen noch 7 Millionen Pfund eßbaren Stoffs geben. Endlich ist nicht zu vergessen das Schweinefleisch, das in besondern Schlächtereien (charcuteries) verkauft wird, sei es in seiner ursprünglichen Gestalt oder gekocht, geräuchert und eingesalzen; dies fügt dem bereits erwähnten Fleischquantum noch 21½ Millionen Pfund hinzu, sodaß also im Ganzen der Pariser durchschnittlich täglich 13 Loth Fleisch verzehrt. Es ist dies kein gar so schlechtes Resultat; nur London verzehrt, unter den Hauptstädten

Europas, mehr Fleisch als Paris; alle Hauptstädte des Festlandes stehen hierin hinter Paris zurück. Freilich ist auch namentlich der pariser Kleinbürger sehr lecker auf seine Rindfleischsuppe und der pot-au-feu verläßt in dessen Küche selten das Feuer; so ein ordentliches Stück Rindfleisch gibt ihm für drei Tage Suppe, während das Fleisch der edeln Hausfrau Gelegenheit darbietet, den ganzen Umfang ihrer Kunst zu zeigen; mit Hülfe von Liebesäpfeln — deren Namen für diesen Fall ganz besonders erdacht worden zu sein scheint — gelingt es der bourgeoise in der Regel, ihrem bourgeois über die Abwesenheit des durch die Suppe absorbirten Saftes Illusion zu machen.

Man muß die Rolle kennen, welche der pot-au-feu in der Wirthschaft des pariser Spießbürgers spielt, um zu ermessen, welche Revolution der Polizeipräfect bewirkt hat, indem er die Fleischtaxe einführte. Das Verhältniß zwischen Hausfrauen und Schlächtern war vor Einführung der Fleischtaxe ziemlich dasjenige, was man in der diplomatischen Sprache einen bewaffneten Frieden nennt. Jede der beiden Parteien hielt sich auf dem Kriegsfuße, keine wagte loszuschlagen, sie fürchteten sich gegenseitig. Der Hauptstein des Anstoßes war die sogenannte réjouissance. Man suche die Bedeutung dieses Ausdrucks nicht im Dictionnaire de l'Académie; die 40 Unsterblichen haben sich mit irdischen Dingen nicht beschäftigt, für sie ist réjouissance nichts als ein Substantiv des Zeitworts réjouir, was auf Deutsch heißt: sich freuen, sich ergötzen. Anders ist es bei den Fleischern, da hat das Wort einen doppelten Sinn; für den Fleischer nämlich bedeutet es ebenfalls Freuden und Ergötzen, für die Hausfrau dagegen bedeutet es Knochenbeilage, d. h. auf zwei Pfund Fleisch gab der Fleischer ein halbes Pfund Knochen und das war sein Ergötzen, während die Hausfrau den Zorn im Herzen davonging. Was hätte es ihr genützt zu klagen, die Herren Fleischer waren zu innigem Bunde vereint und keiner durfte seinem „Ergötzen" entsagen. Fand sich hier und da eine Widerspänstige, die sich durch systematische Opposition gegen die bestehende Ordnung der Dinge auflehnte, so ward sie in den Bann gethan, d. h. die Fleischer versagten ihr den Credit, wenn sie diesen etwa begehrte und gaben ihr solange schlechtes Fleisch ohne Knochen, bis sie insichging und sich fügte. Dieses schöne althergebrachte patriarchalische Verhältniß wurde nun vor einem Jahre von dem pariser Polizeipräfecten grausam gestört; zwischen Fleischer und Hausfrauen trat ein weißes gestempeltes Blatt Papier, Fleischtaxe genannt. Nun hatte das Ergötzen der Fleischer ein Ende; sie versuchten noch eine kurze Zeit, der Polizei ein Schnippchen zu schlagen und die Hausfrauen mehr als je zu tyranniſiren; allein die Polizei war der stärkere Theil und: fuimus Troes, dürften die Fleischer sagen. Jetzt bekümmert sich übrigens schon Niemand mehr um die Taxe, die Fleischer verkaufen in der Regel unter

der Taxe, um sich Kunden zu machen und viele dieser Herren zeigen dies in großen Lettern am Eingange ihrer Läden an. Was die réjouissance anbelangt, so ist diese jetzt stets Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen zwischen Schlächter und Kunden.

Die Popularität, welche der pot-au-feu in Paris genießt, hängt wol hauptsächlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der Hauptstadt zusammen. In keiner Stadt der Welt ist die Speisekarte der bürgerlichen Häuser — und zwar selbst der reichen Leute — so stereotyp wie in Paris, aus dem einfachen Grunde nämlich, weil die Hausfrauen sich überaus wenig um die Küche bekümmern. Ein sehr großer Theil der Frauen ist des Tags über beschäftigt; die einen als Arbeiterinnen in verschiedenen Etablissements, die andern als Leiterinnen der Ladengeschäfte ihrer Männer oder ihrer eigenen. Ein anderer Theil aber, nämlich die reichern, sind durch gesellschaftliche Zerstreuungen der verschiedensten Art so sehr absorbirt, daß ihnen wenig Zeit bleibt an die Küche zu denken. Unter solchen Umständen ist der pot-au-feu ein bequemes Auskunftsmittel; diesen gefälligen Topf kann man stundenlang sich selbst überlassen, ohne daß er durch Feuer oder Wasser Schaden nimmt oder sonstigen Schabernack spielt. Die ärmern Haushaltungen begnügen sich gern mit dieser gesunden Kost und die reichern wissen sich durch soupers in oder außer dem Hause zu entschädigen. Aehnlich verhält es sich auch mit Beefsteak und Cotelette, die man erst zehn Minuten vorher und während die Suppe aufgetragen wird, zu bereiten hat. Fügt man zu den genannten Gerichten noch etwa das gigot hinzu, so hat man die ganze Liste derjenigen Speisen, welche unter 365 Tagen des Jahrs mindestens 300 mal auf den meisten pariser Tafeln erscheinen. Es ist dies mit ein Grund, neben einigen andern, die wir hier nicht berühren wollen, weshalb der Fremde in Paris so höchst selten mit einer improvisirten Einladung zum dîner en famille bedacht wird; der Pariser schämt sich, dem Fremden sein ordinaire zu zeigen. Hiernach ergibt sich auch, wie irrig die Vorstellungen sind, die man sich gewöhnlich in Deutschland von der leckerhaften pariser Küche macht. Die Saucen, welche die Berühmtheit der Franzosen ausmachen, existiren nur in den Restaurationen, Gasthäusern und vornehmen Hôtels; in den kleinen Haushaltungen kennt man sie nur ausnahmsweise.

Brot und Fleisch sind natürlicherweise nicht die alleinigen Nahrungsmittel der Pariser; es gehören hierher noch sehr viele andere Stoffe. Indessen wollen wir, nachdem wir die beiden soliden Hauptelemente der Ernährung besprochen haben, uns zunächst zu den Getränken wenden. Welcher Deutsche kennt nicht das Lied vom Vater Noah, der, des Wassers müde, den lieben Gott um ein anderes Getränk unter dem verführerischen Vorwande bittet, daß in dem Wasser all sündhaft Vieh und

Menſchenkind erſäuft ſind und der nun den Weinſtock zum Geſchenk erhält? Dieſer Spaß ſcheint faſt auf den Pariſer gemünzt zu ſein, wenigſtens was den Widerwillen gegen das Waſſer anbelangt. Es iſt eine wahre Seltenheit, einen Pariſer zu ſehen, der reines Waſſer trinkt, ſtets iſt das Waſſer mit irgendeiner Ingredienz vermiſcht. Einer Tradition zufolge ſoll das Seinewaſſer der Geſundheit nicht zuträglich ſein; dieſe Tradition hat ſich von Vater auf Kind, Kindeskind und Ururenkel vererbt und iſt nun zum Volksglauben geworden, gerade mit demſelben Grunde wie viele andere Volksglauben. Es iſt zehn gegen eins zu wetten, daß das reine Waſſer der Geſundheit weit zuträglicher ſein würde als gewiſſe gemiſchte Getränke und gewiſſe Weine; allein wie geſagt, es würde in der Wüſte predigen heißen, wollte man das pariſer Volk zum Waſſer bekehren oder gar vom Wein abwendig machen. Andererſeits iſt dieſer Wein, ſelbſt der ſchlechteſte, nicht ſo vergiftend als die Fuſelbranntweine, an deren ſich ganze Bevölkerungen in Norddeutſchland laben, zu Nutzen und Frommen der Gutsbeſitzer, welche „im Intereſſe des Ackerbaus“ Branntwein brennen. In dieſer Beziehung alſo hat Paris gewiß den beſſern Theil gewählt; ſo widerliche und thieriſche Trunkenheit wie häufig in unſern deutſchen Hauptſtädten ſieht man äußerſt ſelten in den pariſer Straßen oder vor den Barrièren und dieſen Vorzug verdanken die Pariſer dem Umſtande, daß die Natur ihr Land mit der Rebe geſegnet hat.

Paris verzehrte im Jahre 1854 1,444,610 Hectoliter Wein, was auf den Kopf etwa 137 Liter (1 Liter iſt gleich einer ſächſiſchen Kanne) jährlich und über ein Drittel Liter täglich ausmacht. Das Quantum vertheilt ſich natürlicherweiſe auf Weine der verſchiedenſten Art, die ſich etwa in drei Hauptkategorien, je nach den Conſumenten, bringen laſſen. Zwei Zehntel nämlich werden in den bürgerlichen Häuſern verzehrt, drei Zehntel in den Reſtaurationen und der ganze übrige Reſt in den Weinſchenken. Jede dieſer drei Kategorien hat ihre eigenen Gewohnheiten und Bedürfniſſe.

Auf der Tafel des Bürgers findet man durchgängig die guten gewöhnlichen Weine, nebenbei auch, aber nur in geringer Quantität, die feinen Weine. Im Ganzen hat der pariſer Bürger einen gefälligen Gaumen, der auch Gewächſe zweiten und dritten Ranges als erſte Qualität hinunterſpazieren läßt. Indeſſen iſt es wahr, daß ſelbſt letztere Weine, wenn ſie einigermaßen gut gepflegt worden, ganz trefflich ſchmecken und voller Arom ſind, ſodaß ſie wol einen Conſumenten befriedigen können, deſſen lebhafte Einbildungskraft nie unterläßt, die Phantaſie an den Genüſſen ſeines Magens theilnehmen zu laſſen. Mâcon und Beaujolais liefern hauptſächlich für die Tafel der pariſer Bourgeoiſie, in den Reſt theilen ſich Bordeaux und die Côte-d'Or. Nur ganz

ausnahmsweise trifft man, selbst in den reichsten Häusern, die vorzüglichsten Sorten der Bourgogne und des Bordelais; wenn diese Etiketten auf der Tafel erscheinen, so kann man in der Regel sicher sein, daß es nur Weine zweiter Qualität sind. Vergessen wir endlich nicht den Champagner. Für diesen hat der Pariser eine wahrhaft närrische Vorliebe, die am besten daraus hervorgeht, daß sogar das schöne Geschlecht, welches in der Regel den Wein nur mit Wasser trinkt, an den Libationen des schäumenden Getränkes mit Vergnügen theilnimmt. Natürlich gehört dieser Champagner nicht zu den vorzüglichsten Sorten; Ay und Sillery wandern nach Rußland und Paris muß sich mit geringern Gewächsen begnügen.

Die Restaurants, da ihre Etablissements, in Paris namentlich, die Surrogate der Familientafeln sind, beziehen so ziemlich dieselben Weine wie die Bourgeoisie. Die Restaurants ersten Ranges halten ganz besonders auf einen guten Keller: denn auf diesen muß der Ruf ihres Etablissements hauptsächlich begründet sein. Der pariser Lebemann verzeiht leicht ein minder gutgelungenes Gericht, das kann ein anderes mal besser werden; dagegen ist er unversöhnlich, wenn man ihm eine trügerische Etikette vorsetzt, in diesem Falle ist es um den Ruf des Restaurants geschehen. Die Etablissements zweiten Ranges beziehen im allgemeinen die guten gewöhnlichen Weine. In den übrigen Etablissements geht die Güte der Weine Hand in Hand mit dem Range, den erstere in der Küchenhierarchie einnehmen, d. h. sie sinkt und sinkt, bis sie zuletzt auf das Niveau der Schankweine herabfällt. In den Speisehäusern wo man für 1 Franc 25 Cent. oder 1 Franc 50 Cent. drei Gerichte, Dessert und eine halbe Flasche Wein erhält, trifft man nur ausnahmsweise noch unverfälschte Weine; in der Regel sind es mit Wasser gemischte Weine, die in Mâconfässer eingefüllt und als Mâcon verkauft werden; oder insoweit es feine Weine sein sollen, sind sie mehr oder minder mit schlechtem Cognac gemischt.

Was endlich die Weine anbelangt, die in den 4500 Schauläden feilgeboten werden, so paßt auf sie Claudius' Vers: „Heißt Wein, ist's aber nicht." Im günstigsten Falle ist das Getränk ein Gemisch verschiedener Weine, sehr häufig sind es weiße Säuerlinge, denen durch irgendwelche Ingredienzien eine rothe Farbe gegeben wird. Die Polizei hat gut aufpassen, täglich ganze Tonnen Wein den Weinschenken vor ihren Thüren in den Rinnstein gießen: sie könnte die Seine mit jenen Weinen roth oder vielmehr blau färben, ohne dem Uebel zu steuern. Einige gute Weinjahre wären das beste Mittel gegen die Verfälschung.

Die Misernten der letzten Jahre sind auch die Ursache, daß der Genuß des Biers in Paris viel allgemeiner geworden ist. Das Bier war früher ein in der guten Gesellschaft verpöntes Getränk. Vor kaum

zehn Jahren noch durfte ein anständig gekleideter Mensch in einem vornehmen öffentlichen Locale Bier höchstens nur in der Einsamkeit eines cabinet particulier verlangen; ja in vielen dieser Locale war es gar nicht zu haben. Gegenwärtig sieht man, im Sommer namentlich, auf den Tischen der ersten Kaffeehäuser ziemlich soviel Biergläser als Kaffeetassen. Hierzu treten noch die großartigen Bierbrauereien, die in verschiedenen Stadttheilen neuerdings entstanden sind und von denen einige in Beziehung auf Größe und Einrichtung mit den renommirtesten Brauereien Deutschlands wetteifern können. Auch in den Privathäusern ist der Genuß des Biers allgemeiner geworden; die minderbemittelten Wirthschaften ziehen ein Glas mittelmäßigen Biers dem schlechten und gegenwärtig kostspieligen Wein vor. Nichtsdestoweniger spielt im Vergleich mit dem Wein das Bier nur eine untergeordnete Rolle in der pariser Ernährung. Ganz Paris verzehrt jährlich etwa 15½ Millionen Liter Bier, wovon auf den Kopf etwa 14½ Liter kommen; im Jahre 1786 betrug der jährliche Verbrauch nur 9 Liter per Kopf. Wie man sieht, ist die Zunahme bedeutend.

Nächst Wein und Bier wird auch Cider oder Aepfelwein in Paris getrunken, allerdings nur in geringer Quantität. Der Cider ist ein Nationalproduct der Normandie, welche die dazu geeigneten Aepfel in großer Fülle besitzt. Gastronomen versichern, daß auf sehr fette Speisen, namentlich also Schweinebraten, Speck u. s. w. kein besseres Getränk aufgegossen werden könne als der Cider. Dies mag es erklären, daß letzterer in Paris nicht populär werden kann, wo stark gesalzte und gewürzte Speisen an der Tagesordnung sind, welche ein stärkeres Respirationsnahrungsmittel als den Aepfelmost erheischen. Durchschnittlich kommen auf den pariser Einwohner nicht mehr als drei Liter Cider jährlich.

Wir dürfen das Capitel von den Getränken nicht schließen, ohne des Branntweins zu gedenken. Wie schon erwähnt, ist der Genuß der alkoholischen Getränke in Paris nicht so tief in die Volkssitten eingedrungen als in England, Deutschland und im Norden Europas. Nichtsdestoweniger verbraucht die Hauptstadt jährlich ein recht artiges Quantum von Branntwein, nämlich über 15 Millionen Liter jährlich, d. h. also 14 Liter per Kopf. Es hängt dies mit gewissen pariser Gewohnheiten auf das engste zusammen. Der Pariser trinkt seinen Branntwein nicht pintenweise, sondern in sogenannten petit-verres. Der schwarze Kaffee nach dem zweiten Frühstück oder nach dem Diner ist stets vom petit-verre begleitet und dies sogar in den bescheidensten Haushaltungen. Verlangt man in einem öffentlichen Locale schwarzen Kaffee, d. h. die demi-tasse, so werden die Branntweincaraffe und das Gläschen, auch unverlangt, mit vorgesetzt. Cognac, d. h. sogenannter Cognac ist

das gewöhnlichſte ſpirituöſe Getränk, Rum wird ſeltener genommen, häufiger Kirſchwaſſer oder kirsch, wie die Franzoſen es nennen. Außerdem iſt das petit-verre ein bequemer Vorwand für alle Diejenigen, welche ein Kaffeehaus beſuchen müſſen, ſei es eines rendez-vous wegen, ſei es um zu leſen oder um zu ſchreiben; um etwas zu verzehren, verlangen ſie ein petit-verre, bald Cognac, bald Abſynth. Letzterer wird beſonders vor dem Diner genommen, in der Regel von allen Denjenigen, welche ein gutes Diner zu machen hoffen, häufiger noch von der großen Mehrzahl Derjenigen, welche ſich mit beſcheidenen Tafelfreuden begnügen müſſen und ſich vermittels des Abſynth gegen alle Zumuthungen ſtählen, die ihrem Magen etwa angeſonnen werden möchten.

Der Waldbrand.

Von

Rudolf Gottſchall.

Rings rauſcht der Urwald um die Farm,
Die gaſtlich aus der Lichtung ſchimmert.
Der Farmer ſchaut, ſein Weib im Arm,
Auf dieſen Bau, den er gezimmert.
Ringsum des Kornes gold'ne Streifen,
Die wogend in der Sonne reifen.
Er hat gerodet und geſä't,
Er hat die Wildniß kühn bezwungen,
Und ihrer trotz'gen Majeſtät
Ein freies Erbe abgerungen.

So ſteht er da voll Manneskraft
Und höher kann die Bruſt ſich heben —
Und dennoch greift geſpenſterhaft
Ein dunkles Walten in ſein Leben.
Es ruht mit einem alten Banne
Schwer auf dem kinderloſen Manne.
Und rührt ihn dieſe Liebe nicht,
Mit der ihn heiß ſein Weib umſchlungen?
O nein, es weckt ihr Angeſicht
Die ſchmerzlichſten Erinnerungen:

„Das deutſche Städtchen liegt vor mir
Mit ſeines Marktes alten Hallen,
Mit ſeiner rothen Dächer Zier,
Mit ſeinem Thurme, grau, verfallen —
Und dort dein Haus, am Bach die Mühle,
Tief in der Linden Schattenkühle.

Vergoldet von des Abends Glut
Versilbert dann vom Mond, dem bleichen,
Wie triefte die geschwätz'ge Flut
Melodisch an des Rades Speichen!

Die Linden flüsterten uns zu,
Die Wogen rauschten uns zur Seite.
O innig Glück, o süße Ruh',
Verstohl'ner Liebe hold Geleite!
Nur Blüten schauert's von den Linden,
Geküßt von trunk'nen Abendwinden!
Nur Bienen sind's, die schreckhaft laut
An unf're Scheiben fliehend klopfen,
Wenn eine kleine Wolke thaut
Herab in schweren Regentropfen!

Sie weigerten mir deine Hand —
Das konnte unf're Glut nur schüren!
So wagt ich's, aus dem Vaterland
Die Heißgeliebte zu entführen.
Die Leiter legt' ich an verschwiegen,
Auf der ich oft zu dir gestiegen!
Die Sprossen nieder — Hand in Hand —
Der Mühlbach rauschte uns zu Füßen!
Die Welle streifte dein Gewand,
Um dich zum letzten mal zu grüßen.

Doch weh' — es ward in banger Hast
Das Licht vergessen im Gemache.
Den Vorhang hat es rasch erfaßt —
Die Flammen schlagen aus dem Dache.
Die Linden glüh'n in heißer Schwüle,
Und Feuerräder treibt die Mühle.
Wir sehen's nicht, wir wissen's nicht,
Wir flüchten auf versteckten Wegen;
Nur Mondenschein und Sternenlicht
Blickt durch das Laubwerk uns entgegen.

Doch als wir auf den Bergen steh'n,
Um grüßend uns zum letzten male
In stiller Wehmuth umzuseh'n
Nach unserm heimatlichen Thale —
Da sieh'! ein Meer von Rauch und Flammen.
Schlägt über unf'rer Stadt zusammen!
Aufloht der Thurm am Haus des Herrn,
Die Glocken wimmern aus der Tiefe!
Dir aber ist's, als ob von fern
Dich deines Vaters Stimme riefe!

Du ſchwankſt — „zurück!“ Ich dränge fort —
Mag Alles hinter uns verſinken,
Wenn übers Meer zum fernen Port
Uns nur die gnäd'gen Sterne winken.
Bald hören wir's — du fuhrſt zuſammen —
Die Mühle ſtand zuerſt in Flammen!
Der Vater von der Glut erſtickt,
Vom ſtürzenden Gebälk verſchüttet —
Da ſchien der Tochter Herz geknickt,
Und unſer ganzes Glück zerrüttet.

Doch heißer nur die Liebe glüht,
Und trunk'ner ſchwelgen ihre Sklaven,
Wie üppiger die Blume blüht
Auf des Vulkans geſchmolz'nen Laven.
Aus der Zerſtörung grauſen Tücken
Aufſchauert wilder das Entzücken;
Wir bieten Trotz der finſtern Macht,
Die ſich in unſer Leben drängte,
Die über uns in jener Nacht
So ungeahnte Schuld verhängte.“

Er ſpricht's! Der Urwald rauſcht um ihn
Erzürnt mit ſeinen Rieſenkronen —
Es reicht ſein grüner Baldachin
In unabſehbar ferne Zonen.
Doch kann dies Schattendach nicht hüten
Die Stämme vor des Sommers Brüten.
Matt hängt das Laub herab und fahl,
Und welk die Nadeln an den Tannen;
Die Waſſer trockneten im Thal,
Verdürſtend ſchmachten die Savannen.

Er ſtarrt, ein lechzender Titan,
Zum reinen Blau, dem wolkenleeren —
Doch keine gnäd'gen Wetter nah'n,
Aufſteigend aus den fernen Meeren.
Kein Rauſchen mehr — die Wipfel ſchweigen
Nur Blätter flüſtern an den Zweigen.
Nur matte Pulſe ſchlagen leis,
Fortſchleicht der Weſt, wie ein Verräther,
Und regungslos der Wipfel Kreis,
Wie feſtgeſchmiedet an den Aether!

Da plötzlich — welch ein herber Duft,
Der brandig athmet durch die Schwüle!
Kaum trägt ihn die erſchöpfte Luft
Fort von des Waldes heißem Pfühle —

So süß betäubend, ahnungsbange,
Ein Blumengruß im Todesdrange!
Ein ferner Rauch, ein weißer Streif,
Er wächst zu immer weitern Ringen,
Er wird zum dichten Wolkenreif,
Durch den die Strahlen mühsam dringen.

Bald schwindet blutig strahlenlos
Die Sonne in des Nebels Wogen —
Da brausend aus des Urwalds Schoos
Kommt schon die wilde Jagd gezogen.
Das bricht durch das Gebüsch der Räuber,
Der Wolf, der Bär, der Zwanzigender!
Ein Elenn hier, ein Tiger dort,
Dazwischen wilde Büffelhorden —
Das jagt und stürzt im Taumel fort —
Ein Riesenbrand in Süd und Norden!

In Trümmer sinkt des Urwalds Dom,
Verzehrt vom mächt'gen Feuerschwalle.
Ha fort an den Lorenzostrom,
Ha fort zum Niagarafalle,
Wo Wasser spiegeln, rauschen, winken,
Aus ries'gen See'n die Adler trinken
Da haucht es frisch, da weht es kühl —
Dort fühlen wir uns neugeboren!
Hinweg mein Weib! Hier kocht es schwül,
Die Farm, der Fleiß, das Glück verloren!

Sie wandern durch des Urwalds Thor
Weit, weit den Flammen in den Rücken
Und seh'n den schwarzen Trauerflor
Gespenstisch von den Stämmen nicken.
Aufzuckt ein bläulich Glutgewinde,
Bald hier, bald dort, aus Stamm und Rinde,
Die Asche knirscht, der Funken sprüht,
Es knistert aus verkohlten Ranken,
Wie im erstorbenen Gemüth
Ein Schimmer alter Lichtgedanken.

Rings hängt, zu Mumien erstarrt,
Das Volk des Walds an schwarzen Aesten;
Das Eichhorn thront, ein Thurmeswart,
Hoch auf verzauberten Palästen,
Bewacht den weiten Grabesfrieden;
Der Waldsee dampft, die Bäche sieden.

Der Biber lauscht am Felsenrand
Des Sees, verjagt aus seiner Zelle,
Sieht lüstern, wie, gekocht vom Brand,
Die Fische treiben auf der Welle.

Aufschwirrt der Wasservögel Schar
Mit Angstgeschrei aus seinen Wogen;
Der See, der ihre Heimat war,
Hat heut' die Durstigen betrogen.
Und dort, umstäubt von Aschenschauer,
Steht dicht der Rauch, wie eine Mauer.
In eine schwarze Nachtgestalt
Rinnt die Zerstörung hier zusammen;
In das Gewölk, das sie geballt,
Wirft Erd' und Himmel Flamm' auf Flammen.

Und weiter, wo geschmolz'nes Harz
Dahinströmt über Aschenhügel,
Wo die Savanne rabenschwarz
Matt raschelt mit versengtem Flügel —
Dort ungestörte grüne Hallen —
In diesen Tempel laß uns wallen,
Er beut den Flücht'gen ein Asyl;
Hier schwirrt's von tausend Schmetterlingen,
Die Zweig auf Zweig in lust'gem Spiel
Umflattern mit den bunten Schwingen.

Der Farmer küßt sein Weib: „Hier sind
Wir sicher vor den Glutgewalten!
Nach jener Seite steht der Wind —
Dorthin wird sich der Brand entfalten!"
Doch weh' — kaum ward das Wort gesprochen,
So ist sein Zauber schon gebrochen:
Umspringt der Sturm — das Feuerroß
Fliegt nochmals über die Savannen,
Und zündend trifft sein Glutgeschoß
Die Wipfel der entsetzten Tannen.

Und näher wirbelt schon der Qualm,
Die Stämme donnern in die Klüfte,
Und der Zerstörung wilder Psalm
Tönt wieder durch die bangen Lüfte.
Die Windsbraut jauchzt, die Riesenschlange,
Entzückt von ihrem neuen Fange.
Zermalmend küßt sie Stamm auf Stamm,
Erdrückt des Waldes grünes Leben.
Dann sieht man ihren rothen Kamm
Hoch über glüh'nden Schutt sich heben.

O Flucht, ſo bang und athemlos,
Hier angſtvoll über Stämme haſtend,
Dort in der Wildniß tiefſten Schoos
Durch dichtverſchlung'nes Laub ſich taſtend.
Dort wölbt die Glut den Brückenbogen
Schon über ihre eig'nen Wogen.
Die Brücke wächſt und baut ſich fort,
Von glüh'nden Pfeilern hochgetragen!
Verderben überflammt den Port,
In den die Flüchtigen verſchlagen.

Und Nord und Süd, und Oſt und Weſt
In heißen Wirbeln ſich umfangen.
Ans Herz ſein Weib der Farmer preßt
Und küßt ſie auf die bleichen Wangen.
Der Athem ſtockt, die Pulſe beben,
In Glutumarmung flieht das Leben,
Ihr brechend Aug' ſieht unverwandt
Die Mühle mit dem Feuerrade;
Aus Wolken langt des Vaters Hand
Und trägt ſie aus dem Flammenbade.

Literatur und Kunſt.

Ein neues Epos von Paul Heyſe.

Paul Heyſe hat ein ſehr hübſches Büchlein in die Welt geſandt, enthaltend „Die Braut von Cypern", eine „Novelle in Verſen" und einen Anhang von „Gedichten" (Stuttgart, Cotta). „Die Braut von Cypern", nach einer Erzählung des Boccaccio, iſt ein reizendes modernes Epos, in welchem der Dichter den Lauf des Geſchehenden durch ſeine eigenen Einfälle zu unterbrechen liebt, um ſich entweder mit den Leſern zu unterhalten oder die Geſchichte und die handelnden Perſonen humoriſtiſch zu beleuchten. Der Ton, den er darin angeſchlagen hat, iſt dem „Fortunat" Uhland's entnommen und die dankbare Geſinnung gegen den ſchwäbiſchen Dichter hat in den erſten Octaven des zweiten Geſangs einen ſchönen Ausdruck gefunden. An eine Nachahmung iſt aber dabei keineswegs zu denken; der Poet iſt durch den „Fortunat" innegeworden, daß er in dieſem Ton auch erzählen könne, und er hat, indem er es that, nur ſeinem Vermögen und ſeiner Neigung Folge gegeben.

Heyſe's Talent ſcheint ſich vorzugsweiſe zur epiſchen Dichtung zu neigen. Leidenſchaftliche Gewalt, wie ſie die Tragödie verlangt und glühender Strom der Empfindung, wie er die Vorausſetzung der eigentlichen lyriſchen Poeſie bildet, gehören nicht in dem Maße zu ſeinen Gaben wie theilnehmende Betrachtung der Welt und eine Spiegelung ihres Lebens in einer mitfühlenden zwar, aber vorzugsweiſe klar und heiter überſchauenden Seele. Unſtreitig iſt

das vorliegende Epos das Beſte, was der Dichter bisjetzt hervorgebracht hat. Es bezeugt einen Geiſt, der in liebenswürdiger Ungebundenheit mit dem Stoffe ſpielt, ſeine Freiheit behauptet gegen den launigſcherzenden und ernſtempfindenden Ton, darum aber beide erfriſchend miteinander abwechſeln laſſen kann. Der pathetiſche und ſeinem Pathos hingegebene Poet kann nur den einen ihm entſprechenden Ton von Anfang bis zu Ende feſthalten und ſich nur des poſitiv edeln Ausdrucks bedienen; dem in Heiterkeit freien Genius dagegen wird der poetiſche Gebrauch ſowol der edeln und feinen als der populären, ja derben Rede möglich, weil er für die blos relative Geltung des Ernſtes von Anfang an geſorgt hat und dem Humor daneben ſein motivirtes Recht zu geben weiß. Dieſe Gabe, wie ein ſonnenfroher Schmetterling über dem Stoffe zu ſchweben, neben dem Gefühl auch die muntere Laune, den ergötzlichen Weltverſtand zu Worte kommen zu laſſen und beide gegeneinander abzuſchatten, iſt die Hauptſache des Reizes, der uns an Heyſe's Erzählung feſſelt. Der naturkräftige, ungeſchlachte Liebhaber, der um der Geliebten willen ſich ſelbſt erzieht, hat einen Freund zur Seite, der in angenehmſter Weiſe den luſtig praktiſchen Sinn und guten Muth vertritt und ihn nicht nur durch ſeinen Rath, ſondern auch durch ſeine That unterſtützt und ergänzt. Obwol er vom Dichter hin und wieder dem Lachen preisgegeben wird, gewinnt Cimone doch unſern vollen Antheil und beſonders auch unſere Achtung durch die poſitiven Eigenſchaften der Ehrlichkeit und der Mannhaftigkeit; ebenſo die ſchöne Flordelis durch die edle Offenbarung ihrer erſt geheimgehaltenen und hinter der Maske der Gleichgültigkeit weiblich geſchützten Empfindung. Im Ganzen hat die humoriſtiſche Behandlung die Oberhand; in den letzten Conflicten zwiſchen den Liebenden und dem äußerlich legitimen Bräutigam ſiegt der Ernſt und führt in raſcher Entwickelung den befriedigenden Schluß herbei. Wer eine ſinnig erheiternde Lectüre wünſcht, der laſſe ſich die Dichtung empfohlen ſein.

Den Inhalt der lyriſchen Poeſien hat der Dichter ſelbſt durch die Ueberſchriften „Lieder", „Reiſetagebuch" und „Heimat" angedeutet. Es ſind feine Empfindungen und Gedanken, die in leichten Reimen erklingen, und manche davon (z. B. „Dämmerung", „Kurzes Gedächtniß", „Bekenntniß", „Sie ſchreibt", „Brautlied", „Zuflucht") werden auf empfängliche Seelen unmittelbar einen reinen und ſchönen Eindruck machen. Der wahren Stimmung, die nämlich jener analog iſt, aus welcher der Dichter ſelbſt geſungen hat, dürften auch die meiſten der übrigen anmuthig erſcheinen und hübſche Bilder vor Augen ſtellen. Im Ganzen wird aber doch auch der wohlwollende Leſer zu wenig Bruſtton finden, zu wenig tiefgegründete Leidenſchaft, deren Macht eben Dichtungen hervorbringt, welche die Realität von Naturerzeugniſſen haben; es iſt des Spieles zu viel und des gewichtigen Ernſtes zu wenig. Ergiebiger Ernſt in Empfindung und Betrachtung kommt aber erſt mit den Jahren; und ſoviel ſieht man ſchon, daß Heyſe mit der Zeit eine Sammlung von Gedichten wird veranſtalten können, in denen ſich eine eigenthümliche poetiſche Perſönlichkeit antheilswerth abſpiegelt. Dafür zeugen namentlich auch die „Sprüche", die meiſt ein feines und reifes Urtheil in zierlicher Form offenbaren. MMr.

Staatswiſſenſchaft.

Von der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſcheinenden dritten, umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage des Rotteck-Welcker'ſchen „Staats-Lexikon", über welche dieſe Zeitſchrift vor einigen Monaten ausführlich berichtete, wurde ſoeben das dritte Heft, die Artikel „Actie" bis „Adel (altgermaniſcher)" enthaltend, ausgegeben.*) Daſſelbe beweiſt aufs neue die große Sorgfalt und Umſicht, mit welcher dieſe neue Bearbeitung des für die Entwickelung unſers öffentlichen Lebens ſo einflußreichen und wichtigen Werks hergeſtellt wird. Nicht nur iſt das geſchichtliche Material des Werks auf das ſorgfältigſte ergänzt, ſondern auch die Reſultate der neuern Forſchung haben überall eine ebenſo zweckmäßige wie umſichtige Anwendung gefunden, während andererſeits einzelne von der Wiſſenſchaft ſeitdem als unhaltbar nachgewieſene oder doch weſentlich modificirte Anſichten und Behauptungen der frühern Auflagen theils die wünſchenswerthe Einſchränkung gefunden haben, theils ganz daraus entfernt worden ſind. Der eigentliche Kern des Werks iſt mit dem Allen natürlich nicht berührt worden oder doch wenigſtens nicht weiter, als die fortſchreitende Entwickelung des öffentlichen Bewußtſeins es nöthig gemacht hat. Allerdings ſind die Ereigniſſe der letzten ſturmbewegten Jahre auch auf die conſtitutionellen Doctrinen nicht ohne Einfluß geblieben; gerade die Erfahrungen dieſer letzten Jahre haben aufs neue dargethan, daß es überhaupt keine Form des politiſchen Daſeins gibt, welche ſchon für ſich allein hinreichend wäre, ein Volk frei und glücklich zu machen, ſondern daß Alles auf den Geiſt ankommt, welcher die Form ausfüllt, ſowie auf die lebendige und bewußte Theilnahme des Volks, durch welche die vorhandenen Einrichtungen ins Leben geführt werden. Aber dieſe lebendige und bewußte Theilnahme will das vorliegende Werk eben erwecken und zwar auf demjenigen Wege, der überall und in allen Verhältniſſen der einzige iſt, zu wahrer Macht zu gelangen: auf dem Wege der Kenntniß und Bildung, durch das Mittel wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Ueberzeugung, aus welcher mit der Zeit nothwendig auch die Thaten hervorgehen müſſen. Der ausgezeichnete Ruf, deſſen der Herausgeber ſowol als Lehrer des Staatsrechts wie als praktiſcher Politiker genießt, ſowie Zahl und Namen der Mitarbeiter verbürgen die Gediegenheit des Werks, das vor vielen andern geeignet iſt, die politiſche Indifferenz, dieſes ſchlimmſte Uebel unſerer Tage, zu bekämpfen und einen neuen praktiſchen und doch geiſtig freien und aufgeklärten Bürgerſinn heranzubilden. Unter den Artikeln des vorliegenden Heftes ſind beſonders die beiden Abhandlungen des Herausgebers über allgemeine Adelstheorie und altgermaniſchen Adel hervorzuheben; namentlich der erſtere iſt in hohem Grade intereſſant, beſonders wegen der ebenſo ſcharfen und geiſtvollen wie gründlichen Polemik, welche der Verfaſſer gegen die Adelstheorien des Hrn. von Haller, des bekannten Reſtaurators der Staatswiſſenſchaften, und des Profeſſors Bluntſchli in München richtet. Auch füllen dieſe beiden Aufſätze den größten Theil des Heftes, das außerdem nur noch einige kleinere Artikel von Mathy, Weitzel, Rochau ꝛc. enthält.

*) Inzwiſchen iſt auch das vierte Heft erſchienen, das die Artikel „Adel. (Im Mittelalter.)" bis „Afrika ſeit 1845" enthält, und das fünfte Heft, die Artikel „Agenden" bis „Agrarverfaſſung und Agrargeſetzgebung" enthaltend (der letztere von A. Lette in Berlin herrührend und beſonders wichtig) ſoll in den nächſten Tagen ausgegeben werden. D. Red.

Unter den Aufsätzen des Erstgenannten, die sich jederzeit durch große Klarheit der Ideen sowie durch Einfachheit und Präcision des Ausdrucks auszeichnen, machen wir besonders auf den kurzen, aber sehr instructiven Artikel über „Actie, Actiengesellschaft, Actienhandel und Actienschwindel" aufmerksam; das Thema ist bekanntlich sehr zeitgemäß und wenn auch der in Rede stehende Artikel nur erst als Einleitung und allgemeine Uebersicht zu einer Reihe demnächst zu erwartender Specialabhandlungen über die wichtigsten Gattungen des Actienhandels dienen soll, so ist doch gerade diese kurze und klare Uebersicht über die Grundzüge eines so verwickelten, in die socialen Zustände unserer Tage so tief eingreifenden Gegenstandes höchst dankenswerth.

In demselben Verlage erscheint noch ein anderes nach Inhalt wie nach Richtung nahverwandtes Werk, auf das wir die Aufmerksamkeit unserer Leser ebenfalls nicht dringend genug hinwenden können: das ist das „Staatsrecht der preußischen Monarchie. Von Dr. Ludwig von Rönne, Kammergerichtsrath." Es ist charakteristisch für unsere politischen Zustände im Allgemeinen sowie namentlich für das geringe Maß von Aufmerksamkeit, welches, aller Zeitungsschreiberei unerachtet, die Masse der Nation unsern öffentlichen Zuständen noch immer widmet, daß gerade derjenige Staat, auf den, wie wenig auch die augenblicklichen Verhältnisse danach angethan sein mögen, die Hoffnung des deutschen Patrioten denn doch jederzeit gerichtet sein muß und dessen öffentliche Zustände uns daher auch vor allem interessiren sollten — daß gerade Preußen bisher noch ohne eine wissenschaftliche, zugleich auch dem gebildeten Laien zugängliche und verständliche Darstellung seines Staatsrechts geblieben war. Hr. von Rönne, der juristischen Welt seit langem vortheilhaft bekannt, hat zuerst den Muth gehabt, das weitschichtige Material zu sammeln und nach Gesichtspunkten zu ordnen, die ebenso sehr dem heutigen Stande der Wissenschaft als dem praktischen Interesse des Publicums entsprechen. Es ist dieser Muth aber um so höher anzuschlagen, je weniger gerade die augenblickliche Lage der preußischen Monarchie und namentlich ihrer innern Verhältnisse zu einem derartigen Unternehmen ermuntern konnte. Seit dem 31. Januar 1850 ist Preußen freilich ein verfassungsmäßiger Staat: allein alle Welt weiß auch, was in den wenigen Jahren seit Veröffentlichung der Verfassung geschehen ist dieselbe zu erschüttern und einen Rechtsboden zu durchlöchern, der doch in der That bestimmt war, das Fundament eines neuen geschichtlichen Daseins zu werden nicht blos für Preußen, sondern zugleich auch für ganz Deutschland. Solange die preußische Verfassung nur da ist, um revidirt zu werden, solange ist es allerdings leicht, die Nichtigkeit und Erfolglosigkeit alles Verfassungswesens überhaupt zu beweisen und auch Das erklärt sich unter diesen Umständen hinlänglich, wie es hat geschehen können, daß eine Verfassung, die, solange sie noch nicht existirte, ein Gegenstand der stürmischsten Sehnsucht, der heftigsten Anstrengungen und Kämpfe war, jetzt, da sie wirklich erlangt ist, bei eben demselben Volke von Jahr zu Jahr in größern Miscredit geräth. Diesem Mistrauen, dieser Theilnahmlosigkeit arbeitet das Werk des Hrn. von Rönne entgegen. Wir lernen daraus einsehen, was Preußen, trotz der Ungunst der augenblicklichen Verhältnisse, doch an seiner Verfassung gewonnen hat und welche Gelegenheit dieselbe dem Volke selbst noch in ihrer jetzigen Gestalt gewährt, sich in verständiger und fruchtbarer Weise an den öffentlichen Angelegenheiten zu

betheiligen, vorausgeſetzt nur, daß es ſelber dazu geneigt iſt. Und dieſe Neigung zu erwecken, dürfte es wiederum kein geeigneteres Mittel geben als eben die Kenntniß, welche durch das Werk des Hrn. von Rönne verbreitet wird. Wir würden es als einen großen Gewinn betrachten, wenn daſſelbe in recht viele Hände käme und zwar nicht blos in die Hand des Fachgelehrten, oder des Kammermitglieds, oder des Publiciſten, für welche Alle es freilich unentbehrlich iſt, ſondern auch in die Hand des eigentlichen Bürgers, der ſich dadurch nicht nur von vielen irrthümlichen Vorſtellungen freimachen, ſondern auch ein lebendiges Bewußtſein gewinnen würde ſowol von Dem, was er hat, als namentlich auch von Dem, was ihm noch zu erringen übrigbleibt. Das Werk des Hrn. von Rönne iſt auf zwei Bände berechnet; die bisher erſchienenen Lieferungen bilden den vollſtändigen erſten Band. Derſelbe beſchäftigt ſich ausſchließlich mit dem Verfaſſungsrecht. Vorangeſchickt iſt eine ausführliche Einleitung, in welcher zunächſt Begriff und Gegenſtand des Staatsrechts überhaupt ſowie des preußiſchen Staatsrechts insbeſondere erörtert und feſtgeſtellt wird. Es folgt dann ein geſchichtlicher Ueberblick der frühern innern ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Preußens. Hier iſt namentlich der Abſchnitt über die Wiederherſtellung der ſtändiſchen Verfaſſungen und die Errichtung des Allgemeinen Landtags im Jahre 1847 von hohem Intereſſe; wir empfehlen ihn vorzugsweiſe allen Denen, welche ſich und Andere noch jetzt gern überreden möchten, die conſtitutionelle Bewegung in Preußen, die dann endlich zu den bekannten Ereigniſſen vom März 1848 führte, ſei keine aus den wirklichen Bedürfniſſen des Volks hervorgegangene, ſondern lediglich ein Product abſtracter Theorien; hier, wenn ſie der Belehrung überhaupt noch fähig wären, könnten ſie lernen, wie thöricht dieſe Auffaſſung iſt und wie Preußen vielmehr durch eine innere geſchichtliche Nöthigung, eine Nöthigung, die leider nur nicht immer das wünſchenswerthe Verſtändniß gefunden hat, auf die Bahn conſtitutioneller Entwickelung geführt worden iſt. An dieſe hiſtoriſche Ueberſicht ſchließt ſich dann noch ein Ueberblick über die allmälige Bildung des Territorialbeſtands der preußiſchen Monarchie, über ihre Grenzen, Größe und Bevölkerung, ſowie endlich eine ausführliche Darlegung der Quellen und Hülfsmittel des preußiſchen Staatsrechts. Es folgt darauf als erſter Haupttheil des eigentlichen Werks das Verfaſſungsrecht und zwar zunächſt die innere Verfaſſung des preußiſchen Staats. Es wird darin der Reihe nach gehandelt erſtens vom Staatsgebiet, zweitens vom Staatsoberhaupte und ſeinen Rechten, ferner von den Staatsbürgern und ihren Rechten ſowie von der Volks- und Landesvertretung. Der fünfte Abſchnitt handelt von den Garantien der Verfaſſung, der ſechste von dem Verhältniß des Staates zur Kirche und Schule. Den Schluß des Bandes bildet das Verhältniß Preußens zum Deutſchen Bunde. Der Verfaſſer befolgt die Methode, daß er zunächſt im Text das Factiſche des Materials einfach zuſammenſtellt und daran einzelne ſpecielle Erörterungen knüpft, theils zur Kritik der Thatſachen, theils zur Bekämpfung abweichender Auffaſſungen und Anſichten. Die bibliographiſchen Nachweiſungen ſowie überhaupt Alles, was zur nähern Begründung einzelner wiſſenſchaftlicher Anſichten dient, iſt in die Anmerkungen verwieſen, die dadurch theilweiſe das Anſehen umfangreicher Excurſe gewinnen, ohne doch die Ueberſichtlichkeit des Ganzen zu beeinträchtigen. Ueberhaupt iſt die Darſtellung des Werks klar und verſtändlich und ſo, daß

es auch ohne juriſtiſche und publiciſtiſche Vorkenntniſſe verſtanden und benutzt werden kann. Beſonderes Lob verdient noch die Mäßigung, mit welcher der Verfaſſer ſeine Gegner, die politiſchen ſowol wie die wiſſenſchaftlichen, behandelt; nicht nur iſt der Ton überall würdig und edel, ſondern mit ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit hat er es auch vermieden, der politiſchen Verſtimmung des Augenblicks irgendein Recht über die Vollſtändigkeit ſeines Referats oder die Unparteilichkeit ſeiner Urtheile einzuräumen. Möge das Buch denn recht eifrig geleſen werden und möge ihm überall ein ſo gediegener und vorurtheilsfreier patriotiſcher Sinn entgegenkommen wie derjenige, dem es ſelbſt ſeinen Urſprung verdankt. H. Fk.

Correſpondenz.

Aus Frankfurt a. M.

Mitte December 1856.

x—x. Durch die Wahlen der beiden Bürgermeiſter für das neue Jahr am 8. December, der Herren DD. Harnier und Feller, ſind nunmehr alle Perſönlichkeiten feſtgeſtellt, unter deren Leitung und Beamtung mit dem 1. Januar 1857 das ſo gründlich reorganiſirte Staatsleben Frankfurts beginnt. Von den ältern, nunmehr bis auf 21 überſchüſſigen Senatsmitgliedern haben ſich weniger zur Uebernahme von Juſtizſtellen bereitfinden laſſen, als man erwartet und theilweiſe gehofft hatte. Indeſſen wollen wir gern nicht daran glauben, was die böſe Welt ſpricht, nämlich daß manche der Herren deshalb geblieben ſeien, um nach kurzem ihre Penſionirung nach Maßgabe der nunmehr erhöhten Senatorengehalte zu fodern. Das iſt gewiß nicht der Grund, ſondern reiner Patriotismus, der auch in den neuen Verhältniſſen die Geſchäftskenntniß aus den bisherigen Zuſtänden nutzbar machen will. Unter unſern Advocaten und Staatsdienſtaſpiranten ſind aber durch die vielen neuen Aemter, welche die Trennung der Adminiſtration von der Juſtiz erſchaffen hat, gleichfalls viele Hoffnungen befriedigt worden, wenn auch andererſeits, wie dies unter engen Verhältniſſen, wo man faſt Alles auf perſönliche Motive zurückführt, kaum anders möglich, manche Klage über Zurückſetzung ertönt. Bemerkenswerth, wenn auch ziemlich natürlich, erſcheint es dabei, daß z. B. zum Poſten eines öffentlichen Anklägers blos ein einziger Bewerber aufgetreten iſt. Und theilweiſe mag dies daher kommen, daß eine hieſige Zeitung, den niedergeſchlagenen „Schwarzen“ dienſtbar, dem hier an freie Meinungsäußerung gewöhnten Publicum eine entſetzliche Angſt vor dem Inſtitut der Staatsanwaltſchaft eingejagt hat. Viele Leute ſcheinen ſich wirklich den Staatsanwalt wie eine Art von Polizeidenuncianten vorzuſtellen, welcher nur herumgeht, um irgendeine Aeußerung aufzuhaſchen, die er zum Gegenſtand ſeiner Anklage machen kann. Auch vor der Jury herrſcht große Scheu; Jedermann fürchtet ſich, dazu gewählt zu werden und durch ſein Verdict in ſeinen geſellſchaftlichen und perſönlichen Beziehungen ſich Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Sicherlich wird es auch eine geraume Weile dauern, ehe man ſich daran gewöhnt, dieſe Staatsbürger-

pflicht wie jede andere zu erfüllen. Als erster Fall für die erste Quartalsitzung ist übrigens, dem Vernehmen nach, ein Mord bestimmt, welcher seiner Zeit allerdings Aufsehen genug gemacht hat.

Mein letzter Brief sprach davon, daß das für Vorbereitung einer hiesigen Industrieausstellung erwählte Comité eine Generalversammlung der hiesigen Industriellen und Gewerbtreibenden zu weiterer Erörterung der Angelegenheit berufen hatte. Das Resultat dieser Versammlung war ein negatives! Indem man vorschützte, daß ein Ausstellungsgebäude, wie es Frankfurts würdig sei, bis zum Mai 1857, also in fünf vollen Monaten, nicht hergestellt werden könne, vertagte man die ganze Ausstellungsidee „bis auf Weiteres", also ad calendas graecas. Damit fällt vorläufig auch die Hoffnung, daß Frankfurt endlich ein Gebäude für größere musikalische Aufführungen und sonstige Versammlungen erhalten werde, wie es Leipzig etwa im Gewandhaus besitzt. Auch fortan werden unsere Concerte sich in den Gasthaussälen mit dem Tellergeklapper, dem Kellnerlärmen, Pferdegetrappel ꝛc., welches das Haus durchtönt, lieblich mischen und in gleicher Unparteilichkeit jene auch für officielle Feste die einzigen Räume abgeben. Von manchen Seiten wird sogar mit Bestimmtheit behauptet, daß der angegebene Grund des Unterbleibens der Industrieausstellung nur ein Vorwand gewesen sei, um nicht bekennen zu müssen, daß sich unter den hiesigen Industriellen und Gewerbtreibenden überhaupt keine Theilnahme für das Unternehmen gezeigt habe. Unglaublich ist's nicht. Denn von einer Entwickelung nach diesen Richtungen, wie sie nach der Größe und Bedeutsamkeit Frankfurts zu erwarten sein sollte, ist in der That umsoweniger die Rede, mit je größerer Emphase und Selbstgenügsamkeit davon gesprochen zu werden pflegt. Dies wird sich auch nicht ändern, solange die verschiedenen, auf einen Zweck hinarbeitenden Gewerbe sich nicht zu Associationen umgestalten. Aber auch gegen die dahinzielenden Vorschläge und Anträge im Gewerberath stemmt sich der Zunft- und Innungszopf, nachdem die Angelegenheit aus dem Bereich der Phrase getreten, wieder ärger und hartnäckiger als jemals. Man muß eben hoffen, daß die Zeit und namentlich die materielle Nothwendigkeit doch endlich stärker sein wird als der Widerstand des Hangens am Alten, Hergebrachten, Bequemen.

Wäre es mit der geistigen Regsamkeit ebenso bestellt, so ginge Frankfurt sehr bald einerseits im Schlendrian des Hergebrachten, andererseits im bloßen Börsen- und Geldgeschäft auf. Glücklicherweise entfaltet sich aber auf geistigem Gebiete alljährlich eine immer lebhaftere Triebkraft, und es mag z. B. im deutschen Südwesten kaum eine zweite Stadt geben, welche die populärwissenschaftlichen Vorträge gleichermaßen wie die unsere cultivirt. Außer reiner Geschichte sind in der That dieses Jahr fast alle allgemeinern Wissenschaften durch Vorlesungen vertreten, und dabei, was die Hauptsache, auch fast alle Vorträge stark besucht. Es ist überhaupt culturhistorisch keineswegs uninteressant zu bemerken, wie die Erschlaffung und Ernüchterung, welche den Bewegungsjahren am Rheine folgte, das Vacuum geworden ist, aus welchem sich nach allgemein-wissenschaftlicher und ästhetischer Seite ein Aufschwung erzeugt hat, der früher gern als „unvereinbar mit dem rheinischen Wesen" oder als „norddeutsche Spintisirerei" beiseite geschoben wurde. Wie hier, so haben sich nämlich auch in Manheim, Karlsruhe ꝛc. die

Vorlesungen für ein größeres Publicum mehr und mehr eingebürgert; dabei ist überall der musikalische Geschmack ernster, die Anfoderung an das Theater strenger geworden. Während seit Jahrzehnden die höhern ästhetischen Interessen journalistisch nur sehr oberflächlich von belletristischen Beilagen der politischen Zeitungen vertreten wurden, während namentlich die musikalische und theatralische Kritik von sehr untergeordneten Federn als Monopol gehandhabt ward, haben sich darin seit ein paar Jahren viel bessere Zustände theils gestaltet, theils angebahnt. Das von Dr. Creizenach redigirte „Frankfurter Museum", erst seit einem Jahr bestehend, ist bereits ein ganz fester Sammelpunkt der geistigen Notabilitäten Frankfurts geworden. In den interessantesten Arbeiten höhern ästhetischen und kritischen Stils begegnen sich dort die Namen Classen, Hessemer, Braunfels, Stricker, Weißmann, Clemens, Böttcher, Hermann Presber u. s. w., und wahrhaft verwunderlich erscheint es, daß die sonst geistvollen Theaterkritiken von Q. F. (Quintus Fixlein) doch gar zu sehr verrathen, daß ihres Verfassers Anschauungen nicht über den frankfurter Theaterraum hinausreichen. Solche lebhaftere geistige Regung wirkt aber auch auf die Localpresse zurück. In ihr zeichnet sich besonders der von Krebs-Schmitt redigirte „Frankfurter Anzeiger" mit den „Familienblättern" durch vortreffliche Haltung und kritische Selbständigkeit aus. Bereits soll dieses Blatt nahe daran stehen, dem durch seine amtlichen Beilagen außerordentlich unterstützten „Intelligenzblatt", dessen Redacteur Hr. Dr. S. Zirndorffer, in der Verbreitung den Rang abzulaufen. Versuche, neben dem „Journal" und der „Postzeitung" neue politische Blätter zu schaffen, sind dagegen misglückt. „Deutschland" gehört nicht hierher; Nachfolger der ehemaligen kölnischen „Volkshalle", hat es seine Verbreitung auch ausschließlich in deren ultramontanen Kreisen am Niederrhein. Dagegen hat Max Wirth's „Arbeitgeber" seit seinem Beginn am 1. October schon eine sehr bedeutsame Stellung in der volkswirthschaftlichen Journalistik, und zwar in einem bisher noch ganz unbearbeiteten Gebiet erlangt. Um aber wieder auf die allgemeinere, vorzugsweise ästhetische Tagespresse zurückzukommen, erwähnen wir noch, daß Hr. Schlönbach in Manheim mit Neujahr „Süddeutsche Blätter für Kunst, Literatur und Wissenschaft" beginnt, während die höhere Theaterkritik durch K. Schöchlin und W. Koffka in der „Karlsruher" und „Badischen Landeszeitung" mit „Dramaturgischen Blättern" vertreten wird. Die volkswirthschaftliche, in Heidelberg erscheinende „Germania" wird mit Neujahr vom dortigen Privatdocenten Dr. Pickford redigirt werden, da der bisherige Redacteur Dr. Böhmer einem Rufe an das Bremer Handelsblatt folgt.

Aus Konstantinopel.

November 1856.

F. O. Wenn ich Sie heute nach längerer Frist noch einmal zu einem Gange durch die Straßen Konstantinopels auffodere, so wird ein Bild seiner jetzigen Physiognomie merklich andere Züge erhalten, als es noch vor wenigen Monaten der Fall gewesen wäre. Damals schaute der Krieg mit seinen fremden Elementen aus allen Ecken hervor; heute erinnern höchstens einige rothhosige Griechenjungen daran, die in dem erschacherten Erbtheil Frank-

reichs einherſtolziren und es machte einen ganz wunderbaren Eindruck, wenn man in den letzten Tagen wieder eine Reihe engliſcher Kriegsſchiffe den Bosporus herauſpaſſiren ſah, dicht unter den Fenſtern Fuad Paſcha's vorbei, bei dem doch ſoeben noch die Diplomatie über den jungen Friedenstractaten tagte.

Die Stadt ſelbſt freilich ändert ihr Anſehen ſo leicht nicht. Es iſt ohne Zweifel im Ganzen und Großen daſſelbe, welches es bald nach der Eroberung erhielt. Die alten Mauern gaben von vornherein ein feſtes Fachwerk und Raum genug für jeden Zuwachs, ohne daß es deshalb Aenderungen in der Anlage bedurft hätte; ſtößt man doch jetzt noch mitten in der Stadt auf weite unbebaute Strecken. Bauart und Einrichtung aber wurden durch Klima und Oertlichkeit mehr noch beſtimmt als durch Sitte und Herkommen. Deshalb haben alle andern Nationen ſich dieſer Norm gefügt und es beſteht noch heute kein Unterſchied zwiſchen den Türkenquartieren und denen der Griechen, Armenier, Juden, oder zwiſchen der Stadt und den Bosporusdörfern. Ja ſelbſt die Franken erkennen dieſe Nothwendigkeit an, und opfern ihr manche frühere Gewohnheit. Was aber ſonſt am meiſten verändert, gewaltſame Zerſtörung, das, ſo gewöhnlich es gerade hier iſt, unterbricht nur auf Wochen, höchſtens Monate die Gleichförmigkeit des Ausſehens. Allwöchentlich brennen ganze Straßen und Viertel nieder. Dann müſſen in der erſten Woche wol Zelte genügen, die geringe Habe — Teppiche und Pfeifengeräth — mit den Beſitzern zu bergen; aber ſchon in der zweiten ſteigen die neu aufgezimmerten Häuſer luſtig wieder empor, in der dritten ſind die obern zuerſt vollendeten Räume bezogen und nach einigen Monaten verräth nicht einmal die Farbe mehr den erneuten Urſprung. Richtung und Anlage der Gaſſen, je nachdem der Zufall ſie gerade oder krumm geſchaffen hat, bleiben dieſelben, und es gehört mit zu den Zeichen der Neuzeit, wenn man auf den allerjüngſten Brandſtätten Anſtalten gewahrt, welche auf die Abſicht deuten, die frühere Ordnung zu verkehren, d. h. Ordnung in die Unordnung zu bringen. So bietet alſo das Häuſergewirr trotz der bunteſten Mannichfaltigkeit im Grunde nur eine ſehr einförmige Erſcheinung dar, und es würde ſchwer halten, ſich in dieſem Gaſſenlabyrinth zurechtzufinden, hätte man nicht an den überragenden Moſcheenkuppeln oder den Hügelpunkten mit ihren Ausſichten auf beide Meere ſtets den ſicherſten Wegweiſer. Iſt man aber ja einmal rathlos, ſo wird noch Niemand einen Türken vergeblich oder ohne den freundlichſten Beſcheid zu erhalten angeſprochen haben.

Alles Bedeutende und Großartige der Stadt concentrirt ſich in der Spitze der Halbinſel, dem Serail und ſeiner Umgebung. Je weiter von dieſer entfernt, deſto weiter dehnt ſich die Häuſermaſſe aus, werden eben darum aber auch die ſich auszeichnenden Punkte ſpärlicher, bis die koloſſalen Ruinen der alten Stadtmauern mit dem erhaltenen und zerfallenen Schloſſe der ſieben Thürme und des Hebdomon auf beiden Seiten würdig das Ganze abſchließen. Man könnte jene Spitze das Hauptquartier in dem unermeßlichen Zeltlager nennen; das öffentliche Leben der Hauptſtadt als Reſidenz und Sitz der Regierung drängt ſich hier zuſammen. Nur bringe man keine europäiſchen Vorſtellungen mit. Von einem Hofe und einem Hofleben wird man nirgends ſo wenig gewahr als gerade hier. Obwol neben Rußland der einzige Staat in Europa, in welchem alle Macht noch als Ausfluß des Willens ſeines Oberhauptes erſcheint, entbehrt dieſer der ganghaften Repräſentation faſt

ganz. Ein längerer Zug von Barken, wenn er ausfährt, ein größerer Troß von Dienern, wenn er zu Pferde ist, das ist das Einzige, was den Kaiser kennzeichnet; er lebt eingezogener als jeder Privatmann, und so wenig bekümmert sich das Volk um ihn, daß man ihm Gleichgültigkeit vorwerfen müßte, entnähme man nicht sonst aus allen Reden die größte Verehrung für den Herrscher. Still und einsam liegt die alte Sultanresidenz da, öde und verlassen seine großen Höfe, deren erster nur als beliebte Passage etwas Leben und Staffage erhält.

Aber auch auf die öffentlichen Gebäude passen unsere großstädtischen Begriffe nicht. Die wenigsten nur würde ein fremdes Auge aus der Menge der ähnlichen weitläufigen Paschapalais herausfinden und nur zwei fallen als solche gleich Jedem in die Augen, schon deshalb, weil sie Steinhäuser sind: die noch unvollendete und doch schon ehemalige Universität der Aja Sophia gegenüber und die Hohe Pforte in unmittelbarer Nähe des Serail. Eine häßliche geweißte Mauer umschließt den weiten Hof der letztern, aus dessen schlechtem Pflaster fußhoch Gras und Unkraut emporwuchert. Lange Reihen von Equipagen in den Hallen des Erdgeschosses des nach hiesigen Begriffen höchst stattlichen, nach unsern höchst mittelmäßigen Gebäudes lassen daselbst eher eine Wageniederlage vermuthen als den Mittelpunkt der Verwaltung des türkischen Reichs. In den obern Geschossen ist es dafür desto lebendiger; lange mit schönen Matten belegte Gänge kreuzen sich und laufen ineinander, Reihen heruntergerollter Teppiche bezeichnen die Eingänge zu den verschiedenen Bureaus. Hier wogt es von früh bis spät geschäftig auf und ab, drängt sich Hoch und Niedrig aus allen Nationen schweigend durcheinander. Die Würdenträger des Reichs, die Gesandten der fremden Staaten passiren hier aus und ein; hier geben der Großvezier und die Minister die Audienzen, nehmen die Visiten an und halten Sitzung; alle Staatsacte werden von hier aus erlassen, hier auch, wie neulich der Hat-i-Humaiun, die kaiserlichen Firmans verlesen. Und ebenso groß als die Schar aus- und eingehender Gäste ist die Anzahl des in ihnen stationirten Personals. Gegen zweitausend Menschen sollen in der Pforte beschäftigt sein, was uns kaum glaublich klingen will, hier aber sehr begreiflich wird, wo 50 Diener einen sehr mäßigen Hausstand eines Pascha abgeben. Ein wohlorganisirtes Corps von 1200 Tataren steht dem Großvezier stets zur Verfügung und hat in der Pforte seine Expedition. Dazu kommt endlich der Schwarm von türkischen Schreibern, welche überall an den Thüren auf ihren Teppichen Posto gefaßt haben, Papier und Rohr in der Hand, um mit ihrer immer noch ziemlich seltenen Kunst den Bedürftigen beizuspringen.

Weit prächtiger auch dem Aeußern nach ist das andere der erwähnten Gebäude, die im Jahre 1846 gegründete Universität, ein Gebäude, welches jeder andern Residenz Ehre machen würde. Sie steht auf dem Platze des Augusteum des alten Byzanz und einer berühmten Janitscharenkaserne des türkischen Stambul, und hat, obwol noch unvollendet, schon eine bedeutsame Geschichte. Die Grundsteinlegung war einer der hervorragendsten Acte der jungen Reform; sie folgte fast unmittelbar auf die Veröffentlichung der Arbeiten der im Jahre 1845 für Reformen im Unterrichtswesen ernannten Commission, und war der erste Schritt zur Ausführung der von ihr vorgeschlagenen Neuerungen. Dann verscheuchte Waffenlärm die Musen, noch

ehe sie von der ihnen bereiteten Stätte Besitz nehmen konnten; der Ausbau unterblieb und die bewohnbaren Räume verwandelten die Franzosen in ein Lazareth. Und nun, wo diese wieder ausgezogen sind, scheint man darin nur eine erwünschte Gelegenheit gesehen zu haben, die ganze Sache der Vergangenheit anheimzugeben; die ehemalige künftige Universität ist zum Sitz eines Ministeriums bestimmt und die ursprüngliche Idee beiseite geschoben worden. Ob nur für jetzt, ob für immer, wer mag es entscheiden? Zu ernst waren die reformatorischen Bestrebungen, als daß man sich überreden könnte, es sei nur ein durch Zeitverhältnisse abgedrungenes Scheinwesen gewesen. Aber es fehlt für diesen Fall die zwingende Nothwendigkeit und höhere Gesichtspunkte darf man von den Türken noch nicht erwarten. Nothwendig durch den Ausgangspunkt der neuen Entwickelung als einer Befreiung vom Janitscharenterrorismus war eigentlich nur die Umgestaltung des Heerwesens; das machte denn auch Militärschulen nöthig. Die fast gleichzeitige Einrichtung der medicinischen war dann schon ein Werk der aufrichtig gemeinten und wahrhaft hochherzigen, aber doch individuellen Idee Sultan Mahmud's. Eine Jurisprudenz gibt es hier nicht, wo der Koran Norm alles Rechts und die Geistlichen alleinige Richter sind; für die Verwaltung ist die Praxis eine genügende Schule und Lesen und Schreiben lernt man in den Medressés. Was braucht man also mehr? Und im Grunde hat diese Reflexion, nur in etwas anderm Sinne, Recht. Der Begriff und das Bedürfniß einer liberalen Bildung kann der Nation hier nur von außen kommen; unvermerkt und allmälig wird das europäische Element ihr dieselbe aufnöthigen. Vielleicht, daß bis dahin dann auch — und unter Redschid's Auspicien sind die Aussichten dazu größer — die Frage einer Entscheidung und glücklichen Lösung näher gebracht ist, wie die Erziehung von der Kirche zu trennen sei, damit der Kreis gesprengt werde, in welchem die Reformideen aller Derer sich gefangen fühlen, welche eine gründliche Besserung der hiesigen Zustände mit Recht allein von der Erziehung und der Befreiung derselben aus den Händen der Geistlichkeit erwarten.

Das ist einer der vielen Widersprüche, welche die Krisis der Türkei so schwierig und langwierig machen, und weil sie in so abnormen und in der Geschichte ganz einzig dastehenden Verhältnissen beruhen, gebieterisch darauf hinweisen, in der Heilung möglichst die Natur walten zu lassen. Ist es nicht auch ein solcher Widerspruch, wenn wir zehn Schritt von diesem Gebäude entfernt vor dem Haupteingange der Aja Sophia eine Ausstellung türkischer Bibeln und Neuer Testamente erblicken, von einem Türken für ein Spottgeld feilgeboten, von Türken begierig gekauft, am begierigsten fast von den Softas selbst und zwar nicht, wie man das an andern Orten wol erlebt hat, um sie zu verbrennen, sondern um sie eifrig in ihren Clubs und Zusammenkünften zu lesen? Sie als Koran-Gelehrte glauben sich sicher und gefeit gegen alle von daher kommende Versuchung und sind deshalb vom allgemeinen Verbot ausgenommen, welches das Lesen dieser Schriften untersagt. Doch beschränkt sich der Verkauf nicht etwa allein auf diese Kirche: in allen Vorhöfen der bedeutendern Moscheen, in welchen Waaren ausgelegt sind, wird auch dieser Handel getrieben. Nur besonders auffallend ist es vor der Aja Sophia, deren Geistlichkeit sich durch Strenge und Fanatismus auszeichnet und gerade jetzt für die im Kriege ihnen abgedrungenen Freiheiten, wo die Franken scharenweise in allen Räumen des Tempels herum-

wanderten, dadurch Rache zu nehmen sucht, daß sie den Zutritt mit schwerem Bakschich und auch dann nur zu den Galerien erkaufen läßt. Moscheenwanderungen liefern die interessantesten Beiträge zur Kenntniß der Bevölkerung und eines für seine künftige Geschichte so wichtigen Theils wie die Geistlichkeit. Selten wird jetzt noch ein Laie in Konstantinopel — denn in den Provinzen und selbst in Skutari ist es anders — einen Ungläubigen hindern, eine Moschee, außer der heiligsten von Ejub zu besuchen, wofern er sich willig ihren Gebräuchen fügt; ein Almosen den Bettlern am Eingange gereicht, die Bethätigung des vornehmsten Gebotes des Propheten, welche die Pforte des Paradieses erschließt, würde hinreichen, auch die letzte gefaltete Stirn zu glätten. Anders die Geistlichen. Hier richtet sich der Empfang nach dem Ort oder auch nach der Zeit: nach dem Ort, je nachdem das Chor der Softas und die Medresses der Moscheen von dem neuen Geiste mehr oder weniger inficirt sind, und da ist es bedeutsam, daß die erste aller dieser Anstalten, die der Suleimanjeh, die toleranteste ist; — oder nach der Zeit: denn auch die Türken haben ihre Modekirchen und die Frequenz der gläubigen Besucher pflegt dann im umgekehrten Verhältniß mit derjenigen der ungläubigen zu stehen. Bei einzelnen endlich kommt auch die Gewinnsucht mit der Frömmigkeit in freundliche Berührung, wie z. B. der häufige Besuch der architektonisch wichtigen kleinen Sophienkirche nur als ergiebige Erwerbsquelle behandelt wird.

Zu dem Hauptquartier und Staatsviertel von Konstantinopel gehört vor allem auch der Hippodrom oder Atmeidan, der sich gleich hinter der Aja Sophia und dem Universitätsgebäude ausbreitet. Es ist der Schauplatz für alle großen öffentlichen Staatsacte, für Musterungen und feierliche Karavanenauszüge, für die Beirams- und alle andern großen Festlichkeiten; auch ist die Achmedjih, welche die eine Seite des Platzes bildet, die officielle Hof- und Staatsmoschee. Schon in byzantinischer Zeit einmal Zeuge furchtbarer Ereignisse, des Nikaaufstandes unter Justinian, war dieser Platz in der Folgezeit das Hauptquartier der Sultane, so oft Empörung in der Hauptstadt tobte. Dann wurde hier die Fahne des Propheten entfaltet. Als es das letzte mal geschah, war sie selbst die Fahne der Revolution, von dem Sultan vorangetragen; die Reform empfing hier ihre Bluttaufe in dem Janitscharengemetzel vom 15. Juni 1826. Jetzt üben hier uniformirte Milizen das preußische Exercirreglement ein; sonst ist der Platz öde und leer und höchstens Freitags durch Kinderscharen belebt, welche, ohne die Ironie des Schicksals zu ahnen, die darin liegt, auf gemietheten Eseln und in kleinen Wagen um die Meta und andere Monumente des alten Circus herumjagen, eine ihrer beliebtesten Sonntagsfreuden. Auch an diesen Denkmälern hat sich die neue Zeit thätig erwiesen. Von den Engländern bis auf die tief verschütteten Postamente bloßgelegt, prangen sie durch türkische Fürsorge — bis dahin etwas Unerhörtes — in geschmackvollen Einfassungen und sind seit Jahrhunderten zum ersten male ihrer Bestimmung als Kunstwerke wiedergegeben. Und als hätte es nur eines Anstoßes bedurft, ist damit auf einmal ein solcher archäologischer Eifer in die Türken gefahren, daß, sobald sich jetzt irgendein Stein oder ein Block verwitterten Aussehens findet, Commissionen ernannt werden, den Fund vor den Augen der lüsternen Franken zu überwachen und für das

hieſige Muſeum in Beſchlag zu nehmen, obwol zur Zeit noch Niemand von ihnen im Stande iſt, derartige Sachen zu würdigen.

Hinter dem Hippodrom beginnt das Werkeltagstreiben Konſtantinopels. Die Scene wird gefüllter und bewegter. Wer hier Studien machen will, hat es bequem. Er findet die Handwerker und Gewerbe je nach den Vierteln und Straßen beiſammen. Ueberall ſieht man in die Häuſer und Werkſtätten hinein, oder ſie arbeiten unter herausgebauten Dächern, auch wol ganz im Freien, wenn Weingelände, wie häufig, die Straßen überziehen. Dazwiſchen ſtößt man auf die weitläufigen, ganze Plätze füllenden Khans, die eigentlichen Lager des großen Karavanenhandels, oder auf die Eingänge zu den Bazars, deren Hallen eine Stadt für ſich bilden, oder auf lange Reihen von Kaffeehäuſern, welche als Winkelbörſen oder als Stätten verbotenen Handels, wie z. B. des Sklavenhandels dienen. Auch hier iſt ein weites Feld für culturgeſchichtliche Studien jeder Art und ein nicht zu überſehendes Material bei der Entſcheidung der Frage nach dem Schickſal der Türkei. Denn zu wiſſen, welche Gewerbe noch in den Händen der Türken, und welche ihnen ſchon entwunden ſind, ob Trägheit und Gleichgültigkeit oder Mangel an induſtriöſem Talent die Schuld daran tragen, endlich wer ihre Rivalen auf dieſem Gebiete ſind — das Alles iſt in hohem Grade wichtig für Weſen und Zukunft der Nation ſelbſt.

Aus Pommern.

December 1856.

Est. Im letzten Halbjahr iſt im „Deutſchen Muſeum“ von unſerer, der deutſchen Journaliſtik ſonſt ziemlich fernliegenden Provinz ſo häufig die Rede geweſen, daß ich mich wol für entſchuldigt halten darf, wenn ich meinen regelmäßigen Bericht diesmal etwas länger zurückgehalten habe, als urſprünglich meine Abſicht war. Wir leben hier, was Zeitungsnachrichten anbetrifft, auf einem wenig ergiebigen Boden. Ueberhaupt wird bei uns im Allgemeinen wenig geleſen, aber noch viel weniger geſchrieben; Zeitungen müſſen einmal ſein, das begreift auch der Pommer, ſchon wegen der Schiffsnachrichten, der Curſe und der Getreidepreiſe, welche letztere namentlich während der letzten Jahre von unſern Landwirthen mit großem Eifer und höchſt behaglichem Schmunzeln ſtudirt wurden — aber daß, wenn es Zeitungen geben ſoll, auch Menſchen ſein müſſen, die ſie ſchreiben, davon will man ſich hier immer noch nicht ſo recht überzeugen und ſieht deshalb auf Alle, die ſich dieſem zweideutigen Beruf ergeben und ſei es auch nur in ihren Mußeſtunden, mit einer aus Geringſchätzung und Furcht gemiſchten Abneigung herab. Inzwiſchen ſoll und kann mich das nicht abhalten, noch vor Jahresſchluß den lange unterbrochenen Faden meiner Correſpondenzen wieder anzuknüpfen. In der That nämlich haben jene wiederholten Berichte, welche Sie im Laufe der letzten Monate aus unſerer Heimat brachten, den Stoff noch keineswegs erſchöpft; ja ohne meinen Herren Collegen irgendwie zunahetreten zu wollen, möchte ich doch beinahe behaupten, ſie haben die eigentlich pommerſchen Stoffe noch gar nicht berührt. Die Artikel, die ich meine, betrafen hauptſächlich das wiſſenſchaftliche Treiben der Provinz, vor allem die Univerſität Greifswald, die ja überhaupt infolge bekannter Ereigniſſe für einige Zeit ſo gründlich aus der beſcheidenen Stille herausgeriſſen ward, in der ſie

ſich ſonſt zu halten pflegt. Aber was iſt uns Hekuba? Was ſind dem Pommer, dem wahrhaften unverfälſchten Pommer Literatur und Wiſſenſchaft, ja was ſind ihm alle Univerſitäten der Welt?! Die Betrachtungen, welche Ihr Blatt bei Gelegenheit des greifswalder Jubiläums anſtellte, ſind auch hier mit Intereſſe geleſen worden; Lob thut immer gut, auch wo man ſich insgeheim ſagen muß, daß es nicht ganz verdient iſt, und ſo iſt auch die Art und Weiſe, wie in Ihrem Blatte die Univerſität Greifswald und die wiſſenſchaftliche Stellung derſelben zum Prototyp des pommerſchen Charakters gemacht wurde, auch hier nicht ohne Anklang geblieben. Es fällt mir, wie geſagt, nicht von weitem ein, irgendeine Polemik gegen die Verfaſſer jener Aufſätze zu eröffnen: aber ganz zurückhalten darf ich die Bemerkung doch nicht, daß jene Artikel, verglichen mit der nackten, hiſtoriſchen Thatſache, ſtellenweiſe eine etwas ideale Färbung trugen, von der wir hier an Ort und Stelle nur ſehr wenig verſpüren. Das greifswalder Jubiläum iſt für Diejenigen, welche unmittelbar Antheil daran genommen haben, gewiß ein ſehr ſchönes und genußvolles Feſt geweſen, das ſie mit Recht ihren liebſten Erinnerungen anreihen und auch die Schilderungen, die uns die Zeitungen davon brachten, nahmen ſich ſehr ſtattlich aus. Bei alledem muß man ſich doch hüten, die Bedeutung des Vorgangs, ſoweit dabei von unſerer Provinz im Ganzen die Rede iſt, zu überſchätzen. Es klingt ſehr paradox, trifft aber doch vielleicht näher zur Wahrheit als jene idealiſtiſchen Beſchreibungen, wenn ich behaupte, daß das greifswalder Jubiläum, den eigentlichen Feſtſchauplatz natürlich abgerechnet, nirgends weniger beachtet worden iſt als in Pommern ſelbſt. Es liegt dies theils an dem geringen Intereſſe, das man bei uns überhaupt für Literatur und Wiſſenſchaft hegt, theils aber auch an dem Gegenſatz, der zwiſchen dem ehemaligen Schwediſch-Pommern, dem ſogenannten Neuvorpommern und den übrigen Theilen der Provinz obwaltet und der ſich nicht blos in der Verſchiedenheit der Beſchäftigung und der Lebensweiſe, ſondern namentlich auch in der Verſchiedenheit der Anſichten und Intereſſen, beſonders auch auf politiſchem Gebiete, äußert. Dieſen Gegenſatz hier im Einzelnen zu verfolgen, würde mich für den Augenblick zu weit führen und beſchränke ich mich darauf, nur die Thatſache zu erwähnen, daß unſer pommerſcher Adel, dieſer Adel, der doch ſonſt ſo leicht keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ſich in ſeinem Corporationsbewußtſein geltend zu machen, nicht das mindeſte Intereſſe für das Jubiläum unſerer pommerſchen Hochſchule gezeigt hat. Daſſelbe gilt auch von unſern bürgerlichen Gutsbeſitzern und ſelbſt auch von unſerm Handelsſtande, der doch übrigens ohne Widerſpruch den intelligenteſten und geiſtig bedeutendſten Theil unſerer Bevölkerung bildet. Unſer Adel zieht noch immer „des Königs Rock“ jedem andern Berufe vor; noch immer iſt es ſein Ideal, eine zeitlang in der Armee zu dienen, um dann ſpäterhin das väterliche Gut zu übernehmen und als „Stütze der Monarchie“ jenes patriarchaliſche Regiment fortzupflanzen, das allerdings für Diejenigen, die es ausüben, angenehmer ſein mag als für Diejenigen, an denen es ausgeübt wird. Selbſt wenn unſere jungen Adeligen ſich den Studien widmen, ſo geſchieht es in der Regel weniger um zu ſtudiren, als um Student zu ſein, weshalb denn auch die meiſten von ihnen die Studien bald wieder quittiren und ſich von dem unfruchtbaren Boden der Wiſſenſchaft und der dürren Weide des Beamtenthums auf

die fetten Weizenäcker und zu den wohlassortirten Stammschäfereien ihrer paterna rura zurückziehen. Unser Handelsstand aber, so unternehmungslustig und beweglich er in reinkaufmännischen Dingen ist, so gleichgültig verhält er sich doch im Allgemeinen gegen Kunst und Wissenschaft, wie überhaupt gegen jede höhere Bildung; jener freie humane Sinn, der die großen Handelsstädte des Mittelalters auszeichnete, hat bei uns entweder niemals existirt oder ist doch schon seit langem ausgestorben. Rechnen wir Greifswald ab, das sich auch bei dieser Gelegenheit wieder seines alten Bürgersinns werth gezeigt hat, jenes Bürgersinns, dem auch die greifswalder Universität ihren eigentlichen Ursprung verdankt, so wird die Frage verstattet sein, was die Provinz als solche, was namentlich der pommersche Adel, was unsere reichen Kauf- und Handelsherren gethan haben, ihre Theilnahme an einem Feste an den Tag zu legen, das doch in so hohem Grade geeignet war, den pommerschen Patriotismus zu bethätigen, und ich zweifle, ob diese Frage irgendwie genügend beantwortet werden kann.

Doch lassen wir ein Thema fallen, das, besonders nach dem ebenso unerwarteten wie unerfreulichen Nachspiel, welches das greifswalder Jubiläum erhalten hat, doch nur böses Blut erwecken könnte und begeben wir uns lieber auf ein anderes Gebiet, das einen erfreulichern Anblick und beruhigendere Resultate gewährt und dabei zugleich charakteristischer ist für unsere Provinz. Ich meine das Gebiet des Handels und der Industrie, das bei uns mit jedem Jahre mehr aufblüht. Auf den ersten Anblick scheint es fast unbegreiflich, wie der Pommer, der übrigens so langsam, so zäh und schwerfällig ist, als Kaufmann soviel Unternehmungsgeist und kühne, umsichtige Thätigkeit entwickelt. Allein der Widerspruch löst sich, sobald wir uns erinnern, daß Pommern zwar ein flaches, langgestrecktes, zum Theil ödes Küstenland ist, aber bei alledem ein Küstenland — ich meine, daß das Meer seine Ufer bespült und daß der phlegmatische, prosaische Flachländer hier zugleich als Anwohner der See aufwächst. Es ist derselbe belebende Hauch des Meers, der den schwerfälligen, ungeschickten pommerschen Bauernburschen, dieses Kreuz der drillenden Unteroffiziere, zum flinken, waghalsigen Matrosen macht. Die pommerschen Matrosen gehören zu den gesuchtesten weit und breit; wird es einmal Ernst mit einer preußischen oder deutschen Flotte, so wird Pommern mit seiner kühnen abenteuerlustigen Jugend dabei unzweifelhaft in erster Reihe stehen. Auch die Blüte des pommerschen Handels beruht vorzüglich, um nicht zu sagen ausschließlich, auf der Nachbarschaft des Meers; ihr verdanken wir diese weitreichenden Verbindungen, die den entlegenen armen Küstenstrich mit den reichsten Gegenden der Welt in Verkehr setzen und die Flaggen aller Nationen in unsern Häfen versammeln und auch der geistige Blick unserer Bevölkerung erweitert und belebt sich, wie er sich auf das Meer wendet.

Niemals ist die Wichtigkeit dieser unserer maritimen Lage lebhafter erkannt und mit mehr Glück und Eifer ausgebeutet worden als in den letzten Jahren. Man muß in die Hauptstadt unserer Provinz, nach Stettin gehen und etwa an einem schönen Sommerabend das Gewühl von Dampfschiffen sehen, das hier unausgesetzt ab- und zufährt, um einen Begriff zu bekommen von der wahrhaft riesenhaften Erweiterung, welche die Schiffahrt dieser Stadt und damit der pommersche Handel im Allgemeinen gewonnen hat.

Auch übrigens ist Stettin in einem Aufblühen begriffen wie kaum eine zweite Stadt der Monarchie; die Zahl der Einwohner, die sich noch zu Anfang der zwanziger Jahre kaum auf ebenso viel Tausende belief, wird jetzt auf 50,000 berechnet, überall herrscht der regste Verkehr, ganze neue Stadttheile wachsen aus der Erde, das Bollwerk reicht trotz wiederholter Vergrößerungen nicht mehr aus für die Menge der aus- und einladenden Schiffe, auf den Werften klappern die Hämmer Tag aus Tag ein, in den Straßen entsteht Gewölbe neben Gewölbe, immer eins prächtiger als das andere, während die weitgedehnten Vorstädte von einem wahren Gürtel von Fabrikanlagen und dampfenden Schornsteinen eingefaßt werden. Und dies Alles ist geschehen im Laufe der letzten acht oder zehn Jahre und unter den äußerlich ungünstigsten Verhältnissen; auf Handel und Schiffahrt ruht der Alp des Sundzolls und die Erweiterung der Stadt, welche, so außerordentlich sie ist, dem Bedürfniß doch noch immer nicht genügt, findet an den Festungswerken ein ebenso lästiges wie schwer zu beseitigendes Hinderniß. Doch haben sich in beiden Hinsichten in jüngster Zeit günstigere Aussichten eröffnet. Die Ablösung des Sundzolls soll, nach den Zeitungen, so gut wie gesichert sein; was aber die Erweiterung der Stadt anbetrifft, so wird dieselbe infolge besonderer königlicher Vergünstigung demnächst auch nach derjenigen Seite hin stattfinden, wo dieselbe für den Handel am wichtigsten ist und wo ihr doch infolge der Befestigung bisher die größten Hindernisse entgegentraten, nämlich nach der Flußseite. Der Aufschwung, den Stettin infolge dieser beiden Ereignisse nehmen wird, ist unberechenbar und da Stettin in industrieller wie in geistiger Hinsicht der eigentliche belebende Mittelpunkt von ganz Pommern ist, so hat auch die gesammte Provinz Ursache, sich dieses Aufschwungs zu freuen.

Freilich ist derselbe, da er sich bisjetzt noch so ganz auf das materielle Gebiet beschränkt, auch nicht ohne einzelne nachtheilige Einwirkungen geblieben; mit dem Speculationsgeist und der kaufmännischen Unternehmungslust haben sich in dem pommerschen Charakter auch gewisse Schattenseiten entwickelt, die mit seiner ursprünglichen Anlage scheinbar sehr in Widerspruch stehen, sich aber nichtsdestoweniger mehr und mehr geltend machen. Der stettiner Handel ist, wie ich dies zum Theil schon in meinen frühern Briefen andeutete, sehr unternehmend, aber auch sehr waghalsig; er hat, behauptet man, dem Meere nicht blos die Kühnheit abgelernt, sondern auch die Unzuverlässigkeit. Thatsache ist, daß nicht leicht an einem Handelsplatz so häufige und dabei so erschütternde Katastrophen vorkommen wie gerade im Mittelpunkt des pommerschen Handels; der Unternehmungsgeist ist größer als die Mittel, die ihm zugebote stehen und daß diese Mittel meistentheils fremde sind, dient eben auch nicht, ihn zu einer weisen Mäßigung herabzustimmen. Inzwischen gehen ja im Großen und Ganzen Wohlstand und Bildung stets Hand in Hand und so darf man auch hoffen, daß mit der zunehmenden kaufmännischen Blüte auch die Speculation selbst immer umsichtiger und damit auch gediegener und solider werden wird. Unser Handel trägt jetzt noch etwas vom Emporkömmling an sich; jemehr sein Wohlstand sich befestigt, jemehr wird er sich von den Untugenden desselben losmachen und neben den materiellen Rücksichten und dem bloßen äußerlichen Luxus wird auch der Luxus des Geistes, werden Bildung, Kunst, Wissenschaft zur Geltung

kommen. Auch in letzterer Hinsicht geht Stettin mit rühmlichem Beispiel voran. Das Schul- und Erziehungswesen dieser Stadt ist wahrhaft musterhaft geordnet; das Gymnasium behauptet den von alten Zeiten her ererbten Ruf eines der besuchtesten und tüchtigsten in ganz Preußen und auch die Friedrich-Wilhelmschule, eine Schöpfung neuerer Zeit und von den städtischen Behörden mit großer Liberalität ausgestattet, erfreut sich einer zunehmenden Blüte. Für letztgenannte Anstalt ist unlängst auf Kosten der Stadt ein neues höchst stattliches Gebäude errichtet worden, das in Verbindung mit einigen andern öffentlichen Anstalten der Stadt, die außerdem an architektonischen Schönheiten nicht eben reich ist, zur wahren Zierde gereicht.

Im Uebrigen kann ich meinen Brief nicht schließen, ohne eines Mannes zu gedenken, der kürzlich durch einen vorzeitigen Tod von uns abgefodert ward und in dem nicht blos seine Vaterstadt, sondern die gesammte Provinz einen ihrer namhaftesten und thätigsten Bürger verloren hat: nämlich der Commerzienrath Homeyer in Wolgast. Homeyer war einer unserer reichsten Kaufleute, namentlich einer unserer größten Rheder, aber auch einer unserer tüchtigsten und gediegensten Charaktere. Mitten in einer neuen, zum Theil etwas windigen Zeit, stand er da als ein Mann von altem gediegenem Schlage, einfach und schlicht, aber von seltenem Scharfblick und einer fast beispiellosen Gewissenhaftigkeit; die tüchtigen, kernhaften Eigenschaften der pommerschen Natur hatten sich gleichsam in ihm vereinigt, er war langsam und vorsichtig im Ueberlegen, rasch im Handeln und unerschütterlich in Dem, was er einmal beschlossen oder zugesagt hatte. Das sich überstürzende Speculationsfieber der neuern Zeit hatte an ihm einen unversöhnlichen Gegner; wo der alte Homeyer sein Wort mitgesprochen hatte, da zog der moderne Schwindel sich beschämt zurück, so groß war das Ansehen, dessen er genoß und so überwältigend der Ruf seiner Solidität. Er war ein Kaufmann im Sinne des Lorenz Stark: kein großer weltumspannender Geist, aber gediegen durch und durch, leutselig gegen Jedermann und von unermüdlicher Wohlthätigkeit. Möge ihm die Erde leicht sein und möge es der neuen glänzenden Zeit, die über unsere Provinz emporsteigen will, auch an solchen Charakteren von altväterischer Einfachheit und Tüchtigkeit nicht fehlen!

Notizen.

Die deutsche Journalistik hat einen ihrer ältesten und namhaftesten Mitarbeiter verloren: in Frankfurt a. M. starb Dr. Malten, seit 1847 Redacteur der Frankfurter Postzeitung, an der er schon früher als Mitarbeiter Antheil genommen hatte. Dr. Malten (oder wie er nach der Angabe eines berliner Blattes eigentlich geheißen haben soll, Müller) war 1796 zu Berlin geboren; ausgestattet mit einer tüchtigen wissenschaftlichen Bildung, namentlich auf historischen Gebiet, widmete er sich frühzeitig der Journalistik, in der er sich besonders durch die von ihm herausgegebene „Weltkunde" einen geachteten Namen erwarb. — In Traunstein, im Angesicht jenes Traunsee, den Alfred Meißner in einer eigenen kleinen Schrift

ſo poetiſch geſchildert hat, ſtarb Auguſt Rohmer, der Bruder des kürzlich verſtorbenen Friedrich Rohmer, und gleich dieſem tief verwickelt in jene Schwindeleien und Abenteuer, welche im Lauf der vierziger Jahre ſoviel von ſich reden machten und durch die der Name Rohmer eine ſo eigenthümliche Bedeutung in der deutſchen Journaliſtik erhalten hat. Ein Buch über „Deutſchlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft", das Auguſt Rohmer 1841 herausgab und das unter einer Menge barocker, faſt kindiſcher Einfälle auch einzelne geiſtvolle Gedanken enthält, erregte zur Zeit ſeines Erſcheinens ein gewiſſes Aufſehen; doch hat er ſo wenig wie Irgendeiner aus dieſem Kreiſe die Erwartungen erfüllt, die damals von gewiſſer Seite her in denſelben geſetzt wurden. An ſeinem Bruder Friedrich hing er mit rührender Zärtlichkeit und glaubte feſt, daß in ihm wirklich der Meſſias der neuen Zeit gekommen; der plötzliche Tod deſſelben hat auch den Ueberlebenden, der mit ihm ſeinen einzigen Halt verloren hatte, nachſichgeriſſen. — Aus Paris wird der Tod des Grafen Salvandy gemeldet. Auch er hatte den Grund zu ſeiner literariſchen Berühmtheit wie zu dem politiſchen Einfluß, deſſen er ſich längere Zeit hindurch erfreute, durch die Preſſe, namentlich aber als Journaliſt gelegt. Geboren im Jahre 1796 zu Condom im Departement Gers, entwich er 1813 heimlich von der Schule, um an den Kämpfen Napoleon's gegen die Invaſion der Verbündeten theilzunehmen. Bei Brienne verwundet, wurde er noch bei dem berühmten Abſchied von Fontainebleau von des Kaiſers eigener Hand mit dem Kreuz der Ehrenlegion geſchmückt. Dennoch blieb er während der Hundert Tage treu auf Seiten der Bourbons, in deren Haustruppen er eingetreten war. Zur Belohnung dieſer Treue ſowie in Anerkennung ſeines Talents wurde er 1819 im Staatsrath angeſtellt, mußte die Stelle jedoch ſchon zwei Jahre ſpäter infolge einer liberalen Flugſchrift, in welcher er die Gefahren der vom Miniſterium Peyronnet befolgten Politik ſchilderte, wieder niederlegen. Er benutzte dieſe unfreiwillige Muße zu einer Reiſe nach Spanien, wo er die Materialien zu einem Werke ſammelte, durch das er ſich raſch einen Ehrenplatz unter den geleſenſten Schriftſtellern des damaligen Frankreich erwarb und das auch in Deutſchland, wo Goethe es mit lebhaften Lobſprüchen einführte, zahlreiche Leſer fand; das iſt ſein berühmter Halbroman „Alonso ou l'Espagne" (zuerſt in Paris 1824, in 4 Bdn.). Durch eine reiche Heirath unabhängig geworden, widmete er ſich jetzt völlig der Literatur; nur 1827 unter dem Miniſterium Martignac nahm er wiederum die Stelle eines Staatsraths an, legte dieſelbe jedoch nach kurzer Zeit zum zweiten mal nieder. Als Schriftſteller war er in dieſer Zeit ſowol als Romandichter wie als Hiſtoriker thätig, in welcher letztern Beziehung namentlich ſeine „Histoire de Pologne avant et sous le rol Jean Sobieski" hervorzuheben iſt. Am einflußreichſten jedoch war ſeine Thätigkeit als Publiciſt; in zahlreichen Zeitungsartikeln und Flugſchriften erörterte er die bedeutendſten Tagesfragen in liberalem Sinne und deutete mit ahnungsvoller Hand auf das Unwetter der Revolution hin, das denn auch bald genug zum Ausbruch kam. Infolge der Julirevolution zum Deputirten gewählt, ſchloß er ſich den Doctrinaires an. Als Redner war Salvandy nicht bedeutend, deſto mehr wirkte er durch ſeine Feder. 1837 wurde er zum Unterrichtsminiſter ernannt, mußte jedoch bald darauf mit dem übrigen Miniſterium wieder abtreten. Auch die Geſandtſchaftspoſten

in Madrid und Turin, auf welche er 1841 und 1843 gesendet wurde, behauptete er nur kurze Zeit. 1845 wurde er zum zweiten mal Minister des öffentlichen Unterrichts; in dieser Stellung, in welcher er eine große Thätigkeit entwickelte, wurde er von der Februarrevolution ereilt. Seitdem lebte er in tiefster Zurückgezogenheit, nur mit journalistischen Arbeiten beschäftigt; namentlich lieferte er bis kurz vor seinem Tode dem „Journal des Débats" sowie der „Révue des deux Mondes" zahlreiche gediegene Artikel.

Von der „Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte", herausgegeben von J. Müller und J. Falke, liegen Heft 11 und 12 als Schluß des laufenden Jahrgangs vor. Der Inhalt derselben ist auch diesmal ebenso belehrend wie mannichfach; wir heben namentlich hervor: „Deutsche Seeräuber im Mittelalter" von Johannes Falke; die Fortsetzung von ebendesselben Abhandlung von „Die Staatsperücke und ihre Zeit"; „Beiträge zur Sittenpolizei" von A. von Eye ꝛc. Auch Dr. G. Landau's „Beiträge zur Geschichte der alten Heer- und Handelsstraßen in Deutschland" werden fortgesetzt und zunächst der zweite Abschnitt derselben, „Straßen von Mainz und Frankfurt nach Leipzig", zum Schluß gebracht. Das ebenso interessante wie gediegene Unternehmen, das sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits die allgemeinste Anerkennung erworben hat, wird auch für das nächste Jahr forterscheinen. — Auch von Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" sind zwei weitere Lieferungen erschienen, durch welche die günstige Erwartung, die das Probeheft erweckte, in reichstem Maße bestätigt wird. Der Inhalt ist ungemein bunt; wir nennen hier nur von belletristischen Beiträgen „Die Gründlimühle", ein Lebensbild von Josef Rank, und „Der Freiwerber", Erzählung von Otto Roquette; ferner „Geschichten und Sagen aus Frankreich" von Moritz Hartmann, sowie eine höchst interessante Mittheilung von K. F. Neumann in München: „Die Jugendjahre des jüngern Bruders Jesu Christi; eine wahre Dorfgeschichte aus dem Mittelreiche." Unter den literarhistorischen Mittheilungen zeichnen sich besonders „Lessingiana", gesammelt von K. R. Chrysander, sowie eine umfangreiche Mittheilung von Herman Grimm „Ueber das Theater des Herzogs Julius von Braunschweig zu Wolfenbüttel" aus; auf den erstgenannten Artikel, der eine Menge neuer und interessanter Daten zu Lessing's persönlichen Verhältnissen liefert, kommen wir wol gelegentlich zurück. Aus der naturwissenschaftlichen Abtheilung ist besonders die Darstellung der jüngsten Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher zu Wien sowie aus der kunstgeschichtlichen der Schluß der im ersten Heft begonnenen Abhandlung „Ueber die deutsche Architektur der Gegenwart" von W. Lübke hervorzuheben.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Deutsche Allgemeine Zeitung.

«Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!»

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** hat ihren Leserkreis in den letzten Jahren bedeutend steigen sehen, nicht nur in Sachsen und den angrenzenden Ländern, sondern ebenso in andern Theilen Deutschlands, Oestreichs und des Auslandes, und glaubt sich zu den **ersten deutschen Zeitungen** rechnen zu dürfen. Sie wird auch in Zukunft den Anfoderungen, welche an sie gestellt werden, in jeder Weise zu entsprechen suchen: durch **unabhängige freisinnige Haltung**, gediegene **Leitartikel**, zahlreiche und zuverlässige **Originalcorrespondenzen**, regelmäßige **telegraphische Depeschen**, unterhaltendes **Feuilleton** und endlich durch sorgfältigste Beachtung und Vertretung des **Handels** und der **Industrie**. **In letzterer Hinsicht hat die Deutsche Allgemeine Zeitung für das Jahr 1857 besondere Veranstaltungen getroffen, um diese in neuester Zeit zu immer größerer Wichtigkeit gelangten Factoren des öffentlichen Lebens in möglichst vollständiger und in gewissenhaftester Weise zu berücksichtigen und dadurch der Handelswelt sowie dem zahlreichen Theile des großen Publicums, das sich dafür näher interessirt, fortwährend eine Uebersicht darüber zu gewähren.** Als sächsisches Blatt sucht endlich die Deutsche Allgemeine Zeitung in Betreff der **sächsischen Angelegenheiten** die Ansprüche ihrer sächsischen und ihrer auswärtigen Leser gleichmäßig zu befriedigen.

Das **Abonnement** auf die Deutsche Allgemeine Zeitung beträgt **vierteljährlich nur 1½ Thlr.** **Inserate** (die Zeile 2 Ngr.) finden durch sie die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben von **Friedrich von Raumer.**

Dritte Folge. Achter Jahrgang. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Der Fürstenbund gegen Kaiser Karl V. Von **J. Voigt.** — II. Zur neuern Geschichte Spaniens (1806—40). Von **F. von Raumer.** — III. Gustav III. und die politischen Parteien Schwedens im 18. Jahrhundert. Zweite Abtheilung: Die politischen Katastrophen unter Gustav III. Von **E. Herrmann.** — IV. Der preußische Landtag im Februar 1813. Nach den im Archive der Generallandschaftsdirection von Ostpreußen aufbewahrten Acten des Landtags von 1813 und nach mündlichen Mittheilungen des Staatsministers von Schön. Von **A. Witt.**

Die Erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) kostet im **ermäßigten Preise** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zusammengenommen** 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erster bis siebenter Jahrgang (1850—56) kosten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im December 1856. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 2.** 8. Januar 1857.

Inhalt: Gedichte. Von **Friedrich Bodenſtedt.** 1—5. — Ernſt Wolfgang Behriſch. Ein Beitrag zur Goethe-Literatur. Von **Karl Elze.** — Neueſte populäre Bearbeitungen der griechiſchen Mythologie. I. — Literatur und Kunſt. Naturwiſſenſchaften. („Die geſammten Naturwiſſenſchaften, populär dargeſtellt. Eingeleitet von Maſius"; Schwarz, „Die Chemie und Induſtrie unſerer Zeit".) — „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aus älterer und neuerer Zeit", 24. Theil. — Correſpondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Gedichte.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

(Aus der demnächſt erſcheinenden fünften Auflage des „Mirza-Schaffy".)

1. Mirza-Schaffy und der Muſchtahid.

Worin beſteht der ganze Unterſchied
Wol zwiſchen mir und unſerm Muſchtahid? *)

Wir Beide ſuchen vor dem Volk durch Predigen
Uns überflüß'ger Weisheit zu entledigen,
Ich ſingend — er mit näſelndem Gekreiſche.
So tief ſitzt ihm das Herz im dicken Fleiſche,
Daß nie vom Herzen etwas tritt zutage,
Derweil ich mein Herz auf der Zunge trage.

Auf ſeinen kurzen Beinen wackelt er
Ernſt wie ein alter Gänſerich einher,
Und keucht, als müßt' er nebſt dem vollen Magen
Die Sündenlaſt der ganzen Menſchheit tragen.
Ich wandle ganz leichtfüßig durch die Straße,
Er ſeufzt und flucht — ich lächle und ich ſpaße.

*) Oberprieſter der Schiiten.

Er liebt's, mich im Geheimen durchzuhecheln,
Ich aber nehm' ihn öffentlich aufs Korn —
Und er hat weit mehr Furcht vor meinem Lächeln,
Als ich je Furcht gehabt vor ſeinem Zorn.

2.

Ich ſah ihn neulich ſpät nach Hauſe kommen,
Er hatte ſich im Trinken übernommen,
Da fiel er in den Dreck und ſeufzte trunken:
„Die Welt iſt in Verderben ganz verſunken!"

So groß macht ihn ſein Glaube: wenn er fällt,
Verwechſelt er ſich mit der ganzen Welt.

3. Der Muſchtahid ſingt:

Wenn alle Gläubigen die rechten Pfade geh'n,
So bleibt mir nichts als ihnen nachzuſeh'n —
Wie aber könnte ich dabei beſteh'n!

Wenn jeder Durſtige ſelbſt ſucht den Weg zum Quell,
Der ihm entgegenrieſelt klar und hell,
Bin ich ein überflüſſiger Geſell.

Doch lieber trübe ich die Quellen alleſammt,
Als daß ich wank' und weich' aus meinem Amt —
Wer mir nicht folgen will: der ſei verdammt!

4. Eine Fabel.

Im Sumpfe ſaß ein Froſch und quäkt' in Einem fort,
Das Auge ſtolz zum Himmel aufgehoben —
Die Sonne ſtrahlte unumwölkt von oben
Ihr Licht auf alle Welt, ſo auch auf dieſen Ort,
Derweil's dem eitlen Froſche ſchien,
Die ſchöne Sonne ſtrahle nur für ihn,
Und lächelnd ſah er Thier und Menſchen flieh'n,
Die floh'n, um ſein Gequäke nicht zu hören.
Er ließ ſich nicht in ſeinem Wahne ſtören
Und rief: Wenn mein Gequäk dem Himmel nur gefällt,
Was kümmert mich das Urtheil dann der Welt!

* * *

Jüngſt hört' ich einen jungen Dichterling,
Dem 's ganz wie dieſem Froſche ging.
Er ſang: Ich bin Poet von Gottes Gnaden,
Was kann der Tadel mir der Menſchen ſchaden!

Wenn mein Geſang dem Himmel nur gefällt:
Was kümmert mich das Urtheil dann der Welt!

Ob er den Himmel wol um ſeine Meinung fragte,
Und ihm der Himmel ſeine Meinung ſagte?

5.

Ich kam in eine große Stadt,
Die manche böſe Zunge hat,
Und über Alles, über Jeden
Hört' ich viel arge Dinge reden.
Die Leute ſchimpften aufeinander ganz unſäglich:
Und lebten miteinander ganz erträglich.

Ernſt Wolfgang Behriſch.

Ein Beitrag zur Goethe-Literatur.

Von

Karl Elze.

Wol jedem Leſer Goethe's iſt aus „Dichtung und Wahrheit"*) jener wunderliche Behriſch in der Erinnerung geblieben, mit welchem Goethe während ſeiner Studienzeit in Leipzig eng befreundet war und zu dem er dort in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtand wie ſpäter am Rheine zu Merck. Außer Dem, was Goethe ſelbſt erzählt, iſt jedoch über Behriſch' Lebensumſtände, ſeinen Charakter und ſeine Leiſtungen nichts Näheres bekannt geworden; wenigſtens haben wir nirgends ausführlichere Angaben über ihn aufzufinden vermocht. Da aber Goethe auf der einen, wie das deutſche Volk auf der andern Seite einen unverkennbaren Anſpruch darauf haben, daß Alles, was zum Verſtändniß des Lebens und der Schriften unſers großen Dichters dient, herzugetragen, geſammelt und dereinſt zu einer großen, die geſammte Goethe-Literatur abſchließenden Ausgabe ſeiner Werke verarbeitet werde, ſo glauben wir auf eine wohlwollende und nachſichtige Aufnahme rechnen zu dürfen, wenn wir in den nachſtehenden Blättern alle Nachrichten, die wir über Behriſch herbeizuſchaffen im Stande waren, zu einem kleinen muſiviſchen Lebensbilde zuſammenſtellen. Es iſt freilich nur eine Scholiaſtenarbeit; allein was in Bezug auf die griechiſchen und römiſchen Claſſiker als ein gelehrtes und verdienſtliches Werk geſchätzt wird, darf, wenn es unſerm Landsmann gilt, mindeſtens nicht verachtet werden.

*) Siebentes Buch. Goethe's Werke (Octavausgabe), XXV, 131—144.

Ernſt Wolfgang Behriſch, herzoglich anhaltiſcher Hofrath, iſt nach dem Kirchenbuche der (lutheriſchen) St.-Johanniskirche zu Deſſau am 21. October 1809 in einem Alter von 71½ Jahre daſelbſt verſtorben. Er muß alſo im Frühjahr 1738 geboren worden ſein und war folglich, als ihn der 17—18jährige Goethe in Leipzig kennenlernte, etwa 28 Jahre alt, wonach Goethe's Angabe, daß er damals weit in den Dreißigen geweſen ſei, zu berichtigen iſt. Seine Aeltern waren nach demſelben Kirchenbuche der königlich ſächſiſche Hofrath Wolfgang Albrecht Behriſch in Dresden und Salome Charitas geborene Löſche. Ernſt Wolfgang war von drei Söhnen der älteſte. Der zweite, Chriſt (ian?) Georg Wolfgang, war nach Meuſel's „Gelehrtem Teutſchland", 4te Ausgabe, Band I, S. 100, Doctor der Arzneigelahrtheit und kurſächſiſcher Bergrath und lebte zeitweiſe zu Rom. Meuſel führt zwei mediciniſche Abhandlungen von ihm auf, welche 1765 und 1767 erſchienen, und der jüngſte Bruder berichtet von ihm, daß er zu Dresden nicht medicinam, ſondern artem fruendi prakticirte und viel Geld verbrauchte. Der dritte Bruder, Heinrich Wolfgang, geboren 1744, geſtorben zu Deſſau 1825, führte ein abenteuerndes Leben in Oeſtreich, Ungarn, Magdeburg, Schleſien u. ſ. w. als Zeitungsſchreiber, Geſellſchaftscavalier, Hofmeiſter, Privatlehrer und Sticker (!) und war zuletzt (1799—1806) Lehrer der Kalligraphie an der Hauptſchule zu Deſſau. Als Ritter des Providenzordens nannte er ſich lange Zeit Chevalier Beris, und unter dieſem Namen führt Meuſel*) über 30 Schriften des verſchiedenartigſten Inhalts von ihm auf. Es fehlte ihm keineswegs an Talent: allein Geldmangel und Sittenloſigkeit machten ihn zum handwerksmäßigen Vielſchreiber und Compilator. Die herzogliche Bibliothek zu Deſſau beſitzt eine handſchriftliche Autobiographie von ihm, in welcher auch ſeines älteſten Bruders mehrfach Erwähnung geſchieht. Aus dieſer Autobiographie ſpricht der bittere Verdruß über ein durch eigene Schuld verfehltes Leben ſowie das Beſtreben, dieſe Schuld überall Andern aufzubürden. Der Verfaſſer ſchämt ſich nicht, mit wahrem Wohlgefallen ſeine unſittlichen Streiche zu berichten, die ihn heutigentags unfehlbar auf das Zuchthaus gebracht haben würden, und jede Seite ſeiner Erzählung mit den ſchlüpfrigſten und ekelhafteſten Citaten aus lateiniſchen und franzöſiſchen Afterdichtern auszuſtaffiren, in denen er eine in der That ſeltene Beleſenheit beſeſſen haben muß. Ein ſonderbares Zuſammentreffen mit Goethe iſt es, daß alle drei Brüder gleich ihrem Vater den Namen Wolfgang führten; jedoch war derſelbe nur bei dem älteſten wirklicher Rufname.

*) Vierte Ausgabe, I, S. 114. Nachträge, I, 42. III, 27. IV, 42. V, 1. Abtheilung, S. 95. VI, 28. VIII, 66.

Die Autobiographie des jüngsten Bruders gibt folgende Schilderung des im Jahre 1768 verstorbenen Vaters und seiner Erziehungsmethode.

„Mein Vater", so heißt es, „pflegte gern verfallene Güter zu kaufen, weil sie entweder sub hasta oder aus Noth wohlfeil gegeben wurden: und wenn er sie dann gut angebaut und wieder aufgebracht hatte, nach 10 oder 12jähriger Verbesserung mit grosem Vorteil wieder zu verkaufen. Mit drei Gütern war es ihm gelungen: beym vierten (Adelsdorf und Niegerroda bei Pirna) hinderten die Verwüstungen des Siebenjährigen Kriegs und sein Podagra die Ausführung eines Plans, der wie alle Plane Glükk und Zeit erforderte. Er, der so sehr Veränderung liebte und so viel Nuzzen dabei gefunden hatte, dachte beym Erziehungswesen eben den Vorteil daraus zu ziehen, demittirte und rekrutirte Hofmeisters bei dem geringsten Anlaß: dennoch war einer, der einige Jahre aushielt und ihm allein hab' ich Ordnungsliebe, Fleiß, Kalligraphie, Sprachen und Denkungsvermögen zu danken. Er hieß Völkner und starb als einer der würdigsten Geistlichen zu Strießen, nachdem er auch mich zu seinem Lehrer Dr. Crusius in Leipzig auf die Universität gebracht hatte.

„Es war in meines Vaters Edukationsanstalt Sitte, daß bei allen Geburtstägen in Gegenwart einer Menge Gäste von uns Kindern in verschiedenen Sprachen Reden gehalten werden mußten, um, sagte mein Vater, das Gedächtniß zu üben, Anstand und Freimütigkeit zu erlangen und zu zeigen, daß scire tuum nihil est etc. ꝛc. Die Herren Hofmeister mußten komponiren, wir mundiren und memoriren. Am Exekutionstage saßen wir zum Auto-da-Fé bestimmten zwei Stunden bei Tafel auf der Folter, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; bis der mit brennenden Wachslichtern (und zwar mit so vielen als der Geburtstägler Jahre zählte) bestekte Kuchen in den Tafelsaal getragen ward; dis war das Zeichen zur Revolution: der Aelteste von uns stand auf und pro rostris: Griechisch, lateinisch, französisch ward hier zum höchsten Ennui der Damen dispensirt und während dem, daß der Aelteste absolvirte, zitterten die Nachstehenden — «daß Libanon bebt' und Hermon erzittert'!» Die Anwesenden pokulirten den guten Rheinwein aus goldenen oder vergoldeten Bechern; denn daran war wie an andern Humpen im großen Büffet kein Mangel. Ueberhaupt herrschte in Naunhof [jedenfalls eins der drei vorher erwähnten Güter] viel Rittersitte: die Knappen mußten bügel- und schußfest, das beste Roß bei Gewittern immer gesattelt, das Gewehr allzeit geladen seyn: wir übten uns mit Armbrüsten meistens alle Sonntage: die Haußglokke ward bei Mittags- und Abendtafel angezogen. Die Eingänge waren mit spanischen Reutern und grosen mit Eisen beschlagenen Thorwegen versehen und vier mäch-

tige Moloße (sic!) bewachten die äuſern und innern Eingänge. *) Ueber dem Portal des Schloſſes ſtunden die Horazianiſchen Worte mit goldenen Buchſtaben: Linquenda tellus et domus etc., eine prophetiſche Moral, die an mir pünktlich mein ganzes Leben hindurch eintraf und auch meines Vaters Symbol war. — Nichts that eine ſo kräftige Wirkung auf meinen Vater als eine Horazianiſche Ode, und Horaz war daher für mich der Elektrophor wider alle Wetter der Trübſal; Parade-, Zug-, Streit-, Acker- und Steckenpferd. Wer mit dieſer Egide bewafnet war, glich dem unverwundbaren Achill, und wer den Horaz verſtand, von dem präſumirte mein Vater, daß er Alles verſtünde. — Die Geißlung mit dem Ochſenziemer war übrigens das probateſte Hausmittel meines Vaters; er gründete die Rationabilität ſeines Verfahrens auf die Stelle Jeſaias 1, 3: «Ein Ochſe kennt ſeinen Herrn und ein Eſel die Krippe ſeines Herrn.»"

So waren die häuslichen Verhältniſſe beſchaffen, unter denen Goethe's Freund aufwuchs. Ueber ſeine geiſtige Entwickelung und Ausbildung fehlen leider alle Nachrichten, und die Autobiographie Heinrich's erwähnt ſeiner erſt wieder bei Gelegenheit der bekannten, durch den Umgang mit Goethe veranlaßten Kataſtrophe, von welcher ſie übrigens eine abweichende Verſion gibt und auffallenderweiſe Goethe's dabei auch nicht mit einem Worte gedenkt. „Die Elaboratoria bey dem ſeeligen Gellert", ſag Heinrich Behriſch, „nuzten mir am meiſten. Es war uns Zuhörern erlaubt, unſere Briefe, Poeſieen und Aufſäzze auf ſein Katheder zu legen: er laß ſie in der nächſten Stunde ohne die Verfaſſer zu nennen und bemerkte was die Styliſtik betraf. Beſondere Vorliebe hatte der gute Mann vor Frauenzimmerbriefe und alles, was den leichten Schwung jugendlicher Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit hatte, war ihm unnachahmliches Original. An meinen Aufſäzzen fand er immer das Geſuchte, Gekünſtelte und Franzöſirende zu tadeln. Die Aufſäzze glichen meinem Charakter. Das novum, audax, indictum ore alieno ſtieß ihm überall auf. Die Simplizität und Unität in Gedanken und Wendungen ward überall vermißt. Er hatte eine beſondere Vorliebe vor meinen Bruder Nr. 1. Er hatte ihm nicht nur eine einträgliche Hofmeiſterſtelle in einem gräflichen Hauße verſchafft, ſondern auch, weil er dieſe verlohr, [ihn] in ein fürſtliches Hauß befördert, in welchem er ſein Leben bis ins ſechzigſte Jahr waßerpaßrecht (sic!) fortſezzte. Dieſe Vegetation ſchien wie das Leben einer Driade an einen Baum und Ort gebunden zu ſeyn. Zwar hatte er das Unglück, das gräfliche Linde.... Hauß verlaßen zu müßen, einer Ohrfeige zuzuſchreiben, die er ſeinem Eleven

*) Es war um die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, wo ſolche Vorſichtsmaßregeln in Sachſen wol nöthig ſein mochten.

gab, da er schon Uniform trug. Ein Bedienter, der unbefugter Weise den Fall Sr. Excellenz meldete, veranlaßte die eben so schnelle als lächerliche Relegation und diese war wieder die Ursache der Promotion meines Bruders in das fürstliche Anh.... Hauß. Wäre damals ein Freund, Doktor Ap..., nicht meines Bruders Stützze gewesen, welches Looß hätte seine Rechnungsablegung gehabt! Sorgloser als der Sorgloseste hatt' er nicht allein nie etwas aufgeschrieben oder von seinem starken Honorar gespart: er hatte sogar nie seinen Geldschrank verschloßen und die gewaltigen Defekte bemerkt; sein Anzug (den doch niemand bemerkte) hatte ihn immer viel und verschwenderisch angebrachtes Geld gekostet. Unbekümmert um Rechnung, vor Musik und Gesellschaft blind eingenommen, hielt er seinem Eleven in allem Lehrer, worinnen er ihn selbst hätte unterweisen sollen. — — Auf die sorgloseste Art verlohr er sein Vermögen und nicht seines allein."

Diese Schilderung wirft allerdings kein günstiges Licht auf das Zusammenleben der beiden Brüder in Leipzig; auch läßt sie unerklärt, warum Wolfgang, bei den glücklichen Verhältnissen des Vaters, sich zur Annahme einer Hofmeisterstelle entschloß, anstatt sich eine ehrenvollere Laufbahn im Staatsdienste zu erwählen. Genug, Wolfgang wurde nach seiner Entlassung aus dem Lindenau'schen Hause als Hofmeister des Erbprinzen Friedrich, des einzigen Sohnes Leopold Friedrich Franz', nach Dessau berufen. Ueber den Zeitpunkt dieser Berufung fehlt leider jede nähere Angabe, so erwünscht dieselbe auch sein würde. Denn merkwürdigerweise wurde Behrisch' neuer Zögling erst am 27. December 1769 geboren, während Goethe Leipzig bereits am 28. August 1768 verließ. Daß aber Behrisch vor Goethe weggegangen sein müsse, geht daraus hervor, daß der Letztere auch mit seinem Nachfolger im Lindenau'schen Hause, dem nachmaligen Bibliothekar Langer, Umgang gepflogen, sowie daß er zum Abschied drei noch erhaltene Oden an seinen Freund Behrisch gerichtet hat, welche sogar schon von 1767 datirt sind.*) Wir bekennen uns außer Stande, dieses Räthsel zu lösen.

Ueber Behrisch' amtliche Stellung und Thätigkeit in Dessau wissen wir nichts zu berichten und glauben auch kaum, daß darüber irgendetwas Erhebliches zu ermitteln ist. Ob und wie lange er ausschließlicher Lehrer und Erzieher des Erbprinzen war, in welchen Fächern er denselben vorzugsweise unterrichtet hat, wann ihm das Prädicat Hofrath beigelegt worden ist, das sind Fragen, welche wir nicht zu beantworten vermögen,

*) Schäfer, „Goethe's Leben", I, 80 fg. — Goethe's Werke, Octavausgabe, LVI, 3—7. — Auch Friedrich Reil hat in seinem Buch: „Leopold Friedrich Franz" (Dessau 1845), S. 32, auf diesen Widerspruch hingewiesen. Er meint, Goethe habe sich erlaubt, zu anticipiren.

die aber auch außerhalb Deſſau ohne alles Intereſſe ſind. Erwähnung möchte nur verdienen, daß in den Jahren 1786—88 der nachmalige Profeſſor Guſtav Hugo in Göttingen als Lehrer des Erbprinzen neben unſerm Behriſch thätig, und daß die obere Leitung der Erziehung deſſelben dem als militäriſchen Schriftſteller bekannten Hrn. von Berenhorſt (geb. 1733, geſt. 1814) anvertraut war. Obgleich nach Goethe Behriſch ein tüchtiger Kenner der franzöſiſchen Sprache und Literatur war, ſo war doch neben ihm ein franzöſiſcher Advocat Namens Vauclair als franzöſiſcher Lehrer des Prinzen angeſtellt, der übrigens nach kurzer Zeit hier verſtarb und für den Behriſch eine Grabſchrift verfertigte. Aus einem handſchriftlichen Aufſatze Behriſch' geht hervor, daß er wahrſcheinlich im Jahre 1789 in den Ruheſtand verſetzt wurde und ſeit dieſer Zeit bei einer auskömmlichen Penſion ſein otium cum dignitate genoß. Jedoch war er bis in ſein Greiſenalter bemüht, ſich thätig und nützlich zu erweiſen, indem er verſchiedene Jünglinge und Knaben theils durch wirklichen Unterricht, theils durch belehrenden Umgang zu bilden beſtrebt war, ohne dafür eine Bezahlung anzunehmen.

Gleich in der erſten Zeit nach ſeiner Berufung nach Deſſau hat ſich Behriſch ein bleibendes Verdienſt nicht nur um Anhalt, ſondern man darf wol ſagen um Deutſchland erworben, welches ihn den bedeutenden Geiſtern ſeiner Zeit nicht unebenbürtig an die Seite ſtellt. Er iſt es nämlich geweſen, welcher den Herzog Leopold Friedrich Franz auf Baſedow aufmerkſam gemacht und die im Jahre 1771 erfolgte Berufung deſſelben nach Deſſau herbeigeführt hat. *) Leider hat der Philanthropismus noch immer keinen Geſchichtſchreiber gefunden und es iſt faſt in Vergeſſenheit gerathen, einen wie weitgreifenden Einfluß derſelbe auf unſer geſammtes Erziehungsweſen ausgeübt hat. In näherer Verbindung mit dem bald darauf gegründeten Philanthropin ſcheint jedoch Behriſch nicht geſtanden zu haben. Zwar wird in dem „Philanthropiſchen Archiv" **) wiederholt angekündigt, daß „Behriſch, Hofmeiſter des Erbprinzen, auf gegebene Erlaubniß des Fürſten und Vaters den Geſchmack an dem Schönen in den Wiſſenſchaften und in den Künſten vermittels einiger Lehrſtunden befördern will": allein wir haben nirgends eine Angabe gefunden, daß dieſer fromme Vorſatz zur That geworden. Es

*) Siehe „Beiträge zur Lebensgeſchichte Johann Bernhard Baſedow's" (Magdeburg 1791), S. 63. — „Leopold Friedrich Franz. Ein Beitrag zur neueſten Anhaltiſchen Geſchichte" (Deſſau 1854), S. 12 und 16. Die archivaliſche Quelle, welche der Verfaſſer ſeiner Schilderung Baſedow's und des Philanthropins faſt wörtlich zugrunde gelegt hat, iſt ein amtlicher Bericht des bekannten Mathematikers Schulrath Vieth.

**) „Philanthropiſches Archiv." Deſſau 1776. Erſtes Stück, S. 93. Zweites Stück, S. XXXII. Drittes Stück, S. 108.

macht vielmehr den Eindruck, als hätten Behrisch und die übrigen in ähnlicher Weise angekündigten Gönner des Instituts mehr als Lockvögel gedient. Auch wird Behrisch niemals unter den gewissenhaft verzeichneten Wohlthätern des Philanthropins oder als Abonnent auf eine der zahlreichen von demselben herausgegebenen Zeitschriften aufgeführt und noch weniger scheint er für diese letztere seine Feder in Thätigkeit gesetzt zu haben.

Bei Gelegenheit des Philanthropins wollen wir gleich erwähnen, daß Behrisch nach der Autobiographie seines Bruders zugleich mit dem fürstlichen Leibarzte Hofrath Dr. Kretschmar, dem er später eine Grabschrift verfertigte, Mitadministrator der Buchhandlung der Gelehrten gewesen sein, bei diesem Unternehmen jedoch einen nicht unbedeutenden Theil seines Vermögens im Belaufe von mehren tausend Thalern eingebüßt haben muß.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Behrisch und Goethe müssen auch nach des Erstern Weggang von Leipzig ununterbrochen fortgedauert haben oder doch, als ihm Goethe durch seine Uebersiedelung nach Weimar wieder nähergerückt war, von neuem angeknüpft worden sein. Aus Goethe's Briefwechsel mit Frau von Stein ist es bekannt, daß Goethe in den Jahren 1776—81 zu wiederholten malen in Dessau und Wörlitz war, und Schäfer („Goethe's Leben", I, 30) erzählt ausdrücklich, daß Goethe hier die alte Bekanntschaft erneuert und Behrisch als seinen Hofmann allgemein geachtet und in unverändertem Humor gefunden habe. Schäfer (I, 61) fügt noch hinzu, wir wissen nicht aus welcher Quelle, daß ihn Behrisch mit den charakteristischen Worten empfangen habe: „Habe ich es dir nicht gesagt, war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre eben so gut gewesen." Nach Riemer's „Mittheilungen", II, 60, begleitete Behrisch den Herzog Karl August und Goethe am 14. Mai 1778 nach Potsdam und Berlin „mit gescheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt und vice versa". Sie übernachteten in Treuenbriezen und trafen am 15. Abends in Berlin ein. Auffallend ist es, daß Goethe von Dessau oder Wörlitz aus seiner vertrauten Freundin kein Wort über den ehemaligen Genossen und Freund geschrieben hat, während er ihr doch über einen Besuch Behrisch' in Weimar am 24. Juli 1780 (I, 324) wenigstens die lakonische Mittheilung macht: „Heute Mittag hab' ich Behrisch bei mir." Natürlich standen die beiden Freunde auch in Briefwechsel. Aus höchst zuverlässigen mündlichen Mittheilungen wissen wir, daß Goethe's Briefe

an Behriſch nach des Letztern Tode durch die Vermittelung des Geheimraths von Rode (Ueberſetzer des Vitruv u. ſ. w.) wieder an Goethe zurückgelangten, wofür dieſer dem Beſitzer, einem armen Gärtner, der ſie von Behriſch' Bedienten erhalten hatte, ein paar Louisdor einhändigen ließ. Es ſoll ein handhohes Packet geweſen ſein, das ſich jetzt aller Wahrſcheinlichkeit nach noch unter Goethe's Nachlaß in Weimar befindet.

Was die übrigen Glieder des weimariſchen Kreiſes anlangt, ſo ſcheint Behriſch nur noch mit Wieland in Verbindung getreten zu ſein. Behriſch hat ſich offenbar für den „Teutſchen Merkur" intereſſirt und wird auch am Schluſſe des fünften Bandes (1774, 4. Quartal) unter den Herren Collecteurs für denſelben mit aufgeführt. Wahrſcheinlich in dieſer Angelegenheit hat er am 25. November 1773 an Wieland geſchrieben, und die Antwort des Letztern vom 24. Januar 1774 iſt noch erhalten und befindet ſich gegenwärtig im Beſitze eines uns befreundeten Sammlers. Sie iſt zu charakteriſtiſch für den von ſchwärmeriſcher Freundſchaft überfließenden Wieland, als daß wir ſie bei ihrem mäßigen Umfange nicht unſern Leſern hier mittheilen ſollten. Nur aus Behriſch' bekannter Individualität erklärlich iſt es dabei, daß ſich nichts im „Teutſchen Merkur" findet, das aus äußern und innern Gründen ſeiner Feder zugeſchrieben werden könnte, es müßte denn das unbedeutende Bruchſtück ſein: „Etwas über die Sineſer. Aus einem Aufſatz des Hrn. Hofrath B***", im dritten Quartale des Jahrs 1784, S. 30—35.

Wieland's Brief lautet folgendermaßen:

Mein theuerſter Herr und Freund!

Anſtatt Sie mit einer langen Deduction, warum ich Ihre liebenswürdige Zuſchrift vom 25. November v. J. erſt den 24. Januar 1774 erwidere, zu beläſtigen, will ich lieber die Augenblicke, die ich meinen abweſenden Freunden widmen kann, dazu anwenden, Ihnen für das Recht, das Sie mir geſchenkt haben, Sie mit dieſem ſüßen Namen zu benennen, den empfundenſten Dank zu ſagen. Der ganze Ton Ihres Briefs hat mich im Leſen ſo völlig für Sie eingenommen, daß, ſowie ich fortlas, mein Herz Ihnen eine Antwort gab, die ich Ihnen lieber hätte unmittelbar mögen mittheilen können.

Briefe von Unbekannten laſſen mich öfters was ganz Aehnliches mit Dem empfinden, was ich beim Anblick eines Geſichtes, das ſich mir zum erſten mal darſtellt, erfahre: etwas, das ſich nicht deutlich ſagen läßt, aber das ſo ſtark aufs Herz wirkt, daß wir uns Gewalt anthun müſſen, um der Perſon, in der wir, ſo neu ſie uns auch iſt, einen alten Freund zu erkennen glauben, nicht ſogleich um den Hals zu fallen und ihr unſere ganze Freude, ſie wiedergefunden zu haben, zu zeigen.

Etwas von dieſer Art begegnete mir bei Leſung Ihres freundſchaftlichen Schreibens und daß ich es ſolange anſtehen ließ, Ihnen dies zu ſagen, kam blos daher, weil ich damals verhindert war, meine Empfindungen gleich aufs Papier zu gießen. Iſt dieſer Augenblick verſäumt, ſo kann es dann oft ſehr lange anſtehen, bis ich ihn wiederfinde; und oft iſt's blos ein ganz kleiner Zufall, der mich wieder an den geliebten Unbekannten erinnert, deſſen Bild ſich unter ſo vielen Tauſend andern, die meinen Geiſt bald beſchäftigen, bald zerſtreuen, unvermerkt verloren hat.

Doch, auch ohne jene divinatoriſche Empfindung meiner Seele, die mir ſagt, daß wir einander näher angehen, würde der einzige Umſtand, daß Ihr vortrefflicher Fürſt — dieſer thronenwürdige Mann, der eben darum, weil er die Würde der Menſchheit ſo ſehr empfindet, und im Genuß ihrer reinſten und beſten Freuden ſeine Glückſeligkeit ſetzt, ein Phönix unter den Fürſten iſt —, daß er Sie werth gefunden hat, Ihnen ſeinen Sohn anzuvertrauen, müßte hinlänglich ſein, Ihnen meine ganze Hochachtung, meine ganze Freundſchaft zuzuwenden.

Wie glücklich ſind Sie, mein würdiger Freund, indem Sie an der Entwickelung und Bildung eines jungen Prinzen arbeiten, der, unter der glücklichſten Verbindung günſtiger Umſtände geboren, durch das väterliche und mütterliche Beiſpiel allein ſchon zu jeder Tugend des Menſchen und des Fürſten gebildet wird! Ich überſehe alles Glückliche Ihrer Lage, ich freue mich mit Ihnen darüber, ich beneide Sie nicht — aber wer kann für einen unfreiwilligen Seufzer. — Doch daß Sie nicht etwa glauben, dieſer Seufzer ſei von einer ſchlimmen Vorbedeutung! Nein! Dank ſei dem Himmel! Unſer edler liebenswürdiger Karl Auguſt — einer der beſten Sterblichen, die ich kenne — läßt mich mit dem ſtärkſten Grunde hoffen, daß auch ſeine Unterthanen dereinſt Urſache haben werden, den Tag, da er geboren wurde, zu ſegnen und zum feſtlichſten Tage zu machen. Wie ſüß iſt es für einen Freund der Menſchheit, daß es in dieſen, in mancher Abſicht verderbten Zeiten, und unter einer ſo großen Menge von namenloſen Fürſten, noch einige gibt, die der Gedanke, zum Wohlthun berufen zu ſein, glücklich macht! Die in vollem Maße fühlen, daß es ein ſeliges Geſchäfte iſt, der Schutzgeiſt eines Volks und der Gottheit Ebenbild zu ſein.

Unſerm theuren Karl Auguſt mangelt nichts als das Glück, ein paar Jahre von einem Fürſten wie der Ihrige zu lernen; unter ſeinen Augen zu leben; ſein Beiſpiel immer vor den ſeinigen zu haben. Die Verfaſſung der deutſchen Höfe macht einen ſolchen Gedanken zur Chimäre. Dies Glück iſt Ihrem jungen Prinzen gegönnt. Wie vortrefflich muß er werden, wenn Sie Ihn lehren, ſich's ganz zunutze zu machen!

Sie ſind ſo gütig, Mein theurer Freund, ſich für den T. Merkur zu intereſſiren. Die Namen des Fürſten und der Fürſtin von Deſſau,

die ich unter Ihren Abonnenten erblicke, ſind große Aufmunterungen für mich, dieſes noch ſehr unvollkommene Inſtitut ſolcher Leſer weniger unwürdig zu machen.

Laſſen Sie ſich weder meiner Geſchäfte noch meiner Nachläſſigkeit im Antworten abhalten, zu glauben, daß ich es für einen Zuwachs meiner Glückſeligkeit anſehen werde, wenn Sie mich, je öfter je lieber, durch freundſchaftliche Briefe an der Ihrigen Antheil nehmen laſſen wollen.

Der Mentor des Erbprinzen von Deſſau, und der Daniſchmende des Herzogs von Weimar ſind, däucht mich, dazu berufen, mehr als irgend andere Menſchenkinder, Freunde zu ſein.

Wenn Sie dies auch ſo finden, ſo nehmen Sie hier meine freundſchaftliche Hand und mit ihr das Herz Ihres

Weimar, den 24. Jenner 1774. Wieland.

Bei der aus „Dichtung und Wahrheit" bekannten Abneigung Behriſch' gegen das Druckenlaſſen kann es nicht befremden, daß er nicht eigentlich als Schriftſteller aufgetreten iſt, obgleich er als Dilettant mancherlei Gelegentliches gedichtet hat, das dann meiſt gegen ſeine urſprüngliche Abſicht ſpäter zum Druck gekommen iſt. Sein Hauptwerk, wenn wir uns dieſes ſtolzen Worts hier bedienen dürfen, iſt ein Operntext unter dem Titel „Bathmendi", welcher vom Frhrn. von Lichtenſtein in Muſik geſetzt worden und außer Deſſau auch in Leipzig und Wien zur Aufführung gekommen iſt. Der Stoff iſt einer Erzählung Florian's entlehnt*) und nicht ohne Gewandtheit und Talent verarbeitet. Bathmendi bedeutet im Perſiſchen das Glück, das von drei Brüdern auf verſchiedenen Wegen geſucht und endlich in der beſcheidenen Häuslichkeit des vierten gefunden wird. Bei Florian iſt Bathmendi ein unanſehnlicher kleiner Greis, während Behriſch eine Göttin daraus gemacht hat; auch hat er dem einen der Brüder, Mesru, eine griechiſche Sklavin als Geliebte beigegeben, welche er nicht ungeſchickt mit der Fabel des Stücks in Verbindung geſetzt hat. Den jüngſten Bruder, den Dichter Sadder, hat er als luſtige Perſon benutzt und ihm allerhand literariſch-kritiſche Seitenhiebe in den Mund gelegt. Die Sprache zeigt eine Sorgfalt und Correctheit, wie wir ſie bei den heutigen Operntexten nicht mehr gewohnt ſind. Dagegen gebricht es dem Stücke allerdings an lyriſchem Schwunge, an ſpannenden Verwickelungen oder tragiſchen Conflicten; bezeichnend für Ort und Zeit ſeiner Entſtehung predigt vielmehr Alles darin das beſcheidene Glück der Idylle. Mit dieſer Oper wurde das von Erdmannsdorf erbaute deſſauer Hoftheater am 26. December 1798 (am Vorabend des Geburtstags des Erbprinzen) feſtlich eingeweiht. Im

*) „Bathmendi, Nouvelle persane", in den „Oeuvres complètes de M. de Florian" (Leipzig 1796), I, 242—263.

Juli 1799 wurde ſie in Gegenwart des Königs und der Königin von Preußen wiederholt, bei welcher Gelegenheit der Componiſt und ſeine Gattin die erſten Partien ſpielten.*) Hr. von Lichtenſtein war nämlich fürſtlicher Theaterintendant zu Deſſau und leitete von da aus eine zeitlang auch das leipziger Theater, welches damals ein Filial des deſſauiſchen war. Ueber die Aufführung der Oper in Wien im Mai 1801 zum Benefiz des Componiſten ſpricht ſich ein Correſpondent im „Teutſchen Merkur", 1801, II, 228—230 nicht beſonders günſtig aus. „Hrn. von Lichtenſtein's Ruf", ſagt er unter Anderm, „und eine äußerſt vortheilhafte Ankündigung dieſer Oper im erſten Jahrgang der «Muſikaliſchen Zeitung» mit dem Namen Spazier unterzeichnet, hatten die Erwartung ſehr hoch geſpannt. Schon dies mußte dem Werke nachtheilig ſeyn: denn ſolche Erwartungen an einem Orte, wo man Gluck's, Salieri's, Mozart's, Winter's und anderer großer Meiſter Werke ſtückweiſe auswendig kennt — wer kann ſie jetzt befriedigen oder übertreffen? Hierzu kommen noch Eigenſchaften des Stücks, die nie verſtatten werden, daß es hier bedeutendes Glück machen kann. Man will hier durchaus viel und überraſchende Handlung; das Sujet iſt aber leer daran und etwas ſchleppend. Man will durchaus, daß die Stadttheater (ganz verſchieden von den Vorſtädten) Anſtand und Geſchmack nicht verletzen; und Manches in dieſer Oper, beſonders die Scene, wo die Schulknaben vom Schulmeiſter umhergetrieben werden, lief ein wenig ſtark dagegen an. Hrn. Schüler's, vom Componiſten recht gut verfaßte Arie: «Das Genie», vermehrte theils ihres wenigſtens wunderbaren Endes wegen, theils deshalb, daß im ganzen Hauſe kein Menſch ein Wort davon verſtund als das leidige, oft wiederkehrende «das Genie» den übeln Eindruck." Von dem Componiſten und ſeinen Gönnern ſcheint jedoch dieſer ungünſtige Erfolg vielmehr einer Cabale zugeſchrieben worden zu ſein. Die genannte Arie lautet nach dem vor uns liegenden Textbuche (Deſſau 1798) S. 28 folgendermaßen:

Das Genie erblicket Dinge,
Die kein and'res Auge ſieht.
Eine Feder iſt die Klinge,
Die es im Gefechte zieht;
Tintenſtröme läßt es fließen,
Aber wo ſie ſich ergießen,
Da genießt das Publicum.

Raſend ſteigt es in der Ode
Bis zum Götterſitz hinauf
Und bei eines Hündchens Tode
Löſt es ſich in Thränen auf.

*) S. Wilhelm Köhler, „Zur Geſchichte des deſſauiſchen Hoftheaters" (1846), S. 29 fg.

Miſcht in Drama Fluch und Segen
Wunderbar der Wirkung wegen;
Solche Miſchung thut Effect.

Ueber die Natur erhaben,
Commandirt es das Gefühl;
Solches, wie die Menſchen haben,
Iſt ihm noch zu ſchwach, zu kühl.
Es erfindet die Empfindung,
Jubel lohnet der Erfindung
Und verbreitet ſeinen Ruhm.

Das Genie empfahl den Damen
Sadder's Schriften und Perſon,
Das Genie trug Sadder's Namen
Vor des großen Mogol's Thron.
Dem Genie verdank' ich Stunden,
Die zu früh mir hingeſchwunden,
Und Genie — verjagte mich.

Während dieſe Verſe als eine Probe des in die Oper verwebten ſatiriſchen Humors dienen können, möge des Gegenſatzes halber noch der ernſte Schlußchor, in welchem die Moral des Stücks zuſammengefaßt wird, hier eine Stelle finden. Er lautet:

Freue ſich hoch, wer Bathmendi gefunden;
Sie iſt die Schöpferin ſeliger Stunden,
Zaubert den Himmel in menſchliche Bruſt.
Doch ſie erſcheint nur beſcheidenen Herzen,
Habſucht und Stolz überläßt ſie den Schmerzen;
Thoren verkennen die Freundin der Luſt;
Hoheit und Anſeh'n, begleitet von Schätzen,
Können den Frieden uns nimmer erſetzen,
Den uns die Tochter des Himmels gewährt.
Laßt uns Bathmendi mit Treue verehren!
Horchet auf ihre beglückende Lehren:
Unſchuld und Frohſinn iſt, was ſie uns lehrt.

Eine zweite literariſche Arbeit Behriſch' von größerm Umfange bewegt ſich auf einem ganz andern Gebiete. Es iſt nämlich nichts weniger als das „Teutſch-franzöſiſche Wörterbuch der Jägerſprache, welches beſonders die bei der Hirſchjagd gebräuchlichſten Ausdrücke enthält", das den zweiten Anhang zu Hrn. von Winckell's vortrefflichem, jetzt leider durch minder gute Schriften verdrängten Handbuche für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber (Leipzig 1822, 2. Aufl., III, 661—684) bildet. Hr. von Winckell, der längere Zeit am deſſauiſchen Hofe lebte, ſagt in einer beſondern „Vorerinnerung" zu dieſem Wörterbuche Folgendes: „Der würdige, ſchon vor mehren Jahren verſtorbene Verfaſſer beſtimmte es urſprünglich nur, als Manuſcript, zum Privatgebrauche der Herren und Damen am deſſauiſchen Hofe; gab

aber meiner Bitte, auch meinen Lesern ein Geschenk damit zu machen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sein Vorbericht wörtlich abgedruckt würde, gefälligst nach." Dieser Vorbericht des Verfassers ist datirt: Dessau, den 1. September 1802. Hr. von Winckell nennt zwar den Verfasser nicht: allein wir wissen aus zuverlässigen mündlichen Mittheilungen, daß es kein anderer als Behrisch war.

Das zu damaliger Zeit in Dessau in hoher Bildung stehende Jagdwesen, das bekanntlich von allen Seiten Fremde anzog, muß überhaupt Behrisch' lebhaftes Interesse in Anspruch genommen haben. Aus durchaus glaubhafter Ueberlieferung wissen wir, daß er auch zu den bei der Parforcejagd üblichen Melodien (höchst wahrscheinlich dieselben, die bei Winckell, I, 134 abgedruckt sind) Texte gedichtet hat, die jedoch leider verlorengegangen sind. Wahrscheinlich sind sie nie gedruckt, sondern nur abgeschrieben worden.

Ueberhaupt spielte Behrisch die Rolle eines Schöngeistes und Gelegenheitsdichters für den Hof und den Adel, eine Rolle, welcher sich ja auch sein Freund in Weimar nicht ganz entziehen konnte oder wollte. Namentlich war er in dem feingebildeten gräflich Walbersee'schen Hause ein gerngesehener Gast und es ist noch eine handschriftliche Erzählung aus dem Jahre 1785 vorhanden, welche er daselbst zur Verherrlichung eines Geburtsfestes vorlas. Am Schlusse dieser übrigens unbedeutenden und durchaus gelegentlichen Production heißt es: „Dessau hat vielleicht noch nie einen Cirkel gesehen, der soviel Anmuth, Talente, Kenntnisse und Geschmack in sich faßte und sich so lebhaft und so schuldlos zugleich vergnügte. Vielleicht duldet's ihn auch nicht lange. Dann darf ich, der zuweilen eine Lücke desselben ausfüllte, doch sagen: Auch ich war in Arkadien."

Als eine Probe von Behrisch' Gelegenheitspoesie theilen wir den Lesern einen Festgesang mit, den er zum Vermählungstage des Fürsten 1777 dichtete und der in dem Schreiben eines Philanthropisten an seine Mutter in den „Pädagogischen Unterhandlungen"*) aufbewahrt ist. Dieser Tag wurde auf dem sogenannten Drehberge bei Wörlitz gefeiert und der Fürst hatte dazu die sämmtlichen Philanthropisten in sechs großen Jagdwagen hinausfahren lassen. „An diesem Orte", schreibt der junge Philanthropist, „sollte auch unser Fest sein. Da wir also an das Ende des Gehölzes gekommen waren, wo man den Hügel sehen konnte, stiegen wir ab, steckten Eichenlaub auf unsere Hüte und stellten uns in Ordnung. Da kamen von dem Hügel herab der Erbprinz und die beyden jungen Edelleute, die mit ihm erzogen werden, uns entgegen — alle drey in unserer Philanthropistenuniform — und stellten sich mit in die Reihe. Und nun ging der Zug fort. Voran ritt ein Professor, der uns

*) Herausgegeben von Basedow und Campe. Dessau 1777. Viertes Stück, S. 359 fg.

anführte, dann kam ein Chor Hautboiſten, die unſern Philanthropiſtenmarſch blieſen, dann die zwey Curatoren (Baſedow und Campe) in ſchwarzer Kleidung, dann wir Andern, Alle in neuer Uniform, jede Compagnie von ihren Lehrern angeführt, dann die Candidaten und Hofmeiſter und am Ende die Famulanten. So rückten wir nun in beſter Ordnung bis an den Hügel fort, wo das vortreffliche Fürſtenpaar mit dem wackern Bruder unſers Fürſten, dem Prinzen Hans Görge*), uns erwarteten. Nun ſtellten wir uns in zwo Reihen; die Muſikanten und Sänger traten in die Mitte, die Muſik hob an, und es ward folgendes von dem Prinzenhofmeiſter Hrn. Behriſch gedichtete Lied geſungen:

Seyd uns gegrüßt, Ihr guten Beyde!
Am Feyertage jener Freude,
Die auf des Ew'gen Wink ſich über Euch ergoß.
Geſchaffen mit ſo gleichem Triebe,
Band er Euch mit dem Band der Liebe,
Als ſeine Huld des Volks und unſer Glück beſchloß.

Ihr nur vernahmt ſein heiliges: Werde!
«Es blühe noch auf dieſer Erde
Ein Pflanzort reines Glücks und ächter Menſchlichkeit!»
Er ward, zum Segen unſers Lebens,
Und o! — Wir hoffen nicht vergebens! —
Zum Segen ohne Maaß jenſeits der Zeitlichkeit.

Gott! Soviel Gutes zu belohnen,
Laß Lieb' in Ihren Buſen wohnen,
Bis der Unmünd'gen Dank von Greiſenlippen ſchallt!
Mach um Sie her die ſchönen Fluren,
Bedeckt von Ihrer Güte Spuren,
Zum Paradies, wo Dank der Liebe widerhallt.

Dir, Prinz, beſeelt von Menſchenliebe,
Dir, ganz geweyhet ihrem Triebe,
Lohnt ſie an dieſem Feſt mit ſondrer Süßigkeit.
Du Zeuge von des Bruders Glücke,
Von unſerm ſeligen Geſchicke,
Wie lauter fließet dir der heut'gen Wonne Zeit!

O möchte ſie dir oft ſo fließen,
Und wir die Wolluſt oft genießen,
Die, Frühlingsſonnen gleich, dein güt'ger Blick gewährt!
Entweich' nicht lange mehr dem Lande,
Das dir durch tauſend feſte Bande
Der Liebe, der Natur, ſo nahe angehört."

*) Prinz Hans Görge, geboren den 28. Januar 1748, war königlich preußiſcher General der Infanterie und Domherr zu Magdeburg. Er ſtarb zu Wien, 13. April 1811. Nach ihm iſt der von ihm angelegte Georgengarten bei Deſſau benannt.

Ein anderes, verlorengegangenes Festgedicht Behrisch' zum 62. Geburtstage (10. August 1801) des eben aus dem Bade zurückgekehrten Fürsten war einer Arie aus „Così fan tutte" angepaßt, welche in Mozart's „Titus" bei dieser Gelegenheit eingelegt wurde.*) Auch trug Behrisch dazu bei, die berühmten von Leopold Friedrich Franz angelegten Parks und Gärten durch Inschriften zu verschönern, was wiederum lebhaft an Goethe erinnert, welcher in gleicher Weise die Parkanlagen um Weimar mit Inschriften zierte.**) Eine solche Inschrift ist nach glaubwürdigen mündlichen Mittheilungen das Distichon auf dem Standbilde des Herzogs Leopold Friedrich Franz im Georgium:

Franzens Bild, der in Dessau regiert, von dem Bruder gesetzet,
Wanderer dir zur Lust liebst du die Edeln und ihm.

Denn so lauteten die Worte ursprünglich zur großen Verwunderung des Publicums, das meistens gar nicht wußte, was es aus dem Dativ ihm machen sollte, bis derselbe vor mehren Jahren in den Accusativ ihn umgeändert worden ist. Endlich sind auch noch, wie bereits oben angedeutet, die nachstehenden drei Grabschriften auf dem hiesigen Gottesacker von Behrisch verfaßt worden.***)

1.

Nicolaus Rey de Vauclair, aus der Provence gebürtig, der Rechte Doctor und Advocat des Parlaments von Paris.

Von des gütigen Fürsten Ruhme gelocket, verließ ich
Deutsche zu sehen Paris; aber mir folgte der Tod,
Riß unerbittlich mich, da ich sie lieben gelernet,
Aus dem pflegenden Arm liebender Deutschen ins Grab.

Den 21. Mai 1787.

2.

Dr. S. Friedr. Kretschmar, Fürstl. Anhalt-Dessauischer Hofrath und Leibarzt, geb. zu Reichenbrand im Erzgebürge den 21. Febr. 1730, gest. zu Dessau den 17. Apr. 1793.†)

*) „Zeitung für die elegante Welt", 27. August 1801, Nr. 103.

**) Boas, „Nachträge zu Goethe's Sämmtlichen Werken", I, 20.

***) August Rode, „Wegweiser durch die Sehenswürdigkeiten in und um Dessau", 1795, 1stes Heft, S. 150—153.

†) Von diesem Hofrath Kretschmar, einem vortrefflichen allgemein geachteten und geliebten Arzte, an dessen Sterbetage die Stadt trauerte, theilt Reil in der oben angeführten Schrift, S. 283, eine hübsche, auf Goethe bezügliche Anekdote mit, welche wol eine Auffrischung verdient. „Ich hatte befohlen", so erzählt der Herzog Franz selbst, „einen Jagdwagen bereitzuhalten, der Goethe'n, welcher zu einer genau bestimmten Stunde in Dessau ankommen würde, sofort nach Wörlitz bringen solle. Auch solle Kretschmar benachrichtigt werden, sich beizeiten auf dem Schlosse einzufinden, um mitzufahren. Beide kannten sich noch nicht und der Hofmarschall hatte versäumt, sie einander vorzustellen. Eine zeitlang saßen sie, Goethe gerade und feierlich wie ein

Allesraubender, dir entrang in Paläſten und Hütten
Seine göttliche Kunſt täglich den ächzenden Raub.
Als den Künſtlichen ſelbſt dein ſiegender Arm uns entführte,
Netzte mit Thränen den Pfad eine gerettete Schar.

3.

Wolfarthine Gräfin von der Schulenburg, geb. von Campe, kam zur Welt den 14. Decbr. 1773, ward vermählt mit A. F. W. Grafen von der Schulenburg den 7. Octbr. 1790, und ſtarb Mutter von drei Kindern den 16. Febr. 1794.

Reich an Tugend und Reiz, doch immer die Stirne bekränzet
Von der Beſcheidenheit Hand, eilte dem Himmel ſie zu.
Muthvoll ſah ſie ihn reißen, den zarten Faden des Lebens.
Freuden des flüchtigen Traums gleicht nun das Glück des Gemahls.

Nachdem wir ſo eine, wie wir hoffen, ziemlich vollſtändige Ueberſicht über Behriſch' Lebensgang wie über ſeine pädagogiſchen und literariſchen Leiſtungen gegeben haben, bleibt uns nur noch übrig, auch ſeiner Perſönlichkeit mit wenigen Worten zu gedenken. Seine äußere Erſcheinung wird von Perſonen, welche ihn gekannt haben, übereinſtimmend als ſehr eigenthümlich, obwol nicht ſo auffallend wie die ſeines jüngſten Bruders geſchildert. Sein Gang war ſteif, ſeine Sprache pathetiſch, in kurzen Sätzen und langſam, wie wenn ein Lehrer einem Schüler in die Feder dictirt. Seine Kleidung war nach damaliger Mode ſehr elegant (ſeidener Frack und Escarpins), überhaupt ſein Aeußeres ſtets würdevoll. Aber nicht nur als äußerſt pedantiſch, ſondern auch als eigenſinnig und launenhaft wird Behriſch geſchildert, und ſogar ſein fürſtlicher Zögling ſoll von dieſen Untugenden zu leiden gehabt haben. Seine Handſchrift hat, wie ſchon Goethe hervorhebt, den echten ſächſiſchen Charakter; ſie iſt zierlich, aber ſteif und pedantiſch. Die gegenwärtige ſächſiſche Kanzleihandſchrift iſt noch genau dieſelbe, wie das namentlich an der in der Mitte gebrochenen Form des h auffällig iſt, die ſich alſo nachweislich über ein Jahrhundert unverändert erhalten hat.

Behriſch war nie verheirathet, hinterließ jedoch, ſeinem großen

---

Licht, Kretſchmar leicht und beweglich, wie ein junger Rehbock, nebeneinander. Endlich drehet Goethe ein wenig den Kopf nach Kretſchmar und frägt übee die Schultee: Wer iſt Er? — Schnell und barſch, Goethe'n den Rücken zukehrend, erwidert Kretſchmar: Und wer iſt Er?... So kamen ſie an. Ich ſtand neben Luiſen (der Herzogin) am Eiſenhart (in Wörlitz), wo ich die kleinen Anhöhen auffaheen ließ: «Gib Acht, Luiſe, die Beiden haben ſich unterwegs gezankt!» Goethe ſtieg links aus und kam in ſteifer Haltung auf uns zu; Kretſchmar rechts, uns nur grüßend, nach der Stadt eilend. Ich ſchickte ihm einen Diener nach, der ihn auf das Schloß beſtellen und zur Tafel laden mußte. Da ließ er mir ſagen: er äße nicht mit dem Menſchen, habe auch in Deſſau ſchweee Kranke, die er noch beſuchen müſſe. Nachher erzählte er mir den Vorfall. Er war ganz entrüſtet und wollte ſchlechteedings nichts von Goethe wiſſen. Ich brachte ſie aber doch endlich zuſammen."

Freunde auch darin ähnlich, einen natürlichen Sohn, Karl Behrisch, welcher 1795 geboren wurde und als Handarbeiter am 15. Juli 1843 im Armenhause zu Dessau verstarb und dessen Witwe, eine arme Tagelöhnerin, noch jetzt am Leben ist. In seinem Testamente vermachte Behrisch unter Anderm der St.-Johanniskirche ein Legat von 25 Thlrn.*)

Behrisch ist auf demselben Gottesacker begraben, in dessen Mitte ohne Gewölbe und Denkstein auch sein 1814 verstorbener fürstlicher Zögling ruht. Sein Grab ist jedoch der Vergessenheit anheimgefallen, und selbst seine wenigen noch überlebenden jüngern Zeitgenossen und Freunde vermögen den Ort desselben nicht anzugeben.

Neueste populäre Bearbeitungen der griechischen Mythologie.

I.

Mit der griechischen Mythologie ist es in gewisser Beziehung ähnlich beschaffen wie mit den Zahnschmerzen. Kaum hat der mit diesem Uebel behaftete Patient sein Leiden geklagt, so werden ihm von allen Seiten unfehlbare Mittel angepriesen. Nur Kreosot kann helfen, sagt der Eine; nichts besser als kalte Umschläge der Andere; der Dritte erklärt dagegen heiße für das einzig brauchbare. Der Vierte empfiehlt Bewegung, der Fünfte Ruhe, der Sechste Opium, der Siebente Kölnisches Wasser, der Achte starke Cigarren, der Neunte scharfe Gewürze und so fort, und wenn der unglückliche Patient Alles nacheinander versucht hat, so ist der Schmerz unterdeß immer schlimmer geworden.

Was hat man sich eigentlich bei der griechischen Mythologie zu denken? fragt bereits seit mehr als zweitausend Jahren die wißbegierige Menschheit. Nichts leichter als Das, wird ihr von allen Seiten geantwortet. Und nun regnet es Erklärungen, von denen keine der andern auch nur entfernt ähnlich sieht; deren jede aber mit dem Zusatz gegeben wird, daß nur bedauernswerthe Unkenntniß des griechischen Klimas oder grobes Misverständniß der griechischen Poesie oder lächerliche Ignoranz in den von Hegel a priori erkannten geschichtsphilosophischen Ideen — kurz daß nur irgendein unverzeihlicher Mangel die Schuld sein könne, wenn Jemand in die betreffende Erklärung den mindesten Zweifel setzt. Die griechischen Götter sind nichts als moralische Begriffe, hört man von einer Seite; durchaus nicht, vielmehr lauter tellurische Potenzen, von der andern. Sie bedeuten alle den Mond, ruft eine Stimme aus dem

*) Aemilius Münnich, „Geschichte der St.-Johanniskirche und Gemeinde in Dessau" (Dessau 1833), S. 64.

fernen Osten. Sie bedeuten die Elektricität, die Metalle, das Wasser, das Feuer; sie sind Entstellungen der jüdischen, Vorahnungen der christlichen Offenbarung; sie stammen aus Indien, Aegypten, sind über Thracien eingewandert, sie sind das Bewußtsein, die Potenz des Gottgesetzes im Bewußtsein, die Urmöglichkeit ꝛc., so tönt es schon seit länger als zweitausend Jahren durcheinander.

Kaum war im griechischen Alterthum an die Stelle der naiven gestaltungskräftigen Anschauung die vernünftige Reflexion getreten, so stellte sich auch die Kritik der bisherigen religiösen Begriffe ein und fing an, über die Homerischen Götter die Nase zu rümpfen. Bereits im sechsten Jahrhundert vor Christus erklärte der eleatische Philosoph Xenophanes die durch Homer und Hesiodus von der Gottheit verbreiteten Vorstellungen für ganz unwürdig, da Beide den Göttern Vieles andichten, was sogar unter Menschen für schmachvoll gilt, als Betrug und verbotene Begierden. Nicht minder hart wurden die armen Dichter von Heraklit dem Dunkeln angegriffen, und Pythagoras wollte sogar bei einem Besuch der Unterwelt ihre Seelen in ewiger Verdammniß gesehen haben, weil sie so frivole Dinge von den Bewohnern des Olymp gesagt hatten. Doch bald erhoben sich gegen diese Angriffe andere, die die Väter des Gesanges in Schutz nahmen. Perikles' Freund, der berühmte Astronom Anaxagoras, dem Galilei's Schicksal drohte, weil er Sonne und Mond für keine Götter hielt, führte zur Vertheidigung Homer's an, die in seinen Gedichten auftretenden Götter seien nichts als Symbole theils elementarer Erscheinungen, theils moralischer Begriffe. Seit dieser Zeit wurde die allegorische Erklärung der epischen Poesie immer gebräuchlicher, theils in der ausgesprochenen Absicht angewendet, Homer von dem Vorwurf ruchloser Impietät zu befreien, theils aus dem Wahn entstanden, daß, je vorzüglicher ein Werk sei, desto tiefer seine eigentliche Bedeutung verborgen liege und desto künstlichere Deutungen zu seiner Erklärung angewendet werden müßten. Die sogenannte moralische und physikalische Allegorie wurde nun wechselsweise in Bewegung gesetzt, um die Götter entweder in sittliche Begriffe oder in Naturkräfte aufzulösen. Die letztere gewann besonders dadurch an Verbreitung, daß die Philosophen bei ihren kosmographischen Theorien die Götternamen zur Bezeichnung kosmischer Kräfte und Stoffe brauchten. Dem Parmenides war Aphrodite das vermittelnde Princip zwischen den kosmographischen Elementen Licht und Finsterniß; dem Heraklit Zeus das Elementarfeuer, Apollo die Einheit der Natur; dem Empedokles Zeus der Aether, Hera die Atmosphäre, Aphrodite die Kraft der Anziehung, Ares der Abstoßung ꝛc. Andere erklärten Aphrodite für die Begierde, Hermes für die Rede, Athene für den Verstand, Ares für den Wahnsinn ꝛc. Jede neue philosophische Theorie, jede neuentstehende Wissenschaft oder Afterwissenschaft erkannte

nur in den alten Götterſagen eine ſymboliſche Einkleidung ihrer eigenen Doctrin, und keine war um eine Methode verlegen, hineinzudeuten was ſie zu finden wünſchte. Den Aſtronomen und Aſtrologen wurden die Götter zu Planeten und Himmelszeichen und die zwölf Arbeiten des Herakles bedeuteten ihnen den Durchgang der Sonne durch den Thierkreis; den Pythagorikern ſogar Zahlen, Apollon die Eins, Artemis die Zweiheit, Athene die Dreiheit. Man macht, ſagt Cicero, den Homer abwechſelnd zum Epikuräer, zum Stoiker ꝛc., zum Beweiſe, daß er keins von Allem geweſen iſt. Und ſo iſt man von jeher nicht müde geworden, alle denkbaren und undenkbaren tiefern Bedeutungen in der griechiſchen Mythologie zu finden, zum Beweiſe, daß von allen keine einzige in ihr enthalten iſt.

Neben dieſer allegoriſch-ſymboliſchen Methode kam ſchon früh eine andere in Aufnahme, die den Mythus als entſtellte Wahrheit, als verfälſchte Geſchichte behandelte und ihn durch willkürliches Abnehmen, Zuſetzen und Zurechtſtellen auf einen muthmaßlich in ihm enthaltenen thatſächlichen Inhalt zu reduciren ſuchte. Dieſe Methode, deren Conſequenz der Euemerismus war, d. h. die Vorausſetzung, daß alle Götter urſprünglich Menſchen geweſen ſeien, hat in dem nüchternen Rom mehr Glück gemacht als in dem frommen und phantaſiereichen Griechenland, und in neuerer Zeit in dem nüchternen Frankreich mehr als in Deutſchland. Bei uns iſt ihr Hauptvertreter der dresdener, früher weimariſche Böttiger geweſen, der einſt im „Morgenblatt" das claſſiſche Alterthum für die verwöhnten Gaumen des deutſchen Leſepublicums zurichtete und in dem Goethe ein großes Talent erkannte, das Alterthum zu verfratzen.

Um die verſchiedene Verfahrungsweiſe der Allegoriker und Pragmatiker noch anſchaulicher zu machen, mögen hier einige Mythen mit den Erklärungen ſowol der einen als der andern folgen. Unter den Abenteuern des Perſeus iſt das bekannteſte und von der Sage mit der größten Vorliebe behandelte die Enthauptung der Gorgone Meduſa im fernſten Weſten, d. h. am Ende der Welt. Der Wortſinn des Namens Gorgo läßt keinen Zweifel, daß hier ein Kampf mit dem verkörperten Grauen, dem bleichen Entſetzen gemeint iſt, deſſen Anblick verſteinernde Kraft übt und deſſen Geſtalt ſich die Sage nach ihrer Weiſe, furchtbar genug, von Schlangen umzüngelt, von gewaltigen Flügeln umrauſcht, ausgemalt hat. Den Allegorikern iſt dieſe Erklärung zu einfach. Gottfried Hermann, deſſen Genie ſich nur in dem Labyrinth der Mythologie auf Irrpfade locken ließ, aber dafür hier auch um ſo tiefer, erklärte die Gorgone für Wellen und Perſeus für den erſten kühnen Schiffer, der muthig weſtwärts ſegelnd ihr Haupt durchſchneidet. Dagegen nach Preller iſt Perſeus ein Gott des Lichts, deſſen Strahlen durch das Gewölk der Tiefe und der urweltlichen Finſterniß (d. h. der Meduſa) hindurchzuckten. Die

Pragmatiker andererſeits ſehen in der Sage nichts als ein ausgeführtes Schiffermärchen. Phöniziſche oder andere Segler hatten an der nordweſtlichen Küſte von Afrika wilde, in Felle gekleidete, furchtbar ausſehende Weiber angetroffen, waren auch wol mit ihnen in Kampf gerathen und logen die verſteinernde Kraft ihres Anblicks, die Schlangenhaare ꝛc. dazu. Wie eine Selbſtironie dieſer ledernen Erklärungsart klingt es, wenn Levezow an Stelle der wilden Weiber — Orang-Utangs ſetzt. Er hat ſogar in einer eigens über den Gegenſtand geſchriebenen Abhandlung verſchiedene ſolche afrikaniſche Paviane abbilden laſſen, deren ſcheußliche zottige Geſichter nach ſeiner Anſicht der griechiſchen Phantaſie die Anregung zu dem Bilde der ſchlangenförmigen verſteinernden Gorgone gegeben haben.

Aus der „Odyſſee" iſt der Mythus von den Heerden des Sonnengottes bekannt, die auf der einſamen Inſel Threnakia weiden, ſieben Rinder- und ſieben Schafheerden jede von funfzig Stück; ſie werden weder geboren noch ſterben ſie und Nymphen hüten ſie. Bekanntlich ließen ſich die Gefährten des Odyſſeus durch Hungersnoth verleiten, einige davon zu ſchlachten, und kamen zur Strafe dafür im Sturm auf der See um. Die Allegoriker (auf deren Seite ſich hier J. H. Voß ausnahmsweiſe geſtellt hat) erklären die zwei mal 350 Rinder und Schafe für die Tage und Nächte des Mondjahrs; dies hat zwar 354 Tage, doch iſt es dem Mythus nicht zu verdenken, wenn er es in Kleinigkeiten nicht ſo genau nimmt. Die Scholaſtiker führen mit talmudiſtiſchem Scharfſinn die Allegorie noch weiter aus. Damit, daß die Gefährten die heiligen Thiere ſchlachten, iſt gemeint, daß ſie die zur Schiffahrt geeigneten Tage in müßigem Zaubern vergeudet haben; die Folge war, daß ſie bei ungünſtigem Wetter abfahren mußten, alſo Schiffbruch litten. Die Pragmatiker (ſie ſind in dieſem Falle durch Otfried Müller vertreten, der ſich überhaupt mehr als billig zu dieſer Methode neigte) erklären die Entſtehung der Sage daraus, daß dem Sonnengott an gewiſſen Orten in Griechenland wirklich ſolche Heerden geweiht waren, die man natürlich immer vollzählig erhielt (die alſo ſich nicht durch Fortpflanzung vermehrten, noch durch Sterben verminderten) und die, wenn auch nicht von Nymphen, doch von den angeſehenſten Männern des Staats in Obhut genommen wurden. Die Möglichkeit, daß der Dichter ſolche Heerden kannte, müſſen wir zugeben: aber die Nothwendigkeit nicht; war denn ſeine Phantaſie ſo ſchwach, daß er zu einer ſo ſimpeln Erfindung eine factiſche Baſis bedurfte? Die Zahlen ſind ganz unweſentlich, außer daß die Funfzig eine anſehnliche wohlgeordnete Maſſe ausdrückt, die Sieben bei der griechiſchen ſowie bei den meiſten andern Sagen beliebt iſt. „Thrinakia, eine Inſel des Dreizacks (gr. Thrinax)", ſagt G. W. Nitzſch, der verdienſtvolle Erklärer der „Odyſſee", „d. h. eine aus dem

Meer aufgestiegene und öde Insel, ist dem Sonnengott heilig; denn sein Licht hat sie nun occupirt. Des Gottes Besitzthum wird wie bei Menschen durch Heerden und heerdenbeweidete Gefilde ausgedrückt." Diese Erklärung ist wenigstens im Sinne der Homerischen Poesie, aber treffender und der kindlichen Naivetät dieses Zeitalters angemessener ist die von G. Grote (in seiner unten mehr zu erwähnenden Mythologie) gegebene: daß der Sonnengott etwas zu bedürfen schien, woran er bei der einförmigen Fahrt, die er täglich zum Frommen der Götter und Menschen unternahm, hinunterblickend sein Herz erfreuen konnte: und welcher Anblick konnte damals erfreulicher scheinen als der herrlicher und zahlreicher Heerden?

Eine reiche Fundgrube sowol für allegorische als pragmatische Erklärungen ist der Commentar, den der Bischof Eustathius von Thessalonich im 11. Jahrhundert zum ganzen Homer compilirt hat. Mit unermüdlicher Faust und mit der Weitschweifigkeit einer alten Waschfrau schrieb er aus ältern Büchern Gutes und Schlechtes, Vernünftiges und Thörichtes ohne jede Kritik zusammen: und die zahlreichen Quartanten, die sein Fleiß gefüllt hat, sind die Qual aller Philologen der Nachwelt (auch derer „mit eisernen Eingeweiden"), die das harte Geschick verdammt, aus dieser unermeßlichen Spreu die Weizenkörner zu lesen. Wir wollen einige Blumen aus diesem Irrgarten der Interpretation pflücken. Die schöne Sage von der Niobe schließt bekanntlich damit, daß die aller Kinder beraubte Mutter in ihrem Schmerz zu Stein wird, von dem unaufhörlich die Thränen rinnen. Die Allegoriker bemerkten, man habe sich nicht etwa eine wirkliche Versteinerung zu denken, sondern damit sei die Abstumpfung und Gefühllosigkeit der Verzweiflung bildlich ausgedrückt. Viel schlauer waren die Pragmatiker. Einige zwar meinten, ein Fels, der ungefähr die Gestalt einer Frau gehabt habe, mit einer von oben herabrinnenden Quelle sei die Veranlassung der Sage gewesen: aber der Triumph des Scharfsinns war doch die Erklärung, ein steinernes Frauenbild mit einem inwendig angebrachten Druckwerk zum Heraufpressen des Wassers sei die thatsächliche Basis.

Man erinnert sich, daß Homer auch den Seegott Proteus kennt, der sich, um den Nachstellungen des Menelaos zu entschlüpfen, in Wasser und Feuer, einen Löwen, eine Schlange, eine ungeheure Sau, einen Panther, einen riesigen Baum verwandelt: offenbar ein Bild, hervorgegangen aus der Beobachtung wunderbarer Truggestalten, die auf einsamer See dem Schiffer erschienen, ihn lockten und neckten, und immer von neuem sich zu wandeln schienen. Da dies aber dem Scharfsinn der Interpreten zu nahe lag, so sannen sie auf geistreichere und sublimere Erklärungen. Proteus, sagten die Einen, ist der Urstoff, der sich in der Form der verschiedenen Elemente zeigt, von denen Feuer und Wasser

ausdrücklich erwähnt werden, die Luft durch den in sie heineinragenden Baum, die Erde durch die in ihr wohnende Schlange angedeutet ist. Nach Andern lehrte die Fabel, daß wahre Freundschaft schwer zu gewinnen sei; der Weise müsse, um die Gesinnungen Dessen zu prüfen, der sich um seine Freundschaft bewirbt, ihm als Wasser zu entschlüpfen scheinen, und als Feuer flammen, d. h. Zorn heucheln. Die Pragmatiker erklärten für „des Pudels Kern" einen geschickten Gaukler oder Taschenspieler, oder einen Ballettänzer, der in rascher Aufeinanderfolge alle angegebenen Gestalten pantomimisch darstellte.

Diese Beispiele werden genügen. Der Wust, der durch beide Methoden über den Resten der Sage sich gehäuft hat, ist unermeßlich und er wächst noch täglich und wird wahrscheinlich wachsen, solange griechische Mythologie einen Gegenstand wissenschaftlicher Forschung bilden wird. Wenn die beiden Methoden, die wir beide für gleich verkehrt halten, sobald sie principiell der ganzen Erklärung zugrunde gelegt werden, gleichwol seit länger als zweitausend Jahren Anhänger gefunden haben, so werden sie sie auch ferner finden und eine allgemeine Einigung ist hier niemals zu erwarten. Diese Ueberzeugung darf jedoch die Forscher nicht entmuthigen, nicht hindern, daß jeder seinen Weg verfolge; nur muß jeder darauf verzichten, von Allen gehört zu werden, muß jeder sich bescheiden, nur zu Gleichgesinnten zu sprechen.

Die bisher erwähnten Erklärungsmethoden hatten die griechischen Mythen als ein auf heimischem Boden erwachsenes Product angesehen und behandelt. Sobald aber Griechen fremde, namentlich ägyptische und orientalische Culte kennenlernten, glaubte ihre lebhafte durch keine Kritik gezügelte Phantasie in den Göttern dieser Länder die eigenen, nur in anderer Gestalt, wiedererkennen zu müssen: und die Priester von Memphis wie von Babylon unterstützten bereitwilligst den Glauben der Fremden, der ihrer Eitelkeit im hohen Grade schmeichelte. Denn da die Cultur des Orients soviel älter war als die Europas, so konnte es nicht zweifelhaft sein, daß Hellas seine Götter von dort empfangen habe, nicht umgekehrt. Seit Herodot sich das Märchen von den ägyptischen Priestern aufbinden ließ, daß der Dienst des Zeus Apollo und Dionysos vom Nil stamme, hat es bis in die neueste Zeit seine Gläubigen gefunden, und augenblicklich, wo die Aegyptomanie ihren höchsten Grad erreicht hat, zählt es deren mehr als je. Je lebhafter nun die Beziehungen Griechenlands zum Orient wurden, desto lebhafter ward auch der Austausch religiöser Vorstellungen, Ceremonien, Culte, Namen, Sagen, Erklärungen: und wie die griechische Religion mehr und mehr von der orientalischen inficirt wurde, so verbreitete sich mehr und mehr die Ueberzeugung von ihrem ursprünglichen Zusammenhange, von ihrer ursprünglichen Identität. Als nun durch Alexander's Züge Orient und Occident

in eine intime und bleibende Verbindung geſetzt wurden, culminirte dieſe Richtung: und man begann nun das vorher wenig bekannte Wunderland Indien als die Heimat der griechiſchen Mythen anzuſehen. Namentlich bildete man ſich ein, überall in Indien Spuren von dem Cultus des Weingotts zu entdecken, obgleich Indien nicht einmal ein Weinland iſt.

Wer die häufigen, mit der feſteſten Ueberzeugung von Griechen, die den Orient kannten, ausgeſprochenen Anſichten von der Abſtammung ihrer Religion aus dem Oſten vernimmt, geräth natürlich auf den Glauben, irgendwelche Verwandtſchaft der orientaliſchen Götterverehrung mit der griechiſchen müſſe doch hier zugrunde liegen. Aber wie gänzlich die Phantaſie die Griechen bei ihren Beurtheilungen dieſer Dinge leitete, wird ein ſehr eclatantes Beiſpiel zeigen. Unter den Schriften Plutarch's iſt eine Sammlung von Tiſchgeſprächen, in denen allerlei Fragen abgehandelt werden, die in der Converſation der damaligen gebildeten, ja gelehrten Welt vorkamen. Unter dieſen iſt nicht nur die Frage, ob die Juden das Schwein aus Verehrung oder aus Abſcheu nicht eſſen, ſondern auch die: was für ein Gott der Gott der Juden ſei? Ein Athener übernimmt die Vertheidigung der Anſicht, er ſei identiſch mit dem Weingott Dionyſos. Dieſe Anſicht war ſehr verbreitet; Tacitus weiſt ſie freilich mit der Bemerkung zurück, die Gebräuche der Dionyſosverehrung ſeien heiter und feſtlich, die der Juden dagegen „abgeſchmackt und traurig"; Plutarch's ſtarke Seite war Kritik aber gerade nicht. Seine Beweisführung, die nur theilweiſe erhalten iſt, ſtützt ſich auf folgende Argumente. Die Juden feiern ihre Faſtenzeit damit, daß ſie Tiſche mit allerlei Früchten ausſtellen, beſonders unter Zelten und Hütten, die aus Zweigen und Epheu geflochten ſind, und den Tag, der dem Feſt vorhergeht, nennen ſie den Tag der Laubhütten. Bald darauf folgt ein Feſt, wo ſie mit Thyrſusſtäben in den Händen in den Tempel gehen: „was ſie darinnen thun, wiſſen wir nicht; aber es iſt doch anzunehmen, daß ſie eine Bacchusfeier begehen." Denn ſie bedienen ſich auch kleiner gerader Blasinſtrumente, wie die Argiver an den Dionyſosfeſten, wenn ſie den Gott aufrufen; und andere ſpielen auf Saiteninſtrumenten, die ſie Leviten nennen, was entweder von Lyſios (d. h. dem Löſenden) oder Evios (Beides Beinamen des Bacchus) herkommt. Auch der Sabbath hängt mit dem Bacchusdienſt zuſammen; denn Sabbos bedeutet auf griechiſch einen Bacchanten, und am Sabbath feiern die Juden Zechgelage oder koſten wenigſtens doch reinen Wein. „Dies Alles könnte man für bloße Vermuthungen halten." Aber einen ganz ſchlagenden Beweis liefert die Kleidung des Hohenprieſters, der an Feſttagen eine Stirnbinde und ein vergoldetes Rehfell trägt, ferner einen Talar und hohe Schuhe (Kothurne); ſeine Kleidung iſt mit Glocken behängt und man ſieht (wie es ſcheint im Tempel) einen Thyrſusſtab und Pauken abgebildet. Alle dieſe

Dinge aber waren den Verehrern des Dionyſos eigenthümlich. Ferner brauchen die Juden keinen Honig beim Opfer, weil er den Wein bei der Miſchung verdirbt; und eine Hauptſtrafe iſt bei ihnen, daß man verurtheilt wird, ſich des Weins zu enthalten. Hier iſt eine Lücke in den Handſchriften, welche die weitere Beweisführung und die muthmaßliche Entgegnung verſchlungen hat.

Auf ein ſolches Gemiſch von wahren, halbwahren und falſchen Nachrichten gründeten die gebildetſten Griechen ihre Schlüſſe (und was für Schlüſſe!) in einer Zeit, wo Paläſtina ſeit Jahrhunderten ein vielbeſuchtes Land war, wo ſeit Jahrhunderten Juden und Griechen verkehrten, jüdiſche Schriftſteller zahlreiche Werke über ihre Landesreligion in griechiſcher Sprache herausgegeben hatten und Juden überall im römiſchen Reich verbreitet waren. Um wie viel confuſer, phantaſtiſcher und grundloſer ihre Vorſtellungen bei der erſten Bekanntſchaft mit dem Orient waren, kann man ſich denken; und wenn ſie noch im 2. Jahrhundert nach Chriſtus den jüdiſchen Jehovah für den griechiſchen Dionyſos halten konnten, ſo war in der alexandriniſchen und den vorausgehenden Zeiten in dieſer Hinſicht vollends Alles möglich. Das Reſultat iſt, daß man auf griechiſche Berichte über ausländiſche Religionen und deren Aehnlichkeiten und Zuſammenhang mit der eigenen nichts, gar nichts geben kann.

Die Behandlung der griechiſchen Mythologie trat in eine neue Phaſe, als nun auch jüdiſche und ſpäter chriſtliche Schriftſteller anfingen, ſie für eine Entſtellung des moſaiſchen Glaubens zu erklären. Sie behaupteten, die theologiſchen griechiſchen Dichter und Proſaiker, der apokryphiſche Orpheus und Muſäus (welcher mit Moſes identiſch ſein ſollte), Homer, Pythagoras und Plato hätten ſämmtlich ihre Weisheit aus dem Alten Teſtament geſchöpft. Auch Ariſtoteles hatte ihrer Angabe nach die ſeinige aus derſelben Quelle; denn Alexander der Große habe ihm die Bibliothek des Salomo geſchenkt und der undankbare Plagiarius hatte alles von dort Entwendete für ſein Eigenthum ausgegeben! Anklingende Namen und Aehnlichkeiten der Sage galten natürlich auch hier als unumſtößliche Beweiſe; der alexandriniſche Jude Philo erklärte Deukalion für Noah, Joſephus die Solymer Homer's für die Bewohner von Jeruſalem (Hieroſolyma) und die chriſtlichen Kirchenväter erkannten abwechſelnd in dem Garten des Zeus, dem Elyſium und dem Garten des Alkinoos das moſaiſche Paradies. Man blieb nicht bei Fictionen und Deutungen ſtehen, ſondern übte ebenſo grobe literariſche Betrügereien, wie ſie ſpäter die Apologeten des Chriſtenthums freilich in ſehr vergrößertem Maßſtabe in majorem dei gloriam anwandten: man ſchob den alten griechiſchen Dichtern Verſe unter, die in dieſem Sinne gedichtet waren.

In der letzten Periode des Heidenthums, in der Kaiſerzeit, erreichte die Durcheinanderwirrung aller Religionen des Alterthums ihren Gipfel und es trat eine vollſtändige Göttermiſchung (Theokraſie) ein. Rom war nun auch zum geiſtigen Mittelpunkt der alten Welt geworden, in dem alle Glaubensformen und -Richtungen vertreten waren. Die ägyptiſche Iſis und Oſiris, der perſiſche Mithras, die ſyriſche große Göttin ꝛc., alle zählten in Rom ihre Verehrer, und je mehr innere Haltloſigkeit und Superſtition zunahmen, deſto mehr häuften ſich die Culte, Ceremonien und Myſterien. Aus dieſer wüſten Maſſe der polytheiſtiſchen Glaubensformen ſtrebten die Gebildetern, beſonders die Philoſophen zum Monotheismus, theils weil die philoſophiſche Auffaſſung dieſe Tendenz von jeher gehabt hatte, theils weil man wol fühlte, daß ohne eine ſolche höhere in den bunten Miſchmaſch hineingelegte Beziehung ein Widerſtand gegen das Chriſtenthum nicht möglich ſein werde. So wurden denn alle Religionen für verſchiedene Einkleidungen des einzig wahren Glaubens an einen Gott, alle Götter für allegoriſche Perſonificationen ſeiner zahlloſen Eigenſchaften und Kräfte oder für untergeordnete göttliche Weſen erklärt. Dieſe Richtung fand ihre beredteſten Vertreter in den Neuplatonikern, und es braucht nicht geſagt zu werden, daß nun die Allegorien ſich ins Unermeßliche häuften. Mit dieſem unerfreulichen Bilde einer totalen Confuſion aller Religionen und aller philoſophiſchen Syſteme ſchließen die Deutungsverſuche des Alterthums auf dem Gebiet der griechiſchen Mythologie ab.

Literatur und Kunſt.

Naturwiſſenſchaften.

Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit, welche ſich im Lauf der letzten Jahre auf dem Gebiet der populären naturwiſſenſchaftlichen Literatur entwickelt hat, ſowie bei der verhängnißvollen Schnelligkeit, mit welcher die Induſtrie auch hier der Wiſſenſchaft über den Kopf zu wachſen droht, erſcheint es als eine doppelte Pflicht der Kritik, mit demſelben Nachdruck, mit welchem ſie die leichtfertigen und gewiſſenloſen Eindringlinge zurückweiſt, auch diejenigen Werke hervorzuheben und der Aufmerkſamkeit des Publicums zu empfehlen, welche dem Begriff einer edeln und gediegenen Popularität wirklich entſprechen und deren Zahl denn freilich unter den Eintagsfliegen des Marktes immer ſparſamer wird. Dieſe zweite angenehmere Hälfte unſerer kritiſchen Pflicht zu erfüllen, finden wir Gelegenheit, indem wir ein neues Werk zur Anzeige bringen, deſſen erſtes Heft ſoeben bei G. D. Bädeker in Eſſen erſchienen iſt: „Die geſammten Naturwiſſenſchaften. Für das Verſtändniß weiterer Kreiſe und auf wiſſenſchaftlicher Grundlage bearbeitet. Eingeleitet von Hermann Maſius.“ Das Werk, das im Ganzen auf drei

Bände berechnet iſt, will das größere Publicum in das Geſammtgebiet der Naturwiſſenſchaften einführen; neben der Phyſik ſoll die Chemie, neben Geologie und Aſtronomie Mineralogie und Botanik eine gedrängte, doch erſchöpfende Darſtellung finden und auch Zoologie und Phyſiologie ſollen nicht vermißt werden. Außerdem aber ſoll der Leſer auch mit der praktiſchen Anwendung bekannt gemacht werden, welche die Naturwiſſenſchaften hauptſächlich in unſern Tagen gefunden haben und durch die das techniſche Leben der Gegenwart ſo weſentlich umgeſtaltet und erweitert worden iſt. Es iſt eben der Charakter unſerer Zeit, daß die Wiſſenſchaft ſich mehr mit dem Leben zu vermählen ſucht und umgekehrt. Ueberall gehen Theorie und Praxis Hand in Hand und ſo ſollen auch in dem vorliegenden Werke neben jenen ſtrengwiſſenſchaftlichen Disciplinen zugleich die wichtigſten Zweige des techniſchen Lebens dargeſtellt werden; ſo namentlich die Dampfmaſchinenlehre, die elektriſche Telegraphie, die Galvanoplaſtik, die Daguerreotypie, endlich der Bergbau und die Hüttenkunde, dieſe beiden letztern die eigentlichen Hebel unſerer dampfbeſchwingten Zeit, die in Kohle und Eiſen größere Schätze entdeckt hat, als alle Californien der Welt zu liefern vermögen. Es iſt demnach ein ungeheures Gebiet, welches dem Leſer hier vorgeführt werden ſoll, ein Gebiet, größer und mannichfaltiger, als daß ein und derſelbe Kopf im Stande wäre, es zu beherrſchen, zumal mit derjenigen Klarheit und Sicherheit, die doch gerade die unentbehrlichſte Vorausſetzung einer wahrhaft populären Darſtellung iſt. Darum muß es auch als ein höchſt glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß der Herausgeber das Werk nicht Einer Hand anvertraut, ſondern vielmehr zur Herſtellung deſſelben eine Anzahl Gelehrter vereinigt hat, deren jeder auf dem Gebiet, welches ihm hier zugewieſen worden, vollſtändig zu Hauſe iſt. So werden insbeſondere die Phyſik und Meteorologie von Profeſſor Koppe in Soeſt, die Dampfmaſchinenlehre vom Ingenieur Moll in Iſerlohn, die Abſchnitte über elektriſche Telegraphie aber, ferner über Galvanoplaſtik, Daguerreotypie und Photographie vom Director Nauck in Krefeld bearbeitet werden. Für Chemie und chemiſche Technologie iſt Profeſſor Gottlieb in Grätz, für Phyſiologie Dr. v. Rußdorf in Berlin gewonnen, der unermüdliche Vorkämpfer gegen mediciniſchen Aberglauben und Charlatanismus aller Art, zugleich ein Meiſter populärer Darſtellung. Die Zoologie hat Director Maſius in Halberſtadt übernommen, der rühmlichſt bekannte Verfaſſer der „Naturbilder“, aus deſſen Feder auch der kurze überſichtliche Aufſatz ſtammt, durch welchen das Ganze eingeleitet wird. Die Botanik wird Dr. Dippel, die Mineralogie Profeſſor Quenſtedt in Tübingen, Bergbau und Hüttenkunde Bergamtsreferendar Lottner in Bochum bearbeiten. Für Geologie und Geognoſie endlich ſind zwei Namen gewonnen, die allein ſchon hinreichen, die Gediegenheit des Werks zu verbürgen: nämlich für erſtere der ehrwürdige Veteran der geologiſchen Wiſſenſchaften, Bergrath Nöggerath in Bonn, der ſein ungewöhnliches Talent, auch noch für andere als ſtrengwiſſenſchaftliche Kreiſe zu ſchreiben, ebenfalls bereits durch zahlreiche Leiſtungen dargethan hat, ſowie für letztere, die Aſtronomie, Profeſſor Mädler in Dorpat. Schon aus dieſer Aufzählung wird der Leſer ſich überzeugen, daß es ſich hier um mehr als eine der üblichen buchhändleriſchen Speculationen handelt, nämlich um ein Werk, das, von Männern geſchrieben, die auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtehen und deren Verdienſt auch zum größten Theil bereits

die allgemeinſte Anerkennung gefunden hat, in der That als ein entſprechender Ausdruck der heutigen naturwiſſenſchaftlichen Bildung, in ihrer reinſten und edelſten Geſtaltung, gelten darf. Dieſe Erwartung wird bekräftigt durch ein Schreiben Alexander von Humboldt's an den Verleger des Werks, welches demſelben vorgedruckt iſt und wodurch denn alle weitern Empfehlungen ſeitens der Kritik allerdings überflüſſig werden. Der berühmte Verfaſſer des „Kosmos", dieſer eigentliche Schöpfer der ganzen gegenwärtigen naturwiſſenſchaftlichen Bewegung, ſpricht ſich darin über das Werk, welches ihm gewidmet iſt, höchſt theilnehmend und ermunternd aus. Er bezeichnet daſſelbe als „ein Gegengift für die vielen inhaltleeren populären Schriften, mit denen Deutſchland mehr als die Nachbarſtaaten überſchwemmt iſt" und in denen, wie er mit ſchalkhaftem Seitenblick hinzuſetzt, „denn freilich auch die Begeiſtigung des Tannenholzes ſich forterhält". Einem Lobe aus ſolchem Munde haben wir nichts hinzuzuſetzen und können wir nur wünſchen, daß das auch äußerlich vortrefflich ausgeſtattete, mit zahlreichen Illuſtrationen verſehene Werk (deſſen erſte Lieferung den Anfang der Phyſik von Koppe enthält) beim Publicum eine Aufnahme finde, die ſeinem innern Werthe ſowie dem Ruf ſeiner Mitarbeiter entſpricht.

Dagegen ſei es uns verſtattet, hier noch mit wenigen Worten auf ein zweites Werk hinzuweiſen, das zwar nicht wie das eben beſprochene das Geſammtgebiet der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe umfaßt, ſich vielmehr nur auf ein beſtimmtes Feld derſelben beſchränkt, dies aber mit Fleiß und Kenntniß und in recht anſprechender Weiſe behandelt: „Die Chemie und Induſtrie unſerer Zeit oder die wichtigſten chemiſchen Fabrikationszweige nach dem Standpunkte der heutigen Wiſſenſchaft. Von Dr. H. Schwarz, Director ꝛc." (Breslau, Kern). Das Werk erſcheint ebenfalls lieferungsweiſe. In den beiden bisher erſchienenen wird erſtlich die Lehre von Wärme und Licht abgehandelt, wobei namentlich die verſchiedenen Arten der Lichterzeugung, das Gas, die fetten Brennſtoffe ꝛc. erörtert werden. Die zweite Abtheilung beſchäftigt ſich mit den Säuren und Alkalien und ihren verſchiedenen Producten, beſonders ſoweit dieſelben für die induſtriellen Zwecke der Gegenwart von Wichtigkeit ſind. Der Verfaſſer bekundet eine gründliche wiſſenſchaftliche Bildung und auch die Darſtellung entſpricht dem populären Zwecke des Werks größtentheils recht wohl. Nur bei der Erörterung allgemeiner Begriffe gebricht es ſtellenweiſe an der nöthigen Präciſion, wie es ſcheint, weil der Verfaſſer ſelbſt darin nicht überall ganz klar und in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt iſt. Wo er dagegen das eigentlich praktiſche Gebiet betritt, alſo in dem mehr technologiſchen Theil, da iſt auch ſein Vortrag klar und beſtimmt und dürfte das Buch daher hauptſächlich von angehenden Praktikern mit Nutzen ſtudirt werden. Die Ausſtattung iſt ebenfalls lobenswerth. Ir.

Der neue Pitaval.

Von dem bekannten Sammelwerk „Der neue Pitaval. Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aus älterer und neuerer Zeit" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erſchien ſoeben der vierundzwanzigſte oder der Neuen Folge zwölfter Theil: ein erfreuliches Zeichen, daß der ſo geſchäftige Herausgeber, Dr. W. Häring (Willibald Alexis) in Berlin, der nach dem Tode des Mitbegründers Dr. Hitzig die alleinige Redaction des Werks

übernommen hat, von dem ſchweren Krankheitsanfall, den er den Zeitungen zufolge vor einiger Zeit zu beſtehen hatte und der ſeine Freunde und Verehrer monatelang in Beſorgniß verſetzte, vollkommen wiederhergeſtellt und ſeinen literariſchen Beſchäftigungen wiedergegeben iſt. Auch der Inhalt des Bandes gibt davon Zeugniß; derſelbe iſt ganz ſo gediegen und lehrreich, ſo mannichfach und anregend, wie wir es von dieſem Werke, das mit Recht ſeit Jahren zu den Lieblingsbüchern des gebildeten Publicums zählt, gewohnt ſind. Namentlich ſind es zwei Fälle aus der jüngſten Zeit und dennoch vom größern Publicum kaum gekannt oder beachtet, denen der Herausgeber eine ausführliche Darſtellung gewidmet hat: die Ermordung des Hofmarſchalls von Minutoli zu Meiningen im April 1848 und die Ermordung der Goldſchmiedsfrau Jancovius in Guben durch ihren eigenen Ehemann, im November 1850. Der erſtere Fall iſt überaus merkwürdig, ſowol durch die Perſönlichkeit des Ermordeten als durch die Motive, welche, verſtärkt durch die allgemeine Aufregung jener Zeit, die faſt noch knabenhaften Verbrecher zu ihrer Unthat aufreizten. Der Fall des Goldſchmieds Jancovius entbehrt dieſes höhern, wenn wir ſo ſagen dürfen geſchichtlichen Intereſſe; er zeigt nur, welcher furchtbaren Brutalität die menſchliche Natur fähig iſt und welcher Abgrund von Haß und Grauſamkeit ſich unter dem Schleier einer Ehe aufthun kann, die blos noch ein äußerliches Band iſt und von keiner Gemeinſchaft der Gemüther mehr gehalten wird. Auch die unglückliche Frau des Goldſchmieds Jancovius hatte mehrfach auf Scheidung angetragen; trotz der Mishandlungen jedoch, welche ſie von ihrem rohen und ausſchweifenden Manne zu ertragen gehabt hatte, wurden ihre Gründe nicht für ſtichhaltig erachtet, die Scheidungsklage wurde zurückgewieſen, die Unglückliche kehrte zu ihrem Manne zurück und bald darauf war ſie eine grauſam hingeſchlachtete Leiche, während er ſelbſt auf dem Schaffot endete. Bekanntlich ſoll auch nach dem neueſten Entwurf zu einem verbeſſerten preußiſchen Eheſcheidungsgeſetz körperliche Mishandlung und unausgeſetzter häuslicher Unfriede kein Scheidungsgrund mehr ſein; möchten doch die Geſetzgeber, die berufen ſind, über einen ſo hochwichtigen Gegenſtand zu entſcheiden, Fälle wie den ebengenannten nicht außer Acht laſſen. Aus noch jüngerer Zeit, nämlich erſt aus dem Jahre 1855, datirt der Gattenmord des Jakob Brennwald im Canton Zürich; minder gewaltthätig, iſt der Fall beinahe noch entſetzlicher wegen der kalten Bosheit und des furchtbaren Hohnes, womit der Verbrecher ſich an den Qualen und Todeskämpfen ſeines unglücklichen Opfers weidete, ohne die mindeſte Spur von Reue oder Gewiſſensangſt zu empfinden. Ein ganz eigenthümlicher Fall, zu dem wir uns aus der ganzen criminaliſtiſchen Literatur kaum eines Seitenſtücks entſinnen, iſt die Geſchichte des Kammeraſſeſſors von Zahn, eines Intriguanten, der, zu feig, die verhaßten Nebenbuhler ſelbſt hinwegzuräumen, ſeine Fäden mit teufliſcher Liſt ſo geſchickt zu verflechten weiß, daß Einer den Andern verdirbt, ohne daß er ſelbſt irgendwie betheiligt erſcheint. Würde die Geſchichte uns als die Erfindung eines Poeten vorgeführt, wir würden ſie unwahr und unmöglich ſchelten und in der That iſt dieſer Kammeraſſeſſor von Zahn eine moraliſche Fratze, gegen welche ein Franz Moor oder ein Secretär Wurm faſt noch unſchuldig erſcheinen. Aber dieſe Fratze hat gelebt, die Geſchichte iſt erſt im Jahre 1850 paſſirt und durch actenmäßige Quellen verbürgt: alſo wiederum ein Beweis,

daß die Wirklichkeit weit über alle Erfindungen der Dichter geht und daß die Seele des Menſchen, zum Guten wie zum Böſen, Geheimniſſe inſichſchließt, an die ſelbſt die verwegenſte Phantaſie in ihren wildeſten Träumen nicht hinanreicht. Der übrige Inhalt des Bandes beſteht in kleinen, novellenartigen Darſtellungen, theils der deutſchen Verbrecherwelt, theils den berühmteſten Criminalfällen Englands und Frankreichs entnommen; ſie geben dem Buche eine wünſchenswerthe Mannichfaltigkeit, indem ſie zugleich als Erholungs- und Ruhepunkte dienen von der gewaltigen Erſchütterung, in die wir uns durch jene erſtgedachten Fälle verſetzt fühlen. mmr.

Correſpondenz.

Aus Berlin.

30. December 1856.

N. O. Das ablaufende Jahr hat noch in ſeinen letzten Tagen ein über alle Erwartung ernſthaftes Geſicht aufgeſetzt; was noch vor wenigen Wochen als eine Unmöglichkeit verlacht wurde, iſt jetzt dicht daran zur Thatſache zu werden. Ein Krieg zwiſchen Preußen und der Schweiz ſteht vor der Thür; ſchon hat Preußen die diplomatiſchen Verbindungen mit der Schweiz abgebrochen, ſchon werden von beiden Seiten die großartigſten Vorbereitungen getroffen, ja ſchon berechnen unſere Wirthshauspolitiker den Tag und den Ort, wo die feindlichen Mächte zuerſt aufeinanderſtoßen werden. Daß dies Letztere bisjetzt nichts als leere Vermuthungen ſind und daß, ſo drohend die Aſpecten in der That auch ſein mögen, doch in dieſem Augenblick ſchwerlich Irgendjemand zu ſagen weiß, ob und wann die blutigen Würfel wirklich fallen werden, dies brauche ich natürlich nicht erſt hinzuzuſetzen. Die Rüſtungen werden preußiſcherſeits mit großer Vorſicht betrieben; die hieſigen Zeitungen ſind angewieſen worden, nichts irgend darauf Bezügliches mitzutheilen und auch an die Provinzialblätter, denen wir die erſte Nachricht von einer theilweiſen Mobilmachung der Armee verdanken, ſcheint neuerdings eine ähnliche Weiſung ergangen zu ſein. Sonſt pflegen unter dem Schleier eines derartigen Geheimniſſes die Gerüchte und Vermuthungen erſt recht emporzuſchießen; wer eine Angelegenheit gründlich in den Mund der Leute zu bringen wünſcht, der braucht nur zu verbieten, daß öffentlich davon geſprochen werde. Allein diesmal ſcheint die Behörde ihre Abſicht wirklich erreicht zu haben; ſei es daß man einen ſo plötzlichen Umſchlag der ſonſt durch ihre Friedensliebe berühmten preußiſchen Politik überhaupt nicht für denkbar hält, ſei es, daß man, bei allem Reſpect vor den Rechten, welche der preußiſchen Krone auf Neuenburg zuſtehen, doch wenigſtens die vorliegende Verwickelung nicht für erheblich genug hält, um einen ſolchen plötzlichen Umſchlag, deſſen Tragweite überdies bei der bekannten Lage Europas vollkommen unberechenbar ſein würde, zu rechtfertigen, ſei es endlich (und dies Letztere iſt mir das Wahrſcheinlichſte), daß man ſich die behagliche Weihnachtsſtimmung nicht durch Kriegsgeſchrei und politiſche Bedenken verderben will — genug, trotz des Ernſtes, mit welchem die Rüſtungen von beiden Seiten betrieben werden, und obwol den neueſten Zeitungsnachrichten zufolge jede

Aussicht auf gütliche Vermittelung verschwunden zu sein scheint, so ist doch hier im größern Publicum Niemand zu finden, der im Ernst an den Krieg glaubte. Selbst die Börse, die doch übrigens gegen alle derartigen Gerüchte so äußerst empfindlich zu sein pflegt, zeigt sich noch ziemlich unbesorgt. Allerdings sind in der letzten Zeit einzelne Effecten heruntergegangen, zum Theil recht beträchtlich, und auch über Geldmangel wird, sehr in Widerspruch mit dem außerordentlichen Luxus, den unsere Wohlhabenden gerade in diesen jüngsten Tagen entfaltet haben, vielfache Klage geführt. Doch dürfte der Grund davon, wie Kundige versichern, mehr in der allgemeinen Beschaffenheit des europäischen Geldmarkts liegen, sowie namentlich in der Ueberschwemmung der hiesigen Börse mit Actien und ähnlichen Papieren, als in der Besorgniß vor einem Kriege, an den man, wie gesagt, hier noch immer nicht glaubt.

Und freilich, der Mensch glaubt ja nur, was er wünscht; daß es aber in der hiesigen Bevölkerung einen wenn noch so kleinen Bruchtheil gäbe, welcher einen Krieg mit der Schweiz wünschte, das glaube ich mit Entschiedenheit in Abrede stellen zu dürfen. Vielmehr sind, soweit ich irgend Gelegenheit gehabt habe umherzuhorchen, alle politischen Parteien und alle Kreise der Gesellschaft ohne Ausnahme darin einig, daß der Krieg, wenn er wirklich unvermeidlich sein sollte, ein schweres Unglück sein würde, nicht blos für Preußen, das dabei auf keine Art von Gewinn zu rechnen hat, auf materiellen so wenig wie auf ideellen, sondern auch für ganz Deutschland, ja für ganz Europa, das der kaum wiederhergestellten Ruhe so dringend bedarf und das doch durch diesen wie spielend hingeschleuderten Funken leicht in einen Brand versetzt werden könnte, weit größer und weit gefährlicher als der jüngste orientalische Krieg. Sogar die „Kreuzzeitung", die doch von Anfang an so eifrig geschürt, zieht sich jetzt, da ihr Werk besser zu gelingen droht, als sie selbst vermuthlich erwartet hatte, vorsichtig zurück und versichert ein über das andere mal, daß sie den Krieg ebenfalls nicht wünsche und es nur als eine traurige Nothwendigkeit betrachten würde, wenn die Krone sich zur Wahrung ihrer Rechte bei alledem veranlaßt sehen sollte, das Schwert zu ziehen. Ja selbst in militärischen Kreisen, wo man doch sonst jeden Krieg willkommenzuheißen pflegt, einerlei woher er kommt und gegen wen er geführt wird, ist die Stimmung bisjetzt noch sehr friedfertig; selbst die Armee, der es doch wahrlich nicht an Kampflust fehlt und für die jeder Krieg ein freudiges Ereigniß ist, schon um des bessern Avancements willen, läßt bisjetzt noch nichts von jener freudigen Aufregung spüren, die doch sonst jede Mobilmachung zu begleiten pflegt und die namentlich in dem jüngsten Falle dieser Art, im Jahre funfzig, mit so bemerkenswerthen Zügen hervortrat. Möglich daß der Ehrgeiz unserer Krieger die schweizer Bauern- und Bürgersoldaten als keine ebenbürtigen Gegner anerkennt; möglich aber auch, daß man selbst in diesen Kreisen zu der Einsicht gelangt ist, wie in diesem Falle auch der glänzendste Triumph der preußischen Waffen immer nur eine Niederlage der preußischen Politik sein würde.

Aber wenn somit Niemand bei uns den Krieg wünscht und will, woher denn dies ganze Kriegsgeschrei? Woher diese eifrigen Rüstungen? Woher überhaupt diese Wolken, die da auf einmal so drohend mitten in unserer Weihnachtsfreude herniederstarren? Diese Frage zu beantworten, liegt

theils außer meiner Macht, theils würde es mich weit über die Grenzen führen, die der Presse heutigentags gesetzt sind. Ueberhaupt hat sich die Gebundenheit der hiesigen Preßzustände und infolge dessen auch die Ohnmacht unserer Presse kaum bei einer andern Gelegenheit so deutlich gezeigt als bei der gegenwärtigen Verwickelung. Daß die Zeitungen angewiesen sind, keine Mittheilung über die im Gang befindlichen Rüstungen zu machen, kann natürlich nur gebilligt werden; daß sie selbst aber diese durch die militärische Vorsicht gebotene Discretion so weit ausdehnen, daß sie die ganze Angelegenheit entweder gar nicht oder doch mit einer Oberflächlichkeit besprechen, die mit der Wichtigkeit der Sache im schreiendsten Widerspruche steht — das deutet auf einen Zustand der Presse, der keineswegs zu den wünschenswerthen gehört und von dem auch schließlich Diejenigen keinen Gewinn haben werden, die ihn selbst herbeigeführt. Die Presse soll der öffentlichen Meinung zum Ausdruck verhelfen, zumal in so kritischen Momenten wie der gegenwärtige; wollte man jedoch nach dem augenblicklichen Verhalten unserer Presse die Stimmung des hiesigen Publicums beurtheilen, so würde man unvermeidlich zu den allerschiefsten Schlußfolgerungen gelangen. Der Krieg ist hier, im Mittelpunkt der Monarchie, so unpopulär wie möglich; er ist dies besonders auch deshalb, weil man preußisches Geld und preußisches Blut für zu kostbar hält, um es fremden Zwecken zu opfern, weil man sich der Furcht nicht entschlagen kann, als ob die preußische Politik gerade in diesem Falle, wo sie mit so ungewohnter Entschiedenheit auftritt, weit weniger selbständig ist als sie zu sein glaubt, und weil man den Augenblick nahe glaubt, wo Diejenigen, welche Preußen zu diesem kriegerischen Vorgehen vorzugsweise bestimmt haben, die Maske abwerfen und ihr eigentliches Spiel aufdecken werden.

Doch lassen wir die Politik und ihre düstern Mysterien und machen wir es wie der Berliner es in diesen Tagen gemacht hat: vergessen wir die Kriegslager der Zukunft zwischen der friedlichen Zeltstadt, welche der Weihnachtsmarkt nach alter Gewohnheit unter uns aufgeschlagen hat. Der berliner Weihnachtsmarkt gehört zu den interessantesten Zügen in dem, wie man weiß, ziemlich einförmigen Gemälde unsers volksthümlichen Lebens; ich habe Ihnen denselben in frühern Jahren zu schildern versucht, muß jedoch diesmal hinzusetzen, daß die Alles nivellirende Macht der Zeit ihren Einfluß auch auf diesem Punkte bethätigt hat und daß auch unser berühmter Weihnachtsmarkt immer mehr einbüßt an charakteristischer Lebendigkeit und Berühmtheit. Freilich sind es noch die alten Buden, sogar noch viel prächtiger aufgeputzt als ehemals, die Tannenbäume sind noch ebenso grün, die Waldteufel schnurren noch ebenso laut und auch das „Pyramidi kooft" der Straßenjugend hat noch nichts von seinem Wohlklang eingebüßt. Wol aber beginnt die alte Heiterkeit, das alte Wohlbehagen, vor allem die alte Unbefangenheit, der einfache natürliche Sinn auch hier mehr und mehr zu verschwinden. Früher gehörte der Weihnachtsmarkt hauptsächlich den Kindern. So zahlreich die Erwachsenen ihn auch besuchten und in so bunten Gruppen sich Arm und Reich und Vornehm und Gering hier auch umherdrängten, so kamen sie doch hauptsächlich nur der Kinder willen, zu ihrer Begleitung und um an ihren einfachen harmlosen Freuden theilzunehmen. Das hat sich jetzt wesentlich geändert; die großen Götzen unsers Jahrhunderts, Genußsucht

auf der einen, Geldgier auf der andern Seite, haben sich auch des Weihnachtsmarktes bemächtigt und die Idylle der Kinderwelt findet keinen Raum mehr, wo der Luxus und die Speculationswuth des Jahrhunderts ihre gleißenden Altäre aufgerichtet haben. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als in den sogenannten Ausstellungen, dem Hauptbestandtheil unserer weihnachtlichen Freuden, soweit dieselben überhaupt der Oeffentlichkeit angehören. Auch die Weihnachtsausstellungen waren in frühern Jahren hauptsächlich auf die Schaulust der Kleinen berechnet; es waren Puppenspiele, Panoramen u. dgl. m., zum Theil von wirklich künstlerischem Werth, wie denn die bekannten Gropius'schen Ausstellungen im Diorama, die zu Anfang der vierziger Jahre auf ihrem Höhepunkt standen, auch in dieser letztern Hinsicht eines wohlverdienten Rufes genossen. Und jetzt? Wer stellt jetzt aus? Und was und für wen stellt man aus? Es ist beschämend zu sagen, doch läßt die Thatsache sich nicht gut ableugnen: unsere beiden größten Ausstellungen, sogar die beiden einzigen, die von sich reden machen, sind diesmal von zwei bekannten Restaurateuren veranstaltet worden; die ganze Ausstellung besteht in einer phantastischen Ausschmückung der Speisesäle und da sitzen nun die vortrefflichen Berliner zwischen künstlichen Blumen und gemalten Früchten und Wolken von Gaze und anderm Flitter und hören eine Musik, die nur mit Mühe im Stande ist, sich durch das Klirren der Gläser, das Klappern der Messer und Gabeln Bahn zu brechen, und lassen sich den Champagner und die Austern, die Hummer und Rehrücken schmecken und das nennen sie dann den Weihnachtsmarkt besuchen! Ueberhaupt sollen diesmal, wie ich schon andeutete, unsere Wohlhabenden bei ihren Weihnachtseinkäufen einen ganz erstaunlichen Luxus entfaltet haben; gerade in den kostbarsten Geschenken, in Gold- und Silberschmuck, Juwelen ꝛc. soll der Umsatz am größten gewesen sein und manche dieser Handlungen haben Mühe gehabt nur die Nachfrage zu befriedigen. Desto dürftiger soll der Absatz der kleinern Industriellen gewesen sein, jener eigentlichen Christmarktshändler, in deren Buden der ärmere Theil der Bevölkerung seine spärlichen Gaben einzukaufen pflegt. Doch das ist ja die unvermeidliche Folge der Zustände, die das jetzige Zeitalter überhaupt charakterisiren und denen auch wir mit immer raschern Schritten entgegengehen: großer Reichthum auf der einen, große Armuth auf der andern Seite und zwischen beiden ein Mittelstand, der vom Reichthum nur die Genußsucht, von der Armuth nur die Unzufriedenheit und Erbitterung hat und der daher auch über lang oder kurz nur die Reihen der letztern vermehrt.

Auch die Theater haben in üblicher Weise zur Weihnachtsfreude beigesteuert: doch war nichts Erhebliches darunter. Den meisten Erfolg scheint noch das Kroll'sche Theater mit einer ältern für den gegenwärtigen Zweck neu aufgestutzten Zauberposse zu haben, die namentlich bei der Kinderwelt viel Beifall findet. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater gaukelt der bekannte Hr. von Klesheim; doch ist das Publicum nachgerade dahintergekommen, was es von diesen Gaukeleien zu halten hat. Das Königstädtische Theater brachte zu Anfang des Monats ein großes Ausstattungsstück „Die Blumengeister", auf das die Direction ungemein viel Mühe und Kosten verwandt hatte. Aber ebenfalls ohne das gewünschte Resultat; so prächtig Decorationen und Costüme auch waren und obwol die Maschinerie der

kleinen Bühne das Menſchenmögliche leiſtete, ſo war das Stück ſelbſt doch zu abgeſchmackt und hat es daher nach wenigen Aufführungen wieder beiſeite gelegt werden müſſen. Mehr Glück ſcheint die genannte Bühne mit einem neuen Schauerſtück „Die Armen von Paris", nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Hrn. Jerrmann, zu haben und auch „Der Actienbudiker" bewährt noch immer ſeine alte unverwüſtliche Zugkraft.

Die Königliche Bühne brachte nicht weniger als drei Neuigkeiten. Die erſte war der langerwartete „Adalbert vom Babenberge", vom Verfaſſer des „Narciß". Das Stück iſt in einiger Hinſicht ein Fortſchritt, in anderer ein Rückſchritt des Dichters zu nennen. Doch überwiegt nach meinem Dafürhalten der Fortſchritt, weil er ſich nämlich in dem Weſentlichen des Dramas, in dem poetiſchen Grundgedanken äußert, der in dieſem neuen Stück ebenſo klar, einfach und natürlich wie im „Narciß" unwahr und verſchroben iſt, während, was das Techniſche der Behandlung anbetrifft, das letztgenannte Stück allerdings bei weitem den Vorzug verdient. „Adalbert vom Babenberge" iſt eine Art von „Götz"; er zeigt uns die Einfalt eines edeln ſchlichten ritterlichen Gemüthes im Kampf mit pfäffiſcher Hinterliſt und Verdorbenheit. Oder nein, nicht im Kampfe: denn das eben iſt die ſchwächſte Seite des Stücks, daß der Held ſo über alle Begriffe leichtgläubig und gedankenlos iſt und ſich den Fallſtricken ſeiner Gegner ſo ganz ohne Widerſtand gefangen gibt, ja er rennt abſichtlich hinein, mit einem Mangel an Vorausſicht und praktiſcher Klugheit, der denn doch etwas zu groß iſt, als daß die Theilnahme, die wir den ſittlichen Eigenſchaften des Helden widmen, nicht darunter leiden ſollte. Iſt denn Verſtand und Klugheit wirklich nur ein Privilegium der Schurken? und muß ein guter und braver Menſch darum nothwendig ein Dummkopf ſein? In dieſem Falle allerdings war es nothwendig, wenn das Stück einmal ſo verlaufen ſollte, wie der Dichter es angelegt hatte. Denn auch die Vertreter des böſen Princips, die eigentlichen Leiter der Intrigue, der argliſtige Hatto, der verrätheriſche Rathulf, ſind mit überaus derbem, kleckſigem Pinſel gemalt; es ſind ebenſo abſtracte Böſewichter wie Adalbert ein abſtracter Tugendheld iſt und durfte Letzterer, um ſich von ſo plumpen Gegnern täuſchen zu laſſen, freilich nur mit ſehr mäßigen Verſtandeskräften ausgerüſtet ſein. Der beſte Charakter im Stück oder doch wenigſtens der intereſſanteſte, iſt der Jude Gogol, obwol ſich auch gegen ihn ſowol in poetiſcher als namentlich in hiſtoriſcher Hinſicht bedeutende Zweifel erheben laſſen. Dieſes Vorſpiel der modernen Judenemancipation nimmt ſich auf der Bühne ganz artig aus; aber wie es in ein Stück kommt, das zu Anfang des 10. Jahrhunderts ſpielt, das möchte denn doch ſchwer zu ſagen ſein. Auch übrigens iſt das Stück, trotz des alterthümelnden Anſtrichs, den der Verfaſſer ihm im Ganzen gegeben hat, mit modernen Tendenzen und Anſpielungen reichlicher ausgeſtattet, als ein gebildeter Geſchmack für zuläſſig erachten kann. Doch erklärt ſich dies aus jener Effecthaſcherei, an der der Verfaſſer überhaupt leidet, vielleicht ohne daß er es ſelbſt weiß, und von der ja auch der „Narciß" ſo vielfache Beiſpiele liefert. Der erſte Act des Stücks iſt vortrefflich, in den beiden folgenden wird das Intereſſe durch allzu gehäufte Verwickelungen ſchon zu ſehr getheilt; im vierten und fünften aber, wo dem Dichter der Faden der Handlung vollkommen aus den Händen gleitet, behilft er ſich mit lauter äußerlichen Effecten, die zum Theil

ſehr greller Natur ſind, den Mangel innerer Entwickelung aber bei alledem nicht zu verdecken vermögen. Die Aufnahme im Publicum war im Ganzen recht günſtig. Und gewiß hat ein Dichter, der mit ſeinem Erſtlingswerk einen ſolchen Triumph davongetragen wie Hr. Brachvogel mit dem „Narciß", nicht nur ein Recht auf das freundliche Entgegenkommen des Publicums, ſondern auch auf Nachſicht in Betreff Desjenigen, was ihm in ſeiner neuen Arbeit minder gelungen iſt. Das Publicum hat dieſen Anſpruch mit richtigem Takt gewürdigt. Der erſte Act wurde mit Begeiſterung aufgenommen; auch der zweite und dritte hielt das Intereſſe noch rege; von da ab ſank daſſelbe ſichtlich, wozu freilich auch die unverhältnißmäßige Dauer des Stücks, das bei der erſten Aufführung über fünftehalb Stunden ſpielte, mit beigetragen haben mag. Nichtsdeſtoweniger hielt das Publicum getreulich aus und wenn auch der Schlußapplaus bei weitem nicht ſo lebhaft war wie derjenige, mit dem man die erſten Scenen begrüßt hatte, ſo ließ man es doch an nichts fehlen, was zu einem ehrenvollen und ermunternden Erfolg gehört. Und dieſe Wirkung hat das Stück auch bis heute behauptet; es iſt bereits ſechs oder acht mal gegeben worden und wenn es ſich auch vorausſichtlich keinen dauernden Platz auf dem Repertoire erringen wird, ſo zeugt es doch immerhin von dem freundlichen Einvernehmen, in welchem das Publicum mit dem Dichter ſteht, daß Niemand, der den „Narciß" bewundert hat, das neue Stück mag ungeſehen laſſen, auch wenn er zum voraus weiß, daß er nicht ganz Das finden wird, was er ſich nach jenem erſtern Stück verſprochen. Eine ſolche freundliche Rückſichtnahme gehört aber gerade bei unſerm Publicum zu den allerſeltenſten Ausnahmen und kann als Beweis dienen von der ganz ungemeinen Achtung, in welcher der Dichter hier ſteht, ſowie von der großen Beliebtheit, deren er ſich erfreut. Die Darſtellung war in der Hauptſache vortrefflich. Hr. Hendrichs mit der natürlichen Biederkeit ſeines Weſens war für den einfachen treuherzigen Ritter wie geſchaffen; Hr. Döring aber als Gogol machte ſeinen neulichen Cardinal Richelieu wieder gut, indem er dieſe, leicht zur Uebertreibung herausfodernde Rolle mit einer Beſonnenheit und Mäßigung gab, die der reichbegabte Künſtler vielleicht nur öfter anzuwenden brauchte, um ſtets nicht blos des Beifallklatſchens der Menge, ſondern auch der Anerkennung der unabhängigen und ſtimmberechtigten Kritik gewiß zu ſein. Auch Frau Crelinger wußte ihre etwas wunderliche Rolle mit großer Feinheit zu behandeln und ließ uns dadurch von neuem erkennen, welchen Schatz wir an dieſer Künſtlerin noch immer beſitzen.

Ueber die beiden andern Neuigkeiten der Königlichen Bühne kann ich mich kürzer faſſen. „Ein Tag in Rußland" vom hieſigen Kapellmeiſter Dorn, dem Componiſten der „Nibelungen", war vom Publicum ſeit Wochen mit Ungeduld erwartet worden — nicht etwa weil man ſich einen ſo großen Kunſtgenuß davon verſprach, ſondern lediglich weil man gehört hatte, daß der Liebling unſers Publicums, Frl. Wagner, dieſelbe Wagner, die wir in den heroiſchen Partien der ernſten Oper zu bewundern pflegen, darin als Tänzerin auftreten würde und zwar mit einem Stückchen Cachucha oder El-Ole à la Pepita. Wie man hinzuſetzte, ſollte Frl. Wagner ſich anfangs geweigert haben, die Rolle zu übernehmen, als unvereinbar mit ihrer ſonſtigen künſtleriſchen Stellung; dann wieder hieß es, ſie habe dem Wunſch

des Componiſten nachgegeben, ja ſchon wurde von allerhand Uebungen und Exercitien geflüſtert, vermittels deren die Königin des Geſangs ſich zur angehenden Ballettänzerin heranzubilden ſuche. Man braucht das Publicum einer großen Stadt, das Publicum Berlins nur zu kennen, um ſich einen Begriff zu machen von der fieberhaften Erregung, welche durch dieſe Gerüchte im Publicum hervorgerufen ward; wird ſie tanzen? wird ſie nicht tanzen? das war die große Frage des Tages, gegen welche alles Andere zurückſtehen mußte. Die Neugier wurde noch geſteigert, als die Oper drei, vier mal angeſetzt und jedesmal wieder verlegt ward; ſollte Frl. Wagner, die bekanntlich im Begriff ſteht, die Bühne überhaupt zu verlaſſen, ſchließlich doch Bedenken tragen, die Erinnerung an ihre Fides, ihren Romeo ꝛc. durch einige Balletſprünge zu kreuzen? Endlich brach der große Abend an, das Haus war überfüllt und — nun ja doch, Frl. Wagner tanzte, tanzte wirklich etwas, was an El-Ole erinnerte, wenn auch ſehr maßvoll, ſehr decent, die Oper ſelbſt aber hat bei alledem Fiasco gemacht. Sie iſt, wie auch ſchon die mitgetheilte Anekdote vermuthen läßt, ein völlig äußerliches Machwerk, ohne künſtleriſche Tiefe, lediglich auf den Effect gearbeitet. Wäre Hr. Dorn nun noch wenigſtens der Mann danach, ſolche Effectarbeiten wirklich zu liefern, ſo könnte man ſich die Sache noch zur Noth gefallen laſſen. Allein ſo iſt es keineswegs; das Talent des Componiſten iſt ſchwerfällig und unfruchtbar; er iſt ein gelehrter Muſiker, arm an Melodien, ohne einen Hauch jener ſinnlichen Fülle, jener überſtrömenden, berauſchenden Luſtigkeit, durch die uns z. B. Roſſini gefangennimmt, auch wo wir uns ſelbſt tadeln müſſen, daß wir uns von ihm gefangennehmen laſſen. Kurz, es iſt mal wieder eine richtige Kapellmeiſteroper, d. h. eine Oper, die das Licht der Lampen niemals erblickt hätte, wäre der Componiſt nicht Kapellmeiſter und müßten die muſikaliſchen Kräfte der Bühne nicht ſeinem Commandoſtabe folgen. Dagegen hat die dritte und letzte Neuigkeit, „Die Grille“ von Frau Birch-Pfeiffer, nach George Sand's „Fadette“, großes Glück gemacht. Frau Birch-Pfeiffer kennt ihr Publicum und weiß, was ſein Magen fodert und verträgt; von poetiſchen Intentionen iſt dabei nirgends die Rede und darum hat auch die Kritik ihre Pflicht erfüllt, indem ſie einfach den Erfolg regiſtrirt. — Eine eigenthümliche Epiſode in unſerm Theaterleben war noch das einmalige Gaſtſpiel Emil Devrient's auf der Königlichen Bühne. Wie ich Ihnen früher berichtet, hat der genannte Künſtler beinahe volle vier Wochen auf dem Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater gaſtirt, mit dem glänzendſten Erfolg; man ſpricht von 6—8000 Thlrn., welche Hr. Devrient als Frucht dieſer vier Wochen mit ſich davongeführt haben ſoll, nicht zu gedenken der unzähligen Kränze, die ihm ebenfalls zutheil wurden. Doch ſcheint der Ehrgeiz des Künſtlers ſich mit alledem nicht zufrieden gefühlt zu haben; er wünſchte auch auf der Königlichen Bühne zu gaſtiren, wenn auch nur einmal und ohne Honorar. Wie man verſichert, hätte es eines ausdrücklichen Befehls des Köni bedurft, um den Wunſch des Künſtlers zu erfüllen. Wirklich trat er ei. l auf, als Egmont, vor einer ebenſo zahlreichen wie glänzendeſt Verſammlung, die theils der Ruf des Künſtlers, theils das Ungewöhnliche des ganzen Vorfalls herbeigeführt hatte. Allein der Erfolg war nicht ganz der erwartete. Hr. Emil Devrient iſt keine Mademoiſelle Mars und die Berliner ſind keine Franzoſen; der funfzigjährige

Egmont war nicht nach dem Geſchmack des Publicums, und ſo verlief die Vorſtellung ziemlich kühl und mattherzig. Nun, Hr. Devrient iſt ja nicht blos ein berühmter Schauſpieler und Ehrenmitglied des dresdener Theaters, er iſt ja auch, wie die Zeitungen uns gemeldet haben, ein wohlſituirter Rittergutsbeſitzer und ſo mag er dieſe kleine Niederlage leichtlich verſchmerzen.

Zum Schluß noch eine erfreuliche Nachricht: das Verbot der augsburger „Allgemeinen Zeitung" iſt zurückgenommen, der betreffende Erlaß des Miniſteriums des Innern datirt gerade vom Chriſtabend und wirklich wird die Wiederzulaſſung des dem gebildeten Leſer nachgerade unentbehrlichen Blattes für Viele eins der angenehmſten Weihnachtsgeſchenke ſein, die ihnen gemacht werden konnten.

Notizen.

Das neue Stück von Frau Birch-Pfeiffer „Die Grille", das kürzlich auf der berliner Hofbühne zum erſten mal über die Breter ging, iſt einige Tage ſpäter auch im Thalia-Theater zu Hamburg gegeben worden und zwar ebenfalls unter lebhaftem Beifall. Aber freilich iſt auch das hamburger Publicum ſeit Jahren dasjenige in Deutſchland, bei welchem die Muſe der Frau Birch im höchſten Anſehen ſteht; der Hamburger liebt die geiſtigen Emotionen nicht, auch das Theater beſucht er meiſtentheils nur, um mit Behaglichkeit zu verdauen, und ſo ſind denn ſein äſthetiſches Bedürfniß und die Leiſtungen der Frau Birch einander gerade entſprechend. Auch „Narciß" von Brachvogel ſetzt ſeine Runde über die deutſchen Bühnen noch immer mit demſelben glänzenden Erfolge fort; die jüngſten Aufführungen haben in München, Würzburg und Weimar ſtattgefunden und auch hier wieder hat das Publicum, trotz der Ausſtellungen, welche die Kritik ſich genöthigt ſieht gegen das Stück als eigentliches Kunſtwerk zu erheben, die lebhafteſte Theilnahme an den Tag gelegt. Am letztgenannten Orte gaſtirt gegenwärtig Frl. Seebach; auch ſpricht man von einem neuen hiſtoriſchen Drama, welches demnächſt zur Aufführung kommen und den Verfaſſer des „Bernhard von Weimar", Hrn. W. Genaſt, zum Verfaſſer haben ſoll. In Dresden, wo nach einem alten löblichen Gebrauch der Neujahrstag jedesmal mit einem neuen Stück eines vaterländiſchen Dichters gefeiert wird, iſt diesmal Laube's „Eſſex" dazu auserſehen worden; die Aufnahme ſoll ebenfalls recht günſtig geweſen ſein. An demſelben Tage wurde in Leipzig Kühne's „Demetrius" (nach dem Schiller'ſchen Entwurf) gegeben, und zwar ebenfalls mit glücklichem Erfolg. Auf der berliner Hofbühne, die überhaupt ſeit einigen Monaten einen höchſt anerkennungswerthen Fleiß entwickelt, beſonders zu Gunſten der neuern dramatiſchen Dichtung, iſt man ſchon wieder mit dem Einſtudiren eines neuen Stücks, eines bibliſchen Dramas, „König Saul" von H. Kette, beſchäftigt. Eine andere Neuigkeit dagegen „Eine edle That" von einem anonymen Verfaſſer, die ebenfalls zur Aufführung angenommen und bereits bis zur Leſeprobe gediehen war, iſt, wie Ernſt Koſſak in ſeiner „Montagszeitung" berichtet, noch während der letztern

wieder zurückgelegt worden — ein Fall, der in der deutschen Theaterpraxis wol auch noch nicht vorgekommen sein dürfte.

Unter dem Titel „Bouquet de Lieder traduits des Poètes de l'Allemagne contemporains par Paul de Lacour" ist in Paris bei Berger-Levrault und Sohn eine Sammlung erschienen, die von der steigenden Verbreitung der deutschen Literatur im Auslande Zeugniß gibt. Es sind darin 35 zeitgenössische Dichter mit im Ganzen 63 Gedichten vertreten. Den Anfang machen Ehrenfried Stöber, Oehlenschläger und Chamisso, drei Ausländer, für die das Deutsche eine fremde Sprache war und die doch, ein jeder nach dem Grade seines Talents und seiner geschichtlichen Bedeutung, einen Ehrenplatz in unserer Literatur behaupten. Es folgt dann „L'école dite Souabe", unter ihr auch König Ludwig von Baiern, den der Herausgeber gegen die „dédains" gewisser Kritiker ausdrücklich in Schutz nimmt. Daran schließt sich die östreichische Schule mit Nikolaus Lenau, Anastasius Grün, Zedlitz, Beck, Meißner, Moritz Hartmann; auch Saphir nicht zu vergessen, der hier mit einem jener Jules Janin'schen Posaunenstöße eingeführt wird, die diesseit des Rhein soviel Heiterkeit erregt haben. Es folgen dann „L'école patriotique et guerrière" mit Theodor Körner, Arndt ꝛc.; „L'école prussienne et libérale" mit Heine, Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt, dem Herausgeber dieser Zeitschrift ꝛc.; endlich „L'école philosophique, M. de Sallet, un Hégelien". Dazwischen finden sich einzelne Gedichte von Platen, Immermann, Wackernagel, Simrock, Kopisch ꝛc. Die Auswahl zeigt von Belesenheit und gebildetem Geschmack und auch die Uebersetzungen selbst sind meistens recht wohl gelungen, obwol der Verfasser es sich damit nichts weniger als leicht gemacht, indem er nämlich nicht blos den Inhalt der einzelnen Gedichte, sondern auch die Form derselben mit einer Treue nachgebildet hat, zu welcher die französische Sprache kaum geschaffen scheint. Sogar die Platen'schen Terzinen (in dem „Traum des Zaren" u. s. w.), ja selbst die neckischen Reimspiele von Kopisch hat er nachzubilden versucht, ein Bemühen, das schon um seiner Seltenheit willen die Anerkennung der Kritik verdient, selbst da, wo der Erfolg hinter der Anstrengung zurückgeblieben ist.

In dem soeben erschienenen neuesten Jahrgang des von J. Schad herausgegebenen „Deutschen Musenalmanach", über den wir in unserer nächsten Nummer ausführlich berichten werden, findet sich eine beträchtliche Anzahl bisher noch ungedruckter Gedichte von Heinrich Heine; dieselben stammen sämmtlich aus der letzten Zeit des Dichters und sind dem Herausgeber, wie es scheint, direct aus dem Nachlaß desselben mitgetheilt worden. Dagegen ist eine Anzahl Heine'scher Briefe aus den Jahren 1835—43, mit deren Abdruck in den „Hausblättern" von Höfer und Hackländer ein Anfang gemacht ist, wenigstens soweit sie bisjetzt vorliegen, nur von geringer Erheblichkeit; wir erfahren daraus hauptsächlich nur, was wir ohnedies schon wußten, nämlich daß Heine viel Geld brauchte, daß er selbst seine politische Gefährlichkeit nicht allzu hoch anschlug und daß er sich gelegentlich auch viele Mühe gab, die deutschen Regierungen ebenfalls von seiner Harmlosigkeit zu überzeugen — leider ohne den gewünschten Erfolg.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon vollständig und in neuer Ausgabe.

Unterzeichnung nehmen alle Buchhandlungen an auf eine

Neue Ausgabe
des
Kleinern Brockhaus'schen
Conversations-Lexikon,

die nach der jetzigen Vollendung des Werks in **40 Heften zu 5 Ngr.** erscheint, wovon **monatlich 2—3 Hefte** ausgegeben werden, sodaß das **ganze Werk spätestens bis Ende dieses Jahres** vollständig in den Händen der Subscribenten sein wird.

Uebrigens ist kein Subscribent auf diese neue Ausgabe seinerseits an die bezeichneten Termine gebunden, vielmehr kann er das Werk noch langsamer oder rascher, wie es ihm gerade wünschenswerth ist, auch gleich **vollständig,**

in allen beliebigen Terminen

beziehen und zwar:

in 40 **Heften** zu 5 Ngr.;
in 4 **Bänden** zu 1 Thlr. 20 Ngr.;
vollständig auf einmal zu dem Preise von 6 Thlr. 20 Ngr. (**Elegant gebunden** in Leinwand 7 Thlr. 25 Ngr., in Halbfranz 8 Thlr.)

Das **erste Heft** und eine ausführliche Ankündigung sind in allen Buchhandlungen zu haben. Letztere sind zur Veranschaulichung der Behandlungsweise der Gegenstände und des Drucks zwei Spalten aus dem Werke als Probeseite beigedruckt. **In allen Fällen, wo es gilt, sich selbst oder Andere rasch irgend eine Frage zu beantworten, oder ein Kunst- oder Fremdwort zu erklären, im bürgerlichen Verkehr, im gesellschaftlichen Umgange, auf Reisen, bei der Lectüre, namentlich von Zeitungen** ꝛc., **wird sich das Kleinere Brockhaus'sche Conversations-Lexikon gewiß an ein treues Nachschlagebuch bewähren.** Für die Trefflichkeit des Werks spricht auch die allgemeine Anerkennung, die es bei der Kritik gefunden, sowie die große Zahl der bisherigen Abnehmer.

Leipzig, im Januar 1857. **F. A. Brockhaus.**

Das **Staats-Lexikon** von **Rotteck** und **Welcker.**

Das fünfte Heft der dritten Auflage dieses berühmten Werks ist soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und nebst den vier ersten Heften und einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben. Das Werk erscheint in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften binnen drei Jahren. Der **Preis** jedes Hefts beträgt nur 8 Ngr.

Unterzeichnungen werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 3.** 15. Januar 1857.

Inhalt: Acht Tage in Marburg. — Neueste populäre Bearbeitungen der griechischen Mythologie. II. — Die Theaterreform in Karlsruhe und Frankfurt a. M. — Literatur und Kunst. Biographie. (Agnese Schebest, „Erinnerungen aus dem Leben einer Künstlerin"; Berndt, „Dr. Friedrich August Gottlob Berndt. Eine biographische Skizze".) — Correspondenz. (Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Acht Tage in Marburg.

Statt eines dreijährigen Cursus auf der Universität Marburg machte ich dort nur einen achttägigen und noch dazu während der Ferien. Gelernt habe ich dort deshalb nichts, will ich bekennen, aber doch Einiges erfahren, was der Beachtung werth und zum Theil lustig war. Man findet in jeder Universitätsstadt leichter als irgendwo die schönen Elemente heitern Friedens trotz akademischer Kämpfe und Horazische, über gemeinsame Ideale einiggewordene Freundschaft, um in den Anschauungen von Kunst und Literatur einen raschen und erquicklichen Austausch zu gewinnen. Dazu kommt aber in Marburg der mannhafte und freie Ton des Umgangs, welcher den hessischen Stamm auszeichnet nnd den der auf die Landesuniversität übersiedelnde Gelehrte in den meisten Fällen gern annimmt. Ueberaus reizend ist außerdem die ganze Umgegend von Marburg, sodaß den Fremden unter diesen Menschen und in diesem Lahnthal der Wunsch überkommt, das Gespräch in zahlreicher Gesellschaft stets unter dem Kastanien- und Buchendach der bald erreichten Spaziergänge zu führen. Oder saßen wir im stillen Studirstübchen oder in einem Local, wo altgermanischer Durst gelöscht wird, so hielt es nicht schwer, sich die Wände mit frischen Laubgewinden geschmückt zu denken. Es war bereits Herbst geworden und die Bäume kleideten sich in lebenssattes Braun und Gelb, aber der Himmel breitete das schönste

Octoberblau darüber aus und unverdroſſen ſtiegen wir die Pfade des Schloß-, des Frauen- und des Dammelsberges täglich hinan. Ueberall bieten ſich die mannichfaltigſten Ausſichten auf Wieſe und Wald. Die Lahn windet ſich ſchon ziemlich waſſerreich in weiten Bogen dahin und auf beiden Seiten derſelben und ringsum ſchweift der Blick über kegelförmige Höhen und geſtreckte Wände nach Amöneburg und Gießen zu. Marburg ſelbſt erhebt ſich höchſt maleriſch von Terraſſe zu Terraſſe ohne jede Regelmäßigkeit am nördlichen Ufer des Fluſſes. In der Stadt muß man klettern wie eine Ziege und auf Treppen, bei welchen man oft zweifelhaft iſt, ob ſie urweltliche Erdgeſchiebe oder Menſchenanlage ſind, gelangt man zum Schloſſe. Aber Alles iſt deſto pittoresker.

An Umfang iſt das alte Schloß der heſſiſchen Landgrafen viel bedeutender als die Wartburg und die Mauern, Pfeiler und innern Wölbungen ſind von großer Feſtigkeit. Um ſo bedauerlicher erſcheint es, daß ein großer Theil der einſt prächtigen Räume zu Zuchthauszwecken verwendet iſt und alle übrigen weitgeſpannten Säle und Hallen aller Zierde bar und öde ſtehen. Dort wo Philipp der Großmüthige, Wilhelm der Weiſe, Moritz der Gelehrte mit Theologen, Kriegern, Mathematikern und Aſtronomen aus- und eingingen, Rath pflogen, bankettirten, ſitzen jetzt Sträflinge auf der Schnitzbank und wo hohe Frauen anmuthige Feſte feierten, haben Verbrecherinnen ihre grobe Leinwand zu nähen. Die Romantik gewinnt nicht dadurch, daß auch Sylveſter Jordan jahrelang da oben in einem Thürmchen ſchmachtete; vielmehr muß die Sehnſucht nach dem lieblichen Thal um ſo größer bei ihm geweſen ſein, wenn er deſſelben von ſeinem Gitterfenſter aus anſichtig wurde. Ein Zuchthaus gehörte nicht auf den ſchönen Fels, der die Stadt beherrſcht. Im entlegenſten Winkel möchte daſſelbe liegen, ſofern die Luft dort rein iſt; wenn irgendeine Burg reſtaurirt zu werden verdient, ſo iſt es dieſe Marburg, um ihre hiſtoriſchen Erinnerungen wieder zu Ehren zu bringen und wieder Luſt und Freude zu ſehen. Aber für einen gründlichen Ausbau des Schloſſes in einem edeln Stil könnte allerdings eine Summe erfoderlich werden, womit auch die unvollendet gebliebene Kattenburg in Kaſſel unter Dach zu bringen ſein würde.

Mit größerer Genugthuung ſucht man die in der untern Stadt, hart an der Lahn gelegene Eliſabethkirche auf, an deren Ruhme, in Einfachheit und Ebenmaß der vollendetſte Ausdruck des gothiſchen Kirchenbaus zu ſein, keine Zeit etwas ſchmälern wird. So oft man dieſe Kirche, an welcher faſt ſechs Jahrhunderte bereits vorübergezogen, betrachtet, immer hat man zu bewundern, wie Portal, Simſe, Spitzbogen und Schaftung der Thürme in ſtiller Feier emporſteigen. Nur das Innere des Doms hatte durch ſtilwidrigen, jüngern Holzbau vielfach gelitten. Der prächtige Hauptchor war als Andachtsplatz der Ordensritter durch eine häß-

liche Scheidewand, den Lettner, von den Mittelschiffen, die den Bürgern offenstanden, getrennt. Die Wappenschilde der Domherren und ihre Grabmäler nahmen soviel Platz ein, daß die Kirche als ein großes Zeughaus des Todes zu betrachten war, nicht als ein Andachtsplatz der Lebendigen. Da kam eine an sich sehr verderbliche Ueberschwemmung des Ketzerbachs hier wohlthätig zu Hülfe. Die Leichensteine, Altäre und Ornamente wurden derart unterwühlt, daß ein Neubau unerlaßlich wurde. Dieser Neubau hat seit einiger Zeit unter Professor Lange's Leitung begonnen. Viel altes Holzschnitzwerk, die Schilde der spurlos heimgegangenen sechzehnahnigen Comthure und Ritter der Commenda und mächtige Grabsteine, an sich recht erbaulich, aber den großen Sinn der Kirche entstellend, wurden beiseite geschafft. Nur die fürstlichen Monumente werden künftig den einen Arm des Querschiffs füllen. Die Apotheose der heiligen Elisabeth wird aus dem andern nicht wohl zu entfernen sein. Jedoch wird die alte Architektur durch ihre schöne Harmonie als ein großes Ganze, als steinernes Gedicht wieder wirken können.

Wir verzichteten darauf, uns alle Elisabethreliquien, die eigenhändigen Gewebe, den Beichtstuhl der Heiligen zeigen zu lassen. Wir hatten an oberflächlicher Betrachtung des vergoldeten, mit vielen Edelsteinen verziert gewesenen, aber stark bestohlenen Sarkophags genug. Denn die antiquarische Rührung, welche sich gegenwärtig statt der religiösen oft geltend zu machen sucht, hat wenig Erquickung. Eine gar zu trübselige Heilige bleibt diese Elisabeth. Mag die Legende, wie die Königstochter an den Armen und Kranken Barmherzigkeit übte und ihre Früchte in Blumen verwandelt wurden, noch so sinnig ausgearbeitet sein: Elisabeth selber ist ohne alle Erhebung bemitleidenswerth, da sie sich zum Skelett abhungert und kasteit, um schon im 24. Jahre ihres Lebens an der Schwindsucht zu sterben. Es gehörte ein sehr rauhes Geschlecht dazu, durch diese Jammerberichte nur weich und spenderisch gestimmt, nicht mattherzig und hektisch zu werden. Unzweifelhaft bedarf die Gegenwart milder Herzen, aber nicht mürber und welker Gemüther. Um menschliches Elend nach Kräften zu beseitigen, bedarf unser Volk fast mehr der Erfrischung und Ermuthigung als der Rührung und wir beklagen es deshalb nicht, daß Landgraf Philipp der Großmüthige in protestantischem Eifer seine todte Muhme Els etwas hart anfuhr, um den für den Klerus sehr einträglichen, aber abgeschmackten Reliquiendienst zu zerstören. Den Schädel der Elisabeth behaupten noch gegenwärtig Breslau, Prag und Besançon zu besitzen. Auf der Wartburg geben die katholisirenden Bilder Schwind's viel zu viel heilige Elisabeth, da wir sie nicht blos als Braut auf dem Schlosse der thüringer Landgrafen gefeiert, dann als Witwe tröstend und pflegend, sondern auch als

Opfer des Prieſterwahns hinſiechend und verſcheidend zu ſehen bekommen. Der Glaube, daß wer jung ſtirbt früh den Himmel gewinnt, mag als Troſt gelten; aber unmöglich kann eine Aufforderung darin liegen, das Jenſeits ſo ſchleunig wie thunlich zu ſuchen: ſonſt würde der grobe Selbſtmord ſo gut wie der ſubtile gerechtfertigt erſcheinen.

Die alten Gebäude in der unmittelbaren Nähe der Eliſabethkirche, welche gegenwärtig zur Univerſitätsklinik dienen, gehörten einſt dem Deutſchen Orden, welcher, aus Paläſtina verdrängt, in Heſſen gaſtliche Aufnahme fand und in Marburg die erſte Ordensballei auf deutſchem Boden gründete. Die Hochmeiſter der deutſchen Ritter reſidirten hier, bis Siegfried von Feuchtwangen ſeinen Sitz nach Marienburg im eben eroberten Preußen verlegte. Zwar hatte Philipp der Großmüthige die Anſtellung eines evangeliſchen Kaplans ſtatt des katholiſchen Prieſters in der Commenda erzwungen und endlich ſogar ſämmtliche Güter der Ballei Heſſen eingezogen; allein nach der Schlacht von Mühlberg mußte er dieſelben den frühern Beſitzern zurückgeben und Letztere blieben im Beſitz, bis Napoleon den Orden ſelber aufhob und der Wiener Congreß die Commenda aus dem Nachlaß des Königreichs Weſtfalen dem Kurfürſten von Heſſen übertrug.

Architektoniſch zeichnen ſich die Deutſchordenshäuſer nicht aus: ebenſo wenig außer der neuen Anatomie andere akademiſche Locale. Ein großes Hospital iſt gegenwärtig im Bau begriffen, damit die chirurgiſchen Kranken von den pathologiſchen getrennt werden können.

Mag Leopold Ranke indeß Marburg als Univerſitätsdorf bezeichnet haben: in den meiſten Fächern der Wiſſenſchaft herrſcht erfreuliche Thätigkeit, um den alten wohlbegründeten Ruf der Hochſchule trotz vielfacher äußerer Schwierigkeiten zu bewahren. Zu dieſen Schwierigkeiten gehören die geringen Mittel, die es den kleinen Univerſitäten wie Marburg und Jena unmöglich machen, tüchtige Lehrer auf die Dauer an die dortigen Katheder zu feſſeln. Die Dotirung der Profeſſoren ſowol wie der akademiſchen Inſtitute fand großentheils im Reformationszeitalter ſtatt; ſie war den damaligen Verhältniſſen gegenüber gewiß anſtändig und ausreichend; gegenwärtig aber, wo der Geldwerth ſank und die Bedürfniſſe, welche ſelbſt der beſcheidenſte Gelehrte an Büchern, Inſtrumenten, Correſpondenz u. ſ. w. hat, ſtiegen, iſt ſie auf ein gar zu geringes Maß herabgefallen. Am drückendſten für die Univerſität war die politiſche Lage Kurheſſens ſeit 1850 und die Haſſenpflug'ſche Feindſchaft gegen die freie Wiſſenſchaft. Als die Baiern unter den bekannten Umſtänden in Marburg einzogen, war der Prorector einer der Erſten, bei welchen Hausſuchung gehalten wurde. Dann mußte, wenn wir auch Bayrhoffer's Schritte nicht durchweg billigen, ſogar ein Mann wie Hildebrand die Flucht ergreifen. Schon vorher war Profeſſor Ilſe trotz der

Proteſtation der philoſophiſchen Facultät zu Marburg für Nationalökonomie von Halle berufen worden, um dem ſehr praktiſchen Hildebrand vom Standpunkt chriſtlich-germaniſchen Reactionsidealismus die Spitze zu bieten. Ilſe, für den erſten „wahren" Landtag gewählt, wurde Präſident der kurheſſiſchen Zweiten Kammer: aber Haſſenpflug hatte ſich in dem Manne geirrt. Das Rechtsbewußtſein war in ihm zu ſtark, um alle Maßnahmen des nach Abſolutismus ringenden Miniſteriums zu unterſtützen und es blieb dem Premier nichts übrig, als Hrn. Ilſe den Urlaub für fernern Beſuch des Landtags zu verweigern. Während Profeſſor Zeller vom Miniſterium Eberhard für die theologiſche Facultät berufen war, verwies Haſſenpflug denſelben in die philoſophiſche. Verdiente Männer wie Waitz, Ebert, Falck, wurden, ohne daß ſie im geringſten compromittirt waren, aus politiſchen Gründen zurückgeſetzt und unter ſolchen Umſtänden arbeite Jemand unbeirrt im Dienſt der Muſen! Erſt das Miniſterium Scheffer, das Verſöhnung wünſcht, hat in Univerſitätsſachen eine mildere Praxis eintreten laſſen. Aber zuvor wurde die Univerſität noch durch Hrn. Vilmar's Anſtellung beglückt; ganz neuerlich auch durch Haſſenpflug's Gegenwart.

Daß Heinrich von Sybel kürzlich dem Ruf des Königs von Baiern nach einigem Zögern und darauf gemachten annehmbaren Zuſicherungen folgte und Marburg mit München vertauſcht hat, iſt für die Wiſſenſchaft höchſt erfreulich; das Urtheil über Baiern muß ſich danach modificiren; aber ein empfindlicherer Verluſt konnte Marburg kaum treffen. Waren Sybel's Arbeiten über den erſten Kreuzzug und über das Entſtehen des deutſchen Königthums weniger bekannt geworden, ſo trat ſein neueſtes Werk: „Die Geſchichte des Revolutionszeitalters von 1789—95", um ſo bedeutſamer hervor. Nicht nur wird hier die ebenſo inhaltsreiche wie verworrene Zeit durch neue Perſpectiven geklärt, ſondern der Verfaſſer hilft mit ſtarker Hand zugleich eine Wendung in der hiſtoriſchen und politiſchen Anſchauung unſerer Nation herbeiführen. Nachdem die Geſchichtſchreibung den Idealismus der Freiheit durchgemacht hat, muß ſie den mühſamern Gang der Freiheitsbegründung ohne Freiheitsphraſe beſchreiten. Was bedeuten die Ereigniſſe experimentirenden Eifers in der langſamen Strömung der Geſchichte? Welchen Grund und Boden gewähren ſie für den ernüchterten Weiterbau? Dieſe Fragen beantwortet Sybel, indem er die Thatſachen mit ſtaatsmänniſchem Blick bewältigt und mit ſittlichem Ernſt auf ihren bleibenden Werth zurückführt. Wie viel Bücher auch bereits über die Epoche der Franzöſiſchen Revolution geſchrieben wurden, viel zu ſchnell waren ſie mit Haß oder Bewunderung bei der Hand. Dem ſetzt Sybel die faſt kalte hiſtoriſche Forſchung und Betrachtung entgegen. Er legt mehr Gewicht auf Das, was in jener Zeit gethan, begründet, befeſtigt, als auf Das, was damals geſprochen

wurde. Legen wir dieſen Maßſtab zeitig auch an die Dinge von 1848! Er zeigt, wie die Ereigniſſe diesſeit des Rhein und an der Weichſel, wie ſehr die Blicke auch auf Paris gerichtet waren, ihren eigenen Boden hatten, worauf ſie gewachſen waren. So erſchütternd und umgeſtaltend die Revolution auch wirkte, Sybel gibt die Fäden nicht auf, welche vor derſelben geſponnen waren, durch dieſelbe hindurchlieſen und nachher weiterziehen. Er erledigt endgültig die deutſche Klage über den Untergang Polens, indem er die Schuld der Polen rückſichtslos aufdeckt. Er behauptet den deutſch-nationalen Standpunkt gegen Polen wie gegen Frankreich und rechtfertigt auf die Weiſe die preußiſche Politik, welche ſeit 1772 mehre mal befolgt, leider aber auch wieder aufgegeben wurde. Die neuen Aufſchlüſſe, welche die Stellung Preußens gegen Polen ſo weſentlich verbeſſern, fand Sybel aber im Haag, während man ihm in Berlin, wo ſeinen Intentionen in eigenem Intereſſe jeder mögliche Vorſchub zu leiſten geweſen wäre, die Archive mistrauiſch verſchloſſen hielt!

Sybel's Stelle in Marburg iſt noch unbeſetzt. In den weitern Humanitätswiſſenſchaften iſt Waitz mit Auszeichnung zu nennen, deſſen Pſychologie ſich auf Phyſiologie und Erfahrung ſtützt, von den Studenten gern beſucht wird und ſehr anregend wirkt. Sofern Zeller's „Geſchichte der griechiſchen Philoſophie" das gediegenſte Buch iſt, welches in dieſem Fache bisher geſchrieben wurde, klug, fein, attiſch, heiter, ſo iſt die erwähnte Verſetzung aus der Reihe der Theologen unter die Philoſophen von Seiten der Letztern durchaus nicht zu beklagen. Zeller's Religionsphiloſophie, die er lieſt, wird hoffentlich aus der philoſophiſchen Facultät hell in die Theologie hinüberleuchten. Eine liebenswürdige Erſcheinung iſt außer ihm Profeſſor Ebert, welcher ſeine Thätigkeit hauptſächlich der italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Literaturgeſchichte zuwendet. Er gab früher „Quellenforſchungen aus der Geſchichte Spaniens", dann ein „Handbuch der italieniſchen Nationalliteratur" und kürzlich die „Entwickelungsgeſchichte der franzöſiſchen Tragödie vornehmlich im 16. Jahrhundert" heraus. Letztgenannte Arbeit wurde von der Kritik ſowol um der mit Umſicht überwundenen Schwierigkeiten als um der Gründlichkeit, klaren Anordnung und Anſchaulichkeit willen, womit der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand darſtellt, ohne Widerſpruch anerkannt. Das Buch enthält über das mittelalterliche franzöſiſche Schauſpiel, dann über das Volkstheater in Paris nach Aufhebung der Myſterien und inſonderheit über Corneille ebenſo neue wie culturgeſchichtlich wichtige und intereſſante Aufſchlüſſe. Ebert lebt zurückgezogener als billig im ſchon hinreichend ſtillen Marburg, aber die Briefe Ferdinand Wolf's in Wien und du Méril's in Paris wiſſen ihn auch in der Wettergaſſe zu finden.

Manche juriſtiſche und mediciniſche Celebritäten wurden von Marburg raſch entführt. Vollgraff, welcher Staatsrecht, Völker- und

Bundesrecht und gar Rechtsphiloſophie vertritt, Vielſchreiber und Reactionär iſt, blieb ihm. Sehr tüchtig iſt für Criminalproceß und Civilpraktikum Dr. Fuchs, welcher als Juſtizbeamter eine praktiſche Carrière gemacht hat, bevor er auf den akademiſchen Beruf hingewieſen wurde. Unter den Medicinern erſcheint der Patholog Heuſinger als alte Berühmtheit. Fick iſt als Anatom ſehr beliebt und ſein Talent für Sculptur kommt ihm für ſein Fach ſehr zuſtatten. In der Chirurgie iſt Poſer tüchtig; Falck hat erſt kürzlich die ihm gebührende ſtaatliche Anerkennung gefunden. In der theologiſchen Facultät vertreten namentlich Hoppe und Gildemeiſter (Letzterer als Orientaliſt bekannt und um die Bibliothek verdient) das Werden und Wachſen der Wiſſenſchaft gegen die fertige Orthodoxie. Ihr verſtändiges Gutachten bewog den Kurfürſten, den im Conſiſtorium für Kirchenbuße und Fegfeuer wirkenden Vilmar nicht zum Generalſuperintendenten der Provinz Niederheſſen zu machen. Die große Mehrzahl eingeſchüchterter Paſtoren hatte den Gefürchteten gewählt, weil ſie meinten, er werde ihnen ohnehin geſetzt werden. Als der Kurfürſt die Beſtätigung verweigerte und eine zweite Wahl veranlaßte, glaubte Haſſenpflug, die Ernennung ſeines Freundes unter der Drohung, im Verweigerungsfalle die eigene Entlaſſung nehmen zu wollen, durchzuſetzen. Haſſenpflug wurde aber entlaſſen und von den frühern Wählern Vilmar's blieben ihm nur wenige unter den Pfarrern treu. Seitdem erſchien der polternde Conſiſtorialrath als Profeſſor der Theologie in Marburg, ohne ferner Furcht einzujagen. Dem Literaturgeſchichtſchreiber Vilmar darf man eine gewiſſe Anerkennung nicht verſagen; aber als Theolog der Thatſachen eifert der Herr gegen die Theologie der Rhetorik mit nichts als Rhetorik. Er verlangt, der Theolog ſoll nur Ganzes, Volles, Gewiſſes vor ſeine Zuhörer bringen; allein wie ſoll er in den Beſitz des ganzen, vollen, gewiſſen Chriſtenthums gelangen, ohne ſich daſſelbe durch Forſchung angeeignet zu haben? Hat er ſich mit Auswendiglernen zu begnügen? Er ſoll das ganze, volle, gewiſſe Chriſtenthum beweiſen, ohne es in ſeine Theile zu zerlegen. Der gläubige Fanatiker kann das; der katholiſche Prieſter kann das im Wunder der Meſſe; der proteſtantiſche Theolog wird mit Forſchen und Weiterbilden allerdings nie fertig werden; jedoch daß er es nicht wird, iſt zwar demüthigend, aber nicht niederſchlagend. Für uns liegt die Erklärung in der Strömung der Menſchheitsentwickelung; für Hrn. Vilmar dagegen iſt das Ringen nach Wahrheit alexandriniſch und diaboliſch. Beſonders pathetiſch, gründlich und ergötzlich redet er über die Rehabilitation des Teufels und bringt es zum leibhaftigen Zähnefletſchen deſſelben. Völlig wird Hr. Vilmar übrigens das Tiſchtuch zwiſchen ſich und dem Herrn der Fröſche und Mäuſe nicht durchſchnitten haben; einiger vertrauter Umgang ſcheint im Gegentheil zwiſchen dem Conſiſtorialrath

und dem Cavalier mit dem Pferdefuße gepflogen zu werden, wenigſtens erzählt man ſich hier ſehr heitere Geſchichten, bei denen Mephiſtopheles ſicherlich über die Gartenplanke lächelte.

Aus den geſelligen Kreiſen rüſtiger Profeſſoren und Docenten, an denen natürlich auch Nichtakademiker theilnahmen, hatte ſich das bischen Servilismus, welches dem patriotiſchen Liberalismus gegenüberſteht, faſt ganz zurückgezogen. Das Geſpräch fühlte ſich wenig beengt. Ein gediegener Trunk wurde nie verſchmäht und die Unterhaltung bemächtigte ſich erſt wiſſenſchaftlicher, dann politiſcher Dinge. Die Juriſten dominirten. Dann kam die gerade ſchwebende marburger Bürgermeiſterwahl zur Sprache und aus den ernſten Urtheilen über die alle Achtung verdienenden Candidaten ſah man mit Vergnügen, daß es an Männern im Heſſenlande noch nicht fehlt. Als Mitternacht näherrückte, kamen Erzählungen aus der Zeit König Jérôme's an die Reihe, der patriotiſche Sinn regte ſich und die Haltung des Prinzen Ernſt von Heſſen-Philippsthal-Barchfeld wurde gerühmt, der aus Kaſſel entfloh, mit ſeinem Bruder erſt in preußiſchen, dann ruſſiſchen Kriegsdienſt trat und aus der Schlacht von Borodino als „Prinz Einbein" heimkehrte. Das letzte Glas Grog rief, da wir als Studenten auf den Bänken ſehr verſchiedener Univerſitäten geſeſſen hatten, Univerſitätsanekdoten in das Gedächtniß und manche ſcharfe Pointe von Marburg, Würzburg, Heidelberg, Halle mußte anerkannt, mancher kühne Vergleich belacht werden. Wie gewöhnlich trugen die Mediciner in Verwegenheit der Bilder, welche ſie entrollten, den Sieg davon, aber unter ihnen errangen wieder jene wunderbaren Fälle und Nutzanwendungen die Palme, welche von Kaspar von Siebold in Göttingen herrührten.

An flotte Studentenſchaft erinnerten in dieſer ſtillen Ferienzeit höchſtens die von den Gürtlern zum Fenſter herausgeſtreckten großen Fechthandſchuhe. Gepolſtert waren dieſe braven Schutzmittel, als wenn junge Mädchen den Arm hineinſtecken ſollten und doch gilt der marburger Student für nichts weniger als verweichlicht. Im Gegentheil! Er gilt für ebenſo keck als muthig. Er ſtudirt, trinkt, jubelt, tanzt und läßt es allerdings auch an Händeln nicht fehlen. Aber im Augenblick hatten alle, ſelbſt die fidelſten Häuſer, den Schauplatz ihrer Burſchenthaten im Stich gelaſſen und waren dem Pfannkuchenduft des mütterlichen Herdes nachgezogen.

Gab es keine bunten Studentenmützen und, da die Herbſtmanöver vorüberwaren, auch wenig Soldaten in den Straßen, ſo hatte der Fremde ſich, um Menſchen, Menge, Volk zu ſehen, an die Bauern zu halten, welche den Markt beſuchten. Das heſſiſche Landvolk gehört zu dem ſtattlichſten in Deutſchland. Die Männer ſind eher großer als kleiner Statur, ſind breitſchulterig, haben meiſt tüchtige, mit rechtſchaffenen

Naſen ausgeſtattete Geſichter. Ebenſo ſind die Frauen und Mädchen ſchlank und vollſtändig. Leider haben die Männer außer denen von der Schwalm die Nationaltracht ihrer Väter faſt ganz abgelegt. Man ſieht bei ihnen keine originelle Kopfbedeckung mehr mit entſprechendem Rock, höchſtens iſt noch die gewebte blau-weiße Zipfelmütze hierher zu rechnen, die beim Reiter beſonders luſtig hinten hinauszappelt. An der Tracht der Frauen dagegen ſieht man ſogleich, aus welchem Thal ſie ſtammen. Daß die Männer es ihren Frauen überließen, die Unterſcheidungszeichen zwiſchen Katholiken und Proteſtanten zu tragen, iſt ſehr heilſam: denn ſteckten die Männer die verſchiedenen Farben auf den Hut, ſo würde es Raufereien in Menge geben. Die Frauen tragen die Abzeichen nur aus Gewohnheit, nicht aus Abſicht. Aber der marburger Kaufmann muß für ſie ganz beſtimmte Stoffe und Farben in Elberfeld, Augsburg und der Schweiz beſtellen. Nie ſchielen dieſe Frauen und Mädchen nach „allerneueſten“ Stoffen. Sie verlangen ihr „ſtrolig“ (ſtrahlig) Rockzeug, das blau und weiß geſtreift iſt, die Streifen abſchüſſig; oder ſie nehmen ihr „knupperig Werk“ (Ratin), das graulich oder grünlich ſein muß. Zu den Jacken, den Aſſeleiberchen, Molzen und dem Haus-Peter wird mit Bedacht atzeliger (großblumiger) oder zinzerlicher (kleinblumiger) Stoff gewählt. Für die Katholikinnen muß er blau- oder violet- oder rothgrundig und halbſeiden ſein; die ſparſamern Proteſtantinnen nehmen Kattune mit dunklem Grund. Der bis zu anſehnlicher Höhe ſichtbare Strumpf hat den Kleidern entſprechend rothe oder ſchwarze Zwickel. Großer Luxus wird in „Sticktüchern“ getrieben, die dann, da ſie viereckig ſind, zum Dreieck umgeſchlagen ein kleines Blumenbouquet für die gewöhnlichen Feſte und ein großes Bouquet für die hohen Feſte herauskehren. Auf den Mützen laſſen die Proteſtantinnen des Lahnthals nur helle blaue Bänder flattern, die Katholikinnen von der Ohm dunkelblaue; die weitleuchtenden breiten ponceaurothen Bänder ſieht man aber nur bei katholiſchen Mädchen. Die nette weiße Frauenmütze gehört wieder der Schwalm an.

Ganz koſtbar iſt die gewiß alte Sitte in Marburg, daß, wenn bei reicher Zwetſchenernte, wie ſie im verfloſſenen Jahre den Neid faſt des ganzen übrigen Deutſchland erregte, in einem Hauſe Muß gekocht wird, die ganze Nachbarſchaft an dem frohen Ereigniſſe den innigſten Antheil nimmt. Da die Topffabrikation in Marburg ſehr ausgedehnt, die Töpfe alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht allzu ängſtlich geſchont werden und es folgerichtig viele Scherben gibt, ſo trägt man dieſe ſchönen Reſte, welche andern Orts wol für die Bräute zum Polterabende aufgehoben werden, vor das mußkochende und mußglückliche Haus. Eine ehrwürdige Sitte ſtets ſchonende Polizei hält dann im erhebendſten Moment die Hand vor die Augen und lächelt über den melodiſchen Spectakel an den Haus-

thüren. Außerdem aber freuten ſich nicht nur edle Aerzte der herrlichen Zwetſchenernte als des gelindeſten Purgirmittels, ſondern auch menſchenfreundliche Chirurgen, weil manches zwetſchenſchüttelnde Gartenbeſitzerlein vom Baume fiel und Arm und Bein und Schlüſſelbein brach, welcher Schaden dann natürlich „ohne jede üble Nachwirkung" geheilt ſein wollte.

Neueſte populäre Bearbeitungen der griechiſchen Mythologie.

II.

Als mit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften die gelehrte Welt ſich dem griechiſchen Alterthum zuzuwenden begann, beſchäftigte natürlich auch die Mythologie ihre Studien. Zunächſt wurde ſie als eine Sammlung intereſſanter Fabeln und Geſchichten ohne weitere Kritik und ohne alle Verſuche zu deuten und zu erklären erzählt und geleſen. In dieſem Sinne hat namentlich auch „der ſüße Dichter von Certaldo" ſein Buch de genealogia deorum geſchrieben. Aber bald erwachte die Speculation und das Deuten und Allegoriſiren wurde mit ebenſo großem Eifer betrieben als tauſend Jahre vorher. Natürlich fanden auch die damaligen gelehrten Mythologen die deutlichſten Spuren von Zuſammenhang mit dem Alten und Neuen Teſtament. Der Holländer Goropius Becanus im 16. Jahrhundert, der in ſeinen „Origines Antverpianae" Cimbern und Teutonen für das Urvolk der Erde und ihre Sprache, d. h. das Holländiſche, für die Urſprache erklärte, wies nach, daß die griechiſchen Götternamen holländiſch ſeien, z. B. Apollo Upholder, Sabazios (ein Beiname des Bacchus) Saufaus. Der Franzoſe Daniel Huet (im 17. Jahrhundert) reducirte alle heidniſchen Götter auf Moſes und alle Göttinnen auf deſſen Schweſter Miriam, und nahm ſogar nicht Anſtand, den Eſelreiter Silenus für ein Vorbild Chriſti zu erklären, wegen ſeines Einzugs in Jeruſalem zu Eſel und des Meſſiasnamens Silo oder Siloa. Auch die allegoriſche Erklärung fand zu allen Zeiten Liebhaber, und zwar wurde ſie damals angewandt, um chemiſche und alchymiſtiſche Lehren als den Kern griechiſcher Mythen nachzuweiſen; Aphrodite bedeutet z. B. Kupfer, Ares Eiſen, und die Liebe beider Götter, daß die beiden Metalle ſich leicht amalgamiren. Andere entdeckten in der Mythologie eine Verehrung des Magnetismus; in einem Buch, das in dieſem Jahrhundert erſchienen iſt (K. Schmidt, „Das Alphabet der Hieroglyphen"), wird Aeneas für die Kryſtalliſation, die Mondgöttin Selene für den Zucker, Ariadne für den Branntwein erklärt. In einem andern dagegen (Dornedden, „Verſuch einer Theorie zur Erklärung der griechiſchen

Mythologie", 1801) wird die aſtronomiſche Allegorie zugrunde gelegt. Daß Zeus ſeinen Vater Kronos vom Thron ſtürzte und ſich an ſeine Stelle ſetzte, bedeutet eine bloße Kalenderverbeſſerung, nämlich daß das Sonnenjahr von 360 Tagen das ältere Mondjahr von 354 verdrängte. Kurz wenn man ſich einen Begriff davon verſchaffen will, wie weit menſchlicher Scharfſinn ſich verirren kann, muß man die Geſchichte der griechiſchen Mythologie ſtudiren.

Wenn die pragmatiſche Methode auch niemals ganz ohne Anhänger war, ſo fagte die allegoriſche doch im Ganzen in der neuern Zeit der klügelnden Speculation mehr zu; ihre Reſultate waren ſo überraſchend und ſchienen jedes mal durch ſchlagende Analogien geſtützt zu ſein, und jedes Neuentdeckte fand überzeugende Beweiſe für ſeine Theorie. In der That kann man eine Wette eingehen, daß es keine Thorheit oder Tollheit gibt, die man nicht mit einiger Wahrſcheinlichkeit in die griechiſche Mythologie hineindeuten kann. Lobeck hat im „Aglaophamos" (1829) ein angebliches Bruchſtück aus einem mundirten Buch von Goropius Becanus mitgetheilt und darin mit unübertrefflichem Witz ausgeführt, daß die griechiſche Religion nur ein Syſtem der Dichtkunſt iſt; erſtens weil alle Götternamen vom Kochen, Braten, Röſten, von Speiſen und Getränken herkommen; zweitens weil die Alten Küchengeräthe, als Tiſche, Schüſſeln und Dreifüße verehrt haben, und Altäre nichts ſind als Kochherde, Tempel nichts als Küchen; drittens weil die ganze Götterverehrung in Mahlzeiten und Schmauſereien beſtand. Leider iſt eine Ueberſetzung wegen der fortwährenden Wortſpiele nicht möglich, aber es iſt vielleicht nicht ganz überflüſſig, an dies kleine Meiſterſtück zu erinnern.

Das Verdienſt, dieſer Verirrung zuerſt nachdrücklich und erfolgreich entgegengetreten zu ſein, hat J. H. Voß, deſſen „Mythologiſche Briefe" (1794), gleich vortrefflich in Form und Inhalt, gegen die aus Heyne's Schule hervorgegangene allegoriſche Erklärung gerichtet waren. Dieſe erſchien jedoch alsbald in einer neuen Metamorphoſe und machte nun mehr Glück als jemals. Zunächſt wurde der alte Unſinn wieder aufgewärmt, daß die polytheiſtiſchen Religionen nur Entſtellungen einer Uroffenbarung ſeien, und zweitens als ihre Heimat Oſtindien ausgegeben, welches damals durch die engliſchen Eroberungen auf ähnliche Weiſe modern geworden war als 2000 Jahre vorher durch die Alexander's des Großen. Görres und Creuzer waren die Hauptapoſtel dieſer ſublimen Doctrin. Das Buch des Erſtern („Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt") wird wenigſtens von proteſtantiſchen Gelehrten nicht mehr der Widerlegung für werth geachtet; aber das des Letztern („Symbolik und Mythologie der alten Völker", 1810—12) figurirt noch immer unter den epochemachenden Werken der neuern Mythenforſchung. Dies bekennen wir

nicht zu begreifen. Daß bedeutende Gelehrte bis auf einen gewiſſen Grad Creuzer's Anſichten theilen, müſſen wir zwar bedauern, aber wir können uns nicht darüber wundern, wenn wir uns erinnern, welche Anziehungskraft ſie zu allen Zeiten geübt haben. Daß aber Männer, die wir nicht blos wegen ihrer Gelehrſamkeit, ſondern auch wegen der Reinheit ihres wiſſenſchaftlichen Charakters, wegen der Strenge ihres Wahrheitsſinns verehrten, ſich fortwährend auf dies Buch berufen und höchſtens „Ueberſchwänglichkeiten und Ungenauigkeiten" daran auszuſetzen haben, das iſt uns unbegreiflich. Wenn man uns fragt, ob es verdient, citirt zu werden, ſo antworten wir mit Macduff: Nein, nicht zu leben. Wir ſind der Meinung, daß die erſte Foderung, die an eine wiſſenſchaftliche Forſchung geſtellt werden muß, die der unbeſtechlichen Gewiſſenhaftigkeit iſt; ein Buch, das dieſe nicht erfüllt, kann zwar Wahrheit enthalten, wird aber ſicher durch ſeine ſträfliche Connivenz für Irrthum und Lüge immer mehr Schaden als Nutzen ſtiften. Ein ſolches iſt die Creuzer'ſche Symbolik, die von entſtellten, misverſtandenen und ſinnlos durcheinandergeworfenen Notizen, Trugſchlüſſen und willkürlichen Combinationen wimmelt, eine ſehr mangelhafte Sprachkenntniß verräth und überdies durch vornehmes Herabſehen auf wahre wiſſenſchaftliche Kritik empört. Die Hoffnung, daß dies Buch durch Lobeck's „Aglaophamos" und Voß' „Antiſymbolik" für immer beſeitigt ſei, war verfrüht; es wird noch ſolange in der neuern Mythologie fortzucken, bis es durch ein moderneres, weniger dickleibiges und ebenſo ſublimes Buch überboten ſein wird.

Wir erſparen uns anzuführen, was in neueſter Zeit in dieſer Richtung geſchrieben worden iſt. Ebenſo wenig halten wir uns bei den Verſuchen auf, die Stichwörter Schelling'ſcher und Hegel'ſcher Philoſophie zur Mythenerklärung anzuwenden, und erwähnen nur die neueſten ultramontanen Beſtrebungen (von Laſaulx), in die griechiſche Mythologie myſtiſche Beziehungen auf das Chriſtenthum zu legen und namentlich in den leidenden und ſterbenden Göttern, in Herakles und Prometheus, Adonis und Oſiris, Vorbilder Chriſti zu finden: was, wie wir glauben, jedem geſunden Sinn nicht nur ſinnlos, ſondern auch widerlich erſcheinen muß. Erfreulicher iſt es, der fördernden Thätigkeit von Karl Otfried Müller zu gedenken, der leider der Wiſſenſchaft zu früh entriſſen wurde, um ſeine reiche Begabung völlig durchzubilden und ganz Befriedigendes zu leiſten. Wenn auch in ſeinen mythologiſchen Forſchungen manches Unhaltbare iſt, ſo iſt er doch den Ausſchweifungen der Pragmatiker und Allegoriker entgegengetreten und hat Verſtändniß für die Natur der Sage beſeſſen.

Zwei ſehr wichtige Hülfsmittel zum richtigen Verſtändniß der griechiſchen Mythologie ſind erſt in unſerm Jahrhundert in ihrer wahren

Bedeutung erkannt, zugänglich gemacht und benutzt worden: die Kenntniß der griechiſchen Landesnatur und die Kenntniß der antiken Kunſtdarſtellungen. Seit Winckelmann zuerſt der Kunſthermeneutik den (im Allgemeinen richtigen, nur von ihm zu weit ausgedehnten) Satz zugrunde gelegt hatte, daß die alte Kunſt ſich im Weſentlichen auf die Darſtellung der Götter- und Heroenſage beſchränkt habe — ſeit dieſer Zeit iſt das zur Mythenerklärung aus den Denkmälern zuſammengebrachte Material vielleicht ums Hundertfache gewachſen. Man braucht nur den beſcheidenen Octavband von Millin's „Galerie mythologique" (Paris 1811) oder Hirt's „Mythologiſches Bilderbuch" (1805 und 1816) mit den jetzigen zahlloſen Publicationen mythologiſcher Bilderwerke im größten Folio und prachtvollſter Ausſtattung zu vergleichen, um ſich von den Fortſchritten der Denkmälerkunde zu überzeugen. Wir können hier nur die Namen zweier deutſcher Gelehrten nennen, von denen der eine ſich die größten Verdienſte um Publication, der andere um Erklärung der auf Mythologie bezüglichen Bildwerke erworben hat; jenes iſt Eduard Gerhard in Berlin, dieſes Welcker in Bonn. Uebrigens iſt aber mit dieſer Anhäufung des Materials unendlich viel Irrthum eingeſchleppt und ein breiter Boden geſchaffen worden, auf dem charlataniſche Aftergelehrſamkeit ihre Bocksſprünge machen kann. Daß dies von franzöſiſchen und italieniſchen Kunſterklärern in reichem Maße geſchehen iſt, kann Niemand wundernehmen, der weiß, daß die Kunſtarchäologie dort zu den nobeln Paſſionen gehört. Aber dieſe Richtung hat auch in Deutſchland ihre Vertreter, die denen in den Nachbarländern nichts nachgeben; nomina sunt odiosa. Durch ſolches Treiben hat die Kunſthermeneutik einen komiſchen Anſtrich bekommen; denn das Gebahren dieſer Winckelmännchen iſt viel zu lächerlich, um ärgerlich zu ſein. Ernſte Gefahr für die Wiſſenſchaft können wir von dieſer Seite nicht befürchten; ohne Zweifel werden ſchon in der nächſten Generation ſolche Specimina geiſtreicher und ſcharfſinniger archäologiſcher Erklärung nur noch als Curioſa bekannt ſein.

Auch die genauere Kenntniß der griechiſchen Landesnatur hat der wiſſenſchaftlichen Behandlung der griechiſchen Mythologie ebenſo viel geſchadet als genützt. Ihr Nutzen liegt auf der Hand. Denn es iſt keine Frage, daß die mythenbildende Zeit ihre Auffaſſung der Natur und der Naturerſcheinungen ebenſo gut in der Form des Mythus ausgedrückt hat als den ganzen übrigen Inhalt ihres geiſtigen Lebens. Die Gefahr beſteht darin, daß man dieſe Wahrheit zu weit ausdehnt und die Naturbeobachtung für den ganzen oder doch hauptſächlichen Inhalt des Mythus hält. Dies iſt in neuerer Zeit vielfach geſchehen, ſeit deutſche Gelehrte Griechenland bereiſt und, von den dortigen eigenthümlichen klimatiſchen und Bodenverhältniſſen frappirt, ſich die Anſicht gebildet haben

daß alles Sinnen und Trachten der Urbewohner von Hellas auf deren Beobachtung concentrirt geweſen ſei, daß folglich der Mythus nichts als eine Einkleidung dieſer iſt. Der Hauptvertreter dieſer Richtung iſt P. Forchhammer in Kiel, deſſen topographiſche Forſchungen und lebendige Naturſchilderungen ihm die Achtung und Dankbarkeit auch Derjenigen ſichern, die ſeine Mythenerklärung (wie Referent) nicht anders als komiſch finden können. Um eine Probe davon zu geben, ſei hier angeführt, daß er den Trojaniſchen Krieg für eine ſymboliſche Ueberſchwemmungsgeſchichte der Ebene von Troja durch den Fluß Simois hält. Dieſen Fluß muß man nämlich unter Achilleus verſtehen, welches den Uferloſen, aus ſeinen Ufern Tretenden bedeutet, Hektor dagegen, d. h. der Hemmende, Haltende iſt das Princip der Eindringung und Trockenlegung. Achill's Untergebenen, die Myrmidonen, ſind die Rauſchenden, d. h. die Wogen u. ſ. w.*) Wir müſſen bemerken, daß dieſe Erklärungen den Bildungsgeſetzen der griechiſchen Sprache nicht weniger widerſprechen als der geſunden Vernunft. Forchhammer hat ſich durch ſeine Forſchungen über die Ebene von Troja und durch eine ausgezeichnete Karte derſelben ein unvergängliches Verdienſt erworben: indeſſen wenn ſolche mythologiſche Erklärungen eine unvermeidliche Conſequenz von Reiſen deutſcher Gelehrten in Griechenland ſind, ſo gerathen wir doch in Zweifel, ob es nicht vielleicht wünſchenswerther iſt, daß ſie ganz unterbleiben.

Dieſe kurze Skizze der wiſſenſchaftlichen Behandlung der griechiſchen Mythologie ſeit faſt 1400 Jahren muß dem Leſer die traurige Ueberzeugung geben, daß dieſe Wiſſenſchaft, wie Macaulay von der Erkenntniß des Göttlichen überhaupt ſagt, is not a progressive science. Immerhin! Mag auch auf dieſem Gebiet, wo es einmal keine abſolute Wahrheit gibt, Jeder auf ſeine Manier ſelig werden. Wer mit Ernſt, Redlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit zuwerke geht, den müſſen auch Andersgläubige gelten laſſen; nur gegen Frivolität und Charlatanerie müſſen wir hier nicht minder ernſt proteſtiren als anderwärts.

*) Beiläufig geſagt hat Xaver Minervinus ausgeführt, daß Troja durch vulkaniſche Erſcheinungen zerſtört ſei (Lobeck, „Aglaophamos", S. 319) und Zoega ſich mit dem Gedanken getragen, die „Ilias" auf eine Mondfinſterniß, die „Odyſſee" auf unterirdiſche Verwüſtungen zurückzuführen (Welcker, „Zoega's Leben", II, 132). Nach Uſchold iſt Odyſſeus die Sonne und Penelope der Mond u. ſ. w.

Die Theaterreform in Karlsruhe und Frankfurt a. M.

Nachdem die Wintersaison begonnen, mag es nicht ohne Interesse sein, einige Blicke auf die ziemlich dicht gesäete Gruppe der Bühnen im Mittelrheinland zu werfen. Die Zeit ist freilich lange vorbei, wo das Theater überhaupt für ein nothwendiges Bestandtheil des höhern Lebensgenusses galt; noch weiter liegt jene idyllische Epoche zurück, da z. B. das mannheimer Theater unter Dalberg mit Schiller als Dramaturg, mit Böckh, Beck und andern Darstellern gleichen Ranges fast wie eine Nationalangelegenheit des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation gefeiert wurde. Gerade das Mittelrheinland stand vielmehr in Bezug auf theatralische Bildung und dramatisches Interesse noch vor nicht wenigen Jahren im schlechtesten Geruch. Mainz culminirte und berechnete sein ganzes Theaterwesen auf den Faschingsjux; Wiesbaden schwebte mit großen Prätensionen in Wahrheit dennoch immer zwischen den Zweifeln über Sein und Nichtsein; Frankfurt war die Beute handwerksmäßiger Speculation mit allerlei Spectakel, von dem selbst die Jonglerie nicht ausgeschlossen war; Darmstadt erschien mehr Pensionsanstalt als Kunstinstitut, worüber allerlei Flitterkram nicht zu täuschen vermochte; in Heidelberg war der Thespiskarren im Tanzsaale eines Gasthofs zweiten Ranges aufgeschlagen; in Manheim ruhte man selbstgenügsam auf den vertrockneten Lorbern ererbten Ruhms, ohne mit neuen Anstrengungen Neues zu schaffen; in Karlsruhe endlich war das Theaterinstitut nichts weiter als eine Anstalt für momentanes Amusement und flüchtigen Sinnenkitzel durch kleine Operettchen, kleine Vaudevilles, kleine Lustspielchen, kleine Balletchen, zwischen welchen äußerst selten irgendein wuchtigeres Stück im langweiligsten Tempo hindurchschritt.

Daß die Bewegungsjahre und ihre unmittelbaren Nachfolger darin nichts besserten, bedarf kaum der Erwähnung. Man könnte fast sagen, während in Karlsruhe der Theaterbrand entsetzlichen Andenkens für eine zeitlang überhaupt jede theatralische Thätigkeit unterbrach, siechte dieselbe im übrigen Mittelrheinland mit jedem Semester dem vollständigen Untergang in alltäglichste Handwerkerei immermehr entgegen. Und dennoch kann man andererseits eben jenen Theaterbrand als Vorläufer derjenigen Gestaltungen nehmen, welche heute das Theater am Mittelrhein charakterisiren. Die genannten Bühnen sind zu verschiedenartig nach ihrer Größe, ihrem Publicum, ihren naturgemäßen Aufgaben, ihren Einkünften u. s. w., als daß etwa von einer gewissen Gemeinsamkeit ihres Charakters als Kunstinstitute die Rede sein könnte. Dennoch kann man wohl behaupten, daß die Anregung zu der sehr wesentlichen Verbesserung, welche die bedeutendern unter ihnen in den letzten Jahren in Bezug auf

ihr ganzes Betriebswesen erfahren haben, vorzugsweise von Karlsruhe ausgegangen ist.

Seitdem aus der Asche des alten karlsruher Hauses das neue prächtige Theater emporstieg, hat in Heidelberg eine Actiengesellschaft jenem bescheidenen Dienste Thalia's, der hier allein möglich ist, ein wenngleich einfaches, doch ganz zweckmäßiges Tempelchen gebaut, welches vom karlsruher Interimstheater die meisten (recht geschmackvollen) Decorationen als Geschenk landesherrlicher Gunst erbte. Manheim, dessen Bühne aus Staats- und Stadtmitteln eine jährliche Subvention von etwa 32,000 Gulden genießt, erweiterte und verschönte die Theaterräume in einer Weise, daß man sehr zweifelhaft sein mag, ob sie der karlsruher Einrichtung nicht den Rang ablaufen. In Frankfurt, wo seit Jahren die Direction als ganz gemeines Speculationsgeschäft aus einer Hand in die andere gegangen war, bildete sich endlich eine Actiengesellschaft in der Bürgerschaft zur Uebernahme des Theaters, mit dem ausgesprochenen Zweck, nicht etwa ein lucratives Geschäft machen, sondern die alte Blütezeit der frankfurter Bühne wieder erwecken zu wollen. In Mainz ist seit einigen Jahren wenigstens die Direction constant geblieben; in Wiesbaden hat der Herzog die früher sehr geringe Unterstützung aus der Cabinetskasse — die Hauptfonds kamen von der Stadt und vom Spielpächter — gerade um das Doppelte erhöht, und mit Neujahr 1857 werden zufolge des neuen Spielpachtcontracts die festen Jahresrevenüen dieser Bühne sogar nahe an 100,000 Gulden kommen. Dies Alles datirt während des Verlaufs der letzten vier bis fünf, das Meiste selbst erst aus dem vorigen Jahre. Man kann also noch nicht nach fertigen Resultaten dieser materiellen Verbesserungen in Bezug auf die localen Kunstgestaltungen sprechen. Aber wie sich die Wege zu diesen anlassen, kann doch bereits an den Bühnen von Karlsruhe und Frankfurt erkannt werden.

In Karlsruhe herrscht seit Eduard Devrient's Berufung zur artistischen Direction und Abschaffung des Einflusses der Oberintendanz auf den eigentlich künstlerischen Theil des Instituts, d. i. seit etwa vier Jahren, ein ganz neuer Geist der Leitung. Auch ist dort bereits ein bestimmter dramatischer Charakter zur festen Ausprägung gekommen. Ebenso wurde nunmehr die gesammte Organisation beendet, der ökonomische Bestand durch Herstellung von Decoration, Costüm und Requisiten consolidirt und eine neue künstlerische Praxis eingeführt. Den formellen Abschluß fand diese Periode im letzten Frühjahre noch durch ein neues Theatergesetzbuch, dessen moralischen Vorzug wir besonders darin erkennen, daß dasselbe gewisse brutale Voraussetzungen fallen läßt, welche in den gewöhnlichen Theatergesetzen eine Hauptrolle spielen und eben durch diese Zweifel gegen die Ehrenhaftigkeit des Künstlers demselben von vornherein jene Selbstachtung nehmen, an deren Stelle dann so oft die bodenloseste

Eitelkeit und der crasseste Egoismus tritt. Ferner zeigt dieses Gesetzbuch die sorgfältigste Durchführung der Ordnung künstlerischer Praxis, verbindet auch nicht jede Ordnungsregel sofort mit dem Preiscourant für ihre Verletzung, sondern scheidet die Strafen in einem besondern Anhang ab. Es wäre in der That sehr zu wünschen und für die Hebung des deutschen Theaters von der legislatorischen Seite sicherlich äußerst förderlich, wenn auf diese Grundlage hin sämmtliche Theatergesetze der deutschen Bühnen nach und nach zu einer gewissen Gemeinsamkeit kämen. Bereits an anderer Stelle ist auf diese Möglichkeit hingewiesen worden, falls die berliner „Perseverantia" (Schneider'scher Alterversorgungsverein) die Principien der Devrient'schen „Dienstregeln" als Bedingungen für diejenigen Theaterdirectionen aufstellen würde, welche sich dem Verein anschließen und namentlich auch von seiner Generalagentur Gebrauch machen wollen.

Doch kehren wir zum karlsruher Theater zurück. Seit dem 17. Mai 1853 ist dessen neue Bühne eröffnet, und es war bekannt, daß Hr. Devrient bei Uebernahme seiner Stellung drei Jahre gefodert hatte, um den Beweis zu liefern, daß die in seinen Schriften aufgestellten Principien keine theoretischen Schemen, sondern praktisch durchführbar seien. Zwei künstlerische Rechenschaftsberichte liegen vor; der eine umfaßt $16\frac{1}{2}$ Monat (vom 17. Mai 1853 bis 31. December 1854), der andere das Jahr 1855. In der That sind die statistisch nachgewiesenen Leistungen außerordentlich, wenn man erwägt, daß in dieser Zeit eine vollständige Neubildung des Répertoire mit ganz neuen Personalbesetzungen stattfand, ohne daß vom Grundbestande des Interimstheaters irgend Nennenswerthes verwendet werden konnte. So war in den ganzen ersten anderthalb Jahren das Répertoire großentheils vom Leistungsvermögen des Malersaals abhängig; und zu dieser Abhängigkeit vom Apparate gesellten sich die Hinderungen und Störungen, welche die Reorganisation des Kunstpersonals mitsichführte, namentlich auch die zahlreichen Gastspiele zur Prüfung fremder Talente auf Engagement. Selbst alle ältern und bekannten Stücke nahmen fast dieselbe Zeit und ganz dieselbe Mühe wie neue Einstudirungen in Anspruch. Dennoch brachten jene $16\frac{1}{2}$ Monat 270 Vorstellungen, von denen 39 der ernsten, 58 der heitern Gattung des recitirenden Dramas und 21 der sogenannten großen, 26 der sogenannten Spieloper und dem Singspiel angehörten. Noch brillanter stellten sich die statistischen Resultate des Jahres 1855. Unter der Gesammtzahl von 161 Vorstellungen zählten 37 zum ernsten, 52 zum heitern Schauspiel, 46 zur großen Oper, 26 zur heitern musikalischen Gattung.

Ueberblickt man diese statistischen Resultate vom dramaturgischen Standpunkt, so ist es wohlthuend, Goethe mit fünf, Schiller mit acht

Werken vertreten zu ſehen, Shakſpeare mit zehn, Leſſing mit drei u. ſ. w. Ferner von den Modernen: Laube, Gutzkow, Freytag, Gottſchall, Griepenkerl, O. Ludwig, Friedrich Halm, Jordan, Benedix (12 mal), Feldmann ꝛc. Denn während ſolchermaßen das recitirende Drama mit ſeinen Grundpfeilern auf die Claſſiker geſtellt erſcheint, hat die Bühne am fernſten Weſtrande Deutſchlands offenbar ihren Beruf auch darin geſucht und gefunden, die locale Bildung und Theilnahme mit den geiſtigen Strömungen des geſammten deutſchen Vaterlandes in engſte Beziehung zu ſetzen. Wie aber im recitirenden Drama ein vollkommen organiſcher Gang vom Leichtern zum Schwerern bemerkbar iſt, der einerſeits das Perſonal von geringern zu höhern Aufgaben vorſchreiten ließ, andererſeits den verwilderten Geſchmack der vorangegangenen Theaterperiode auch im Publicum verfeinerte und Edlerm zulenkte, gerade ſo in der Oper. Das erſte Jahr cultivirte namentlich die leichte Oper und Operette, obgleich ſchon jetzt Mozart's „Don Juan", „Zauberflöte", „Hochzeit des Figaro", Beethoven's „Fidelio", Weber's „Freiſchütz" und „Oberon" nicht fehlten. Aber das zweite Jahr prägte das Streben, in den muſikaliſch gewichtigern Werken die Grundelemente des Répertoire zu finden, noch weit entſchiedener aus. Gluck's „Alceſte" und „Armida" ſtehen neben den genannten Meiſterwerken; dann Grétry, Roſſini, Mendelsſohn's „Heimkehr" und „Loreley", Méhul, Halévy, Meyerbeer, Richard Wagner („Tanhäuſer" ſieben mal), ohne daß Adam, Auber, Bellini, Donizetti, Flotow, Lortzing u. ſ. w. vergeſſen ſind.

Bürgen ſchon ſolche flüchtige Angaben für die Reichhaltigkeit, Mannichfaltigkeit und Würde des Répertoire, ſo iſt ein anderer und ganz beſonderer Vorzug des neuen karlsruher Theaters ſehr bemerkenswerth: wir meinen die Unverſehrtheit, womit die anerkannten Meiſterwerke auf die Bühne treten. Beſonders gilt dies von den Dramen Shakſpeare's. Indem es aber gelang, dieſelben nicht nur zur würdigen Ausführung zu bringen, ſondern auch die Theilnahme des Publicums dafür zu gewinnen, war kein blos localer Sieg errungen, ſondern zugleich ein lebhaft anregender Einfluß auf die äſthetiſche Hebung der ganzen deutſchen, namentlich der ſüdweſtdeutſchen Bühne. Sie iſt wirklich in den letzten Jahren von einer ſehr niedern auf eine weit höhere Stufe fortgeſchritten; nicht blos in Bezug auf die Darſtellung, ſondern auch — und dies iſt das wichtigſte Ergebniß — in den Geſchmacksrichtungen des Publicums. Man iſt mehr und mehr, beſonders in den größern Städten, davon zurückgekommen, im ſinnlichen Eindrucke des Augenblicks ſein Genüge zu finden und von der momentanen Stimmung das äſthetiſche Urtheil bedingen zu laſſen. Dieſe Erſcheinung iſt aber im Hinblick auf das allgemeine Culturleben von deſto größerer Bedeutung, je weniger die ſogenannte „Theaterkritik" der Journaliſtik (mit wenigen Ausnahmen) ihren

Namen verdient. Aber wenn man dies auch leider als ziemlich allgemein gültig im ganzen Mittelrheinland hinstellen muß, so zeigt sich doch wieder gerade in den Ausnahmen — die hier nicht namentlich zu berühren sind — welche erfreuende und die Handwerkerei oder das bestechliche Referat zurückdrängende Kraft solche Theaterleitungen besitzen, deren Thätigkeit von höhern Interessen als denen der Kasse und des Marktgeschreis getragen wird.

In Karlsruhe wie allerwärts hatte eine solche höhere Richtung gegen heftigste Oppositionen des bis dahin auf ganz andere Bahnen gelenkten öffentlichen Geschmacks zu kämpfen. Und der Kampf ist noch keineswegs geendet; am wenigsten das Kampfgeschrei. Denn am lautesten schreien überall die zum Rückzug genöthigten Parteien; auch jene, die mit den Appellationen an allerlei schöne Redensarten von Volksthümlichkeit und dgl. die Verallgemeinerung feinerer Richtungen und Bedürfnisse in der Kunst ihren eigenen bequemen und gemeinen Neigungen zuliebe wieder herabzerren möchten. Um darüber einen vollen Sieg durch dramatische Thaten zu erringen, bedarf es vielleicht theilweise jener Abgeschlossenheit, welche das karlsruher Leben bietet. Allerdings, ohne Hof, ohne bedeutende Fonds von dieser Seite und ohne die mögliche Berufung auf die deshalb zu nehmenden Rücksichten würde Karlsruhe einem derartig strebenden Institut schwerlich die genügenden Mittel seiner Existenz bieten können. Dazu ist die Stadt zu klein, das Theaterpublicum zu constant. Wie aber eben dort die Verhältnisse sind, steht die Bühne bereits jetzt in der ersten Reihe derjenigen Deutschlands, welche durch schöne Traditionen und geistige und literarische Bildung ihres Publicums auf die Höhe wahrhaft künstlerischer Anstalten gehoben worden sind. Was sie jedoch von andern, durch literarisch-artistische Vorstände geleiteten Theatern unterscheidet, dies möchten wir mit dem Unterschiede zwischen dem Schauspieler und dem Literaten vergleichen. Die Intentionen sind bei letzterm vielleicht ruckweise höher und weiter ausgreifend; Ersterer dagegen versteht genauer und mit jeder einzelnen Aufgabe die Grenzen der gegebenen Möglichkeiten bis in ihre äußersten Winkel zu beschreiten.

Daraus entwickelt sich Dasjenige, was wir einen akademischen Charakter der Bühne nennen: eine Vereinigung der Kunstgenossen durch den fortwährend wirkenden Schuleinfluß, womit im Ensemble das Außerordentlichste geleistet werden kann. Tritt dazu Fügsamkeit und Selbstverleugnung des einzelnen Darstellers, Concentrirung der Interessen Aller auf das Ganze, nicht auf die Virtuosität im Einzelnen, so ist damit sicherlich der richtigste Weg aus dem Verfall der praktischen Darstellungskunst und zur Erhaltung der großen Dichtwerke im würdigen Bühnenleben der Nation betreten. Die weitere Consequenz aber ist die

Geſtaltung eines feſten Darſtellungsſtils, deſſen gänzlicher Mangel am ſchwerſten auf der deutſchen Bühne laſtet. Denn ſeine Abweſenheit erzeugt eben jene verderbliche Rollenreiterei, welche leider unter den talentvollſten Künſtlern immer ärger zu graſſiren beginnt und nichts, gar nichts weiter im Auge hat als die eigene werthe Perſon nebſt deren Ruhmes- oder Geldintereſſen. Aber noch mehr. Der Mangel eines akademiſchen Stils trägt ſicherlich auch weſentlich dazu bei, daß wir in einer Periode tiefen Verfalls der Dichtung ſtehen, daß die Production ſelber nicht der Dichtung halber, ſondern mit beſtimmten Rollen für beſtimmt vorſchwebende, virtuoſe Darſteller gewiſſer Figuren ſchafft. Solange aber nicht die Theater, ſelbſt die größten, reichſten und gerade diejenigen, welche bedingend auf weite Kreiſe zu wirken haben, auf das Enſemble das höchſte Gewicht legen, ſolange kommt die deutſche Schauſpielkunſt und Schauſpieldichtung nicht aus dem Verfall heraus.

Nach dieſer Richtung hin hat das Beiſpiel von Karlsruhe im deutſchen Südweſten wirklich außerordentlich erregend gewirkt; am ſichtbarſten wol auf Frankfurt, deſſen Bühne, wie oben erwähnt, von einer Actiengeſellſchaft übernommen, mit öffentlichen Mitteln baulich reſtaurirt und zu ihrer Reorganiſation ſeit dem November vorigen Jahrs unter die artiſtiſche Leitung von Roderich Benedix geſtellt iſt. Er fand genau dieſelben Aufgaben vor, welche Devrient ein paar Jahre zuvor in Karlsruhe angetreten. Ein neuer Theaterraum, für welchen das Inventar nicht oder kaum zu verwenden; eine größtentheils neu zuſammentretende Geſellſchaft; die Bildung des Répertoire durch Engagementsgaſtſpiele oft unterbrochen; das Publicum zwar von Theaterintereſſe erfüllt, aber misgeleitet im Geſchmack, von der vorausgegangenen Directionsſpeculation mit Virtuoſitäten und allerlei des Bühnenraums unwürdigen Kunſtſtücken überſättigt, zu denen die Leiſtungen des ſtändigen Perſonals faſt nur noch als Folie gedient hatten; dadurch Voreingenommenheit gegen dieſe und Mangel an gerechter Würdigung für ſie; Sucht nach Evénements, neugieriges Eindrängen in die Vorgänge hinter den Couliſſen; Mistrauen gegen die Möglichkeit befriedigender Leiſtungen mit dem engagirten Perſonal, darin zugleich Entſchuldigungen für den Mangel an Theilnahme für jede Vorſtellung höhern Stils, wenn kein „berühmter Gaſt" mit fetten Lettern auf dem Zettel prangte — dies ungefähr waren die Umſtände, unter denen das neue Theater ſeine Thätigkeit begann. Eins aber hatte es für ſich und vor Karlsruhe voraus: nämlich das Bewußtſein des Publicums von dieſen Uebelſtänden und den Wunſch nach beſſern, geordneten künſtleriſchen Verhältniſſen. Nur das zögernde Vertrauen zu der Möglichkeit, dieſe herbeizuführen, keine principielle Oppoſition gegen edlere Geſtaltungen war zu beſiegen.

Der Sieg iſt bereits im Verlaufe eines Jahrs weit vorgeſchritten

und das Glück hat ihn unterstützt. Dies namentlich insofern, als die Engagements für das recitirende Drama gleich von vornherein glücklich, besonders glücklich für den Hauptzweck der neuen Leitung und die Hauptaufgabe eines städtischen Mitteltheaters eingeschlagen waren, wir meinen für den Zweck eines gerundeten Ensemblespiels. Noch heute steht, bis auf geringe Ausnahmen, das zuerst engagirte Schauspielpersonal unverändert beisammen. Nur durch diese Stetigkeit ward es auch möglich, in relativ so kurzer Zeit in Bezug auf das recitirende Drama statistische Arbeitsresultate zu erzielen, welche numerisch selbst die des ersten karlsruher Jahres überragen. Es wurden nämlich vom 5. November 1855 bis 31. October 1856 285 Vorstellungen gegeben, von denen blos je zwei auf die italienische Gesellschaft Ristori und die französische Brindeau kamen. In den 281 Theaterabenden wurden aber 124 verschiedene Stücke und 39 verschiedene Opern vorgeführt, welche natürlich unter den vorhandenen Verhältnissen als lauter neue Vorstellungen gelten müssen, mochte nun das Répertoire dadurch um eine wirkliche Novität bereichert oder nur um einen Baustein zu seinem festen Bestande verstärkt werden. 27 Stücke und eine Oper waren aber selbst in Frankfurt noch ganz neu, 36 Stücke und 10 Opern neu einstudirt.

Es würde wenig interessant sein, die Bemerkungen zu wiederholen, welche bereits bei Gelegenheit der Leistungen des karlsruher Theaters gemacht wurden. Wir erwähnen daher nur flüchtig, daß man im soeben abgelaufenen ersten frankfurter Theaterjahr denselben organischen Gang vom Leichtern zum Schwerern beobachten kann, welcher dort bereits bezeichnet wurde. Es ist darum auch ebenso natürlich als begreiflich, daß das Répertoire im Ganzen einen heiterern Charakter zeigt als das karlsruher Triennium. Dabei darf auch nicht vergessen werden, daß das frankfurter Theater während sechs Meßwochen bei täglichem Spielen auf Geschmacksanfoderungen gewiesen ist, deren Verfeinerung und Veredelung seine Aufgabe nicht sein kann. Das numerische Resultat dieser Verhältnisse drückt sich so aus, daß neben 36 Trauer- und 34 Schauspielen 137 Lustspiele und 13 Possen und Liederspiele gegeben wurden. Darin aber trifft die Benedix'sche Leitung mit der Devrient'schen zusammen, daß unter sämmtlichen aufgeführten Stücken sich blos 24 Uebersetzungen (vier Shakspeare'sche Stücke mitgerechnet) befanden, während 100 deutsche Originalwerke aus der Periode von Lessing bis heute von 50 Autoren zur Aufführung kamen.

So ist bereits ein ziemlich reiches und mannichfaltiges Schauspielrépertoire gewonnen. Weniger reich, auch selbst nur verhältnißmäßig, ist das der Oper. Hier waren die Personalveränderungen, die Gastspiele auf Engagement und die sonstigen Hemmnisse einer stetigen Entwickelung häufiger als im Schauspiel. Von den 39 Opern wurden sechs ein mal,

11 zwei mal, 10 drei mal u. ſ. f., ſechs mal aber „Der Freiſchütz“ und neun mal „Reymond“ (neu) aufgeführt. Uebrigens herrſchte in der Oper derſelbe Charakter wie im Schauſpiel: das heitere und leichte Genre prävalirte, beſonders auch deshalb, weil erſt ſeit der letzten Zeit, d. h. ſeit der vollendeten Conſolidirung des Perſonals die ſogenannte große Oper zu weiterer Herrſchaft kommen konnte.

In Einem Punkte begegnen ſich Karlsruhe und Frankfurt auf erfreulichſte Weiſe, nämlich darin, daß an beiden Bühnen, außer zum Zwecke des Engagements, äußerſt wenig Gaſtſpiele ſtattfinden. Für Mitteltheater und deren wahrhaft künſtleriſche Wirkſamkeit ſind Gaſtſpiele berühmter Größen in doppelter Hinſicht nachtheilig. Sie beeinträchtigen nicht blos den regelmäßigen Gang des Répertoire, ſondern zerſtören auch das Enſemble nur allzu leicht und bringen außerdem mit den tauſendfachen Beſonderheiten und Launen der „Sterne erſter Größe“ die gewohnte Mise-en-scène der Répertoireſtücke in Unordnung. Mag die artiſtiſche Leitung durch Autorität und Lehre alle Privateitelkeiten der ſtändigen Mitglieder im Intereſſe des organiſchen Geſammtguſſes jeder Vorſtellung überwunden haben, mögen alle Kunſtgenoſſen nach dem Ziele hinarbeiten, nicht ihre Perſönlichkeit als iſolirte Individualität, ſondern nur als organiſchen Theil des Geſammtbildes innerhalb ſeines Rahmens geltend zu machen — der berühmte Gaſt zerſtört, indem auf ihn allein die Aufmerkſamkeit concentrirt wird, wie die Anerkennung des Publicums für das Ganze, ſo auch allzu leicht die wirklich künſtleriſche Hingabe der Mitwirkenden an die Dichtung. Iſt aber dieſe Richtung einmal ſtark geworden, ſo iſt der Lebenskern eines wahrhaft künſtleriſchen Mitteltheaters geſchwächt und es hört vor allem auf, ſeinem Publicum eine Anſtalt äſthetiſcher Bildung zu ſein; es wird zur Arena einzelner Gladiatoren, während ſeine ſonſtigen Spiele höchſtens der Luſt am Kritteln oder einer blaſirten Wohlweisheit dienen. In Frankfurt hat die Oper blos drei Gäſte in neun Vorſtellungen, das Drama drei in (leider) 20 Vorſtellungen gehabt, welche nicht mit der Abſicht auf Engagement auftraten. Die Geſellſchaften Riſtori und Brindeau können nicht zu den eigentlichen Gäſten gerechnet werden, da ihre Vorſtellungen weder das Perſonal noch das Répertoire berührten.

Die Rückwirkung einer zielbewußten Theaterleitung und höherer Intentionen der Darſtellungskunſt auf das Publicum iſt nach Jahresfriſt nicht zu verkennen. Allerdings iſt die Luſt an der Oper und dem heitern Genre des Schauſpiels im Allgemeinen vorherrſchend geblieben. Aber jener ſchlechte Darſtellungsſtil, der noch vor kaum länger als einem Jahre durch den jubelnden Beifall aller Ränge ſich ſelber in ſeinen Ausartungen immer mehr ſteigerte, empfindet die veränderten Richtungen und Anforderungen des Geſchmacks ſehr weſentlich. Während früher jede

Uebertreibung ihre Bewunderer oder doch Belacher fand, ist jetzt selbst die leiseste Ausschreitung über die Grenze des ästhetisch Annehmbaren der entschiedensten Rüge ausgesetzt. Während dabei andererseits früher jede „classische" Anstrengung des Theaters mit Naserümpfen begrüßt und vor leeren Bänken gemacht wurde, findet heute das gerade Gegentheil statt. Ein großer Sieg ist errungen: das Publicum hat das vollste Vertrauen zur Darstellungsfähigkeit des Personals, der gute Geschmack ist wieder vorherrschend im Parterre und das Publicum besitzt auch wieder die entschiedenste Zuversicht zu seiner eigenen Kritik, dadurch Muth und Geneigtheit dazu. Die verlorene Wechselwirkung zwischen Bühne und Raum ist wiedergewonnen; darin liegt eine Grundbedingung zu bessern Gestaltungen des Schauspielwesens.

Literatur und Kunst.

Biographie.

Ein sehr empfehlenswerthes Buch, nicht blos für den Kunstfreund, sondern überhaupt für Jeden, der seine Freude hat an der gesunden Entwickelung einer einfachen tüchtigen Natur — einer „Natur" im Goethe'schen Sinne — und der ungeschminkten, kunstlosen Darstellung dieser Entwickelung, sind die kürzlich erschienenen „Erinnerungen aus dem Leben einer Künstlerin von Agnese Schebest" (Stuttgart, Ebner und Seubert). Agnese Schebest gehörte bekanntlich im Laufe der dreißiger Jahre zu den gefeiertsten Sängerinnen der deutschen Bühne, der sie jedoch nach kurzen Triumphen untreu ward, um als Gattin des berühmten Dr. Strauß, des Verfassers des „Leben Jesu", ins Privatleben zurückzutreten. Allein ebenso bekannt ist es auch, daß diese Ehe keine glückliche war und schon nach wenigen Jahren durch gegenseitige Uebereinkunft wieder aufgelöst wurde. Wer unter diesen Umständen etwa erwarten möchte, in den vorliegenden Bekenntnissen, mit denen die ehemalige Künstlerin nun auch als Schriftstellerin auftritt, irgendwelche pikante Enthüllungen über den berühmten Theologen und sein eheliches Leben zu finden — und wie die Welt nun einmal ist, werden gewiß nicht Wenige das Buch mit dieser Erwartung in die Hand nehmen —, der wird sich freilich sehr enttäuscht fühlen. Rechnen wir das Widmungsblatt ab, mit welchem die Verfasserin das Buch „ihren geliebten Kindern Georgine und Friedrich Strauß" zuschreibt, so wird der für sie verhängnißvoll gewordene Name in dem ganzen Werke nicht einmal genannt; dasselbe reicht überhaupt nur bis zum Schluß ihrer künstlerischen Laufbahn und selbst auf das Ereigniß, durch welches die Verfasserin veranlaßt ward, von derselben zurückzutreten, wird nur in den allgemeinsten Ausdrücken hingedeutet. Für die Skandalsucht also bietet das Buch nichts, desto mehr dagegen für das Verständniß des menschlichen Herzens, von dem uns hier einzelne Regionen mit bewundernswerther Klarheit aufgedeckt werden, sowie zur Kennt-

niß der deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Theaterzuſtände vor 20 und 30 Jahren. Agneſe Schebeſt oder wie ſie urſprünglich hieß, Schebeſta, wurde 1813 zu Wien geboren, von einem böhmiſchen Vater und einer Mutter, die zwar ebenfalls aus Böhmen gebürtig, aber von deutſcher Abkunft war. Agneſe war ein Soldatenkind; der Vater, der nicht zwei Worte Deutſch ſprechen konnte, ſtand als Oberminenführer in dem öſtreichiſchen Mineurcorps. Zu einer großartigen Sprengung nach Oberitalien commandirt, verunglückte er dabei, als Agneſe kaum drei Jahre alt war. Die Witwe kehrte in ihre böhmiſche Heimat zurück und hier, unter der Aufſicht der Mutter und einer prächtigen alten Großmama verlebte Agneſe eine entbehrungsreiche, ja ärmliche, aber dennoch glückliche Jugend. Die Schilderungen, welche die Verfaſſerin uns von dieſem einfach-idylliſchen Jugendleben entwirft, ſind wahrhaft entzückend; wir kennen wenig in unſerer Literatur, was ſich dieſer ſo ganz wahren und dabei doch ſo tief poetiſchen Dorfgeſchichte vergleichen läßt. Böhmen iſt bekanntlich ein liederreiches Land und auch Agneſe verſpürte bald den Einfluß der muſikaliſchen Luft, in der ſie emporwuchs: ihre Stimme entwickelte ſich frühzeitig zu ſolcher Kraft und Schönheit, daß ſie ſchon als neunjähriges Kind an den muſikaliſchen Aufführungen in der Kirche zu Thereſienſtadt theilnahm und zwar unter dem lebhafteſten Beifall der Zuhörer. Auf das Zureden einflußreicher Gönner, die an dem aufgeweckten muntern Kinde Gefallen fanden, entſchloß die Mutter ſich, Agneſen zur Sängerin ausbilden zu laſſen. Die Schulmeiſterin des Orts war eine Schweſter des zu ſeiner Zeit als Componiſt wie namentlich als Muſiklehrer hochberühmten Chordirectors Mikſch in Dresden, gewöhnlich „der alte Mikſch" oder „Papa Mikſch" genannt: ein Original, von einigermaßen rauhem polterigen Weſen, aber eine echte Künſtlernatur, enthuſiaſtiſch und aufopfernd, beſonders wo es die Ausbildung junger mittelloſer Talente galt. „Papa Mikſch" ſelbſt war in Italien gebildet; ſeine Schule war ebenſo ſtreng wie gediegen und da die dresdener Oper damals auch übrigens reich an bedeutenden und nachahmenswerthen Talenten war (wir erinnern nur an die Schröder-Devrient, die gerade zu jener Zeit im Aufblühen ihres Ruhms ſtand), ſo konnte Agneſe ihre künſtleriſche Laufbahn gewiß unter keinen glücklichern Auſpicien antreten als an dieſem Ort und unter dieſer Leitung. Auch ſtudirte ſie mit unermüdlichem Fleiß; von allem Umgang mit der Welt abgeſchieden, lediglich dem Studium ihrer Kunſt hingegeben, verlebte ſie eine Reihe einſamer und mühevoller, dennoch köſtlicher Jahre. Auch dieſer Abſchnitt des Buchs iſt von außerordentlicher Schönheit; es iſt eine Kunſtidylle, faſt in der Art der „Conſuelo", nur daß hier jener heiße Strahl ſinnlicher Leidenſchaft fehlt, der für Conſuelo ſo verhängnißvoll wurde. Nachdem Agneſe mehre Jahre im Chor geſungen, wurde ihr endlich eine größere Rolle zutheil; es war der Benjamin in Méhul's „Joſeph und ſeine Brüder". Der Erfolg war über Erwarten günſtig, andere Rollen folgten und bald gehörte Agneſe zu den beliebteſten und beſchäftigtſten Mitgliedern der dresdener Bühne; ſelbſt als Schauſpielerin war ſie neben ihrem eigentlichen Beruf als Sängerin einige Zeit thätig. Auch die äußern Verhältniſſe der jungen Künſtlerin hatten ſich mittlerweile recht günſtig geſtaltet; das Publicum liebte ſie, der Hof zeichnete ſie aus und gewiß, wenn ſie auf die Dauer hätte in Dresden bleiben wollen, würde ſich ihr Leben hier

aufs angenehmſte geſtaltet haben. Allein als im Jahre 1832 ihr bisheriger Contract mit dem dresdener Hoftheater ablief, fühlte Agneſe ſich unwiderſtehlich von jenem Wandertrieb ergriffen, der überhaupt das Erbtheil aller Künſtlernaturen iſt; ſie ging zunächſt nach Peſth, dann nach Wien, ſpäter nach Paris, wo ſie jedoch durch ein heftiges und langwieriges Bruſtleiden an dem beabſichtigten Auftreten verhindert ward. Mit dieſen Künſtlerfahrten, welche ſie von einem Ende Deutſchlands zum andern führten, tief bis nach Rußland hinein, beginnt ein zweiter Abſchnitt des Buchs. Derſelbe iſt für die Theatergeſchichte nicht unintereſſant, ſteht jedoch an künſtleriſcher Abrundung ſowie an poetiſcher Tiefe der eigentlichen Jugendgeſchichte bei weitem nach. Das Ganze macht einen höchſt liebenswürdigen Eindruck; es iſt mit großer Offenherzigkeit geſchrieben, die doch nirgends die zarte Grenzlinie echter Weiblichkeit verletzt. Wir lernen die Verfaſſerin kennen und ſchätzen als eine Frau von ungewöhnlichem Geiſt, von ſtark ausgeprägtem Unabhängigkeitsſinn und dabei doch von kindlicher Unbefangenheit, ein reines, klares, tüchtiges Gemüth. Auch von ihrer theoretiſchen Einſicht in das Weſen der Kunſt gibt ſie einzelne ſehr anerkennenswerthe Proben; ihre Excurſe über einige ihrer frühern Lieblingsrollen, wie namentlich über den Bellini'ſchen „Romeo", durch den ſie ihren Ruf hauptſächlich begründete, ferner über Cherubini's „Medea" ꝛc., gehören zu dem Beſten, was wir in der Art beſitzen und verdienen von angehenden Künſtlern und Künſtlerinnen eifrig ſtudirt zu werden. Dem Buche iſt das Porträt der Verfaſſerin beigegeben; der claſſiſch geformte Kopf mit den ſtark ausgeprägten Zügen und dem ſchwärmeriſch tiefen Auge entſpricht dem Bilde, welches das Buch ſelbſt in der Seele des Leſers hervorruft.

Auf ein ſehr verſchiedenartiges Gebiet werden wir durch eine andere Neuigkeit geführt, die ebenfalls der biographiſchen Literatur angehört: „Dr. Friedrich Auguſt Gottlob Berndt. Eine biographiſche Skizze von Albert Berndt, königlich preußiſchem Kreisgerichtsrath" (Greifswald, Koch). „Der alte Berndt", bis vor kurzem noch der Schmuck der Univerſität Greifswald, die in ihm einen ihrer berühmteſten und verdienteſten Lehrer verloren hat, war in ſeiner Art eben ſolch ein Kernmenſch wie Papa Wilſch; auch er hat ſich gleich der Künſtlerin, deren Leben wir ſoeben betrachteten, aus Armuth und Dunkelheit emporarbeiten müſſen. Friedrich Auguſt Gottlob Berndt, geſtorben als Geheimer Medicinalrath und Profeſſor der Univerſität Greifswald, wurde 1793 in einem kleinen Dorfe der Neumark in der Nähe von Arnswalde geboren. Sein Vater war Dorfſchullehrer; damit iſt denn auch gleich geſagt, in welchen engen Verhältniſſen, unter welchen Entbehrungen und Einſchränkungen der junge Berndt emporwuchs. Trotz der ungewöhnlichen Fähigkeiten, welche derſelbe entwickelte, mußte er doch ſeiner ökonomiſchen Verhältniſſe halber auf den Beſuch einer Gelehrtenſchule verzichten; nur die Stadtſchule zu Arnswalde ſtand ihm offen und er benutzte den Aufenthalt auf derſelben, um ſich wenigſtens die erſten Anfänge des Lateiniſchen ꝛc. zueigen zu machen. Die meiſte Neigung fühlte er zur Medicin; da er jedoch bei der Armuth ſeiner Aeltern an ein wirkliches Studium derſelben nicht denken durfte, ſo trat er mit 15 Jahren bei einem Barbier in Landsberg in die Lehre. So gering die mediciniſchen Kenntniſſe auch waren, die er ſich hier erwerben konnte, ſo dienten ſie doch dazu, ſeine

Neigung immermehr zu befeſtigen und als nun auch die Liebe zu einer jungen ehrſamen Bürgerstochter das Herz des Jünglings berührte und ſeinen Ehrgeiz entzündete, ſo beſchloß er die Feſſel der Armuth und Niedrigkeit um jeden Preis zu zerbrechen und ſich, es koſte was es wolle, auf wiſſenſchaftlichem Boden ein neues höheres Daſein zu begründen. Der angehende Barbierlehrling hatte das Glück gehabt, die Aufmerkſamkeit des Generalſtabschirurgus Görke in Berlin, des Mitſchöpfers des preußiſchen Medicinalweſens auffichzuziehen. Görke hatte ihm Hoffnung gemacht, in die unter ſeiner Leitung ſtehende „Mediciniſch-chirurgiſche Akademie für das Militär", das gegenwärtige Friedrich-Wilhelm-Inſtitut, oder wie es gewöhnlich heißt, die berliner Pepinière, aufgenommen zu werden. Auf dieſe Hoffnung hin entwich Berndt ſeinem hartherzigen Brotherrn und wanderte, völlig mittellos, nur durch ſeinen Durſt nach Bildung ſowie durch die Liebe zu ſeinem Mädchen aufrechterhalten, nach Berlin, wo er auch in der That nach wohlbeſtandener Prüfung unter die Schüler der ebengenannten Anſtalt aufgenommen ward. Mit eiſernem Fleiß die Lücken ſeiner Bildung ergänzend, erwarb ſich Berndt bald die allgemeine Anerkennung ſeiner Lehrer. Insbeſondere nahm der alte Görke ſich ſeiner mit väterlicher Theilnahme an; ihm verdankte er es auch, daß er während des bald darauf ausbrechenden Kriegs verſchiedentlich zu ehrenhaften Miſſionen, namentlich bei der Einrichtung des Lazarethweſens verwandt wurde. Nach dem Frieden ſtand er einige Zeit als Compagniechirurgus bei der Artillerieabtheilung zu Torgau. Allein trotz der günſtigen Ausſichten, die ſich ihm als Militärarzt eröffneten, zog er doch die unabhängigere Stellung des Civilarztes vor; auch durfte er hoffen, auf dieſem Wege eher zur Gründung eines eigenen Hausſtandes zu gelangen. Er nahm demnach anfangs 1815 ſeinen Abſchied aus dem Militärdienſt und ließ ſich als Arzt in Landsberg nieder; wenige Wochen ſpäter vermählte er ſich mit der Geliebten ſeiner Jugend. Sein Ruf als Arzt verbreitete ſich mit ungemeiner Schnelligkeit; ſein natürlicher Scharfblick, verbunden mit der zutrauenerweckenden Energie und Geradheit ſeines Weſens, erwarben ihm bald eine große und einträgliche Praxis, beſonders ſeitdem er im Frühjahre 1816 das Stadtphyſicat zu Küſtrin angetreten hatte. Acht Jahre verweilte er in dieſer Stellung, Jahre unermüdeter Wirkſamkeit und reichſten Segens; von nah und fern kamen die Leidenden, ſeinen Rath zu erholen und noch jetzt, nach mehr als 30 Jahren, ſteht ſein Name in jener Gegend in dankbarſter Erinnerung. Da er inzwiſchen auch als Schriftſteller mit gutem Erfolge aufgetreten war, namentlich mit gediegenen Beobachtungen über das Scharlachfieber, ſo gelangte im Laufe des Jahres 1823 eine Aufforderung an ihn, die Stelle als kliniſcher Lehrer an der Univerſität zu Greifswald zu übernehmen. Oſtern 1824 folgte er dem Rufe. Was er von da an bis zu ſeinem Tode am 17. December 1854, alſo in mehr denn dreißigjähriger raſtloſer Thätigkeit für die Medicin im Allgemeinen, namentlich aber für die Univerſität Greifswald geleiſtet hat, die in ihm den wahren Wiederherſteller ihrer mediciniſchen Studien verehrt, das iſt in den Jahrbüchern der Wiſſenſchaft verzeichnet und auch das Jubelfeſt der Univerſität, das kürzlich in Greifswald gefeiert ward, hat davon Zeugniß gegeben. Berndt war nicht blos ein geborener Arzt von divinatoriſchem Scharfblick, raſch zugreifend ohne Uebereilung, beſtimmt und feſt in ſeinen Anordnungen, ohne Eigenſinn: ſon-

dern er war auch ein geborener Lehrer und auch in dieſer letztern Hinſicht hat er ſich unſchätzbare und unvergeßliche Verdienſte erworben. Es war etwas in ihm von dem Blute des alten Heim; gleich ihm gehörte auch Berndt keinem Syſtem, keiner Schule an, ſondern huldigte allein der Natur und der Erfahrung. Zu ſeiner nähern Charakteriſtik, ſowol als Menſch wie als Lehrer, mögen hier zwei Anekdoten Platz finden, die wir dem obengenannten Buch entnehmen. Ueberall den Kern der Dinge ins Auge faſſend, gab Berndt auf das Nebenſächliche außerordentlich wenig; auch die gelehrte Schnurrpfeiferei des Lateiniſchſprechens- und -Schreibens hatte in ſeinen Augen nur einen ſehr untergeordneten Werth; wenn nur die Krankengeſchichte richtig war, welche der Practicant ihm vortrug, ſo gab er die Claſſicität des Stils gern preis. So quälte ſich einestags ein Candidat mit der Conſtruction und konnte den ſogenannten accusativus cum infinitivo nicht kleinkriegen; da unterbrach ihn Berndt mit den Worten: „Domine, ſagen Sie puto ut, das verſtehen wir beſſer.“ Wo er dagegen geiſtige Beſchränktheit, verbunden mit Unfleiß und Nachläſſigkeit fand, da konnte er auch hart werden bis zur Unduldſamkeit. Auch davon erzählt ſein Biograph (beiläufig bemerkt, der einzige überlebende Sohn des Verewigten) ein charakteriſtiſches Geſchichtchen. Einſt hatte einer der Studioſen in der Klinik das Krankenexamen einer Frau zu machen, die über einen heftigen Schmerz in einer gewiſſen Gegend des Unterleibs klagte, für den Sachverſtändigen ein ſicheres Zeichen von Entzündung oder entzündlicher Reizung. Nach vollendetem Examen fragte Berndt den Studioſen um ſeine Meinung, woher der Schmerz wol rühre. Der Studioſus, ein treuherziger Weſtfale, der aber das Pulver wol allerdings nicht erfunden hatte, antwortete in dem eigenthümlich breiten zerrenden Dialekt ſeiner Heimat: „Das mögen wol Würmer ſein, Hr. Geheimerath.“ Berndt ſtieß ärgerlich mit dem Stock auf, drehte ſich um, ging kurzen Schrittes in ein anderes Zimmer und rief: „Selbſt ein Wurm!“ Solcher charakteriſtiſchen Mittheilungen, namentlich aus Tagebüchern und Briefen des Verewigten, enthält das in Rede ſtehende Buch noch mehr und wird daſſelbe dadurch für Alle, die dem alten Berndt irgendeinmal perſönlich nahegekommen oder die auch nur in der Lage ſind, ſein wiſſenſchaftliches Verdienſt zu würdigen, zu einer höchſt anregenden und unterhaltenden Lectüre. Freilich möchte das reichhaltige Material, welches uns darin geboten wird, vielleicht noch einer wirkſamern Verarbeitung fähig geweſen ſein, wenn es in die Hände eines Sachverſtändigen und Fachgenoſſen gekommen wäre und auch die ſtiliſtiſche Seite des Buchs gibt von dem ſchriftſtelleriſchen Talent des Verfaſſers nicht eben die glänzendſten Begriffe. Doch bezeichnet er ſelbſt ja es im Eingang nur als eine Gabe der Pietät, ein Werk, das an ſich keinen Werth in Anſpruch nimmt, ſondern nur das Andenken an einen bedeutenden und verdienten Mann lebendig erhalten will — und einem ſolchen Werk gegenüber geziemt es denn wol auch der Kritik, etwas von der Strenge ihrer Foderungen nachzulaſſen. ss.

Correspondenz.

Aus Paris.

Ende December 1856.

K. S. Mein heutiger Bericht wird die Geduld Ihrer Leser nicht lange in Anspruch nehmen. Denn wenn man auch den deutschen Weihnachtsabend mit seinem Tannenbaum, seinen brennenden Lichtern, seinem Kinderjubel hier nicht kennt, so wird dafür der Jahreswechsel um so geräuschvoller und lustiger gefeiert; Jedermann eilt, seine Etrennes einzukaufen, die hier in großem Umfang ausgetauscht werden, die Gewölbe können die Scharen der Besucher kaum fassen, aus allen Kaffeehäusern tönt Jubel und Lachen, Bälle und Concerte drängen sich — kurz, diese letzten Tage des Jahres gehören allein der Freude, dem Luxus, der Zerstreuung, die Politik feiert, die Börse ruht sich aus, Jeder, der Reichste wie der Aermste, schnappt nach ein paar freien Athemzügen. Selbst die Neuenburger Frage, die hier ein ganz ungemeines Interesse erregt, hat unter diesen Umständen einigermaßen zurücktreten müssen. Für die Regierung ist dies recht vortheilhaft: denn bisjetzt hat die Politik, die sie in dieser Angelegenheit zu befolgen scheint, im hiesigen Publicum nur sehr geringen Anklang gefunden. Namentlich hat die bekannte Note im „Moniteur" großes Kopfschütteln hervorgerufen; selbst Männer, die sonst mit der Regierung gehen soweit irgend möglich, gestehen doch zu, daß diese Note ein grober Misgriff gewesen. Auch lenkt die Regierung selbst, wie es scheint, auf dem eingeschlagenen Weg wieder um; sie ist vermuthlich dahintergekommen, welchen Schaden es ihr in den Augen der Welt thun und welche geringen Begriffe es von ihrer staatsmännischen Einsicht erwecken müßte, wenn die politische Richtung Frankreichs von einer persönlichen Rancune bestimmt und eine Frage, die selbst die militärische Sicherheit des Landes angeht, lediglich nach den Regeln der Courtoisie entschieden werden sollte. Das Nationalgefühl der Franzosen ist bekanntlich sehr empfindlich; es fühlt sich verletzt, wo es zur Unterdrückung eines andern Volks die Hand bieten soll; das Verhalten Frankreichs beim Sonderbundskriege von 1846 oder bei der Expedition nach Rom ist hier noch unvergessen und mit Scham und Unwillen denkt man an die Möglichkeit, daß ähnliche Ereignisse wiederkehren könnten. Rechnen Sie dazu den sehr verschiedenen Grad von Popularität, dessen die beiden streitenden Parteien sich hier erfreuen, sowie die Ungleichheit ihrer Kräfte, dies Letztere ein Umstand, welcher für den erregbaren Sinn der Franzosen, der sich allemal gern auf die Seite des Schwächern stellt, allein schon entscheidend ist; erwägen Sie endlich, daß es sich dabei zugleich um eine Anerkennung jener wiener Verträge handelt, die hier so gründlich gehaßt sind — und Sie werden es begreifen, falls Ludwig Napoleon wenigstens nachträglich dazu kommen sollte, sich der Verpflichtungen zu erinnern, welche nach der Meinung des hiesigen Publicums gerade er, der Bürger von Thurgau, der beschützte Flüchtling, der Schweiz schuldig ist.

In der literarischen Welt von Paris gruppirte sich die Discussion und Gedankenbewegung der letzten Wochen dieses Jahres um zwei scheinbar ganz unbedeutende Begebenheiten, um Ponsard's akademische Antrittsrede und um

den Verkauf der „Presse". Ponsard gehört zu den glücklichen Menschen, die, obgleich talentlos, mit jedem Schritte ihres Lebens Epoche machen. Seine Rede hat Bedeutung, weil sie beweist, welche überlebte Absurditäten noch zu den akademischen Wahrheiten gehören. Seine Kraft besteht aber in der naiven Ueberzeugung, mit welcher er dieselben vortrug, während Nisard in seiner Antwort den Zweifel und das böse Gewissen verrieth und dadurch den Eindruck der Schwäche, ja der Erbärmlichkeit gemacht hat. Der Bruch zwischen der lebendigen Literatur und der Akademie ist durch diese Acte erweitert und eine Menge Fragen, die man schon für beseitigt hielt, sind wieder angeregt worden. Siehe da, es fanden sich Vertheidiger für die drei Einheiten und die classische Allongenperücke kommt durch den Gegensatz des Dumas'schen Struwwelkopfes zu Ehren. Freilich: wenn man in der Nähe betrachtet, zu was für Spukgestalten Shakspeare's erhabener Genius die französischen Romantiker begeistert hat, dann möchte man bei diesem Streite mit dem Vezier ausrufen: „Was liegt mir daran, ob das Schwein den Hund oder der Hund das Schwein frißt!"

An Salvandy's Stelle muß nun, der alternirenden Reihenfolge gemäß, irgendein vornehmer Herr kommen, der einmal vorzeiten eine schon bei ihrem Entstehen vergessene Broschüre geschrieben hat. Die Akademie der schönen Künste wird mit der Wahl Eugène Delacroix' (an Paul Delaroche's Stelle) dem Zeitgeist eine Concession machen, wie ihn die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften mit der Ernennung E. Renan's (den wir früher schon besprochen) an Augustin Thierry's Stelle gemacht hat. Der Verkauf der „Presse" an Zöllner und Sünder hat erst durch Girardin's Rechtfertigung (vgl. seinen vertrauten Brief in der „Presse belge") die entsprechende Würdigung erhalten. Girardin thut nichts halb und wenn in seinem Schritte etwas von Verrath an der Partei liegt, so drücken die durchsichtigen Trugschlüsse seines Briefes den Stempel darauf. Ist der Journalismus wirklich todt, weil er zum „Métier" geworden? Und hört seit dem Unterschriftengesetze wirklich der Parteicharakter der Journale gänzlich auf? Girardin überschätzt die Wichtigkeit dieser Unterschriften und unterschätzt den Werth des Journalismus, der, wenn auch keine politische Macht mehr, doch noch ein unentbehrliches Lebenselement, gleichsam eine Art socialer Naturkraft ist. Wollte Girardin auf das Athmen verzichten, weil die Luft in Paris nicht rein ist, oder auf das Wassertrinken, weil die Quellen Schlamm mitsichführen? Hat Girardin die „Presse" verkauft, weil der Journalismus todt ist oder ist der Journalismus todt, weil Girardin die „Presse" verkauft hat?

Notizen.

Berlin hat zwei seiner Kunstberühmtheiten aus älterer Zeit eingebüßt: in Rom starb der Maler Franz Catel, ein geborener Berliner, auch Mitglied der dortigen Akademie der Künste, in Berlin selbst aber der ehemalige Opernsänger Stümer (geb. 1788). Letzterer, ein Schüler Zelter's und

Righini's, war längere Zeit eine der glänzendſten Zierden der berliner Oper, beſonders im claſſiſchen Geſange, für den er auch nach ſeinem Anfangs der dreißiger Jahre erfolgten Rücktritt von der Bühne durch kunſtmäßige Heranbildung jüngerer Talente thätig blieb. Franz Catel war 1778 geboren; ſeine erſten Kunſtſtudien machte er in ſeiner Vaterſtadt. Anfangs beſonders als Zeichner thätig, lieferte er zahlreiche Illuſtrationen zu Taſchenbüchern und ähnlichen Werken; am berühmteſten darunter ſind ſeine Zeichnungen zu der Vieweg'ſchen Prachtausgabe von Goethe's „Hermann und Dorothea" von 1799. Später verſuchte er ſich auch in getuſchten Zeichnungen ſowie als Aquarellmaler, der Oelmalerei aber widmete er ſich erſt 1807, während eines Aufenthalts in Paris, das damals durch die Eroberungszüge Napoleon's die wahre hohe Schule der bildenden Künſte geworden war. Zwei Jahre ſpäter ging er nach Rom, wo er, angeregt durch die Einwirkungen der Carſtens'ſchen Schule, ſich nun ganz der Malerei hingab. Während der beinahe 50 Jahre, die er hier verweilte — denn mit Ausnahme einer größern Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und England, die er 1840 unternahm, hat er Rom und Italien bis an ſeinen Tod nicht wieder verlaſſen, lebte er ſich aufs tiefſte ein, ſowol in den eigenthümlichen Charakter der italieniſchen Landſchaft als auch in die Sitten und Gebräuche der Bewohner; beide hat er in zahlreichen, über ganz Europa verbreiteten Bildern mit großer Treue und Anmuth dargeſtellt. Daneben lieferte er auch einzelne größere Compoſitionen, theils hiſtoriſchen, theils religiöſen Inhalts, unter denen namentlich die letztern geſchätzt werden. Von dem bedeutenden Vermögen, das er ſich durch ſein Talent erworben, hat er einen höchſt würdigen Gebrauch gemacht; daſſelbe iſt nämlich der Hauptſache nach zu einer Stiftung beſtimmt, aus der jüngere, in Rom verweilende Künſtler, Deutſche ſowol wie Italiener, unterſtützt werden ſollen. — In Leipzig ſtarb der durch verſchiedene wiſſenſchaftliche und populäre Schriften rühmlichſt bekannte Mathematiker und Aſtronom Dr. Guſtav Adolf Jahn, in Tübingen Profeſſor Albert Schwegler, geboren 1819, der Mitbegründer der ehemaligen „Jahrbücher der Gegenwart" (1843—48). Ein Schüler Baur's, widmete er ſich anfangs der hiſtoriſchen Theologie, in der er ſich durch ſeine „Unterſuchungen über den Montanismus" (1841) und „Das nachapoſtoliſche Zeitalter" einen geachteten Namen erwarb. Später beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit Philoſophie und Geſchichte; in erſterer Hinſicht verdient ſein Abriß der „Geſchichte der Philoſophie" (1848) ſowie ſeine Ausgabe der Ariſtoteliſchen „Metaphyſik" (4 Bde., 1847—48), in letzterer namentlich ſeine „Römiſche Geſchichte" (Bd. 1 und 2, 1853—54) hervorgehoben zu werden. — Aus Breslau wird der Tod des Profeſſors der katholiſchen Theologie, Domherrn Joſeph Ignaz Ritter (geboren 1787 in der Nähe von Grüneberg in Schleſien) gemeldet. Seine wiſſenſchaftliche Ausbildung erwarb der Verſtorbene ſich in Breslau und Berlin. 1825 zum Profeſſor der Kirchengeſchichte in Bonn berufen, wo er ſich der Hermes'ſchen Schule anſchloß, ſiedelte er 1830 in gleicher Eigenſchaft nach Breslau über. Im größern Publicum wurde ſein Name beſonders bei Gelegenheit der erzbiſchöflichen Wirren, wo er Partei gegen die Regierung ergriff, genannt; wiſſenſchaftlich hat er ſich durch verſchiedene theils hiſtoriſche, theils exegetiſche Schriften bekannt gemacht, unter denen ſein „Handbuch der Kirchengeſchichte" (3 Bände

zuerst 1826—35; die fünfte Auflage erschien 1854) wol als sein Hauptwerk zu betrachten ist.

Der deutschen Memoirenliteratur stehen neuerdings einige schätzenswerthe Bereicherungen in Aussicht. Joseph von Hammer-Purgstall hat ausführliche Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche demnächst in die Oeffentlichkeit gelangen werden; die Memoiren des bekannten preußischen Generals von Reiche sollen in zwei Bänden erscheinen; W. von Lüdemann ist mit einer Biographie Leopold Schefer's als Zugabe zu dessen „Gesammelten Schriften" (Berlin, Veit) beschäftigt, zu welcher der Dichter selbst ihm das Material geliefert hat und auch der bekannte Heldenspieler Rott in Berlin soll Erinnerungen an seine künstlerische Laufbahn unter der Feder haben.

Von den „Sagen und Bilder aus Westfalen. Gesammelt und herausgegeben von Gisbert Freiherrn Vincke" (Hamm, Grote) ist soeben die zweite vermehrte Auflage erschienen: ein erfreulicher Beweis für den Anklang, welchen die Sammlung sowol bei den Freunden der Poesie als der vaterländischen Geschichte gefunden hat. Und in der That finden beide darin eine reiche Ausbeute; kaum eine andere deutsche Landschaft ist von Geschichte und Sage so verherrlicht wie die rothe Erde Westfalens, noch ist ein zweiter Volksstamm so reich an bedeutenden und mannhaften Charakteren wie diese Nachkommen der alten Sachsen und ist daraus auch die Vorliebe erklärlich, mit der unsere Dichter, von Klopstock angefangen, sich hier ihre Stoffe aufgesucht haben. Das Buch ist überdies sehr zierlich ausgestattet und so wird es denn ohne Zweifel auch in dieser neuen Gestalt eine wachsende Verbreitung finden.

Mosenthal in Wien hat ein neues Stück „Moderne Rache" vollendet. Auch von Wilhelm Jordan, der in Frankfurt a. M. den Sophokles in einer von ihm selbst verfertigten Uebertragung vorliest, steht eine neue dramatische Arbeit in Aussicht; dieselbe führt den Titel „Der falsche Fürst". Der schon vor einigen Monaten versandte „Graf Dronte" desselben Verfassers ist bisjetzt nirgends zur Aufführung gelangt. Von Emil Palleske wurde soeben ein „Oliver Cromwell" (Berlin, F. Duncker) veröffentlicht. Robert Giesecke soll ein neues Lustspiel, L. Kalisch in Berlin, der glückliche Bearbeiter des „Actienbudiker", eine neue Posse vollendet haben; letztere wird demnächst auf dem Königsstädtischen Theater zu Berlin zur Aufführung kommen. An neuen Stücken also fehlt es diesen Winter nicht; möge der Erfolg nur überall der erwartete sein.

Die unter dem Namen „Malkasten" bekannte Künstlergesellschaft in Düsseldorf, die Hauptrepräsentantin des berühmten düsseldorfer Carnevalhumors, geht mit dem Plane um, ein eigenes großartiges Gebäude zu errichten, das theils zu ihren festlichen Zusammenkünften, theils auch als Ausstellungslocal für die Mitglieder des Vereins dienen soll. Die Kosten des Gebäudes, die auf 40,000 Thlr. veranschlagt sind, sollen in der Art zusammengebracht werden, daß jedes Mitglied des Vereins ein Gemälde liefert, dessen Ertrag in die Baukasse fließt.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

F. von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" in dritter wohlfeiler Auflage.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen
und ihrer Zeit.

Von **Friedrich von Raumer.**

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr.

Erster und zweiter Halbband. 8. Geh.

Die Verlagshandlung hat bei dieser **dritten Auflage** von Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" den **Preis um ein Bedeutendes gegen früher ermäßigt** — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. —, in der Absicht, das berühmte, der allgemeinsten Verbreitung würdige Werk dadurch immer weitern Kreisen des deutschen Volks zugänglich zu machen und in dieser **wohlfeilen Volksausgabe** möglichst viel in den Privatbesitz gelangen zu lassen. Um die Anschaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, erscheint diese dritte Auflage in 12 Halbbänden zu 15 Ngr., die in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden.

Der **erste und zweite Halbband** ist in allen Buchhandlungen zu erhalten, woselbst Unterzeichnungen angenommen werden.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 4.** 22. Januar 1857.

Inhalt: Neueſte populäre Bearbeitungen der griechiſchen Mythologie. III. — Juſtus Möſer. — Literatur und Kunſt. Naturwiſſenſchaften. („Aus der Natur", 9. Band; Büchner und Kirſch, „Schwammkunde"; Stangenberger, „Naturgeſchichte für die Volksſchule".) — Die Dürer'ſchen Holzſchnitte. („Albrecht Dürer-Album.") — Correſpondenz. (Aus Weſtfalen. — Aus Baden.) — Notizen. — Anzeigen.

Neueſte populäre Bearbeitungen der griechiſchen Mythologie.

III.

Unter den von der Weidmann'ſchen Buchhandlung herausgegebenen Handbüchern, die beſtimmt ſind, das Verſtändniß des claſſiſchen Alterthums in weitern Kreiſen zu verbreiten, befindet ſich wie natürlich auch eine griechiſche und römiſche Mythologie. Wenn die letztere, obwol höchſt wünſchenswerth, nicht gerade unumgänglich nothwendig iſt zum Verſtändniß des römiſchen Alterthums, ſo iſt die erſtere für das des griechiſchen ganz unentbehrlich. Denn kein Geiſtesproduct dieſes geiſtreichſten Volks iſt ſo charakteriſtiſch für ſein ganzes geiſtiges Leben und Schaffen als die Geſtaltung ſeiner religiöſen Ideen. Das „Handbuch der griechiſchen Mythologie", das bereits erſchienen iſt, hat zum Verfaſſer Hrn. Hofrath L. Preller in Weimar: einen Gelehrten, der durch zahlreiche höchſt gediegene Forſchungen ſich um verſchiedene Theile der Alterthumswiſſenſchaft große und allgemein anerkannte Verdienſte erworben und namentlich auch ſeine Befähigung zur Behandlung der griechiſchen Mythologie in ſeinem Buch über Demeter und Perſephone (1837) glänzend bewährt hat: einem Buche, das um ſo größere Hoffnungen erwecken mußte, als man erwarten konnte, daß der damals noch junge Verfaſſer manche darin enthaltene, gewagte und kaum zu begründende Anſichten ſpäter modificiren werde.

Der Herr Verfaſſer hat an die Spitze ſeines Buchs den Satz geſtellt, daß die griechiſche Religion eine Naturreligion ſei; es iſt alſo für alle Diejenigen, die (wie Referent) dies auch nach Durchleſung ſeines Buchs nicht einzuſehen vermögen, nicht möglich, ſeiner Auffaſſung in Großen und Ganzen zu folgen: was jedoch nicht hindert, daß ſie im Einzelnen mannichfaltige Belehrung und Anregung finden. Wie ſchwierig die Frage über die eigentliche Natur der griechiſchen Religion zu beantworten iſt, zeigt der ſeit Jahrtauſenden darüber fortgeſetzte Streit. Daß die Ueberreſte der griechiſchen Literatur und Kunſt nicht ausreichen, ihn zu entſcheiden, iſt klar. Von den Kunſtdarſtellungen geben die Anhänger der Naturreligion im Ganzen zu, daß in ihnen keine Spuren des Syſtems enthalten ſeien, das ſie zugrunde legen. Daß die Spuren, die ſie in der literariſchen Ueberlieferung finden, keineswegs zweifellos ſind, geht daraus hervor, daß von jeher die Anhänger der entgegengeſetzten Richtung ihre Anſichten aus derſelben Literatur geſchöpft haben. Wir nennen hier nur die Namen dreier Forſcher, die in allſeitiger Durchdringung der griechiſchen Literatur nicht leicht übertroffen werden können: J. H. Voß, Lobeck und Lehrs; alle Drei halten die griechiſche Religion für nichts weniger als eine Naturreligion.

Jedoch Hr. Preller bringt ein neues Moment hinzu, die Anſchauung der griechiſchen Landesnatur. Eine wenngleich kurze Reiſe in Griechenland, ſagt er in der Vorrede, habe ihn über ſo manches die Natur und die allgemeinen geſchichtlichen Bedingungen des Landes Betreffende belehrt, was ſich auf der Studirſtube bei dem beſten Willen nun einmal nicht ergründen läßt. Auch wir ſind der Meinung, daß Anſchauungen von großem Werth für Belebung und Berichtigung der aus Studien gewonnenen Begriffe ſind und daß die ſeit kurzer Zeit von deutſchen Gelehrten nach den claſſiſchen Ländern wiederholt gemachten Reiſen ſehr ſegensreich auf die Alterthumswiſſenſchaft gewirkt haben. Aber in Preller's Buch finden wir durchaus keine ſolchen Anſchauungen, denen wir einen modificirenden Einfluß auf unſere bisherigen Anſichten zugeſtehen könnten. Was der Verfaſſer uns in dieſer Beziehung mittheilt, glauben wir ſchon gewußt zu haben, und ſehen jetzt ſo wenig als früher die Nothwendigkeit, die Conſequenzen daraus zu ziehen, die er daraus zieht. Wir wußten ſchon, daß die tiefern Thäler und Inſeln in Griechenland ganz beſonders den Wirkungen der Sonne und im Sommer des Sonnenbrandes ausgeſetzt ſind, der die ſchnell gereifte Blüte des Jahres ebenſo ſchnell wieder zerſtört: aber wir erkennen auch jetzt noch nicht, daß er dadurch die religiöſe Empfindung zu entſprechenden Allegorien ſtimmte. Wir glauben immer noch nicht, daß die Griechen des Anblicks gen Himmel ragender Berge bedurften, um die Vorſtellung thronender Götter zu faſſen, die von dieſen Gipfeln Wolken ſammeln und Blitze

ſchleudern. Hr. Preller wird doch nicht behaupten, daß der Anblick dieſer Natur zur Erkenntniß der Mythen unumgänglich nothwendig iſt und daß die Autopſie eine magiſche Gewalt auf den Geiſt übt, während dieſe Gewalt bei dem Bericht des Eindrucks ausbleibt, auch wenn er ſo lebhaft und anſchaulich iſt wie der ſeinige? Unſere Ueberzeugung ruht auf einem Grunde, den alle Reiſen in Griechenland uns nicht entziehen können. Wir halten die Griechen für ein viel zu geiſtreiches Volk, als daß ihr Götterglaube jemals ein ſo eng begrenzter, ſo unentwickelter hätte ſein können, daß er jemals an Dem haften geblieben wäre, was mit Augen zu ſehen, was mit Händen zu greifen war. Auch war die Natur in Griechenland kein ſo wichtiger Factor der Exiſtenz, daß ihren Erſcheinungen und Wirkungen gegenüber alles Uebrige verſchwindend klein geweſen wäre, wie allerdings am Indus und am Nil. Endlich, und dies iſt die Hauptſache, müßten wir von einer Naturreligion ganz andere und unzweifelhafte Spuren in der Poeſie und Literatur finden als man uns nachweiſt, und zwar in der älteſten Zeit gerade am meiſten. Wie es nun aber mit unſerer älteſten und reinſten Quelle, mit Homer ſteht, das iſt ja bekannt. Er berichtet die Götterſagen offenbar, ohne ihre angeblichen tiefern Beziehungen auf die Natur auch nur zu ahnen: und die Anhänger der urſprünglichen Naturreligion ſagen uns, das Verſtändniß für die Bedeutung jener paradoxen Allegorien ſei damals ſehr verſchwunden geweſen. Aber wie konnte es in ſo früher Zeit ſchon verſchwinden? Hatte denn die Homeriſche Zeit nicht dieſelbe Natur vor Augen, die unſern Mythologen ſo überraſchende Aufſchlüſſe gibt? Und doch errieth Homer von dem Sinn der Sagen kein Wort, die ſich auf dieſe Natur bezogen? Dies allein nöthigt uns ſchon zu der Annahme, daß die Zeit der Naturreligion uns ſo fern liegt, daß kein Blick mehr in die Nacht jener Vergangenheit dringen kann. Es iſt müßig, weil es unmöglich iſt, ſich die religiöſen Vorſtellungen der Griechen zu conſtruiren, die ſie von ihrer Heimat am Himaläja mitgebracht haben mögen: von der Zeit an, wo wir ſie kennen, hat ihre Religion mit der indiſchen nichts mehr gemein. Alte räthſelhafte Localculte, vieldeutige Beinamen der Götter und vereinzelte undeutliche Aeußerungen von Schriftſtellern und Dichtern reichen nicht hin, den allgemeinen Eindruck zu beeinträchtigen, den die griechiſche Literatur im Großen und Ganzen in der Zeit macht, wo ſie noch von orientaliſchen Einflüſſen und von myſtiſchen Speculationen im Weſentlichen nicht inficirt iſt. Dieſer allgemeine Eindruck geht dahin, daß die griechiſche Religion eine aus ethiſchen Ideen hervorgegangene, keine Naturverehrung geweſen iſt. Wer dies in Abrede ſtellt, iſt genöthigt, den ſpäten und ſpäteſten Schriften dieſelbe Autorität beizulegen wie den älteſten; und dieſe Durcheinandermiſchung der Quellen ohne Rück-

sicht auf ihr Zeitalter und die Einflüsse, die ihre Entstehung bedingen, ist die Hauptschwäche von Preller's Buch. Es ist nicht genug, daß etwas zu irgendeiner Zeit geglaubt oder vielleicht gar nur gesagt worden ist, um daraus zu schließen, daß es ein Glaubenssatz der griechischen Religion gewesen. Eine Darstellung der griechischen Religion kann nicht eher auf sicherm Grunde fußen, als bis ihre historische Entwickelung mit einiger Sicherheit erkannt ist, als bis wir wissen, wann und unter welchen Bedingungen die unzähligen Metamorphosen in der Auffassung und Gestaltung der religiösen Ideen eingetreten sind, die überall die Erkenntniß der Urgestalten so sehr erschweren. Solange dies nicht geschehen ist — und es ist bisher nur auf einzelnen Punkten versucht worden — sind wir bei jedem Schritt in Gefahr, Zufälliges für Wesentliches, Entstelltes für Ursprüngliches, Deuteleien für wahren Inhalt anzusehen. Wir sind kaum in einer viel bessern Lage als Jemand, der die Urform der christlichen Religion aus verworrenen Notizen über die Auffassungen aller christlichen und halbchristlichen Sekten von den Manichäern bis zu den Mormonen ermitteln wollte, ohne zu wissen, welcher Zeit und welcher Culturperiode die verschiedenen Glaubensformen angehören.

Wenn also Preller's Mythologie (abgesehen von jenen Ansprüchen an „die Mythologie der Zukunft") im Ganzen nur einen Theil der Alterthumsforscher und Alterthumsfreunde befriedigen kann (wir setzen hinzu, daß gegenwärtig sogar die Majorität in den Grundprincipien mit ihm einverstanden sein dürfte): so werden ihm doch auch die Gegner der Naturreligion für vieles Fördernde und Belehrende dankbar sein müssen. Denn nachdem Preller die Bedeutung jeder Gottheit entwickelt hat, die er für die älteste und ursprünglichste hält, läßt er überall die Umgestaltung der physischen Vorstellung zur ethischen folgen; und diese, welche unserer Meinung nach in den meisten Fällen die Grundidee ist, hat er oft sehr schön, lebendig und anschaulich entwickelt. Der große Reichthum an Material, das hier zur Erkenntniß der Mythen gesammelt ist, muß auch Dem willkommen sein, der eine schärfere Sichtung und eine andere Verarbeitung dieses Stoffes fodert. Aus der Fülle einer Belesenheit, die sich über die ganze alte Literatur erstreckt, werden dem Leser überall die oft hinreißend schönen Schilderungen der alten Dichter dargeboten, und zugleich erhält er überall eine sehr zweckmäßige Uebersicht über die Gestaltung, welche die Götterideale durch die bildende Kunst erhielten.

Daß jene ferne Zeit, in der die griechische Religion sich bildete, neben den ethischen Mächten auch die Mächte der Natur verehrt, daß sie auch ihre Erscheinungen und Wirkungen, heilbringende wie verderbliche, göttlichem Willen zugeschrieben habe, das fällt Niemanden ein zu leugnen. Zwar hat sie nicht die Erscheinungen der Natur als Götter angebetet,

weder das Meer, noch die Sonne oder die Sterne, wie andere, beſonders orientaliſche Völker gethan haben: ſondern hier den perſönlichen Gott, der die Erde mit mächtigen Armen umfaßt hält und, wenn er zürnt, erſchüttert; dort den gleichfalls perſönlichen Gott, der auf goldenem Viergeſpann leuchtend am Firmament dahinfährt. Aber daß ihre Erkenntniß des Göttlichen jemals in ſo enge Schranken gebannt geweſen iſt, daß ſie außerhalb der Natur keine Götter kannten und erſt bei fortgeſchrittenerm Bewußtſein den alten Naturmächten auch Antheil am ſittlichen Leben beilegten: das kann man wol behaupten, aber nicht beweiſen. Wir unſererſeits ſehen in Allem, was dafür angeführt wird, keine zwingenden Gründe. Wenn Homer den „uralten heiligen Vater", der mit gelaſſener Hand aus rollenden Wolken ſegnende Blitze über die Erde ſäet, den „Wolkenſammler", den „im Aether Wohnenden" nennt: ſo ſieht Preller darin Andeutungen, daß „Zeus ſelbſt das Aetheriſche und der Himmel in ſeiner höchſten elementariſchen Kraft und Bedeutung iſt". Er führt einen Vers des Ennius an: „Schau dies glänzende Gewölbe, das Alle Jupiter nennen." Aber was beweiſt die Anſchauung des einer materialiſtiſchen Richtung der griechiſchen Philoſophie zugethanen Römers für die griechiſche Religion? Beſſer wäre es geweſen, ſich einer Aeußerung zu erinnern, die Herodot über die Religion der Perſer thut. „Die Perſer", ſagt er, „machen weder Altäre, noch Tempel, noch Bilder von Göttern und halten Alle für Thoren, die Solches thun, weil ſie, wie mir ſcheint, die Götter nicht in Menſchengeſtalt ſich vorſtellen wie die Hellenen. Sie halten für Recht, dem Zeus auf den höchſten Gipfeln der Berge Opfer zu bringen, indem ſie den ganzen Umkreis des Himmels Zeus nennen; ſie opfern aber der Sonne und dem Mond und der Erde und dem Feuer und den Waſſern." Alſo Herodot wenigſtens fand die Identificirung des Himmels mit dem höchſten Gott ungriechiſch.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß, wenn Zeus für den Himmel gehalten wird, Here die Luft, Hephäſtos das Feuer bedeutet. Ares iſt der durch Sturm und Ungewitter aufgeregte Himmel, Athene der blaue Himmel, Aphrodite der nächtliche Sternhimmel. Man ſollte glauben der Mythus, der Athene zur Tochter des Zeus und der Metis, d. h. des Verſtandes oder des Raths macht, bezeichne ſie deutlich als eine Göttin von geiſtiger, nicht phyſiſcher Natur. Aber Preller erklärt: „Metis iſt der Geiſt, welcher über dem Waſſer ſchwebt, vom Himmel emporgehoben, deſſen Bauch füllt und endlich als dichtes Gewölk unter Stürmen und Blitzen die Göttin des klaren Himmels gebiert" (d. h. Athene). Hiergegen wollen wir nur Zweierlei einwenden: erſtens daß Metis niemals Geiſt bedeutet, ſondern wie geſagt, Verſtand und Rath, und zweitens, daß der über den Waſſern ſchwebende Geiſt eine orientaliſche Vorſtellung iſt, von der wir bei den Griechen keine Spur finden.

Wenn diese Allegorien vollends ins Einzelne ausgeführt werden, so können wir uns eines komischen Eindrucks nicht erwehren. Die Lahmheit des Hephästos bedeutet nach Preller vermuthlich „die dünne scheinige (?), wackelnde und flackernde Natur der Flamme". Da Apollo ein Lichtgott ist, bedeutet die Apollinische Musik „eigentlich eine Strömung klingender Lichtwellen, welche die freudige Stimmung der wiederkehrenden Helle und Wärme in alle Natur, am schönsten in die menschliche Brust ausgießen". Wenn die alten Griechen solche Vorstellungen gehabt haben, die der romantischen Poesie des 19. Jahrhunderts Ehre machen und einigermaßen an das „kühlende Feuer der duftenden Blume" bei Friedrich Schlegel erinnern: so müssen wir bedauern, daß sie uns nirgends die leiseste Andeutung zum Verständniß dieser sinnreichen Allegorie hinterlassen haben. Tausend mal sprechen sie von der Lyra des Apoll, aber nie fällt es ihnen ein zu sagen, daß sie Lichtwellen bedeutet. Ebenso wenig haben sie sich daran erinnert, wenn sie Kessel auf drei Füßen stellten und Feuer darunter anzündeten (was zwar auch sonst vielfach, namentlich aber in Apollotempeln geschah): „daß diese über Feuer gestellten Kessel «ohne Zweifel» auf die feurige Natur des Gottes hinweisen, vielleicht aber auch durch die bedeutungsvolle Dreizahl der Stützen auf die durch alle drei Gebiete des Naturlebens ausgedehnte Macht Apollo's". Mit Vergnügen liest man bei Preller die treffliche Schilderung, die er nach Homer von Ares, dem Gott des wüsten hin- und herwogenden Kampfes gibt. „Er ist ganz in Waffen gehüllt, besonders durch den breiten Gurt (worin die kleinern Waffen steckten) ausgezeichnet, aber auch durch schimmernden Helm mit wallendem Helmbusch, die geschwungene schilddurchbohrende Lanze, den gewaltigen stierledernen Schild. Dabei ist er schön und stattlich, ein frischer Held, außerordentlich schnell und behende, sehr stark und hitzig, von riesiger Größe. In der Schlacht ergreift ihn wilde Wuth, die aus seinen Augen mit furchtbarer Wirkung hervorleuchtet. Er schreit entsetzlich, tobt wie ein wildes Roß und haut um sich lauter Tod und Wunden, ganz blutig und mörderisch, unersättlich im Kriege. Gewöhnlich kämpft er zu Fuß, ein Schrecken der Kriegswagen und der ummauerten Städte, doch ist nicht selten auch von seinem Kriegswagen und seinen prächtigen Rossen die Rede, die zu den berühmtesten der epischen Sage gehörten." Das ist der Ares Homer's; und was hat Preller aus ihm gemacht? Ein stürmisches Wetter! Wenn Athene ihn durch einen Steinwurf zu Boden streckt und er im Falle sieben Morgen Landes bedeckt: so soll das ein altes Naturgemälde sein von dem Siege, den der heitere Himmel über den tobenden Sturm davonträgt.

Am wunderlichsten ist uns der Abschnitt über Hermes vorgekommen, den Preller zu einem Regengott gemacht hat und die Auflösung des

Hymnus auf diesen Gott in Regenwasser macht uns, aufrichtig gesagt, den Eindruck einer witzigen Parodie auf die allegorisch-symbolische Erklärung. Dieser Hymnus ist ein Product des gemüthlichsten Humors, der in einer kindlich-frommen Zeit ohne Gefahr wagen durfte, sich den hohen Göttern spielend zu nahen, wo man denn das größte Behagen empfand, sie sich möglichst menschlich vorzustellen und allerlei lustige Geschichten und Abenteuer von ihnen zu erzählen, wie es auch in den Legenden und heiligen Komödien des Mittelalters in ähnlicher Weise geschehen ist. Wie Hermes, der Neugeborene, in seinen Windeln auf Abenteuer ausgeht, die Rinder Apoll's stiehlt, sich dann wieder in seine Wiege legt, sich höchst unschuldig stellt und, von Apoll auf den Arm genommen und vor Vater Zeus gebracht, diesem verstohlen zuwinkt: das ist mit unübertrefflichem Humor ausgeführt. Nun lesen wir aber bei Preller, was dies Alles zu bedeuten hat. Wenn Hermes mit der Dämmerung in sein Bettuch gehüllt aus seiner Grotte schleicht, so ist dies ein treffendes Bild für den sein Gewölk mit leiser und heimlicher Geschäftigkeit von den Bergen über die Thäler ausbreitenden Regengott. Wenn er eine Schildkröte findet, so rührt es daher, weil die Schildkröten die Feuchtigkeit lieben. Die Rinder Apoll's sind Wolken am Himmel, die durch den Regen entführt werden, nämlich vom Himmel verschwinden. Wenn Hermes seine eigenen Spuren im Sande verwischt, so ist damit der niederplatzende Regen gemeint, der ja genau Dasselbe thut u. s. w.

Ueber gewisse Dinge läßt sich nicht streiten. Eine Nothwendigkeit, die Mythen so aufzufassen, sehen wir nirgends: es muß also ein gewisser unwiderstehlicher Trieb dazu in der menschlichen Natur, oder genauer gesagt, in der Natur der deutschen Gelehrten liegen. Wer an Diesem und Aehnlichem Gefallen findet, wer es nur für möglich, wer es vollends für griechisch hält: dessen mythologische Auffassung ist uns unverständlich, vielleicht fehlt uns das Organ dafür. Der Herr Verfasser, vor dem wir übrigens die aufrichtigste Hochachtung empfinden, kann es uns nicht verdenken, wenn wir unsere abweichende Ansicht unumwunden aussprechen; denn er konnte nicht erwarten, solche Leser zu überzeugen, die auf ganz entgegengesetztem Standpunkte stehen. Man kennt die Anekdote von zwei rivalisirenden Gelehrten: beide übersetzen dasselbe chinesische Buch; in der Uebersetzung des einen ist es ein Roman, in der des andern eine nationalökonomische Abhandlung. Jeder behauptet natürlich die Richtigkeit seiner Uebersetzung. Mit der Mythologie ist es nicht viel anders; man kann oft kaum glauben, daß zwei Mythologen von demselben Mythus reden, und doch ist dem so.

Eine griechische Mythologie, die unsern jetzigen wissenschaftlichen Ansprüchen im Ganzen Genüge leistete, ist sobald nicht zu erwarten; denn

diese Disciplin, durch J. H. Voß erst ins Leben gerufen, ist noch in ihrer Kindheit. Nur die Arbeit von Generationen kann den ungeheuern und ungemein schwer zu ergründenden Stoff bewältigen. Doch Anfänge sind dazu gemacht; und soeben hat uns einer der bedeutendsten jetzt lebenden Kenner des griechischen Alterthums, Lehrs in Königsberg, mit einem auch für das größere Publicum bestimmten Buche beschenkt, das, wie der Name des Verfassers erwarten ließ, ein Werk ersten Ranges ist: „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen" (Leipzig, Teubner). In dieser Sammlung von Abhandlungen (meist mythologischen Inhalts) sind in der That, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, die wichtigsten Anschauungen und die eigentlichen Grundbegriffe griechischer Ethik und Religion in einer gewissen Vollständigkeit zur Sprache gekommen. Aus einem dieser Aufsätze, „Gott, Götter und Dämonen", wollen wir die leitenden Gedanken und Vorstellungen soviel als möglich mit des Verfassers eigenem Vortrage mittheilen, um Jeden, der sich von dieser Auffassung der Götter Griechenlands angezogen und erwärmt fühlt, zu einer weitern Beschäftigung mit diesem inhaltsreichen Werk anzuregen.

Der Verfasser führt aus, daß es für die Erkenntniß der griechischen Religion wesentlich und unerlaßlich ist, sie von vornherein als eine polytheistische zu denken. Dem Griechen beruht die ganze Schönheit, die ganze Wärme, die ganze Erhebung seiner Religion (und auch uns taucht sie in der Wiedererfassung nur so in ihrer vollen Herrlichkeit auf) wesentlich auf der Götterwelt, deren Gestalten vom Himmel durch die Erde in Allgegenwart und theilnehmender Geschäftigkeit ihr eigenes seliges Leben einzeln und zusammen führen, an den menschlichen Geschicken liebend, wachend, strafend, ordnend sich betheiligen, und ihm in größern und kleinern unterscheidbaren Gruppen, ohne System, eine Göttereinheit, ein geordnetes Schicksal, einen Kosmos zunächst vollziehen, in welchen sie selbst mit eingeschlossen sind. Dem Griechen, der seine Blicke auf Natur und Menschenschicksal richtete, entquoll aus dieser Anschauung die göttliche Lebensfülle als eine Götterwelt, nicht als ein einziger Gott. Seine Götter konnte er nicht vereinzelt denken, sondern als eine Göttergesammtheit, die eben als Gesammtheit die Masse der Wohlthaten übte, die er dankbar, die Masse der Macht, die er mit heiligem Schauer empfand; die endlich ebenfalls als Gesammtheit die Masse von Schönheit, Einheit und Ordnung bewirkte, die ihm so wohlthuend und so göttlich war. Wurde ihm diese göttliche Gestaltenfülle entzogen, so blieb für die griechische Empfindung eine erkältete Oede zurück. Und diese Entgötterung, diesen Atheismus erblickte sie auch im strengen Monotheismus; ihr war darum das Christenthum mit Gottesleugnerei identisch, wie denn in den spätern Jahrhunderten des Alterthums „Christen und

Atheiſten" häufig nebeneinander genannt werden, und wie namentlich Julian der Abtrünnige Chriſtenthum als Atheismus verabſcheute.

Selbſt den allgenugſamen Zeus mochte ſich der Grieche nicht allein denken; auch um ihn gruppirte ſich eine überſichtliche Zahl ihm nächſtſtehender höchſter Idealgeſtalten zu gemeinſamem herrlichen Zuſammenleben und Zuſammenwalten, in deſſen „mitgenießendem fröhlichen Anſchauen" er ſich erhob und beſeligte. Da treten dem Vater Zeus zunächſt bei ein herrlicher Sohn und eine herrliche Tochter, Apollo und Artemis; Beide erfaßt als Ideale eben gereifter männlicher und weiblicher Jugendlichkeit. Als entſprechendes Symbol ihres jugendlich raſchen und ſtürmiſchen Weſens gab man ihnen Bogen und Pfeil. Immer ſind ſie gern in raſcher, kecker, ſtürmiſcher Bewegung und Thätigkeit, auf der Jagd und im Tanze. Als Jäger, er der männlich kräftigere, vorzugsweiſe ein Wolfstödter, ſie eine Hirſchtreffende. So waren ſie Beſchützer der Jagd, des Tanzes, der Jugendſchönheit, des Jugendgedeihens für Jünglinge, für Mädchen. Aus derſelben Vorſtellung, aus welcher er vorzugsweiſe zum Wolfstödter gemacht war, wie er in dieſem Falle ſo kräftig wie ſchnell als ferntreffender Schütze zum Gefahrabwehren geworden, ſo ward er überhaupt ein Apotropäos, d. h. ein plötzliche dringende Gefahr abwendender Gott, auch als ſolcher vor die Häuſer geſtellt — Agyieus (d. h. Straßengott). Beider jugendliches und ſtürmiſches Weſen gab Veranlaſſung, ſie nach zwei Seiten hin zu denken (die ſchon in Jagd und Tanz angedeutet ſind): raſch zum Zorn, wo ſie zu ſtrafen haben, und wiederum heiter und froh belebt. Jene Stelle des Horaz von Apollo, „der nicht immer den Bogen ſpannt, ſondern auch wieder die ſchweigende Muſe der Zither erweckt", will verſtanden ſein. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Hang mit dem Sprichwort bezeichnete: „Wann tanzte Artemis nicht?" ſo war man auch ihrer ebenſowol gewärtig „als einer ſtrengen Göttin". Als Vertreter männlicher und weiblicher Jugendlichkeit waren ſie als Zwillingsgeſchwiſter gedacht. Und dieſe Zwillingsliebe blieb an ihnen ein Moment zärtlichſter Theilnahme für den Cultus. Es wirkte auch auf den Cultus, daß ſehr häufig, wo der Eine als Hauptgottheit verehrt ward, das Geſchwiſter benachbart oder in demſelben Heiligthum auch einen Cultus genoß. Denn ſie erfreuen ſich ihrer Nähe, ihrer gemeinſamen Anrufung: es wirkte auf die Fabel und Poeſie zu den ſchönſten Situationen, deren Erfindung und Bedeutung nur aus dem Wohlgefallen der Griechen an dieſer Geſchwiſterlichkeit gehörig verſtanden wird. In ganz griechiſchem Sinne ſagt Goethe's „Iphigenie":

Du liebſt, Diana, deinen holden Bruder
Vor Allem, was dir Erd' und Himmel bietet.

Aber Apollo wurde in der griechiſchen Vorſtellung zu einer größern, erhabenern Geſtalt als ſeine Schweſter. Die geiſtige, die muſiſche Seite erhielt in dem Jüngling eine Ausbildung, wodurch er über das Mädchen hinausſchritt. Wie in den Homeriſchen Gedichten, die uns die Zuſtände des mythenbildenden Zeitalters vergegenwärtigen, die Jünglinge ſich am Geſang und Saitenſpiel erfreuen, ſo erhielt auch Apollo die Zither und Gabe des Geſanges, ward Sänger und Muſenführer: er ward ſodann in der geiſtigen Richtung ſeines vordringenden, in die Ferne treffenden Weſens der Seher, der Orakelgott, und als Krankheiten, Peſt und Wahnſinn drückend und ſchrecklich genug wurden, um nach Mitteln oder nach Sühnen zu forſchen, wie ſie nur vom Seher zu erfahren waren, da ward er auch Apollo medicus, Arzt (und darum zum Vater des urſprünglich nicht mit ihm verwandten Asklepios).

So wie man die zahlreichen, auf den erſten Blick ſchwer zu vereinigenden Eigenſchaften dieſer beiden Gottheiten leicht begreift, wenn man ſie als Ideale der Jugend, als den Jüngling und das Mädchen in der olympiſchen Familie auffaßt: ſo läßt ſich, wie uns ſcheint, überall die Entwickelung griechiſcher Gottheiten am leichteſten, ohne gewaltſame und gezwungene Deutungen conſtruiren, wenn man ethiſche Ideen zugrunde legt; ganz abgeſehen davon, daß man nur auf dieſem Wege zu Vorſtellungen gelangt, die mit der Auffaſſungs- und Geſtaltungsweiſe der Griechen übereinſtimmen. Wir können es uns nicht verſagen, noch die Schilderung des Götterboten Hermes nach Lehrs hinzuzufügen; man möge ihn mit dem Preller'ſchen Regengott vergleichen und dann wählen. Einen ſolchen Vermittler zwiſchen Göttern und Menſchen ſich unter den Bewohnern des Olymps zu denken, war der griechiſchen Auffaſſung umſomehr Bedürfniß, als ſie nicht leicht Vater Zeus von ſeiner Höhe unter die Menſchen niederſteigend ſich vorſtellen mochte. Die Erde beſucht er nur etwa dann, wenn er, begleitet von Hermes, die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit der Menſchen prüfend auf der Erde wandelt. Dieſe Vorſtellung war noch ſo lebhaft im Geiſte des griechiſchen Volks wie zu irgendeiner Zeit, damals als Paulus und Barnabas für Zeus und Hermes gehalten wurden: denn aus dieſer Vorſtellung heraus ſah man dieſe Götter in ihnen, und da Paulus, der die Rede führte, Hermes ſein mußte, war ſein Begleiter natürlich Zeus.

Hermes' Charakter begreift ſich leicht aus ſeinem Weſen als Götterbote. „Schwingfüßig, elaſtiſch, ausdauernd, kräftig (daher auch unter den Schutzgöttern der Gymnaſien und Paläſtren), dienſtgefällig und hülfreich, harmlos, beredtſam, erfindſam, ein Schalk wo es gilt und Abwehrer der Schälke von Thüren und Thürangeln, ein ſchlauer Gewinner und Mehrer im Handel und Wandel, aber auch der kluge Unterhändler im Staat, ſtets auf der Reiſe, Hort der Wege und der Reiſenden, den

Schlaf verleihend, «dieſen holden Geſellen der Reiſenden» (wie der Schlaf bei Goethe einmal heißt), und auf der letzten ſchweren und dunkeln Reiſe dem Menſchen von den gütigen Göttern als Geleiter geſellt und in dieſer Eigenſchaft wol auch vorzugsweiſe als der Hülfreiche bezeichnet. Hierdurch zugleich in eine ſehr erweiterte Sphäre der Wirkſamkeit verſetzt, und als die Zeit kam, auch ein Gott der Magier."

Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß der Herr Verfaſſer Muße und Luſt finden möge, die hier gegebenen kurzen aber inhaltsſchweren Andeutungen auszuführen und die in Umriſſen ſkizzirten Bilder zu vollenden. Möchte die Alterthumswiſſenſchaft zu ſo Vielem, was ſie ihm bereits zu danken hat, ihm noch die Grundlinien einer künftigen griechiſchen Mythologie zu verdanken haben!

Juſtus Möſer.

„Juſtus Möſer. Geſchildert von F. Kreyßig. Mit einer Abbildung von Möſer's Denkmal in Osnabrück." Berlin, Nicolai.

Unter vorſtehendem Titel iſt unlängſt eine kleine Schrift erſchienen, von der ſich einmal ausnahmsweiſe mit Wahrheit ſagen läßt, daß ſie einem lange gefühlten Bedürfniß abhilft. Wer kennte nicht aus „Dichtung und Wahrheit" die Verehrung, die Goethe für den Mann hegte, den er den „deutſchen Franklin" nannte; wer hätte nicht das große Wort gehört, das Varnhagen von Enſe von ihm ausgeſprochen hat: „Man kann mit Beſtimmtheit behaupten, daß ſeit der Befreiung von der Fremdherrſchaft im deutſchen Staats- und Volksleben nichts Wichtiges vorgegangen, wobei nicht Möſer's Ideen mit thätig geweſen, ja ſich als ausgeſprochene Richtungen mehr oder weniger geltend gemacht hätten." Und doch darf man behaupten, daß Möſer gerade zu den Schriftſtellern des vorigen Jahrhunderts gehört, die dem größern Publicum am wenigſten bekannt ſind; außerhalb des Kreiſes der Fachgenoſſen wird man nicht Viele finden, die in den zehn Bänden ſeiner Schriften auch nur geblättert hätten. Deshalb iſt das Buch von Kreyßig um ſo willkommener und dankenswerther. So klein es an Umfang iſt, ſo zeigt es doch, daß der Verfaſſer ſich in die ſittlichen und geiſtigen Zuſtände des vorigen Jahrhunderts aufs tiefſte eingelebt hat. Dieſer Hintergrund durfte nicht fehlen, damit das Bild des osnabrücker Patriarchen lebendig und in der richtigen Beleuchtung hervortrat. Hr. Kreyßig iſt von der Krankheit der Biographen, die an dem geſchilderten Helden keine Flecken entdecken können, nicht angeſteckt. Er hat den großen Staatsmann und Publiciſten mit ſeiner gründlichen Hochachtung vor dem Beſtehenden, ſeinem genialen Blick in die Zukunft, mit der unbeſtechlichen Geradheit und

Schärfe seines Denkens, dem sichern Takt seines immer auf das Gegenständliche gerichteten Handelns geschildert: aber er hat auch seine Paradoxien und Einseitigkeiten, seinen Doctrinärismus nicht zu bemänteln und zu beschönigen gesucht. Vielmehr begreifen wir aus seiner Darstellung gerade diese Schwächen als nothwendige Consequenzen der Richtung, auf der Möser's eigentliche Tüchtigkeit, auf der sein innerstes Wesen beruhte, des unbedingten Festhaltens an dem formellen Recht, und zum Theil auch als Folgen des Einflusses, die der Zeitgeist auch auf die selbständigsten Individuen übt, endlich als Folgen seiner höchst eigenthümlichen Lebensstellung. Möser (1720—94) war länger als 50 Jahre zugleich Vertreter der Regierung des Bisthums Osnabrück gegen die Stände und Vertreter der Ritterschaft gegen dieselbe Regierung. Kein Wunder, daß er sich je länger je mehr gewöhnte, sich gleichzeitig in die Auffassungsweisen entgegengesetzter Parteien hineinzudenken. Eine schlagfertige Dialektik trieb ihn wol gar zuweilen zur Opposition gegen seine eigene Ueberzeugung, und wie Lessing, reizte ihn oft die Lust am Streit (den er wie Lessing für das beste Mittel hielt, „daß der Mensch speculire, arbeite, tapfer und nicht dumm werde") die Partei der Schwächern zu nehmen.

„Es dürfte nicht schwerer fallen", sagt Hr. Kreyßig, „aus Möser's Schriften den regierungssüchtigen Polizeimann zu construiren, als aus denen Luther's den harten beschränkten Mönch, vorausgesetzt nämlich, daß jedes im Lauf der Debatte hingeworfene Wort Beweiskraft hat gegen das zusammenhängende, in seiner Entwickelung klar daliegende Glaubensbekenntniß eines menschlichen Lebens." Aber nicht blos zum Vertreter des Polizeistaats, sondern auch zum Enthusiasten für die barbarischsten Institutionen des Mittelalters, zum Genossen des Rundschauers der Kreuzzeitung kann man Möser auf diese Weise machen. Hat er doch das Leibeigenthum wenigstens gegen einseitige und gewaltsame Aufhebung vertheidigt, eine Bestimmung der Zahl der Handwerker durch die Polizei, eine Privilegirung der Producenten für den Kleinhandel (um die ihm verhaßten Krämer zu beseitigen) verlangt. Hat er doch die Anwendung der Tortur gegen landfremde, nicht angesessene Verbrecher nicht gemisbilligt, hat er doch zur Vermeidung der Zuchthäuser das Verkaufen der Uebelthäter vorgeschlagen, die mit glühendem Eisen gestempelt werden müßten, und die Todesstrafe durch Blenden und Radlaufen ersetzt wissen wollen. Hat er doch ausführlich entwickelt, daß man sich der besondern Aufklärung des Landmanns entgegensetzen müsse.

Aber freilich galt derselbe Mann, der auswärts für den größten Vertheidiger des Leibeigenthums angesehen wurde, daheim für dessen größten Feind. Hier wie überall war ihm „mit der Ehre, die Wahrheit gesagt zu haben, wenig gedient, wenn er nichts damit gewonnen

hätte"; hier wie überall ging er von der Anſchauung der thatſächlichen Verhältniſſe aus, aber er ließ ſich durch die Anerkennung der principiellen Berechtigung nicht von dem Streben nach praktiſcher Reform abhalten. Gerade um dieſe anzubahnen, mußte er die beſtehenden Zuſtände in der vorſichtigen ſchonenden Form angreifen, die ihm von den Dogmatikern der Menſchenrechte ſo übel gedeutet wurde. Hätte nicht das ganze Miniſterium und die ganze Landſchaft zu Osnabrück aus Gutsherren beſtanden, ſo würde er dem Leibeigenthum offen den Krieg erklärt haben. Derſelbe Mann, der ſich von ſeinem im Grunde richtigen Gefühl zu der Uebertreibung hinreißen ließ, Handwerk und Handel von obenher beaufſichtigen zu wollen, erklärte ſich in den Theuerungsjahrrn 1771 und 1772 gegen Ausfuhrverbote und Preisnormirungen und für eine völlige Handelsfreiheit als ſicherſtes Mittel gegen die Theuerung. Seine innige Pietät für die urdeutſchen, organiſch entwickelten Rechtszuſtände ließ ihn zwar nicht blos deren Schattenſeiten überſehen, ſondern auch, von allen ſpäter eingetretenen Umwälzungen ſo völlig abſtrahiren, daß er bis auf einen gewiſſen Grad die Rechtloſigkeit der Nichtangeſeſſenen behauptete: aber ſie machte ihn doch auch zu einem unermüdlichen Gegner der Cabinetsjuſtiz, des beſtehenden Criminalverfahrens und zu einem begeiſterten Vorkämpfer für das engliſche Geſchworenengericht. Er konnte ſich in ſeiner Oppoſition gegen „neumodiſche Empfindſamkeit" bis zur Anpreiſung unmenſchlicher Barbarei verirren: aber wir hören deshalb nicht auf, den Mann zu verehren und zu lieben; denn je kräftiger und origineller der Geiſt, um ſo größern Verirrungen iſt er ausgeſetzt.

Möſer war durch und durch deutſch und dem franzöſiſchen Geiſte des 18. Jahrhunderts entſchieden abhold. Er war ein hochconſervativer Anhänger der organiſchen Entwickelung und deshalb ein entſchiedener Gegner der principiellen Gleichmacherei. Er war ein unerſchütterlicher Vertreter des formellen Rechts und deshalb auch ein ebenſo abgeſagter Feind der Revolution als ein warmer und thätiger Freund der Reform. Seine politiſche Denk- und Handlungsweiſe erinnert zuweilen an die Charakteriſtik, die Macaulay bei Gelegenheit des Toleranzgeſetzes von 1689 von der engliſchen Geſetzgebung gibt. Das praktiſche Element hat in ihr immer über das ſpeculative die Oberhand gehabt und nicht ſelten im Uebermaß. Von Johann ohne Land bis auf Victoria ſind 250 Parlamente bei ihren Berathungen von folgenden Grundſätzen geleitet worden: Widerſprüche nicht blos deswegen zu beſeitigen, weil es Widerſprüche ſind; nicht eher zu neuern, als bis ein Uebelſtand ſich fühlbar gemacht hat und die Neuerung nicht weiter auszudehnen, als der Uebelſtand empfunden worden iſt; nie einer Einrichtung einen weitern Umfang zu geben als den des ſpeciellen Falls, auf den ſie berechnet iſt. „Unſere nationale Abneigung gegen alles Abſtracte in der Politik geht ohne Zwei-

fel ſo weit, daß ſie zum Fehler wird: aber vielleicht iſt es ein Fehler auf der richtigen Seite. Daß wir viel zu langſam in der Verbeſſerung unſerer Geſetze geweſen ſind, muß zugeſtanden werden. Aber obwol in andern Ländern gelegentlich ein ſchnellerer Fortſchritt ſtattgefunden haben mag, ſo würde es doch nicht leicht ſein, irgendein Land zu nennen, in dem ſo wenig Rückſchritt geweſen iſt."

Ueberall wo Möſer nicht durch die Schranken eingeengt iſt, die theils die Natur ſeines eigenen Geiſtes, theils die concreten Verhältniſſe ihm ſetzten, zeigt er eine Freiheit und Größe der Anſchauung, die bewundernswürdig iſt, umſomehr, als er ſeiner Zeit damit weit voraus war. Es hat eines vollen Jahrhunderts bedurft, um manche patriotiſche Phantaſie des „Osnabrücker Intelligenzblatt" zur Wirklichkeit zu machen. In einer Zeit, als Möſer die Seele der Regierung in ſeinem kleinen Staate war, glaubte er allgemeine Landesangelegenheiten der öffentlichen Meinung vorlegen zu müſſen, ehe er ſich entſchied; in der Zeit, wo der aufgeklärte Despotismus in Deutſchland Friedrich und Joſeph zu ſeinen Vertretern hatte und das Princip der Volksbeglückung von obenher ſeine höchſten Triumphe feierte, wollte er, daß jeder Landmann „ſein Auge auch bis zum Thron erheben ſollte, um mit einem fertigen Blick die Blendungen durchſchauen zu können, welche ein despotiſcher Rathgeber zum Nachtheil ſeiner und der deutſchen Freiheit oft nur mit mäßigen Kräften wagt". Der Vertheidiger der engliſchen Geſchworenengerichte war auch Vertheidiger des engliſchen Selfgovernment der Communen: hierin erblickte er den Grund der Größe, zu der die griechiſchen Kleinſtaaten gelangt ſind. In ſeinem Aufſatz über „Bürgerehre" hat er ein Menſchenalter vor der Gründung der preußiſchen Landwehr auf die Nothwendigkeit eines Bürgerheers hingewieſen. „Nichts iſt gewiſſer, als daß bei der Wendung, welche die Sachen nehmen, in 100 Jahren eine Nationalmiliz überall das Hauptweſen ausmachen und Freiheit und Eigenthum, welches ſonſt bei der Fortdauer unſerer jetzigen Verfaſſung zugrunde gehen muß, von neuem befeſtigen werde."

Vor allem aber ſind es die in unſerm Jahrhundert zu ſo herrlicher Blüte gediehenen Studien des altdeutſchen Volks- und Rechtslebens, von denen Möſer's Schriften bereits vielfältige Keime enthalten. Ihm ſtand „die Geſchichte jener Künſte, wodurch unſere Vorfahren Freiheit und Eigenthum zu ſchützen wußten", hoch über der Geſchichte der Sculptur und Malerei, und er betrachtete jene „Ruinen der deutſchen Kunſt", die er von ihrem Schutte geſäubert hatte, mit derſelben glühenden Begeiſterung, die Winckelmann für die aus der Flut der Jahrhunderte geretteten Reſte des helleniſchen Alterthums empfand. Ja er hatte ſchon erkannt, daß die Urgeſchichte der Völker auf Sprachſtudien zu gründen ſei, „weil ſich in den Schickſalen der Wörter am zuverläſſigſten und

dauerndsten das Schicksal der Dinge male, in den gerichtlichen Ausdrücken das Recht, in den Wendungen der Umgangssprache die Sitte, in alten Ortsnamen die Natur des Landes u. s. w. Die Geschichte braucht ihren Winckelmann, der die Antiquitäten der Sprache mit dem großen Sinne studire wie jener die des Marmors."

Wir können auf die interessanten Mittheilungen des Herrn Verfassers über Möser's „Auffassung der Erziehungsfrage", die jene Zeit so lebhaft beschäftigte, ebenso wenig näher eingehen als auf seine Stellung zur Religion und zur Kirche, in der er einen Bundesgenossen gegen die Allmacht des Polizeistaats sah: von welchem Standpunkt aus er sogar das Cölibat der Geistlichen als nothwendige Stütze der kirchlichen Macht in Schutz nahm. Nur seiner Theilnahme an der großen literarischen Bewegung der sechziger und siebziger Jahre soll hier noch kurz gedacht werden. Auch auf dem Gebiet der Kunst traf sein gesunder Menschenverstand das Rechte. Sein „Harlekin oder Vertheidigung des Burleskkomischen" protestirt schon gegen das Princip der Moral in der Kunst, und fodert Lessing auf, Harlekin's Lobredner zu werden.*) Eine andere kleine Schrift ist ein lebhafter Ausdruck der Befriedigung, die ihm „Laokoon" gegeben hatte. Daß er sich in der Beurtheilung von „Werther" auf die Seite stellte, auf der auch Lessing stand, der gegen die unmännliche Weichlichkeit des Helden seinen Widerwillen so unumwunden aussprach, darf kaum gesagt werden. Aber wenn er auch Nicolai's „Freuden des jungen Werther's" toleriren mochte, so war er doch weit von Nicolai's Plattheit und Nüchternheit entfernt. „Götz von Berlichingen" war ihm ans Herz gewachsen, das „einförmige" Schönheitsideal der Griechen ließ seine realistische Natur ohne lebhafte Anregung, Shakspeare galt ihm als die höchste Norm poetischer Gestaltung. Mit bewundernswürdigem Scharfblick erkannte er das Grundübel, an dem die deutsche Literatur heute wie damals siecht. In der Antwort auf Friedrich's des Großen Schreiben de la littérature allemande hat er es ausgesprochen. „Große Empfindungen können nur von großen Begebenheiten entstehen. Die Gefahr macht Helden und der Ocean hat tausend Waghälse, ehe das feste Land einen hat. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu besiegen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wucht stehender Heere seinen maschinenmäßigen Gang. Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, das wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des Deutschen Reichs stürzt sich bei uns kein Curtius in den Abgrund. So dürfen wir dann schwerlich darauf rechnen, es den Italienern an Feinheit, den Spaniern an Schilderung hoher glühender Liebe,

*) Lessing antwortete in der „Dramaturgie" (Nr. 18), er sei es immer gewesen.

den Engländern in Darſtellung der Freiheitsbegeiſterung genug zu thun. Und doch hat auch unſer Klima ſeine guten, einheimiſchen Pflanzen, die wir pflegen und erziehen können."

„Der beſte Geſang für unſere Nation iſt unſtreitig ein Bardiet, den ſie zur Vertheidigung des Vaterlandes in der Schlacht ſingt, der beſte Tanz, der ſie auf die Batterie führt, und das beſte Schauſpiel, das ihr einen hohen Muth gibt: nicht aber, was dem ſchwachen Ausſchuſſe des Menſchengeſchlechts ſeine leeren Stunden vertreibt, der das Herz einer Hofdame ſchmachten macht."

Wir zweifeln nicht, daß die Darſtellung des Verfaſſers den Erfolg haben wird, den er ihr wünſcht: „Das Studium des weit mehr genannten und erwähnten als geleſenen und wirklich gekannten Chorführers der deutſchen Publiſtik neu anzuregen und zu erleichtern." Aber ſie darf auch für ſich den Werth beanſpruchen, ein mit ſchöner Begeiſterung entworfenes, mit warmer Liebe vollendetes, durch und durch wohlthuendes Bild eines echtdeutſchen Kernmanns zu ſein.

Literatur und Kunſt.

Naturwiſſenſchaften.

Unter dem Titel „Aus der Natur. Die neueſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften" (Leipzig, Abel) erſcheint ſeit einigen Jahren ein Sammelwerk, welches ſowol durch die Mannichfaltigkeit und zweckmäßige Auswahl der Materien wie durch die Gediegenheit der Behandlung einen der hervorragendſten Plätze in unſerer populären naturwiſſenſchaftlichen Literatur einnimmt. Dieſen Rang hat die Kritik ihm einſtimmig zuerkannt und auch in dieſen Blättern iſt es bereits mehrfach mit verdienter Auszeichnung beſprochen worden. Der kürzlich erſchienene neunte Band reiht ſich ſeinen Vorgängern würdig an. Der Leſer findet darin vier Abhandlungen: „Der Phosphor", „Waffen des Auges", „Aufbewahrung der Lebensmittel" und „Ueber die Sinne, III.: Schmecken". Dieſelben ſind, von verſchiedenen Verfaſſern herrührend, ſämmtlich mit gediegener Sachkenntniß gearbeitet und auch die Form der Darſtellung bewahrt bei aller Verſtändlichkeit und allem Bemühen, auch durch den Reiz einer gefälligen und anmuthigen Form zu wirken, doch überall jene ernſte und wiſſenſchaftliche Haltung, die mit der wahren Popularität keineswegs im Widerſpruch ſteht und die doch zum Nachtheil der wahren Bildung von einem großen Theil unſerer heutigen populären Schriftſteller nur allzu ſehr vernachläſſigt und preisgegeben wird. Beſonders anziehend ſind die erſte und die dritte der eben angeführten Abhandlungen; namentlich iſt der hiſtoriſche Theil des erſten Aufſatzes, in welchem die erſte Entdeckung und Zubereitung des Phosphor erzählt wird, höchſt anziehend, und zwar nicht blos in wiſſenſchaftlicher, ſondern auch in allgemeiner culturgeſchichtlicher Hinſicht. Der Phosphor

wurde zu einer Zeit entdeckt, nämlich im Lauf des 17. Jahrhunderts, wo die Naturwiſſenſchaften noch weſentlich als Geheimdienſt betrachtet und ausgeübt wurden und es iſt ein erhebender Gedanke, mit welcher Schnelligkeit die Wiſſenſchaft unſerer Tage dieſe Schranke des Geheimniſſes durchbrochen hat und wie Dasjenige, was anfangs nur dazu dienen ſollte, Einzelne zu bereichern oder ſie gar in dem geheimnißvollen Lichte von Wunderthätern und Goldmachern erſcheinen zu laſſen, gegenwärtig der ſchrankenloſenſten Oeffentlichkeit angehört und, im Dienſt der Induſtrie zu einem Bedürfniß der geſammten cultivirten Welt geworden, Tauſenden und Abertauſenden Beſchäftigung und Unterhalt gewährt. Auch der Abhandlung über die Aufbewahrung der Lebensmittel iſt eine hiſtoriſche Ueberſicht vorangeſchickt, die, von den älteſten Zeiten anhebend, beſonders bei den Entdeckungen verweilt, welche Franzoſen und Engländer neuerdings auf dieſem Gebiete gemacht haben und deren volle Bedeutung, namentlich für den Weltverkehr, erſt eine ſpätere Zeit ermeſſen wird. Der Aufſatz iſt beſonders auch für Leſerinnen von großem Intereſſe; die kleinen Geheimniſſe des Kellers und der Küche, welche ſie naiverweiſe ausüben, werden hier in ihrem wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang ſowie in ihrer weitgreifenden geſchichtlichen Beziehung nachgewieſen und auch an einzelnen praktiſchen Fingerzeigen, die eine ſorgſame Hausfrau ſich leicht zueigen machen kann, iſt kein Mangel. Der Aufſatz über das „Schmecken" erſcheint als dritter Abſchnitt einer in den frühern Bänden begonnenen größern Abhandlung über die Sinne; es iſt der verhältnißmäßig unbedeutendſte Aufſatz, was jedoch weniger an der Behandlung als an dem Stoffe liegt, über den es bei dem heutigen Zuſtande unſerer phyſiologiſchen Kenntniß in der That noch nicht viel zu ſagen gibt.

Gleichzeitig wollen wir die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer noch auf zwei Unternehmungen lenken, die allerdings nur zum kleinern Theil der Wiſſenſchaft oder überhaupt der Literatur, zum größern Theil der pädagogiſchen Praxis angehören, aber nach unſerm Dafürhalten eben deshalb die Beachtung des Publicums nur umſomehr verdienen; das iſt die „Schwammkunde. In nach der Natur entworfenen und colorirten Modellen nebſt Beſchreibung von Dr. Büchner, Profeſſor und Lehrer der Mathematik und Naturwiſſenſchaften an dem herzoglichen Gymnaſium zu Hildburghauſen und Karl Kirſch, Lehrer an der Bürgerſchule daſelbſt" (Hildburghauſen, Selbſtverlag der Verfaſſer) und „Naturgeſchichte für die Volksſchule. Mit über 230 colorirten Abbildungen auf 10 Tafeln und einem vollſtändigen Abriß aller drei Reiche, herausgegeben von Johannes Stangenberger" (Neuruppin, Oehmigke und Riemſchneider). Wer ſich irgendeinmal in naturhiſtoriſchem Unterricht verſucht hat, der weiß auch, wie unentbehrlich gerade dabei die ſinnliche Anſchauung iſt. Das Naturproduct iſt darin dem Kunſtwerk verwandt, daß es nur mit den Sinnen erfaßt werden kann; ein Gemälde von Rafael läßt ſich nicht beſchreiben, wenigſtens nicht Dem, der nicht ſchon Aehnliches ſelbſt geſehen hat und ebenſo wenig würde der größte Redner der Welt im Stande ſein, Demjenigen, der nie einen Apfel, eine Roſe geſehen, durch bloße Worte klar zu machen, was ein Apfel, eine Roſe eigentlich iſt. Nun beſitzen wir allerdings, Dank der vorgeſchrittenen Technik unſerer Zeit, vortreffliche Hülfsmittel, den naturhiſtoriſchen Unterricht durch Anſchauung zu unterſtützen; allein die Mehrzahl dieſer Hülfsmittel iſt ſo koſtſpielig, daß

wenigstens die Volksschule, diese eigentliche Grundlage der nationalen Bildung, keinen Gebrauch davon machen kann. Diesem Mangel sollen die naturgeschichtlichen Tafeln des Hrn. Stangenberger abhelfen und wirklich leisten sie Alles, was für die Zwecke der Volksschule erfoderlich und ihren bescheidenen Mitteln erschwingbar ist. Die Auswahl ist verständig, die Anordnung bequem und zweckmäßig. Auch die Zeichnungen sind größtentheils recht correct und wenn auch das Colorit stellenweise etwas zu grell und bunt ausgefallen sein sollte, so ist dieser Umstand doch nicht erheblich genug, die Wirksamkeit dieser Tafeln, die ja überhaupt nur eine pädagogisch-praktische, keine künstlerisch-ästhetische sein soll, irgendwie zu beeinträchtigen und nehmen wir daher auch keinen Anstand, das Werk der Aufmerksamkeit aller Derjenigen, welche in der Lage sind, Gebrauch davon zu machen, bestens zu empfehlen. Und zwar denken wir dabei nicht blos an eigentliche Volksschullehrer, sondern auch vielen Familienhäuptern wird es angenehm sein, ein Werk kennenzulernen, das der heranwachsenden Jugend das Nöthigste von naturgeschichtlichen Anschauungen in geringem Umfang und zu einem ungewöhnlich niedrigen Preise gewährt. Die „Schwammkunde" von Büchner und Kirsch ist bereits von den betreffenden Fachjournalen sowie von den namhaftesten naturwissenschaftlichen Autoritäten, wie Alexander von Humboldt, Schleiden ꝛc. als ein Unternehmen anerkannt worden, das in wissenschaftlicher wie künstlerischer Hinsicht gleich interessant ist und in beiden Beziehungen die allgemeinste Verbreitung verdient. Erfüllt von dem Wunsche, die Kenntniß der bei uns einheimischen Pilze möglichst zu verbreiten und dadurch nicht nur den Gefahren entgegenzuarbeiten, welche so häufig durch den unvorsichtigen Genuß giftiger Pilze herbeigeführt werden, sondern auch und sogar vornehmlich, um auf die Wichtigkeit aufmerksam zu machen, welche die Pilze als Nahrungsmittel haben, besonders für die ärmern Gebirgsbewohner, die, „oft mitten im Eßbaren sich befindend, nichtsdestoweniger Hunger und Noth leiden" — aus diesen und verwandten Gründen haben die Herausgeber den Versuch gemacht, diese so wenig beachteten und doch in der That so interessanten und wichtigen Producte der Pflanzenwelt mit Modellirholz und Pinsel in natürlicher Größe nachzubilden. Der Versuch ist über alle Erwartung gelungen; man kann nichts Naturgetreueres, beinahe hätten wir gesagt nichts Appetitlicheres sehen als diese nachgemachten Pilze, die sowol an Gestalt wie Farbe der Natur täuschend ähnlich sind; man muß die kleinen Kunstproducte erst in die Hand nehmen und sich durch das Gefühl überzeugen, daß man es hier wirklich mit einer bloßen Nachbildung zu thun hat. Selbst auf der großen pariser Weltausstellung, wo doch des Neuen und Sehenswürdigen soviel beisammen war, erregten diese künstlichen Pilze die allgemeine Aufmerksamkeit und wurden von Künstlern und Laien als ein ebenso neues wie eigenthümliches Product wissenschaftlichen Kunstfleißes mit lebhaftester Zustimmung begrüßt. Bisjetzt sind von diesen Modellen vier Lieferungen erschienen, die im Ganzen 36 Nachbildungen theils eßbarer, theils giftiger Schwämme enthalten; die ganze Sammlung, die namentlich für Volksschulen sowie überhaupt für alle Landbewohner von unzweifelhafter Wichtigkeit ist, kostet in einem einfachen hölzernen Kasten wohlgeordnet nur eine Kleinigkeit über vier Thaler. Hinzugefügt ist eine kurze Beschreibung der einzelnen Pilze nach ihrer botanischen Ordnung, ihrem Ansehen, Geruch, Geschmack, Fundort, Fundzeit ꝛc.; sie ist mit zweckmäßiger Kürze abgefaßt und

läßt nichts vermissen, was zur Erläuterung des betreffenden Modells nöthig oder wünschenswerth sein dürfte. lr.

Die Dürer'schen Holzschnitte.

Der hohe, ja einzige Rang, welchen Albrecht Dürer nicht nur als Maler sondern namentlich auch als Zeichner und Holzschneider sowie als Kupferstecher in der Entwickelung der deutschen Kunst einnimmt, ist allgemein anerkannt; er ist der eigentliche Darsteller der deutschen Kraft, Anmuth und Züchtigkeit und zwar treten diese Eigenschaften, in denen wir so gern einen Grundzug unserer Volksthümlichkeit erkennen, vielleicht noch mehr als in seinen Gemälden in seinen Holzschnitten, Stichen und Zeichnungen hervor. Besonders die ersteru, die Dürer'schen Holzschnitte, sind vom höchsten Werth und gehören zu dem Schönsten, was in dieser Kunstgattung überhaupt geleistet worden. Auch unsere Zeit, die den Holzschnitt mit soviel Eifer aus der Vergessenheit wieder hervorgerufen, dabei aber freilich den Charakter dieser Gattung nicht immer vollständig innegehalten, sondern ihr Effecte zugemuthet und zum Theil auch abgezwungen hat, die füglich dem Grabstichel des Kupferstechers oder der Kreide des Steinzeichners überlassen bleiben sollten — auch unsere Zeit, in dem löblichen Bestreben, den Holzschnitt wieder in seine Rechte einzusetzen und ihn aus einer gedankenlosen handwerksmäßigen Uebung wieder zu einem wahren Kunstzweig zu erheben, kann sich dabei kein besseres Muster vorsetzen als die Art und Weise, wie Dürer den Holzschnitt behandelte. Der Holzschnitt hat ein großes und weites Gebiet, das ihm eigenthümlich zugehört, sogar das größte von allen bildenden Künsten; er hat nicht nöthig in andere Gattungen überzugreifen, vielmehr je treuer er seine eigentliche Aufgabe festhält und je sorgfältiger er die durch die Natur seines Materials gesetzte Schranke respectirt, je größer und nachhaltiger werden auch seine Wirkungen sein. Der Holzschnitt ist eine durchaus populäre Kunst; er hat nichts und darf nichts haben von höfischer Vornehmheit, von aristokratischer Glätte und Süßlichkeit; der Einfachheit seiner Mittel muß auch die Einfachheit seiner Wirkungen entsprechen; wie das Volk, für das er bestimmt und aus dem er selbst hervorgegangen ist, sei er schlicht, klar, markig, auf das Nothwendigste beschränkt, aber dies in sichern, kräftigen Strichen, ohne Luxus und tändelnde Zuthat darstellend. In dieser primitiven schlichten, beinahe herben und dabei doch künstlerisch so vollendeten und wirkungsvollen Manier hat vornehmlich Albrecht Dürer den Holzschnitt geübt und angewandt; sein eigener schlichter, keuscher, demüthiger Sinn bediente sich mit Vorliebe einer Kunstgattung, deren ganzer Charakter so wesentlich das Gepräge der Keuschheit und züchtigen Abgeschlossenheit trägt; er selbst ein Sohn des Volks, an Allem, was das deutsche Volk seiner Zeit bewegte, aufrichtig theilnehmend, ließ sich gern herab zu einer Darstellungsweise, welche eben wegen ihrer Einfachheit und Schmucklosigkeit, ihrer Klarheit und Verständigkeit vorzugsweise geeignet war, die Augen des Volks zu erfreuen, seine Phantasie zu beschäftigen und sein Nachdenken anzuregen. Allein so mustergültig die Dürer'schen Holzschnitte ohne Zweifel auch sind und so sehr es dem modernen Holzschnitt auch noththun mag, sich an dem Beispiel dieses Meisters heranzubilden und damit die überwuchernde Technik

auf das richtige Maß zurückzuführen, ſo ſchwer hielt es bisher für die Mehrzahl unſerer angehenden Künſtler, dieſes Muſter auch wirklich zu benutzen. Die Dürer'ſchen Holzſchnitte gehören bekanntlich zu den größten Seltenheiten; ſie ſind zum Theil in entlegenen, nicht für Jedermann zugänglichen Sammlungen zerſtreut, die wenigen Blätter aber, die noch hier und da im Kunſthandel auftauchen, werden mit Gold aufgewogen und ſind daher für das größere Publicum ſo gut wie nicht vorhanden. Unter dieſen Umſtänden muß ein Werk, welches ſich die Aufgabe ſtellt, die kunſtgeſchichtlich intereſſanteſten und bedeutendſten der Dürer'ſchen Holzſchnitte in getreuen Nachbildungen zu billigen Preiſen zu reproduciren, als ein höchſt zeitgemäßes und dankenswerthes Unternehmen bezeichnet werden. Mit dieſem Unternehmen iſt jetzt der Anfang gemacht; es liegt uns die erſte Lieferung eines Werkes vor, welches den Titel führt: „Albrecht Dürer-Album. Eine Sammlung der ſchönſten Dürer'ſchen Holzſchnitte nach den von dem Künſtler gefertigten Originalen in gleicher Größe aufs neue in Holz geſchnitten unter Mitwirkung und Aufſicht von Director W. von Kaulbach in München und Director A. Kreling in Nürnberg. Ausgeführt in dem Atelier von A. Döring" (Nürnberg, Zeiſer). Unterſtützt von zwei Künſtlern, deren Namen allein ſchon die vollſtändigſte Bürgſchaft für die gediegene und wahrhaft künſtleriſche Ausführung des Unternehmens bietet, beabſichtigt die Verlagshandlung, die herrlichen Schöpfungen des unſterblichen Meiſters, die bei der großen Seltenheit und Koſtſpieligkeit der Originale bisher nur den Augen Weniger zugänglich waren, in treuen Copien in derſelben Größe wiederzugeben und ſie dadurch zu einem Gemeingut der deutſchen Nation zu machen. Auf die wohlthätigen Wirkungen, welche die Ausführung dieſes Plans auf die Kunſt unſerer Tage nothwendig haben wird und muß, haben wir bereits hingedeutet; die deutſchen Kunſtjünger, wie W. von Kaulbach in einem in dem Programme abgedruckten Brieffragment ſich äußert, werden nicht verkennen, welch außerordentlicher Vorſchub ihren Studien durch die Herausgabe dieſes wohlfeilen und doch ſo ſchönen Werks geleiſtet wird. Das Erſcheinen dieſer bisher gleichſam vergrabenen Schöpfungen des größten deutſchen Künſtlers wird dazu beitragen, die deutſche Kunſt, die gegenwärtig mit den verſchiedenartigſten fremden Kunſtſtilen und deren Ausartung kokettirt, wider auf heimiſchem Boden Wurzel faſſen und Blüten und Früchte treiben zu laſſen. Und nicht blos die Künſtler (erlauben wir uns hinzuzuſetzen) werden dieſe Wirkung erfahren, ſondern auch das Publicum im Allgemeinen wird dadurch zu einem innigern Verſtändniß und einer ernſtern Auffaſſung der Kunſt herangebildet werden. Das Falſche und Schlechte hat gewiſſe verführeriſche Reize, ganz gewiß, aber auch das Gute und Echte hat eine zwingende Macht; wer ſich an dieſes einmal gewöhnt, wer es mit ernſtem aufrichtigem Sinne in ſich aufgenommen hat, für den verliert das Falſche und Unwahre ſeine Gefahren und ſo wird auch die wachſende Verbreitung dieſer echten deutſchen Kunſtwerke dazu dienen, den Geſchmack des Publicums zu läutern und auch hier einen ernſtern und tiefern Sinn hervorzurufen, der für die Entwickelung unſerer Kunſt ſelbſt nur von ſegensreichſtem Einfluß ſein kann; ſind wir einmal dazu gelangt, die Dürer'ſchen Holzſchnitte in ihrer ſeelenvollen Auffaſſung, ihrer ſtrengen züchtigen Enthaltſamkeit zu verſtehen und zu genießen, haben wir einmal gelernt, ſie den Afterproducten

des Tags vorzuziehen, so fallen damit alle jene falschen Richtungen, welche die Kunst heutzutage verlocken, von selbst hinweg und dem gereinigten Geschmack der Masse muß sich endlich auch der Unverstand oder die kokettirende Laune unserer Künstler und Kunstunternehmer fügen. Die vorliegende erste Lieferung enthält drei Blätter: „Die heilige Familie mit St.-Anna und St.-Joachim", „Die Flucht nach Aegypten", „St.-Stephan, St.-Gregor und St.-Lorenz"; sie geben von der Sorgfalt und Treue, mit welcher das Unternehmen ausgeführt wird, den günstigsten Begriff und werden sowol durch die Treue des Détail wie durch die geistvolle Wiedergabe des Gesammteindrucks auch den strengsten Kenner befriedigen. Monopole und Privilegien hinwegzuräumen, ist ja einmal das allgemeine Bestreben unserer Zeit; auch die Schätze der Kunst sollen aufhören, nur wenig Bevorzugte zu erfreuen oder vielleicht gar der Eitelkeit und Gewinnsucht einzelner Sammler zu dienen, auch sie sollen der Gesammtheit des Volks zugänglich und dadurch selbst erst wahrhaft lebendig und fruchtbar werden. Das ganze Unternehmen ist auf 36 Blätter in zwölf Lieferungen berechnet, welche in vierteljährigen Zwischenräumen erscheinen werden; die Ausstattung ist vorzüglich, der Preis so billig gestellt, daß es auch dem angehenden Künstler sowie dem unbemittelten Kunstfreund ohne irgend fühlbares Opfer möglich wird, sich in den Besitz einer Sammlung zu setzen, die als Kunstwerk wie als Hausschatz von gleichem Werthe ist und in beiden Beziehungen eine reiche Saat von Belehrung, Anregung und künstlerischer Erbauung ausstreuen wird. tt.

Correspondenz.

Aus Westfalen.

Januar 1857.

L. W. In meinem Octoberbriefe suchte ich Ihnen den Zustand zu schildern, in welchem die gewerbliche Thätigkeit Westfalens und vorzugsweise der Grafschaft Mark sich augenblicklich befindet, sowie die großen Umwälzungen, welche wir in dieser Hinsicht im Lauf der letzten Jahre bei uns erlebt haben. Ohne der Wahrheit irgend zunahezutreten, durfte ich mich zu diesem Gemälde ziemlich glänzender Farben bedienen: denn wirklich ist der Aufschwung, den unsere Provinz auf industriellem Gebiete genommen hat, ganz außerordentlich, ja wenn nicht alle Zeichen trügen, so dürfte die Zeit nicht allzu fern sein, wo Westfalen, infolge seines unermeßlichen Reichthums innerhalb und oberhalb der Erde, sich an die Spitze der gesammten preußischen Gewerbthätigkeit stellen wird. Ich schloß meinen neulichen Brief mit der Frage, welche Folgen diese Umwandelung in der industriellen und mercantilen Stellung unsers Landes haben und ob die glänzende Zukunft, der wir in materieller Hinsicht entgegengehen, auch übrigens eine entsprechend glückliche sein wird, namentlich für die mittlern und untern Schichten unserer Bevölkerung. Die eigentliche Antwort auf diese Frage kann freilich, wie ich gleich damals hinzusetzte, erst die Zukunft geben; einstweilen jedoch dürfte es auch in dieser

Hinsicht nicht ohne Interesse sein, die geistigen und sittlichen Veränderungen kennenzulernen, von denen diese äußerliche Umwälzung begleitet ist und die dann bei der endlichen Bestimmung unserer Zukunft natürlich nicht anders als von größtem Einfluß sein werden.

Der Grundcharakter des Westfalen ist bekanntlich durchaus conservativ und zwar im echten Sinne des Wortes: er ist nicht conservativ aus politischer Tendenz, nicht infolge irgendeiner Parteistellung oder überhaupt irgendeines Dogmas, irgendeiner Reflexion, sondern er ist es, weil die Natur seines Landes, seine Sitten und Gebräuche, seine ganze geschichtliche Stellung ihn dazu gemacht haben. Es ist, um ein vielfach misbrauchtes Stichwort des Tages anzuwenden, ein „historisch gewordener" Conservatismus, der deshalb in seiner naturwüchsigen Einfalt und Tüchtigkeit auch nichts ansichträgt von jenem aufdringlichen Fanatismus, jener Gehässigkeit und Liebedienerei, durch welche gewisse andere Leute sich als die wahrhaft Conservativen, die eigentlichen und echten Stützen des Staats geltend zu machen suchen. Der Menschenschlag, der unsere rothe Erde bewohnt, ist anerkannt als einer der ältesten und unvermischtesten in ganz Deutschland; die Natur hat ihm zu einem derben, mehr kräftigen als gewandten Körper einen ebenso derben, ausdauernden Sinn mitgegeben, der Westfale ist langsam, fast schwerfällig zum Entschluß, aber an dem einmal gefaßten hängt er auch unerschütterlich. So zeigt der Westfale sich, so weit die Geschichte überhaupt von ihm Kunde hat und so erblicken wir ihn in seinen Grundzügen noch heute; es waren die Bewohner der Lippe- und Weserufer, an deren zähem, ausdauerndem Widerstand die Macht der Römer sich vornehmlich brach und auch die Sachsenkriege Karl's des Großen zeigen uns, welche innige Anhänglichkeit an das Hergebrachte, von altersher Ererbte diesen Stämmen von jeher eigenthümlich war und wie energisch sie sich gegen das Fremde und Ungewohnte abschlossen.

Allein die Zeit höhlt ja Felsen aus und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn trotz dieser angeborenen Zähigkeit des westfälischen Volkscharakters die Umwälzungen der jüngsten Zeit auch auf ihn nicht ohne alle Einwirkung geblieben sind. Der Grund seines Wesens ist allerdings noch immer unerschüttert; noch immer in neun von zehn Fällen wird der Westfale das Neue von sich ablehnen, nicht etwa weil es schlechter oder unzweckmäßiger oder beschwerlicher ist als das Alte, sondern lediglich weil es das Neue; noch immer in neun von zehn Fällen baut der Sohn wie sein Urältervater, ißt und trinkt, schläft und kleidet sich, wie jener es gethan hat, und auch in Bezug auf die Schulbildung gilt bei einem großen Theil unserer Bevölkerung noch immer der alte bezeichnende Spruch, daß der Sohn nicht klüger zu sein brauche als der Vater. Am meisten ist dies der Fall in denjenigen Theilen unserer Provinz, die dem Verkehr noch mehr oder weniger verschlossen sind. So betrachtete man im Münsterlande noch bis vor kurzem und betrachtet im Sauerlande noch gegenwärtig den Bau von Eisenbahnen als eine öffentliche Calamität, durch welche die Provinz nothwendig ruinirt werde und gegen die man sich deshalb zu wehren habe mit Hand und Fuß. Freilich haben die Münsterländer sich rasch bekehrt, die Thatsache hat sie widerlegt und auch im Sauerlande, das die Woge des Verkehrs doch erst in so geringem Maße berührt, kommt man durch die Steigerung der Preise, welche die verkäuflichen Landesproducte schon jetzt

erfahren haben und noch täglich erfahren, nachgerade zu der Einſicht, daß es ſich mit den Eiſenbahnen doch wol etwas anders verhalten mag, als man bis vor kurzem glaubte.

Und dies iſt denn überhaupt der Punkt, von dem aus der Geiſt einer neuen aufgeklärtern Zeit vorausſichtlich ſeinen Einzug bei uns halten wird: der Punkt des materiellen Gewinnes, der ſteigenden Wohlhabenheit und äußerlichen Behaglichkeit. Der Weſtfale und namentlich der Bewohner der Grafſchaft Mark iſt, entſprechend ſeiner derben leiblichen Fülle, entſchieden materiell geſinnt, er liebt das Reale — weshalb, beiläufig bemerkt, auch die bekannten wupperthaler Beſtrebungen hier auf einen ſo energiſchen, wenn auch nur paſſiven Widerſtand geſtoßen ſind —, Eſſen und Trinken ſowie überhaupt jede Art ſolıden ehrbaren Genuſſes ſteht bei ihm in hohem Anſehen und ſo verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß auch das Geld, dieſer wahre Herrſcher unſerer Zeit, in deſſen Zauberſeckel die Mehrzahl irdiſcher Genüſſe verſchloſſen liegt, bei uns allgemein mit ſchuldiger Ehrfurcht betrachtet wird. Die letzten für den Landwirth ſo höchſt ergiebigen Jahre haben in dieſer Hinſicht ſchon höchſt bemerkenswerthe Folgen gehabt; der Bauer der Grafſchaft Mark, der durch die hohen Getreidepreiſe durchgängig wohlhabend, ja reich geworden iſt, fängt an ſich dieſer Wohlhabenheit bewußt zu werden, er lebt reichlicher, ſeine Genüſſe werden feiner und mannichfaltiger, die Stadt mit ihrer Cultur und ihrem Luxus iſt ihm nähergetreten. Am ſichtbarſten wird dies in den Wohnungen ſowie überhaupt in der ganzen häuslichen Einrichtung; wer jetzt zu einem unſerer reichgewordenen Bauern ins Haus kommt, der darf eben das alte faſt ſprichwörtlich gewordene weſtfäliſche Haus, wo Menſchen und Vieh vertraulich unter einem Dache lebten, nicht mehr ſuchen; die Gebäulichkeiten ſind jetzt in den meiſten Fällen ebenſo zweckmäßig wie elegant und auch das übrige Hausweſen trägt einen Stempel des Luxus und der Verfeinerung, von dem hier vor wenigen Jahren noch keine Spur zu erblicken war.

Beſchränkte die Umwandelung ſich nun wirklich blos auf dieſe Steigerung des materiellen Wohlbefindens, ſo könnte man ihren Werth mit Grund bezweifeln. Doch haben tauſendfache Beiſpiele ja gelehrt, daß der Menſch in demſelben Maße, wie er geſünder wohnt, ſich reinlicher kleidet, beſſere Nahrung zu ſich nimmt, mit einem Wort, wie ſein äußeres Daſein ſich menſchenwürdiger geſtaltet — daß er in demſelben Maße auch innerlich ein anderer und beſſerer wird und ſo iſt dieſe Zunahme der materiellen Wohlfahrt auch bei uns von einer wenn auch langſamen und allmäligen, doch unverkennbaren geiſtigen Strömung begleitet. Der Bauer wendet dem Acker, dem er eine ſo angenehme Verbeſſerung ſeiner Exiſtenz ſchuldig geworden iſt, zum Dank dafür auch mehr Aufmerkſamkeit und Sorgfalt zu; in den neuen lichten Räumen kommen ihm auch neue lichte Gedanken; er begnügt ſich nicht mehr, die Wirthſchaft nur immer ſo zu führen, wie er es von Vater und Großvater geſehen hat, ſondern mit Eifer paßt er auf alle neueſten Entdeckungen und Erfindungen, die den Ertrag ſeiner Felder zu vermehren, ſeinen Viehſtand zu verbeſſern verſprechen und bringt davon zur Anwendung, was für die Verhältniſſe paßt. Auch in Betreff der Schulbildung brechen ſich allmälig richtigere Anſichten Bahn; zugegeben, daß der Bauer ſich zunächſt nur bereichern will, ſo merkt und weiß er doch allmälig, daß der wahre Schlüſſel zum

Reichthum nur in den Händen der Bildung liegt. Diese Ueberzeugung ist, wenigstens in der Grafschaft Mark, allgemein; es dürfte hier schwer halten, noch einen leidlich wohlhabenden Bauern zu finden, der seine Söhne nicht irgendeine höhere Schule besuchen ließe. Freilich bleibt auch diese neue Bildung in vielen Fällen nur etwas Aeußerliches und mehr als eine Generation wird noch dahingehen müssen, bevor es gelingt, die alte beschränkte Tüchtigkeit mit den neuen erweiterten Anschauungen und der modernen Weltgewandtheit in das richtige Gleichgewicht zu bringen. Aber der Anfang dazu ist gemacht und die ursprüngliche Kernhaftigkeit des Volkscharakters läßt hoffen, daß das Experiment auch glücklich durchgeführt werden wird.

Auch in den Städten zeigt sich ein ähnlicher Uebergang, ja derselbe tritt hier sogar, wo das ursprüngliche Element nicht so unvermischt geblieben, also auch sein Widerstand nicht so kräftig ist, noch deutlicher und handgreiflicher hervor. Der wachsende Wohlstand, der die eckige Natur des Bauern abschleift und veredelt, ebnet auch jene Unterschiede des Ranges und der Geselligkeit, durch deren schroffe Aufrechterhaltung Westfalen ehedem so übel berufen war. Selbst die Aristokratie des Münsterlandes trägt den Kopf nicht mehr völlig so hoch, noch dürfte der Bürger vorkommenden Falles geneigt sein, die Uebergriffe und Anmaßungen derselben so geduldig hinzunehmen wie früher. Ebenso hat auch die Beamtenaristokratie durch die neuere Zeit gewaltige Stöße erlitten; schon der leidige Geldpunkt, der denn doch, wie die Welt nun einmal ist, wenn nicht Alles, doch Vieles entscheidet, zwingt das Beamtenthum zu gewissen Concessionen gegen das selbständige und wohlhabende Bürgerthum, das dieselben dann seinerseits nicht unbenutzt läßt. Sogar im Aeußern der Städte zeigt sich die belebende Macht der neuen Zeit, am meisten wiederum in der Grafschaft Mark, die überhaupt der wahre Mittel- und Gipfelpunkt des industriellen Westfalen ist. Das finstere Ansehen unserer Städte verschwindet mehr und mehr, Baumpflanzungen und Gartenanlagen verdrängen die mittelalterlichen Gräben und Wälle, der altmodische Stil der Häuser muß einem bessern Geschmacke Platz machen, selbst die Straßen werden nicht nur geradegelegt und mit besserm Pflaster versehen, sondern (was die Hauptsache ist) sie zeigen auch eine sonst nicht gekannte Belebtheit. Auch hier geht mit diesen materiellen Verbesserungen die Zunahme der Intelligenz Hand in Hand. Die Unterhaltung unserer geselligen Kreise dreht sich nicht mehr wie früher vorwiegend um Essen und Trinken, wenngleich der westfälische Magen, wie ich vorhin schon bemerkte, sich sein altes gutes Recht noch immer nicht streitig machen läßt; vielmehr nimmt die Unterhaltung jetzt an Allem theil, was den gebildeten und thätigen Menschen mit Recht interessirt. Den ersten Platz darunter nehmen die industriellen Erscheinungen der Gegenwart ein; der Markaner ist schlau und indem er auf Alles hört und Alles prüft, weiß er seine Zeit abzulauern. Auch das außerordentliche Interesse, das man bei uns den Naturwissenschaften widmet, steht damit im genauesten Zusammenhange; es herrscht ein förmlicher Wetteifer, eine möglichst große Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte zu erwerben, allerdings nicht aus ideellem Interesse an der Natur selbst, sondern in der sehr realen Absicht, die erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerthen. Allein ist dies nicht der allgemeine Gang unserer Zeit? Ja ist es nicht der Gang, den die Natur selbst nimmt, daß sie an das Sinnliche anknüpft, um zum Ueber-

ſinnlichen, Ewigen hinüberzuführen? Gewiß liegen auf dem Wege, den unſere Provinz ſeit kurzem eingeſchlagen hat, mancherlei Gefahren und Abgründe; allein die angeborene Stetigkeit und Beſonnenheit unſers Volkscharakters ſichert uns vor jeder Einſeitigkeit und Uebertreibung und ſo dürfen wir wol hoffen, endlich ein glückliches Ziel zu erreichen und Vergangenheit und Zukunft, Altes und Neues, Induſtrie und Wiſſenſchaft zu ſchönem Bunde zu vereinigen.

Aus Baden.

10. Januar 1857.

Chs. Das allgemeine Geſpräch des Tags iſt natürlich auch bei uns der Conflict zwiſchen Preußen und der Schweiz. Ja ohne zu übertreiben, darf man behaupten, daß ſeit den großen Bewegungsjahren kein zweites politiſches Ereigniß das allgemeine Intereſſe dermaßen in Anſpruch genommen und ſoviel Erwartungen und Befürchtungen hervorgerufen hat als dieſe Angelegenheit. Die Spannung iſt außerordentlich und geht durch alle Stände; mit wahrhaft fieberiſcher Haſt werden alle Nachrichten über den wechſelnden Gang der Unterhandlungen ſowie namentlich über die gegenſeitigen Rüſtungen verſchlungen und können Sie ſich unter dieſen Umſtänden leicht vorſtellen, wie viel abenteuerliche und unglaubliche Gerüchte, die bei alledem ihre gläubigen Seelen finden, dabei in Umlauf geſetzt werden. Nach der Art und Weiſe freilich, wie unſere öffentlichen Blätter ſich über die Angelegenheit äußern, darf die Stimmung des Publicums nicht beurtheilt werden; auch bei uns hat die Preſſe längſt aufgehört der wirkliche und unverkümmerte Ausdruck der öffentlichen Meinung zu ſein; ſo lebhaft und agitatoriſch unſere Journaliſtik ehedem war, ſo zurückhaltend, um nicht zu ſagen theilnahmlos, iſt ſie neuerdings geworden und nur höchſtens in der Erörterung kleiner Localangelegenheiten, beſonders wenn dieſelben in das religiöſe Gebiet hinüberſpielen, ſprüht ab und zu noch ein Funken des alten oppoſitionellen Geiſtes empor. Derſelbe Druck der Verhältniſſe, verbunden mit derſelben Abſpannung der Gemüther hat auch verhindert, daß es bei uns zu ähnlichen demonſtrativen Schritten gekommen iſt, wie die Nachricht von dem eventuellen Durchzug preußiſcher Truppen bekanntlich in unſerm Nachbarlande Würtemberg hervorgerufen hat. Man kann über den Werth und die Berechtigung dieſer Schritte ſehr verſchiedener Meinung ſein: aber Das wird Jeder, der mit den Zuſtänden in dieſem Theile unſers Vaterlandes überhaupt bekannt iſt, bei alledem einräumen müſſen, daß ſie, berechtigt oder unberechtigt, immerhin der Ausdruck der öffentlichen Stimmung ſind und daß, was ihnen auch an formaler Gültigkeit ſowie an augenblicklichem Erfolge fehlen mag, ſie doch an der offenen und geheimen Zuſtimmung des Publicums einen mächtigen Rückhalt haben.

Auch bei uns, wie geſagt, wird dieſe Meinung getheilt. Die preußiſchen Waffen haben im Jahre 1849 nicht blos uns, ſondern ganz Deutſchland einen weſentlichen Dienſt geleiſtet; das wird und kann Niemand in Zweifel ziehen, der nicht vom Parteiſtandpunkt völlig verblendet iſt und der dabei nur eine leiſe Ahnung hat, welche trüben und unreinen Elemente, Elemente, aus denen die Saat der Freiheit niemals und unter keinen Umſtänden her-

vorgehen kann, durch die Anarchie jener unseligen Zeit bei uns entfesselt waren. Allein auch unter Denjenigen, welche den preußischen Pickelhauben von jener Zeit her ein dankbares Andenken bewahren, ist doch gewiß Niemand, der sich sehnte, sie demnächst am Bodensee wiederzusehen; im Gegentheil wünscht bei uns ohne Ausnahme Jedermann, unser Land möchte von diesem Versuch verschont und das Schwert überhaupt in der Scheide bleiben. Dieser Wunsch hat nichts mit politischen Sympathien zu thun, wenn ich auch der Wahrheit gemäß zugeben muß, daß die staatsrechtlichen Deductionen, mit denen Preußen seine Ansprüche auf Neuenburg begründet, für die Mehrzahl unserer Wirthshauspolitiker vollkommen unverständlich sind. Und auch Das will ich nicht leugnen, daß von der republikanischen Saat, welche die vormärzliche Zeit bei uns ausgestreut hat, noch immer genug übriggeblieben ist, um die Masse unsers Publicums mehr auf die Seite der republikanischen Schweiz als des monarchischen Preußen zu ziehen. Doch würde das Alles bei weitem nicht hinreichend sein, die gegenwärtige Stimmung zu erklären, wenn die materiellen Interessen, dieser große und allgemeine Hebel der modernen Zeit, nicht auch in diese Angelegenheit ihr gebieterisches Wort hineinsprächen. Gleich dem benachbarten Würtemberg ist auch unser Land durch zahlreiche Fäden des gewerblichen Verkehrs und der kaufmännischen Speculation mit der Schweiz verbunden. Für viele Artikel, besonders unserer landwirthschaftlichen Production sind die Schweizer von altersher unsere besten Abnehmer; mit schweizer Geld und schweizer Credit wird ein großer Theil jener industriellen Unternehmungen, welche die Neuzeit auch bei uns hervorgerufen hat, in Gang erhalten, während zahlreiche Arbeitskräfte, die sich bei uns keine genügende Beschäftigung zu verschaffen vermögen, in den Fabriken der Schweiz Arbeit und Unterhalt finden. Rechnen Sie dazu die zahllosen persönlichen und Familienverbindungen, die sich im Lauf der Jahre zwischen der Schweiz und unserm Lande gestaltet haben, sowie die Lebhaftigkeit des täglichen Verkehrs, ingleichen die Vortheile, welche unserm Lande durch die zahllosen Reisenden zugeführt werden, die alljährlich nach der Schweiz strömen und von denen ein großer, sogar der größte Theil den Weg durch badisches Gebiet nimmt und Sie werden die Bestürzung verstehen, welche unsere Bevölkerung bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes zwischen Preußen und der Schweiz ergriffen hat, sowie die Spannung, mit welcher wir dem endlichen Austrag dieser Sache entgegensehen. Käme es wirklich zum Kriege oder auch nur zu einer militärischen Cernirung der schweizer Grenze, so wäre das für unsern Handel und unsere Industrie ein Schlag, dessen Folgen sich nur schwer berechnen lassen. Noch leiden wir an den Nachwehen unserer Revolutionsepoche, nicht blos politisch und moralisch, sondern auch in Beziehung auf unsern Wohlstand und unsere gewerbliche Thätigkeit und wenn die letzten Jahre allerdings auch bei uns durch bemerkenswerthe industrielle Fortschritte gekennzeichnet sind, so fehlt doch noch viel, daß die Wunden, welche jene verhängnißvollen Jahre dem Wohlstand unserer Bevölkerung und zwar vorzugsweise unserer ländlichen Bevölkerung, diesem eigentlichen Kern des Landes, geschlagen haben, vollkommen ausgeheilt und beseitigt wären. Ereignisse wie die eben besprochenen würden dieselben sofort wieder aufreißen und bei dem großen und unabweisbaren Gewicht, welches die materiellen Fragen

heutigentags auch in moraliſcher Hinſicht haben, würde dadurch auch in die Stimmung unſers Landes und ſeine innere, politiſche Entwickelung ein Funke geworfen werden, der möglicherweiſe zu ſehr unſeligen Flammen emporlodern könnte. Indeſſen ſind ja dieſe Befürchtungen hoffentlich ſchon in dem Augenblick, da ich dieſelben niederſchreibe, beſeitigt und erledigt; die neueſten Nachrichten, ſowol aus Paris wie aus der Schweiz ſelbſt laſſen kaum mehr einen Zweifel an der Bereitwilligkeit der letztern, den gegründeten Anſprüchen Preußens ſoweit nachzugeben, wie die Unabhängigkeit und Ehre des Landes nur immer geſtattet, und da man, trotz der ungewohnten kriegeriſchen Sprache der letzten preußiſchen Erlaſſe, auch der bekannten Friedensliebe der preußiſchen Politik, die ſich doch in dieſem Falle unmöglich auf einmal ſo völlig verleugnen kann, noch immer das beſte Zutrauen ſchenkt, ſo ſieht man bei uns ſeit einigen Tagen wieder ein wenig vertrauensvoller in die Zukunft und die von Beſorgniß und Ungewißheit niedergebeugten Gemüther fangen an, ſich wieder in die Höhe zu richten.

Und das thut in der That noth, indem unſer Eintritt in das neue Jahr auch übrigens kein ganz behaglicher und freudiger geweſen iſt. Die Unſicherheit der politiſchen Situation hat eine Stockung der Geldverhältniſſe hervorgerufen, die ſich weit über die eigentlichen kaufmänniſchen Kreiſe hinaus fühlbar macht und die bei uns um ſo ſchwerer empfunden wird, je kleiner unſere Verhältniſſe im Ganzen ſind und je weniger man daher auch bei uns an derartige Erſchütterungen gewöhnt iſt. Nach einer andern Seite hin wurde das Publicum in Misſtimmung verſetzt durch die zunehmenden Reibereien zwiſchen Militär und Civil, die noch ganz zuletzt, wenige Tage vor Jahresſchluß, in einem ärgerlichen Vorfall zwiſchen einem Offizier der karlsruher Garniſon und einem Schüler der dortigen Polytechniſchen Schule zum Ausbruch kam. Zwar iſt der Vorfall nicht ganz ſo ſchlimm, insbeſondere die Verwundung des Schülers nicht ganz ſo gefährlich, wie das Gerücht anfangs behauptete; dennoch iſt viel böſes Blut dadurch erzeugt worden, theils weil der Fall keineswegs allein ſteht, vielmehr einer Kette ganz ähnlicher Ereigniſſe angehört, theils weil man in dem Ganzen einen Einfluß zu erkennen glaubt, den man von unſerm Lande ſo fern wie möglich gehalten wünſcht und deſſen weitere Verbreitung mit den patriotiſchen Hoffnungen, zu denen wir uns noch bis vor kurzem berechtigt glaubten, im ſchneidendſten Widerſpruch ſtehen würde. Gerade von uns ſind in dieſer Beziehung ſchon einmal die traurigſten Erfahrungen gemacht worden, und nicht von uns allein, ſondern das geſammte deutſche Vaterland, die ganze Sache der Freiheit und der Volksentwickelung hat dieſelbe theilen und für unſere Verſchuldung mit büßen müſſen; gerade bei uns in Baden hat es ſich gezeigt, welche unſeligen Folgen eine fortgeſetzte kaſtenmäßige Abſonderung des Offizierſtandes von der übrigen Bevölkerung mitſichführt und wenn wir auch weit entfernt ſind, eine Kataſtrophe, an der alle Stände des Volks, ohne Ausnahme, mehr oder weniger Antheil hatten, irgendeinem einzelnen Theile deſſelben zuzuſchreiben, ſo iſt es doch andererſeits auch ſehr natürlich, daß Alles, was auf eine Wiederkehr jener Abſonderung hindeutet, wie unerheblich und zufällig es im einzelnen Falle auch ſein mag, dennoch von Seiten der bürgerlichen Kreiſe mit ſteigendem Argwohn betrachtet wird.

Auch die Vorgänge in der heidelberger Studentenſchaft, die letzten Sommer

ſoviel von ſich reden machten und über die ich Ihnen vor einigen Monaten ausführlich berichtete, haben nicht diejenige Löſung erhalten, die man ihnen im Intereſſe der Gerechtigkeit ſowie für die Zukunft des akademiſchen Lebens ſelber und zur Erhaltung ſeiner Unbefangenheit und Unabhängigkeit wünſchen mußte. Mit allgemeinen Erlaſſen und principiellen Verordnungen iſt in dergleichen Dingen nur wenig gefördert. Das Uebel war ein locales, hervorgerufen durch locale Umſtände und hätte auch durch locale Maßregeln beſeitigt oder doch wenigſtens im Zaum gehalten werden müſſen. Der Anlauf, der zu erſtern genommen wurde, war raſch und energiſch und hätte, mit Conſequenz fortgeſetzt, gewiß zu einem Reſultat geführt, mit dem ſchließlich alle Parteien einverſtanden geweſen wären, wenigſtens alle, die überhaupt ein Recht hatten, in dieſer Sache mitzuſprechen. Statt deſſen iſt man auf halbem Wege ſtehengeblieben, oder vielmehr, was in dieſer Art Situationen Daſſelbe iſt, man hat einen Schritt vorwärts und gleich darauf zwei wieder rückwärts gethan. Die allgemeine Verbindungsfreiheit, die man in Heidelberg proclamirt hat, iſt im Princip ganz ſchön und richtig, factiſch jedoch kommt ſie nur den alten Corps zugute, die denn auch ſofort wieder vom Tode erſtanden ſind und ſich übermüthiger und anmaßender gebehrden als vorher. Es fehlt bei uns nicht an ſchwarzſichtigen Beurtheilern, welche zwiſchen dieſer unerwarteten Löſung der heidelberger Vorgänge und den vorhin erwähnten Ausſchreitungen, welche das Militär ſich gegen die Bürgerlichen geſtattet, einen gewiſſen principiellen Zuſammenhang erblicken; hoffen wir, daß dieſe Beurtheiler im Irrthum ſind und daß man an entſcheidender Stelle auch bei uns mehr und mehr zu der Einſicht gelangt, daß ein brutaler und excluſiver Offizierſtand noch keine Pflanzſchule künftiger Helden, Bierbank und Fechtboden noch keine geeignete Schule des künftigen Gelehrten, des loyalen und gewiſſenhaften Staatsdieners ſind.

Notizen.

Karl Goedeke in Celle hat ſoeben den zweiten Abſchnitt ſeines „Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung“ (Hannover, Ehlermann) erſcheinen laſſen. Derſelbe umfaßt die Zeit von Entſtehung des bürgerlichen Meiſtergeſangs bis auf Fiſchart, über welchen letztern namentlich ſich hier höchſt dankenswerthe bibliographiſche Angaben und Zuſammenſtellungen finden. Ueberhaupt tritt in dieſer zweiten Abtheilung der eigenthümliche Charakter des Werks immer deutlicher hervor; daſſelbe iſt danach weniger ein eigentliches Gemälde unſerer Literatur und ihrer geſchichtlichen Entwickelung, als vielmehr eine nach hiſtoriſchen Geſichtspunkten geordnete Ueberſicht des bibliographiſchen Materials — ein Unternehmen, das, zumal mit der Sorgfalt ausgeführt wie in dieſem Falle, nicht nur als höchſt dankenswerth bezeichnet werden muß, ſondern durch das auch eine wirkliche Lücke in unſerer Literatur ausgefüllt wird, indem ein Werk dieſer Art ſeit dem Koch'ſchen „Compendium“, das aber auch ſchon in den neunziger Jahren erſchien und alſo längſt veraltet, auch niemals vollſtändig geweſen iſt, bei

uns vermißt wird. Das Ganze wird mit einer dritten Lieferung, die in nicht allzu langer Frist erscheinen soll, vollendet sein und werden wir alsdann ausführlicher darauf zurückkommen.

Bei dem großen Eifer, mit dem das Sammeln von Autographen neuerdings von Alt und Jung, Männern und Frauen, Berufenen und Unberufenen betrieben wird, war es ein glücklicher Gedanke, das Wichtigste, was zu wissen nöthig ist, um diese dilettantische Neigung einigermaßen wissenschaftlich heran- und auszubilden, in einem eigenen, ausdrücklich für das größere Publicum berechneten Werke zusammenzustellen. Dies ist jetzt geschehen in dem „Handbuch für Autographensammler von Dr. J. Günther und O. A. Schulz" (Leipzig, O. A. Schulz). Das Buch, dem auch zahlreiche Illustrationen beigegeben sind, ist recht zweckmäßig gearbeitet und darf Allen, die sich für dies neueste Steckenpferd der guten Gesellschaft interessiren, mit Grund empfohlen werden.

Ueber die Thätigkeit der Hoftheater von Berlin und München während des verwichenen Jahres liegen officielle Berichte vor, denen wir Folgendes entnehmen. Die Zahl der neuen Stücke, welche während des gedachten Zeitraums zur Aufführung kamen, belief sich in Berlin auf 10, in München dagegen auf 23. Davon kamen auf das recitirende Drama in Berlin 9 gegen 19 in München; in der Oper brachte Berlin 1, München 3 Novitäten; an neuen Ballets hatte München 1, Berlin keins. Unter den berliner Neuigkeiten befanden sich 7 Trauer- und Schauspiele, darunter 2 von Frau Birch-Pfeiffer, nämlich „Ein Ring" und „Lady von Worsley-Hall"; „Narciß" von Brachvogel, Gutzkow's „Ella Rose", Mosenthal's „Goldschmied von Ulm", Tempelley's „Klytämnestra" und „Graf Essex" von Laube; ferner 1 Lustspiel (Gottschall's „Diplomaten") und 1 Posse (Hackländer's „Zu Ruhe setzen"); die einzige neue Oper, die zur Aufführung gebracht wurde, war „Tanhäuser" von Richard Wagner. Dagegen zeigt das Verzeichniß der münchener Novitäten folgende Namen: Schleich in München mit nicht weniger als 3 Stücken, nämlich „Das Heirathsversprechen", „Die letzte Hexe" und „Die Baiern in Italien"; ferner Bodenstedt („Demetrius"), Gutzkow („Ella Rose"), Mosenthal („Goldschmied von Ulm"), Wilhelm Jordan („Die Liebesleugner"), Grillparzer („Des Meeres und der Liebe Wellen"), Brachvogel („Narciß") ꝛc. Von namhaften neuen Opern wurde in München nur Meyerbeer's „Nordstern" zur Aufführung gebracht; der „Tanhäuser" befand sich schon von früher her auf dem Répertoire. Neu einstudirt wurden in Berlin 7 Stücke, darunter Goethe's „Götz", „Tasso" und „Iphigenia", Schröder's „Stille Wasser sind tief" und einige ältere Possen, wie Raupach's „Zeitgeist" und „Der Nasenstüber". In München dagegen belief die Zahl der neu einstudirten Stücke sich auf 18, von denen jedoch nur 4 auf das Schauspiel, 6 auf die Oper kommen; unter den erstern befanden sich Freytag's „Graf Waldemar" und der Michel Beer'sche „Struensee", unter den letztern Dittersdorf's „Doctor und Apotheker", der Mozart'sche „Titus", „Jessonda" von Spohr und „Die Dorfsängerinnen" von Fioravanti, die seit 1817, also seit beinahe 40 Jahren nicht gegeben waren. Unter den Wiederholungen älterer Stücke nimmt in Berlin Shak-

ſpeare den erſten Rang ein; von ihm gingen 13 Stücke im Ganzen 43 mal über die Bühne, während in München 8 Shakſpeare'ſche Stücke zuſammen 11 mal gegeben wurden. Dafür aber kommt auch in Berlin zunächſt nach Shakſpeare — Frau Birch-Pfeiffer mit 35 Aufführungen, während dieſelbe in München mit 3 Stücken nur 4 Darſtellungen erlebte. An Frau Birch-Pfeiffer ſchließt ſich in Berlin Brachvogel, deſſen „Narciß" nicht weniger als 26 mal über die Breter ging. Von Schiller waren in Berlin 9, in München 3 Stücke auf dem Répertoire; jene wurden zuſammen 19, dieſe 4 mal gegeben. Von Goethe gab man in Berlin 5 Stücke 11 mal, in München 4 Stücke 5 mal. Leſſing wurde in München 1 mal, in Berlin 6 mal (mit 3 Stücken) gegeben Das berliner Répertoire zeigt ferner Heinrich von Kleiſt 16 mal (fehlt in München ganz), Moſenthal 12 mal (in München 5 mal), Benedix ebenfalls 13 mal (in München 8 mal), Raupach 11 mal (in München 1 mal), Laube 8 mal (in München 1 mal), Gutzkow 6 mal (in München 3 mal), Calderon 5 mal (in München kein mal), Hackländer gleichfalls 5 mal (fehlt in München ebenfalls), Schröder ebenſo (in München 1 mal). Iffland, Moreto, Gottſchall wurden in Berlin je 4 mal, Tempeltey 3 mal, Cumberland 2 mal, in München aber gar nicht gegeben; Michel Beer erlebte in Berlin 2 Aufführungen, in München 1. Die am häufigſten gegebenen Autoren waren in München Shakſpeare und der ſchon genannte Schleich, von dem 4 Stücke 11 mal gegeben wurden, darunter „Die letzte Hexe" 6 mal, die ſomit das am häufigſten gegebene Stück der Saiſon iſt und alſo auf dem münchener Répertoire des letztvergangenen Jahres dieſelbe Stelle einnimmt wie Brachvogel's „Narciß" in Berlin. Zu bemerken iſt bei dieſer ganzen Zuſammenſtellung jedoch erſtlich, daß das münchener Theaterjahr mit dem Kalenderjahr zuſammenfällt, während die Ueberſicht über das berliner Répertoire die Zeit vom 1. December 1855 bis ebendahin 1856 begreift; ferner daß in Berlin im Lauf des Jahres beinahe drei mal ſoviel Vorſtellungen ſtattfinden als in München und endlich, daß die gegenwärtige Intendanz des berliner Hoftheaters ſowol im Schauſpiel als in der Oper eine mehrmonatliche Ferienzeit eingeführt hat, während deren die Vorſtellungen ganz aufhören. Im Uebrigen ſoll, einer Notiz in den berliner Blättern zufolge, das dortige Hoftheater diesmal einen Jahresüberſchuß von baaren 20—25,000 Thlrn. haben: eine ſeltene Erſcheinung ohne Zweifel, die aber doch keinen Schluß auf das künſtleriſche Verdienſt der Bühnenleitung geſtattet, am wenigſten in Berlin, wo ſchon allein die außerordentliche Zunahme des Luxus im geſelligen Leben ſowie der täglich wachſende Fremdenverkehr hinreichend ſind, dieſe geſteigerten Einnahmen zu erklären.

Joſef Rank hat einen neuen Roman „Achtſpännig" (Leipzig, Mendelsſohn) erſcheinen laſſen. Auch von Hackländer wird im Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung" ein neuer Roman, betitelt „Der neue Don Quixote" gedruckt. Hans Wachenhuſen, der ſich als Touriſt einen beliebten Namen erworben hat, beſonders durch ſeine Schilderungen aus dem Orient, hat „Skizzen aus Neuenburg und der Schweiz" (Berlin, Janke) veröffentlicht; bei dem Intereſſe, welches in dieſem Augenblick auf Neuenburg und die Schweiz gerichtet iſt, dürfen dieſelben gewiß auf ein zahlreiches und dankbares Publicum rechnen.

In der Journaliſtik, in welcher der Jahreswechſel ſonſt Epoche zu machen pflegt, hat derſelbe diesmal, ſoviel uns bekannt geworden, nur wenig Veränderungen hervorgebracht. Namentlich iſt die Zahl der neu entſtandenen Blätter geringer, als man es nach der allgemeinen Speculationsluſt, verbunden mit dem eigenthümlichen ſeparatiſtiſchen Triebe, der auf dieſem Gebiete der deutſchen Literatur herrſcht, hätte erwarten ſollen. Bisjetzt ſind uns deren überhaupt nur zwei zu Geſicht gekommen: „Süddeutſche Blätter für Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft", von Arnold Schloenbach in Manheim herausgegeben, und „Der Compaß. Eine Wochenſchrift zur Belehrung und Unterhaltung, herausgegeben von C. Volckhauſen und L. Walesrode" (Hamburg, Würger). Von den „Süddeutſchen Blättern" liegen uns die erſten Nummern vor; dieſelben enthalten unter Anderm einen Aufſatz des Herausgebers „Zur Geſchichte der claſſiſchen Zeit, des mannheimer Theaters", der ſich hauptſächlich mit dem bekannten Freiherrn von Dalberg, demſelben, der Schiller als Theaterdichter in Manheim anſtellte, beſchäftigt. „Der Compaß" hat ſich die Aufgabe geſtellt, „das Publicum in den wichtigſten Angelegenheiten der Gegenwart zu orientiren"; alle neuen Erſcheinungen in Wiſſenſchaft und Leben, Literatur und Kunſt ſollen in allgemein verſtändlicher Weiſe erörtert und beſprochen werden. Was die äußere Einrichtung anbetrifft, ſo ſcheinen beide Blätter ſich die jetzt ſo beliebten Sonntagsblätter, wie das „Bremer Sonntagsblatt", das „Weimarer Sonntagsblatt" ꝛc. zum Muſter genommen zu haben. Die beiden eben genannten Blätter erſcheinen auch für das Neue Jahr unverändert fort; das „Bremer Sonntagsblatt", der Patriarch dieſer ganzen Generation, hat bereits ſeinen fünften Jahrgang angetreten. In die Redaction des „Weimarer Sonntagsblatt" ſind Hofrath Schöll in Weimar, Otto Roquette in Dresden und einige andere namhafte Schriftſteller eingetreten, die dem Blatte eine erhöhte Wirkſamkeit verſprochen. Das „Frankfurter Muſeum", das derſelben Gattung angehört und das bisher von Otto Müller und Theodor Creizenach gemeinſchaftlich herausgegeben ward, iſt in die ausſchließliche Leitung des Letztern übergegangen. Von der ſeit Anfang Octobers in Hamburg erſcheinenden Wochenſchrift „Das Jahrhundert" liegt das erſte Vierteljahr vollendet vor und läßt ſich der anfangs etwas unklare Charakter des Unternehmens danach jetzt genauer erkennen. Daſſelbe ſcheint beſtimmt, die frühere Kolatſchel'ſche „Monatsſchrift" zu erſetzen; unter ihren Mitarbeitern finden wir die Koryphäen der ehemaligen radicalen Partei, wie Arnold Ruge, Ludwig Simon, Temme ꝛc. Neben den politiſchen Fragen beſchäftigt das Blatt ſich hauptſächlich mit den Naturwiſſenſchaften und deren neueſter Entwickelung; der vornehmſte Mitarbeiter auf dieſem Felde ſcheint bisjetzt Dr. L. Büchner zu ſein, der bekannte Verfaſſer von „Kraft und Stoff". Auch Weſtermann's „Illuſtrirte deutſche Monatshefte" ſind mit rüſtiger Thätigkeit in das Neue Jahr hinübergeſchritten; das Januarheft, das vierte des ganzen Unternehmens, enthält unter Anderm eine Anzahl lyriſcher Gedichte von Hoffmann von Fallersleben; „Ein Ausflug nach den Gebirgen Virginiens im Sommer 1856" von Talvj; „Der Unterricht und ſeine Hülfsmittel" von F. Schoedler; eine Abhandlung „Ueber die Sternſyſteme" von J. H. Mädler; „Herder und ſeine Freunde in ihrem Briefwechſel" von Moriz Carriere ꝛc.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Hermann Marggraff.

8. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 25 Ngr.

Hermann Marggraff, besonders und nicht blos in Deutschland als Kritiker, sonst aber auch durch seine poetischen Leistungen auf verschiedenen Gebieten des Humors und der Poesie ehrenvoll bekannt, tritt hier mit einer Sammlung Gedichte vor das Publicum, die ihn als geschmackvollen, denkenden und vielseitigen lyrischen Dichter zeigt. In den Balladen, von denen mehre bereits ins Englische übersetzt wurden und in Anthologien übergegangen sind, sind die an sich interessantesten Stoffe in echtepischer Weise behandelt, während die Erzählungen humoristischer Gattung von einem feinen ironischen Elemente erfüllt sind. Seine reinlyrischen Gedichte bezeichnet der Verfasser im Vorwort selbst als eine Art poetisches Curriculum vitae, abschließend mit Lebens- und Trostsprüchen und Klängen des Friedens und der Versöhnung. Die Gedichte zeitgeschichtlichen Inhalts lassen ihn als patriotischen Dichter, wie die „zum Cultus des Genius" als Verkünder reinster Humanität erscheinen.

Album aus Italien.

Von

Adolf Doerr.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Gedichtsammlung, König Ludwig von Baiern von dem „dankbaren Verfasser" gewidmet, wird dem jungen Dichter gewiß zahlreiche Freunde erwerben. Sie ist gleichsam ein **poetischer Führer durch Italien**, der namentlich allen nach Italien Reisenden oder dort Gewesenen hohen Genuß darbieten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Constitutionen Kurfürst August's von Sachsen

vom Jahre 1572. Geschichte, Quellenkunde und dogmengeschichtliche Charakteristik derselben. Nach großentheils noch unbenutzten Quellen von Dr. **H. Th. Schletter.** Mit einem Nachtrage von Dr. **F. A. Biener.** 8. Geh. 2 Thlr.

Diese Schrift, welche aus neu aufgefundenen Quellen die Entstehungsgeschichte dieses wichtigsten deutschen Territorialgesetzes des 16. Jahrhunderts darstellt und nächstdem eine dogmengeschichtliche Charakteristik dieses Gesetzes enthält, ist die erste größere Monographie auf dem Gebiete der sächsischen Rechtsgeschichte und damit zugleich ein höchst wichtiger Beitrag zu den jetzt so lebhaft gepflegten germanistischen Rechtsstudien.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 5.** 29. Januar 1857.

Inhalt: Die Kritik und die Kritiker. Ein Vortrag. Von **Adolf Helfferich.** I. — Schwegler's „Römische Geschichte" und der Kampf der Stände in Rom. Von **Karl Klüpfel.** — Shakspeare in Frankreich. Von **Karl Grün.** — Zwei Gedichte. Von **Albert Traeger.** 1. Unterschied. 2. Magdalena. — Literatur und Kunst. Erdkunde. („Zeitschrift für die allgemeine Erdkunde"; Schneider, „Handbuch der Erdbeschreibung und Staatenkunde".) — Altdeutsche Literatur. („Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von Simrock".) — Correspondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Kritik und die Kritiker.

Ein Vortrag.

Von

Adolf Helfferich.

I.

Eine Beleuchtung der kritischen Zustände, nicht etwa wie sie die geistige Atmosphäre der Gegenwart in unerquicklicher Buntscheckigkeit durchziehen, vielmehr im Zusammenhang mit der fortbewegenden Triebkraft des weltgeschichtlichen Geistes, hat das Mißliche, daß sich die Sache von der Person kaum trennen läßt. Denn was wäre die Kritik ohne den Kritiker? Nichts weiter als ein Besen ohne Stiel und jenes Messer, dem die Klinge fehlt. Die Wissenschaft zieht ihre ewigen Bahnen ruhig und stetig wie das Tagesgestirn, das nichts nach Wind und Wetter fragt, und so häufig es auch zu geschehen pflegt, daß die Gelehrten in übelangebrachtem Eifer sich kritisch statt schöpferisch verhalten: die Wahrheit erleidet dadurch keinen Abbruch, ja nicht einmal die Linie, die sie fortschreitend beschreibt, erfährt erheblichere Störungen, als diejenigen sind, welche im Planetensystem aus den vielfach gekreuzten und verschlungenen Anziehungskräften entstehen.

Mit der Kritik verhält sich dies ganz anders. Sie ist recht eigent-

tich das Persönliche an dem lebendigen Proceß, der die Culturgeschichte des Menschengeschlechts darstellt, und wer bei seinem kritischen Verhalten nicht den vollen Gehalt seiner Persönlichkeit einsetzt, verdient gar nicht den Namen eines Kritikers. Es ist dies die starke, zugleich aber auch die schwache Seite der Kritik. Das Reinmenschliche in allem Thun und Treiben der Menschen ist in letzter Instanz doch immer die Persönlichkeit, der in sich geschlossene Kern, dem der ungetrübte Strahl des Selbstbewußtseins nach allen Richtungen hin entströmt und den Wilhelm von Humboldt höchst bezeichnend eine in der Erscheinung wurzelnde Idee genannt hat, welche aus Einzelnen so strahlend hervorleuchtet, daß sie die Form menschlicher Individualität nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Das Wirken eines großen Geistes erschließt sich nur unvollkommen in seinen Werken: rein und vollständig strömt es in die lebendige Erscheinung über und läßt den wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen. Diesen wunderbaren Zauber, der in der Persönlichkeit liegt, kann die Kritik für ihr Geschäft uneingeschränkt beanspruchen, und nur so erkläre ich es mir, warum Lessing's Name, zuverlässig für alle Zeiten, unter denen genannt wird, die dem deutschen Volke über Alles theuer, recht eigentlich ans Herz gewachsen sind. Wenn aber der Kritiker solchen persönlichen Gehalts entbehrt, so erscheint sein Gebaren doppelt widerwärtig, weil ihm gerade Das abgeht, was sein Beruf am nothwendigsten erfodert, daher auch das grimassenhaft gespreizte Unvermögen nirgends so jämmerlich erscheint als in den kritisch sein sollenden Redensarten, hinter denen nicht ein Funke persönlichen Geistes steckt. Es ist wol wahr und gereicht der Kritik zu nicht geringer Ehre, daß ein kritikloses Zeitalter unter aller Kritik ist; allein wenn man zu wählen hätte, so ist doch noch immer die Kritiklosigkeit einer Kritik vorzuziehen, welche unter der Kritik ist. Richtig angesehen aber hat es im Bereich der Weltgeschichte niemals ganz und gar an der kritischen Beize gefehlt: der blutige Haß Kain's legte den ersten kritischen Gedenkzettel schon in die Wiege der Menschheit und das letzte Blatt des weltgeschichtlichen Folianten heißt endloses Papier, mit Patenttinte beschrieben.

Welche Bewandtniß es mit der Kritik zwar nicht immer hat, aber doch haben sollte, ergibt sich schon aus dem Namen, der seiner sprachlichen Abstammung nach der Kritik auf dem Gebiete der geistigen Natur dieselbe Stelle anweist, welche auf dem Gebiete der Materie die Chemie behauptet. Die Kritik ist eine geistige Scheidekunst, und wenn es wahr ist, daß das innerlich Verwandte auch in den noch soweit auseinanderliegenden Sphären menschlicher Erkenntniß gleichen Schritt hält, so dürfte man aus den riesenhaften Fortschritten der neuern Chemie den

Schluß ziehen, daß auch die moderne Kritik ihren Gesichtskreis gegen früher unendlich erweitert haben müsse. In gewissem Betracht ist dies auch wirklich der Fall. So wie die Chemie sich aus den Windeln der Alchemie in dem Augenblick losmachte, wo man den gasförmigen Zustand der Materie, zunächst durch Zerlegung der Lebensluft, kennenlernte, so datirt die wissenschaftliche Kritik, in der universellen Bedeutung des Wortes, erst von der Auflösung jenes äußerlichen Autoritätsprincips, das durch einen einfachen Machtspruch einzelne Erscheinungen in der Geschichte dem Urtheil der Kritik entziehen zu müssen vorgab. Lessing's „Wolfenbütteler Fragmente" sind um dieselbe Zeit verfaßt, als Priestley seine Bemerkungen über verschiedene Luftarten schrieb. Andererseits freilich fehlt viel, daß, den Ausgangspunkt abgerechnet, die neuere Kritik sich derselben gedeihlichen Entwickelung zu erfreuen hätte wie die Chemie, obschon auch diese ihr letztes Wort noch keineswegs gesprochen hat, über die wägbare Erscheinungsweise der Materie noch nicht hinausgekommen ist. Die Chemie scheidet die Körper, die Kritik die Geister und um Beides zu bewerkstelligen, bedarf es einer auseinanderhaltenden, das Massenhafte auflösenden Wirksamkeit. Die Menschheit verhält sich kritisch, sobald der Einzelne der Masse gegenüber das Recht, ein eigenes Urtheil zu haben und geltend zu machen, für sich beansprucht. Daher lassen sich kritische Anklänge allbereits in dem Naturzustande oder bei solchen Menschenhaufen hören, die man Wilde nennt; nur darf man von einer derartigen Kritik nicht mehr erwarten als einen ungeschminkten Naturalismus. Ein Negerkönig läßt sich den ganzen Leib mit Talg einschmieren und mit einigen Pfunden Goldstaub überstreuen, um seinem europäischen Gaste sagen zu können: „Du bist nicht vom Biere trunken, sondern durch den Anblick meines Gesichts. Hast du Meinesgleichen je gesehen? Nein! Der Herrgott ist nur ein klein wenig größer als ich." So und nicht anders lautet das Glaubensbekenntniß der naturalistischen Selbstkritik, wonach der Tyrann der einzige Kritiker im Lande ist und Jedem den Kopf abschlagen läßt, der anders als auf dem Bauche kriechend dem Throne naht. Glücklicher Kritikus, der mit vollkommenster Selbstgenügsamkeit sich in seinem eigenen Fett und Golde bespiegelt! Aber glaube man nur nicht, diese Kaffernkritik sei allein in Afrika und nicht auch im civilisirten Europa zu Hause. Ganz im Gegentheil! Unser Zeitalter leidet an einem mörderischen Ueberfluß kritischer Kaffern und wenn es auch schlechten Geschmack verrathen würde, von dem Goldstaub jenes Negerkönigs eine kritische Nutzanwendung zu machen, so leuchtet es doch Jedem ein, daß nichts gewöhnlicher ist als die Kritik des brutalen Beliebens, die einen Einfall für den Ausbund von Weisheit und eine Grobheit für einen Euklidischen Beweis hält. Standrechtlich abzuurtheilen ist ein bequemes Ding, und wer einen unbequemen Verfasser hin-

terrücks todtmacht, hat noch obendrein den Vortheil, die wenigste Gefahr zu laufen.

Von der Wildenkritik und ihren naturaliſtiſchen Anwandelungen gelangen wir in unmittelbarer Reihenfolge zu der zweiten kritiſchen Phaſe, für die ſich wol am beſten die Bezeichnung „Chineſenkritik" eignet. Bekanntermaßen iſt China wo nicht das älteſte, ſo doch eins der älteſten Culturländer und die dortigen Bildungszuſtände ſind darum beſonders lehrreich, weil die Chineſen die Einzigen ſind, die den Faden ihrer Entwickelung fortgeſponnen haben, ohne ihn ein einziges mal reißen zu laſſen. Von einer culturloſen Kritik kann daher ſelbſtverſtändlich in China nicht mehr die Rede ſein: allein was an Culturelementen ſich vorfindet, hat den ganzen Beigeſchmack des ſtereotyp gewordenen Zopfthums, und das einzige kritiſche Inſtrument, das man dort kennt, iſt das Bambusrohr. Je größer der Segen iſt, der einem wohlgeordneten Familienleben innewohnt, deſto engbrüſtiger und einfältiger erſcheint der Staat, der nach Anlage und Haltung in den knapp zugeſchnittenen Maßverhältniſſen der Familie ſich bewegt und in China ganz das Ausſehen eines Rieſen hat, der in einem Kinderröckchen einhergeht. Und ſo verhält es ſich auch mit der einzigen, unabhängig von europäiſchem Einfluß in China herauskommenden Zeitung, dem „King-paò", d. i. Anzeiger aus der Reſidenz. Was in dieſem Staats-Anzeiger hin und wieder an raiſonnirenden Artikeln vorkommt, iſt von Anfang bis zu Ende in dem altklugen Fraubaſentone gehalten, der ſo gern mit dem breiten Behagen ſpießbürgerlicher Mittelmäßigkeit die Stelle der Kritik vertritt. In einem derartigen Leitartikel heißt es: „Sung-Kiun (der Miniſter) hat uns neulich zu wiſſen gethan, daß infolge ſeines hohen Alters ſein Rücken und ſeine Füße geſchwächt ſind, ſeine Augen ihre Schuldigkeit nicht mehr thun, die Hand zittert, wenn ſie Papiere unterzeichnen ſoll, und das Gedächtniß ſichtbar abnimmt. Deshalb bat er uns, ihn in Ruheſtand zu verſetzen und da wir gewohnt ſind, unſere Diener mit Billigkeit zu behandeln, gewährten wir ſeine Bitte und verabſchiedeten ihn, wobei wir ihm, als altem Armeegeneral, noch überdies unſer tiefes Bedauern darüber zu erkennen gaben, daß er den Dienſt verlaſſen müſſe. Aber wie erſtaunten wir, als wir gegen alles Erwarten vor einigen Tagen von demſelben Sung-Kiun einen neuen Bericht erhielten, in welchem er uns anzeigt, daß er ſeine Geſundheit wiedererlangt habe und daß er ſich ebenſo kräftig wie vorher fühle, weshalb er bitte, ihm ein neues Amt anzuweiſen. Obſchon wir nun auch letzteres Geſuch gleichermaßen in Betracht gezogen und ihm befohlen haben, den Commandantenpoſten der Mandſchudiviſion von der blauen Fahne anzunehmen, ſo können wir uns gleichwol nicht verſagen, die Bemerkung zu machen, daß nach den beiden Bittſchriften des Sung-Kiun, wovon die eine um den Abſchied, die andere

um Wiederanstellung nachsuchte, wir nicht die geringste Veränderung in seiner Gesundheit wahrgenommen haben, noch auch das geringste Anzeichen irgendeiner Krankheit. Das Alles kommt von seiner Wunderlichkeit und Rabulisterei her. In dem Verkehr zwischen dem Souverän und seinen Dienern müssen Aufrichtigkeit und Wahrheit die erste Stelle einnehmen. Obwol nun Sung-Kiun durch seine abgeschmackte und kopflose Aufführung dawider gehandelt hat, wollen wir uns für diesmal damit begnügen, daß wir es seinem eigenen Gewissen anheimgeben, ob er mit seiner Aufführung zufrieden sein kann, und allen Beamten der höhern Dienstordnung diejenige Umsicht und Achtsamkeit empfehlen, welche ihre Pflicht erfodert und die sie ihrem Monarchen schon der Gunstbezeigungen wegen, die sie von ihm erhalten haben, schuldig sind." Ein Mitglied des Obercensurcollegiums läßt es sich ein anderes mal beikommen, das kalte Frühlingswetter der über Christen verhängten Todesstrafe beizumessen; sofort ertheilt ihm der „King-pao" den Bescheid, er sei ein höchst alberner Mensch, der gar nichts von den Geschäften verstehe, sintemal im vergangenen Jahre der Schnee in der Hauptstadt sogar drei Fuß hoch gelegen habe und ein großer Unterschied in den Witterungsverhältnissen überhaupt gar nicht bemerklich sei. Uebrigens aber geschehe es den Christen ganz recht, wenn sie geköpft würden: warum hielten sie keinen chinesischen Hausgötzen. Da der chinesische Staats-Anzeiger das einzige Blatt ist, auf das man sich im Reich der Mitte abonniren darf, macht sich die kritische Galle Luft in Maueranschlägen, die zuweilen recht unhöflich abgefaßt sein sollen. Ins Deutsche übersetzt, heißt diese Chinesenkritik gevatter- und kameradschaftliche Handreichung, so uralt ist die Regel, daß eine Hand am besten die andere wäscht und daß man kritisch den Pelz waschen kann, auch ohne ihn naß zu machen. Ein chinesischer Ministerpräsident bat einmal seinen Kaiser, als dieser gerade bei guter Laune war, er möchte doch seinem verstorbenen Vater irgendeinen Ehrentitel beilegen, worauf der Fürst in den Staats-Anzeiger eine Urkunde des Inhalts einrücken ließ: „Eine Hungersnoth verwüstete das Reich: dein Vater gab Reis den Bedürftigen — welche Wohlthätigkeit! Das Reich war am Rande des Verderbens: dein Vater vertheidigte es mit Gefahr seines Lebens — welche Treue! Er gab gute Gesetze, erhielt den Frieden — welche Weisheit! Hiernach ist der Ehrentitel, den ich ihm ertheile: wohlthätig, treu und weise" — eine Titulatur, für die sich in unsern Ranglisten nicht leicht eine geeignete Stelle findet. Nun aber war der Verstorbene weiter nichts als ein richtiger Chinese gewesen, der weder Reis auszutheilen hatte, noch eine Flinte loszuschießen oder gar einen Gesetzesparagraphen zu machen verstand, wol aber waren dies lauter Verdienste des Sohnes, die titulariter dem Vater zugute geschrieben wurden. Dieses sinnreiche Verfahren erinnert gar sehr an das

köſtliche Axiom gewiſſer Kritiker: „Sie haben eine vortreffliche Stimme, denn Ihr Bruder bläſt die Flöte.“

Eilen wir aus der Stickluft des kritiſchen Schmarozerthums hinweg unter den Freiheit athmenden Himmel Griechenlands! Der aſiatiſche Kaſtenſtaat ebenſo wenig als der Familienſtaat weiß etwas von der den Gedanken adelnden Geſinnung, die allein aus dem Bewußtſein der Freiheit ſtammt. Im Orient iſt Alles Satzung, Ueberlieferung, Herkommen und der in ſeinem Willen Gebundene frei nur inſoweit, als er mit dem Kopfe nicht gegen das Eiſengitter anrennt, von welchem er ſich infolge ſeiner Geburt eingeſchloſſen findet. Von einer wahrhaft geiſtigen Scheidekunſt kann früher nicht die Rede ſein, bevor der erdige Beigeſchmack ſinnlicher Intereſſen und gewaltthätiger Regulative ſich auflöſt in dem duftenden Aether der Geſinnung und mannhaften Selbſtbeſtimmung. Im alten Aegypten mußte man erſt geſtorben ſein, um ein kritiſches Urtheil über ſich ergehen zu laſſen; war der unumſchränkte Herrſcher todt, ſo konnte Jedermann als Kläger gegen ihn auftreten und fiel die im Todtengericht ſich kundgebende öffentliche Meinung gegen den Verſtorbenen aus, ſo wurde ſein Name aus den Gedenktafeln der Nation geſtrichen. In Hellas dagegen war der Lebendige der Kritik verfallen und die Aufgabe des Kritikers überhaupt die ehrenvollſte und einflußreichſte, die man ſich denken kann, indem ſie darin beſtand, ſtatt des Buchſtabens und der Satzung den nationalen Geiſt, den Pulsſchlag genoſſenſchaftlicher Verbrüderung unangefochten und geſund zu erhalten. Bei den Griechen iſt das kritiſche Bewußtſein durch und durch national: der Antheil an der Allen gemeinſchaftlichen Freiheit ward nicht abgewogen nach vergilbten Statuten, ſondern nach dem Maße der Anſtrengungen, womit der Einzelne nach der Palme volksthümlichen Lebens und volksthümlicher Bildung rang. Es reichte die Grenze des Vaterlandes gerade ſoweit, als die das Ganze beſeelende geiſtige Kraft anziehend und zuſammenhaltend zu wirken vermochte, und frei muß das kritiſche Verhalten des Hellenen darum heißen, weil es keinem Zwang, keinem Muß, ſondern allein dem ſanften Zug der Sitte unterlag. Es maß ſich nicht Kraft an Kraft, ſondern Geiſt an Geiſt und in dem dadurch eingeleiteten Wechſelſpiel des Bindens und des Löſens, der linden Beweglichkeit, die alle Linien des geſellſchaftlichen Verbandes durchzitterte, ward die gehaltvolle Innerlichkeit in vollendete Kunſtformen gefaßt. Fragt man, worauf dieſe nationale Kritik zunächſt und hauptſächlich ihr Abſehen zu nehmen hatte, ſo wird die Antwort lauten müſſen: auf die Sophiſtik, dieſen gefährlichen Proteus, der in allen möglichen Schlangenwindungen den Kern nationaler Geſinnung zerfrißt und vergiftet. Wird der Forſchung freier Lauf gelaſſen, ſo kann es nicht anders geſchehen, als daß ſie hin und wieder über ihr eigentliches Ziel hinaus und auf Abwege ſich verirrt, um deren

willen die Dunkelmänner aller Zeiten sich zu der monströsen Foderung berechtigt hielten, es müsse die freie Forschung überhaupt untersagt werden. Als ob man die Sonne verbieten müßte, weil sie wol Einem den Kopf versengt! Gefährlich wird der Irrthum erst dann, wenn er die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Unwahrheit, zwischen Recht und Unrecht mit Bewußtsein und Absicht verwischt und den Schein an die Stelle der Wirklichkeit setzt. Denn damit greift man dem Volksgeist ans Leben und jede Kritik, die sich mit letzterm in Uebereinstimmung weiß, wird aus allen Kräften dahin zu wirken haben, das sophistische Gebaren in seiner ganzen Blöße aufzuzeigen.

Dieses seines kritischen Standpunktes wegen steht Aristophanes fast unübertroffen da. Oder sollte es weiter nichts sein als das prickelnde Gelüste des Lustspieldichters, der die Lacher des Theaterpublicums in Athen auf seiner Seite haben wollte, wenn Aristophanes dem Lederhändler Kleon die demagogische Haut, die diesen beständig juckte, tüchtig vergerbte; den Schatten kühler Denkungsart, in welchem Sokrates wandelte, lächerlich machte und die fadenscheinigen Tragödien des Euripides an den Pranger stellte? Nein: die politische, die philosophische, die poetische Gesinnungslosigkeit mit ihren für das Staatswesen gefährlichen Weiterungen war es, der der Kritiker zuleibe ging, und wenn er sich hinsichtlich des Sokrates auch in der Person versah, so war die Richtung, als deren Repräsentanten er Jenen figuriren ließ, es waren Skeptik und Sophistik wol werth, durch eine so beißende Lauge gezogen zu werden. Und wie hat er erst den souveränen Pöbel von Athen in der Person eines grämlichen, schwerhörigen, grillenhaften, kindisch gewordenen, jeder, auch der plumpsten Täuschung zugänglichen, von der Laune seines jeweiligen Bedienten abhängigen Alten durchgehechelt! Aristophanes verbirgt hinter der ausgelassensten Lustigkeit den ganzen Ernst einer nationalen Gesinnung, auf die der dunkle Schatten des Areopag fällt; er sah es kommen, das klägliche Ende der Demokratie, von der noch Perikles sagen konnte, daß sie der individuellen Neigung eines Jeden keinerlei beengende Fesseln anlege, sondern ihm gestatte, ohne argwöhnische Beaufsichtigung und harte Zuchtmittel zu leben. Immer höher stieg die Sturmflut des hereinbrechenden Verderbens, gegen das zum letzten male Demosthenes mit der Wucht seiner patriotischen Rede sich stemmte; die Sophistik trug den Sieg davon über den nationalen Sinn und Aeschines tröstete sich über den Verlust des Kranzes, den das enttäuschte Volk dem Demosthenes zuerkannte, nachdem es zu spät war, unter dem Hofgesinde Alexander's des Großen. Schon in Griechenland, noch weit augenfälliger aber in Rom drängt sich dem Beobachter die Bemerkung auf, daß in gesunden und naturkräftigen Bildungszuständen die productive Geisteskraft erst einen gewissen Höhepunkt erreicht haben muß, ehe

die Kritik mit dem Bedürfniß, an das Geleistete einen Maßstab der Beurtheilung zu legen, zur Geltung kommt. Bei den Römern ging dies soweit, daß sie erst in der Zeit ihres Verfalls kritisch zu werden anfingen, nachdem sie während ihrer Glanzperiode in unverfälschter und unwandelbarer Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbte Sitte und ohne allen Schmuck der Musen nach außen den Kampf um die Herrschaft der Welt, nach innen den preiswürdigern Kampf um bürgerliche Rechtsgleichheit gestritten hatten.

Sobald der antiken Welt ihr nationales Bewußtsein abhandengekommen war, brach sie rettungslos zusammen. Eine der merkwürdigsten, obwol alltäglichsten Erscheinungen im Bereich der Chemie ist der offenbar nach einem und demselben Naturgesetz vorsichgehende Proceß der Gährung und der Fäulniß. Sollte man es glauben, daß die ekelerregenden Wirkungen der Verwesung und die Verwandlung des trüben Weinmosts in den goldenen und duftenden Saft der Rebe dem nämlichen Grundphänomen entstammen? Mit der Kritik hat es eine ähnliche Bewandtniß: als Gährungsstoff einer Culturmasse beigemischt, löst sie die organischen Bestandtheile des geistigen Lebens entweder in einen widerlichen Verwesungszustand auf oder verarbeitet dieselben zu höhern und freiern Bildungen. Schon darum sollte man der Kritik nicht gram sein, so hart auch der Bäcker zu tadeln ist, der zu seinem Brot anrüchige Bierhefe nimmt. Im Busen des römischen Reichs, durch dessen Herzschlag die Blutwelle geistiger und sittlicher Ideen in die äußersten Verästelungen des ungeheuern Staatskörpers getrieben wurde, wenn ein Länderklumpen überhaupt noch den Namen eines Staatskörpers verdient, hatte die Kritik nur noch eine destructive, auflösende Wirkung und das höchste Lob der kritischen Weisheit bestand darin, sich gegen Alles und Jedes gleichgültig zu verhalten, nicht blos den höhern, selbst den höchsten Blödsinn gewähren zu lassen. Der Widerspruch war handgreiflich: Rom wollte die Welt beherrschen und seinen Anlagen, seinen natürlichen Größeverhältnissen nach war es blos ein Nationalstaat, der seinen Schwerpunkt sofort einbüßen mußte, wenn die nationale Schranke durchbrochen und ein Universalismus angestrebt wurde, für den es an einem sammelnden, vermittelnden, lebenschaffenden Mittelpunkt, an einer das ganze Menschengeschlecht umfassenden Gesinnung fehlte. Beim Erscheinen des Christenthums waren die Zustände überallemaßen kritisch, weil es keine sach- und naturgemäße Kritik mehr gab. Fast ohne Ausnahme entwerfen die gleichzeitigen Schriftsteller das abschreckendste Bild einer grenzenlosen Verworfenheit, für die kein einziges gemeinschaftliches Interesse mehr vorhanden war. Unter dem ungeheuern Kampf der Schlechtigkeit, der nach Seneca's Ausdruck täglich gekämpft wurde, drangen fremde Culte und Priester, Astrologen, Traumdeuter, Zauberer nach dem Mit-

telpunkt der damaligen Welt; der frivolste Unglaube stellte sich neben den finsterſten Aberglauben und das eingeimpfte Gift des Bösen griff mit solcher Raschheit die noch nicht ganz verdorbenen Bestandtheile an, daß in kürzester Frist das Ganze einem Chaos glich. Je nach dem allgemein menschlichen Standpunkt, den Jemand einnimmt, fällt das Urtheil über das Christenthum verschieden aus; wer jedoch durch die kleinen und untergeordneten Interessen des Tags sich den Blick nicht trüben noch verkürzen läßt, der wird bereitwillig einräumen, daß in der einfachen Thatsache des Christenthums eine sittliche Schöpfungskraft sich offenbart, wie sie weder vorher noch nachher in der Geschichte dagewesen. An die Stelle des sich selbst unverständlich gewordenen Nationalgeistes trat zum ersten mal das Bewußtsein des Weltgeistes, und was noch schwerer wiegt: die doch immer egoistische, der Sklaverei bedürftige Nationalgesinnung erweiterte sich zu einem uninteressirten Weltenherz. Damit waren auch für die Kritik die Kreise nicht blos weiter gezogen, sondern es hörte für sie überhaupt jede Einschränkung auf, sie betrat den Boden der Humanität und wurde weltbürgerlich, wobei es nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, daß das Prophetenthum des Alten Bundes mit dem Freimuth göttlicher Begeisterung gegen Hoch und Niedrig die Foderung einer Weltanschauung vertrat, welche auf dem Glauben an eine göttliche Weltregierung ruht.

Gerade diesen ihren humanistischen und weltbürgerlichen Charakter konnte die Christus-Religion nur sehr langsam und sehr unvollkommen zur Erscheinung bringen, da es überhaupt außerordentlich schwerhält, bis die Religion, dieses tiefinnerlichste Geheimniß des Menschengeistes, sich ins Gleichgewicht gesetzt hat mit der Summe der übrigen Bildungselemente, von deren Betrieb unser Geschlecht lebt. Jenes Senfkorn, von welchem das Evangelium handelt, hat, zum Baume erwachsen, zu Zeiten mehr Finsterniß als Schatten verbreitet, was der Idee des Christenthums an sich schon darum nicht den geringsten Abbruch thut, weil diese billigerweise nicht für Das verantwortlich gemacht werden kann, was oft lediglich Folge, keineswegs aber Wirkung ihrer geschichtlichen Erscheinung war. So wie die christliche Lehre und die christliche Kirche Jahrhunderte lang sich entwickelten, kann man diesen Vorgang kaum noch einen kritischen nennen: nicht der Gedanke entschied, sondern der Machtspruch, und wer es verschmähte, sich den Majoritätsbeschlüssen der Concilien und später dem allmächtigen Befehle des Vatican zu fügen, der endete meist in Verbannung und Elend. Was man mit dem allgemeinen Namen „Scholastik" belegt, ist keineswegs blos der wissenschaftliche Standpunkt des Mittelalters, sondern so sollte jegliche Erkenntnißweise heißen, der es an kritischem Salze fehlt und die ihre leeren Begriffe auf einen sandigen Grund baut. Ein Zeitbewußtsein wird unfehlbar dem Schola-

ſticismus oder jener Gelehrſamkeit verfallen, die gleich einer Schraube ohne Ende das abgeſtandene Waſſer ungenießbarer Wortdeutungen pumpt, wenn die Autorität ſich zwiſchen die Geiſter legt, die nach einem Ausdruck Luther's aufeinanderplatzen möchten, und dadurch jene kritiſche Reibung unmöglich macht, der die lichteſten Funken entſprühen. Der erſte nennenswerthe Verſuch, die Feſſeln des ſcholaſtiſchen Bannes zu ſprengen, fällt in das 12. Jahrhundert, vielleicht dasjenige der neuern Geſchichte, das die gewaltigſten Gegenſätze im Leben und Sterben zutage förderte, ſie aber nicht zu bewältigen und auszugleichen verſtand.

Schwegler's „Römiſche Geſchichte" und der Kampf der Stände in Rom.

Von

Karl Klüpfel.

A. Schwegler, „Römiſche Geſchichte". Bisjetzt zwei Bände. (Tübingen 1853—56.) *)

Neben Mommſen's „Römiſcher Geſchichte", welcher das „Deutſche Muſeum", 1856, I, 424 fg., 449 fg. und 729 fg., eine ausführliche Würdigung gewidmet hat, darf das gleichzeitige Werk von Schwegler nicht überſehen werden. Es erobert ſich nicht die Gunſt der Leſer durch jene Kunſt einer wahrhaft epiſchen Darſtellung, durch den Farbenglanz der Schilderungen von Zuſtänden und Perſönlichkeiten, durch Eröffnung neuer nationalökonomiſcher und politiſcher Geſichtspunkte, durch überraſchende Vergleichungen und Beziehungen zu den Verhältniſſen und Fragen der Gegenwart; es iſt kein Werk, das durch ſorgfältige Hinwegräumung alles gelehrten Apparats ſich ſalonfähig macht: aber es beſitzt Vorzüge, durch welche es ſich einen bleibenden wiſſenſchaftlichen Werth ſichert, ohne darum in der Darſtellung hinter den Anfoderungen hiſtoriſcher Kunſt zurückzubleiben. Während Mommſen die ſeiner Darſtellung zugrunde liegenden kritiſchen Unterſuchungen nur ahnen läßt und keine Brücke ſchlägt zwiſchen der alten Tradition und den durch die For-

*) Wie unſere Leſer ſich aus unſerer Mittheilung in Nr. 3 d. Bl. erinnern, iſt der Verfaſſer nachſtehend beſprochenen Werkes vor einigen Wochen durch einen plötzlichen Tod ſeinen zahlreichen Schülern und Freunden ſowie der Wiſſenſchaft, um die er ſich ſo viele Verdienſte erworben hat, vorzeitig entriſſen worden. Inzwiſchen ſoll der dritte und letzte Band der „Römiſchen Geſchichte" ſich in ſeinem Nachlaß vollendet vorgefunden haben, ſodaß die Herausgabe deſſelben binnen kurzem zu erwarten ſteht. Daß der obige Aufſatz noch vor Schwegler's Tod geſchrieben worden, braucht wol kaum bemerkt zu werden. D. Red.

ſchung ſeit Niebuhr gewonnenen veränderten Anſchauungen, faßt Schwegler mit ſicherer Bewältigung des gelehrten Stoffs die Arbeit der neuern Kritik zuſammen und weiſt uns mit klarer Gründlichkeit nach, warum die Ueberlieferungen der ältern römiſchen Zeit nicht als Geſchichte genommen werden können. Er hat das von Niebuhr begonnene, zum Theil nur auf inſtinctiver Anſchauung und Ahnung beruhende Werk mit den Mitteln der neuern Philologie und Rechtsgeſchichte ins Einzelne durchgeführt, berichtigt und ergänzt und ſo eine für alle künftige wiſſenſchaftliche Beſchäftigung mit römiſcher Geſchichte unentbehrliche Grundlage geſchaffen. Mit einer gewiſſenhaften Gelehrſamkeit, der nicht leicht eine auszunützende Beweisſtelle oder irgend beachtenswerthe Arbeit eines Vorgängers entgeht, verbindet Schwegler eine ſichere Beherrſchung des Stoffs, die nirgends nur rohes Material mitſchleppt; einen Scharfſinn der Unterſuchung, der überall treffend den Punkt herauszufinden weiß, auf den es ankommt; eine Gabe echt hiſtoriſcher Darſtellung, welche den unvermeidlichen kritiſchen Erörterungen das geſchichtliche Ergebniß anſchaulich zur Seite zu ſtellen weiß, und eine geſunde politiſche Beurtheilung, welche der Mommſen's ſchwerlich nachſteht. Wenn er auf Vergleichungen mit der Gegenwart, auf Anwendung politiſcher Schlagworte, auf Belebung durch eine beſtimmte Parteifarbe verzichtet, ſo iſt dies nicht die Schwerfälligkeit des der Gegenwart fremd gewordenen Gelehrten, ſondern eine gewiſſenhafte Enthaltſamkeit, welche eine freiere Bearbeitung und beſtimmtere Färbung nicht für zuläſſig hielt, wo man ungeachtet der gründlichſten Ausbeutung der Quellen die Hergänge ſammt ihren Urſachen doch nur ungenau und unvollſtändig kennt.

Schwegler's kritiſcher Standpunkt iſt, wie wir bereits angedeutet, im Weſentlichen der Niebuhr's, jedoch mit nicht unerheblichen Modificationen. Während Niebuhr von der Vorausſetzung ausgeht, die Geſchichte des älteſten Rom ſei ein Werk der Volkspoeſie und in Liedern fortgepflanzt worden, findet Schwegler in den Ueberlieferungen der erſten ſechs Könige keinen Anflug poetiſcher Farbe und in den ganz nüchternen und trockenen Sagen von Numa, Tullus Hoſtilius, Ancus Marcius und Tarquinius Priscus keine Spur von einer Volksdichtung, die man ſich in Liedern überliefert denken könnte. Die Sage von dem Despoten Tarquinius wäre nun zwar reich an dichteriſchen Farben und dramatiſchen Effecten, aber gerade von ihr läßt ſich nachweiſen, daß ſie großentheils ſchriftſtelleriſche Erfindung iſt und namentlich manche Züge und Erzählungen aus Herodot erborgt ſind. Ueberdies erſcheint es Schwegler ſehr unwahrſcheinlich, daß bei den nüchternen, mit vorherrſchender Anlage zur Reflexion und Erwerbthätigkeit begabten Römern, die gerade in ihren beſſern Zeiten Dichtkunſt und Dichter geringgeſchätzt

haben, epiſche Volkspoeſie je geblüht habe. Dann findet er auch in der altrömiſchen Ueberlieferung keineswegs Spuren plebejiſchen Parteiintereſſes, was man bei einer Volkspoeſie doch vorausſetzen müßte, ſondern vielmehr vorherrſchend patriciſchen Geiſt. Endlich ſcheint ihm der Umſtand doch ſtark gegen die Niebuhr'ſche Vermuthung zu ſprechen, daß keins jener Lieder ſich erhalten, daß keiner der vielen Antiquare und Grammatiker ſie erklärt oder auch nur erwähnt. Der entſcheidendſte Grund gegen die Niebuhr'ſche Hypotheſe iſt ihm aber der Charakter und Inhalt der traditionellen Geſchichte des älteſten Rom, die, in der Hauptſache ein Product der Reflexion und verſtändigen Nachdenkens, ſich an Gegebenem, an überlieferten Namen, Thatſachen, Einrichtungen, Gebräuchen, Heiligthümern, Cultgegenſtänden und ſonſtigen Ueberreſten der Vorzeit emporgerankt hat. Im Gegenſatz zu Niebuhr faßt Schwegler den Hauptinhalt der altrömiſchen Ueberlieferung als ätiologiſche Mythen, d. h. als Erzählung von Ereigniſſen und Vorgängen, die erſonnen oder erklügelt worden ſind, um das Vorhandenſein oder die Benennung eines Gebrauches, einer Sitte, eines Cultes, einer Einrichtung, einer Oertlichkeit, eines Monuments u. ſ. w. genetiſch zu erklären. Er denkt ſich den Proceß der Entſtehung des Syſtems von Mythen und Sagen mit geſchichtlichem Hintergrund in folgender Weiſe: „Die echt wahrhaftige Ueberlieferung über Roms Gründung und älteſte Schickſale, falls es je eine ſolche gegeben, hat ſich frühzeitig verloren, was wol nicht anders ſein konnte, da ſie weder durch ſchriftliche Aufzeichnung noch durch feſte poetiſche Geſtaltung vor Untergang und Verfälſchung bewahrt war. Mit dem Nichtwiſſen hat man ſich aber nicht beruhigt, ſondern das Bedürfniß gefühlt, die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen und unter Zugrundelegung der dunkeln Erinnerungen und abgeriſſenen Sagen, die ſich erhalten, aus Eigennamen, Monumenten, Einrichtungen und Gebräuchen ſich eine Geſchichte herausgeklügelt. An bewußte Täuſchung, an gefliſſentliche Fälſchung der Geſchichte iſt dabei von ferne nicht zu denken, im Gegentheil man lebte in dem guten Glauben, in jenen Erzählungen die wirklichen Hergänge glücklich errathen, die urſprüngliche Geſchichte reconſtruirt zu haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die auf dieſe Weiſe erkünſtelte Geſchichte nicht gleich von Anfang an jenes zuſammenhängende Ganze war, wie es in den römiſchen Geſchichtswerken vorliegt; dieſes Ganze iſt natürlich erſt durch Verknüpfung und Zuſammenarbeitung, zum Theil wol erſt durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit und Reflexion entſtanden." Neben dieſen ätiologiſchen Mythen nimmt Schwegler auch die Einwirkung von Rechts- und Verfaſſungsüberlieferungen und deren Deutungsverſuche als mitwirkend an. Das Geſchäft ſeiner Kritik iſt nun, dieſe verſchiedenen Elemente der Tradition auseinanderzulegen und den wirklichen Hergang, ſoweit es möglich iſt, aufzuhellen.

Dieſes Verfahren findet natürlich beſonders auf die Königzeit, welcher der erſte Band gewidmet iſt, ſeine Anwendung. Mit dem Beginn der Republik gewinnt die römiſche Ueberlieferung einen ganz andern Charakter, ſie iſt nicht mehr aus Sage und mündlicher Ueberlieferung, ſondern aus ſchriftlichen Aufzeichnungen geſchöpft, ſtellt jedoch der ausſcheidenden Kritik nichtsdeſtoweniger noch manche Aufgabe. Doch iſt hier der Geſchichtſchreibung ein weit günſtigerer Stoff zu fortſchreitender Darſtellung gegeben, namentlich iſt es die ungemein intereſſante Entwickelung des Kampfes zwiſchen den Patriciern und Plebejern, welche jetzt in den Vordergrund tritt. Dieſer Hauptinhalt der Darſtellung iſt ſchon auf dem Titel von Schwegler's zweitem Bande angekündigt, der den Separattitel führt: „Römiſche Geſchichte im Zeitalter des Kampfes der Stände." Wir glauben für dieſen Gegenſtand auch bei den Leſern des „Deutſchen Muſeum" ein lebhafteres Intereſſe vorausſetzen zu dürfen und wollen, der Darſtellung Schwegler's folgend, verſuchen, ein Bild dieſes Kampfes in ſeinen Hauptzügen zu geben.

Der Kampf der römiſchen Stände zerfällt in zwei Perioden. Die erſte begreift den Zeitraum bis zum Decemvirat, die zweite denjenigen bis zur Herſtellung vollſtändiger Rechtsgleichheit zwiſchen beiden Ständen. In der erſten Periode, von welcher der vorliegende zweite Band Schwegler's handelt, geht das Streben der Plebs noch nicht wie ſpäter auf Theilnahme an der Regierungsgewalt, auf politiſche Rechte, ſondern zunächſt auf Abwehr der Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten des herrſchenden Standes. Die ſpätere römiſche Tradition ſtellt den Sturz des Königthums als eine That nationaler Erhebung, als eines nach Freiheit dürſtenden Volks dar. Dies war er aber keineswegs, vielmehr ging der Sturz des Königthums von den patriciſchen Geſchlechtern aus und die Plebs verlor in den Königen ihre natürlichen Patrone, ihre Beſchützer gegen den patriciſchen Stand, wogegen die Patricier infolge jener Umwälzung in den alleinigen Beſitz der Staatsgewalt kamen, die bisher von den Königen ausgeübt worden war. Anfangs, ſolange der Beſtand der neuen Verfaſſung noch unſicher war, ſcheint der herrſchende Stand ein entgegenkommendes und gewinnendes Benehmen gegen die Plebs beobachtet zu haben. Aber bald werden Klagen über die unbefriedigte gedrückte Lage der Plebs laut, die, wenn man die damalige Verfaſſung näher betrachtet, nicht ohne Grund geweſen ſind. Die politiſchen Rechte der Plebejer waren wirklich ſehr beſchränkt. Einmal waren für die Magiſtrate nur Patricier wählbar, dann hatte die Plebs keine freie Wahl, ſondern nur über die vom Senat vorgeſchlagenen Candidaten abzuſtimmen. In der Geſetzgebung entbehrte ſie das Recht der Initiative und überhaupt fehlte es ihr an jedem verfaſſungsmäßigen Organ, ihre Anliegen und Bedürfniſſe auch nur zur Sprache und Verhandlung zu brin-

gen. Auch im perſönlichen Rechtsſchutz kamen die Plebejer zu kurz, da die Rechtspflege in den Händen der Patricier war, die allein die Kenntniß des Rechts und der für Handhabung deſſelben nöthigen Formeln hatten, die ſich wie eine Geheimlehre im Patricierſtand fortpflanzte. Am ſchlimmſten aber waren die Plebejer in finanzieller Beziehung daran. Schon in Betreff der Beſteuerung waren ſie weit ungünſtiger geſtellt als die Patricier, da bei dem Anſatz der Grundſteuer nicht das reine Vermögen, ſondern nur das Grundeigenthum in Berechnung kam und ein großer Theil des patriciſchen Beſitzes in Staatsländereien beſtand, die nicht ſteuerbar waren. Ueberdies beſaßen die Patricier, wie es ſcheint, durch Seehandel reich geworden, große Capitalien, die ſie an die Plebejer gegen hohe Zinſen auszuleihen pflegten. Dieſes Schuldverhältniß war für die Plebejer um ſo drückender, da ein ſehr ſtrenges Schuldrecht beſtand, das den Gläubiger berechtigte, den zahlungsunfähigen Schuldner ohne weitere Vermittelung der Obrigkeit in die Schuldknechtſchaft abzuführen. An die auf einmal, man ſieht nicht klar durch welche beſondere Verhältniſſe, geſteigerte Schuldennoth der Plebejer knüpft ſich die erſte nachdrückliche Bewegung für Erweiterung der Volksrechte, die darin beſtand, daß das Volk ſich weigerte, Kriegsdienſte zu thun, und dann durch Verſprechungen für Erleichterung ſeines Schuldenſtandes bewogen, ſich doch zum Dienſte zu ſtellen, nach beendigtem Kriege in ſeinen Erwartungen getäuſcht, auf einem benachbarten Berg ſich zuſammenrottete und ein befeſtigtes Lager aufſchlug. Dieſe drohende Stellung des Volks führte zu Unterhandlungen, deren Ergebniß ein im Jahr 260 nach Erbauung der Stadt zuſtande gekommener Vertrag war, in welchem der Plebs ein eigener Magiſtrat zugeſtanden wurde, der das Recht haben ſollte, die Angehörigen der Gemeinde gegen die patriciſchen Magiſtrate in Schutz zu nehmen. Es waren die perſönlich unverletzlichen Volkstribunen. Die Plebs hatte nun ein geſetzliches Organ der Oppoſition, ein für die ganze römiſche Verfaſſungsgeſchichte höchſt wichtiges Inſtitut, deſſen Gewalt ſich im Laufe der Zeit zu einer ſchrankenloſen, den ganzen Staat beherrſchenden Macht entwickelt hat. Wahrſcheinlich war mit der Einſetzung des Tribunats auch ein Zugeſtändniß in Betreff der Schuldennoth verbunden, welche den Angelpunkt der Bewegung gebildet hatte, aber die Geſchichtſchreiber erwähnen nichts davon und es iſt auch dem neueſten gelehrten Forſcher nicht gelungen, eine Spur davon ausfindig zu machen. Faſt gleichzeitig mit den Tribunen erſcheint eine zweite plebejiſche Obrigkeit, die Aedilen, die Polizei- und Finanzbeamten der Gemeinde, ferner nicht lange nachher ein plebejiſches Richtercollegium, die judices decemviri.

So entſtand dem Patricierſtaat gegenüber ein zweites in ſich abgeſchloſſenes Gemeinweſen mit eigenen ſelbſtgewählten Obrigkeiten für Verwaltung, Finanzen und Rechtspflege und es zeugt von großem poli-

tiſchen Verſtand und Inſtinct, daß in dem Doppelſtaat nie ein unheilbarer Riß entſtanden iſt, daß die beiden Gemeinden, ſtatt ſich gegenſeitig aufzureiben, in jahrhundertjährigem Kampfe nach Niederreißung der trennenden Schranken zu einem einheitlichen Gemeinweſen verwachſen ſind. Ein weiterer ſehr wichtiger Schritt für Sicherung der Rechte der Plebs geſchah 30 Jahre nach Gründung des Tribunats durch den Antrag des Tribunen Terentillus Arſa auf Abfaſſung eines geſchriebenen Geſetzbuchs, um die Kenntniß des geltenden Rechts, das bisher als eine Art Geheimlehre unter den Patriciern fortgepflanzt worden war und deſſen Anwendung größtentheils von dem Ermeſſen der Conſuln abhing, durch ſchriftliche Feſtſetzung auch den Plebejern zugänglich zu machen und zugleich die Macht der Conſuln zu beſchränken. Wie weit die Foderung des Terentillus ging, darüber weichen die Berichterſtatter ab. Dionyſius von Halikarnaß ſtellt es ſo dar, als ob blos die Abfaſſung und Einführung einer geſchriebenen der allgemeinen Kenntniß zugänglichen und beiden Ständen gemeinſchaftlichen Civil- und Criminalgeſetzgebung gefodert worden wäre, nach Livius aber wäre der Hauptzweck die Beſchränkung der conſulariſchen Gewalt durch geſchriebene Geſetze geweſen. Ein Jahrzehnd verſuchten die Tribunen vergeblich dieſen Geſetzesvorſchlag zur Annahme zu bringen, immer wußten es die Patricier durch dazwiſchengeworfene Kriegsunternehmungen zu hintertreiben. Endlich im Jahre 300 nach Gründung der Stadt vereinigte man ſich auf den Vorſchlag, daß ein beiden Ständen gemeinſchaftliches Landrecht verfaßt werden ſollte und zwar von einer nur aus Patriciern gewählten Geſetzgebungscommiſſion. Neben den Beſtrebungen für Garantien des Rechtsſchutzes zu Gunſten der Plebs liefen auch die Verſuche zur Verbeſſerung der ökonomiſchen Lage der Plebejer, durch Theilnahme an der Nutznießung der durch Eroberung gewonnenen Staatsländereien. Ein großer Theil des eroberten Landes wurde nämlich nicht vertheilt, ſondern nach ergangener Aufforderung von Einzelnen gegen Entrichtung einer jährlichen Abgabe in Beſitz genommen und angebaut. Dieſe Nutzung der Staatsländereien hatten aber die Patricier als Vorrecht ihres Standes für ſich allein in Anſpruch genommen und es drehte ſich mehre Jahrhunderte lang hindurch die tribuniciſche Agitation um die Aufgabe, dieſem patriciſchen Vorrechte ein Ende zu machen und auch für die Plebejer einen Antheil an dem gemeinen Feld zu erringen. Der erſte energiſche Schritt in dieſer Sache geſchah aber nicht von einem Plebejer, ſondern von einem Patricier, dem Spurius Caſſius, der drei mal Conſul geweſen war, zwei mal triumphirt hatte, dem erſten Römer, deſſen politiſche Größe hiſtoriſch beglaubigt iſt. Ueber den Inhalt des von ihm gemachten Geſetzesvorſchlags iſt uns zwar keine genaue Nachricht überliefert worden, ſoviel aber iſt ſicher, daß Caſſius einen anſehnlichen Theil des gemeinen

Feldes an die Plebejer vertheilt wiſſen wollte. Sein Ackergeſetz erhielt während ſeines folgenden Conſulats Geſetzeskraft, wurde aber ungeachtet wiederholter Agitation der Tribunen nie ausgeführt, und die patriciſche Partei wußte den Urheber des ihr ſo verhaßten Geſetzes zur Rache für den vermeintlichen Verrath in einen peinlichen Proceß wegen Strebens nach Alleinherrſchaft zu verwickeln und es dahin zu bringen, daß er vom Volke ſelbſt zum Tode verurtheilt wurde. Das Urtheil ſoll der Sage nach von ſeinem eigenen Vater vollzogen worden ſein. Die agrariſche Frage blieb aber fortwährend das Ziel tribuniciſcher Agitation und wurde die Triebkraft der heftigſten Bewegungen.

Einen Wendepunkt des Ständekampfes bildet die Geſetzgebung der Decemvirn. Vor dem Decemvirat beſchränkte ſich die Plebs auf Schutz, Vertheidigung und Abwehr; ſie ſuchte ſich von der patriciſchen Bürgerſchaft ſoviel als möglich abzuſondern und als eigene ſelbſtändige Gemeinde feſtzuſetzen. Sie hatte für ihren oberſten Magiſtrat nicht die Befugniſſe verlangt, zu befehlen und zu regieren, ſondern nur ihre Angehörigen gegen die patriciſchen Magiſtrate zu ſchützen und jeden Misbrauch der conſulariſchen Gewalt von ihnen abzuwehren. Ebenſo charakteriſtiſch für den Geiſt der plebejiſchen Beſtrebungen war der Geſetzvorſchlag des Tribuns Terentillus, welcher beantragte, daß die conſulariſche Amts- und Strafgewalt, ſoweit ſie ſich auf die Plebs erſtreckte, durch geſchriebene Geſetze beſchränkt werden ſolle und zwar ſolle die Plebs zu beſtimmen haben, wie viel Gewalt ſie dem Conſul über ſich einräumen wolle. Der Vorſchlag des Terentillus hat keineswegs jene gemeinſchaftliche Geſetzgebung, die ſpäter aus ihm hervorging, bezweckt und gefodert; er wollte vielmehr eine geſetzliche Schranke zwiſchen den Conſuln und der Plebs aufgeführt wiſſen. Wären dieſe Beſtrebungen mit Conſequenz fortgeſetzt worden, ſie hätten nothwendig dazu führen müſſen, daß die eine Republik in zwei ſelbſtändige und locker verbundene Föderativſtaaten auseinandergegangen wäre. Dazu kam es aber nicht und zwar eben infolge der Decemviratgeſetzgebung, welche, indem ſie beiden Ständen ein gemeinſchaftliches Civil- und Criminalrecht gab, die Gleichſtellung der beiden Stände auch in politiſchen und gottesdienſtlichen Rechten zur Conſequenz hatte und ſomit den Beſtrebungen der Plebs eine veränderte Richtung gab. Ihr Ziel war von jetzt an die politiſche Gleichſtellung und Verſchmelzung der Stände, die Wegräumung der Schranken, durch welche ſie bisher voneinander geſchieden waren, die Herſtellung eines einheitlichen Staats. Die Patricier mußten im folgenden Jahrhundert eine Reihe von Zugeſtändniſſen machen und ihre bisherigen Vorrechte mit der Plebs theilen; ſo beſtimmte das canuleiiſche Geſetz vom Jahr 309, daß die bis dahin nicht geſetzlich anerkannte Ehe zwiſchen den Patriciern und Plebejern als eine echtrömiſche gelten

ſolle; in demſelben Jahre erhielten die Plebejer Antheil im Regiment durch die Einſetzung von Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt, und im Jahre 387 ging ein Geſetz durch, welches beſtimmte, daß wenigſtens der eine der Conſuln ein Plebejer ſein müſſe; in den folgenden Jahrzehnden erhielten die Plebejer auch vollends den Zutritt zur Dictatur, Cenſur und Prätur, endlich ſogar zu den geiſtlichen Aemtern des Augurats und Pontificats. Die Zulaſſung zum Beſitz und Genuß des gemeinen Feldes erfolgte gleichzeitig mit der Theilung des Conſulats. Während vor dem Decemvirat der patriciſche Adel nichts an ſeinen Privilegien eingebüßt und das Regiment ausſchließlich in ſeinen Händen behalten hatte, wurden nach jenem Wendepunkt ſchrittweiſe alle Privilegien abgeſchafft.

Die Art, wie die römiſche Plebs ihren Kampf geführt hat, iſt der größten Anerkennung werth. Sie hat ſich immer nur geſetzlicher Mittel bedient und aller Gewaltthaten enthalten; ihre Hauptwaffe war der paſſive Widerſtand. Sie iſt nie auf Umſturz, ſondern immer nur auf zeitgemäße Beſſerung und organiſche Fortbildung des Beſtehenden ausgegangen. Während in den Parteikämpfen, in welchen ſich die Staaten Griechenlands ſowie die italieniſchen Republiken des Mittelalters zerfleiſcht haben, ſoviel Blut vergoſſen, ſo mancher Gräuel verübt worden iſt, hat die römiſche Plebs ihre Hände nie mit Blut befleckt, nie den geſetzlichen Boden verlaſſen. Die ſiegende Partei hat ihren Sieg immer nur mit Mäßigung benutzt, nie die beſtehende Verfaſſung umſtürzen und eine neue nach ihren Parteiintereſſen bemeſſene einführen wollen, nie an beſtehenden Einrichtungen, Behörden und Gewalten gerüttelt, ſondern immer nur gleichen Antheil an denſelben verlangt. Während bei andern Kämpfen um Sein und Nichtſein der Parteien die ſiegreiche Partei die beſiegte oft grauſam verfolgt, ausgetrieben, verbannt, ja ausgerottet hat, ſo hat es die römiſche Plebs nie auf Ausſtoßung oder Beraubung der Patricier angelegt. Dieſe blieben an der Spitze der Republik und behielten auf immer eine bevorzugte Stellung. Einen richtigen Takt hat die Plebs bei ihren Beſtrebungen auch darin bewährt, daß ſie ihr Endziel ſchrittweiſe verfolgt und nicht im erſten Beginn des ſtändiſchen Kampfes Dasjenige gefodert hat, was nur das letzte Ziel ihres Strebens und die Frucht langjährigen Ringens ſein konnte, die Theilung des Regiments, die Zulaſſung zum Conſulat und dgl. In dieſem ſchrittweiſen Vordringen hat die römiſche Plebs auch dadurch ein großes Beiſpiel gegeben, daß ſie ihr Ziel mit männlicher Feſtigkeit und unermüdlicher Ausdauer verfolgt hat, ohne ſich durch ſchlechte Erfolge und Niederlagen entmuthigen zu laſſen; ſie hat gezeigt, was Geduld, Zähigkeit und Ausdauer in politiſchen Parteikämpfen vermögen. Hat Schwegler in dieſer Weiſe die

Sache der Plebs geführt, ſo übt er dagegen auch Gerechtigkeit gegen die Patricier, indem er anerkennt, daß ſie ihren Beſitzſtand vertheidigt haben, und dabei der Ueberzeugung geweſen ſeien, in ihrem vollkommenen Rechte zu ſein. Zu ihren Gunſten hebt er auch ganz richtig das Urtheil ihrer Gegner, der Plebejer, hervor, die während der erbitterſten Parteikämpfe nie Misachtung oder moraliſche Geringſchätzung gegen den Patricierſtand an den Tag gelegt, ſondern ihm gegenüber immer eine gewiſſe ehrerbietige Haltung beobachtet haben. Auch Livius rühmt ja wiederholt die modestia, welche die Plebs in ihrem Kampfe mit den Patriciern bewahrt habe.

Schwegler zieht im Verlaufe ſeiner Darſtellung intereſſante Parallelen zwiſchen dem römiſchen Ständekampf und den Parteikämpfen der griechiſchen Republiken und dem Anſtreben der Zünfte gegen die Geſchlechter in den deutſchen Reichsſtädten. Jene, die griechiſchen Kämpfe, unterſcheiden ſich zu ihrem Nachtheil weſentlich von der römiſchen. Sie ſind voll von Freveln und Mordthaten, während ſie in Rom in der Regel ohne blutigen Zuſammenſtoß abgelaufen ſind. In Griechenland hat jeder Sieg der einen Partei auch eine neue im Intereſſe der Sieger entworfene Verfaſſung und Geſetzgebung zur Folge gehabt; in Rom hat die Plebs nach allen Siegen doch nie den Umſturz der beſtehenden Verfaſſung angeſtrebt. In den deutſchen Reichsſtädten, wo ſich die Zünfte zu den Geſchlechtern ganz ähnlich verhalten wie die römiſche Plebs zu den Patriciern, waren die Beſtrebungen jener nur auf Gleichberechtigung, auf einen verhältnißmäßigen Antheil an Regierung und Verwaltung gegangen und hatten eben darum nicht einen Umſturz der beſtehenden Verfaſſung, ſondern nur eine Aenderung der Standesverhältniſſe herbeigeführt.

Die Ausbildung der römiſchen Verfaſſung durch den Parteikampf der Stände iſt ſicherlich einer der intereſſanteſten, an politiſcher Lehre und Erfahrung reichſten Vorgänge, die wir in der Geſchichte haben. Es verlohnt ſich daher wol der Mühe, dieſe Entwickelung in ihren Einzelheiten kennenzulernen und alle Mittel der Gelehrſamkeit und des Forſchungsgeiſtes aufzuwenden, um die Anſchauung davon möglichſt klar und von Irrthümern gereinigt herzuſtellen, und es iſt als ein glückliches Geſchick zu preiſen, daß zwei ſo ausgezeichnete Gelehrte wie Mommſen und Schwegler ſich mit der ganzen Kraft ihres Talentes und Fleißes dieſer Aufgabe gewidmet haben.

Digitized by Google

Shakſpeare in Frankreich.

Von

Karl Grün.

Ludwig Napoleon ſoll zur Zeit der zehnjährigen Präſidentſchaft geſagt haben: die Tuilerien raubten ihren Bewohnern den Verſtand. Wer die Rede des Poeten Ponſard geleſen hat, kann ſagen, daß dieſer architektoniſche Einfluß noch viel beſtimmter von der Franzöſiſchen Akademie gilt. Oder ſoll man einen Menſchen ernſt behandeln, der ſich nicht genirt zu ſagen: „Man kann es behaupten und wiederholen, denn die Gemeinplätze von ehemals ſehen heute wie Paradoxen aus: Racine iſt einfach, ſehr einfach, viel natürlicher als Goethe, der ſehr affectirt iſt, ebenſo natürlich wie Shakſpeare, ſo oft Shakſpeare natürlich iſt.“ Wir haben einmal geleſen: „Die Natur wollte wiſſen, wie ſie ausſähe, und ſie ſchuf Goethe.“

Lichtenberg hat den bekannten Scherz mit dem Meſſer ohne Klinge gemacht, wovon das Heft abhandengekommen. Aber Hr. Ponſard, der kein Humoriſt iſt, ſagt im trockenſten Ernſte: „Die Opfer, die wir dem ſtrengen Geſetz der Einheit von Zeit und Ort gebracht haben, die Vertrauten, die langen Erzählungen, die ſtetige edle Haltung, welche die familiären, in den griechiſchen Tragödien ſo intereſſanten Einzelheiten verwirft, dieſelbe Wahl der Ausdrücke bei Subalternen und Königen, etliche galante Wendungen, am Hofe Ludwig's XIV. gebräuchlich, aber ſeltſam im Munde eines Pyrrhus und Nero: das gehörte der Zeit an, und das iſt der Zeit zum Opfer gefallen.“ Da muß man mit dem „ſehr affectirten“ Goethe fragen: „Was iſt denn an dem ganzen Kerl noch original geblieben?“

Die Franzoſen haben in ihrem gegenwärtigen Fegfeuer manche Unarten abgelegt, Viele haben ſich draußen etwas umgeſehen; aber Hr. Ponſard ſcheint uns zeigen zu wollen, daß die Miſtgabel noch immer ein ſo ſchlechtes chirurgiſches Inſtrument iſt wie zu den Zeiten des Horaz:

„Es gab eine Zeit, wo wir ſo eiferſüchtig auf den Ruhm unſers Landes waren, daß wir ihm alle fremdländiſchen Berühmtheiten wie Barbaren opferten. Das war Patriotismus, aber ein engherziger Patriotismus. Heute finden wir Vergnügen daran, unſere eigenen Meiſterwerke zu den Füßen der engliſchen und ſogar der deutſchen Poeten zu erniedrigen.“ Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Sollte es wirklich auf der Welt ſo etwas geben wie eine deutſche Literatur? Deutſchland theilt ſich bekanntlich in Preußen, Oeſtreich und l'Allemagne propre.

Wir wollen die Olympier von Weimar augenblicklich dem Bildhauer Rietſchel überlaſſen; was aber Shakſpeare betrifft, von dem Hr. Ponſard nicht einmal ſoviel weiß als Voltaire vor 100 Jahren wußte, den

er zu wiederholten malen „Williams" nennt, ſo liegt gerade ein Buch auf unſerm Tiſche, das wir dem neugebackenen Akademiker dringend zum Studium anempfehlen, dafern ein Akademiker noch ſtudirt. Es iſt ein belgiſches Product des Jahrs 1856 und heißt: „Geſchichte des Einfluſſes Shakſpeare's auf das franzöſiſche Theater", von Albert Lacroix.

Hr. Lacroix iſt ein junger fleißiger Literat, einer von denen, die ſich um die brüſſeler „Revue trimestrielle" geſchart haben: franzöſiſch der Sprache nach, aber nach Gründlichkeit ſtrebend, zur franzöſiſchen Literatur gehörig wie Genf zum franzöſiſchen Empire. Vor zwei Jahren wurde beim Concurſe aller belgiſchen Univerſitäten die Preisfrage geſtellt: „Analyſirt den Einfluß Shakſpeare's auf das franzöſiſche Theater bis auf unſere Tage." Hr. Lacroix concurrirte mit einem dicken Mémoire, worin er als reiner Shakſpearianer auftrat, dabei aber ſo gründliche Studien, eine ſo bis ins Einzelne gehende Kenntniß der franzöſiſchen dramatiſchen Literatur verrieth, daß die Preisrichter in die größte Verlegenheit geriethen. Heftige Scenen fanden im Conclave ſtatt, bis endlich Hr. Lacroix als Laureat proclamirt ward.

Jenes Mémoire nun, mit etlichen Zuſätzen verſehen, erſchien voriges Jahr im Druck; es hält 360 Großoctavſeiten und gleicht einem gerichtlichen Rapport über einen 150jährigen Proceß, worin Alles mit der größten Gewiſſenhaftigkeit zuſammengetragen, verglichen, und das Urtheil mit der größten Beſtimmtheit vorgeſchlagen wird: Shakſpeare hat ſich ein ganzes Jahrhundert lang in den franzöſiſchen Geiſt hineingewühlt; trotz alles Widerſtrebens hat die Nation das claſſiſche Theater fallen laſſen, und ſeit dem Ende der Reſtauration beſteht auf der Bühne gar nichts mehr zu Recht als die Einheit des Intereſſe und innerhalb deſſelben die freie Entwickelung menſchlicher Leidenſchaft." Das Buch bildet eine nothwendige und höchſt nützliche Zugabe einerſeits zu der Literaturgeſchichte Villemain's und der „Geſchichte des franzöſiſchen Theaters" von Hippolyte Lucas, andererſeits zu den zahlloſen deutſchen Arbeiten über Shakſpeare, denen die genaue Kenntniß der franzöſiſchen Bühne abgeht.

Daß Belgien, wo die franzöſiſche Bildung mit allen ihren Schalheiten, auch in politiſcher Beziehung, ſehr ſtark wuchert, dieſen Stein zum Bau herbeigetragen, wollen wir ihm hoch anrechnen. Noch etliche ſolcher Bücher, und es wird mitzählen auf dem großen Jahrescongreſſe der Literatur und des Buchhandels. Wäre es ſeit der ſpaniſchen Wirthſchaft nicht ſo namenlos demoraliſirt, hätte es nicht ſeit 1830 ſeine ganze Exiſtenz ab ovo begründen müſſen: dieſes neutrale Terrain wäre der richtige Boden zur Discuſſion und Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und Frankreich.

Hr. Lacroix theilt den großen Streit um Shakſpeare in ſieben Pe-

rioden, vom erſten Lichtblicke über den großen Briten bis zur glorreichen Einführung des modernen Dramas in Frankreich durch Victor Hugo, Alfred de Vigny und George Sand. Erſte Periode: Von Saint-Evremont bis zur Reiſe Voltaire's nach England (1677—1726). Saint-Evremont war ein proteſtantiſcher Flüchtling, der in London engliſche Literatur kennenlernte. Die ſtark ausgeſprochene Natur der Angelſachſen erſchreckte zwar anfangs den feinen Herrn ein wenig, und er ſchrieb von „Augen, die nach Grauſamkeit dürſteten"; aber er fand auch, daß „wir dagegen die Tragödien wegen kleiner Süßigkeiten bewundern, die einen zu ſchwachen Eindruck auf die Geiſter machen". 1720 rüttelte Lamotte-Houdard ſchon ſehr ſtark an den berufenen drei Einheiten; er ſchlug einen Plan zu „Coriolan" vor, ohne den Shakſpeare'ſchen ſelbſt zu kennen.

1726 ward Voltaire durch Cabinetsbefehl des Königs nach England verwieſen, um irgendeine Unart abzubüßen. Das Verhältniß dieſes einflußreichſten und fruchtbarſten aller franzöſiſchen Schriftſteller zu Shakſpeare vollſtändig ins Klare gebracht zu haben, iſt die Krone der Lacroix'ſchen Studien. Er widmet ihm zwei Perioden, die zweite: von Voltaire's Rückkehr aus England bis zu ſeiner Reaction gegen Shakſpeare, 1729—62, und die vierte: von dem „Appell an die Nationen durch Jérôme Carré" (ein Pſeudonym Voltaire's) bis zu Voltaire's „Briefen an die Akademie", 1761—68. Wir erfahren hier, auf die deutlichſten Citate geſtützt, daß der junge Voltaire ſich für Alles begeiſterte was Freiheit hieß, auch für die Freiheit der Bühne; daß namentlich Shakſpeare dieſer brennenden Seele gewaltig zuſprach, wenn es ihm auch nie vollſtändig gelang, den franzöſiſchen Edelmann auszuziehen; während der alte berühmte Voltaire ſchlechterdings nichts aufkommen laſſen wollte, was über ihn hinausging, und mit allen Mitteln und Waffen, per fas et nefas, denſelben Shakſpeare in den Staub zu ziehen ſuchte, der einſt ſeinen jugendlichen Geiſt ſo mächtig angezogen hatte. In der Jugend äußerte Voltaire: „Unſere übermäßige Delicateſſe zwingt uns oft, in einer Erzählung anzubringen, was wir den Augen vorſtellen möchten. Wir fürchten, auf der Bühne neue Schauſpiele zu wagen, vor einer Nation, die gewohnt iſt, Alles lächerlich zu machen, was ungebräuchlich iſt." Er dichtete ſeinen „Brutus" unter der Inſpiration von Shakſpeare's „Julius Cäſar"; „Eriphyle", worin der Hamlet'ſche Geiſt auf franzöſiſchen Bretern riskirt, leider aber auch traveſtirt ward, „Zaire"; ein Echo von „Othello", worin Orosmane, freilich ſehr unſhakſpeariſch, alſo zu der geliebten Sklavin redet:

Madame, il fut un temps où mon âme charmée,
Écoutant, sans rougir, des sentiments trop chers,
Se fit une vertu de languir dans vos fers.
Je croyais être aimé, Madame, et votre maître,
Soupirant à vos pieds, devait s'attendre à l'être.

Und der Mann, der dieſe Unnatur poetiſch fand, wird ſich ſpäter nicht genug verwundern können, daß Othello die Desdemona küßt, ehe er ſie umbringt! In ſeinen „Engliſchen Briefen" trifft der junge Voltaire beinahe das Richtige, wenn er ſagt: „Das poetiſche Genie der Engländer gleicht bisjetzt einem dichtbelaubten Baume, den die Natur ſelbſt pflanzte, der ſeine tauſend Zweige wild treiben läßt, und kräftig aber ungleich wächſt. Er ſtirbt, wenn ihr ſeiner Natur Gewalt anthun und ihn wie einen Baum in den Gärten von Marly zuſtutzen wollt." Auch der „Tod Cäſar's" von Voltaire ſtammt noch aus dieſer Zeit, wiewol der „Cäſar" Shakſpeare's ein anderer Geſelle iſt als der Voltaire'ſche, der allen Menſchen ſeinen Ehrgeiz auf die Naſe hängt, despotiſch und herriſch in den Senat tritt, um ſtolz neue Titel und neue Machtvollkommenheit zu fodern!

Englands Sonne iſt das Feuer des Genius,
Die Liebe zu Ruhm und Menſchheit,
Die Liebe zu Vaterland und Freiheit.
Das Feuer, das Prometheus dem Himmel entwandte,
Iſt nicht im Klima, es iſt in den Geiſtern,
Der Norden erſtickt nicht ſeine unſterblichen Flammen.
(Voltaire, „Vermiſchte Gedichte".)

Später, als Voltaire auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, wurde ihm Shakſpeare zum „trunkenen Wilden", zum „plumpen Seiltänzer", zum „Hanswurſt in Lumpen". Er erſchrak über ſeine eigenen Empfehlungen des Briten, ſuchte eine wilde Stelle heraus, ſchrie: So iſt der ganze Shakſpeare! oder: Das iſt der moderne Sophokles! griff in der maßloſeſten und gemeinſten Weiſe Letourneur an, der eben Shakſpeare in zwei Bänden zu populariſiren trachtete, ſprach von „plumpen Worten der engliſchen Canaille", nannte William Shakſpeare einen „jämmerlichen Affen"! Alles, was der hohe Herrſcher des franzöſiſchen Parnaß noch zugab, liegt in dem Satze: „Dieſer Thespis war bisweilen Sophokles; man ſah auf ſeinem Karren unter den hefebeſchmierten Trunkenbolden Helden, deren Stirnen Züge von Majeſtät trugen."

Leider war die Dynaſtie Voltaire zu Ende; am 4. März 1779 ſetzte ſich Ducis, der leidenſchaftliche Verehrer Shakſpeare's, auf den akademiſchen Seſſel Voltaire's. Die fünfte Periode beginnt. Bereits in der dritten Periode von 1745—69 war Shakſpeare von Delaplace ins Franzöſiſche überſetzt worden. „Shakſpeare", heißt es in der Vorrede, „ſchöpfte in ſeinem Genius und in der Natur die ſchwere Erkenntniß dramatiſcher Kunſt"; ſeine Fehler erklärt Delaplace daraus, daß Shakſpeare „für das Volk arbeitete". Der Abbé Desfontaines ſchlug damals ſchon vor, Stücke, die weder tragiſch noch komiſch ſeien, und dennoch theatraliſch, Dramen zu nennen. Ducis endlich, der akademiſche Nachfolger Voltaire's, arrangirte den „Hamlet", „Romeo und Julia" ꝛc. für

die franzöſiſche Bühne. Ducis hat große Verdienſte durch ſeinen guten Willen und durch die Populariſirung der Stoffe. Was freilich das Verſtändniß betrifft, ſo genügt es zu ſagen, daß Hamlet bei ihm ein reſoluter Charakter wird, während Claudius als ſcrupelloſer, ganz verhärteter Böſewicht daſteht. Im „König Lear" läßt der franzöſiſche Bearbeiter ſeinen Helden die Krone wiedererlangen! „Macbeth" iſt ganz blaß und kaum wiederzuerkennen.

Drei Franzoſen des 18. Jahrhunderts, behauptet Hr. Lacroix, haben einzig Shakſpeare verſtanden, Mercier, Letourneur und Sedaine. „Der Philoſoph wider Wiſſen" nähere ſich der natürlichen Einfachheit Shakſpeare's. Der „Verſuch über die dramatiſche Kunſt" von Sebaſtian Mercier, eine merkwürdige und kühne Arbeit, iſt von 1773; eine treffliche Analyſe von Mercier's Anſichten findet ſich in Alfred Michiels' (eines Belgiers) „Geſchichte der literariſchen Ideen in Frankreich im 19. Jahrhundert". Mercier bearbeitete auch für das franzöſiſche Theater „Romeo und Julia" als die „Gräber von Verona" und „Timon von Athen". Schiller'n entlehnte er „Don Carlos" und die „Jungfrau von Orléans".

Letourneur überſetzte Shakſpeare in 20 Bänden (1776—82); er antwortete auf Voltaire's Invectiven mäßig und verſtändig. An der Ueberſetzung iſt Vieles auszuſetzen: aber Letourneur kam dem Geſchmack an engliſcher Poeſie in Frankreich mächtig zu Hülfe, indem er auch noch die Schriften von Young, Hervey, Richardſon ſo wie den Oſſian verdolmetſchte.

Diderot, der Philoſoph des Natürlichen, nahm Partei für Letourneur, den Grimm angegriffen hatte. Marmontel war Reactionär, d'Alembert der rechte Arm Voltaire's. Laharpe ſteckte im Claſſicismus bis über die Ohren. Marie Joſeph Chenier gebehrdete ſich als blinder Schüler und Nachtreter Voltaire's; den Schiller'ſchen „Don Carlos" legte er aufs Bett des Prokruſtes, aus den beiden letzten Acten des Shakſpeare'ſchen „Cäſar" ſchneiderte er einen „Tod Cäſar's" zurecht, der Nepomuk Lemercier zu dem Ausſpruch brachte, das ſei „Seeräuberei, welche verhöhnt, indem ſie plündert".

In der ſechsten Periode, vom Kaiſerreich bis zum Manifeſt der neuen Schule 1827, liegt zuerſt der bleierne Druck Napoleon's auf Allem, folglich auch auf der Literatur. „Napoleon fürchtete den Gedanken, das war ſeine Schwäche." Alles mußte regelrecht und ſteif, d. h. claſſiſch zugehen. Die freien Herzen gingen ins Exil; aber gerade von dort brachten ſie den Samen der Freiheit heim. Frau von Staël veröffentlichte bereits 1800 ihr Buch „Ueber die Literatur" und rechtfertigte Shakſpeare gegen alle Vorwürfe. In ihrem „Deutſchland" übte ſie eine indirecte Propaganda Shakſpeare's; denn auch die deutſche Lite-

ratur war weſentlich von ihm befruchtet worden. Lemercier, auch ein Opfer des erſten Empire, ſchrieb ein Drama: „Clodwig", erſte Frucht der Idee, die franzöſiſche Geſchichte in ihren großen Momenten zu dramatiſiren, wie Shakſpeare es ſo großartig mit der engliſchen gethan. Auf Clodwig folgte „Ludwig IX. in Aegypten", dann „Karl VI.", dann der „Kaiſer Balduin", dann „Karl der Große", dann „Fredegunde und Brunhilde" (1801—21). Auch die Komödie „Richelieu oder der Tag der Gefoppten" (1828) reiht ſich an dieſen Gedanken. Seinen „Chriſtoph Columbus" nannte er gar eine „Shakſpeare'ſche Komödie". Die kaiſerlichen Feuilletoniſten im „Journal des Débats", namentlich ein Hr. Geoffroy, ſchmälten und tobten gegen die Neuerer auf echt Voltairiſch, nur ohne die Spur von Voltaire's Geiſt.

Benjamin Conſtant, ſonſt der Freiheit befreundet, reducirte doch den Schiller'ſchen „Wallenſtein" auf ein ziemlich conventionelles Maß. Aber der Sturm und Drang der Romantik erhob ſich immer unwiderſtehlicher. Simonde de Sismondi trat mit ſeiner „Geſchichte der italieniſchen Literatur" auf. Walter Scott fing an zu wirken. Lebrun bearbeitet Schiller's „Maria Stuart", Soumet die „Jungfrau von Orléans", Ancelot den „Fiesco". 1821 beginnt die Herausgabe ſämmtlicher Werke Shakſpeare's von den Herren Guizot, Barante und Amédée Pichot. Guizot veröffentlicht ſeinen Verſuch über „Leben und Wirken Shakſpeare's". Hr. Ch. de Rémuſat definirte faſt die literariſche Revolution; die Ueberſetzung Letourneur's ward zum zweiten male ausgegeben, H. Beyle, oder pſeudonym Stendhal, nannte das Ding beim Namen: „Racine und Shakſpeare, Studien über den Romantismus". 1824 ward der berühmte „Globe" gegründet von P. Leroux; Victor Hugo, Alfred de Vigny, Sainte-Beuve, Emile Deschamps, Vitet, de Rémuſat waren Mitarbeiter; Lamartine ergriff Partei; de Barante gab Schiller heraus und führte Leſſing ein.

Die Zeiten waren erfüllt, die ſiebente Periode beginnt mit Victor Hugo's Vorrede zu ſeinem „Cromwell". Dieſe Vorrede hat Epoche gemacht, obgleich wir Vieles darin ſchief und anſtößig finden. Was ſoll man ſagen, wenn es heißt: „Miſchung der Komödie und der Tragödie, Darſtellung des Häßlichen, ohne Veredelung und Berichtigung." Jedenfalls muß es heißen „des Charakteriſtiſchen"; denn des Häßlichen haben wir im Leben genug und brauchen es wahrlich nicht in der Kunſt. Oder: „Aus der Verbindung des Thieres mit dem Geiſte entſteht ein neuer Typus in der modernen Kunſt: das Groteske." Schlechter Typus das, der uns die Ungeheuer kranker Phantaſien eingebracht hat, ohne eine Seele zu erquicken oder zu erfreuen. Auch reihen ſich an Victor Hugo's Lehre und Beiſpiel all die Auswüchſe moderner Poeſie, die das Ungeheuerliche mit dem Ungeheuern, das Forcirte mit dem Kräftigen

verwechseln; so haben auch Grabbe und Immermann auf Shakspeare'scher Spur gewandelt!

Lieber als diese Vorrede möchten wir die sechs Jahrgänge des „Globe" mit den prächtigen Arbeiten P. Dubois', dann aber die Leistungen Alfred de Vigny's zum Ausgangspunkte des französischen Umschwungs nehmen. Auch der alte Goethe lächelte seinen olympischen Beifall der Jugend des „Globe". Alfred de Vigny in der Vorrede zu „Cinq-Mars" ist unendlich klarer und verständiger als Victor Hugo in seinen Begeisterungsausbrüchen. „Was wir haben müssen, ist nicht die Authencitität des Factums, sondern die Wahrheit der Beobachtung über die menschliche Natur." Oder wie George Sand später sagt: „Die Kunst ist nicht ein Studium der positiven Realität, sondern der idealen Wahrheit."

Frédéric Soulié gab „Romeo und Julie". Die Herren Guizot, Guizard und Rémusat gründeten die „Revue française", Coquerel brachte seine „Geschichte der englischen Literatur", Vitet seine historischen Dramen, Alexander Dumas, Casimir Delavigne, Emile Deschamps traten als Dichter auf. Victor Hugo überflügelte sie alle mit „Hernani", „Lucrezia Borgia", „Maria Tudor".

Wir sind auf bekannterm Boden angelangt, das Folgende bis auf George Sand's populäre Dramen gehört der zeitgeschichtlichen Literatur an. Die neueste Uebersetzung Shakspeare's in französische Prosa ist die von Benjamin Laroche; sie ist in der That leidlich correct, läßt aber wenig von dem hohen Schwunge der englischen Jamben verspüren.

Das ist nun aus so kleinen Anfängen geworden, aus der ersten zahmen Anspielung des Saint-Evremont, will Hr. Lacroix sagen. Eine ganz neue Literatur, eine wahre Plejade von Poeten, kühne und große Dramen in Masse! Wir unsererseits constatiren den Sieg Shakspeare's über Racine; das Gebelfer des Hrn. Ponsard beweist allerdings nur, daß die Andern irrten. Aber für die Früchte können wir uns unmöglich begeistern. Wir sehen überall nur Anfänge, Versuche. Ein Nationaldrama ist im Umkreis des Horizonts nicht zu entdecken. Kommt dies vielleicht daher, daß die Völkermassen sich nicht mehr oder noch nicht als Nationen fühlen? Mag sein, zum großen Drama gehört Freudigkeit, Behagen an der Existenz. In der Zerrissenheit erzeugen sich nur Subjectivitäten und Verschrobenheiten. Kommen wieder Nationen auf, so werden wir wol das neue Nationaldrama zu erwarten haben. Ist es mit den Nationen aus, so wird das Weltdrama wol die „Weltliteratur" krönen. Jedenfalls heißt's Geduld haben.

Zwei Gedichte.

Von

Albert Traeger.

1. Unterſchied.

Wenn ſonſt die Mutter Märchen mir erzählt,
Wie hemmte Spannung da des Herzens Klopfen,
Und ward die arme Unſchuld arg gequält,
Hing wol im Auge mir manch heller Tropfen.

Doch, wenn die Thräne dann herniederfiel,
Ließ ſchon die Freude wieder mich ſie weinen;
Trotz Angſt und Noth, die Unſchuld kam ans Ziel,
Es mußte ſich das Glück der Tugend einen.

O Mutter, deiner Märchen ſchlimmſte Noth
Und ſchlimm're noch ſah ich die Unſchuld tragen,
Doch nach dem Troſt, den mir das Ende bot,
Läßt ungehört das Leben ſtets mich klagen.

Ob auch im Kampf manch ſtarkes Herz zerbricht,
Und edle Schmerzen ungeſtillt verbluten,
Des Sieges Kranz wird doch der Unſchuld nicht,
Und nie erkennt das blinde Glück die Guten!

2. Magdalene.

Im Auge, das thränend zum Himmel fleht,
Die Flamme ſterbend noch Funken ſprüht,
Es zittert und zuckt im leiſen Gebet
Die Lippe, die noch vom Kuſſe glüht.

Bereuend ſuchſt du im Himmel dein Glück,
Doch hemmt der Seele heiligen Schwung
Und zieht zur Erde dich mächtig zurück
Der Sünde ſüße Erinnerung.

Literatur und Kunſt.

Erdkunde.

Es ſind gerade vierzig Jahre her, ſeit Karl Ritter, der Schöpfer der vergleichenden Erdkunde, zuerſt mit ſeiner „Erdkunde im Verhältniß zur Natur und Geſchichte des Menſchen“ auftrat; aber die Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaft in dieſen vier Jahrzehnden gemacht hat, ſind außerordentlich und würden genügen, vier Menſchenalter auszufüllen. Die Geographie war bis dahin theils eine trockene mechaniſche Kenntniß, theils ein wüſtes Durcheinander von mathematiſchen, ethnographiſchen, naturhiſtoriſchen und andern Notizen; ein guter Geograph und ein guter Kartenzeichner waren ſo ziemlich gleichbedeutend. Erſt durch Ritter (der freilich auch hierin nur die Spuren Desjenigen wanderte, auf den wir überall ſtoßen, wo wir das Gebiet der modernen Naturwiſſenſchaften irgend berühren — Humboldt's) iſt die Erdkunde wirklich eine Wiſſenſchaft geworden; er zuerſt beleuchtete die Geographie mit der Fackel der Geſchichte, er begriff den Menſchen als den wahren Mittelpunkt der Erde und verlieh dadurch auch der Kenntniß der Erde ein höheres menſchliches Intereſſe. Die Geographie iſt ſeitdem nicht nur eine der inhaltreichſten und wichtigſten, ſondern auch der intereſſanteſten Wiſſenſchaften geworden; ſie ſtellt die Entwickelung der Menſchheit im Raume dar, wie die Geſchichte dieſelbe Entwickelung in der Zeit darſtellt. Und wie die Theorie überall die göttliche Mutter der Dinge iſt, ſo knüpfen ſich auch an dieſe wiſſenſchaftliche Belebung der Erdkunde zahlreiche praktiſche Unternehmungen, Entdeckungsreiſen und ähnliche Expeditionen, durch welche auch das Material dieſer Wiſſenſchaft eine außerordentliche Erweiterung und Bereicherung erfahren hat. Freilich iſt die Mehrzahl dieſer für die Geographie ſo fruchtbaren Entdeckungsreiſen von Ausländern, insbeſondere von Engländern, Franzoſen und Amerikanern unternommen worden; das Verdienſt der erſten Anregung jedoch gebührt auch hier wieder der deutſchen Wiſſenſchaft, wie denn namentlich die Verdienſte, die Alexander von Humboldt ſich auch in dieſer Beziehung erworben hat, wahrhaft unberechenbar ſind. Und ſo mag es der deutſchen Wiſſenſchaft denn auch wol geziemen, die Früchte dieſer zahlreichen Unternehmungen zu ſammeln und gleichſam Buch zu führen über die Eroberungen, durch welche das Gebiet unſerer geographiſchen Kenntniß ſich von Jahr zu Jahr erweitert. Ein ſolches Sammelwerk, beſtimmt, Rechenſchaft zu geben über die neueſten Fortſchritte der Erdkunde, die praktiſchen ſowol wie die wiſſenſchaftlichen, iſt die „Zeitſchrift für die allgemeine Erdkunde“, die bei D. Reimer in Berlin erſcheint. Das Unternehmen wurde ſchon vor einigen Jahren begründet und erfreute ſich ſchon in dieſer erſten Geſtalt der allgemeinen Anerkennung der Fachgenoſſen. Seit vorigem Sommer iſt es unter der Bezeichnung „Neue Folge“ in die Hände des Dr. K. Neumann übergegangen, deſſelben, der durch ſein gediegenes Werk „Die Hellenen im Skythenlande“ ſich ſo raſch einen geachteten Namen erworben hat. Mit dieſer neuen Redaction hat das Blatt auch einen neuen friſchen Geiſt gewonnen. Der Herausgeber wird von den erſten Koryphäen ſeiner Wiſſenſchaft unterſtützt; der ehrwürdige Karl Ritter ſelbſt, ferner Dove, Ehrenberg und Kiepert in Berlin ſowie Andree und Wappäus haben ihm

ihre beſondere Mitwirkung zugeſichert und jedes der bisher erſchienenen Hefte beweiſt, daß dieſe Zuſicherung mehr als eine jener beliebten Redensarten, mit denen Herausgeber und Verleger ihre Programme auszuſtaffiren pflegen. So erhalten wir von K. Andree eine Reihe ſchätzenswerther Artikel: „Zur Geſchichte und Geographie von Californien"; H. Kiepert berichtet über die neueſten Aufnahmen der Engländer in Aſſyrien; Dove hat verſchiedene Abhandlungen beigeſteuert, unter denen beſonders diejenige über „Das Klima des preußiſchen Staats" (Heft 5, S. 377—389) von allgemeinem Intereſſe; der Herausgeber ſelbſt berichtet ausführlich über die amerikaniſche Expedition nach Japan, während Karl Ritter und A. von Humboldt es nicht verſchmähen, die Leſer durch gelegentliche Mittheilungen aus ihrem gelehrten Briefwechſel zu erfreuen. Sehr anziehend iſt ferner der Bericht, den der bekannte Reiſende Kohl in dem ebengenannten Heft über eine alte Weltkarte vom Jahre 1489 abſtattet, die er bei ſeinem letzten Aufenthalt in London im dortigen Britiſchen Muſeum aufgefunden hat; dem Aufſatz, in welchem der glückliche Entdecker über ſeinen Fund Bericht erſtattet, iſt ein Facſimile ſeines Fundes beigefügt, das allen Kartographen ſowie überhaupt allen Freunden der Erdkunde und ihrer Geſchichte eine willkommene Zugabe ſein wird. Bei dieſer Gelegenheit ſei erwähnt, daß Hr. Kohl, den das größere Publicum nur als eleganten und wohlunterrichteten Touriſten kennt, auch unter den wiſſenſchaftlichen Bearbeitern der Erdkunde eine beachtenswerthe Stelle einnimmt. Insbeſondere hat er zur Geſchichte der Kartographie von Amerika ſeit Jahren die wichtigſten und umfangreichſten Sammlungen veranſtaltet und auch ſeine gegenwärtige Reiſe nach Amerika wurde hauptſächlich im Intereſſe dieſes Werks unternommen. In der That iſt es ihm, wie Karl Ritter a. a. O. S. 444 berichtet, gelungen, den Congreß der Vereinigten Staaten für ſein Unternehmen zu intereſſiren; derſelbe hat eine Summe von vorläufig 6000 Dollars bewilligt, um eine großartige Kartenſammlung für die Entdeckung Amerikas und deren Geſchichte zu begründen. Die Sammlung ſoll in einem Staatslocal zu Waſhington aufgeſtellt werden und unſerm berühmten Landsmann iſt die Ehre zutheil geworden, dieſes Nationalinſtitut, desgleichen Amerika bisher noch keins beſaß, zur Ausführung zu bringen. Von dem vorhin erwähnten Werke des Hrn. Kohl über die Kartographie von Amerika iſt ein bedeutender Abſchnitt, ſeine hiſtoriſch-hydrographiſchen Unterſuchungen über den Mexicaniſchen Meerbuſen, die Stille und die Atlantiſche Meeresküſte der Vereinigten Staaten vollendet und wird demnächſt in Amerika in engliſcher Sprache erſcheinen. Was die äußere Einrichtung der in Rede ſtehenden Zeitſchrift betrifft, ſo erſcheint dieſelbe in Heften von fünf bis ſechs Bogen mit Karten und Abbildungen, von denen monatlich eins ausgegeben wird; jedes Heft enthält erſtlich eine Reihe größerer Abhandlungen, dann verſchiedene kleinere Mittheilungen unter dem Titel Miscellen, endlich kurze kritiſche Berichte über namhafte Erſcheinungen der geographiſchen Literatur, in Deutſchland ſowol wie außerhalb. Das Gepräge des Ganzen iſt allerdings ſtrengwiſſenſchaftlich, für ſelbſtthätige Forſcher und Gelehrte berechnet; aber auch der bloße Freund der Wiſſenſchaft findet faſt in jedem Hefte die eine oder die andere Mittheilung, die für ihn von Intereſſe iſt und wollen wir daher nicht verfehlen, auch dieſe Claſſe von Leſern auf das ſchöne und nützliche Unternehmen aufmerkſam zu machen.

Zugleich wollen wir hier noch eines andern Werks gedenken, das sich ebenfalls die Aufgabe gestellt hat, die neuesten Resultate der geographischen Forschung zu verarbeiten, jedoch nicht in der lockern Form eines Sammelwerks, sondern vielmehr in der Gestalt eines populären Handbuchs. Wir meinen das „Handbuch der Erdbeschreibung und Staatenkunde. Von Dr. K. F. Robert Schneider, Oberlehrer am königlichen Waisenhause zu Bunzlau ꝛc.", das in dem thätigen, namentlich durch seine zahlreichen Kartenwerke bekannten Verlag von Flemming in Glogau erscheint. Das Werk, auf die bekannten Ritter'schen Grundsätze basirt, beabsichtigt, ein vollständiges und erschöpfendes Gemälde von dem heutigen Zustand unserer geographischen Kenntnisse zu geben. Zahlreiche Excurse, meistentheils aus classischen Schriftstellern entlehnt, dienen zur Erläuterung einiger besonders interessanten Punkte. Namentlich ist das landschaftliche Element mit großer Ausführlichkeit behandelt. Die uns vorliegenden 46 Hefte behandeln die Elementarerdkunde sowie die allgemeine Erdkunde; ein dritter, kaum minder umfangreicher Theil, die politische und Culturgeographie enthaltend, steht noch in Aussicht. Die Darstellung ist klar und fließend und hält eine recht glückliche Mitte zwischen der Trockenheit eines bloßen Handbuchs und einer ausführlichern Erzählung. Nur in den häufig eingeschalteten allgemeinen Reflexionen und Sentenzen ist der Verfasser nicht immer ganz glücklich; insbesondere scheint er einem Pragmatismus zu huldigen, der nicht selten an den bekannten Spruch von der Weisheit Gottes erinnert, die allemal die größten Flüsse an den größten Städten vorbeigeführt hat. So z. B. heißt es bei der Darstellung der Nilüberschwemmungen, II, 504, wörtlich: „Gott schenkt durch das wundervolle Anschwellen des Flusses den Einwohnern ohne alle ihr Zuthun den trefflichsten Culturboden, fodert sie aber zu treuer Benutzung und zu stetem Kampf gegen das Element auf, das ihnen diesen Segen spendet." Dergleichen mag sich von einem gewissen pädagogisch-praktischen Standpunkte aus entschuldigen lassen, aber in einem Werke, das gegründete wissenschaftliche Ansprüche erhebt, scheint es uns doch nicht ganz am Ort. Kr.

Altdeutsche Literatur.

Von Karl Simrock, dem Unermüdlichen, dessen Bienenfleiß unsere ältere Literatur bereits soviel verdankt, erschien soeben: „Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen" (Elberfeld, Friederichs). Der „Heliand" gehört bekanntlich zu den frühesten Denkmalen unserer vaterländischen Literatur; mit dem sogenannten „Wessobrunner Gebet", dem „Gedicht vom Jüngsten Tage" (oder wie sein Entdecker Schmeller es nannte, „Muspilli") und dem „Krist" des Otfried repräsentirt es die aufblühende geistliche Dichtung des karolingischen Zeitalters. Und zwar ist unter diesen Werken der „Heliand" ohne Vergleich dasjenige, welches nicht nur den naiven, kindlichen, hingebenden Geist des damaligen Christenthums am reinsten und tiefsten ausspricht, sondern auch in poetischer Hinsicht ist es das bedeutendste und vollendetste Werk dieser ganzen Epoche. Soweit freilich, wie der Herr Uebersetzer in dem kurzen Vorwort thut, das er seiner Bearbeitung vorausgeschickt hat, möchten wir nicht gehen. „Was Klopstock", heißt es hier, „wollte und nicht

vermochte, das chriſtliche Epos dichten, das war vor tauſend Jahren einem neubekehrten Sachſen gelungen." Einige Zeilen weiter wird der „Heliand" ſogar als „das einzige chriſtliche Epos", das „in deutſches Blut und Leben verwandelte Chriſtenthum" bezeichnet. Man kann den „Heliand" vollkommen nach ſeinem Werthe ſchätzen und dieſe Aeußerungen denn doch etwas übertrieben finden; jedenfalls wird man wohlthun, Einiges davon auf die Vorliebe abzurechnen, die ſich ganz naturgemäß bei Jedem erzeugt, der einem beſtimmten Gegenſtande eine längere und ausſchließlichere Beſchäftigung widmet. Der „Heliand" iſt urſprünglich nicht mehr noch weniger als eine verſificirte Evangelienharmonie; zugrunde liegt ihm die bekannte griechiſche Evangelienharmonie des Tatian († 172) oder Ammonius († 224), die bald auch in der abendländiſchen Kirche claſſiſches Anſehen erlangte und von ſpätern Bearbeitern, theologiſchen wie poetiſchen, vielfach benutzt ward. Es iſt eine bibliſche Reimchronik, den ſpätern Weltchroniken entſprechend; wie in dieſen letztern wird auch im „Heliand" das ſtoffliche Intereſſe von dem künſtleriſchen noch weit überwogen; der Verfaſſer iſt weit mehr Hiſtoriker oder Chroniſt als Dichter, er will weit mehr erbauen und belehren als poetiſch ergreifen und feſſeln. Daher kommt es denn, daß der „Heliand" neben einzelnen anmuthigen und rührenden Scenen zahlreiche andere Partien enthält, die den unbefangenen Leſer durch ihre Einförmigkeit und Trockenheit ermüden; es iſt nur erſt das erſte Lallen, das Stammeln einer werdenden Kunſt, noch nicht die Kunſt ſelbſt und wenn auch dieſe erſten ungelenken Bewegungen, eben wegen ihres naiven Ungeſchicks, etwas Anziehendes haben, ſo darf dieſer Reiz doch nicht zu hoch angeſchlagen werden, noch dürfen wir uns ſelbſt überreden, als ſei das Stammeln und Lallen ſchöner oder poetiſcher als das vollſtändig ausgeſprochene bewußte Wort. Der Verfaſſer des „Heliand" war angeblich ein ſächſiſcher Bauer; eine göttliche Stimme, die im Schlaf zu ſeinem Ohre drang, ermunterte ihn, die Geſchichte des göttlichen Erlöſers, ſeine wunderbare Geburt, ſeinen Wandel auf Erden, ſein Leiden und ſeine Auferſtehung in vaterländiſcher Sprache zu beſingen. Natürlich iſt dies nur ein Mythus, der nur ſoviel beſagen will, daß der Verfaſſer des „Heliand" ein Mann aus dem Volk geweſen, kein gelehrter Geiſtlicher, kein Mönch. Ein Mönch würde es nicht ohne mönchiſche Gelehrſamkeit haben abgehen laſſen, wie ja gleich der nur wenig ſpätere „Kriſt" des Otfried beweiſt, während der Dichter des „Heliand", wenn auch vollkommen bibelfeſt und ſich treu an die Ueberlieferung anſchließend, doch im Uebrigen durchaus volksthümlich iſt, in ſolchem Grade ſogar, daß er von dem Unterſchied des hiſtoriſchen Coſtüms noch gar keinen Begriff hat, vielmehr mit derſelben Unbefangenheit, die wir ja noch Jahrhunderte ſpäter an den deutſchen Malern bemerken, den Schauplatz der heiligen Geſchichte in die deutſchen Wälder verlegt, aus den Hirten auf dem Felde in der Nacht der Verheißung deutſche Pferdeknechte macht und ſelbſt die Apoſtel mit Zügen ausſtattet, die beſſer auf deutſche Ritter und Lehnsleute des 9. Jahrhunderts paſſen als auf die Jünger Jeſu; ja der Heiland ſelbſt erſcheint bei ihm mehr wie ein tapferer weiſer Heerführer, der Erſte einer kühnen „Degenſchaft", denn als Sohn Gottes und Erlöſer der Welt. Das Gedicht wurde bekanntlich zuerſt von Schmeller im Jahre 1830 herausgegeben. Seitdem iſt es ziemlich häufig überſetzt worden, namentlich in neueſter Zeit; ſo von Kannegießer (1847),

C. W. M. Grein (1854) und im Lauf der letzten Monate beinahe gleichzeitig von Georg Rapp und Simrock. Unter dieſen Ueberſetzern verdient der letztere den Preis; er hat nicht nur die ſprachliche Form, die wegen des häufig vorkommenden Stabreimes beſondere Schwierigkeiten bietet, mit der größten Gewandtheit behandelt, ſondern wie er ja ſelbſt Dichter iſt, ſo hat er auch den poetiſchen Ton des Ganzen mit ſeiner unbefangenen kindlichen Treuherzigkeit, ſeinem rührenden Ungeſchick, am treuſten und glücklichſten getroffen. Nur Eins vermögen wir nicht zu billigen, nämlich die Kürze des Vorworts, welches nur einige allgemeine Betrachtungen über die Schönheit des Gedichts (die uns Simrock, wie geſagt, zu überſchätzen ſcheint), aber nichts über ſeinen Urſprung, ſeine Entſtehungszeit, ſeine Zuſammengehörigkeit mit ähnlichen Werken derſelben Epoche, kurz nichts über ſeine literarhiſtoriſchen Beziehungen enthält. Und doch ſcheint es uns zur richtigen Würdigung derartiger Werke unerlaßlich, daß der literarhiſtoriſche Standpunkt der Originale genau und deutlich angegeben wird; das große Publicum, für das dergleichen Arbeiten hauptſächlich beſtimmt ſind, weiß davon nichts und doch iſt ſelbſt der äſthetiſche Genuß, der ſich dieſen Werken abgewinnen läßt, an ſoviel hiſtoriſche Vorausſetzungen und Vorkenntniſſe geknüpft, daß eine richtige Würdigung ohne dieſelben gar nicht möglich. Hr. Simrock freilich ſcheint bei ſeiner Bearbeitung des „Heliand“ noch auf andere als blos literariſche und nationale Sympathien gerechnet zu haben; er ſcheint das naive, handfeſte Chriſtenthum des alten ſächſiſchen Dichters als eine richtige Nahrung für den wiedererwachenden kirchlichen Sinn unſerer Tage zu betrachten. Wir können uns nicht überreden, daß dieſe Vorausſetzung richtig; auch der frömmſte Chriſt des 19. Jahrhunderts bleibt immer ein Kind dieſes Jahrhunderts und wenn er ſich auf den naiven Standpunkt einer tauſendjährigen Vergangenheit zurückverſetzen will, ſo kann das wol auf dem Wege der hiſtoriſchen Erkenntniß oder der poetiſchen Anſchauung, aber nicht der religiöſen Ueberzeugung geſchehen oder aber dieſe Ueberzeugung ſelbſt wird keine wahre und echte, keine reine und urſprüngliche mehr ſein. Das deutſche Alterthum iſt ſo groß und erhaben, ſeine Literatur ſo reich und köſtlich, daß es wahrlich nicht erſt der religiöſen Modeſtimmung bedarf, die Nation dafür empfänglich zu machen; im Gegentheil, wer unſere Literatur wahrhaft liebhat und wahrhaft durchdrungen iſt von ihrer Größe, der wird auch nur wünſchen können, daß ſie niemals zur Sache des Parteitreibens gemacht werde und daß keine pietiſtiſche Verfinſterung den heitern Quell der Schönheit und des friſchen vollen Lebens trübe, der uns aus ihr entgegenſprudelt. Und ſo möge denn auch Simrock's „Heliand“ ſeinen Weg machen, aber weder als glücklicher Rival des Klopſtock'ſchen „Meſſias“ noch als ſpecifiſch chriſtliches Gedicht zur Erbauung moderner Frömmigkeit, ſondern lediglich als hiſtoriſches Document für die früheſte Entfaltung einer Literatur, die ſich ſeitdem zu ſoviel Größerm und Höherm entwickelt hat. r.

Correſpondenz.

Aus Berlin.

17. Januar 1857.

N. O. So iſt der verhängnißvolle Funfzehnte denn alſo vorübergegangen und die angedrohte Mobilmachungsordre iſt nicht erfolgt; ja wiewol bis zu dem Augenblick, da ich dies ſchreibe, wenigſtens ſoviel im Publicum bekannt, eine officielle Benachrichtigung von der in Bern beſchloſſenen Niederſchlagung des neuenburger Proceſſes und der Freilaſſung der Gefangenen hieſigen Orts noch nicht eingegangen iſt*), ſo kann doch über das Factum ſelbſt, daß die Schweiz ſich noch in der elften Stunde zur Nachgiebigkeit entſchloſſen hat, kein Zweifel obwalten und dürfen wir es daher ſchon jetzt als gewiß betrachten, daß das halbentblößte Schwert friedlich in die Scheide zurückkehren wird. Gewiß iſt dies ein Reſultat, mit welchem alle Theile Grund haben, zufrieden zu ſein — alle, auch Preußen ſelbſt nicht ausgenommen. Zugegeben, daß die Foderungen unſers Cabinets, ſoweit ſie ſich auf die ſtaatsrechtlichen Anſprüche der preußiſchen Krone begründen, vollkommen berechtigt und den Verhältniſſen angemeſſen waren und daß inſoweit ein Widerſpruch der übrigen europäiſchen Mächte kaum zu befürchten ſtand: ſo weiß man doch andererſeits, wie wetterwendiſch die europäiſche Politik iſt und daß es keineswegs immer die beſtbegründeten und gerechteſten Anſprüche ſind, für welche ſie ſchließlich eintritt. Die Schwenkung, welche Oeſtreich neuerdings in dieſer neuenburger Angelegenheit gemacht und die hier nicht mit Unrecht eine tiefgehende Verſtimmung erregt hat, kann dabei zum Fingerzeig dienen. Auch in Betreff des franzöſiſchen Cabinets gehen hier ſeit einigen Tagen Gerüchte um, welche, wenn ſie wirklich begründet ſind, nur aufs neue beweiſen würden, wie wenig zuverläſſig die gegenwärtige franzöſiſche Politik iſt und mit welcher Leichtigkeit ſie alte und neue Allianzen opfert, je nach der Stimmung des Augenblicks und nach jenen Einflüſſen der öffentlichen Meinung, denen auch die abſoluteſte Gewalt ſich, wenigſtens im modernen Europa, auf die Dauer nicht entziehen kann. Auch in reinmilitäriſcher Hinſicht hätte, wie man ſich jetzt ja wol nachträglich geſtehen darf, ein kriegeriſches Vorgehen Preußens manches Bedenkliche gehabt. Wir wollen die kriegeriſche Begeiſterung der Schweizer nicht höher, die militäriſche Macht Preußens nicht geringer anſchlagen, als beide verdienen; wir wiſſen, daß die Winkelried und Erlach todt und daß es, hüben wie drüben, leichter iſt, ſich in dem Ruhm vergangener Zeiten zu ſonnen als denſelben durch Thaten aufrechtzuerhalten. Allein wie gering man von der kriegeriſchen Verfaſſung der Schweiz denken, wie hoch man das Uebergewicht einer militäriſch geſchulten Armee, gleich der preußiſchen, über ein bloßes Volksheer wie das ſchweizeriſche veranſchlagen mag: ſoviel ſcheint mir doch unleugbar, daß die vorgeſchobene Stellung, welche ein preußiſches Heer, das in die Schweiz eindringen will, vermöge der geographiſchen Lage des preußiſchen Staats einzunehmen gezwungen iſt — auch in militäriſcher Hinſicht eine höchſt bedenkliche ge-

*) Dieſelbe iſt dann wenige Tage ſpäter erfolgt und durch den Miniſterpräſidenten von Manteuffel in beiden Häuſern des Landtags mitgetheilt worden. D. Red.

weſen wäre und wenigſtens zu raſchen, entſcheidenden Schlägen nur wenig Ausſicht geboten hätte. Ein kurzer Feldzug aber, mit raſchen und energiſchen Entſcheidungen, wäre der einzige geweſen, den Preußen in dieſem Falle hätte führen können; jedes Hinzögern würde der europäiſchen Politik Gelegenheit geboten haben, ſich in die Sache noch anders als mit bloßen „bons offices" einzumiſchen, und da würde denn bald genug offenbar geworden ſein, wie raſch unter Umſtänden die Standpunkte wechſeln und wie wenig Zeit dazu gehört, aus Freunden Feinde und umgekehrt zu machen. Inſofern alſo hatten wir allen Grund, einverſtanden zu ſein mit dem energiſchen Vorgehen, welches das preußiſche Cabinet in dieſer Angelegenheit beobachtet hat; ſollte dieſe Angelegenheit jetzt überhaupt zur Löſung gebracht werden, ſo konnte das lediglich auf dieſem ſchnellen und energiſchen Wege geſchehen. Aber daß es bei alledem nicht nöthig geworden iſt, den letzten Trumpf wirklich auszuſpielen, das, wie geſagt, haben wir im Intereſſe aller Parteien als ein Glück zu betrachten und auch der preußiſche Patriot darf, ohne den Rechten Preußens oder dem Kriegsruhm ſeiner Armee im mindeſten zunahe zu treten, wol bekennen, daß durch die friedliche Entſcheidung, welche dieſe jüngſten Tage gebracht haben, ihm wahrhaft ein Stein vom Herzen gewälzt iſt.

In der hieſigen Bevölkerung freilich iſt davon nichts zu ſpüren; man hat hier, wie ich Ihnen neulich ſchrieb, niemals an den Krieg geglaubt und iſt es ſomit ganz natürlich, daß auch die Beſeitigung der Kriegsgefahr hier nur geringe Senſation erregt. Berlin hat jetzt überhaupt nicht Zeit, ſich um Krieg oder Frieden zu kümmern; es rüſtet ſich allerdings auch, es macht ſich mobil, aber nur zu den friedlichen Feldzügen des Carneval. Freilich iſt der berliner Carneval, bei Licht beſehen, nur ein klägliches Ding; von Geiſt und Humor, von Volksthümlichkeit und öffentlichem Leben iſt da nichts zu ſpüren, es iſt nur eine geſteigerte Debauche, die Verſchwendung, der Luxus, die Liederlichkeit, die ſonſt über elf Monate des Jahres vertheilt ſind, werden in Permanenz erklärt, man hetzt das Vergnügen — und welch Vergnügen! — zu Tode und wenn man endlich mit leerem Beutel, ſtumpfem Geiſt und erſchöpftem Körper in den Aſchermittwoch hineinraſt, ſo bildet man ſich ein, das ſei nun großſtädtiſch und der berliner Carneval dürfe ſich dreiſt ſehen laſſen neben dem von Wien oder Köln, von Rom oder Venedig. Dieſe blinde Vergnügungsgier, die, aller Gemüthlichkeit bar, allein und lediglich der Sinnlichkeit ſchmeichelt, herrſcht zwar mehr oder weniger überall in heutiger Zeit; allein ſo nackt und unverhüllt wie in dieſen vier Wochen des ſogenannten berliner Carneval zeigt ſie ſich doch nur ſelten. Es ließen ſich lange Geſchichten erzählen von den traurigen Folgen, welche dieſe luſtigen vier Wochen mitſichführen, für Einzelne ſowol wie für ganze Familien; zu keiner Zeit des Jahres, ſelbſt die Umzugstermine nicht ausgenommen, haben unſere Leihhäuſer ſo vollauf zu thun wie in dieſen Wochen, noch ſind die Verbrechen gegen das Eigenthum und die öffentliche Sicherheit zu irgendeiner Zeit häufiger als gerade in dieſer.

Das iſt ſchlimm, ganz gewiß: aber ebenſo gewiß iſt auch, daß ſich mit Polizeiverboten nicht dagegen ankämpfen läßt, ſondern daß eine Beſſerung dieſer Zuſtände nur von innen heraus, aus einer allgemeinen Erhebung des Volkslebens und ſeiner ſittlichen Elemente erwartet werden kann. Ein Volk,

das ſich übrigens gewöhnt hat, gedankenlos von einem Tag zum andern zu leben, kann auch in ſeinen Vergnügungen nicht anders als leichtfertig und gedankenlos ſein; wo der Idealismus überhaupt aus dem Leben gewichen iſt, da wird auch die Freude gemein und niedrig. In höchſt intereſſanter Weiſe kamen dieſe Verhältniſſe kürzlich in unſerm Hauſe der Abgeordneten zur Sprache, bei Gelegenheit gewiſſer beſchränkender Verordnungen, welche der Oberpräſident der Rheinprovinz, der bekannte Hr. von Kleiſt-Retzow, gegen die dort üblichen Tanzluſtbarkeiten erlaſſen hat. Es war das erſte mal in dieſer Seſſion, daß die Oppoſition ſich einigermaßen rührte; eigentliche politiſche Beredtſamkeit hat ſie längſt nicht mehr und ſo muß ſie ja wol froh ſein, wenn ſie wenigſtens noch in derartige untergeordnete Angelegenheiten ein Wort mit hineinſprechen darf. Auch that ſie es mit Nachdruck und Geſchicklichkeit; namentlich trat Hr. Reichensperger mit großer Gewandtheit zu Gunſten ſeiner lebensluſtigen Landsleute auf und auch die Abſtimmung fiel, ganz wider Erwarten, gegen den Wunſch der Regierung aus, inſofern nämlich die aus der Rheinprovinz eingegangene Beſchwerde nicht einfach beiſeite gelegt, ſondern der Regierung zur Beachtung empfohlen ward. Freilich ein ſehr beſcheidener Sieg: denn was dieſe Ueberweiſungen an die Regierung praktiſch zu bedeuten haben, das hat die Erfahrung hinreichend gelehrt und ſo fürchte ich, werden auch die jovialen Rheinländer ihre Tanzluſt noch ſehr lange zügeln müſſen, wenn ſie anders zur Befriedigung derſelben wirklich erſt eines reformirenden Reſcripts des Herrn Miniſters des Innern bedürfen ſollten.

Auch war dieſe Debatte über die Tanzluſtbarkeiten in der Rheinprovinz in den ganzen anderthalb Monaten, die ſeit Eröffnung der Sitzung vergangen ſind, die einzige — ich will gar nicht ſagen, welche die Aufmerkſamkeit des Publicums erregt hat, aber von der doch wenigſtens in den Zeitungen geſprochen wurde. Unſere Erwartungen von der parlamentariſchen Thätigkeit unſerer Volksvertreter ſind die beſcheidenſten von der Welt; einer ſo gänzlichen Thatloſigkeit aber, wie ſie diesmal zeigen, hatten wir uns denn doch nicht verſehen. Die Folgen bleiben natürlich nicht aus; das Publicum nimmt ſchon jetzt an den Verhandlungen unſerer Kammern nicht mehr Antheil, als es ehedem an den vormärzlichen Provinziallandtagen nahm, ſodaß alſo die Abſicht unſerer Reactionspartei, die bekanntlich die Kammern gern auf die „ſtändiſche Gliederung“ unſerer alten Provinziallandtage zurückführen möchte, was die Wirkung im Publicum betrifft, bereits ſo gut wie erreicht iſt. Ja die Theilnahmloſigkeit iſt ſogar noch größer als in vormärzlicher Zeit; welches Aufſehen erregten damals nicht die Anträge der einzelnen Provinziallandtage um Aufhebung der Cenſur, mit welchem Eifer wurde das Schickſal derſelben verfolgt, mit welcher Begeiſterung wurden die Namen ihrer Urheber genannt. Jetzt hat Hr. Matthis ſeinen ſchon am Schluß der vorigen Sitzung eingebrachten, damals jedoch der vorgeſchrittenen Zeit halber wieder zurückgenommenen Antrag wegen Erleichterung der Preſſe wiederholt; es iſt ein Antrag, durch den ein Hauptfactor unſers öffentlichen Lebens in ſeiner tiefſten Wurzel berührt wird und doch iſt das Publicum außerhalb der Kammer gegen das Schickſal deſſelben vollkommen gleichgültig, ja man zuckt wol gar die Achſeln darüber, daß Hr. Matthis es überhaupt noch für möglich zu halten ſcheint, auf dieſem Wege irgendetwas durchzuſetzen — und innerhalb der Kammer dürfte die Stimmung leicht noch ungünſtiger ſein.

Doch wen könnte das befremden, da ja ſelbſt der Geldpunkt, dieſer ſonſt ſo empfindliche Punkt, nicht mehr im Stande iſt, den Kammern und ihren Verhandlungen das völlig erloſchene Intereſſe des Publicums wieder zuzuwenden. Bekanntlich eröffnete der Finanzminiſter die Seſſion mit der Ankündigung, daß eine Erhöhung des Budgets nöthig geworden, die ſich nur durch eine Erhöhung der Steuern, reſp. Einführung neuer, decken laſſe; in welcher Art dies geſchehen ſolle, darüber behielt er ſich die nähern Mittheilungen vor. Dieſe Mittheilungen ſind jetzt erfolgt; für den Beutel der Steuerzahlenden ſind ſie nicht ſehr erfreulich. Der Mehrbedarf des Staats wird danach auf mehr als vier Millionen angegeben. Erfodert wird derſelbe theils durch die beabſichtigte Wiederherſtellung der dreijährigen Dienſtzeit, theils durch die mit Rückſicht auf die veränderten Zeitverhältniſſe nothwendig gewordene Verbeſſerung des Einkommens der niedern Staatsbeamten und Offiziere. Und allerdings iſt das letztere Bedürfniß ſo ſchreiend, das Misverhältniß zwiſchen den Einnahmen der bezeichneten Claſſen und ihren unvermeidlichen Ausgaben ſo groß, daß man ſich nur freuen kann, wenn die Regierung endlich auf Abhülfe bedacht iſt. Die dazu erfoderliche Summe wird vom Finanzminiſter auf ungefähr drei und eine Viertel Million angegeben, eine Summe, die, wenn man die Maſſe der Verbeſſerungsbedürftigen in Anſchlag bringt, in der That nur mäßig genannt werden kann. Eine andere Frage freilich iſt, ob und wieviel mit einem derartigen Palliativmittel überhaupt erreicht wird und ob nicht zur gründlichen und dauernden Beſeitigung des Uebels noch ganz andere, viel weiter greifende Mittel erfoderlich ſein dürften. Ich rede nicht von der Herabſetzung der Gehalte der höhern Beamten; ſo beliebt dieſer Vorſchlag bei einem Theil unſers Publicums, und namentlich bei dem kleinern Gewerbſtande auch iſt, ſo würde die Ausführung deſſelben, ſelbſt wenn ſie übrigens thunlich wäre, doch nur von geringem Erfolge ſein. Denn erſtens ſind die Gehalte unſerer höhern Beamten durchſchnittlich nicht ſo beträchtlich, daß ſich wirklich etwas Erhebliches daran erſparen ließe und zweitens iſt die Zahl derjenigen Stellen, bei denen von einer ſolchen Reduction überhaupt die Rede ſein könnte, viel zu gering, als daß die dadurch gemachten Erſparniſſe den Ausfall decken könnten, der durch die Aufbeſſerung der zu niedrig beſoldeten Stellen nothwendig herbeigeführt wird. Nein, nicht der hier zu große, dort zu niedrige Betrag der einzelnen Gehalte iſt das eigentliche Grundübel, ſondern darin liegt es, daß die Zahl der Beamten überhaupt zu groß, die Verwaltungsmaſchine überhaupt zu complicirt, zu künſtlich iſt. Dies ſcheint mir der einzige Weg, wie dem hereinbrechenden Beamtenproletariat und ſeinen ökonomiſchen, ſocialen und moraliſchen Uebelſtänden wirkſam entgegengearbeitet werden kann: man vermindere die Zahl der Beamten, ſtelle dafür aber den Einzelnen ökonomiſch beſſer und moraliſch unabhängiger, und dann gebt Acht, ob dieſe wenigern, aber beſſer bezahlten und ſelbſtändigern Beamten nicht mehr leiſten werden als der Troß von Automaten, mit denen die Bureaukratie ſich jetzt einherſchleppt. Daß dieſer Vorſchlag nicht utopiſch iſt, das hat die Erfahrung früherer Zeiten bewieſen, wo der Staat in der That weniger, aber beſſer und unabhängiger geſtellte Beamte hatte und wo beide Theile, die Beamten und der Staat, ſich beſſer befanden als jetzt. Doch räume ich ein, daß eine Rückkehr auf dieſen Weg nicht denkbar ohne ein völliges Verlaſſen des jetzigen Syſtems und kann

und wird dieſelbe daher für jetzt allerdings nur ein frommer Wunſch bleiben; aber kommen wird die Zeit, wo man zu dieſem Mittel greifen wird und muß, bei alledem. Für die Koſten, welche die Wiederherſtellung der dreijährigen Dienſtzeit veranlaßt, ſind etwas über 700,000 Thlr. in Anſatz gebracht. Die Summe iſt alſo nicht erheblich; auch wird die beabſichtigte Maßregel von den Sachverſtändigen einſtimmig als unvermeidlich bezeichnet, wenn die Ausbildung des preußiſchen Soldaten nicht auf bedenkliche Weiſe hinter der Entwickelung der übrigen europäiſchen Armeen zurückbleiben ſoll, die bekanntlich ſämmtlich eine viel längere Dienſtzeit haben und alſo auch eine viel größere Sicherheit des Exercitiums erzielen. Handelte es ſich wirklich nur um die 700,000 Thlr., ſo würde ſich gewiß Jedermann mit der Maßregel einverſtanden erklären; allein weit größer als dieſer baare Zuſchuß iſt das Capital an Zeit und Arbeitskraft, das der Induſtrie und ſomit dem Wohlſtand des Landes durch die verlängerte Dienſtzeit verlorengeht und wird es in dieſer Hinſicht allerdings erſt einer genauen Erwägung bedürfen, ob der militäriſche Vortheil, den wir in keiner Weiſe beſtreiten, wirklich groß genug iſt, dieſe nationalökonomiſchen und ſocialen Nachtheile aufzuwiegen. Zur Deckung dieſes Mehrbedarfs hat der Finanzminiſter verſchiedene Maßregeln in Vorſchlag gebracht, unter denen die Wiedererhöhung des Salzpreiſes und eine neu einzuführende Gebäudeſteuer die bemerkenswertheſten ſind. Die Salzpreiserhöhung muß bei allen Denen, die mit der innern Geſchichte Preußens ſeit dem Jahre 1840 bekannt ſind, eigenthümliche Empfindungen erwecken. Es war nicht lange nach der Thronbeſteigung des regierenden Königs, als Preußen und das Ausland mit der Nachricht überraſcht wurden, der Zuſtand der preußiſchen Finanzen ſei ſo vortrefflich, der Ueberſchuß der Einnahmen über die Ausgaben dermaßen im Wachſen, daß die preußiſche Regierung nicht länger Anſtand nehmen dürfe, die Steuer, als das Staatsbedürfniß überſteigend, herabzuſetzen. Dergleichen war ſchon damals ein Unicum in der Finanzgeſchichte europäiſcher Staaten, ſchon damals ſchienen die Steuern nur vorhanden, um fort und fort erhöht zu werden und trug ſomit die Ausnahme, die Preußen in dieſer Hinſicht machte, nicht wenig dazu bei, den Ruhm der neuen Regierung zu erhöhen. Als diejenige Partie der Staatseinnahmen, auf welche dieſer Steuererlaß am zweckmäßigſten und vortheilhafteſten gelegt werden könne, bezeichnete die Regierung damals den Salzverkauf, der in Preußen bekanntlich, wie faſt überall, Monopol der Regierung iſt. Und allerdings konnten die Salzpreiſe am erſten eine Reduction ertragen, indem der Gewinn, welchen der Staat an dieſem erſten und unentbehrlichſten Lebensbedürfniß macht, auch nach der Herabſetzung noch immer reichlich 100 Procent betrug. Der Vorſchlag wurde den Provinziallandtagen von 1841 zur Begutachtung vorgelegt und von ihnen ohne Ausnahme gutgeheißen; auch die ſtändiſchen Ausſchüſſe von 1842 traten ihm, wenn auch nicht ohne Widerſpruch, bei. Namentlich erregte der Vorbehalt, den die Regierung ſich in Betreff einer möglichen Wiedererhöhung des Salzpreiſes offenerhielt, großes Bedenken, bis es dem verewigten Bodelſchwingh, der damals noch an der Spitze der preußiſchen Finanzen ſtand, endlich gelang, die Verſammlung zu überzeugen, daß der Vorbehalt eine bloße Form und daß bei dem bekannten blühenden Zuſtand der preußiſchen Finanzen an eine wirkliche Zurücknahme des königlichen Geſchenks nie und nimmermehr zu denken ſei. Nun,

Hr. von Bodelſchwingh iſt todt und auch übrigens haben die Verhältniſſe ſich in einem Umfange geändert, den damals kaum Irgendjemand vorausſehen konnte. An der Annahme der Wiedererhöhung durch die jetzigen Kammern iſt nicht zu zweifeln; die Preisherabſetzung trat mit Neujahr 1843 ein, ſeitdem ſind die Ausgaben des preußiſchen Staats genau um das Doppelte geſtiegen und ſo muß dieſem von Jahr zu Jahr wachſenden Bedürfniß denn auch jener Steuererlaß zum Opfer fallen, der damals mit ſo großem Eclat angekündigt und von ganz Europa als der ſprechendſte Beweis für die unvergleichliche Finanzlage Preußens betrachtet ward. Weniger günſtige Ausſichten hat, wie ich höre, die Häuſerſteuer, deren Ertrag vom Miniſter auf nicht volle anderthalb Millionen veranſchlagt wird. Und leugnen läßt ſich nicht, daß das ſtädtiſche Grundeigenthum in Preußen ohnedies bereits ſtark belaſtet iſt und daß die Eigenthümer Mühe haben, zumal bei den jetzigen Hypothekverhältniſſen, ſich im Beſitz deſſelben zu behaupten. Freilich werden ſie die neue Steuer nicht aus ihrem Beutel zahlen, ſondern dieſelbe wird auf die Miethen und Pachtzinſe geſchlagen werden; bei der ungemeinen Höhe jedoch, auf welcher dieſe letztern ſich zum Theil ſchon jetzt befinden, dürfte auch dieſer Ausweg kein der Geſammtwohlfahrt beſonders zuträglicher ſein.

Vom Theater iſt diesmal nichts zu melden. Zwar haben die kleinern Bühnen verſchiedene Neuigkeiten gebracht, doch waren dieſelben zu unerheblich, um hier namhaft gemacht zu werden. Die Königliche Bühne iſt mit Einſtudirung des „Saul“ von Kette ſowie mit Inſcenirung einiger ältern Opern, welche als Carnevalsopern benutzt werden ſollen, beſchäftigt. „Die Grille“ von Frau Birch-Pfeiffer hat ihren Siegesflug ſchon wieder beendet; aber nur, weil die Darſtellerin der Titelrolle, Frau Formes, erkrankt iſt. Dagegen hat ſich „Adalbert vom Babenberge“ mehr und mehr in der Gunſt des Publicums feſtgeſetzt und auch „Narciß“ übt noch immer ſeine alte Anziehungskraft.

Notizen.

E. Rietſchel in Dresden hat das Modell zu dem für Weimar beſtimmten Goethe-Schiller-Denkmal vollendet; daſſelbe war kurze Zeit in Dresden öffentlich ausgeſtellt und wird von Allen, die ſo glücklich waren, es zu ſehen, als ein Meiſterwerk erſten Ranges, würdig des Schöpfers der Leſſing-Statue, geſchildert. In dieſem Augenblick befindet es ſich bereits in der Erzgießerei in München; man hofft daſelbſt den Guß dermaßen zu beſchleunigen, daß die feierliche Errichtung des Denkmals bereits am nächſten 3. September, dem 100jährigen Geburtstag des Großherzogs Karl Auguſt, ſtattfinden kann. — Auch an der Herſtellung des Denkmals, welches die Univerſität Jena ihrem erlauchten Stifter, dem Kurfürſten Johann Friedrich dem Großmüthigen, zu errichten beabſichtigt und das, wenn irgendmöglich, ſchon zum nächſten Jahre vollendet ſein ſoll, wo die Univerſität das Jubelfeſt ihrer 300jährigen Dauer begeht, wird eifrig gearbeitet. Vom Geheimen Hofrath Göttling iſt ein Aufruf an alle ehemaligen jenenſer

Burſche erlaſſen wurden, ſich mit Beiträgen zu betheiligen — und wer, dem das alte: Stoßt an, Jena ſoll leben! noch im Gedächtniß klingt, oder dem überhaupt jemals der Mond über dem Fuchsthurm aufgegangen iſt, möchte ſich dieſem Aufruf entziehen?

Am 12. Januar iſt in Berlin der bekannte Karl Müchler geſtorben, der älteſte aller lebenden Dichter und Schriftſteller, nicht blos in Deutſchland, ſondern vermuthlich in der Welt. Denn 1763 zu Stargard in Pommern geboren, war er nicht weniger als 94 Jahre alt geworden. 1785 beim damaligen Generalauditoriat in den preußiſchen Staatsdienſt getreten, wurde er 1794 zum Kriegsrath befördert. Die Kataſtrophe von Jena brachte ihn außer Amt und Brot und zwang ihn, ſich völlig der Schriftſtellerei zu widmen, bis es ihm im Jahre 1814 gelang, durch das damalige ruſſiſche Gouvernement in Dresden eine Anſtellung bei der dortigen Polizeiverwaltung zu finden. Mit der Wiederherſtellung der ſächſiſchen Behörden ging freilich auch dieſe Anſtellung zu Ende; doch erhielt Müchler zur Belohnung der geleiſteten Dienſte nicht nur einen ruſſiſchen Orden, ſondern auch ein kleines Jahrgehalt, das ihm bis zu ſeinem Tode regelmäßig ausbezahlt ward und von dem er ſeine ziemlich beſcheidene Exiſtenz hauptſächlich friſtete. Als Schriftſteller trat er zuerſt vor beinahe 80 Jahren auf, nämlich 1779 in ſeinem 16. Lebensjahre. Er ſchrieb allerhand leichte Waare, wie der Tag ſie eben erfoderte, Romane, Erzählungen, Gedichte, darunter namentlich zahlreiche Gelegenheitsgedichte. Das bekannteſte ſeiner Werke, das ſeinen Namen am weiteſten verbreitete und ihm in gewiſſen, wenn auch nicht gerade ſehr geiſtvollen Kreiſen, ein großes Publicum erwarb, war ſein „Anekdotenalmanach"; derſelbe erſchien zuerſt 1808 und wurde eine lange Reihe von Jahren fortgeſetzt. Müchler war ein eifriger preußiſcher Patriot und nahm als ſolcher ſowol an der Unglücksperiode nach der Schlacht von Jena ſowie an der ſpäter folgenden Erhebung den lebhafteſten Antheil; einem von ihm im Jahre 1806 verfaßten Gedicht, in welchem er ſich mit Nachdruck gegen die Eroberungsſucht Napoleon's ausſpricht und ihm den bevorſtehenden Untergang prophezeit, wurde ſogar längere Zeit hindurch die Ehre zutheil, für ein nachgelaſſenes Werk von Schiller zu gelten. Trotz ſeines hohen Alters bewahrte der Verſtorbene ſeine geiſtige Friſche bis zum letzten Augenblick; ſogar poetiſch war er noch bis vor kurzem thätig.

Jubiläen ſind nachgerade etwas ſehr Gewöhnliches geworden, nur in der Journaliſtik, dieſem unmittelbarſten Spiegelbilde irdiſcher Vergänglichkeit, gehören ſie noch immer zu den Seltenheiten und darum mag es wol am Orte ſein, hier zweier Jubelfeſte zu gedenken, eines goldenen und eines ſilbernen, die kürzlich von zwei namhaften deutſchen Zeitſchriften gefeiert wurden. Das ſtuttgarter „Morgenblatt" hat mit Beginn des Jahres ſeinen 51., das in Berlin erſcheinende „Magazin für die Literatur des Auslandes" ſeinen 26. Jahrgang angetreten. Das „Morgenblatt" gehört zu den Mitbegründern des belletriſtiſchen Journalismus, wie derſelbe ſich im Weſentlichen bis auf unſere Tage erhalten hat; nur die in Leipzig erſcheinende „Zeitung für die elegante Welt" und der berliner „Freimüthige" von Kotzebue und Merkel gingen ihr um einige Jahre voran. Dafür jedoch iſt der

Digitized by Google

letztere ſchon vor 20 Jahren entſchlummert, während die „Zeitung für die elegante Welt" zwar noch fortexiſtirt, allein — „quantum mutatus ab illo!" Die erſte Nummer des ſtuttgarter „Morgenblatt" erſchien am 1. Januar 1807; zur erſten Einführung der neuen Zeitſchrift brachte ſie eine „Abſchiedrede beim künftigen Schluſſe des Morgenblatt", die Niemand Geringeres zum Verfaſſer hatte als Jean Paul. Ueberhaupt war Jean Paul damals ein fleißiger Mitarbeiter des „Morgenblatt" und auch Goethe hat verſchiedene ſeiner kleinern Erzählungen und Novellen hier zuerſt abdrucken laſſen. Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" erſchien zuerſt als Beiblatt der „Preußiſchen Staats-Zeitung". Der Plan dazu wurde zu Ende des Jahres 1831 von einem damaligen Mitarbeiter der letztern, Hrn. J. Lehmann, demſelben, der noch gegenwärtig an der Spitze des „Magazin" ſteht, entworfen und durch Vermittelung des damaligen Redacteurs der „Staats-Zeitung", Geheimerath Philippsborn, unter den Auſpicien der Miniſter Aucillon und von Bernſtorf ins Leben gerufen. Die „Staats-Zeitung" war dazumal das geleſenſte Blatt in Deutſchland und ſo fand auch dieſes literariſche Beiblatt deſſelben gleich anfangs auf die bloße Ankündigung hin 1200 Abonnenten, eine Zahl, die ſich dann, bei der großen Gediegenheit und Mannichfaltigkeit des Blattes ſowie bei der Umſicht, mit der es geleitet ward, von Jahr zu Jahr vermehrt hat. 1843 wurde das Verhältniß zur „Staats-Zeitung" aufgelöſt; das Blatt erſcheint ſeitdem im Verlag von Veit und Comp. in Berlin; es gehört noch gegenwärtig zu den beliebteſten und geleſenſten Organen der deutſchen Journaliſtik und hat ſich namentlich um Vermittelung der deutſchen Literatur und Wiſſenſchaft mit dem Auslande die anerkennenswertheſten Verdienſte erworben.'

Von einem mehrwöchentlichen Unwohlſein, das mir jede ſchriftliche Beſchäftigung unmöglich machte, erſt jetzt allmälig wiederhergeſtellt, erſuche ich die Herren Mitarbeiter des „Deutſchen Muſeum" ſowie überhaupt Alle, welche mich im Lauf der letzten Wochen mit Briefen und Zuſendungen, die genannte Zeitſchrift betreffend, beehrt haben, mich zu entſchuldigen, wenn die Antwort darauf nicht ſo prompt erfolgt, wie ſie vielleicht erwartet haben und wie ſie es auch ſonſt gewöhnt ſind; ich werde Sorge tragen, daß die rückſtändige Correſpondenz nunmehr baldmöglichſt erledigt wird und wollen die betreffenden Herren ſich daher nur noch eine kurze Zeit gedulden.

Halle, 25. Januar 1857. **R. Prutz.**

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

4. Cart. Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Hiervon sind 1856 neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von **Hermann Brockhaus.** Zweiundsechzigster und dreiundsechzigster Theil.

Diese zwei Theile enthalten unter Anderm nachstehende wichtige Artikel:

Jean Charlier Gerson, Geselle von *Hasemann;* Gerste von *Garcke* und *Löbe;* Geruch, Geruchsinn, Geschlechtscharakter, Geschmack von *Scheidler;* Geruchsorgan, Geschlechtsapparat, Geschwür, Geschwulst von *Theile;* Gerundium von *Eckstein;* Geryon von *Wieseler;* Geryoneis, Gerytades von *Ernst von Leutsch;* Gesammteigenthum, Gesandte und Gesandtschaftsrecht, Geschäft, Geschenk und Schenkung, Geschlechtsvormundschaft, Geschworenengerichte, Gesellschaftsvertrag von *Heimbach;* Gesang von *Heissmann;* Gesangbuch von *Daniel;* Geschichte von *Hertzberg;* Geschlecht (grammatisches) von *Pott;* Geschoss, Geschütz, Geschützfabrikation von *Baer;* Geschwindigkeit, Geschwindigkeitsmesser von *Jahn;* Gesellschaftsinseln von *Hössler;* Gesellschaftsrechnung von *Gartz.*

☞ Frühern Subscribenten auf die **Allgemeine Encyklopädie,** welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die günstigsten Bedingungen zugesichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Byron (Lord), Tales and Poems.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine neue geschmackvolle Ausgabe der kleinern poetischen Erzählungen Byron's, die den vielen Verehrern des grossen britischen Dichters eine willkommene Gabe sein wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 6.** 5. Februar 1857.

Inhalt: Zur Geſchichte der Preſſe in Preußen. Von **Robert Prutz.** — Die Kritik und die Kritiker. Ein Vortrag. Von **Adolf Helfferich.** II. — Sechs ſpaniſche Sonette. Von **Otto Braun.** — Literatur und Kunſt. Kunſtgeſchichte. (Thienemann, „Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferſtechers Johann Elias Ridinger".) — Correſpondenz. (Aus Kaſſel) — Notizen. — Anzeigen.

Zur Geſchichte der Preſſe in Preußen.

Von

Robert Prutz.

Unter derſelben Ueberſchrift brachte das „Deutſche Muſeum" bereits im vorigen Jahrgang, I, 377 fg., einen Artikel, zu dem der nachſtehende gewiſſermaßen die Fortſetzung bildet; beide ſind einem größern Werke des Verfaſſers entlehnt, betitelt: „Zehn Jahre. Geſchichte der neueſten Zeit. 1840—50" (Leipzig, J. J. Weber), von dem der zweite Band, die Geſchichte Preußens von der Uebernahme des Miniſteriums des Innern durch den Grafen Arnim im Juni 1842 bis zum Zuſammentritt der Provinziallandtage von 1843 enthaltend, ſoeben zur Verſendung kam. Wie ſchon früher bei einer ähnlichen Gelegenheit bemerkt ward, hält der Herausgeber des „Deutſchen Muſeum" es nicht für angemeſſen, Beſprechungen der von ihm veröffentlichten Schriften in dieſen Blättern zuzulaſſen; dagegen erlaubt er ſich, durch nachſtehende Mittheilung die Aufmerkſamkeit der Leſer auf ſeine Arbeit hinzulenken und ſie ihrer nachſichtsvollen Theilnahme zu empfehlen; er bedarf derſelben, um ſich Muth und Ausdauer zur Durchführung und endlichen Vollendung ſeiner Aufgabe zu erhalten, der ſchwierigſten vielleicht, die ein Schriftſteller ſich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ſtellen konnte. Das nachfolgende Bruchſtück ſelbſt bildet den Schluß des eben erſchienenen zweiten Bandes; das zunächſt vorhergehende Capitel behandelt in ſeiner zweiten Hälfte die oſtpreußiſchen Zuſtände zu Ende des Jahres 1842, namentlich alſo den Witt'ſchen Proceß, die königsberger Bürgermeiſterwahl, die Freiſprechung Johann Jacoby's, des Verfaſſers der „Vier Fragen", durch das Kammergericht zu Berlin (19. Januar 1843); daran ſchließt ſich das Folgende dann unmittelbar an.

....Schon aber iſt es Zeit, daß wir aus der Provinz in die Hauptſtadt, von Königsberg und ſeinen Liberalen nach Berlin zurückkehren. Das

Digitized by Google

Jahr neigte ſich zu Ende und man rüſtete ſich in Berlin eben das Weihnachtsfeſt zu begehen; nach den vielfachen Erſchütterungen und Stürmen, welche die öffentliche Meinung in den letzten Monaten hin- und hergeworfen, nach den unzähligen Neuigkeiten, Gerüchten, Vermuthungen, welche ſie in Aufregung verſetzt hatten, war jene allgemeine politiſche Stille eingetreten, welche dieſe Zeit des Jahres zu begleiten pflegt. Selbſt ein Blücherfeſt, das zur Feier des 100jährigen Geburtstags des alten Kriegshelden gefeiert und bei dem ſein berühmter Wahlſpruch, jenes „Vorwärts", mit dem er einſt Napoleon geſtürzt und Deutſchland befreit hatte und deſſen Erneuerung dem preußiſchen Staate jetzt eben ſo noththat, auf die mannichfachſte Weiſe in Liedern und Trinkſprüchen variirt worden war (16. December 1842) — ſelbſt dieſes Blücherfeſt, trotz der aufregenden Reden, die dabei gehalten, ja ſelbſt trotz einiger Duelle, die dadurch veranlaßt ſein ſollten, hatte die friedliche Stimmung des Publicums nicht ſtören können. Ebenſo wenig vermochten es einige Gerüchte über gewiſſe Veränderungen, welche angeblich in den oberſten Regionen der Beamtenwelt bevorſtehen ſollten. Namentlich wurde von dem Wiedereintritt des Hrn. von Rochow geſprochen: ein Gerücht, das ſich einige Wochen ſpäter wirklich erfüllte, jedoch nur in ſehr beſchränktem Maße, indem Hr. von Rochow unterm 16. Februar 1843 zum zweiten Präſidenten des Staatsraths ernannt wurde. Ein anderes Gerücht, das ſich um dieſelbe Zeit verbreitete und das längere Zeit hindurch mit großer Beſtimmtheit wiederholt ward, wäre wol geeignet geweſen, eine große und zwar freudige Senſation hervorzurufen: nämlich das Gerücht, daß Hr. Eichhorn im Begriff ſtehe, ſein Amt niederzulegen, angeblich aus Geſundheitsrückſichten, in der That jedoch, weil die allgemeine und einſtimmige Oppoſition, die ſeine bisherigen Maßregeln bei der Nation gefunden, ſein Selbſtvertrauen erſchüttert habe. Allein ſchon hatte man ſich im Publicum gewöhnt, den Gang, den die Regierung ſeit einiger Zeit genommen, mit der Perſon des Hrn. Eichhorn zu identificiren; er war die eigentliche bête noire des Liberalismus geworden, alle misliebigen Maßregeln, darunter auch ſolche, die gar nicht in ſein Departement gehörten, wurden ihm in die Schuhe geſchoben und da nun dieſer Maßregeln noch immer kein Ende war und da man überhaupt die Hoffnung, die Regierung werde aus freien Stücken eine andere Bahn einſchlagen, allmälig aufzugeben anfing, ſo glaubte man auch nicht an den Rücktritt des Hrn. Eichhorn — und wie die Folge lehrte, mit vollſtem Recht.

Aber dieſe Stille ſollte verhängnißvoll werden; mitten hinein in das idylliſche Feſttreiben brach plötzlich, eben um die Weihnachtszeit, eine Reihe von Maßregeln, die allgemein die lebhafteſte Beſtürzung hervorriefen und durch die namentlich die ohnedies ſchon ſo gedemüthigten

Hoffnungen der Presse Schlag auf Schlag vernichtet wurden; das Jahr, das so trübe und zweifelhaft begonnen, sollte ebenso trübe zu Ende gehen.

Der nächste äußerliche Anstoß zu diesen Ereignissen war nicht blos höchst untergeordneter und unscheinbarer Natur, sondern die öffentliche Meinung hatte darin anfänglich sogar ein Zugeständniß erblickt, von dem sie sich nicht wenig geschmeichelt fühlte. Bereits an verschiedenen Stellen unsers Werks haben wir jener politischen Lyrik gedacht, welche sich im Lauf der beiden letzten Jahre in Deutschland entwickelt hatte. Sie war das getreue Abbild der Zeit und ihrer Stimmung: ebenso verlangend, ebenso sehnsuchtsvoll, ebenso leidenschaftlich, aber auch ebenso unklar in ihren Ausgangspunkten, ebenso phantastisch in ihren Zielen, ebenso schwankend und widerspruchsvoll in ihren Aeußerungen. Gleichwie die politische Bewegung der Zeit sich zum größten Theil um eine Anzahl von Schlagwörtern drehte, die obenein von den Wenigsten wirklich verstanden wurden, so bewegte auch die junge politische Lyrik sich vorzugsweise auf dem Gebiet der Phrase; solange hatte das nationale Interesse geschlummert und so plötzlich war es jetzt wieder aufgewacht (oder vielmehr es tappte noch umher wie ein Schlaftrunkener), daß selbst die bloßen Wörter Freiheit, Volk, Vaterland, genügten, das Ohr des Hörers gefangenzunehmen. Ja gerade was das größte ästhetische Gebrechen dieser neuen Dichtung war: ihre Inhaltlosigkeit, ihr Mangel an Objectivität und plastischer Gestaltung — gerade Das mußte ihr zur Empfehlung gereichen in den Augen einer Zeit, die ebenfalls noch um ihren Inhalt rang und der gleichfalls noch unter den Händen zerfloß was sie berührte; es war eine andere Art von Romantik, nur daß sie der Freiheit und der Zukunft zugewandt war, wie jene ältere der Vergangenheit und dem Feudalismus.

Unter den zahlreichen Schriften, in denen diese neue Richtung sich aussprach und die alle rasch ihr Publicum fanden, besonders unter der Jugend, hatte keine ein so allgemeines Aufsehen erregt und war von Kritikern und Laien so einstimmig als der Anfang einer neuen poetischen Epoche begrüßt worden als die „Gedichte eines Lebendigen", die zuerst im Sommer 1841 in der Schweiz erschienen waren. Als Verfasser wurde Georg Herwegh genannt, ein junger Würtemberger, ein ehemaliger Zögling des Tübinger Stifts, aus dem wie einst Schelling und Hegel auch Strauß, Vischer und andere literarische Berühmtheiten der jüngsten Zeit hervorgegangen waren. Ein Disciplinarvergehen, das er sich während seiner Militärzeit zuschulden kommen lassen, hatte den jungen Dichter veranlaßt, in die Schweiz zu flüchten. Hier, im Umgang theils mit jenen ältern Demagogen, die zu Anfang der zwanziger Jahre ebenfalls in der Schweiz eine Zuflucht gefunden hatten, theils mit dem jüngsten Nachwuchs des schweizerischen Radicalismus, hatte er jene Gedichte ge-

ſchrieben, welche ſich bald darauf wie auf Sturmesflügeln durch ganz Deutſchland verbreiteten und überall den lauteſten und ungeſtümſten Widerhall fanden. Die „Gedichte eines Lebendigen" waren keineswegs frei von den allgemeinen Gebrechen ihrer Gattung; auch ihnen fehlte es an politiſcher Conſequenz, an Klarheit und Sicherheit des Standpunkts ſowie an eigentlichem hiſtoriſchen Inhalt; auch in ihnen überſtimmte zuweilen der Rhetor den Poeten. Aber wenn es auch nur erſt Moſt war, brauſender, gährender Moſt, kein abgeklärter Wein, ſo war es doch ein ſo edler und reiner Moſt, es loderte in dieſen Gedichten eine ſo aufrichtige, innige Begeiſterung, ſelbſt die Phraſe, wo ſie den Dichter einmal beſchlich, trat noch in ſo glänzendem Gewande auf, daß Niemand dem Eindruck zu widerſtehen vermochte. Es war wie ein Rauſch, der das ganze Publicum ergriffen hatte; ſelbſt Männer, bejahrte Männer, die ihrer politiſchen Ueberzeugung nach einer ganz andern Richtung angehörten, vermochten ſich dem Wohllaut dieſer Verſe, der Pracht dieſer Rhythmen, der Glut dieſer Begeiſterung nicht zu entziehen. Die Jugend aber, die ihr innerſtes Denken und Fühlen gleichſam kryſtalliſirt ſah in dieſen ſtolzen, ſchwungvollen Verſen, war völlig hingeriſſen; ſeit dem erſten Auftreten Goethe's und Schiller's war kein ähnlicher literariſcher Triumph erlebt worden, hatte kein Dichter die Herzen der Nation ſo im Fluge erobert; überall verzehrte man ſich „in Gluten eines Meleager", überall riß man die „Kreuze aus der Erde", überall ſehnte man ſich nach einem „Trauerſpiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle".

Beſonders lebhaft äußerte dieſer allgemeine Enthuſiasmus ſich, als der Dichter im Spätſommer 1842 eine größere Reiſe nach Deutſchland antrat. Nicht zufrieden, durch ſeine melodiſchen Verſe nur die Leidenſchaft ſeiner Leſer entzündet zu haben, wollte er dieſer Leidenſchaft auch ein beſtimmtes praktiſches Ziel geben; was er als Poet begonnen, wollte er als politiſcher Schriftſteller, als Journaliſt weiterführen. Von ſeinen ſchweizer Freunden war der Plan zu einer politiſchen Monatsſchrift, „Der deutſche Bote aus der Schweiz" entworfen worden; in der Schweiz erſcheinend, ſollte ſie die öffentlichen Angelegenheiten Deutſchlands mit der Schärfe und der Freimüthigkeit beſprechen, die eben nur unter dem Schutz der ſchweizeriſchen Preßfreiheit möglich ward. Herwegh ſelbſt ſollte die Redaction des Blattes übernehmen; der Name des jungen ruhmgekrönten Dichters war die kräftigſte Empfehlung, mit der es ſich beim Publicum einführen konnte.

Dem neubegründeten Blatte Theilnehmer und Mitarbeiter zu gewinnen, war der eigentliche Zweck geweſen, weshalb Herwegh ſeine Reiſe nach Deutſchland angetreten hatte; in Wirklichkeit jedoch verwandelte die Geſchäftsreiſe des angehenden Redacteurs ſich in eine Triumphreiſe des Dichters. Ueberall, wo ſeine Anweſenheit bekannt ward, eilten ſeine

Digitized by Google

Verehrer herbei, ihm ihre Huldigungen darzubringen; überall fanden sich heiße Köpfe und beredte Zungen, welche die Gelegenheit benutzten, ihre geheimsten politischen Hoffnungen und Wünsche auszusprechen — und bei der allgemeinen Confusion, die in dieser Hinsicht damals noch bei uns herrschte, durfte es freilich nicht wundernehmen, wenn dabei manches Uebertriebene und Abenteuerliche zutage kam. So zu Köln, wo der Kreis der „Rheinischen Zeitung" dem Dichter ein glänzendes Festmahl veranstaltete; so zu Jena, wo die Studenten ihn mit einem feierlichen Ständchen begrüßten; selbst Leipzig, das kaufmännisch speculirende Leipzig, damals noch der Sitz einer specifisch-belletristischen Literatur, die sich durch das neuauftauchende politische Element nicht wenig genirt fühlte, empfing ihn mit Zweckessen und Festreden. Die Zeitungen versäumten nicht, die einzelnen Stationen dieser Triumphreise genau zu notiren, und in der That waren sie diese Aufmerksamkeit schon der Neuheit der Sache schuldig: fürstliche Personen, Sängerinnen oder Tänzerinnen hatte man schon solche Triumphzüge halten sehen, aber daß ein deutscher Dichter auf diese Art durch Deutschland reiste, das war etwas ganz Neues und Unerhörtes....

Endlich, gegen Ende October, erreichte der junge Dichter auf diesem seinem Triumphzuge auch Berlin. Der Empfang war hier nicht so glänzend wie bisher; schon die Größe der Stadt, die Mannichfaltigkeit der Richtungen und Coterien verhinderte solche einstimmige Kundgebungen der öffentlichen Theilnahme, wie sie anderwärts stattgefunden hatten und auch an innern Widersprüchen fehlte es nicht. Jene berliner „Freien", von denen früher die Rede gewesen und die seit ihrem verunglückten Versuch, sich als radicale Gemeinschaft zu constituiren, so ziemlich in Vergessenheit gerathen waren, trotz der zahlreichen Zeitungsartikel, durch die sie selbst täglich an sich und ihr wunderliches Treiben erinnerten — diese berliner Freien, ein unerquickliches Gemisch von philosophischem Radicalismus, sittlicher Zerfahrenheit und politischem Indifferentismus, wollten Herwegh's Anwesenheit in Berlin benutzen, ihre oft bezweifelte Existenz durch eine geräuschvolle Manifestation zu documentiren. Schlechte Kritiker wie sie waren, obwol sie sich selbst als den wahren Gipfel der Kritik, die eigentliche kritische Kritik verkündeten, hielten sie den Dichter völlig für einen der Ihren und rüsteten sich, diese innerliche Gemeinschaft auf lärmende Weise an den Tag zu legen. Allein sie täuschten sich; trotz des Vernichtungskriegs, den die „Gedichte eines Lebendigen" dem bestehenden Staat und der Gesellschaft ankündigten, war ihr Verfasser doch ein Dichter, er war nicht blos Parteimann, er war zugleich Poet und das warme, schönheittrunkene Herz des Dichters hat nichts gemein mit der trostlosen Leere eines abstracten Radicalismus. Herwegh, der in Arnold Ruge's Gesellschaft nach Berlin gekommen war,

lehnte die angebotene Gemeinſchaft mit den Freien ab; ſein Aufenthalt in Berlin wurde dadurch, wie geſagt, minder glänzend und namentlich minder geräuſchvoll, und auch die Preſſe, wenigſtens ſoweit ſie von radicalen Federn verſorgt ward, ſchlug in Betreff des Dichters ſeitdem einen etwas kühlern, zurückhaltendern Ton an, der einige Zeit ſpäter ſogar in offene Angriffe überging.

Allein wenn dies eine Einbuße war, ſo ſchien das Schickſal ihm dafür eine reiche Entſchädigung aufgeſpart zu haben. Nicht allein, daß der republikaniſche Dichter in dem monarchiſchen Berlin eine Braut fand, die junge liebenswürdige Tochter eines reichen Hoflieferanten, ſondern auch der König ſelbſt, da er durch ſeinen Leibarzt Dr. Schönlein, einen bekannten frühern Liberalen und von der Schweiz her mit Herwegh bekannt, von der Anweſenheit des Dichters hörte, gab den Wunſch zu erkennen, die perſönliche Bekanntſchaft deſſelben zu machen. Ein glänzenderes Zeugniß von dem allgemeinen, bewältigenden Eindruck, den er hervorgebracht, konnte füglich nicht gegeben werden. Trotz der äſthetiſchen Neigungen, die Friedrich Wilhelm IV. hegte, ſowie trotz des lebhaften Intereſſe, das er namentlich für die vaterländiſche Literatur und Kunſt bezeigte, hatte er ſich doch gegen die jüngere Literatur bisher mehr ablehnend als ermunternd verhalten; geprieſen als Mäcen der Dichter und Künſtler, hatte er den befruchtenden Strahl der königlichen Gnade doch ſtets nur den Berühmtheiten der Vergangenheit, niemals dem keimenden Anwuchs der Gegenwart zugewendet. Geibel's Penſionirung fand erſt zu Anfang 1843 ſtatt und ſo war alſo Freiligrath bisher der einzige von den jüngern Dichtern, mit dem der König eine Ausnahme gemacht hatte. Doch gehörte Freiligrath damals noch einer politiſchen Richtung an, die mit der Zeitſtrömung im Widerſpruch ſtand und ſo war dieſer Beweis königlicher Huld vom größern Publicum ziemlich unbeachtet geblieben.

Um ſo größeres Aufſehen daher erregte es, als der König ſich den Verfaſſer der „Gedichte eines Lebendigen" vorſtellen ließ. Das Buch ſelbſt war in Preußen natürlich verboten; es lag vielleicht ein Widerſpruch darin, daß der König den Autor eines Buchs kennenzulernen wünſchte, das ſeine eigenen Behörden verboten hatten und das alſo für und in Preußen rechtlich gar nicht exiſtirte noch exiſtiren durfte. Aber ſelbſt den Widerſpruch zugegeben, wie liebenswürdig war er und welch ſchönes Zeugniß für das warme Herz und die unbefangene, freiſinnige Anſchauung des Königs! Unwillkürlich erinnerte man ſich an jene Ode zu Gunſten der unglücklichen Polen, die einſt Platen an den damaligen Kronprinzen von Preußen, den jetzt regierenden König, gerichtet hatte; man hatte damals von einem Briefe wiſſen wollen, mit welchem der Prinz die Zuſendung erwidert und worin er ſeine Bewunderung des

Dichters sowie sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß es ihm in seiner augenblicklichen Stellung nicht vergönnt sei, für die unglücklichen Schutzbefohlenen des Dichters mehr als bloßes Bedauern zu haben. Auch in den Herwegh'schen Gedichten fand sich bekanntlich eine Ode an den König von Preußen; sichtlich jenem Platen'schen Gedichte nachgebildet, war sie eben nicht das zahmste Stück der Sammlung. Daß der König sich über diese Polemik hinwegsetzte, daß er auch in dem politischen Gegner nur den Dichter, auch in dem gegen ihn gerichteten Angriff nur das Kunstwerk sah, erfüllte das Publicum mit lebhafter Befriedigung; es war nicht der Dichter, dessen Popularität durch die Audienz, die der König ihm gewährte, am meisten gewann.

Auch was von den Einzelheiten der Audienz (19. November 1842) im Publicum bekannt wurde, erregte die Theilnahme desselben in hohem Grade. Freilich waren es nur Gerüchte, die darüber verbreitet wurden: aber da denselben niemals und von keiner Seite widersprochen worden ist und da sie ferner zur Charakteristik der Zustände und Personen nicht ohne Werth sind, so darf auch wol der Historiker von ihnen Notiz nehmen. Der Dichter, trotz aller innern Glut und Leidenschaftlichkeit äußerlich verschlossen und insichgekehrt, eine echtschwäbische Natur, hatte sich ziemlich schweigsam, fast schüchtern gezeigt. Desto lebhafter und mittheilsamer, erzählte man, sei der König gewesen. Er habe, sollte er gesagt haben, in diesem Jahre schon einen seiner Gegner bei sich empfangen, Hrn. Thiers (bekanntlich der Anstifter des Kriegslärmens vom Jahre 1840): allein dem Besuche des deutschen Dichters gebe er den Vorzug. Sie hätten Beide ihr Amt und ihren Beruf zu erfüllen, er selbst als König, Herwegh als Dichter. Der König werde dem seinen treubleiben; möge der Dichter es ebenso halten. „Nichts", sollte der König wörtlich weiter gesagt haben, „ist mir so zuwider wie Gesinnungslosigkeit; auch die Opposition achte ich, wenn sie nur gesinnungsvoll ist" — Worte, welche, ob wahr oder falsch, vom Publicum mit Begierde aufgenommen und in gutem Gedächtniß bewahrt wurden. Schließlich sollte der König dem Dichter mit Beziehung auf seine Jugend und seinen Mangel an praktischer Erfahrung einen „Tag von Damascus" prophezeit haben: „Inzwischen wollen wir ehrliche Feinde bleiben."

Die Auszeichnung, welche der König dem Dichter durch diese Audienz erwiesen, war, wie gesagt, so ungewöhnlich, daß sie, nachdem die erste Ueberraschung sich gelegt hatte, zu den seltsamsten Gerüchten und Auslegungen Veranlassung gab. Einige, besonders unter seinen literarischen Collegen, beneideten den Dichter und hüllten diesen ihren Neid in patriotisch sittliche Entrüstung; ein Dichter wie Herwegh, ein Dichter der Revolution dürfe keine Könige besuchen; indem er der Einladung des kunstsinnigen Monarchen gefolgt, habe er seine Principien verleugnet und

ſeine Stellung in der Partei verſcherzt. Andere, die, wenn ſie von einer Audienz beim Könige hörten, dabei immer nur die Scene zwiſchen König Philipp und Marquis Poſa in Schiller's „Don Carlos" vor Augen hatten, waren unzufrieden mit dem Dichter, daß er die Gelegenheit nicht benutzt, den König zu irgendeinem allgemein wichtigen Zugeſtändniß, einer politiſchen Conceſſion in liberalem Sinne zu beſtimmen; ſie hatten im Theater geſehen, wie ſchön es ſich machte, wenn Poſa ſein berühmtes „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!" herausſtieß und wollten ſich nun nicht zur Ruhe geben, daß der junge Dichter nicht zum mindeſten mit einem „Sire, geben Sie Conſtitution!" accompagnirt hatte. Das war ſehr kindiſch, ohne Zweifel: aber auch dergleichen kindiſche Züge gehören zum Charakterbilde jener Zeit und überdies ſollten ſie noch verhängnißvoll werden — zunächſt für den Dichter ſelbſt, bald aber auch für die geſammte jüngere Literatur und namentlich für die Journaliſtik.

Einige Tage darauf verließ Herwegh Berlin, um nach Königsberg zu reiſen, wo die dortigen Liberalen ihn mit Ungeduld erwarteten. Auch hier wurde er mit einem glänzenden Feſtmahl bewillkommnet (2. December). Bei der Aufregung, die überdies ſchon in Königsberg herrſchte, hätten die Behörden daſſelbe gern verhindert; auch ſoll wirklich ein Verſuch gemacht worden ſein, wenigſtens den Studirenden der königsberger Univerſität die Theilnahme zu verſagen. Die Folge war dieſelbe wie in allen ſolchen Fällen: das Feſt wurde mit doppeltem Geräuſch und unter erhöhter Theilnahme gefeiert. Den Vorſitz führte der Oberlandesgerichtsrath Crelinger, eine der geachtetſten und beliebteſten Perſönlichkeiten der Stadt; auch Johann Jacoby war unter den Gäſten und auch ſeiner ward mit ehrendem Zuſpruch gedacht. Ueberhaupt war das Feſt ungemein reich an Reden und Trinkſprüchen, darunter beſonders an ſolchen, die ſich für das Ohr der Polizei nur wenig eigneten. Man befand ſich im hohen Norden, auf der Geburtsſtätte des preußiſchen Liberalismus, man feierte den Dichter der Freiheit, der vom Süden her mit den Tönen ſeines Liedes die Herzen erwärmt und aufgethaut hatte; in dieſer Zuſammenſtellung lag etwas Berauſchendes und Herwegh ſelbſt, hingeriſſen von der Gewalt des Augenblicks, ſoll ſich damals vermeſſen haben, man müſſe die Freiheit „bis zum Wahnſinn lieben".

In dieſer aufgeregten Stimmung traf den Dichter die Nachricht, daß die preußiſche Regierung ſeinen „Deutſchen Boten aus der Schweiz", der noch gar nicht erſchienen, nur erſt angekündigt war, ſoeben mit einem geſchärften Verbot belegt habe. Eigentlich zwar verſtand dies Verbot ſich von ſelbſt; alle Bücher und Druckſchriften, die außerhalb des Deutſchen Bundes erſchienen, waren ſchon um deshalb ein- für allemal verboten und bedurften, um in Preußen zugelaſſen zu werden, erſt einer beſondern Genehmigung. Allerdings hatte man dem Verleger anfangs

Hoffnung gemacht, als werde dem neuen Blatte der Zutritt in Preußen verſtattet werden; nach genauerer Prüfung indeſſen, vielleicht durch die Herwegh'ſche Triumphreiſe auf die Principien des Herausgebers erſt recht aufmerkſam gemacht, hatte man dies Zugeſtändniß zurückgenommen. Alles Dies war an ſich, unter den einmal beſtehenden Verhältniſſen, vollkommen in der Ordnung; es wäre eine wunderliche Inconſequenz geweſen, hätten dieſelben Behörden, welche die „Gedichte eines Lebendigen" verboten, dem „Deutſchen Boten aus der Schweiz" den Zutritt geſtatten wollen. Bei einiger Ueberlegung hätte Herwegh ſelbſt dies ohne Zweifel einſehen müſſen; allein ſei es, daß die aufregende königsberger Luft ihm zu Kopfe geſtiegen war, oder ſei es (und dies Letztere iſt wol das Wahrſcheinlichſte), daß die kindiſchen Verdächtigungen und Vorwürfe, mit denen er der berliner Audienz halber von einem Theil der Preſſe überſchüttet worden war, ihn nachgerade erbittert hatten und daß er, in beklagenswerther Ueberſchätzung der Gegner, für nöthig hielt, dieſen Klatſchereien ein- für allemal ein Ende zu machen und durch einen recht auffallenden, recht herausfoderuden Schritt zu zeigen, daß er keineswegs zum „Verräther" an ſeiner Ueberzeugung geworden — genug, Herwegh richtete von Königsberg aus direct an den König ein Schreiben, das nach Form wie Inhalt zum mindeſten als ſehr ungeſchickt bezeichnet werden mußte. Der Dichter berief ſich darin auf die „ehrliche Feindſchaft", welche der König ſelbſt ihm kürzlich angekündigt; dieſe königliche Zuſicherung ſei verletzt worden durch das Verbot, welches die Miniſter des Königs über die von Herwegh beabſichtigte Zeitſchrift verhängt hätten. Mit einer Emphaſe, die hier Niemand von ihm erwartete noch verlangte und die an mehr als einer Stelle Gefahr lief, in ihr Gegentheil umzuſchlagen, verſicherte der Briefſteller, nichts vom König erbitten noch verlangen zu wollen, ſelbſt nicht die Zurücknahme des Verbots, ſo ſchmerzlich es auch ſei, „das Kind ſeiner Muſe ſchon im Mutterleibe bedroht zu ſehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Colliſion zu leben". Auch ſei kein Grund vorhanden, um die Zurücknahme eines Verbots zu bitten, das ja doch unwirkſam. Verbotene Bücher ſeien eben durch das Verbot erſt recht empfohlen; die „Gedichte eines Lebendigen" wären vor fünf Vierteljahren auch von den Miniſtern des Königs verboten worden, dennoch ſei der Dichter ſo „glücklich", eben jetzt die fünfte Auflage derſelben veranſtalten zu können. Ueberhaupt wolle und dürfe er nichts bitten in einem Lande, das er im Begriff ſei zu verlaſſen. Er ſei „nach der Nothwendigkeit ſeiner Natur Republikaner und vielleicht ſchon in dieſem Augenblick Bürger einer Republik"; er könne, „ohne ſich ſelbſt muthwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, wo ſelbſt die Cenſur aufgehört habe eine Wahrheit zu ſein".

Aber es habe ſein Herz gedrängt, noch ein „letztes ehrliches, wenn auch leidenſchaftliches Wort“ an den König zu richten, ein „Wort unter vier Augen, das aber doch nicht blos mein Wort, ſondern das vieler Tauſende.....“

Nun, da war er ja auf einmal in ſeiner ganzen Theaterpracht, jener Marquis Poſa, nach dem das Publicum vor kurzem noch ſo lebhaftes Verlangen getragen hatte! Aber leider, er kam zu ſpät — und das Publicum pfiff ihn aus....

Wir wiederholen: es war eine durchaus ungeſchickte, zweckloſe Demonſtration und ganz gewiß waren es nicht die Freunde des Dichters geweſen, die ihn dazu veranlaßt hatten. Aber noch ungeſchickter war es, daß dieſer Brief, dieſes angebliche „Wort unter vier Augen“ wenige Wochen darauf in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ zu leſen ſtand — freilich, wie der Dichter nachträglich verſicherte, ohne ſeine Schuld, lediglich durch die unverantwortliche Indiscretion eines Freundes: aber die Folgen trafen nicht den indiscreten Freund, ſondern ihn ſelbſt trafen ſie.

Bald nach Abſendung des verhängnißvollen Briefes nach Berlin zurückgekehrt, hatte der Dichter, nichts Uebles ahnend, noch einen letzten Beſuch bei Freunden in Stettin gemacht; wenige Tage ſpäter ſollte die Rückreiſe nach der Schweiz angetreten werden. Allein noch in Stettin ereilte ihn die Nemeſis in Geſtalt eines Ausweiſungsbefehls, durch den er genöthigt ward, die preußiſchen Staaten ſtehenden Fußes zu verlaſſen. Gendarmen hielten Wache bis er in den Poſtwagen geſtiegen war; in Halle, das er auf der Durchreiſe nach Leipzig paſſirte, wurde ihm ſogar das Ausſteigen verweigert. Es war die Kehrſeite der Hinreiſe: mit Feſtmahlen und Fackelſtändchen hatte er ſeinen Einzug gehalten — und von Gendarmen begleitet brachte man ihn zurück....

Dieſer Ausgang wäre beklagenswerth geweſen, auch wenn er nur den Dichter perſönlich betroffen hätte. Begeiſterung iſt immer etwas Schönes, beſonders wo ſie die Maſſen erfaßt und wenn nun der Gegenſtand derſelben ſo plötzlich von der Höhe, auf welche die Bewunderung des Publicums ihn erhob, vor den Augen deſſelben hinabgeſchleudert wird in den Koth, ſo geht das auf Seiten des Publicums ſelbſt niemals ohne eine gewiſſe ſittliche Erſchütterung, ohne eine gewiſſe Benachtheiligung der reinern und edlern Empfindungen ab; auf den Rauſch folgt der Katzenjammer und wenn der Rauſch wenigſtens ſchön ſein *kann*, ſo iſt der Katzenjammer ſtets grundhäßlich.

Auch die Herwegh'ſche Kataſtrophe beſtätigte das. Als hätte ſie Revanche zu nehmen für die Huldigungen, mit denen ſie ſelbſt ihn noch vor kurzem umſchmeichelt, ſtürzte faſt die geſammte Preſſe ſich über den verbannten Dichter her; aller Neid, den ſeine frühern Triumphe, alle

Schadenfreude, die sein gegenwärtiger Sturz in den Herzen seiner Nebenbuhler erweckt hatte, machte sich Luft in den rohesten und gehässigsten Ausbrüchen; eine gesellschaftliche Taktlosigkeit, ein politischer Fehler wurde umgestempelt zu einem Verbrechen und zwar wurde dasselbe nicht blos ihm persönlich, sondern der ganzen politischen Poesie, dem ganzen Liberalismus wurde dasselbe zugeschoben. Mit Herwegh's Ausweisung aus Preußen hatte die politische Lyrik ihren Höhepunkt überschritten; sie sank seitdem ebenso rasch, wie sie bis dahin gestiegen war. Selbst der zweite Band seiner Gedichte, den Herwegh das Jahr darauf folgen ließ, machte bei weitem nicht das Glück mehr wie sein Vorgänger; die Illusion war zerstört, der Poet war dem Fluch des Lächerlichen verfallen; es war nur ein Stolpern gewesen, ein falscher Schritt, dieser unglückselige königsberger Brief — aber es gibt Situationen, in denen auch schon ein Stolpern verhängnißvoll wird.

Aber noch weit beklagenswerther als diese persönlichen und literarischen, waren die praktischen Folgen, die sich aus dieser Katastrophe entwickelten. Wir vermögen nicht zu entscheiden, ob wirklich ein innerer Zusammenhang existirt oder ob es nur ein äußeres zufälliges Nacheinander: aber Thatsache ist, daß auf diesen so unglücklich abgelaufenen Versuch des Königs, sich mit der jungen oppositionellen Literatur persönlich in Verkehr zu setzen, gegen diese Literatur selbst eine Reihe von Maßnahmen folgte, die sämmtlich den feindseligsten Geist athmeten und nichts Geringers als die Unterdrückung der gesammten oppositionellen Presse zur Absicht hatten.

Der erste Schlag traf die „Leipziger Allgemeine Zeitung". Gegen Ende der dreißiger Jahre, kurz vor dem preußischen Thronwechsel gegründet, hatte dieselbe sich rasch eine große Verbreitung erworben, namentlich in Preußen, für das sie auch recht eigentlich geschrieben schien. Denn nicht nur war sie die entschiedenste Vertreterin des preußischen Liberalismus, zumal in jener mehr populären, mehr praktischen Auffassung, für welche die „Rheinische Zeitung" bereits zu systematisch, zu philosophisch war: sondern sie hatte auch in der jüngern preußischen Beamtenwelt, die ja zum großen Theil selbst vom Liberalismus angenagt war, eine Menge von Fäden und Verbindungen angeknüpft, durch die sie sich in den Stand gesetzt sah, ihre Leser stets mit den frischesten und pikantesten Neuigkeiten aus Preußen zu versehen. Namentlich ihre berliner Correspondenten entwickelten eine ungemeine Thätigkeit; so einförmig und langweilig die berliner Presse selbst damals noch war, so bunt und mannichfach waren die Berichte, welche die „Leipziger Allgemeine Zeitung" aus der preußischen Hauptstadt brachte. Sie war sozusagen eine Commandite der jungen berliner Literatur, die hier einen intelligentern Unternehmer und eine nachsichtigere Censur fand, als ihr Beides in Berlin

zugebote ſtand. Allerdings lief auch dabei wieder manches Verkehrte und Uebertriebene mit unter; die preußiſchen, insbeſondere die berliner Artikel der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" ſtanden in dem nicht ganz unverdienten Rufe, mehr intereſſant als zuverläſſig, mehr pikant als wahr zu ſein. Allein bei dem damaligen Zuſtande der Preſſe war das unvermeidlich. Nur eine freie Preſſe kann auch eine zuverläſſige und gewiſſenhafte Preſſe ſein. Da das Publicum über die Thatſachen ſtets nur aus zweiter Quelle unterrichtet ward, ſo gewöhnte es ſich an die Gerüchte; da die Wahrheit ihm nur ausnahmsweiſe zu Ohren kam, ſo verliebte es ſich in die Lüge.

Einen beſondern Aufſchwung hatte die „Leipziger Allgemeine Zeitung" ſeit einigen Monaten genommen, ſeitdem die Redaction von Dr. Guſtav Julius geführt ward, einem ſcharfen kritiſchen Kopf, der unter einer unſcheinbaren träumeriſchen Außenſeite eine tiefe Leidenſchaftlichkeit und eine unerſchütterliche Zähigkeit und Ausdauer verbarg. Julius, ein intimer Anhänger der Bauer'ſchen Richtung, war früher Theolog geweſen; doch war er gleich Bruno Bauer mit der Theologie zerfallen und hatte ſich nun, nach einem kurzen Verſuch, ſich in der Aeſthetik anzuſiedeln, mit ſeiner ganzen antitheologiſchen Erbitterung, ſeinem ganzen ketzeriſchen Fanatismus in die Politik geworfen. Das Blatt nahm unter ſeiner Leitung in kurzer Zeit eine ſehr entſchiedene Haltung an; es behielt ſeine Fülle von Neuigkeiten und Gerüchten bei und blieb dadurch noch immer das eigentliche Lieblingsblatt der liberalen Gevatterſchaft, aber es kehrte zugleich die Tendenz ſchroffer hervor und näherte ſich in principiell bewußter Oppoſition mehr der philoſophiſch-radicalen Haltung der „Rheiniſchen Zeitung".

Aber ſchon kämpfte die „Rheiniſche Zeitung" zwiſchen Leben und Sterben — wie hätte die preußiſche Regierung denn einem fremden Blatte, dicht an ſeiner Grenze, verſtatten mögen, was es der eigenen Preſſe verweigerte? Ja überhaupt, was nützte alle Purification der einheimiſchen Journaliſtik, ſolange ein Blatt, ſo verbreitet in Preußen und ſo begünſtigt durch ſeine Lage, Tag für Tag fortfuhr, das preußiſche Publicum mit böswilligen Nachrichten und Beurtheilungen zu überſchütten? Was dem Einen recht, war dem Andern billig; ſollte in Preußen keine ſchlechte Preſſe exiſtiren, ſo durfte ſie auch nicht mehr von außen importirt werden.

Schon im Lauf des Sommers hatten verſchiedentliche Warnungen und Ermahnungen ſtattgefunden; ſie waren fruchtlos geblieben. Am 24. December brachte die „Leipziger Allgemeine Zeitung" den Herwegh'ſchen Brief und ſchon am nächſtfolgenden Tage reichten die dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſter, die Herren Eichhorn, von Bülow und Graf Arnim, bei dem König eine Vorſtellung ein, in welcher ſie das

Verbot der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ beantragten. Die „Leipziger Allgemeine Zeitung“, erklärten sie darin unter Anderm, sei gegenwärtig „eine Niederlage von Lügen, Entstellungen, böswilligen Angriffen über und gegen Preußen, seine Einrichtung, seine Verwaltung, seine Beamten, nicht nur im Einzelnen, sondern in ihrer Gesammtheit“. Ihre derartigen Artikel seien nicht mehr einzelne zufällige Erscheinungen, sondern „durch alle ziehe sich eine unverkennbare Tendenz hindurch, indem mit der Masse der Artikel zugleich ihre Gehässigkeit zunehme“. Die Minister würden glauben, sich einer schweren Verantwortung wegen Vernachlässigung ihrer Amtspflicht auszusetzen, wenn sie dies Unwesen wollten ferner walten lassen. Die Angelegenheiten des eigenen Landes bespreche die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ mit gebührender Achtung und Mäßigung oder lasse sie auch ganz unbesprochen; dagegen mache sie die gesammten öffentlichen Zustände Preußens zum Gegenstande zahlloser Artikel, verfälsche durch unwahre Darstellung die Zeitgeschichte Preußens, gieße in böswilliger systematischer Tendenz Spott und Schmähungen darüber aus und trachte solchergestalt in allen Gebieten des öffentlichen Lebens, zum Aergerniß aller wahren Freunde des Vaterlandes, die Gemüther aufzureizen.

Schon drei Tage darauf, unterm 28. December (man beachte wohl die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit welcher diese Angelegenheit erledigt ward) erfolgte eine königliche Cabinetsordre, durch welche dem Antrage der Minister gemäß die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ in Preußen unbedingt verboten ward, sodaß sie weder eingeführt noch ausgegeben, feilgeboten, verkauft, an öffentlichen Orten ausgelegt oder sonst verbreitet werden durfte; sogar der Durchgang durch die preußischen Staaten mittels der Post wurde ihr untersagt. Auch die Veröffentlichung dieser Cabinetsordre wurde, ganz gegen den sonstigen Geschäftsgang, so beschleunigt, daß sie noch vor Jahresschluß ins Publicum gelangte und die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ somit vom 1. Januar 1843 ab keinen Zutritt mehr in die preußischen Staaten fand. Vergeblich appellirte Dr. Julius, der infolge dieses Verbots bald darauf von der Redaction zurücktrat, in einer eigenen, für die damaligen Preßzustände höchst charakteristischen Schrift an das Publicum; vergebens eilte der Verleger nach Berlin und suchte daselbst durch seine persönlichen Verbindungen das Verbot rückgängig zu machen; vergebens änderte er sogar den Titel der Zeitung („Deutsche Allgemeine Zeitung“ statt „Leipziger“): der Zorn der Götter blieb unerbittlich, noch unterm 29. März bestätigte das Ministerium das Verbot, indem es dasselbe auch auf die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ ausdehnte und es bedurfte erst eines völligen Redactionswechsels und einer längern höchst vorsichtigen Führung, bis die Zeitung endlich (Ende Juni 1843) als hinlänglich desinficirt wieder zugelassen ward.

Doch war es kein vereinzelter Schlag, der die „Leipziger Allgemeine Zeitung“ getroffen: beinahe gleichzeitig (2. Januar) erfolgte von Seiten der ſächſiſchen Regierung das Verbot der von Arnold Ruge herausgegebenen „Deutſchen Jahrbücher“. Man erinnert ſich der Rolle, welche die „Halliſchen“, ſpäterhin „Deutſchen Jahrbücher“ in der Bewegung dieſer Zeit geſpielt hatten, ſowie der vielfachen Streitigkeiten, in die ſie infolge deſſen mit der preußiſchen Regierung gerathen waren und die ſchon im Sommer 1841 die Ueberſiedelung der Redaction von Halle nach Dresden zur Folge gehabt hatten. Das gegenwärtige Verbot, das dieſe bedeutendſte und einflußreichſte aller damaligen Zeitſchriften, den wahren Sammelplatz der jungen revolutionären Geiſter, auf einmal zerſprengte, ging zwar zunächſt von der ſächſiſchen Regierung aus; allein im Publicum hielt man ſich überzeugt, daß dieſes Verbot von Seiten der ſächſiſchen Regierung nicht erfolgt ſein würde ohne die fortwährenden preußiſchen Reclamationen, daß alſo der eigentliche Urſprung des Verbots nicht in Dresden zu ſuchen ſei, ſondern ebenfalls in Berlin.

Noch aber hatte die öffentliche Meinung ſich von dieſen verdoppelten Schlägen nicht erholt, als ſie ſchon durch ein neues Verbot überraſcht ward. Nachdem man die „Rheiniſche Zeitung“ ſolange ſich zwiſchen Leben und Sterben hatte hinquälen laſſen, entſchloß man ſich endlich, ihr den Gnadenſtoß zu geben; dieſer Sünder war durch keine Warnungen und Strafen mehr zu beſſern, er mußte beiſeite geſchafft werden. Durch einen Erlaß, datirt vom 25. Januar 1843, verfügten die dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien das Aufhören der „Rheiniſchen Zeitung“ mit dem bevorſtehenden 1. April. Motivirt ward das Verbot erſtens äußerlich dadurch, daß die Actiengeſellſchaft, die ſich für dieſe mit dem 1. Januar 1841 ins Leben getretene Zeitung gebildet, zwar zur Herausgabe derſelben die vorläufige Zuſtimmung des Oberpräſidenten der Rheinprovinz (damals noch Hr. von Bodelſchwingh, der jetzige Finanzminiſter) gehabt habe: allein dieſe Zuſtimmung ſei von dem Oberpräſidenten ſelbſt an den Vorbehalt der Genehmigung ſeitens der dem Cenſurweſen vorgeſetzten Miniſterien geknüpft geweſen und da nun dieſe Genehmigung niemals ertheilt worden, ſo folge daraus von ſelbſt, daß die „Rheiniſche Zeitung“ überhaupt niemals eine eigentliche rechtliche Exiſtenz gehabt und daß ſie alſo auch ohne weiteres unterdrückt werden konnte.

Indeſſen ſo bündig dieſer Schluß war, ſo mochten doch die Miniſter ſelbſt wol fühlen, daß die bloße juriſtiſche Conſequenz in dieſem Falle nicht ganz ausreichte. Denn wenn die „Rheiniſche Zeitung“ wirklich ohne vorſchriftsmäßige Conceſſion erſchienen war, ſo war das doch nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld der Behörden, die ihr Erſcheinen auf eine ungenügende Genehmigung hin zugelaſſen hatten. Indem die Mini-

ſter daher zweitens zu den innern Motiven des Verbots übergingen, bezeichneten ſie die Tendenz der „Rheiniſchen Zeitung" als eine durchaus verwerfliche. „Unverkennbar" habe in ihr die Abſicht „vorgeherrſcht", „die Verfaſſung des Staats in ihrer Baſis anzugreifen, Theorien zu entwickeln, welche auf Erſchütterung des moraliſchen Princips abzielen, das Verfahren der Regierung in der öffentlichen Meinung böswillig zu verdächtigen, einzelne Stände der Nation gegen andere aufzureizen, Misvergnügen mit den beſtehenden geſetzlichen Zuſtänden zu erwecken und ſehr feindſelige Richtungen mit den befreundeten Mächten zu begünſtigen". Die Miniſter räumten ein, daß „ſchon längſt aller Anlaß dazu geweſen", das Blatt „durch definitive Verſagung der Conceſſion aufzuheben": allein die bedeutenden Verluſte, welche das plötzliche Eingehen des Blatts für die Actionäre herbeigeführt haben würde, hätten ſie zu einer nochmaligen letzten Rückſichtnahme bewogen. Aber vergeblich; gerade ſeit der jüngſten Zeit, ſeit dem Schluß des vergangenen Jahres, habe das Blatt ſich von neuem einer „Zügelloſigkeit des Ausdrucks und der Geſinnung" hingegeben, welche „ſeine frühere Weiſe wo möglich noch überbiete". Seine Abſicht, „das Beſtehende in Staat und Kirche anzufeinden und zu untergraben und allgemeines Misvergnügen mit der Staatsverwaltung zu erwecken", ſei unverkennbar; es höre nicht auf, dieſelbe „zu verleumden, ihren Maßregeln in frecher Weiſe Hohn zu ſprechen, die loyalen Elemente und Organe überall mit unwürdigem Spotte zu verfolgen und ſelbſt auswärtige Mächte, ſowol innerhalb als außerhalb des Deutſchen Bundes, zu beleidigen". Die Miniſter könnten es nicht verantworten, wenn ſie dem „auf hohle Theorien gegründeten, auf verwerfliche, in keinem Staate zu duldende Zwecke gerichteten Treiben" der „Rheiniſchen Zeitung" noch länger nachſehen wollten. An eine Beſſerung ſei bei der ſyſtematiſchen und conſequenten Art, mit der die Unternehmer des Blattes ihre Richtung verfolgten, nicht zu denken; ein neuer in Ausſicht geſtellter Redactionswechſel biete keine Garantie und auch „das negative Mittel einer ungewöhnlich ſtrengen Cenſur" habe ſich unwirkſam erwieſen. Unter dieſen Umſtänden ſei nichts übriggeblieben, als „den bisherigen proviſoriſchen Zuſtand zu beendigen" und habe die „Rheiniſche Zeitung" demnach jedenfalls mit dem 1. April dieſes Jahres aufzuhören. Selbſt ein ſofortiges Verbot, fügten die Miniſter hinzu, würde völlig gerechtfertigt ſein; doch habe die Rückſicht auf die Abonnenten ſowie überhaupt der Wunſch, „Verwickelungen, welche Privatperſonen nachtheilig ſein könnten, möglichſt zu vermeiden", ſie veranlaßt, ihr noch eine letzte Friſt bis Ende März zu gewähren.

Solange nun auch nach Allem, was ſich bereits zugetragen, dieſer Ausgang vorauszuſehen war und ſowenig er daher im Grunde Irgendjemand überraſchen konnte, ſo erregte die Verfügung der Miniſter doch,

als ſie in den letzten Tagen des Januar in der Rheinprovinz bekannt ward, eine höchſt peinliche Aufregung. Noch an demſelben Tage, da ſich die Nachricht davon in Köln verbreitete (30. Januar), trat eine große Anzahl angeſehener kölner Bürger zuſammen, um an den König eine Petition um Aufhebung der gegen die „Rheiniſche Zeitung" verfügten Maßregel zu richten. Dem Aſſeſſor Wiethaus aber, der, wie früher erzählt worden, von ſeinem Amt als Cenſor der „Rheiniſchen Zeitung" freiwillig zurückgetreten war, wurde noch an demſelben Abend von der kölner Liedertafel ein glänzendes Fackelſtändchen gebracht, wobei man den „Nicht-Cenſor" hochleben ließ. Aehnliche Bewegungen fanden auch an andern Orten der Rheinprovinz ſtatt, namentlich in Trier, Düſſeldorf, Aachen ꝛc. In letzterm Orte fand ſogar die in der Geſchichte der deutſchen Preſſe bis dahin unerhörte Ovation, mit der man den abgetretenen Cenſor der „Rheiniſchen Zeitung" gefeiert hatte, ihre Nachahmer: am 25. März wurde dem Oberſt von Schepeler, der in der „Aachener Zeitung" eine Reihe freiſinniger, dem Gemeindewohl gewidmeter Aufſätze veröffentlicht hatte, ein Fackelzug gebracht, der gleichzeitig auch dem freiſinnigen Cenſor der „Aachener Zeitung", dem Polizeidirector von Lüdemann ſeine Aufwartung machte und ihm den Dank der Bürgerſchaft für ſeine liberale Cenſur ausſprach.

Doch konnten weder dieſe noch ähnliche Demonſtrationen das Schickſal der „Rheiniſchen Zeitung" mehr ändern noch aufhalten. Zwar trat noch im Laufe des März einer der bisherigen Redacteure Dr. Marx, damals noch ein intimer Freund und Anhänger von Bruno Bauer und G. Julius, freiwillig von der Redaction zurück; auch wurde, nachdem ſeit Anfang Februar ein eigener beſonders inſtruirter Cenſor aus Berlin eingeſetzt worden, die früher verordnete Nachcenſur durch den Präſidenten von Gerlach von der Regierung ſelbſt wieder aufgehoben. Allein der Untergang der Zeitung war und blieb beſchloſſen. Mitte Februar hatte ſich eine Deputation angeſehener kölner Bürger nach Berlin begeben, um daſelbſt perſönlich für die Aufhebung des Verbots zu wirken. Aber auch ſie erreichte ihren Zweck nicht; nachdem ſie mehre Wochen hindurch vergeblich von einer Thür zur andern gelaufen war, mußte ſie Berlin am 7. März verlaſſen, ohne nur die nachgeſuchte Audienz beim Könige erlangt zu haben. Am letzten März erſchien die letzte Nummer der „Rheiniſchen Zeitung".

Nachdem ſo unter den ärgſten Miſſethätern der liberalen Preſſe aufgeräumt, unter den übrigen aber eben dadurch ein heilſamer Schrecken verbreitet war, mußte der Widerſpruch zwiſchen der cenſirten Preſſe und den cenſurfreien Caricaturen natürlich um ſo greller hervortreten. Zwar hatten die Behörden auch gegen die Caricaturen ſeit einiger Zeit eine ganz außerordentliche Strenge geübt. Die Caricaturenfreiheit beſtand

Digitized by Google

ſchon ſeit längerm faſt nur noch dem Namen nach, beinahe jedes neue Blatt, das ſich hervorwagte, wurde ſofort polizeilich weggenommen. Freilich eine eigenthümliche Art von Freiheit: Du darfſt ſagen was du willſt, wenn du aber Etwas ſagſt, was mir nicht gefällt, ſo ſchlage ich dich todt. Namentlich hatten gewiſſe Spottbilder, die von Berlin und Königsberg aus gegen die ſtrengkirchliche Richtung verbreitet wurden, den Unwillen der Behörden in hohem Grade wachgerufen; mit Eifer forſchte man nach ihren Urhebern und ſuchte ſie auf alle Weiſe zur Verantwortung zu ziehen. Da dies nicht gelang, ſo machte man kurzen Proceß und in einer Cabinetsordre vom 3. Februar wurde die Caricaturenfreiheit, dieſer letzte Reſt der liberalen Experimente, welche die Regierung mit der Preſſe angeſtellt, dieſes letzte Geſchenk, das der Miniſter von Rochow dem Publicum aufgedrängt hatte, wiederaufgehoben. Das Verbot machte im Ganzen wenig Eindruck. Die Caricaturenfreiheit hatte nur Sinn, wenn ihr eine freie Preſſe zur Seite ſtand; da man dieſe entbehren ſollte, ſo verzichtete man, nachdem der erſte Kitzel geſtillt war, auch ohne Bedauern auf jene.

Wunderlich freilich war es, daß gerade im Laufe eben dieſer Wochen, da ſo Streich auf Streich gegen die Freiheit der Preſſe geführt ward, zwei Verordnungen erſchienen, deren ausgeſprochener Zweck dahinging, den Zuſtand der Preſſe zu erleichtern und ihr auf geſetzlichem Wege eine größere Freiheit der Bewegung zu verſchaffen. Das erſte war eine Cabinetsordre vom 4. Februar, betreffend die Cenſur der Zeitungen und Flugſchriften nebſt Genehmigung einer vom Staatsminiſterium entworfenen neuen Cenſurinſtruction vom 31. Januar; einige Wochen ſpäter (23. Februar) folgte dann noch eine Verordnung, betreffend die neue Organiſation der Cenſurbehörden. Beide Documente gehören weſentlich zur Geſchichte der vormärzlichen preußiſchen Preſſe; doch war der erſte Eindruck ebenfalls nicht bedeutend. Wiewol der König im Eingang der erſtgedachten Verordnung nochmals ausführlich auseinanderſetzte, was er in Betreff der Preſſe wolle und was er nicht wolle — nämlich „die Wiſſenſchaft und die Literatur von jeder ſie hemmenden Feſſel befreien", auch der Tagespreſſe „innerhalb des ihr zuſtändigen Gebietes alle zuläſſige Freiheit verſtatten", nicht aber „die Auflöſung der Wiſſenſchaft und Literatur in Zeitungsſchreiberei, nicht die Gleichſtellung beider in Würde und Anſprüchen, nicht das Uebel ſchrankenloſer Verbreitung verführeriſcher Irrthümer und verderbter Theorien über die heiligſten und ehrwürdigſten Angelegenheiten der Geſellſchaft auf dem leichteſten Wege und in der flüchtigſten Form unter eine Claſſe der Bevölkerung, welcher dieſe Form lockender und Zeitungsblätter zugänglicher ſeien als die Producte ernſtlicher Prüfung und gründlicher Wiſſenſchaft" — und wiewol auch in dieſer Auseinanderſetzung ſowie überhaupt in der verbeſſerten

Einrichtung des Cenſurweſens das ernſte und aufrichtige Intereſſe, das der König der Preſſe widmete, ſich wiederum unverkennbar ausſprach: ſo waren die eben gemachten Erfahrungen doch zu ſchmerzlich, die öffentliche Stimmung war zu herabgedrückt, ihre Spannkraft zu gelähmt, als daß man daraus irgendwelche Hoffnungen hätte ſchöpfen mögen. Was nützten die edelſten Abſichten des Königs, wenn ſie in der Ausübung doch immer wieder durch die Willkür der Behörden gekreuzt wurden? Auch die nachſichtigſte und beſtorganiſirte Cenſur blieb doch immer Cenſur; was man aber verlangte und wohin die Entwickelung der Zeit unaufhaltſam ging, war nicht Verbeſſerung, ſondern Aufhebung der Cenſur.

Und während dieſer Niedergeſchlagenheit und Abſpannung der öffentlichen Stimmung war es nun, daß eine neue und wichtige Kriſis des öffentlichen Lebens in Preußen ſich vorbereitete. Auf den 5. März ſtand die Eröffnung ſämmtlicher Provinziallandtage bevor, mit Ausnahme des rheiniſchen, der wie gewöhnlich erſt einige Wochen ſpäter zuſammentreten ſollte. Wie viel Hoffnungen waren ſeit dem letzten Zuſammentritt der Provinziallandtage vor zwei Jahren genährt, wie viele zerſtört worden! Die ſtändiſchen Ausſchüſſe hatten ſich wirkungslos gezeigt, die Preſſe war nach einem kurzen Aufſchwung gefeſſelter denn je — ſo blieben dieſe ehemals ſo gleichgültigen, ſo geringgeachteten Provinziallandtage denn das Einzige, woran die Hoffnungen der Nation ſich noch klammern konnten. In unſerm nächſten Buche werden wir ſehen, wie weit dieſelben ſich erfüllten und was die Nation ſelbſt that, um eine endliche Erfüllung herbeizuführen.

Die Kritik und die Kritiker.

Ein Vortrag.

Von

Adolf Helfferich.

II.

Wer Paris beſucht hat, verweilt unter den dortigen Sehenswürdigkeiten mit beſonderer Befriedigung bei jener an Erinnerungen überreichen Seine-Inſel, auf welcher die Notre-Dame-Kirche und der Juſtizpalaſt ſtehen. In dem Zeitalter, von dem wir reden, war dieſer Fleck Landes, die Wiegenſtätte der alten Lutetia, zwar mit andern Gebäuden als gegenwärtig, im Ganzen aber doch ſchon in demſelben Stil jener großartigen Bauanlage bedeckt, von der die ſpäter errichtete Notre-Dame ein rühmliches Zeugniß ablegt. Was damals an ihrer Stelle ſtand, war unanſehnlicher; dafür lagerten ſich um die Kathedrale nicht weniger als 15

andere Kirchen, von denen keine Spur mehr vorhanden ist, zu geschweigen der Klöster, Hallen, Laubgänge, Rasenplätze, die dazwischenlagen und von dem Justizpalast an bis zu der Landspitze, wo jetzt die Bildsäule Heinrich's IV. steht, in einen öffentlichen Garten ausliefen. Man muß die Räumlichkeit gegenwärtig haben, um zu begreifen, wie Tausende lernbegieriger Jünglinge sich hier behaglich tummeln konnten und an den Lippen eines Mannes hingen, der mit hoher Stirn, lebhaftem und stolzem Blick durch die Reihen dahinschritt, dessen Schönheit noch die Frische der Jugend bewahrte, als sein Gesicht bereits die festen Züge und die bräunliche Farbe gereifter Männlichkeit angenommen hatte. Sein ernster und gleichwol gewählter Anzug, sein feines Benehmen, die stattliche Gestalt, die Hochachtung, die seine Begleiter ihm bewiesen, der Eifer, womit die Menge vor ihm Platz machte — Alles verrieth den Meister, den gewaltigsten in der Schule, den berühmtesten in der Welt, den beliebtesten in der Cité.

Keinen Andern kann ich meinen als Abälard. Aber nur zu bald erbleichte in dem an der Seine gelegenen Hause, an dessen Außenseite noch jetzt sein und Heloisens Name zu lesen ist, der Stern seines Glücks; es erfolgte die erste Verurtheilung seiner Lehre durch das Concil von Soissons und der schuldig Befundene ward zum warnenden Beispiel für alle nachfolgenden Kritiker unter die Mönche von St.-Medardus gesteckt, die ihm den rechten Glauben mit Geißelhieben beizubringen bemüht waren. „Wir haben das Rhinoceros zahm gemacht" — schrieb einer der würdigen Brüder. Der gebildetste Geist seines Jahrhunderts bekam später als Abt von St.-Gildas in der halbbarbarischen Bretagne den Kelch mönchischer Ungeschliffenheit bis auf die Hefe zu leeren und recht als ob er dazu ausersehen wäre, wie ein gehetztes Wild nur im Tode Ruhe zu finden, folgte auf weitere Heimsuchungen eine letzte Verurtheilung. Das Rhinoceros wollte seine Ueberzeugung nicht abschwören.

Es war ein Ereigniß für die ganz von bischöflichen Einflüssen beherrschten Einwohner von Sens, der Metropole von Paris und beinahe von ganz Nordfrankreich, als im Wonnemonat des Jahres 1140 zu dem einen Stadtthore der ascetisch abgehärmte Bernhard in grober Mönchskutte aus seiner Einöde in Clairvaux sich heranschleppte, während durch das entgegengesetzte Thor Abälard, trotz seines Alters und seiner Gebrechen noch immer eine stattliche und stolze Erscheinung, inmitten seiner Schüler seinen Einzug hielt. Wo der im Geruche der Heiligkeit stehende Abt von Clairvaux vorüberging, beugten sich die Knie, die Stirnen neigten sich unter dem Segen seiner Hand, von dem man so viele Wunder zu erzählen wußte; vor dem berühmten Doctor der Theologie dagegen wich selbst die Neugierde mit Abscheu zurück: er mußte sich Antichrist und Satan schelten hören.

Was war es denn, was dieſe beiden berühmteſten Männer ihrer Zeit, den Einen als Ankläger, den Andern als Verklagten, zu feindſeliger Begegnung zuſammenführte? Um es mit Einem Worte zu ſagen: in Abälard lebte und webte der perſonificirte Geiſt der Kritik, von dem Bernhard, in der tadelloſen Strenge ſeines Glaubens, die Gefahren der auflöſenden Sophiſtik für den Fortbeſtand der Kirchenlehre fürchtete. Nicht daß Abälard in einzelnen Glaubensartikeln weniger capitelfeſt war, gereichte ihm in den Augen Bernhard's zum Vorwurf, vielmehr der Umſtand, daß er die Schriftſteller des claſſiſchen Alterthums in der Würze ihres durchgeiſteten Culturlebens ſich geläufig und zueigen gemacht, daß er vortrefflich Lateiniſch ſchrieb, Griechiſch verſtand, ein damals außerordentlicher Fall, nach dem Zeugniß Otto's von Freiſingen in ſeinen Vorleſungen durch Feinheit und Witz die langweiligſten Materien genießbar zu machen wußte und jene franzöſiſchen Lieder dichtete, die ſo ſüß in den Ohren der ſchönen Heloiſe klangen und um deren willen man ihn nicht ohne einen Schein von Wahrheit den erſten Troubadour genannt hat. In dem Schreiben, worin Bernhard die Lehre Abälard's bei dem Papſt Innocenz denuncirte, heißt es: „Wir haben da in Frankreich einen neuerungsſüchtigen Theologen, der als junger Mann mit der Dialektik ſein Spiel trieb und jetzt in den heiligen Schriften wie ein Beſeſſener herumwirthſchaftet.“ Solche Beſchuldigung aus dem Munde eines ſolchen Mannes kam einer Verurtheilung gleich: allein nachdem er ſich einmal geſtellt hatte, mußte Abälard auch den Muth haben, ſeine Ueberzeugung zu vertreten, mochte kommen was da wolle. Wie klein ſteht er vor uns in der Metropolitankirche von Sens, wo ihm 17 ketzeriſche Sätze aus ſeinen Schriften verleſen werden ſollten, die er aber gar nicht anhörte, ſondern mit der abwehrenden Erklärung, er wolle nichts hören, er erkenne nur den Papſt als ſeinen Richter an, ſich davonmachte. So ſtand Luther in Worms nicht vor Kaiſer und Reich. Damit hatte Abälard ſeine Sache und, was noch ſchlimmer war, ſich ſelbſt aufgegeben: er wurde verurtheilt und fand als büßender Einſiedler endlich bei dem edelſten Manne des Jahrhunderts, bei Peter dem Ehrwürdigen, in einer ſtillen Zelle Clunys wenigſtens Ruhe vor der Welt. Nach wie vor der Abgott für Heloiſens edles und liebeſtarkes Herz, war ſein eifrigſtes Bemühen, dergleichen weltlichen Regungen Schweigen zu gebieten, und ſo ſchleppte er ſich zum Grabe mit dem folternden Bewußtſein, ein reiches Menſchenleben verfehlt zu haben.

Ich wüßte kaum einen tragiſchern Moment in der Geſchichte: die in reichſter Fülle aufſprießende humane Bildung verendet unter dem Machtſpruch einer ehrlichen, aber beſchränkten Rechtgläubigkeit; das kritiſche Bewußtſein iſt ins Herz getroffen und auf weitere Jahrhunderte gebietet die Scholaſtik mit faſt unbeſtrittener Geiſtesverfinſterung. Und gleichwol

lag in der Richtung Abälard's etwas, was die fanatiſchen Verfolgungen einigermaßen rechtfertigte. Obwol er ſich aufs entſchiedenſte gegen die Profanation des Heiligen und insbeſondere auch gegen die Verweltlichung und Verdorbenheit der Geiſtlichen erklärte, ſo nahm ſein Denken doch manchmal eine leichtfertige, ans Frivole ſtreifende ſonderbare Wendung, die am deutlichſten aus ſeiner ethiſchen Schrift, die den Titel „Ja und Nein!“ führt, hervorgeht. Die wahre ſittliche Loſung lautet nicht: Ja und Nein! ſondern Ja oder Nein! und daß ich nicht übertreibe, erhellt zur Genüge aus einer auf uns gekommenen Satire, worin ein Anhänger Abälard's deſſen letzte Verurtheilung durchnahm. Man glaubt es mit einem der ungeſchlachteſten Erzeuguiſſe des Reformationszeitalters zu thun zu haben, wenn der Verfaſſer von den Geiſtlichen, die über Abälard zu Gericht ſaßen, bemerkt, ſie hätten zuvor das Faß ihres Wanſtes gefüllt, der Trank ſei ihnen zu Kopf geſtiegen und von Schlaf und Trunkenheit überwältigt, hätten die Einen: Damnamus — wir verdammen —, die Andern Namus — wir ſchwimmen — gerufen!

Ein Glück für die Menſchheit, daß die Kritik des weltgeſchichtlichen Geiſtes ſich nicht durch ein ſummariſches Verfahren aburtheilen und zu den Acten legen läßt. Von der einen Seite ausgetrieben, kehrt ſie von einer andern nur um ſo mächtiger wieder. Konſtantinopel war den anſtürmenden Osmanen erlegen; die letzten Reſte griechiſcher Gelehrſamkeit flüchteten nach Italien, wo die ausgezeichnetſten derſelben in Florenz gaſtfreundliche und ehrenvolle Aufnahme fanden bei Lorenzo dem Prächtigen, aus dem durch glückliche Handelsſpeculationen zu ungeheuerm Reichthum und entſprechender Macht gelangten Hauſe der Mediceer. Es hieß ſchon etwas, daß man Plato in der Urſprache leſen und verſtehen lernte: der bleierne Dunſtkreis der Scholaſtik fing unter dem frühlingswarmen Lufthauch helleniſcher Ideen ſich zu zertheilen an, es wurde Licht in der troſtloſen Oede der Gedankenwelt und der kritiſche Geiſt faßte ſich ein Herz, die Krücken des Auctoritätsglaubens vonſichzuwerfen und auf eigenen Füßen zu gehen. Freilich ſteckte gewaltig viel Heidenthum in den humaniſtiſchen Regungen und es hatte eine zeitlang allen Anſchein, daß der Mittelpunkt der abendländiſchen Kirche, daß der Stuhl Petri leibhaftig der neuen Zeitſtrömung verfallen wäre. In den berühmten Gärten des Rucellai, die Leo Battiſta Alberti mit den Wundern ſeines künſtleriſchen Genies ſchmückte, unterhielt man ſich noch von etwas Anderm als von Platoniſcher Philoſophie: hier hat Nicolo Macchiavelli ſeinen Republikanismus friſch erhalten und den großartigen Plan zur Wiedergeburt Italiens empfänglichen Gemüthern mitgetheilt. Aber die eigentliche Reformation ging doch von Deutſchland aus, wo die Religion von jeher eine Herzensangelegenheit und nicht eine Frage der Machtſtellung war. Die deutſchen Reformatoren

verhielten ſich kritiſch blos der Verweltlichung und Veräußerlichung der chriſtlichen Kirche und Lehre gegenüber; den geſchichtlichen Urſprung des Chriſtenthums und ſeinen Zuſammenhang mit den übrigen Lebensgebieten ließen ſie unangefochten, wodurch die ſogenannte Glaubensbeſſerung ihres humaniſtiſchen und univerſellen Charakters großentheils verluſtig ging und nur zu bald in einer neuen Gattung Scholaſticismus verſtockte, deſſen ärgerliche Zänkereien und ketzerriecheriſche Rechthabereien um nichts beſſer, wofern nicht widerwärtiger waren als die mittelalterlichen Begriffsſpaltereien.

Keiner andern Urſache hat man es zuzuſchreiben, daß das Humanitätsprincip der chriſtlichen Religion, ihr ſittlicher Univerſalismus verzweifelnd langſam zur Geltung kam und immer wieder von neuem in Frage geſtellt werden kann. Wäre von proteſtantiſcher Seite durchweg auf die Geſinnung anſtatt auf den Verſtand gewirkt worden, ſo hätte die Reformation ſchon kurze Zeit nach ihrer Entſtehung nicht die ſchmählichſten Niederlagen erlitten durch eine Weltanſchauung, die aufs engſte mit dem Jeſuitismus zuſammenhängt. Gewöhnlich nimmt man an, das Papſtthum, geſtützt auf den Orden Loyola's, ſei es geweſen, das von jenem Caraſa an, der als Paul IV. die Tiara trug, den Fortſchritten des Proteſtantismus nicht nur ein Ziel ſteckte, ſondern dieſem ſogar einen Fuß breit Boden nach dem andern wiederabnahm. Richtiger ſcheint es mir zu ſein, den Erfolg, von dem es höchſt zweifelhaft iſt, ob er dem Katholicismus wirklich zugute kam, auf Rechnung eines Gedanken- und Machtſyſtems zu ſetzen, das ſeinen Herd in Spanien und auf dem Throne der ſpaniſchen Habsburger hatte. Schon unter Kaiſer Karl V. gab es jenſeit der Pyrenäen Staatsmänner und Gelehrte genug, die von einer ſpaniſchen Weltmonarchie träumten, und den von mancherlei Anzeichen unterſtützten Hoffnungen kam der Jeſuitenorden mit der Vorſtellung eines einheitlichen, durch das Papſtthum repräſentirten Gottesreichs bereitwilligſt entgegen. Man weiß, was daraus geworden wäre, wenn ein willensſtarker und einſichtsvoller Fürſt ſich der Aufgabe bemächtigt hätte; ſo aber kam dieſelbe an die feige und gemeine Seele Philipp's II. und was Alba's eiſerner Arm und Mariana's weitblickendes Jeſuitenauge anſtrebten, verfiel ohne einen perſönlichen Haltpunkt an die nutzloſen Gräuel der Inquiſition. Weder die Weltmonarchie noch das Gottesreich kam zur Ausführung, wol aber nahm der Jeſuitenorden ſeine Zuflucht zu den miſerabeln Praktiken und Kniffen, die ihn ſeither kennzeichnen, und die Staatsgewalt fiel den kleinen Tyrannen zur Beute, die weder von der nationalen noch auch von der humanen Pflicht des Regierens die geringſte Ahnung hatten.

Wollte ſie auch nur halbwegs den geknechteten Menſchengeiſt aufrichten und ihm zu ſeinem Rechte verhelfen, ſo hatte die Kritik weit und

breit aufzuräumen. Nichts Unheilvolleres konnte dem Entwickelungsgange der neuern Culturgeſchichte begegnen, als daß weder der Katholicismus in der anſpruchsvollen und doch unendlich armſeligen jeſuitiſchen Auffaſſung, noch auch die wo möglich noch bornirtere, neben der Taubeneinfalt auch der Schlangenklugheit entbehrende proteſtantiſche Orthodoxie die geringſte Anziehungskraft auf vorurtheilsfreie Denker auszuüben vermochte. So wie die Kritik ſich mit immer ſteigendem Anſehen und Einfluß lawinenartig von der Pforte des 18. Jahrhunderts an, zumal in Frankreich, ausbreitete und in den höhern Geſellſchaftskreiſen den Ton angab, glich ſie faſt einem Abfall vom Chriſtenthum und damit von der Gefühlswärme und Charakterſtärke der ſittlichen Geſinnung, die geläuterte religiöſe Vorſtellungen überall begleitet. Und nicht allein Das: an dem kritiſchen Verfahren Voltaire's und Rouſſeau's vermißt man nicht minder die wohlthätige Einſchränkung, ſozuſagen die ethiſche Schwerkraft, die in der nationalen Geſchloſſenheit des Bewußtſeins liegt; es ſpricht aus ihnen nicht der franzöſiſche Nationalgenius, ſondern die Eitelkeit des Franzoſen, die mit zauberhafter Kunſtfertigkeit ihre geiſtreichen Einfälle wie Leuchtkugeln in das Geſellſchaftszimmer wirft. Es iſt doch nur ein Spiel, wenn auch ein ernſtes und um hohen Einſatz; was Wunder daher, daß, von ſolchen Sirenenſtimmen verlockt, die Geſellſchaft vollſtändig in Atome zerſtiebte, deren einziges Dichten und Trachten darauf gerichtet war, ſich gegen alles Herkömmliche und Beſtehende zweifelnd und oppoſitionell zu verhalten! Um einen derartigen Skepticismus ertragen zu können, bedarf ein Volk eines Monarchen, wie Preußen ihn in ſeinem Friedrich beſaß, wogegen in Frankreich zuletzt Alles aus Rand und Band ging und der Kriticismus in den blutigen Schrecken der Revolution endete, wo jeder an der Grenze des Landes abgefeuerte Kanonenſchuß mitten in der Hauptſtadt ein grauenvolles Echo fand an dem Knarren des Fallbeils. Nicht Das kann man billigerweiſe dem franzöſiſchen Kriticismus von damals zum Vorwurf machen, daß er das Geſpenſt der Schreckensperiode heraufbeſchwor: denn die politiſchen Zuſtände in Frankreich waren von der Art, daß ſie den revolutionären Geiſt faſt muthwillig herausfoderten: aber darin hat er allerdings ſchwer und unwiederbringlich geſündigt, daß er dem Nationalbewußtſein nicht die Richtung auf das Sittliche gab und Grundſätze einflößte, welche die furchtbare Kriſe zu überdauern, dem Fanatismus und dem Despotismus zu widerſtehen vermochten. Nur ein Mann, der ſich an den raffinirten Genüſſen des Salons den Magen verdorben, wie der Abbé de Pradt, konnte die Liebe zur Kritik einen nagenden Wurm der Geſellſchaft ſchelten, der in dem Sumpfe der Unſittlichkeit herumkrieche. Wird man es doch, wenn auch blos von intellectueller Seite angeſehen, an eben jener ſo arg verläſterten Kritik nur loben können, daß ſie, die zwar durchweg

leichtgeschürzt einherging und arabeskenartig sich überall anrankte, wo sie Raum für ihre feinen Spiralen fand, auch in so durchsichtiger Gewandung ein Capital von Geist und Witz ansammelte, von dem unsere heutigen Kritiker, leider nur zu oft nicht in Goldmünzen, sondern in Rechenpfennigen, zehren.

Der häufig genug gegen Friedrich den Großen erhobene Vorwurf, blindlings dem Voltairianismus gehuldigt zu haben, ist durch neuere und gewissenhaftere Untersuchungen dahin ermäßigt, daß der Weise von Sanssouci sich zwar den Eingebungen der französischen Kritik nicht zu entziehen vermochte, dessenungeachtet aber einer ohne Vergleich tiefern Weltanschauung huldigte als der Philosoph von Ferney. Daß ein aus seinem Schwerpunkt herausgerücktes, gänzlich zerfahrenes Zeitalter sich daran nicht aufzurichten vermochte, wird man begreiflich finden angesichts der einfachen Erwägung, daß die Kritik, die sich um das goldene Scepter Friedrich's wand, die Herrschaft über die Geister zu theilen hatte mit dem Haselstock Gottsched's ledernen Angedenkens. Von beiden Standpunkten und so ziemlich von Allem unbefriedigt, fast angewidert, was ihm seine Zeit zu bieten vermochte, sitzt Lessing im stillen Bibliothekzimmer in Wolfenbüttel und holt sich aus der unerschöpflichen Fundgrube antiker Bildung, die unter dem Wüstenstaube todter Gelehrsamkeit und frivolen Witzes bis zur Unkenntlichkeit verschüttet lag, den kritischen Stahl, aus dem der Sonnengott Apollo seine Pfeile schmiedete. Nicht etwa um eine Kopflänge — um die ganze Höhe des rhodischen Kolosses ragt der Kritiker Lessing hinaus über seine literarischen Umgebungen. Wo immer er das Leben und Wissen faßt, um sie kritisch zu beleuchten, jeder Satz gemahnt Einen an den vollen Erguß eines von deutscher Gesinnung überströmenden Gemüths. Lessing ist national nicht im gewöhnlichen Sinne des Worts: denn es gab damals gar kein Deutschland mehr, sondern nur noch eine geographische Bezeichnung für ein trübseliges Völkergemenge von gemeinschaftlicher Abstammung und Sprache; was daher die deutsch-volksthümliche Ader an ihm heißen kann, ist allein der unausgesetzt thätige, von keinerlei Nebenrücksichten verunstaltete Trieb, sich jene Unabhängigkeit der Gesinnung zu wahren, die den alten Germanen eigen war, für die es kein höheres Gut gab als die vollständig ausgeprägte Persönlichkeit, in dem Mittelpunkt eines geordneten Familienlebens und auf der Folie einer sittlichen Weltordnung. An Lessing haben wir unsern Winkelried: er hat der Geistesfreiheit eine Gasse gebrochen wie Keiner zuvor, und sein bestes Herzblut dafür hingegeben; die Freiheit aber verstand er als das sich selbst genügende Vernunftleben, dem die sittlichen Ideen nicht nur vorschweben, sondern geradezu Lebensbedingung sind. O! es liegt etwas unendlich Erhabenes und zugleich Trostreiches in jener zarten Scheu vor dem Heiligen, in dem ethischen Grund-

zug, der Leſſing nie, ſelbſt nicht in der Hitze des kritiſchen Gefechts, verläßt und ehrfurchtsvoll ſtillesteht, wo dem Verſtande vielleicht das Licht ausgeht, das ſittliche Bewußtſein aber ſeine Anſprüche nicht aufgibt. Leſſing ſchreckt mit ſeiner kritiſchen Leuchte vor keiner Frage zurück: ſeine Kritik iſt univerſell und aus einem Guſſe, wenn es irgendeine war, und dennoch wird in ſeiner Hand der Zweifel nie zu einem zweiſchneidigen Meſſer, an dem man ſich verletzt, wie man es angreifen mag. Für die etwaigen Wunden, die er ſchlägt, bringt er jedesmal auch den heilenden Balſam mit, und was immer an geiſtigem, ſittlichem und äſthetiſchem Gehalt einer gediegenen Menſchennatur eigen und Bedürfniß iſt, Leſſing hat dafür gekämpft und gelitten. Als Erbe ſeiner deutſchen Geſinnung muß Fichte angeſehen werden, deſſen ganze Philoſophie viel mehr ein Ausfluß des Charakters als ein ſyſtematiſch gegliedertes Vernunftwerk war. In dem berliner Akademiegebäude hielt Fichte im Winter von 1807 auf 1808 ſeine häufig von franzöſiſchen Trommeln übertäubten Reden, voll heiliger Glut für deutſches Recht und deutſche Freiheit, während bekannte Aufpaſſer im Saale waren und jedes gegen den Götzen des Tags geſchleuderte Wort ein Todesurtheil zur Folge haben konnte. Der geiſtreiche Witz, welcher der Leſſing'ſchen Kritik wahrhaft attiſches Salz verleiht, iſt nicht ins Waſſer gefallen: die Romantiker haben gut damit zu wirthſchaften verſtanden, keiner jedoch übertraf an ſchlagenden Witzen geiſtvoller Derbheit Schelling in ſeiner jenaer Periode.

Wir ſtehen am Ziele. Was heutzutage Kritik heißt und mehr iſt als bloßer Klatſch, zeigt überall einen mehr oder weniger in die Augen fallenden Anknüpfungspunkt an Leſſing, den Vater der neuern Kritik. Wie anders ſtände es indeſſen um dieſe, wenn ſie überall ihrem Vorbilde treugeblieben wäre, anſtatt gar oft einer vorgefaßten Meinung zulieb die einfachſten ſittlichen Begriffe in die Schanze zu ſchlagen und ſich in Purzelbäumen zu gefallen da, wo ſie feſten Fußes an den Klippen der ſocialen Verirrungen und dem Pfuſchwerk halbwüchſiger Mittelmäßigkeiten dahinſchreiten ſollte. Die jetzige Kritik iſt allerdings ſo univerſell, als man es nur immer wünſchen kann; nur täuſche man ſich darüber nicht, daß eben dieſer Univerſalismus häufig nichts iſt als ein bequemer Indifferentismus, der in Schlafrock und Pantoffeln ſich über Alles hinwegſetzt und frei zu ſein vermeint, wenn er gar nichts mehr reſpectirt. Ein Kind kann Scheidewaſſer auf eine Kupferplatte gießen, es kommt aber darum noch immer kein Kupferſtich zuwege. Mögen unſere Kritiker ſich die Haare zerzauſen, daß die Perücken im Werthe ſteigen, aber vergeſſen ſie wenigſtens nicht, daß der Blick der echten Kritik zwar weltbürgerlich, ihr Herzſchlag aber national ſein muß; daß ſie haben ſoll kein weites, wol aber ein freies Gewiſſen; daß ſie ihre Arbeit nicht nach dem Ellenmaß, dagegen auf der feinzüngigen Wage der Gerechtigkeit ab-

zuwägen hat. Die unſern geiſtigen Strebungen eigene ungeſunde Haſt, jene nervöſe Reizbarkeit, erzeugt durch die maſſenhaft ſich anhäufenden Bildungselemente, die den Mann ohne Unterlaß hinauswerfen aus ſeinem ureigenen Weſen nach der Peripherie des bewegten Tageslebens, alle ſolche Symptome einer krankhaften Organiſation entſchuldigen zum Theil auch die Mängel der Kritik und machen es immer wahrſcheinlicher, daß im Grunde nur noch die Frau, eingeſponnen in ihre ideale Gefühlswelt, einen feſten Mittelpunkt hat. Dem mag indeſſen ſein wie ihm will: die Hauptſache bleibt doch immer die Humanität. Nicht als ob es dem Vortragenden ſeiner eigenen kritiſchen und unkritiſchen Sünden wegen, die er ſich am heutigen Abend hat zuſchulden kommen laſſen, angſt und bange wäre vor den Anfechtungen des kommenden Vortrags — ſeinem Schickſal entgeht doch Niemand! — aber darin werden Sie alle freudig mir beiſtimmen, daß der höchſte Triumph der Kunſt die keuſche Linie der Schönheit iſt, der höchſte Triumph der Kritik der Wahrheit goldener Apfel, gereicht in kryſtallener Schale.

Sechs ſpaniſche Sonette.

Von

Otto Braun.

1. Santa Teresa de Jesus.

Nicht weil es nach der Himmelspalme trachtet,
Hält Lieb' zu dir, o Gott, mein Herz umwunden,
Nicht hab' ich Ehrfurcht ſtets vor dir empfunden,
Weil Furcht der Hölle meine Seel' umnachtet.

Du rührſt zur Liebe mich, du, der verachtet,
Verſpottet ward und an das Kreuz gebunden,
Es rühren, Herr, mich deines Leibes Wunden,
Mich rührt die Pein, in welcher du verſchmachtet.

Nur deine Lieb', o Heiland, kann mich laben:
Auch ohne Himmel bliebe mir die Liebe,
Und ohne Höll' die Ehrfurcht eingegraben.

Doch buhl' ich nicht um deiner Liebe Gaben:
Wenn mir auch nicht die Himmelshoffnung bliebe,
Würd' ich darum nicht minder lieb dich haben.

Digitized by Google

2. Lope de Vega.

Sieh', Troja brennt! Zum neid'schen Himmel schwellen
Des Dampfes Säulen immer dichter, grauer;
Vergnügt schaut Juno auf den Ort der Trauer —
O Weibergroll! Was ist dir gleichzustellen!

Rings flieht das Volk; selbst von den Tempelschwellen
Stürzt es hinweg in bleicher Schreckensschauer;
Zu Boden kracht die ungeheure Mauer,
Und blutgeröthet sind des Xanthus Wellen.

Von außen schwingt, den innern Brand zu nähren,
Der wilde Feind die Fackel ohn' Erbarmen,
Die Trümmer und Verheerung rings versendet.

Doch sie, die Ursach' all des Leids, der Zähren,
Ruht sorglos schlummernd in des Siegers Armen,
Da Paris doch, besiegt, in Flammen endet.

3. Lupercio de Argensola.

Gestehen würd' ich's, wenn mich Einer früge,
Daß Laura jenes Rosenlicht der Wangen,
Genau beseh'n, nicht hat von Gott empfangen,
Nein, daß ihr's Geld gekostet zur Genüge.

Doch ist so groß die Schönheit ihrer Lüge —
Dies zu gestehen, darf ich dreist verlangen —
Daß einer wahren Schönheit wirklich Prangen
Nicht mit der ihren den Vergleich ertrüge.

Was Wunder drum, daß ihr mich liebend schwärmen
Für solche Täuschung seht? weiß doch ein Jeder:
Nicht anders täuscht Natur die Erdensöhne.

Der blaue Himmel droben ist ja weder
Der Himmel, weder blau. Wer wird sich härmen,
Daß keine Wahrheit sei des Himmels Schöne!

4. Fray Luis de Leon.

Jetzt mit Auroren wol mag sich erheben
Mein Licht; jetzt wol zu reichem Knoten schlingen
Ihr schön gelocktes Haar; von güld'nen Ringen
Ein Kettlein jetzt um Hals und Busen weben.

Wie eine Heil'ge jetzt zum Himmel ſchweben
Läßt ſie ihr ſchönes Aug' — o, jetzt bezwingen
Die Schmerzen ſie, die mir die Bruſt durchdringen —
Horch, wie zu ihrem Sang die Saiten beben!

So ruf' ich aus, von holdem Wahn betrogen,
Und kann, von Liebe ganz und Demuth brennend,
Ihr nah zu ſein mich überglücklich wähnen.

Doch wie ein Traumbild iſt es gleich verflogen,
Und meine Seele, den Betrug erkennend,
Fließt ſchmelzend hin in einen Strom von Thränen.

5. José Negrete, Conde de Campo Alange.

Ihr möchtet gern den lichten Tag verhängen,
Die Sonne ſcheint zu hell auf eure Lügen;
Ihr möchtet gern, daß wir die Binde trügen
Und blind des Wahnes blut'ge Fahne ſchwängen.

Wol mögt den Aar ihr in den Käfig zwängen —
Stumm wird er ſich der Kraft der Stäbe fügen —
Doch nimmermehr nach ſeinen Sonnenflügen
Könnt ihr die Sehnſucht aus der Bruſt ihm drängen.

Ja, wie vom Uranfang der Welt geſchieden,
Verſöhnungslos, in ſtets erneutem Kampfe,
Das Licht ſich und die Finſterniß bekriegen:

So auch iſt zwiſchen uns und euch nicht Frieden,
Wir haſſen euch und noch im Todeskampfe
Bleibt unſ're Loſung: Sterben oder Siegen!

6. Jacinto Cisneros.

Uns, die ſo treu in Liebe ſind vereinet,
Soll immer doch ein fremder Glaube trennen?
Mit heil'gern Namen ſoll ich nie dich nennen,
Ob blut'ge Thränen auch die Seele weinet?

Weil, was das Eine zweifelsvoll verneinet,
Das And're laut und freudig mag bekennen,
Soll hoffnungslos die ſchöne Flamme brennen,
Die um ſo größer, reiner dir erſcheinet?

O, laß den Wahn der aberwitz'gen Thoren,
Die in Geburt ſchon ein Verbrechen wittern,
Nicht auch dein ſchönes, frommes Herz entzünden!

Dein Herz, das nur zur Liebe ward geboren,
Kann nimmermehr vor einem Gotte zittern,
Der ſich der Welt als Liebe ließ verkünden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Kunstgeschichte.

Bis vor ganz kurzem noch war es unter den Kunsthistorikern und Kritikern, besonders den deutschen, eine hergebrachte Sache, mit souveräner Verachtung auf alle Werke der bildenden Kunst herabzusehen, die ihre Entstehung dem Zeitraum von Ausgang des 17. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, bis zur Erneuerung der Antike durch Carstens, Canova und Thorwaldsen verdanken. Der Name der Zopfzeit, den man auf diese Epoche der Kunst übertragen hat, genügte, sie mit einem unauslöschlichen Stempel der Unnatur, der Trivialität und Philisterhaftigkeit zu brandmarken; man hielt es für unmöglich, daß unter den Perücken und Reifröcken, mit denen die menschliche Gestalt sich damals verunstaltete, irgendein Gedanke künstlerischer Wahrheit, irgendeine Spur frischen natürlichen Lebens sich hätte entfalten können. Erst die neueste Kunstforschung, die sich überhaupt bemüht, die Kunst in ihrem allgemeinen Zusammenhang mit der gesammten Culturentwickelung eines bestimmten Zeitraums zu erfassen, hat die übertriebene Strenge dieses Urtheils auf das richtige Maß zurückgeführt; sie kann nicht in Abrede stellen, daß der bildenden Kunst jener Epoche das wahre Ideal des Schönen allerdings abhandengekommen war, wol aber behauptet sie, daß es auch innerhalb dieser Zopfzeit noch immer einzelne bevorzugte Geister gegeben hat, die theils über die Irrthümer ihrer Zeit erhaben, theils auch innerhalb der ihnen gestellten Schranken Werke geliefert haben, die, ohne gerade das Höchste der Kunst zu erreichen oder auch nur anzustreben, doch immerhin theils durch ihre naturalistische Treue, theils durch die Gewandtheit der Technik, theils sogar durch die Energie, mit welcher sie die Fehler ihres Jahrhunderts zur Anschauung bringen, noch jetzt die Beachtung der Kunstfreunde verdienen. Es genügt in dieser Hinsicht nur an Andreas Schlüter zu erinnern, den Erbauer des berliner Zeughauses, den Schöpfer der Reiterstatue des Großen Kurfürsten, auf der nach ihm benannten Brücke unweit des Schlosses zu Berlin; das war auch ein Kind der berüchtigten Zopfzeit und doch, wie viele gibt es in unserm idealistisch gebildeten Zeitalter, die sich mit ihm vergleichen ließen?! Auf ein anderes, minder glänzendes und großartiges Gebiet führt uns der Name Ridinger; auch er, wiewol ebenfalls dem verrufenen 18. Jahrhundert angehörig, verdient noch heute einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Kunst. Auch ist er den Sammlern und Forschern wohlbekannt; wer sich irgend mit der Geschichte der deutschen Aetz- und Radirkunst während des verwichenen Jahrhunderts bekannt gemacht hat, der weiß auch, was der Name Ridinger bedeuten will und der hohe Preis, in welchem die Originalstiche und Handzeichnungen dieses Meisters noch heute bei Sammlern und Liebhabern stehen, beweist, daß diese Kenntniß eine ziemlich verbreitete ist. Wem dieselbe jedoch bisjetzt gemangelt hat, der findet eine ebenso bequeme wie gründliche Gelegenheit, diesen Mangel zu ersetzen in einem Werke, das soeben bei R. Weigel in Leipzig erschienen ist und dessen vollständiger Titel lautet: „Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferstechers Johann Elias Ridinger, mit dem ausführlichen Verzeichniß seiner Kupferwerke, Schwarzkunstblätter und

der von ihm hinterlaſſenen großen Sammlung von Handzeichnungen, geſchildert von Georg Auguſt Wilhelm Thienemann, Pastor jubilar. et emer., Ritter des Rothen Adlerordens und mehrer naturhiſtoriſchen Geſellſchaften ordentlichem oder Ehrenmitgliede. Nebſt Ridinger's Porträt in Stahlſtich und 12 aus ſeinen Zeichnungen entlehnten Kupferſtichen."

Johann Elias Ridinger wurde 1698 zu Ulm geboren. Sein Vater, der ſelbſt nicht ohne künſtleriſches Talent war, legte der Neigung zum Zeichnen und Malen, die ſich frühzeitig in dem Knaben entwickelte, nichts in den Weg, im Gegentheil ſuchte er ſie zu befördern, indem er ihn bereits im 14. Lebensjahre dem Unterricht eines zu Ulm wohnenden Malers Chriſtoph Reſch übergab. Doch genügte dieſer Unterricht dem lernbegierigen Knaben nicht; Meiſter Reſch war mehr Handwerker als Künſtler und fand es keineswegs unter ſeiner Würde, wenn es an eigentlicher Kunſtbeſchäftigung fehlte, ſich auch zum Coloriren, Anſtreichen ꝛc. herabzulaſſen. Unter dieſen Umſtänden faßte der junge Ridinger den verzweifelten Entſchluß, heimlich auf- und davonzugehen — wohin? Nun natürlich, nach Italien, dem allgemeinen Vaterlande der Kunſt, von dem auch er ſich unwiderſtehlich angezogen fühlte. Zwar kam er nicht weit, erlangte jedoch durch ſeinen Fluchtverſuch wenigſtens ſoviel, daß er nach Augsburg zu einem gewiſſen Falch in die Lehre gebracht wurde, der ſich beſonders mit der Abbildung von todten Thieren, Vögeln, Schlangen ꝛc. beſchäftigte. Das Beſte indeſſen mußte auch hier ſowie bei einem zweiten Meiſter, bei dem er nachmals als Gehülfe eintrat, ſeine eigene natürliche Begabung thun. Dieſelbe wandte ſich beſonders auf die Darſtellung von Pferden ſowie überhaupt von Thieren, zahmen und wilden, fremden und einheimiſchen; mit bewundernswerther Treue wußte er den Charakter derſelben darzuſtellen und auch die Landſchaften, in welche er ſeine Thiergeſtalten verſetzte, waren der Eigenthümlichkeit derſelben jedesmal aufs glücklichſte angepaßt. Mehr als aller Unterricht, den er bis dahin genoſſen, nützte ihm dabei ein dreijähriger Aufenthalt bei dem damaligen kurfürſtlich brandenburgiſchen Comitialgeſandten, Grafen von Metternich in Regensburg, einem einſichtigen Kunſtfreunde, der ſich des jungen Talents mit Wohlwollen annahm. Ridinger hatte hier häufige Gelegenheit, an Jagden und Reitübungen theilzunehmen, eine Gelegenheit, die er mit ſolchem Eifer zu ſeinen künſtleriſchen Studien benutzte, daß er ſpäterhin nicht ſelten für einen gelernten Jäger gehalten wurde; denn nur ein ſolcher, ſchien es, konnte ſich mit den Gewohnheiten der Thiere ſo vertraut gemacht und ſie ſo in den verſchiedenſten Situationen belauſcht haben, wie Ridinger es, ſeinen Zeichnungen zufolge, in Wahrheit gethan hatte. Nachdem er ſodann noch eine kurze Zeit hindurch den Unterricht des berühmten Schlachtenmalers Rugendas benutzt, auch die augsburger Malerakademie fleißig beſucht hatte, vermählte er ſich 1723 mit der Witwe des zu ſeiner Zeit in großem Anſehen ſtehenden Porträt- und Hiſtorienmalers Johannes Seuter und entwickelte von da ab ſowol als Maler wie namentlich als Kupferſtecher eine ganz ungemeine Thätigkeit. Freilich war dieſelbe nach der Weiſe jener Zeit zuweilen etwas handwerksmäßig; in ſeinen gelungenern Werken jedoch ſtellt er ſich den beſten Thiermalern aller Zeiten zur Seite und die Zahl dieſer gelungenen Werke iſt nichts weniger als klein. Am berühmteſten darunter ſind ſeine „Vorſtellungen der wilden Thiere nach ihrer Natur, Geſchlecht, Alter und Spur"; „Betrach-

Digitized by Google

tungen der wilden Thiere"; „Fabeln der Thiere"; „Die von Hunden gehetzten jagdbaren Thiere" ꝛc. Sein Fleiß war außerordentlich, aber auch an Ruf und Anerkennung fehlte es ihm nicht. 1759 wurde er zum Director der augsburger Malerakademie ernannt; er ſtarb 1767. Von ſeinen Gemälden hat ſich nur wenig erhalten; dagegen iſt die Zahl ſeiner Kupferſtiche, Radirungen und Handzeichnungen außerordentlich groß. Die vollſtändigſte Sammlung ſeiner Blätter beſitzt der Verleger des in Rede ſtehenden Werks; ſie umfaßt gegen 1400 Nummern und hat auch dem vorliegenden Buche als hauptſächlichſte Quelle gedient. Der Verfaſſer deſſelben bekennt, von früh auf ein leidenſchaftlicher Verehrer Ridinger's und ſeiner Kunſtblätter geweſen zu ſein. Schon als Knabe beſchäftigte er ſich faſt täglich mit den ausgezeichnetſten Werken dieſes großen Thiermalers; als er dann ſpäter nach Leipzig kam, war die erſte Aufgabe des armen Studenten, ſich von einem fremden Bilderhändler mehre Ridinger'ſche Kupferſtiche zu kaufen. Auch ſein ſpäterer Kirchenpatron Fürſt Heinrich LXVII. von Reuß-Schleiz-Lobenſtein, dem auch das gegenwärtige Werk gewidmet iſt, beſitzt eine anſehnliche Sammlung Ridinger'ſcher Blätter, und ſo hatte der Verfaſſer Gelegenheit, ſich ſeiner Jugendneigung bis in das ſpäteſte Alter in immer zunehmendem Maße hinzugeben. Mit einem Wort: der Verfaſſer hat ein Lebensſtudium aus Ridinger gemacht und zwar zu einer Zeit, wo der Name des Künſtlers bereits ziemlich in Vergeſſenheit gerathen war. Als Frucht dieſes Studiums wird uns das vorliegende Werk geboten. Daſſelbe enthält nicht nur eine genaue Aufzählung aller bisher bekannt gewordenen Blätter des Meiſters, ſondern dieſelben werden auch mit einer faſt pedantiſchen Genauigkeit im Einzelnen beſchrieben. Zur Lectüre iſt das Buch ſomit ſowenig geeignet wie für das größere Publicum; dagegen werden Kunſtfreunde und Sammler dem Verfaſſer Dank wiſſen für ſeine mühſame und ſorgfältige Arbeit, die im Punkt der Genauigkeit nichts zu wünſchen läßt, vielmehr als ein Product echtdeutſchen Fleißes und liebevollſter Ausdauer die Anerkennung Aller verdient, die ſich mit den Specialitäten der deutſchen Kunſtgeſchichte des vorigen Jahrhunderts beſchäftigen. Nicht mindern Dank aber verdient auch der Verleger theils für die Veröffentlichung des Werks überhaupt, die nicht ohne Opfer ſeinerſeits möglich war, theils und ganz beſonders für die höchſt geſchmackvolle Ausſtattung, in welcher es gegenwärtig vorliegt. Namentlich gereichen ihm die zwölf Nachbildungen Ridinger'ſcher Zeichnungen zum beſondern Schmuck; es ſind ſämmtlich mehr oder weniger verkleinerte Copien von beſonders dazu ausgewählten Zeichnungen und wird namentlich die Mannichfaltigkeit des altern wackern Meiſters dadurch ins ſchönſte Licht geſtellt. Als Titelkupfer iſt das Porträt Ridinger's nach einem Original von dem ſchon genannten Johannes Seuter beigegeben; es iſt ein klares, offenes Geſicht, lebendig und geiſtvoll, mit einem leiſen Anflug von Ironie, kurz ein Geſicht, wie wir uns einen Künſtler gern denken, deſſen Werke, mögen ſie auch nur einer verhältnißmäßig untergeordneten Gattung angehören, doch den Stempel des Genius ſo deutlich und ſo unverwiſchbar anſichtragen, wie es mit Ridinger's Werken der Fall iſt. tt.

Correspondenz.

Aus Kassel.

Ende Januar 1857.

Kn. Es ist eine merkwürdige Ungunst, in welcher Kassel bei der deutschen Journalistik steht. Kassel ist lange nicht die kleinste unter den deutschen Haupt- und Residenzstädten; es liegt an einer vielbefahrenen Eisenbahn, in einer Umgebung, deren landschaftliche Reize, verschönt durch künstliche Anlagen der mannichfachsten Art, von altersher berühmt sind und noch jetzt alljährlich ganze Scharen von Fremden herbeilocken; es hat zahlreiche wissenschaftliche und künstlerische Sammlungen sowie ein Theater, das bis vor kurzem, namentlich in der Oper, den Vergleich mit mancher größern Bühne nicht zu scheuen brauchte und das noch gegenwärtig zu den bessern unter den deutschen Mitteltheatern gehört — und bei alledem hält es die deutsche Journalistik kaum der Mühe werth, auch nur von der Existenz unserer Stadt Notiz zu nehmen; überall, wohin wir horchen, herrscht das tiefste Stillschweigen und wenn dasselbe ja einmal gebrochen wird, so geschieht es regelmäßig in einer Art und Weise, daß wir zur Ehre unsers guten Namens wünschen möchten, es wäre lieber nicht geschehen. Freilich hat dies Alles seinen guten Grund; das kann Niemand besser wissen als wir, die wir gleichsam an der Quelle sitzen und die trübe schwere Luft, die sich durch ganz Deutschland hin über den Namen unserer Stadt gebreitet hat, sozusagen aus erster Hand einathmen. Dieses Schweigen, das die deutsche Presse über die Hauptstadt des alten Kattenlandes beobachtet und das nur unterbrochen wird, wo es irgendetwas Unerfreuliches mitzutheilen gilt, ist nur das getreue Abbild der Niedergeschlagenheit und Erschlaffung, in der wir selbst uns befinden; so still es über uns in den Zeitungen ist, so still und ereignißlos ist auch unser tägliches Leben und auch hier sind die Neuigkeiten, die ab und zu auftauchen, regelmäßig von der unerfreulichsten Beschaffenheit.

Doch sind ja diese Verhältnisse sowie der Ursprung derselben so allgemein bekannt und zwar nicht blos bei uns, sondern auch außerhalb, daß es vollkommen überflüssig wäre, wollte ich mich noch erst des Nähern darüber verbreiten. Man hat dem hessischen Volksstamme sonst wol nachgerühmt, daß er der zäheste und ausdauerndste, der kraftvollste und markigste sei von ganz Deutschland; verhält sich das wirklich so, nun so ist es ja zuletzt nur ganz in der Ordnung, daß wir auch die meiste Gelegenheit bekommen, diese unsere angestammten Tugenden zu bewähren und daß jene Schale der Prüfungen, die seit Jahren über ganz Deutschland schwebt, über uns am reichlichsten und gründlichsten geleert worden. So wenig auch in den Zeitungen von uns die Rede ist und so ängstlich die Presse es vermeidet, unsere Zustände einer eingehendern Erörterung zu unterwerfen, so wissen wir doch, daß die Sympathien unserer Mitbrüder uns noch nicht verlassen haben; wir wissen, daß das deutsche Volk von Nord und Süd und Ost und West, wie auf Schleswig-Holstein, so auch auf Hessen-Kassel ein theilnehmendes Auge gerichtet hält und diese Ueberzeugung gibt uns nicht nur Kraft und Muth, die trübe Gegenwart zu überdauern, sondern auch unser Glaube an die Zukunft wird dadurch aufrechterhalten. Es ist ein Gesetz, nicht blos der

Natur, ſondern auch der Geſchichte, daß die Heilung allemal da beginnt, wo das Uebel am ärgſten; es iſt das ein leidiger Troſt, ich gebe es zu, indeſſen da der Deutſche ja dafür bekannt iſt, daß es ihm niemals an Troſtgründen fehlt, auch nicht in der troſtloſeſten Lage, ſo wollen wir auch in dieſem Punkt echte Deutſche ſein und mitten unter den Wolken, die gegenwärtig an unſerm Himmel hangen, die Hoffnung auf beſſere ſonnige Tage nicht aufgeben.

Der geneigte Leſer wird es nach dieſer Einleitung nicht blos begreifen, ſondern, wie ich hoffe, auch billigen, wenn ich auf jede Erörterung unſerer öffentlichen Zuſtände verzichte und mich in meinen Berichten lediglich auf das neutrale Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt beſchränke; ſind doch Wiſſenſchaft und Kunſt die Pfeiler, an die wir uns zunächſt anzuklammern haben, um uns von der trüben Flut der Gegenwart nicht völlig fortſpülen zu laſſen. Und in dieſer Beziehung iſt es denn eine höchſt erfreuliche Thatſache, daß der Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, der bei uns bisher im Allgemeinen nicht beſonders groß war, neuerdings in ſichtlichem Aufblühen begriffen iſt. Namentlich der gegenwärtige Winter ſcheint in dieſer Hinſicht Epoche machen zu wollen. In erſter Reihe ſtehen dabei die wiſſenſchaftlichen Vorträge für das größere Publicum. Dergleichen Vorträge ſind ſchon ſeit einiger Zeit bei uns einheimiſch; doch waren ſie, ſoviel mir erinnerlich, niemals ſo zahlreich, noch haben ſie eine ſolche Theilnahme gefunden wie in dieſem Augenblick. Von Vorträgen einheimiſcher Docenten ſind beſonders die phyſikaliſchen des Dr. Hehl, die mineralogiſchen des Dr. Schwab, die geometriſchen des Dr. Lieber, ſowie die chemiſchen des Dr. Wild hervorzuheben; Sie bemerken ohne mein Erinnern, wie dieſe Vorträge ſämmtlich in einem innern Zuſammenhange zueinander ſtehen und wie ſich auch in ihnen jenes Intereſſe an naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen ausſpricht, das für unſere Zeit überhaupt ſo charakteriſtiſch iſt. Auch die landwirthſchaftlichen Vorträge des Hrn. Habich fanden und verdienten lebhafte Theilnahme; die landwirthſchaftliche Bildung iſt bei uns im Allgemeinen noch ziemlich vernachläſſigt und kann daher dergleichen Anregungen wol gebrauchen. Von fremden Vorleſern hörten wir zunächſt 12 naturhiſtoriſche Vorträge durch C. von Hengel; doch waren dieſelben ziemlich oberflächlich und auch der Vortrag ſelbſt hatte nur wenig Empfehlendes. Deſto beſſer verſtand es Emil Palleske in ſeinen Shakſpeare-Vorleſungen, das Publicum anzuregen und zu befriedigen. Emil Palleske iſt einer von den Wenigen in unſern Tagen, welche die zum Handwerk herabgewürdigte Kunſt des Vorleſers oder, wie es jetzt mit dem beliebten Ausdruck heißt: des Rhetors, wieder zu Ehren bringen; ſelbſt Dichter, dabei von gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung, vertraut mit den großen Muſtern des claſſiſchen Alterthums, bringt er zum Beruf des Vorleſers neben den glücklichſten Naturgaben zugleich ein geiſtiges Verſtändniß mit, das ihn alle Schönheiten ſeines Stoffs aufs tiefſte empfinden läßt. Palleske's Vortragsweiſe beſteht nicht, wie wir das ſo oft ſelbſt von berühmten Vorleſern gehört haben, in einzelnen Effectſtücken, ſie wirkt überhaupt nicht durch die Einzelheiten, vielmehr baut ſie ſich, in echtkünſtleriſchem Gleichmaß, organiſch auf aus dem Geſammtverſtändniß des Kunſtwerks, ſowie weiterhin des Dichters im Allgemeinen, um deſſen Vortrag es ſich eben handelt. Bei ſeiner jüngſten Anweſenheit am hieſigen Orte beſchränkte Hr. Palleske ſich, wie ſchon angedeutet, ausſchließlich auf Shakſpeare'ſche Stücke, eine

Beschränkung, mit der wir uns umsomehr einverstanden erklären können, je weniger unsere Bühne in ihrer gegenwärtigen Verfassung im Stande ist, ein Shakspeare'sches Stück in würdiger Weise darzustellen und je seltener sie daher auch den Versuch dazu macht. Am meisten hat uns der „Julius Cäsar" des Vorlesers angesprochen; dies war in der That ein in allen Theilen vollendetes Kunstwerk, bei dem man auf die Illusionen der Bühne gern verzichten mochte. Weniger hat uns sein „Othello" befriedigt; namentlich schien er uns mit seiner Auffassung des Jago noch nicht ganz das Richtige getroffen zu haben, er ließ die Bösewichtsnatur noch zu stark, zu unverhüllt hervortreten, während Jago doch gerade deshalb ein so entsetzlicher Schurke ist, weil er es so vollkommen versteht, die Rolle des Biedermanns vorzunehmen. Doch ist allerdings die Vorführung eines solchen Charakters gerade für den Vorleser, der auf alle äußern Hülfsmittel der Mimik, der Bewegung ꝛc. verzichten muß, mit besondern Schwierigkeiten verknüpft; ja wenn die Vorlesung überhaupt sich zur Darstellung immer nur verhalten kann wie die Bleistiftskizze zum ausgeführten Gemälde, so läßt sich vielleicht mit Grund bezweifeln, ob diese leichthingeworfene farblose Skizze jemals im Stande sein wird, ein Charaktergemälde von so bewundernswerther, so unnachahmlicher Färbung wie diesen Jago mit voller Treue wiederzugeben. Jedenfalls gehört Hr. Palleske schon jetzt zu den vorzüglichsten Shakspeare-Vorlesern, die wir kennen; ja, nachdem Tieck aus dem Leben geschieden, Holtei aber, wie es scheint, den flüchtigen Ruhm des Vorlesers mit dem nachhaltigen Lorber des Dichters vertauscht hat, nehmen wir keinen Anstand, Hrn. Palleske geradezu als den Einzigen zu bezeichnen, der unter den Lebenden überhaupt noch werth ist, sich so berühmten Vorgängern anzuschließen. Auch war der Beifall, den Hr. Palleske hier fand, allgemein und mit Vergnügen sieht man seiner uns verheißenen baldigen Wiederkehr entgegen.

Was dagegen die bildende Kunst anbetrifft, so ist der Boden für dieselbe bei uns sehr unergiebig. Zwar haben wir eine Kunstakademie und auch besoldete Professoren derselben sehen wir unter uns herumwandeln, von hervorragenden Talenten jedoch, die aus ihrer Schule hervorgegangen wären, haben wir bisjetzt noch wenig oder nichts vernommen. Im Gegentheil, was die einzelnen Künstler von Ruf, die wir besitzen, ja geworden sind, das sind sie im Ausland geworden und haben es nur im Ausland werden können, indem es ihnen hierzulande an jeder Gelegenheit fehlt, ihr Talent zu entwickeln und sich an den Werken älterer Meister ebenfalls zur Meisterschaft emporzuarbeiten. Das hört sich wunderlich an, wenigstens für Jeden, der mit den hiesigen Verhältnissen und Einrichtungen nicht näher bekannt ist; aber dennoch ist es so. Allerdings besitzen wir Bildergalerien und Museen, darunter Einzelnes von hohem Werth, das, an einem andern Ort und auf andere Weise nutzbar gemacht, selbst von Fremden mit Eifer aufgesucht werden würde. So z. B. ist die Bildergalerie im Bellevueschlosse, verglichen mit den Sammlungen von Dresden, Berlin ꝛc., zwar dem Umfange nach nur klein; was dagegen den innern Werth, den Reichthum an einzelnen vortrefflichen Werken anbetrifft, so steht sie den ebengenannten nur wenig nach und muß jedenfalls den interessantesten und werthvollsten in ganz Deutschland beigezählt werden. Allein was nützen uns diese Schätze? Gerade was dem Geizhals sein Geld nützt, das er ängstlich im Kasten ver-

Digitized by Google

ſchließt, ohne jemals Gebrauch davon zu machen. Auch unſere Galerien ſind für gewöhnlich verſchloſſen; nur einmal im Jahre, um die Pfingſtzeit, ſind ſie dem allgemeinen Zutritt geöffnet, dann aber iſt, wie man ſich leicht denken kann, der Zudrang auch ſo groß, beſonders von Seiten der Fremden, daß an eine künſtleriſche Benutzung oder auch nur an eine ſinnige, künſtleriſch nachwirkende Betrachtung gar nicht gedacht werden kann. Außer dieſer Zeit iſt der Zutritt mit Umſtänden und Geldopfern verknüpft, welche für Viele unerſchwinglich, für Alle läſtig und abſchreckend ſind und ſo geſchieht es dann, daß dieſe Schätze, ſo ganz geeignet, einen lebendigen Kunſtſinn in der Bevölkerung zu erwecken, zum höchſten von den Lohndienern gekannt werden ſowie von denjenigen Reiſenden, die ihren Bädeker ſtudirt haben, für uns Einheimiſche aber, die wir doch den nächſten Anſpruch daran hätten, ſo gut wie nicht vorhanden ſind.

Wir haben ferner einen Kunſtverein: allein auch mit ihm ſteht es nur wenig beſſer als mit unſerer Akademie und unſern Sammlungen. Es iſt wahr, die Mittel, die unſerm Kunſtverein zugebote ſtehen, ſind beſchränkt, es fehlt ihm die finanzielle Möglichkeit, etwas Großes und Durchgreifendes zu leiſten, allein werden dieſe kleinen Mittel etwa größer, indem man ſie ſo zerſplittert, wie unſer Kunſtverein factiſch thut? Den bei weitem größern Theil ſeiner Einnahmen wendet derſelbe nämlich dazu an, Nietenblätter anzukaufen, während zur Anſchaffung von Gemälden nur eine verhältnißmäßig ſehr geringe Summe angewendet wird. Möglich, daß der Grad von künſtleriſcher Bildung, auf welchem unſer Publicum ſich dermalen befindet, dieſe Art der Verwendung für den Augenblick rathſam macht; möglich, daß ohne dies Almoſen der Nietenblätter, das möglichſt vielen Betheiligten zugewendet wird, damit ſie für ihre jahrelangen Beiträge doch wenigſtens etwas haben, das Intereſſe für die bildende Kunſt bei uns noch geringer würde, als es ohnedies ſchon der Fall iſt: — ſo glaube ich doch, daß es gerade Sache des Kunſtvereins wäre, dieſer profanen Auffaſſung der Kunſt entgegenzuarbeiten, nicht aber ihr zu ſchmeicheln und die Verwilderung des Geſchmacks ſomit nur noch zu befördern. Dieſe Nietenblätter, meiſt in Lithographien beſtehend, bei deren Auswahl auch nicht immer der ſtrengſte Geſchmack präſidirt hat, ſind ein Tropfen in der Wüſte; es iſt Thorheit zu glauben, als ob der künſtleriſche Sinn dadurch irgendwie befördert würde. Im Gegentheil, er wird dadurch geſchwächt; ſchon der leidige Umſtand, daß man einem ſolchen Nietenblatte nun in allen Häuſern, auf allen Wänden begegnet, ſetzt den Werth deſſelben nothwendig herab und ruft ſtatt Intereſſe und Theilnahme vielmehr Abneigung und Ueberdruß hervor. Aber, entgegnet man uns, die Leute wollen für ihr Geld doch etwas haben, ſie wollen doch etwas mitſichnehmen, was ſie nach Hauſe tragen und in dauerndem Beſitz behalten können? Ich zweifle, daß unſer Publicum wirklich von einem ſo rohen Egoismus beherrſcht iſt; auch zeigt das Beiſpiel anderer Vereine und anderer Städte, daß man auf die Läpperei der Nietenblätter gern verzichtet, wenn dafür nur Kunſtwerke von wirklichem dauernden Werth erworben werden. Wäre es bei uns jedoch anders und wäre die Fortdauer unſers Kunſtvereins wirklich nur möglich, indem man den Egoismus des Publicums durch ein derartiges Almoſen kitzelt — nun allerdings, ſo glaube ich, es wäre beſſer, der ganze Kunſtverein ginge auseinander.

Allein so schlimm ist es nicht, davon haben wir erst ganz kürzlich einen Beweis gehabt in der Ausstellung von Miniaturgemälden, die zu Weihnachten im Local des hiesigen Buch- und Kunsthändlers O. Bertram, desselben, der sich durch Herausgabe der Reutern'schen Bilder „Aus der Schwalm" ein nicht geringes Verdienst um die vaterländische Kunst erworben hat, von den namhaftesten unserer einheimischen Künstler veranstaltet wurde. Der Zweck dieser Ausstellung war, um es ganz prosaisch auszudrücken, unsern Malern einen Markt, ihren Bildern Käufer zu schaffen. Und dieser Zweck ist erreicht worden; die kleinen fußgroßen Bildchen, zu denen die Stoffe entsprechend ausgewählt waren, fanden großen Beifall und zogen, als das werthvollste und dabei verhältnißmäßig nicht allzu theure Weihnachtsgeschenk, eine Menge von Beschauern herbei, unter denen sich denn auch zahlreiche Käufer fanden. Vielleicht veranlaßt dieser glückliche Erfolg die Männer, denen wir diese Weihnachtsfreude verdanken, sich zu einer permanenten Kunstausstellung zu vereinigen, bei der denn natürlich auch die größern Werke unserer Künstler nicht ausgeschlossen bleiben dürften; irre ich nicht, so würde dies eine bessere Schule für den Kunstsinn des hiesigen Publicums sein als unser Kunstverein, wenigstens in seiner jetzigen Verfassung. Auch fehlt es uns, trotz des rauhen Klima, das bisjetzt noch hier für die bildenden Künste herrscht, nicht an einzelnen frischen und fruchtbaren Talenten, deren Unterstützung und Förderung der Kunst selbst zum Vortheil gereichen wird. So leistet A. Bromeis in der Landschaftsmalerei, vorzüglich was die Schönheit der Umrisse anbetrifft, Vortreffliches; Handwerk hat sich durch seine Genrebilder, besonders durch seinen „Sylvesterabend" und „Die Kartenschlägerin" einen wohlverdienten Ruf erworben; ebenso L. Katzenstein, der auf der letzten Ausstellung zwei Bilder hatte, die auch jedem größern Salon zur Ehre gereicht haben würden: „Ein Mädchen in neapolitanischem Costüm" und „Das Atelier"; letzteres ist nach Portugal, wo der Künstler sich in frühern Jahren persönlich aufhielt, verkauft. — Von Theater, Musik und anderm Beachtenswerthen in einem nächsten Briefe, da ich mit dem heutigen wol überdies schon den vergönnten Raum überschritten habe.

Notizen.

Von dem „Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern" (Leipzig, Winter) wurde soeben der dritte Band, den literarischen Nachlaß des Verewigten enthaltend, ausgegeben; der zweite Band wird für den Augenblick noch durch nicht vorherzusehende Umstände, über welche der Herausgeber sich in der Vorrede des Nähern aussprechen wird, zurückgehalten, soll jedoch in wenigen Wochen nachfolgen. — Die zweite abgekürzte Bearbeitung des Leben Stein's von Pertz (Berlin, G. Reimer) liegt jetzt in zwei starken Bänden vollendet vor. Doch besteht die Abkürzung hauptsächlich nur in der Weglassung verschiedener Actenstücke und Documente sowie in einer compendiösern Druckeinrichtung; aus dem weitschichtigen Material die Hauptzüge des dargestellten Charakters kurz und

Digitized by Google

kräftig zusammenzufassen und somit ein Buch zu liefern, das nicht blos für den gelehrten Forscher, sondern überhaupt für den patriotischen Leser jedes Standes geeignet wäre, ist dem gelehrten Verfasser auch in dieser neuen Ausgabe nicht gelungen.

Aus Ostpreußen wird von einem merkwürdigen literarischen Funde gemeldet, welcher daselbst gemacht worden ist. In dem Nachlaß eines Gutsbesitzers in der Nähe von Königsberg nämlich hat man eine Anzahl von Handschriften entdeckt, die bei näherer Prüfung als von Kant herrührend erkannt worden sind. Gedruckt sind dieselben bisher nicht, scheinen auch überhaupt nicht zum Druck bestimmt gewesen zu sein, sondern nur erste Entwürfe und Anfänge zu Werken, welche der Verfasser späterhin in anderer Gestalt ausgeführt und veröffentlicht hat. — Auch aus dem Nachlaß Heyne's, des berühmten göttinger Philologen, ist eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe vorhanden, die für die literarischen Zustände des 18. Jahrhunderts nicht ohne Interesse sein sollen. Dieselben werden gegenwärtig zum Druck vorbereitet und zwar soll Dr. Pröhle, der Biograph Jahn's und Bürger's, die Herausgabe übernommen haben.

In Frankfurt a. M. ist eine Tragödie „Sophonisbe" von Hermann Hersch zur Aufführung gekommen; der Erfolg wird als sehr günstig bezeichnet. Auch ein Liederspiel: „Ehen werden im Himmel geschlossen", zu welchen Julius von Rodenberg den Text, J. Goltermann die Musik geliefert, ist ebendaselbst kürzlich gegeben worden, hat jedoch nur wenig angesprochen. Dagegen soll ein Lustspiel „Die Feuerprobe" von G. von Vincke, dem Herausgeber der unlängst besprochenen „Sagen und Bilder aus Westfalen", bei der ersten Aufführung in Münster mit lebhaftem Beifall aufgenommen sein. Am wiener Burgtheater ist man mit Einstudirung des Kühne'schen „Demetrius" beschäftigt. In London ist wieder einmal der Versuch gemacht worden, ein deutsches Theater in Gang zu bringen; doch sollen weder die künstlerischen noch die pecuniären Kräfte des Unternehmens den bescheidensten Anfoderungen genügt haben und ist dasselbe daher nach einem Bestande von wenigen Wochen bereits wieder eingegangen.

Wir schon seit einigen Jahren, wird in München auch in diesem Jahre wieder eine Reihe von Vorlesungen für das gebildete Publicum stattfinden. Dieselben werden hauptsächlich von den durch König Max nach München berufenen Gelehrten gehalten; die Leitung des Ganzen hat Liebig übernommen, der auch persönlich sechs Vorlesungen (über organische Chemie) halten wird. Außerdem sind Vorträge angekündigt von Bodenstedt über den Kreml in Moskau, von Carriere über Lessing, von Dingelstedt über Molière's „Tartüffe", von Paul Heyse über Alfieri, von Franz Löher über Friedrich den Großen und Napoleon als Gesetzgeber; Riehl wird über Gluck und Piccini sprechen, Geibel ein Bruchstück einer Tragödie „Brunhild" vortragen ꝛc. Auch in Weimar sind ähnliche Vorträge eröffnet worden; der Ertrag derselben soll zu einem Denkmal verwendet werden, mit welchem man die Grabstätte Lukas Cranach's in der dortigen Schloßkirche zu schmücken beabsichtigt. Besonders zahlreich sind die Vorlesungen dieser Gattung in

Berlin, wo sie nachgerade zu den herkömmlichen Winterunterhaltungen zu gehören scheinen. Neben zahlreichen Privatunternehmungen sind es hier besonders zwei Vereine, welche in der angegebenen Weise thätig sind: der „Wissenschaftliche Verein" unter der Leitung Friedrich von Raumer's und der „Evangelische Verein". Der erstere, der seine Einnahmen dazu verwendet, Volksbibliotheken für Berlin zu gründen, ist der ältere; er wurde bereits zu Anfang der vierziger Jahre gegründet und war überhaupt das erste derartige Institut in Deutschland. Seine Vorlesungen finden im Saale der Singakademie statt; unter den diesjährigen Rednern bemerken wir auch unsere geschätzten Mitarbeiter, die Herren Dr. J. B. Meyer, Dr. Anclam und H. Pröhle. Die Vorlesungen des „Evangelischen Verein" verdanken ihre Entstehung der jüngsten Reactionsepoche; sie werden vorzugsweise von den Herren Stahl, Leo, Göschen ꝛc. gehalten, womit ihre Richtung denn hinlänglich bezeichnet ist.

Engelbert Seibertz, dessen illustrirte Ausgabe vom ersten Theil des Goethe'schen „Faust" mit so vielem Beifall aufgenommen ward, veröffentlicht jetzt auch Zeichnungen zum zweiten Theil der genannten Dichtung; dieselben erscheinen in Verbindung mit einer Prachtausgabe des Textes im J. G. Cotta'schen Verlag in Stuttgart, wo auch die erste Abtheilung ans Licht trat. — Von W. von Kaulbach's Zeichnungen zu Shakspeare wird demnächst die dritte Lieferung ausgegeben werden. Dieselbe wird drei Illustrationen zu „König Johann" enthalten: nämlich erstens die berühmte Scene, wo Prinz Arthur geblendet werden soll, zweitens die Zusammenkunft der Könige von England und Frankreich, endlich Johann's Tod im Klostergarten von Swinstead. Die beiden bisher erschienenen Lieferungen brachten Zeichnungen zu „Macbeth" und „Der Sturm"; über den künstlerischen Werth derselben sind bekanntlich seitens der Kritik sehr abweichende Ansichten laut geworden.

Berlin hat durch den Tod des Hofmalers und Professors Franz Krüger einen seiner berühmtesten und verdientesten Künstler verloren. Der Verewigte war 1796 im Dessauischen geboren. Sein Talent entwickelte sich frühzeitig mit großer Schnelligkeit; ohne jemals eine Akademie besucht oder irgendsonst einen regelmäßigen Cursus durchgemacht zu haben, gehörte er schon Anfang der zwanziger Jahre zu den beliebtesten Porträtmalern von Berlin. Auch in Jagd- und Pferdestücken entwickelte er eine große Fertigkeit. Doch lieferte er anfangs nur Aquarelle- und Kreidezeichnungen; erst seit 1830 ging er zur Oelmalerei über. Den Gipfel seines Ruhms erstieg er durch seine „Parade des sechsten Kuirassierregiments", die er 1832 im Auftrag des verstorbenen Kaisers von Rußland malte: ein Gemälde von außerordentlichen Dimensionen, mit Hunderten von Figuren, sämmtlich von vollkommenster Porträtähnlichkeit, dabei von bewundernswerther Technik, namentlich in der Zeichnung der Pferde, die er gern in den schwierigsten und gewagtesten Stellungen, aber stets mit Meisterschaft darstellte. Von ähnlicher Beschaffenheit war eine „Große Parade", die er für Friedrich Wilhelm III. malte; auch seine „Krönung des jetzt regierenden Königs", ebenfalls mit Hunderten von Porträts, erwarb ihm großen Beifall. Und mit diesem Beifall gingen auch die äußern Vortheile und Auszeichnungen Hand in Hand;

Krüger ist einer der wenigen deutschen Künstler, die durch ihre Kunst reich geworden. Freilich war er auch der Lieblingsmaler hoher und höchster Kreise; fast alle deutschen Potentaten, sowie von auswärtigen besonders der russische Hof, der ihn zu diesem Zweck wiederholentlich nach Petersburg kommen ließ, haben sich von ihm abbilden lassen. Krüger malte außerordentlich schnell, mit breitem, kräftigem Pinsel; allen seinen Bildern wohnt eine gewisse Keckheit bei, die, verbunden mit der vorzüglichen Ausführung, für den Mangel höhern geistigen Gehalts entschädigt. Seine Verehrer, deren er besonders in Berlin ungemein viele zählte und von denen er nicht nur als Künstler, sondern auch wegen seiner jovialen und liebenswürdigen Persönlichkeit geschätzt ward, pflegten ihn den „preußischen Horace Vernet" zu nennen. Das war nun allerdings etwas zuviel gesagt; Vernet ist (ganz abgesehen von seinen biblischen Gemälden, durch die er einen völlig neuen Stil begründet hat) der Maler des französischen Ruhms, während Krüger auch in seinen gefeiertsten Werken immer nur der Maler der preußischen Paraden war. Soviel indeß ist richtig, daß er unter den neuern deutschen Porträt-, Pferde- und Jagdmalern einen der hervorragendsten Plätze einnahm und daß somit die vaterländische Kunst durch seinen Tod einen nauhaften Verlust erlitten hat.

Wie die königlichen Bühnen zu München und Berlin, so veröffentlicht jetzt auch das Hoftheater zu Dresden eine statistische Uebersicht seiner Thätigkeit während des letztverwichenen Jahres. Danach hat die Zahl der während des genannten Zeitraums zur Aufführung gebrachten Neuigkeiten im Ganzen 25 betragen: nämlich 9 Dramen und Schauspiele (darunter „Narciß", „Die Brüder" von Julius Hammer, Gutzkow's „Ella Rose", „Klytemnästra" von Tempeltey ꝛc.), 11 Lustspiele und 5 Opern und Singspiele (darunter „Santa-Chiara" vom Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und Mozart's „Così fan tutte" in deutscher Sprache). Neu einstudirt wurden 12 Opern und Singspiele (darunter drei Opern von Gluck, Mozart's „Entführung aus dem Serail", „Jessonda" von Spohr und Weber's „Oberon"), ferner 2 Schauspiele und 6 Lustspiele. Es beläuft sich danach also die Zahl sämmtlicher Novitäten, mit Hinzurechnung der neueinstudirten Stücke, in Dresden auf 45, in München auf 41, in Berlin dagegen nur auf 17.

Rudolf Gottschall, der sich vor kurzem infolge einer Einladung des kunstsinnigen Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha in Gotha befand, hat daselbst im engern Hofcirkel sein kürzlich vollendetes Trauerspiel „Mazeppa" vorgelesen. Ueber das Lustspiel, das der Dichter unter der Feder hat und dessen wir bereits früher erwähnten, erfahren wir nachträglich, daß es den jetzt herrschenden Actienschwindel zum Gegenstande hat, jedoch nicht unmittelbar, sondern unter dem Spiegelbilde eines ältern historischen Stoffs (Law und die Mysterien der rue Quincampoix?). Auch Gustav Freytag befindet sich in Gotha, ebenfalls als Gast des Herzogs, während Otto Prechtler in gleicher Eigenschaft erwartet wird.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das erste Heft dieses neuen populär-encyklopädischen Werks ist soeben erschienen und nebst einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Recht der Preußischen Monarchie.

Von **Ludwig von Rönne**, Kammergerichtsrath.

Zweite Lieferung (Schluß des ersten Bandes).

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer noch nie versuchten und doch dringend nöthigen **systematischen Bearbeitung des Preußischen Staats-Rechts** bedarf keiner Rechtfertigung und ist von den competentesten Seiten mit Freuden begrüßt worden, namentlich auch von dem berühmten Staatsrechtslehrer **Robert von Mohl** (in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", 1856, Nr. 177). Der Verfasser, als juristischer und publicistischer Schriftsteller längst rühmlichst bekannt, zugleich mehrjähriges Mitglied der preußischen Ersten Kammer und Kammergerichtsrath in Berlin, war, wie auch vielfach anerkannt worden ist, zur Abfassung dieses wichtigen und schwierigen Werks gewiß in jeder Weise vorzugsweise geeignet und berufen. Dasselbe erscheint in **zwei Bänden** zu je zwei Lieferungen und wird binnen Jahresfrist beendigt sein; der Preis wird 5—6 Thlr. nicht überschreiten. Ein ausführlicher **Prospect** über das Werk und die **beiden ersten Lieferungen**, die den **ersten Band** bilden, sowie der **erste Band** selbst in besonderer Ausgabe sind in allen Buchhandlungen vorräthig. Auf dem Umschlag des ersten Bandes befindet sich ein Auszug aus den bisher erfolgten durchgängig sehr günstigen **Besprechungen** über das Werk.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 7.** 12. Februar 1857.

Inhalt: Die Todtenklage bei den Südslawen. Von **Siegfried Kapper.** — Thorwaldsen's Leben. — Literatur und Kunst. Populäre Heilkunde. (Rußdorf, „Lehrbuch der Gesundheitspflege"; Froriep, „Der ärztliche Hausfreund".) — Uebersetzungsliteratur. („Der Sang von Hiawatha von Henry Wordsworth Longfellow. Uebersetzt von Ferdinand Freiligrath".) — Correspondenz. (Aus München.) — Notizen. — Anzeigen.

Die Todtenklage bei den Südslawen.

Von
Siegfried Kapper.

Ferdinand Gregorovius in seinem Buche über Corsica hat unter andern schätzenswerthen Mittheilungen über corsische Poesie als eine ganz beachtenswerthe Eigenthümlichkeit die bei dem Volke der Corsen übliche Sitte der Todtenklage hervorgehoben und dabei in sehr scharfsinniger Weise auf die ähnlichen Erscheinungen bei den Griechen und Juden zurückgewiesen. Nicht uninteressant dürfte es sein, zur Ergänzung wenigstens der von dem geistreichen Reisenden aufgestellten Parallelen, auf den Bestand dieser Sitte auch noch bei einem andern Volksstamme des heutigen Südeuropa hinzuweisen, der, in seinen Sitten und Gebräuchen noch viel anderes Unbeachtetes bewahrend, was, richtig gewürdigt, manchen dunkeln Zug altgriechischen und altrömischen Volkslebens zu verlebendigen vermöchte, das Interesse der vergleichenden Volksforschung überhaupt in hohem Grade anzuregen geeignet ist. Ich meine die Südslawen.

Unstreitig ist die Sitte der Todtenklage eine uralte; in ihrer Entstehung unzweifelhaft bis nah an die ersten Anfänge der Redekünste zurückreichend, ist sie in vorgeschichtlichen Zeiten ein Gemeingut verschiedener Völkerschaften. Aus einem natürlichen, dem Menschenherzen allgemein innewohnenden Drange hervorgegangen, gerade so wie das Gebet,

Digitized by Google

der Freudengesang, das Lied oder irgendein anderer Erguß des erregten Gemüths, ist sie nicht erfunden, nicht ersonnen worden, von keinem Einzelnen ausgegangen, sondern der sich von selbst ergebende Ausdruck für ein allgemeines, in der gemeinsamen Menschennatur tief begründetes Bedürfniß. Es ist eben menschlich, bei dem Anblicke der Leiche eines geliebten Angehörigen sich den ganzen Werth Dessen, den man verloren, noch einmal lebhaft zu vergegenwärtigen; menschlich, am Rande des Grabes, das ihn bald für immer einschließen soll, dem Schmerze über den erlittenen Verlust in einem preisenden Rückblick auf das eben beschlossene Leben, in einer rühmenden Würdigung der nun erloschenen Tugenden das entsprechende Wort zu geben. In dieser ihrer Ursprünglichkeit war denn die Todtenklage auch anfangs nicht mehr als der reine freie Ausdruck des Augenblicks, der momentanen Eingebung, in Sinn und Wort die einfache Abspiegelung der objectiven Unmittelbarkeit. Allmälig erst bemächtigt sich ihrer, gleichwie auch aller andern Arten von Ergüssen des menschlichen Gemüths, zum Theil die Kunst, zum Theil die Gewohnheit: jene, die Klage um den Todten von der kunstlosen Stufe des Stegreifs zur gebundenen Form des kunstmäßigen Ausdrucks erhebend; diese, sie aus dem Gebiete der momentanen Veranlassung in jenes der Herkömmlichkeit, des Gebrauchs, der Sitte überführend. Der Kunstform bemächtigen sich die Poeten, und es entsteht der Todtengesang, das Leichencarmen; an die Gewohnheit drängt sich, wo dies, wie z. B. bei den Römern, die veränderten gesellschaftlichen Zustände und Anschauungen begünstigten, wol auch das Gewerbe heran und legt die Sitte in die Hand gemietheter und eigens dafür bezahlter Personen: der Klageweiber. Damit ist aber auch der Anstoß zu dem Verfalle der sonst so schönen Sitte, zu ihrem Herabsinken bis zur völligen Bedeutungslosigkeit gegeben. Was diesen Verfall, in den von Römern und Griechen beeinflußten Gebieten Südeuropas namentlich, nachmals noch mehr beschleunigt, das sind vor allem die beiden gewaltigen Weltprocesse: Völkerwanderung und Christenthum: erstere, indem sie mit der Zersetzung der alten Stammmassen zugleich die althergebrachten oder auch durch römisch-griechischen Einfluß bereits modificirten Sitten und Gebräuche weiter zersetzt und löst; letzteres, indem es an die Stelle des volksthümlichen Herkommens die strenggeordnete, Alles, was den Stempel außerchristlichen Ursprungs ansichträgt, unbedingt ausschließende Ceremonie der Kirche einsetzt. Fortan gehört der Mensch in den Hauptmomenten seines Lebens immer mehr und mehr der kirchlichen Ordnung und immer weniger der volksthümlichen Sitte an, bis diese mit der ausgebildeten Macht der Kirche und unter dem Einflusse der durchgreifend veränderten Anschauungen vom Wesen des Lebens und des Todes, von Schicklichkeit und Anstand, endlich völlig in den Hintergrund tritt, obsolet wird und ausstirbt. So wie

alle die kleinen Ueblichkeiten bei dem Eintritte des Neugeborenen ins Leben vor dem Taufbecken, aller Hochzeitsjubel mit seiner Legion von unsinnigen und tiefsinnigen Mysterien vor der copulirenden Stola zurückweicht, so verstummt zuletzt auch die Todtenklage vor dem Requiescat des Priesters. Nur an einzelnen wenigen Stellen der Welt von ehemals, wohin entweder die neugestaltende Macht der Ereignisse und die zersetzenden Ideen der fortschreitenden europäischen Einheitscultur nur langsam und nur mit gebrochener Kraft zu dringen vermocht, oder wo eigenthümliche geographische und politische Verhältnisse den Volkscharakter in ungewöhnlicher Weise gestählt und zur Festhaltung des Althergebrachten angewiesen, hat der alte, volksthümliche Gebrauch — und mit ihm die Sitte der Todtenklage — Widerstand genug bewahrt, um sich auch noch neben dem Ceremoniel der Kirche zu behaupten oder wol gar mit diesem zu ganz seltsamen Verschmelzungen vorchristlicher und christlicher Elemente sich zu vereinigen, wie dies eben mit der Todtenklage bei den Corsen sowol wie bei den Südslawen der Fall ist.

Was nun die Todtenklage der Südslawen (naricanie, von narikati, wehklagen) anbelangt, so findet sich diese Sitte (und es ist dies jedenfalls eine bemerkenswerthe Erscheinung bei dem genannten Stamme, bei welchem sie noch heutzutage allgemein in täglicher Uebung ist) fast in allen eben entwickelten Stufen ihrer Fortbildung vertreten. Es ist dies jedenfalls ein Zeichen dafür, wie tiefinnerst sie in dem Volksleben selbst wurzelt, wie sehr sie dem in seinen Grundtönen überhaupt vorwaltend poetisch gestimmten Volkscharakter ein unentbehrliches Bedürfniß geworden. Dasselbe Volk, das Tausende von Heldengesängen, von Hochzeitsliedern und Hochzeitsbräuchen hat, die es undenkliche Zeiten lang als sein schönstes, unverlierbares Volkseigenthum zu bewahren gewußt, hält auch an seinen uralten Todtenbräuchen fest und vermag sich auch seiner Todtenklage nicht zu entäußern. Am verbreitetsten wird diese in ihrer ersten, einfachen Ursprünglichkeit geübt; ohne alle Vorbereitung, aus dem Stegreif, wie es der Augenblick und die jeweiligen Verhältnisse eben eingeben. Mütter klagen um ihre Söhne, Schwestern um ihre Brüder. Ergriffen vom Anblicke des Todten beugen sie sich mit ausgestreckten Armen über die Leiche hin, netzen sie mit ihren Thränen und bald folgt den einzelnen, herzzerreißenden Schmerzensausrufen eine Art wilden, wehklagenden Gesanges, dessen Weise ebenso wenig als Worte sich an irgendein Vorbild oder irgendeine Regel binden. Zu den so Klagenden treten zuweilen Nachbarn und Freunde heran, stimmen zuerst mit in die Klagen ein, und gehen dann zu Tröstungen über, zu Beruhigungen, zu Lobpreisungen des Todten, Alles aus dem Stegreif und Alles in dem eigenthümlichen heulend singenden Tone. Oft aber auch

bringen die Leidtragenden tagelang und nächtelang allein in der Kammer bei ihrer Leiche zu, mit Gebeten und Todtenklagen abwechselnd, Speise und Trank vergessend, ganz versunken in ihren Schmerz und in ihren Verlust, bis die Leichenträger kommen und die kalte Bürde hinausschaffen, um sie dem Grabe zu übergeben. Selbst dann aber hat die Todtenklage ihr Ende noch nicht erreicht, wie ihr denn überhaupt kein anderes Ziel gesetzt ist, als welches ihr die „alle Wunden heilende Zeit" selbst setzt. Mütter und Schwestern trauern oft jahrelang, und nicht selten ist es, daß eine Mutter oder Schwester, wenn das Hausgesinde ausgegangen und sie sich eine Stunde allein in ihrem Hofe weiß, oder wenn sie einsam durch den Wald oder die Berge hingeht, oft nach Jahren wieder ihres Todten gedenkt und ihm eine schmerzlich klagende Erinnerung nachruft. Daß die Ehefrau um ihren Mann klage, wird nicht für schicklich gehalten; ebenso wenig ziemt es der Braut, um ihren Verlobten zu klagen. Doch ist dies erst in jüngerer Zeit so Sitte geworden. Daß ehedem sowol Frauen und Bräute ihren Eheherrn und Geliebten Todtenklagen widmeten, davon finden sich in den Volksliedern noch zahlreiche Beispiele, wie:

Horch! ein Schuß fällt aus dem einen Reigen,
Streckt zu Boden Damian in dem andern!
Damian stürzt, und zu ihm hin die Eh'frau:
„Weh' mir! Damian, meine Frühlingssonne,
Lieblich hast du mir die Welt beschienen;
Weh', daß du so früh mir niedergangen!" u. s. w.

oder:

Um Konstantin klagen Vater, Mutter,
Um Andreas weder die noch jener.
Nur ein einzig Mädchen aus dem Dorfe
Klagt um ihn, und also spricht die Aermste:
„Weh' mir, weh' um dich, o Gold, mein reines,
Soll ich dich in einen Aermel sticken?
Bald, gar bald zerrissen ist ein Aermel
Und vergessen und verweht dein Name!
Soll ich dich in einem Liede singen?
Ach, es geht das Lied von Mund zu Munde
Und auf böse Lippen kommt dein Name!
Soll ich dich in einem Buch einschreiben?
Weh', es geht das Buch von Hand zu Händen
Und in böse Hände kommt dein Name!"

Weiter ausgebildet findet sich sodann die Todtenklage vorzugsweise an den dalmatinischen Küsten und auf Montenegro. Es ist kein Zweifel, daß hier die Sitte römischer Ansiedler zuerst auf die Bewohner der Küste und durch diese auch mittelbar auf jene des angrenzenden innern Landes und der Gebirge Einfluß geübt.

So findet sich z. B. die Sitte der Klageweiber im nördlichen Dalmatien und zwar an der Küste des Kanals von Castelli, von Spalatro bis gegen Torgir aufwärts noch heutzutage in voller Uebung. Hier in der unmittelbaren Nähe des römischen Salonä und der Gärten Diocletian's hat sich bis zur heutigen Stunde die Ansicht erhalten, Todte selbst zu beklagen, zieme sich nicht und man könne dem Todten keinen sprechendern Beweis von Liebe und Achtung geben, als wenn man ihn durch Klageweiber betrauern läßt. Diese Klageweiber, die Epigonen der römischen praeficae, hier narikače genannt, werden denn auch, ganz dem römischen Brauche entsprechend, von den Angehörigen, Verwandten oder auch Freunden des Verstorbenen eigens zu diesem Zwecke gedungen und bezahlt. Gerade so wie man bei uns etwa, um einer Familie sein Beileid zu bezeugen, entweder selbst einen Besuch abstattet oder sich durch jemand Andern vertreten läßt, so sendet man hier, um den Zurückgebliebenen seine Theilnahme zu beweisen und den Todten zu ehren, ein oder mehre Klageweiber. Je weiter nun der Kreis einer Familie, je angesehener der Verstorbene, je mehr gute Freunde er zählte, desto mehr Klageweiber kann man auch um seine Leiche versammelt sehen. Feststehende Trauerfermone haben indessen diese narikače nicht. Jede Einzelne, wie sie an die Leiche herantritt, fängt gewöhnlich damit an, daß sie den Todten anspricht, ihm den Namen Desjenigen nennt, der sie gedungen und hierhergesandt, und als den Zweck ihres Erscheinens bezeichnet, dem Schmerze ihres Absenders über den Tod seines Verwandten, Gönners, Freundes u. s. w. Worte zu geben. Hierauf beginnt sie das Lob des Verstorbenen, eine umständliche Aufzählung seiner Tugenden, unter denen nicht leicht eine fehlen darf, Heldenthum aber, Gastfreundschaft, echte Manneswürde, Klugheit und Liebe zur Familie die Hauptrolle spielen; erwägt wol auch eines weitern den Verlust, den die Familie, die Freunde, die ganze Gegend an dem Dahingegangenen erlitten, und schließt endlich damit, daß sie dem Todten namens seiner Angehörigen recht viele und recht liebevolle Grüße an die vorangegangenen Glieder des Hauses ins Jenseits aufträgt. Alles Dies, wie gesagt, geschieht aus dem Stegreif, dem jeweiligen Falle angemessen, und ist, so seltsam und blos äußerlich es auch scheinen mag, je nachdem es mit mehr oder minder Geschick und Beredtsamkeit vorgebracht wird, selbst auf den unbetheiligten Fremden nicht ohne ergreifende Wirkung. Eigenthümlich und bezeichnend übrigens sind die Ansichten über das Wesen des Todes und des Jenseits, die nicht nur diesen, sondern den Todtenklagen der Südslawen überhaupt zugrunde liegen. Der Tod ist kein Resultat der Naturnothwendigkeit, sondern vielmehr ein freiwilliger Act der Selbstbestimmung, des überlegten Wollens. Es wird angenommen, daß dem Verstorbenen in dieser Welt irgendetwas nicht recht gewesen sei, daß ihm

Irgendjemand ein Leids gethan, was er nicht zu verschmerzen vermocht, oder daß er überhaupt des Lebens müde geworden und deshalb den Entschluß gefaßt habe zu sterben. Daher auch die so oft sich wiederholende Frage, was ihn denn eigentlich zu sterben veranlaßt habe, und nicht selten sogar der Vorwurf deshalb: „Du warst doch sonst ein gescheiter Mann; was immer du thatest, war klug und bedacht. Daß du aber die Deinen verlassen, solches Unglück über sie gebracht, das war nicht klug, war nicht weise von dir!“ Mit den Todten im Jenseits wähnt sich die Familie in immerwährender verwandtschaftlicher Beziehung. Es wird angenommen, daß, was im Leben zueinander gehörte, auch im Jenseits wieder zueinander kommen müsse; ja es schimmert selbst hier und da die Ansicht durch, daß man, wiewol es sich noch nie ereignet habe, es doch immerhin für möglich halte, daß ein oder das andere verstorbene Mitglied der Familie zu dieser wieder zurückkehre. Daher die vielen und angelegentlichen Grüße und Aufträge an die dahin Vorangegangenen, die Versicherungen dauernder Liebe und oft eine so tiefe, rührende Sehnsucht nach ihnen, wie etwa nach geliebten Lebenden, die irgendwo in weiter Ferne weilen und die man schwerlich je wiederzusehen hofft.

Ihren wahrhaft poetischen und oft darf man sagen bewundernswerthen Ausdruck finden diese Gefühle und Anschauungen in den volksthümlichen Todten- und Trauergesängen, wie sie auf Montenegro und im südlichen Dalmatien, namentlich in der Bocche di Cattaro und im Gebiete der Pastrowitsche im Gebrauche sind.

Bei den Letztern versammeln sich die Weiber aus der Familie des Verstorbenen um den Todten, bilden, indem sie einander wie zum Reigen an den Händen fassen, einen Kreis um ihn und stimmen so, sich über ihm niederbeugend, ihren Klagegesang an. Es geschieht dies in der Art, daß eins der Weiber, gleichsam als Führerin des Trauerreigens, immer erst einen Vers vorsingt, diesen Vers dann wiederholt, und die Andern am Schlusse der Wiederholung mit ihr einstimmen. Jedem einzelnen Verse werden überdies jedesmal noch gewisse gemeinsame Schmerzensausrufe angefügt, wie z. B.: „Ajme bane! Lele bane! Jao, ejas!“ Den einzelnen Momenten, die sich auf den Todten beziehen, vom Tage an, da er verschieden, bis zu seiner Grablegung entsprechen auch je andere Gesänge. So z. B.

Ueber dem Todten, wenn er noch im Hause liegt:

„Guten Morgen heut' für immer!“
Hast du wirklich dies entboten
Der Versammlung von Pastrowitsch,
So den Freunden, den Geliebten,

So, o Ban *), den weißen Klöſtern
Und den Kirchen und den Herren?
Hat ſo ſehr erfaßt dich Sehnſucht
Nach den Bauen, nach den Ahnen,
Dann nach deinen weiſen Zeugern,
Nach den vielen Anverwandten,
Nach den Vettern, nach den Söhnen,
Nach den vielgeliebten Brüdern
Und den Frauen, und den Schweſtern? **)
Was du thateſt, thatſt du wohl ſtets;
Doch dies Eine thatſt du nicht wohl,
Schufſt viel Schmerz damit und Herzleid,
Daß du ſo die Deinen ließeſt,
Sie in bitt'rem Unglück laſſend!
Wer ſtatt deiner ſoll nun walten?
Wer ſtatt deiner ihnen rathen?
Klnge Rede für ſie reden
In dem Rathe der Gewählten?
Du nur trugſt ein Haupt, ein weiſes!

Wenn ſie den Todten aus dem Hauſe tragen:

Sag', o Ban, wohin gedenkſt du?
Nach dem weißen Kloſter etwa,
Dort, wo unſ're Todten ruhen?

(Es bezieht ſich dies auf die vier Klöſter, bei denen ſich die Begräbnißplätze für die ſämmtlichen Bewohner des paſtrowitſcher Gebiets befinden und unter welche dieſes in vier Sprengel getheilt iſt.)

Sehr jedoch, o Ban, befürcht' ich,
Daß du niemals wiederkehreſt,
Denn gar endlos ſind die Wege!
Eines aber bitt' ich ſchmerzvoll:
So, o Ban, du hingekommen,
Grüße du uns unſ're Lieben,
Die wir vor dir hingeſendet!
Sprich zu ihnen, wie es Wahrheit,
Wie wir trauern und uns grämen,
Weil ſie niemals unſer denken,
Nie zu ihrem Hauſe kommen,
And're nie nach uns befragen!

Wenn ſie den Todten ins Grab legen:

So gedenkſt du denn zu ſcheiden
Von der Welt, der weißen, wirklich?
Und von all den Kirchenherren?
Scheid', o Ban! Doch Eins vergiß nicht:
Ans Barett die Hand zu führen

*) Hier ſoviel wie Herr.
**) Die dir ins Jenſeits vorangegangen.

Und zu danken all den Herren,
Allen diesen Herr'n der Kirche,
Die für dich zu Gott jetzt beten,
Und auch all den andern Freunden,
Die zu dir sich herbemühten,
Dich beweinen, dich begleiten!
Eines aber bitt' ich leidvoll,
Bitte dich um unſ're Todten!
Wenn, o Ban, du hingekommen,
Wolle dort sie nicht misachten!
Dann auch dieses schmerzvoll bitt' ich,
Daß du unſ're todten Lieben
Mit Gesprächen nicht zurückhältst,
Sondern sie zu uns entsendest,
Daß wir sehnlich sie umarmen,
Unſ're heißen Thränen stillen!

Wenn das Grab geschlossen wird:

Dies also soll nun dein Haus sein?
Wie beschränkt ach und wie enge,
Ohne Thore, ohne Fenster!
Sprich, wie wirst du's nur gewöhnen,
Deines Guten all entbehrend,
Ohne Leuchte, ohne Hüter,
Ohne auserleſ'ne Freunde,
Ohne tagende Versammlung,
Ohne Liebe, ohne Gruß selbst,
Ohne all das and're Gute?
Doch der Herr wol wird mit dir sein,
Daß du Gutes dort auch findest:
Deines Hauses schönste Blüte,
Deinen Zeupno, deine Mutter,
Deine Brüder, die geliebten,
Die mit Sehnsucht deiner harren,
Dir mit Liebe geh'n entgegen,
Dich mit Zärtlichkeit umarmen
Und dich fragen: Bist du müde?
An bereitem gold'nen Tische
Sitzen sie mit dir dann nieder,
Reichen dar in einer Schale
Wasser dir aus klarer Quelle,
Kühlen Wein in einer zweiten,
In der dritten Labungsimbiß,
Daß du besser ihnen sprechest,
Auskunft gebest, wenn sie fragen!

Wenn sie der Witwe das schwarze Trauertuch auflegen:

(Gleich nach dem Begräbniß am Grabe.)

Was doch schufst du soviel Herzleid
Dieser Aermsten aller Frauen,

Der du Treue zugeſchworen
Und ſie niemals zu verlaſſen?
Sieh', nun brachſt du ihr die Treue —
Und verdunkelt iſt ihr Antlitz,
Und ihr Loos ein traur'ger Name,
Traur'ger Name, der der Witwe!
Wo ſie ſäße, nicht mehr ſitzen,
Wo ſie hinging, geh'n nicht darf ſie,
Was ſie ſpräche, nicht mehr ſprechen!
Doch um dies nur fleht die Aermſte,
Daß du ganz ſie nicht verlaſſeſt
Um der Liebe, die euch einte,
Um der Kleinen, der unmünd'gen,
Die dich ehrend Vater nannten!
Liebend noch auf dich vertraut ſie,
Daß du dich nicht von ihr wendeſt,
Dich nicht gänzlich ihr entfremdeſt,
Ihr nicht und nicht all dem Schaffen,
Deß mit Klugheit du gewaltet
Vom Beginne deines Waltens,
Und nicht den verwaiſten Kleinen,
Die nun ohne Lehre bleiben,
Ohne Schirm und Kuß und Beiſpiel,
Und ſo Vieles, was ſonſt wohlthut!

In der Bocche di Cattaro und auf Montenegro wird die Todtenklage auf ähnliche Weiſe begangen. Die Klagenden — hier pokajnice genannt — kommen entweder noch während der Todte darinliegt in das Trauerhaus oder auch erſt am andern oder dritten Tage nach dem Begräbniſſe. Entferntere Verwandte, Freunde und Bekannte kommen oft ſelbſt Tagereiſen weit aus entlegenen Ortſchaften herbei, um den Frauen des Hauſes ſich mit ihren Klagen anzuſchließen oder auch ſie zu tröſten. Für alles Dies aber gibt es eigene Geſänge. Auch Männer halten es für eine Pflicht der Blutsverwandtſchaft und Freundſchaft, dem verſtorbenen Familienhaupte oder Freunde ein pokajanie zu weihen. Oft ſieht man ſie dann Einen hinter dem Andern in langer Reihe aus ihren Bergen herabſteigen oder durch die felſigen Schluchten dahinziehen, die Gewehre umgekehrt an den Schultern, was ein Zeichen der Trauer iſt. Voran geht der Führer des Zuges und ſtimmt einen Klagegeſang an. Nähern ſie ſich dem Trauerhauſe, ſo ſtimmen in die Klage Alle mit ein. Vor dem Hauſe machen ſie Halt, ſtellen ſich in einem Kreiſe auf, man bringt ihnen die Gewänder und die Waffen des Verſtorbenen heraus, und nun ſtimmen ſie ihre Klagen über dieſen an. Von hier erſt begeben ſie ſich an das Grab, um den Todten auch über ſeiner letzten Ruheſtätte zu beweinen. Vom Grabe in das Trauerhaus zurückgekehrt, nehmen ſie eine kleine Mahlzeit ein, die ſie hier erwartet,

um sodann nach geübter Pflicht der letzten Ehre in ihre Heimat zurückzukehren.

Daß unter solchen Verhältnissen die Mannichfaltigkeit der Todtengesänge eine sehr große sein muß, leuchtet von selbst ein. Indeß ist es auch hier ein gewisser gemeinsamer Gedankengang, der der Mehrzahl derselben zugrunde liegt, und einige wenige Beispiele werden genügen, um den liespoetischen Hauch erkennen zu lassen, der sie alle durchweht.

Die Schwägerin klagt um den Schwager:

Weh, mein Schwager, du mein golden Ringlein;
Kaum noch trug ich dich an meinem Finger,
Nun bist du für ewig mir entsunken!
Weshalb, ach, bist du mir gram geworden,
Daß wir uns nicht führen an der Hand mehr,
Nicht mitsammen Gäste sollen laden?

Die Freundin um den Freund.

Freund, du meine treue Frühlingssonne!
Wohlig wärmend hast du mir geschienen,
Wehe mir, daß du nun untergangen!
Hat die Freundin irgendwie betrübt dich,
Daß du nicht mehr Kranz und Ohrschmuck bringen,
Nicht mehr deine Freundin sollst bekränzen?

Die Ehefrau um den Hausherrn.

Wehe mir um dich, o mein Gebieter,
Wehe mir, wenn ich dich je betrübte!
Schwarze Augen, wollt ihr mich nicht schauen
Weiße Arme, mich nicht mehr umarmen,
Honiglippen nimmermehr mich küssen?
Wehe mir, wenn ich euch je betrübte!

Die Gefährten um einen jungen Hausvater.

Nicht genug verwundern kann ich mich, o Bruder,
Daß die Mutter du verlässest, die betrübte,
Und verlässest Haus und Höfe tief in Kummer,
Und verlässest deine Wirthschaft tief in Elend,
Und dies Alles, klnges Haupt du, so zur Unzeit,
Da zurückbleibt deine Hausfrau, jung schon jammernd,
Bleibt mit deinen zarten Kindlein, die verwaist nun!
Wer wird nun die Kleinen nehmen auf die Arme?
Wer wird ihnen Nahrung schaffen? O des Schmerzes!
Wer wird sie zur Schule senden? O des Elends!
Dich beweinen deine Kleinen, die betrübten,
Weinen viel und wachsen schnelle — o des Unglücks!

Auf den Tod eines erschlagenen Helden.

In den Felsgrund bohrt' er seine Lanze
— Rings erglomm der Wald von ihrem Glanze —

Nieder ſelbſt lag er mit ſeinen Wunden.
Zu ihm ſenkt' ein Rabe ſich danieder.
Bracht' herbei im Schnabel kühles Waſſer,
Um die Todeswunde ihm zu kühlen.
Alſo aber ſprach zu ihm der Edle:
„Mir nicht, Rabe, trage kühles Waſſer;
Meine Wunden kühlt nicht mehr das Meer ſelbſt!
Nur um Dies beſchwör' ich dich, o Rabe:
Meinem Hof zu lenke deine Schwingen,
Bring' die Kunde meiner armen Mutter,
Meinen Brüdern, meiner ärmſten Eh'frau,
Daß der Wunden ſchwerſte mir geſchlagen,
Wunden, wie kein Held ſie überlebt noch,
Und daß nie mehr mich ihr Auge ſchau'n wird!"
Und gehorſam hob der Rab' die Schwingen,
Flog heran ans Haus des ſchwarzen Unglücks,
Rief hervor des Helden graue Mutter:
„Böſen Morgen, unglückſel'ge Mutter!
Böſen Morgen und noch ſchlimm're Kundſchaft!
Deinen Sohn dir haben ſie erſchlagen,
Ohne Lieb' und ohne Freunde ſtirbt er!"
D'rauf die Mutter: „Weh', nun iſt mein Stolz hin!"
D'rauf die Brüder: „Auf, zur blut'gen Rache!"
Nur die Eh'frau: „Hin iſt meine Zierde!"

Nach dem Begräbniſſe fällt die Mutter oder Witwe des Verſtorbenen dem heimkehrenden Popen zu Füßen:

„Sprich, was ſoll nun ich, du Prieſter Gottes?
Wie ertrag' ich dieſes herbſte Unglück?
Muß ich meinem Herzleid nicht erliegen,
Nicht verzweifeln ob des Elends Größe?
Wie beginn' ich's, meinen Schmerz zu meiſtern,
Und wer tröſtet dieſe kleinen Waiſen?"

Darauf antwortet ihr der Prieſter:

„Dies bedenke: Ew'ge Satzung iſt es,
Was da ward geboren, muß auch ſterben;
Eins nur früher und das And're ſpäter.
So wie jedem Glück ein Ziel geſetzt iſt,
Alſo auch iſt es jedwedem Unglück;
Und dieſelbe Zeit, die Freuden tödtet,
Bringt auch Heilung jeglichem der Leiden.
Alſo wirſt auch deinen Schmerz du meiſtern.
Deine Waiſen aber tröſte wie ich dich jetzt!"

Uebrigens wird die Ehre der Todtenklage keineswegs Jedem erwieſen; Frauen, Kindern und ganz jungen Leuten nie; dagegen jedem Haupte einer Familie und ſonſt jedem Manne, der ſich durch Heldenmuth, Klugheit und Ehrenhaftigkeit hervorgethan und im Orte oder auch in der

Gegend in Anſehen und Achtung geſtanden. So hat es z. B. noch vor wenigen Jahren die Witwe des Capitäns von Riſano, Dſchelowitſch, nicht unter ihrer Würde gefunden, den Popen Marcus Komnenowitſch zu beklagen, einen allgemein geachteten Prieſter aus Kriwoſchje, der mit noch vier Kriwoſchianern von den nikſchitſcher Türken erſchlagen worden. Wie lange ſich indeß dieſe ſchöne, für den moraliſchen Halt des Volks keineswegs bedeutungsloſe Sitte bei den Südſlawen noch weiter erhalten und ob ſie nicht auch hier, wie anderswo bereits längſt, mit dem tiefern Eindringen der nivellirenden Cultur ihren Untergang finden wird — das ſind Fragen, deren Beantwortung mehr oder weniger in dem Ausgang zu ſuchen ſein wird, der den Verwickelungen der Gegenwart überhaupt beſchieden iſt. Kann ſein, daß nach 100 Jahren, wenn dort, wo jetzt noch der Halbmond herrſcht oder doch angrenzt, ſich ein moderner Culturſtaat entwickelt hat, die Todtenklage wie manches Andere längſt außer Mode gekommen und den Denkwürdigkeiten anheimgefallen iſt. So iſt eben der Entwickelungsgang der Menſchheit; auch das Schöne muß zugrunde gehen, um ihn zu fördern!

Thorwaldſen's Leben.

Leben und Werke des däniſchen Bildhauers Bertel Thorwaldſen. Von J. M. Thiele. Zwei Bände Text und zwei Bände Kupfer. Leipzig 1832—34.

Thorwaldſen's Leben nach den eigenhändigen Aufzeichnungen, nachgelaſſenen Papieren und dem Briefwechſel des Künſtlers. Von J. M. Thiele. Deutſch unter Mitwirkung des Verfaſſers von Henrik Helms. Drei Bände. Leipzig 1852—56.

Hr. Thiele, der Verfaſſer der beiden angeführten Werke, hat Thorwaldſen nahegeſtanden und namentlich als Secretär der Akademie zu Kopenhagen während der letzten Jahre ſeines Lebens viel mit ihm verkehrt. Er hat ferner zu ſeinem zweiten Buche, der eigentlichen Biographie (zu welcher ihn Thorwaldſen ſchon in Rom aufgefodert hatte) die ſehr voluminöſe Correſpondenz und den geringen handſchriftlichen Nachlaß des großen Künſtlers benutzt; er hat überdies, wie es ſcheint, keine Gelegenheit verſäumt, Nachrichten über deſſen Leben zu ſammeln. Nichtsdeſtoweniger hat er in ſeinem zweiten Werke eine ſehr unbefriedigende Biographie geliefert. Von der Biographie eines Künſtlers erwarten wir nicht blos annaliſtiſche Nachrichten über ſeine äußern Lebensumſtände, Angaben der Arbeiten, die er in jedem Jahr gemacht, wer ſie beſtellt hat, wie theuer ſie bezahlt worden, welche Orden, Ernennungen, Ehren und Feſtlichkeiten ihm zutheil geworden ſind. Ueber alles Dieſes erhalten wir freilich durch Hrn. Thiele die ausführlichſten Notizen. Er erſpart uns keinen Mahnbrief eines Beſtellers, deren die Saumſeligkeit des gro-

ßen Bildhauers nur gar zu viele veranlaßte; kein unterthäniges Promemoria, das, in Thorwaldſen's Namen von irgendeinem federkundigen Manne verfaßt, an die Akademie, den König oder Kronprinzen zu Kopenhagen abgeſandt wurde; keine hochachtungsvolle Adreſſe eines Comité, das über die Errichtung eines Monuments Anträge machte. Was von Briefen oder Concepten mitgetheilt wird, die von Thorwaldſen ſelbſt herrühren, iſt äußerſt dürftig und bezieht ſich faſt nur auf gleichgültige Gegenſtände; der größte Theil der Briefe iſt für ihn von Andern (namentlich von ſeinem als archäologiſchem Schriftſteller bekannten Landsmann Bröndſted) geſchrieben und trägt daher nichts dazu bei, uns das Bild ſeiner Perſönlichkeit zu beleben. Daſſelbe gilt auch von den meiſten mündlichen Mittheilungen, die Hr. Thiele benutzt hat, und nur wo er aus eigener Anſchauung ſchildert (in den letzten Abſchnitten ſeines Buchs) hat ſeine Darſtellung Wärme und Leben. Wenn nun dieſe Lebensbeſchreibung nicht einmal über Thorwaldſen als Menſchen völligen und genügenden Aufſchluß gibt, ſo lehrt ſie ihn noch weit weniger als Künſtler kennen. Es wird zwar, wie geſagt, Alles genau aufgezählt, was er gemacht hat, und ein chronologiſches Regiſter ſeiner ſämmtlichen Arbeiten gibt eine ſehr willkommene Ueberſicht über ihre Reihenfolge: aber den Gang ſeiner künſtleriſchen Entwickelung darzuſtellen, die Einflüſſe nachzuweiſen, die ihre Richtung beſtimmten, zu ſcheiden, was er ſich ſelbſt und was er Andern verdankte, die verſchiedenen Kunſtperioden zu charakteriſiren, denen ſeine ſchöpferiſche Thätigkeit angehört — mit einem Worte Das zu leiſten, was Jahn in der Biographie Mozart's, dem Muſter einer Künſtlerbiographie, geleiſtet hat: daß dies die Aufgabe eines Biographen ſein könnte, ſcheint Hrn. Thiele gar nicht in den Sinn gekommen zu ſein.

Viel befriedigender iſt das erſtgenannte Werk. Der Kupferatlas, der in guten Umriſſen Thorwaldſen's bedeutendſte Productionen bis ungefähr 1828 wiedergibt, macht es dem Betrachtenden möglich, ſich die Geſchichte dieſer in ihrer Art einzigen künſtleriſchen Thätigkeit ſelbſt zu conſtruiren, worin er durch den commentirenden Text zweckmäßig unterſtützt wird. Wem das Glück verſagt bleibt, von Thorwaldſen's Kunſt ſich die erhebende Anſchauung zu verſchaffen, die allein ſein Muſeum in Kopenhagen bieten kann (das ſeine ſämmtlichen Arbeiten enthält): dem iſt weit mehr das Studium des erſten Werks von Thiele zu empfehlen als die Lectüre des zweiten. Mit jenem hat ſich der Verfaſſer ein wirkliches Verdienſt erworben, dieſes dagegen würden wir ihm, einige Bogen ausgenommen, gern erlaſſen haben. Wenn wir jedoch hier verſuchen, die Hauptzüge zuſammenzuſtellen, die uns zur Charakteriſtik Thorwaldſen's als Menſchen weſentlich erſcheinen, ſo ſchöpfen wir ausſchließlich aus

dem zweiten Buch, der eigentlichen Biographie, weil sie vollständig ist und mehr Détail enthält.

Die äußern Umstände seines Lebens sind sehr einfach. Seine Aeltern waren aus Island nach Kopenhagen gezogen, wo er am 19. November 1770 geboren wurde. Sein Vater fristete der Familie aufs kümmerlichste das Leben durch Schnitzen von Schiffszierrathen; er soll nebenbei dem Trunk ergeben gewesen sein und der Knabe konnte dem Alten bald an die Hand gehen und auch nachdem er (1781) auf die Akademie gebracht worden war, beruhte der Erwerb hauptsächlich auf seiner Arbeit. In der Akademie zeichnete er sich bald aus (obwol es ihm nicht gelang, seinen Copien nach der Antike den damals beliebten „Säbelschwung" zu geben), erhielt die große goldene Medaille und durch sie ein Stipendium zur Reise nach Italien. Nach langem Kreuzen auf dem Mittelländischen Meer, wobei die dänische Fregatte, auf der er sich befand, in Tripolis und Malta anlegte, landete er endlich in Neapel und betrat Rom am 8. März 1797, welchen Tag er später als seinen römischen Geburtstag feierte. Hier hatte er das Glück, in die Welt der Antike von seinem Landsmann, dem großen Archäologen Georg Zoega, eingeführt zu werden, der seine Begabung schon in einer Zeit erkannte, als noch Niemand daran glauben wollte und der nach Thorwaldsen's eigenem Ausdruck am meisten beitrug, „den nordischen Schnee zu schmelzen, der noch seine Augen bedeckte". Sechs Jahre vergingen in Rom unter Studien, Copiren der Antike und Entwürfen, deren gar manche nach Zoega's Kritik wieder vernichtet wurden. Im März 1803 war Thorwaldsen durch Mangel an fernern Subsistenzmitteln gezwungen, Rom zu verlassen. Schon hielt der Wagen des Vetturino vor seiner Wohnung in Via Felice, der ihn (vielleicht für immer) zur Porta del Popolo hinaustragen sollte: der Zufall verschob die Abreise auf den nächsten Tag — und dieser Tag entschied sein Schicksal. Ein englischer Bankier, Sir Thomas Hope, besuchte sein Atelier und bestellte die Statue Jason, deren Modell fertig stand; damit war die Existenz des Künstlers in Rom vorläufig gesichert. Auch fanden sich von nun an von allen Seiten Beschützer, Bewunderer und Besteller, und der junge Däne galt selbst in den Augen der Römer bald als ebenbürtiger Rival Canova's. Im Jahr 1819 machte er seine erste Reise nach dem Norden, von der er erst im nächsten Jahr nach Rom zurückkehrte. So unbestritten war Thorwaldsen nach Canova's Tode der erste lebende Bildhauer, daß ihm, dem Ausländer, dem Protestanten, unter der bigoten Regierung Leo's XII. die Ausführung des Monuments für Pius VII. in St.-Peter übertragen und er zum Director der Akademie von San-Luca ernannt wurde. Mit Ausnahme eines Besuchs seines königlichen Freundes Ludwig von Baiern in München (1830) brachte Thorwaldsen die folgenden Jahre ohne Un-

terbrechung in Rom zu, bis er im September 1838 definitiv nach Kopenhagen überſiedelte. Dort verlebte er, mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft wie ſelten ein Sterblicher, ſeine letzten Jahre, eine kurze Reiſe nach Rom abgerechnet. Er ſtarb am 24. März 1844. Seine Reſte ruhen in dem Muſeum, das ſeine ſämmtlichen, von ihm ſeinem Vaterlande vermachten Arbeiten enthält; das ſchönſte und würdigſte Denkmal, das je einem Künſtler zutheil geworden iſt.

Faſt niemals macht das Leben eines großen Künſtlers einen ſo wohlthuenden und erhebenden Eindruck als ſeine Werke. Mehr als jeder andere Beruf führt die Kunſt die Gefahr einer einſeitigen Entwickelung mit ſich. Man iſt unangenehm erſtaunt, wenn man ſich überzeugen muß, daß Männer, deren geniale Productionen einen bildenden Einfluß auf alle nachfolgenden Generationen üben, außerhalb der Sphäre ihrer Kunſt allen geiſtigen Intereſſen fremd ſind, daß die herrliche Entwickelung Einer Kraft bei ihnen mit einer Verkrüppelung oder Verkümmerung der übrigen verbunden iſt. Noch peinlicher werden wir berührt, wenn wir den Künſtler, zu deſſen kühnem Ideenfluge, zu deſſen reinem und edelm Schönheitsgefühl wir ehrfurchtsvoll aufzuſchauen gewohnt ſind, als Menſchen unmännlich, eitel, kleinlich, neidiſch, intrigant finden. Von dieſen Makeln, die den Künſtlercharakter in alter und neuer Zeit nur zu oft entſtellt haben, haften auch einige auf Thorwaldſen. Glücklicherweiſe ſind es nicht die häßlichern; wir dürfen nie aufhören ihn zu lieben, wenn wir ihm auch nicht in allen Momenten ſeines Lebens unſere Achtung bewahren können.

Seine Bildung war im höchſten Grade mangelhaft: ſo ſehr, daß das (freilich ganz unbegründete Gerücht) Verbreitung gewinnen konnte, er habe in ſeiner Jugend weder ſchreiben noch leſen gekonnt. Bei dem gänzlichen Mangel an Vorkenntniſſen war es natürlich, daß er gegen das Erlernen fremder Sprachen als eine ſaure Arbeit große Abneigung hegte. Der gutmüthige Capitän der Fregatte Thetis, die ihn nach Italien brachte, bot ihm vergebens ſeinen Unterricht an und kam zu der Ueberzeugung, daß er, obwol „ein honetter Kerl, doch ein fauler Hund“ ſei. Später hat er nicht nur Italieniſch, ſondern wie es ſcheint auch leidlich Franzöſiſch und Deutſch geſprochen und geſchrieben. Der Umgang mit gebildeten Landsleuten veranlaßt ihn noch 1804, wo er bereits ein angeſehener Künſtler war, zum eifrigen Studium der däniſchen Grammatik und Orthographie. „Unter ſeinen Concepten und Briefen aus dieſer Zeit fanden ſich ganze Bogen von ſeiner Hand mit grammatikaliſchen Regeln beſchrieben, z. B. über den Gebrauch des Artikels, über die Bildung des Genitivs ꝛc., durch Beiſpiele erläutert, und außerdem ganze Seiten aus irgendeinem däniſchen Roman abgeſchrieben.“ (I, 91.) Einige glücklich erhaltene Fragmente eines in den erſten Tagen ſeines Aufent-

halts in Italien geführten Tagebuchs (beiläufig das einzige Intereſſante aus Thorwaldſen's Feder, das dieſe drei Bände enthalten) zeigt, wie kindiſch der Stil des damals 26jährigen Mannes war. (I, 41.)

„Sonntag den 21. Januar (1797). Vor Abend denke ich kommen wir nach Napoli. Ich fange an mich etwas beſſer zu fühlen. Dieſer Commers iſt wie vorher (es ſcheint der Tumult auf dem neapolitaniſchen Packetboot gemeint). Es ſind hier einige hübſche Frauenzimmer und die ſchönſte ſpricht Deutſch. Da ſind ſonſt einige Gaudiebe, die eine abſcheuliche Phyſiognomie haben. Da ſind braune alte Weiber und dergleichen Pack. Man ſagt, ich ſoll für meinen Hund bezahlen, welcher vor lauter Paſſagieren kaum ſoviel Raum bekommen kann, daß er ſich niederlegen kann; ſie ſind im Raum wie geſalzene Häringe zuſammengeſtaucht."

In Neapel wird er von einem Lohnbedienten in ein „Traiteurhaus" gebracht. „Nun kam ein Bote zu mir herauf, der mich fragte, ob ich eſſen wollte. Ich ging hinunter, und dort ſaßen eine Maſſe Leute, Offiziere und Pfaffen. Es war ſehr ſchlecht und ſchmuzig — genug, mein Hund aß das Meiſte, wie hungrig ich war. Soll dies das beſte ſein, dann ſei Gott den ſchlechten gnädig." Seine Bücher wurden viſitirt, um zu ſehen, „ob keine ariſtokratiſchen" (sic) darunter wären.

Den 2. Februar. „Ich kam nach dem Komödienhauſe und erhielt ein Billet für 4 Carlinen. Der Geſang war recht ſchön anzuhören. Wie man ſagt, iſt er hier vorzüglich; aber ich ſehnte mich doch nach Hauſe, weil die Uhr ſpät war. Als es aus war, lief ich nach Hauſe, und traf ſie noch auf. Es erfreute mich ſehr, weil es mir eine große Mühe geweſen wäre, ſo ſpät ein anderes Logis zu erhalten. Als ich ins Haus kam, erhielt ich ein wenig zu eſſen."

Den 7. „Heute ſah ich Capo di Monte und Hr. Andrea war ſo gut mich herumzuführen. Es war vorzüglich. Die vielen ſchönen Sachen dort waren Gemälde von Raſael und andern großen Meiſtern, auch etruskiſche Vaſen, Münzen und Moſaik. Schade, daß ich es ſo ſchnell durchlaufen mußte. Ich will einen andern Tag gehen."

Daß Thorwaldſen in der Ausbreitung ſeiner Kenntniſſe und Begriffe am meiſten durch Zoega gefördert wurde, der neben einer großen Gelehrſamkeit ein tiefes Gefühl für alles Schöne und einen geläuterten Geſchmack beſaß, erfahren wir zwar, aber von den Verhältniſſen zwiſchen den beiden ſo merkwürdig contraſtirenden Männern erhalten wir übrigens keine Vorſtellung. Zoega war es ohne Zweifel, der den jungen Künſtler mit Homer und andern Claſſikern durch Hülfe von Ueberſetzungen bekannt machte. Thorwaldſen's hinterlaſſene, in ſeinem Muſeum in Kopenhagen aufgeſtellte Bibliothek enthielt eine große Anzahl von Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und auch lateiniſche Originale: dieſe letz-

tern hat er aber wol nur in der Hoffnung geſammelt, einſt noch Latein zu lernen, was unſers Wiſſens nie geſchehen iſt, oder aus einem Sammlertriebe, der bei ihm ſehr ausgebildet geweſen zu ſein ſcheint. Auch der Umgang in gebildeten Kreiſen, wie in dem ſeines etwas zudringlichen und überſchwänglichen, aber gutmüthigen Gönners, des däniſchen Geſandten in Neapel, Baron von Schubart, namentlich aber in dem Wilhelm von Humboldt's (wo außer Angelica Kauffmann, dem jungen Rauch, dem Landſchaftsmaler Reinhart, auch Zoega und Seroux d'Agincourt verkehrten), iſt ihm ohne Zweifel fördernd und anregend geweſen. In ſpäterer Zeit ſcheint er ſeinem Freunde und Bewunderer Ricci in Rieti manche Aufklärung über Gegenſtände des Alterthums verdankt zu haben. (II, 249—251.)

Auf dieſe äußerſt dürftigen Nachrichten beſchränkt ſich unſere Kenntniß über die Quellen und die Natur der Belehrung, die Thorwaldſen über Alles empfing, was außerhalb der Sphäre ſeiner Kunſt lag. Soviel iſt jedoch klar, daß dieſe Belehrung eine äußerſt ſporadiſche war, daß es ihm an zuſammenhängender und ſyſtematiſcher Bildung ganz fehlte, daß ſeine Kenntniſſe ſich hauptſächlich auf das Gebiet der Mythologie und der alten Literatur beſchränkten, denen er ſeine Stoffe zu entnehmen pflegte. Wenn er trotz dieſes mangelhaften Wiſſens den Geiſt des Alterthums ſo vollkommen erfaßt hat wie Wenige in unſern Tagen, ſo war es bei ihm wie bei andern Günſtlingen der Muſe ein unmittelbares, faſt inſtinctives Verſtändniß, eine geniale Intuition, die ihn der langen und mühſamen Wanderungen überhob, auf denen gewöhnliche Sterbliche dieſem ſchwer zu erreichenden Ziel zuſtreben.

Wenn übrigens auch die Bildung des großen Künſtlers beſchränkt war, ſo ſehen wir doch mit Freude, daß die Concentration auf ſeine künſtleriſche Thätigkeit ihn nicht gleichgültig oder unempfänglich für die Schöpfungen anderer Künſte machte. Er bewahrte ſich für alles Schöne ein reges und lebhaftes Gefühl, und das gereicht ihm zur Ehre, da die Erfahrung leider zeigt, daß auch bedeutende Künſtler nur gar zu oft ſich gegen Alles, was nicht im unmittelbarſten Zuſammenhange mit ihrem eigenen Schaffen ſteht, indifferent und ablehnend verhalten. Thorwaldſen war ein großer Freund der italieniſchen Improviſation; die Productionen ſpaniſcher Nationalſänger regten ihn zu einer Compoſition an; Frau Crelinger in Berlin (damals noch Frau Stich) begeiſterte ihn als Julie und Maria Stuart ſo ſehr, daß er ſich um ihre perſönliche Bekanntſchaft bemühte; ſelbſt in die ihm ſo fernliegende Auffaſſungs- und Empfindungsweiſe der altdeutſchen Malerſchule, die er in der Boiſſerée'ſchen Sammlung kennenlernte, wußte er ſich hineinzuverſetzen und fand namentlich an dem liebenswürdigſten Meiſter Gefallen, der ihr angehört hat, an Memling. Auch Muſik liebte er ſehr und unterhielt ſich in ſeiner Jugend mit Flöte

und Violine; doch ſcheint er dieſe Inſtrumente ſpäter beiſeite gelegt zu haben.

Ebenſo wie eine geiſtige Durchbildung, mangelte Thorwaldſen auch eine Entwickelung des Charakters zu männlicher Reife, Feſtigkeit und Selbſtändigkeit. Wie ſo viele Künſtler war er in der Welt des ſchönen Scheins mehr zuhauſe als in der der feſten Wirklichkeit, in die er ſich nicht immer zu finden wußte, deren Erſcheinungen ihm theils unverſtändlich, theils widerwärtig blieben und deren Foderungen er zu oft eine nicht zu rechtfertigende Apathie entgegenſetzte. Er war harmlos und liebenswürdig, aber auch ſchwach, wankelmüthig und reizbar wie ein Kind. Die feſte Norm eines tiefgewurzelten Pflichtgefühls fehlte ſeiner Handlungsweiſe; ſie wurde nicht von unverrückbaren ſittlichen Principien, ſondern von augenblicklichen Empfindungen, Neigungen und Launen beſtimmt. Ein großes, oft bis zur Indolenz geſteigertes Phlegma und eine häufige aus körperlichen Zuſtänden entſpringende Hypochondrie gewannen leicht völlige Herrſchaft über ihn: und er vermochte nicht ſolchen Stimmungen die Kraft eines feſten Willens entgegenzuſetzen. Aber wenn wir mit Bedauern ſagen müſſen, daß er nicht immer ſo handelte, wie ein Mann handeln ſoll, ſo dürfen wir auch mit Genugthuung hinzufügen, daß er ſelbſt in ſeinen Verirrungen nie unedel erſcheint.

Am verzeihlichſten iſt es, daß er mehr Aufträge annahm, als er ausführen konnte und oft die Geduld ſeiner Beſteller auf ſehr harte Proben ſetzte. Das ſchöne Monument, das jetzt das Bethmann'ſche Familienbegräbniß zu Frankfurt ſchmückt, ſtand neun Jahre lang faſt vollendet in ſeinem Atelier; das Comité zur Errichtung eines Poniatowſki-Denkmals mußte ihn mit Androhung gerichtlichen Zwanges an die Erfüllung ſeiner Verpflichtungen mahnen, und die 1803 beſtellte Jaſon-Statue, welche die Wendung ſeines Schickſals herbeigeführt hatte, gelangte trotz aller bittern Beſchwerden des Beſtellers und ſeiner Beauftragten erſt 1828 nach England. (II, 192.) Wenn man bedenkt, wie Thorwaldſen mit Aufträgen und Beſtellungen überhäuft war, ſo wird man es ihm nicht verdenken, daß er den von allen Seiten auf ihn einſtürmenden Störungen einen paſſiven Widerſtand entgegenſetzte, ohne welchen er die zum künſtleriſchen Schaffen nöthige Ruhe nicht hätte bewahren können. „Bemerkte er, daß irgendein Brief ihm unangenehm ſein könne, ſo ließ er denſelben liegen, bis man ihm noch einige male in derſelben Angelegenheit geſchrieben und ein guter Freund es übernahm, ihm den Inhalt der Briefe zu referiren.“ (II, 108.) Hier und noch gar oft empfindet man, daß in ſeiner Exiſtenz das ruhige und gleichmäßige Walten einer Hausfrau fehlte, deren ordnende Hand manche Unebenheit ausgeglichen, manchen Anſtoß beſeitigt hätte. Nirgends erſcheint Thorwaldſen ſowenig zu ſeinem Vortheil als in ſeinen Verhältniſſen mit Frauen. Auf der einen

Seite hatte er nicht die Kraft, eine leichtſinnig eingegangene Verbindung zu löſen, die mit bleierner Schwere auf ihm laſtete, auf der andern gab er ſich ſo unbedacht und rückhaltlos dem Eindruck weiblicher Liebenswürdigkeit hin, daß er die Damen, denen die unvorſichtigen Aeußerungen ſeiner Bewunderung galten, auf das ſchwerſte compromittirte. Die Cameriera der Signora Zoega, Anna Maria Magnani, verſtand es, den unerfahrenen jungen Mann zu feſſeln (1797) und obwol ſie (etwa im Jahr 1800) einem Hrn. von Uhden die Hand reichte, ſo löſte ſich dieſe Ehe doch bald (1803) und Thorwaldſen ſcheint ſchon vor ihrer Eingehung die Verpflichtung übernommen zu haben, für die Zukunft der Verlaſſenen zu ſorgen. „Von dieſem Zeitpunkte an", ſagt Hr. Thiele (I, 83), „iſt jenes Verhältniß wie ein dunkler Faden in das übrige Leben unſers Künſtlers verflochten." Aber leider erfahren wir auch von nun an von der „liſtigen Römerin" weiter nichts, als daß ſie ihn vielfach mit ihrer Eiferſucht quälte und ſeinen Ausflügen von Rom jedesmal Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuchte. Sie wurde Mutter einer Tochter, Eliſa, die Thorwaldſen ſpäter legitimirte. Das letzte mal iſt von ihr im Jahr 1818 die Rede, wo ſie dem ihrer ohne Zweifel längſt überdrüſſigen Geliebten gedroht haben ſoll, ihn, ihr Kind und ſich ſelbſt zu ermorden, wenn er es wagen werde, eine Engländerin zu heirathen. (I, 332.)

Dieſe Donna inglese, welche die Eiferſucht der Römerin in ſo hohem Grade erregt hatte, war in der That eine Schottin von ſehr guter Familie, Miß Frances Mackenzie Seaforth, und ihr gegenüber iſt Thorwaldſen von ſchwerer Verſchuldung am wenigſten freizuſprechen. Sie war weder ſchön noch jung, aber weil ſie in der Sculptur dilettirte, ſcheinen kurzſichtige gemeinſchaftliche Freunde ſich eingebildet zu haben, daß ſie eine paſſende Gefährtin für den großen Künſtler ſein würde. Nach Bröndſted's Schilderung müſſen wir glauben, daß eine unpaſſendere kaum zu finden geweſen wäre. Ihre Bildung ſcheint einen Anſtrich von Pedanterie gehabt zu haben, ſie war ohne Heiterkeit, ohne Originalität und hätte ſicherlich den naiven, jovialen, reflexionsloſen und ungebildeten Mann zu Tode gelangweilt. Zarte Aufmerkſamkeiten, die Miß Mackenzie für ihn bei einem Aufenthalt in Albano hatte (1818), wo er leidend war, brachten eine Annäherung hervor; und eine gemeinſame Reiſe nach Neapel, wobei Thorwaldſen ſich als „jugendlicher Liebhaber" betrug, machte das Verhältniß in Rom zum Stadtgeſpräch. Baron von Schubart drang mit ſeiner gewöhnlichen Zudringlichkeit in ſeinen Freund, nicht zu vergeſſen, daß er und die Dame im Munde aller Römer ſei, und das gute tugendhafte Mädchen zu heirathen. Allgemein betrachtete man ſie als ſeine Braut und obwol Thorwaldſen nach der Rückkehr nach Rom bald empfand, daß „the transport was gone";

ſcheint er doch nichts gethan zu haben, um das verbreitete Gerücht zu dementiren; ja er lehnte einen Toaſt auf ſeine Verlobung nicht ab, den der Herzog von Auguſtenburg in großer Geſellſchaft ausbrachte. Zugleich aber brachte er einer andern Dame, die nun ſein empfängliches Herz gerührt hatte, die leidenſchaftlichſten Huldigungen ganz öffentlich dar. Wir laſſen hier Hrn. Thiele ſelbſt reden, um eine Probe von dem Stil dieſes unliterariſchen Biedermanns zu geben, den er außerordentlichen Gelegenheiten angemeſſen findet. „Unſer Künſtler ſchien von nun an alle Rückſichten außer Augen zu laſſen, und den Kranz, den in einer Geſellſchaft ein Kreis von Bewunderern um ſein Haupt wand, drückte er begeiſtert auf die reichen Locken ſeiner neuen Geliebten und jubelte bei ihrem ſchönen Anblick, während ſein guter Genius ſich weinend abwendete.“ (I, 344.) Miß Mackenzie ließ Thorwaldſen eine Erklärung abfodern und verließ Rom, wagte aber nicht nach England zurückzukehren, wo die Zeitungen ihre angebliche Verlobung beſprochen hatten. Nach vielen Jahren (1838) fand zwiſchen Beiden eine Verſöhnung ſtatt. Sie ſtarb bald darauf und ruht bei der Pyramide des Ceſtius.

Auch von dem Verhältniß Thorwaldſen's gegen ſeine Aeltern iſt peinlich zu reden. Er wußte, daß ſie in der bitterſten Noth waren, Abildgaard ſchrieb ihm einmal über das andere, daß er ſeinen Vater unterſtützen möchte und doch ließ er nicht nur lange Pauſen vergehen (einmal von anderthalb Jahren), ohne von ſich Nachricht zu geben: ſondern er that auch nichts, um ihrer Noth abzuhelfen und ließ in dieſer ſeiner eigenſten Angelegenheit Andere für ſich handeln, die ſchließlich den Alten nach dem Tode der Mutter ohne Umſtände mit Gewalt in einer Stiftung unterbrachten. Hr. Thiele führt zu Thorwaldſen's Entſchuldigung an, daß ſein Wohlſtand damals nur ſcheinbar 'geweſen ſei. (I, 125.) Aber Das geht aus ſeiner Darſtellung unzweifelhaft hervor, daß er keineswegs Alles that, was in ſeinen Kräften ſtand, um ſeiner Sohnespflicht zu genügen. Und doch war dies derſelbe Mann, der ſpäter von ſeinem Ueberfluß aufs reichlichſte mittheilte, der nicht leicht eins von den Geſuchen abwies, mit denen die Zudringlichkeit ihn beſtürmte. Nicht Mangel an kindlicher Liebe war der Grund der Nachläſſigkeit gegen ſeine Aeltern, ſondern Mangel an Energie und die ſchwerfällige Langſamkeit ſeiner Natur, die nur durch die ſtärkſten und unmittelbarſten Impulſe überwunden werden konnte.

Zu den Schattenſeiten in Thorwaldſen's Perſönlichkeit gehört endlich ein Hang zum Mistrauen, der wol nicht urſprünglich in ihm lag, ſondern ſich durch manche ſchmerzliche Erfahrung entwickelte und in hypochondriſchen Stunden ihm und Andern zur Qual wurde. Er hatte ohne Zweifel die Menſchen vielfach von ihrer ſchlechten Seite kennengelernt und genug durch Betrug, Cabale und Undankbarkeit gelitten; gab ihm

doch ſogar ſein Schüler Tenerani Grund zu bitterer Beſchwerde. (II, 216.) Solche Eindrücke untergruben natürlich ſein Vertrauen und da er ohne alle Menſchenkenntniß war, konnte er wol gegen die unſchuldigſten Perſonen beleidigenden Verdacht ausſprechen und ſeinen beſten und bewährteſten Freunden unrecht thun. Aber ſolche Stimmungen ließen keinen Bodenſatz in ſeinem Gemüth zurück und wenn ſie verflogen waren, trat wieder die kindliche Liebenswürdigkeit ſeiner Natur hervor.

Am ſchönſten erſcheint Thorwaldſen in ſeinem Verhältniß zu andern Künſtlern. Obwol nur ein negatives, iſt es doch kein geringes Lob, daß er von Eiferſucht und Neid, die in der Künſtlergeſchichte aller Zeiten eine ſo große Rolle geſpielt haben, völlig frei war. Schon die älteſte Künſtlerſage läßt Dädalus einen Meuchelmord an ſeinem Schweſterſohn begehen, weil er ſein Rival iſt; im 16. und 17. Jahrhundert verfolgen ſich berühmte Maler und Bildhauer mit Gift und Dolch, in unſern cultivirten Zeiten mit Intriguen und Cabalen; und immer haben die Künſtler, die von dieſen häßlichen Leidenſchaften ganz unberührt blieben, die Minderzahl ausgemacht. Es war Thorwaldſen, der den damals noch jungen und wenig bekannten Rauch zur Ausführung des ihm angetragenen Monuments für die Königin Luiſe von Preußen vorſchlug und ſeine bereitwillige Anerkennung fremder Beſtrebungen war ſo groß, daß er ſich wol zur Beſchützung des Mittelmäßigen und Schülerhaften verleiten ließ. Intereſſant iſt ſein Verhältniß mit Canova. Der feine Venetianer verſtand ſeinen Verdruß, mit dem giovane Danese das Primat in ſeiner Kunſt theilen zu müſſen, unter einer äußerlichen Zuvorkommenheit zu verbergen, bei der jedoch ſelbſt Thorwaldſen's Argloſigkeit die Abſicht nicht verkennen konnte. „Canova", ſagte Thorwaldſen ſelbſt nach deſſen Tode (1822), „war nicht offen gegen mich. Gewöhnlich, wenn er ein neues Werk modellirt hatte, lud er mich ein, es in Augenſchein zu nehmen: er wollte meine Anſicht hören. Wenn ich alsdann Bemerkungen that, als z. B.: dieſe oder jene Falte der Draperie könne vielleicht beſſer ſo liegen und ihm nun zeigte wie, ſo gab er mir zwar recht, umarmte und küßte mich dankend — allein er berichtigte es nicht. Aus Höflichkeit bat ich ihn gleichfalls oft, er möge doch kommen und ſehen was ich vorhabe; er that es zwar, allein er ſagte mir nie etwas Anderes, als daß Alles vortrefflich und ſo ſei wie es ſein ſolle." Eine offene und ehrliche Freundſchaft verband dagegen Thorwaldſen mit Horace Vernet. Als dem Letztern bei ſeiner Abreiſe von Rom (1835) ein Abſchiedsfeſt gegeben wurde, überreichte Thorwaldſen ihm einen Lorberkranz, worauf Vernet ſich erhob und mit den Worten: „La voilà à sa place", den Kranz um Thorwaldſen's Schläfe wand, indem er ſich ihm um den Hals warf und ihn küßte. „Unbeſchreiblich war der bei dieſem Anblick entſtehende Enthuſiasmus, der alte Palazzo Ruspoli erzitterte bei

den Bravos und Händeklatſchen, die nie wieder aufhören zu wollen ſchienen.“ Das Nachſpiel zu dieſem Feſt iſt für römiſche Zuſtände charakteriſtiſch. Obwol die Erlaubniß der Polizei eingeholt worden war, bei dem Mahl, das in die Faſtenzeit fiel, die Faſtengeſetze zu überſchreiten, ſo wurde doch am andern Tage der Wirth des Palazzo Ruspoli verhaftet. Er flüchtete in die Franzöſiſche Akademie, die Aſylrecht genießt (ob dies noch der Fall iſt, iſt Referent unbekannt), und die Feſtvorſteher zahlten für ihn eine Geldſtrafe von 100 Scudi (150 Thlr.). Man remonſtrirte zwar nachträglich bei Sr. Heiligkeit, doch vergebens. Der endliche Beſcheid war, daß es bei der Strafe ſein Bewenden haben müſſe, weil erſtens die Erlaubniß eines geiſtlichen Collegiums gefehlt, zweitens weil man über die 100 Scudi bereits disponirt habe. (II, 296.)

Auch die Anerkennung verdient Thorwaldſen, daß der beiſpielloſe Erfolg ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit, deſſen er ſich während der ganzen zweiten Hälfte ſeines Lebens erfreute, ſein Selbſtgefühl niemals zur Ueberhebung zu ſteigern vermochte. Bis auf den letzten Augenblick blieb er ſich in ſeinem Weſen gleich, und der Mann, um deſſen Freundſchaft ſich Fürſten bewarben, blieb auch den Geringſten zugänglich. Falſche Beſcheidenheit war ihm ebenſo fremd und das Bewußtſein ſeines Künſtlerwerths äußerte er mitunter in ſeiner eigenthümlich trockenen drolligen Weiſe. Als er in Schleswig eine vortreffliche Holzſchnitzarbeit bewunderte, fügte er hinzu: man könne ſich auf ſein Urtheil verlaſſen, er ſei ſelbſt Holzſchnitzer geweſen. (II, 10.)

Vielleicht ſind ſeine letzten, in Kopenhagen verlebten Jahre die glücklichſten ſeines Lebens geweſen; wenigſtens in der Schilderung machen ſie den wohlthuendſten Eindruck. Zwiſchen all der leidenſchaftlichen Verehrung, die ſich um ihn drängte, lebte und arbeitete der alte Mann unbeläſtigt, in heiterer Gelaſſenheit fort und bezauberte Jeden, der ſich ihm näherte, durch die vollendete Anmuth ſeines Weſens. Die Beſuche, die ſein Atelier am ganzen Morgen füllten, ſcheinen ihm Freude gemacht zu haben, er empfing Alle auf dieſelbe Weiſe, und war gegen den König nicht höflicher als gegen den Brückenwächter von Kopenhagen, der, ein Isländer, ſich einbildete, mit ihm verwandt zu ſein, ihm jeden Sonntag in ſchwarzer Kleidung einen Beſuch abſtattete und lange Unterhaltungen mit ihm führte. Zuweilen mußte er ſich bemühen, ſeinen Beſuchern zu verbergen, daß er noch in Unterbeinkleidern war. Da er, mit Einladungen überhäuft, in der Regel vergaß, welche er angenommen hatte und daher oft an mehren Orten erwartet wurde, traf er bald die Einrichtung, daß ſein alter Diener Wilckens die Einladungen notirte, weshalb ſich Alle, die ihn bei ſich zu ſehen wünſchten, an Wilckens wendeten, der denn auch die ſtrengſte Ordnung beobachtete. Einſt beſuchte König Chriſtian VIII. Thorwaldſen's Atelier und lud ihn höchſtſelbſt auf den

Digitized by Google

nächſten Donnerſtag zu Mittag. Thorwaldſen warf dem an der Thür ſtehenden Wilckens einen fragenden Blick zu, mit den Worten: „Kann ich?“ Wilckens äußerte endlich verlegen den Namen: „Oerſted.“ „Ja das iſt wahr“, ſagte Thorwaldſen zum König: „Donnerſtag kann ich nicht, es iſt Oerſted's Geburtstag und ich habe verſprochen, nach Roeskilde zu kommen.“ Als der König lächelnd erwiderte: „Das iſt ja recht unangenehm“, fügte er hinzu: „Nein gewiß, ich habe es verſprochen und der Wagen wird mich auch abholen.“ Sehr häufig wußte er gar nicht, wie der Mann hieß, bei dem er geſpeiſt hatte. Hr. Thiele verließ einmal mit ihm zuſammen eine große Geſellſchaft bei dem Miniſter Möſting. Plötzlich blieb Thorwaldſen ſtehen und fragte: „Wer iſt denn eigentlich dieſer Stemann, bei dem wir geweſen ſind?“ „Aber wir ſind ja bei Möſting geweſen!“ „Ach ſo“, ſagt Thorwaldſen, „alſo bei Möſting ſind wir geweſen.“ War er auf mehre Soiréen an demſelben Abend geladen, ſo pflegte Wilckens ihn zu einer beſtimmten Stunde aus der erſten abzuholen, um die Zeit auf alle gleichmäßig zu vertheilen. Aber Thorwaldſen vergaß ſehr oft, wenn er ſich irgendwo wohl befand, daß er noch andere Einladungen angenommen habe, und erſchien deshalb nicht ſelten erſt dann, wenn die ſeinetwegen gebetene Geſellſchaft im Begriff war, ſich zu trennen. Wenn ſich Wilckens dann beklagte, tröſtete Thorwaldſen ihn mit den Worten: „Ja, aber wir haben doch jedenfalls Wort gehalten.“

Von ſeinem römiſchen Leben her war er einer großen Sorgloſigkeit um ſeine äußere Erſcheinung gewohnt. Wenn Wilckens ihn darauf aufmerkſam machte, daß ſeine Schuhe zerriſſen ſeien und das weiße Futter durch eine Naht im Oberleder hervorblickte, ſagte er: „Schmieren Sie ein wenig Tinte darauf, dann ſieht man es nicht.“ Und wenn Wilckens ſich zu bemerken erlaubte, dies ſei für ihn nicht paſſend, wurde er verdrießlich und ſagte: „Das ſchadet nichts! Niemand kann mir das verbieten!“ Sehr mit Unrecht kam er durch dieſe Nachläſſigkeit in ſeiner Kleidung und durch ſeine mistrauiſche Peinlichkeit in Bagatellen in den Ruf des Geizes, obwol er fortwährend Hülfsbedürftigen aufs reichlichſte ſpendete und junge Künſtler durch den Ankauf ihrer Arbeiten unterſtützte. Bei ſeiner Gleichgültigkeit gegen alle Aeußerlichkeiten war er übrigens nichts weniger als unbeholfen, er verſtand in den vornehmſten Kreiſen ſich mit ebenſo viel Eleganz als Würde zu bewegen und namentlich gegen Damen die verbindlichſte Courtoiſie zu zeigen.

Die ruhigſten Stunden bot ihm der Aufenthalt auf dem Landſitz Nyſö in der befreundeten Familie des Baron Stampe. Hier brachte er den Vormittag bei der Arbeit in einem Gartenpavillon zu, der ſein Atelier bildete, ließ ſich nach Tiſche, in dem Großvaterſtuhle nickend, von ſeinen Lieblingsmelodieen in Schlummer wiegen, horchte den Märchen

vom Entlein und Kreiſel, die Anderſen vortrug und — ſpielte jeden Abend einige Stunden Kartenlotterie. An dieſem geiſtloſen Zeitvertreibe hing er mit einer wahren Leidenſchaft, er wurde verdrießlich, wenn eine Störung eintrat, und auch wenn das Glück ihm nicht günſtig war. Die gewonnenen Kupfermünzen gab er Wilckens zur Verwahrung und nach ſeinem Tode fand man einen großen grünſeidenen Beutel mit Schillingen geſpickt.

Schließlich ſei hier noch einiger hervorragender Perſönlichkeiten gedacht, mit denen Thorwaldſen auf ſeiner langen Künſtlerlaufbahn in Berührung gekommen iſt. Unter dieſen verdient König Ludwig von Baiern eine ehrenvolle Erwähnung. Vielleicht niemals hat ein Monarch ſo wie er verſtanden, Kunſt und Künſtler zu ſchätzen und zu ehren, wie man ſie ehren und ſchätzen ſoll, nie ein Monarch ſo vollkommen die Wahrheit des Schiller'ſchen: „Es ſoll der Künſtler mit dem König gehen" — erkannt. In ſeinem Verhältniß zu Thorwaldſen wie zu andern künſtleriſchen Größen war nichts von Herablaſſung; er war hier niemals der König, ſondern der warme, enthuſiaſtiſche Kunſtfreund und Kunſtkenner. Er tanzte als Kronprinz in Rom flott auf einem von Thorwaldſen gegebenen Künſtlerballe, während die vornehme Welt ſich bei dem Grafen Blacas d'Aulps langweilte; er ging noch als König in die Geſellſchaft der deutſchen Maler und Bildhauer in die Oſteria auf Ripa grande er rief ſeine Einladungen zu Mittag von der Straße in eigener Perſon in Thorwaldſen's Atelier hinein und vergaß in ſeinen Briefen niemals Thorwaldſen's Wirthin, Signora Buti, herzlich zu grüßen. Wenn dieſe Briefe auch in einem mit Recht berufenen Stil geſchrieben ſind, ſo athmen ſie darum doch nicht weniger eine ſchöne, reine Herzlichkeit. Hier eine Probe: „Herr Staatsrath, — nein! — nicht ſo! Lieber, guter, großer Thorwaldſen! Was dieſer Name ausdrückt, vermögen keine Könige zu geben; wenn blutiger Kriegsruhm längſt verklungen, lebt rein und hehr, noch ſegensvoll, des großen Künſtlers Namen: erzeugend leben ſeine Werke fort. Das herzliche Feſt, das mein herzlicher Thorwaldſen mir gab, verſchönte noch meine letzten Stunden in Rom, machte aber meinen Abſchied ſchwer. Daß Rom mir noch näher erſchiene, reiſte ich in zehn Tagen hierher, heimiſch bin ich in ihr, und meinem Herzen nahe ſeid ihr lieben, guten Menſchen." Der Brief iſt unterzeichnet: „Meinen Thorwaldſen ſehr ſchätzender, Ludwig, Kronprinz." Ein anderer aus der erſten Zeit ihrer Correſpondenz verdient wegen der ſelbſt bei dieſem erhabenen Schriftſteller ſeltenen Ungeheuerlichkeit der Conſtruction mitgetheilt zu werden. „Dieſer auch iſt einer (Wunſch) den ich habe, Sie möchten gefälligſt mir das Verzeichniß mittheilen, jeden Gegenſtand von Ihnen in der Plaſtik hervorgebracht, von den erſten anzufangen. Wird vollſtändig meine Freude ſein, wenn I. in der Folge wie ſie wur-

den geordnet, mit beigefügter Jahreszahl ich das Verzeichniß bekomme. II. und dem Ort der Verfertigung, III. welcher Materie, IV. an wie jedes dieſer Werke gekommen. Viel liegt mir daran von ſolch rühmlich, dieſermaßen ausgezeichneten Künſtler ſein Verzeichniß von ihm ſelber zu haben. Canova ſeines beſitze ich, und leid thut es mir, daß jenes von Thorwaldſen mangele." (I, 209.)

Sehr komiſch muß eine Zuſammenkunft mit Walter Scott (1831) geweſen ſein, der ſich von Keſtner zu Thorwaldſen führen ließ, obwol er übrigens ſo wenig Kunſtintereſſe zeigte, daß er nicht einmal den Vatican beſuchte. Er ſprach ebenſo wenig Italieniſch als Thorwaldſen Engliſch. Beide gingen einander mit großer Herzlichkeit entgegen, drückten ſich die Hände und ſtreichelten ſich, wobei ſie durch abgebrochene Worte wie — connaissance — conoscenza — charmé — plaisir — heureux — piacere — denied — happy, ihre Pantomimen unterſtützten. (II, 256 fg.)

Auch der große mailändiſche Schuhmacher Anſelmo Ronghetti darf hier nicht übergangen werden, von deſſen künſtleriſchem Selbſtgefühl Hr. Thiele aus Thorwaldſen's Munde eine ſehr gute Anekdote erzählt. (II, 161.) Er war ein eifriger Correſpondent und enthuſiaſtiſcher Verehrer des großen Bildhauers, der ihm Gypsabgüſſe von ſeinen Füßen hinterlaſſen hatte, nach welchen ſein erfinderiſcher Geiſt immer neue Fußbekleidungen formte. Thorwaldſen vergalt Ronghetti's Geſchenke durch eigenhändige Briefe, die dieſer ſich einrahmen ließ und durch ein Exemplar der Büſte Lord Byron's.

Auch eine Erinnerung an das namenloſe Elend, in dem Italien ſchmachtet, fehlt in dieſer Biographie nicht. Ein junger begabter Improviſator, Seſtini, der mit Thorwaldſen durch eine herzliche Freundſchaft verbunden war, vergaß ſich einſt im Feuer der poetiſchen Begeiſterung ſo weit, etwas gegen die päpſtliche Regierung zu ſagen. Einige Tage darauf wurde er benachrichtigt, daß er binnen 24 Stunden den Kirchenſtaat verlaſſen müſſe. Thorwaldſen und einige andere Freunde verſahen den von allen Mitteln Entblößten mit dem Nothwendigſten; bei Thorwaldſen brachte er dieſe letzten Tage in Rom zu, und als er vor dem tiefbewegten Kreiſe ſein eigenes Unglück zum Gegenſtande ſeines Geſanges machte, brach der gutherzige Künſtler in einen Strom von Thränen aus. „Als die Stunde ſchlug, riß er ſich aus den Armen der Freunde, ging dieſelbe Nacht noch über Civita-Vecchia nach Marſeille und ſtarb kurz darauf in Paris in ſeinem 29. Jahre vor Kummer." (II, 79.)

Dieſe Zuſammenſtellung von Mittheilungen, die durch das weitläufige Werk von Hrn. Thiele zerſtreut ſind, wird, ſo hoffen wir, ein einigermaßen genügendes Bild von der Perſönlichkeit des großen Künſtlers geben. Wenn dieſe Künſtlerbiographie, wie ſo viele andere, vielleicht manche Illuſionen zerſtört, ſo enthält ſie doch nichts, weshalb man

wünſchen müßte, ſie nicht kennengelernt zu haben, dagegen gar Manches, das uns das Andenken des in ſeiner Art einzigen Mannes noch lieber macht.

Literatur und Kunſt.

Populäre Heilkunde.

Kaum auf einen andern Zweig der Heilkunde ſind die Fortſchritte, welche die mediciniſchen Wiſſenſchaften überhaupt in den letzten Decennien bei uns gemacht haben, namentlich durch die immer fortſchreitende Entwickelung der Phyſiologie ſowie durch die Anwendung der Chemie und des Mikroſkops, von ſo vortheilhaftem Einfluß geworden wie auf die Diätetik. Bis vor kurzem noch eine ordnungsloſe Zuſammenſtellung äußerlicher Regeln und Vorſchriften, untermiſcht mit zahlreichen Willkürlichkeiten und Pedantereien, mehr geeignet, durch die hypochondriſche Furcht, die ſie oft erweckte, ja auf der ſie ſelbſt zum großen Theil baſirte, einen geſunden Menſchen krank zu machen, als das geſunde Leben vor ſchädlichen Einflüſſen zu ſchützen, hat ſie ſich neuerdings, beſonders durch das Zuthun der phyſiologiſchen Schule, zu einer wahrhaften Wiſſenſchaft, einer wirklichen Geſundheitslehre, gleichſam einer angewandten Phyſiologie entwickelt. Dieſe Entwickelung iſt aber um ſo erfreulicher und ſegensreicher, je größer bei uns im Allgemeinen die mediciniſche Unbildung und Kenntnißloſigkeit noch iſt. Wir reden dabei natürlich nicht von den Aerzten ſelbſt, im Gegentheil, die deutſchen Aerzte übertreffen alle übrigen der Welt wenn nicht an Genialität und Scharfblick, ſo doch jedenfalls an Umfang und Gründlichkeit ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung; ſelbſt Frankreich, deſſen mediciniſchen Größen die deutſche Wiſſenſchaft ſelbſt ſoviel ſchuldig geworden iſt, hat doch im Ganzen mehr geſchickte Techniker, mehr Virtuoſen für beſondere einzelne Fächer als wahrhaft gebildete, wahrhaft wiſſenſchaftlich erzogene Aerzte. Nein, woran es der deutſchen Medicin fehlt, um ihre volle Wirkſamkeit zu entfalten, das iſt ein naturwiſſenſchaftlich aufgeklärtes, ein mediciniſch gebildetes Publicum. Unſere trefflichen Aerzte haben meiſt ſehr ſchlechte Patienten, ja bei der Schwäche der menſchlichen Natur, die nicht immer geneigt iſt, eine ehrenvolle Armuth einem bequemen, wenn auch erſchwindelten Reichthum vorzuziehen, geſchieht es nicht ſelten, daß dieſe ſchlechten Patienten ſelbſt die guten Aerzte verderben und daß der angehende Arzt, den die Hörſäle und Kliniken als aufrichtigen und ſtrebſamen Jünger der Wahrheit entlaſſen haben, binnen kürzeſter Friſt durch die Praxis der Krankenſtube oder genauer geſagt durch die Launen und Vorurtheile, den Aberglauben und die Unwiſſenheit ſeiner Patienten zum Charlatan wird. Denn man glaube nur ja nicht, daß dieſer Aberglaube und dieſe Unwiſſenheit lediglich in den niedern Schichten der Bevölkerung zuhauſe ſind: auch unter den ſogenannten Vornehmen und Gebildeten wuchert dies Uebel und hier ſogar noch mehr als unter den Armen und Ungebildeten, die überhaupt nur wenig Zeit haben, ſich mit ihrer Geſundheit zu beſchäftigen, während der müßige Reiche zuweilen ein wahres Studium daraus macht, wie er ſeinen geſunden

Körper durch unzweckmäßige Badereisen, Trinkcuren und ähnliche Mittel ruiniren soll. Wenn ein Bauer zur „weisen Frau" schickt, um sich die Rose oder ein ähnliches Uebel „besprechen" zu lassen oder wenn ein armer Soldat sich von einem naseweisen Barbierjungen das Fieber „verschreiben" läßt, so zucken wir die Achseln und jammern über die Unwissenheit des Pöbels; aber wenn unsere vermeintlichen Gebildeten sich homöopathische Hausapotheken anschaffen oder in die Wassercur gehen oder sich in der Heilgymnastik die Glieder verrenken lassen, so ist das ganz dieselbe Unwissenheit, nur daß sie noch bedeutend kostspieliger und schädlicher ist. Wer hat denn, ich frage, all den medicinischen Schwindel der letzten Jahre, von der Wassercur angefangen bis zur Trockenensemmelcur, dem Schwitzdoctor und wie der Unsinn weiter heißt — wer hat ihn in die Höhe gebracht und durch wen wird er noch in diesem Augenblick in Blüte erhalten, wenn nicht durch unsere Gebildeten? Wer drängt sich in die Häuser unserer modernen Wunderthäter, wer macht es unsern Magnetiseuren, unsern Universaldoctoren, die mit einem Schächtelchen Rhabarberpillen alle Krankheiten der Welt curiren — wer macht es ihnen möglich, sich Paläste zu bauen und die großen Herren zu spielen? Die Ungebildeten allerdings, aber die Armen ganz gewiß nicht. Unter diesen Umständen ist es denn in hohem Grade dankenswerth, daß man neuerdings auch von Seiten der deutschen Wissenschaft angefangen hat, die Diätetik, diesen populärsten und für das Publicum unentbehrlichsten Zweig der Arzneikunde, auch wirklich in populärer, dem großen Publicum zugänglicher und verständlicher Form zu bearbeiten. Ein vorzügliches Verdienst gebührt in dieser Hinsicht dem seit einigen Jahren in Berlin lebenden Dr. E. von Rußdorf. Der neuen physiologischen Schule angehörig, ein tüchtiger und bewährter Praktiker, dabei zugleich mit einem seltenen Talent populärer Darstellung begabt, hat derselbe es sich zu einer ganz besondern Aufgabe gemacht, die medicinischen Begriffe des Publicums aufzuklären und zu berichtigen, wobei er, ganz consequenterweise, sein Hauptaugenmerk auf die Diätetik gerichtet hält. Wir selbst haben bereits in diesen Blättern verschiedene seiner dahin einschlagenden Schriften zum Theil ausführlich besprochen; so namentlich seinen „Diätetischen Haus- und Brunnen-Almanach", seine „Eubiotik", „Diätetik für Frauen" ꝛc. Im Anschluß an die beiden letztgenannten Schriften hat der fruchtbare Verfasser soeben ein neues größeres Werk veröffentlicht, das alle hierher einschlagenden Fragen mit größter Vollständigkeit, wenn auch in knapper Fassung behandelt: „Lehrbuch der Gesundheitspflege. Mit 19 illustrirten Abbildungen" (Erlangen, Enke). Der Verfasser geht von dem Grundgesetz des Gleichgewichts aus; eben dieses Gesetz der Gravitation, das gleichsam die Seele des kosmischen Lebens ist, sucht er auch als die eigentliche Grundlage, den Inbegriff, die Voraussetzung alles körperlichen Lebens und aller leiblichen Gesundheit nachzuweisen. Gesundheit ist Gleichgewicht der körperlichen Kräfte, ihrer Functionen und Elemente; wo dies Gleichgewicht gestört wird, da entsteht Krankheit. Diese Störungen zu beseitigen, ist die Aufgabe der Heilkunde; sie zu verhüten und das vorhandene Gleichgewicht zu erhalten, ist die Aufgabe der Diätetik oder Gesundheitspflege, die sich somit keineswegs auf einzelne medicinische Vorschriften beschränkt, sondern vielmehr die genaueste Kenntniß des gesammten physischen Daseins zu ihrer Voraussetzung hat. Danach zerlegt der Verfasser seinen Stoff in drei große

Gruppen; in der erſten behandelt er das Gleichgewicht der Blutmiſchung und die Verhütung ſeiner Störungen, in der zweiten das Gleichgewicht der Nerventhätigkeit, gleichfalls mit Verhütung ſeiner Störungen, endlich das Gleichgewicht der drüſigen Organe, wobei ebenfalls wieder die Verhütung ſeiner Störungen den hauptſächlichen Zweck der Betrachtung bildet. Mit großer Geſchicklichkeit hat der Verfaſſer es verſtanden, die ganze überſtrömende Fülle ſeines Stoffs dieſem ebenſo einfachen wie überſichtlichen Schema anzupaſſen. In dem erſten Abſchnitt, über das Gleichgewicht der Blutmiſchung werden zunächſt die Beſtandtheile des Blutes erörtert. Sodann geht der Verfaſſer zur Verdauung und Athmung über, als den vornehmſten Bedingungen einer geſunden Blutmiſchung. Bei der Verdauung werden zugleich die Nahrungsmittel, die Getränke, die narkotiſchen Genußmittel und Gifte beſprochen. Es folgt dann der Athmungsproceß nebſt den Störungen der Blutmiſchung durch chemiſche Schädlichkeiten der geathmeten Luft; ein kurzer Ueberblick über die krankhaften Störungen des Gleichgewichts im Blut nebſt ihren Folgen für die Zuſammenſetzung des Körpers ſchließt den Abſchnitt. Im zweiten, das Gleichgewicht der Nervenkräfte betreffend, erhalten wir zunächſt eine Skizze der Nervenphyſik nebſt einer phyſiologiſchen Darſtellung der Temperamente, Conſtitutionen, Leidenſchaften ꝛc. Unter den Abweichungen der Nervenkräfte von dem normalen Gleichgewicht werden ſodann beſonders das Fieber, die Nervenleiden im engern Sinne, die krampfhaften Nervenleiden ſowie die Geiſtesſtörungen beſprochen, worauf der Verfaſſer ſich über die Leibesübungen und ihren Werth für Steigerung und Schwächung einzelner Nervenkräfte, ferner über die Einflüſſe des Klima, über die Jahreszeiten, Wirkung und Bedeutung der Bäder ꝛc. verbreitet. Der dritte Abſchnitt, über das Gleichgewicht der drüſigen Organe, beſchäftigt ſich vornehmlich mit der Lehre von der Ernährung und dem Stoffwechſel, ſowie von den Störungen des letztern und ſeiner diätetiſchen Regelung. Den Schluß macht der Verfaſſer mit der Darlegung der von ihm ſogenannten ſynergiſchen Methode, d. h. einer Methode, welche die ſtärkende und die ausſcheidende Behandlung miteinander verbindet und eben dadurch das erſchütterte Gleichgewicht des Körpers herzuſtellen ſucht. Dieſe Methode empfiehlt ſich beſonders als Prophylaxis, zur Verhütung größerer Störungen des Gleichgewichts; als Muſter einer vernünftigen Anwendung derſelben in prophylaktiſchen Sinne rühmt der Verfaſſer beſonders die in Kreuth übliche Verbindung des Molkentrinkens mit dem Genuß ſtärkender Bergkräuter. Die Form des Werks iſt einfach und verſtändlich und von jener Eleganz des Ausdrucks, durch welche der Verfaſſer ſich überhaupt auszeichnet. Nur an einzelnen Stellen, wo es ſich um die ſpecielle Erörterung phyſiologiſcher Fragen handelt, dürfte der Ton mitunter etwas zu hoch gegriffen ſein; trotz aller populären naturwiſſenſchaftlichen Bücher, die in dieſem Augenblick wahrhaft fabrikmäßig unter uns verbreitet werden, iſt das Maß der naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, die man bei dem größern Publicum vorausſetzen darf, doch noch immer erſtaunlich klein, ſodaß ein Schriftſteller hier eher Grund hat die Dunkelheit als die Trivialität zu fürchten.

Wir benutzen dieſe Gelegenheit, um ſchließlich mit wenigen Worten auf eine Zeitſchrift aufmerkſam zu machen, die in demſelben Verlag erſcheint und die ebenfalls der populären Medicin, insbeſondere der Geſundheitspflege ge-

widmet iſt: „Der ärztliche Hausfreund. Zur Förderung der Geſundheitspflege und Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Natur. Aerzten und Nichtärzten gewidmet von dem Geheimen Medicinalrathe Dr. R. Froriep zu Weimar.“ Dieſe Zeitſchrift, von der wöchentlich 1 Bogen erſcheint und deren Preis niedrig genug geſtellt iſt, um den Zutritt in jede gebildete Familie zu ermöglichen, hat kürzlich ihren zweiten Jahrgang angetreten. Sie bringt größere und kleinere Abhandlungen über mediciniſche Fragen von allgemeinem Intereſſe; die Auswahl iſt geſchickt und verſtändig und hat vorzugsweiſe das Bedürfniß des Hauſes und der Familie im Auge. Angehängt ſind kleine Mittheilungen, theils über neue Entdeckungen und Erfindungen auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiet, theils auch literariſch-kritiſchen Inhalts; auch iſt jeder Nummer eine kurze Bibliographie der wichtigſten naturwiſſenſchaftlichen und mediciniſchen Neuigkeiten angehängt. Der Herr Herausgeber, der ſich mit zahlreichen und ſachkundigen Mitarbeitern, darunter auch Dr. E. von Rußdorf, verbunden hat, iſt in der mediciniſchen Welt ſeit langem auf das rühmlichſte bekannt; möge dem Eifer, mit welchem er ſich dieſem populären Unternehmen widmet, die Verbreitung entſprechen, die daſſelbe in der Leſewelt erlangt. abs.

Ueberſetzungsliteratur.

Im J. G. Cotta'ſchen Verlag in Stuttgart erſchien ſoeben: „Der Sang von Hiawatha von Henry Wordsworth Longfellow. Ueberſetzt von Ferdinand Freiligrath.“ Es wird nur dieſer Anzeige bedürfen, um alle Freunde der Poeſie auf ein Werk aufmerkſam zu machen, das ebenſo ſehr durch den Namen des Verfaſſers als des Ueberſetzers empfohlen wird und in dem wir eine wahrhafte Bereicherung unſerer Literatur willkommenheißen. Longfellow iſt auch bei uns in Deutſchland ohne Vergleich der populärſte aller amerikaniſchen Dichter; es ſind nicht blos die deutſchen Elemente ſeiner Bildung, es iſt auch ein eigenthümlich wahlverwandter Zug der Sentimentalität, der ſüßen, hinbrütenden Wehmuth, durch welchen der deutſche Leſer ſich von ihm angezogen, gleichſam angeheimelt fühlt. Schon ſein „Hyperion“ (1839), namentlich aber die „Evangeline“ (1850) erwarben ihm zahlreiche Freunde in Deutſchland; am meiſten jedoch iſt ſein Ruhm durch dieſes jüngſte Kind ſeiner Muſe vermehrt worden, das nunmehr in Begriff ſteht, durch die Freiligrath'ſche Uebertragung vollſtändiges Bürgerrecht bei uns zu erlangen. Wir dürfen uns zu dieſer Erwerbung Glück wünſchen; die geſammte Literatur der letzten Jahre hat kein poetiſches Werk aufzuweiſen, das ſo allgemeinen Ruhm erlangt hat und diesſeit wie jenſeit des Ocean mit ſolchem Enthuſiasmus aufgenommen iſt wie dieſer „Sang von Hiawatha“. Das Gedicht erſchien zuerſt im October 1855 und ſchon ein halbes Jahr ſpäter waren (wie der Ueberſetzer im Vorwort mittheilt) allein von der boſtoner Originalausgabe 30 Auflagen, jede zu 1000 Exemplaren verbreitet, nicht zu gedenken der in England veranſtalteten Ausgaben, von denen ebenfalls im Lauf weniger Monate verſchiedene Auflagen erſchienen. Dieſer Erfolg iſt aber um ſo höher anzuſchlagen, als das Gedicht durchaus nichts hat, was dem Modegeſchmack ſchmeichelt; es iſt einfach und ſinnig, unberührt von jener Romantik, die in pikanten Scenen und

haarſträubenden Situationen ſchwelgt, das reine klare Spiegelbild einer glücklichern Epoche, da der Menſch noch enger verbunden war mit der Natur und noch nichts wußte von den Leiden und Kämpfen, den ſelbſtverſchuldeten, in denen er ſich heute vergeblich abmüht. Der Herr Ueberſetzer iſt geneigt, einen großen Theil dieſes Erfolgs dem Umſtande zuzuſchreiben, daß das Gedicht neu war — neu dem Stoffe und, wenigſtens für Amerika und England, auch der Form nach. Gewiß hat dieſer Reiz der Neuheit Einiges zu dem Erfolge des Buchs beigetragen, aber ihn vollſtändig zu erklären, genügt uns dieſer Umſtand allein doch nicht. Die Neuheit des Stoffs war in dieſem Falle auch mit manchem Abſtoßenden und Erkältenden verbunden; wenigſtens muß Referent für ſein Theil offen bekennen, daß es ihm einige Anſtrengung gekoſtet hat, ſich durch dieſe barbariſchen Namen ſowie überhaupt durch dies ganze abenteuerliche phantaſtiſche Coſtüm zu dem poetiſchen Kern des Gedichts hindurchzuarbeiten. Möglich, daß der Localpatriotismus des amerikaniſchen Leſers ihm dieſe Schwierigkeit erleichtert: ſo iſt doch auch in Nordamerika ſelbſt die Kenntniß der indianiſchen Urzuſtände nur ſehr dünn geſäet, oder war es wenigſtens bis zum Erſcheinen des „Hiawatha", und zweifeln wir daher, ob das amerikaniſche Publicum geneigt geweſen ſein würde, das Befremdliche dieſes indianiſchen Coſtüms zu überwinden, ſtände das Gedicht nicht übrigens mit ſeinem tiefen innigen Frieden, ſeiner einfachen ſchlichten Naturwahrheit in einem ſo rührenden Gegenſatz zu der materialiſtiſchen Unruhe, der Zerriſſenheit und Unbefriedigtheit unſerer Zeit. Die Poeſie iſt die wahre Heimatglocke, deren Ton kein menſchliches Ohr jemals ganz verlernt; ſelbſt der harthörige Yankee im Strudel ſeiner Geſchäfte und Speculationen hat ſeine Augenblicke, wo er unwillkürlich aufhorcht auf den alten lieben, ſolange nicht gehörten und doch unvergeßlichen Ton. Es iſt ein ähnlicher Gegenſatz wie derjenige, der im Laufe der vierziger Jahre die Auerbach'ſche Dorfgeſchichte bei uns in die Mode brachte; die Natur hat ewig Recht und ſelbſt Diejenigen, die ſie Tag für Tag und Stunde für Stunde verleugnen, können ſie doch niemals ganz entbehren. Ein ſolcher Naturton, voll und rein und kräftig (von dem kümmerlichen Schluß, den auch der Ueberſetzer nicht zu vertheidigen wagt, ſehen wir dabei natürlich ganz ab), iſt auch das Longfellow'ſche Gedicht, und wenn daſſelbe im Stande geweſen iſt, ſich über den Ocean zu ſchwingen und in kürzeſter Zeit die ganze gebildete Welt mit ſeinem Wohllaut zu erfüllen, ſo betrachten wir das als ein gutes und tröſtendes Zeichen — nämlich dafür, daß die Poeſie niemals ganz ausſtirbt, in den Dichtern ſo wenig wie im Publicum ſelbſt, und daß es auch mitten in einer ſo überreizten und krankhaften Zeit wie die unſere noch immer Herzen gibt, die ſich die Empfänglichkeit für das Einfache und Wahre erhalten haben. Was die Ueberſetzung ſelbſt anbetrifft, ſo iſt Freiligrath's Meiſterſchaft in dieſer Hinſicht ſo anerkannt, daß wir uns jeder Lobpreiſung enthalten dürfen. Freiligrath iſt der Schöpfer einer ganz neuen Ueberſetzungskunſt geworden, wenigſtens in Betreff der modernen Literaturen; er überſetzt nicht, er dichtet zum zweiten male in deutſcher Sprache, was vor ihm in franzöſiſcher und engliſcher Zunge gedichtet war. Seiner unvergleichlichen Sprachvirtuoſität, die mit den ſchwierigſten Reimen und Rhythmen nur gleichſam ihr Spiel treibt, bietet der „Sang von Hiawatha" auf den erſten Anblick nur ein geringfügiges Object dar; dieſe der ſpaniſchen Romanze ent-

lehnte Form der reimloſen Trochäen, für ein amerikaniſches oder engliſches Ohr ſo neu, ja zum Theil ſogar ſo anſtößig, iſt bei uns längſt eingebürgert und gehört zu denjenigen Maßen, welche die deutſche Sprache am leichteſten nachbildet. Aber gerade dieſe Leichtigkeit, unterſtützt durch den trochäiſchen Gang unſerer Sprache und unſere vielen tonloſen Endſilben, bringt leicht etwas Klapperndes, Dünnes, Schwächliches hervor, während umgekehrt die Longfellow'ſchen Trochäen, dem Genius der engliſchen Sprache gemäß, etwas ungemein Gewichtiges, Grandioſes, mitunter faſt Schwerfälliges haben. Es war gewiß nicht leicht, dieſe Eigenthümlichkeit des Longfellow'ſchen Verſes in deutſcher Sprache wiederzugeben, wie denn auch Freiligrath's Vorgänger, Adolf Böttger in Leipzig, in ſeiner vor bald Jahresfriſt erſchienenen und, wenn wir nicht irren, auch in dieſen Blättern beſprochenen Bearbeitung ſich von dieſer Rückſicht völlig freigemacht hat. Freiligrath dagegen hat ſich auch in dieſer Hinſicht ſtreng an das Original gehalten und zwar mit dem glücklichſten Erfolg; es genügt eine beliebige Stelle des Gedichts erſt in der Böttger'ſchen, dann in der Freiligrath'ſchen Uebertragung zu leſen, um ſich zu überzeugen, wie groß der Unterſchied und wie viel der Charakter des ganzen Gedichts durch die ſtrengere, nachdrucksvollere Form gewinnt. Natürlich wollen wir damit keinen Vorwurf gegen den frühern Ueberſetzer erhoben haben; er war immerhin der Erſte, der das deutſche Publicum mit dem „Sang von Hiawatha" bekannt machte. Auch iſt jede Ueberſetzung ein Wettkampf; von einem Meiſter aber überwunden zu werden wie Freiligrath, kann Niemand zur Unehre gereichen. Hg.

Correſpondenz.

Aus München.

30. Januar 1857.

pl. „Du haſt's erreicht, Octavio!" Vorgeſtern früh hat König Max ſeine ſeit längerm projectirte Reiſe nach dem Süden angetreten, nachdem er noch Tags zuvor das Entlaſſungsdecret für unſern bisherigen Hoftheater-Intendanten Dr. Dingelſtedt unterzeichnet hatte. Hiermit iſt denn eine Angelegenheit zum endlichen Austrag gekommen, welche ſei Monaten der Gegenſtand zahlloſer Vermuthungen und Gerüchte war und die namentlich im Lauf der letzten Wochen das hieſige Publicum in eine Aufregung verſetzt hatte, von der man ſich auswärts nur ſchwer einen Begriff machen kann. Auch das gegenwärtig vorliegende Reſultat, wennſchon ſeit längerm erwartet und von geſchäftigen Stimmen vielfach vorausverkündigt, hat gleichwol die allgemeinſte Senſation erregt und noch in dieſem Augenblick iſt in unſern öffentlichen Localen kaum von etwas Anderm die Rede als von Dingelſtedt's Entlaſſung. Wenn freilich gewiſſe Localblätter von einem Jubelſchrei ſprechen, der auf dieſe Neuigkeit hin durch ganz München ertönen und in jedem Herzen den freudigſten Nachklang finden ſoll, ſo iſt dies eine von den zahlreichen Phantaſien, in denen dieſe Blätter ſtark ſind und mit denen ſie ſich und Andere zu täuſchen ſuchen. Sie, Herr Herausgeber, wiſſen und Ihre Leſer, hoffe ich, werden es aus der Haltung meiner bisherigen Berichte gemerkt haben,

Digitized by Google

daß ich niemals zu Dingelstedt's Parteigängern gehört habe und daß ich mich überhaupt in Allem, was die hiesigen Theaterverhältnisse betrifft, der vollständigsten Unabhängigkeit erfreue. Allein um so eher darf ich wol darauf rechnen, daß der Bericht eines völlig unabhängigen und unparteiischen Beurtheilers einigen Glauben bei Ihnen finden wird; wenn das Parteigetriebe, das unter der scheinbar so ruhigen Hülle unsers hiesigen Lebens wüthet, sich irgendjemals in seiner ganzen Gehässigkeit gezeigt hat und wenn es irgendwo noththut, der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen, so ist es in dieser Angelegenheit. Auch gehören ja die fünf Jahre der Dingelstedt'schen Theaterverwaltung nicht blos der münchener, sie gehören der deutschen Theatergeschichte überhaupt an und so darf ich wol hoffen, daß Sie dem Nachstehenden die unverkürzte Aufnahme in Ihrem Blatte nicht verweigern werden.

Dies vorausgeschickt, muß ich Dingelstedt's Gegnern allerdings einräumen, daß der eben abgetretene Intendant hier außerordentlich viele Feinde und wenig oder gar keine Freunde hatte. Dingelstedt durfte sich mit einigem Grund den gründlichst gehaßten Mann in München nennen; der am meisten angegriffene war er jedenfalls. Nun bringt die Stellung eines Theaterdirectors das zwar gewissermaßen so mit sich; am Theaterdirector glaubt sich Jeder reiben zu dürfen; Publicum wie Schauspieler, Kritiker wie Dichter, Alle betrachten ihn als den allgemeinen Sündenbock, der für tausend Dinge büßen muß, an denen er doch oft nur einen sehr entfernten, oft gar keinen Antheil hat. Dies, wie gesagt, ist überall so, an der Donau wie an der Seine, an der Spree wie an der Isar, im Großen wie im Kleinen; in diesem Fall jedoch trafen noch allerhand specielle Umstände zusammen, durch die Dingelstedt's hiesige Stellung ganz besonders schwierig gemacht wurde.

Zunächst hatte Dingelstedt das Unglück, ein Ausländer zu sein und was das in den Augen unserer eingefleischten Baiern heißen will, davon gibt ja jeder Tag und jede Stunde Zeugniß; wenn selbst ein europäischer Name wie der Name Liebig's in der Meinung dieser Fanatiker nicht hinreichend ist, den Mangel eines bairischen Geburtsscheins zu ersetzen, wie darf denn ein Poet, ein Schöngeist in diesem Punkte auf Nachsicht hoffen, zumal auf einem Posten, der der öffentlichen Beurtheilung so ausgesetzt ist wie derjenige eines Theaterintendanten?! Dingelstedt ist aber auch Protestant und so hatte er denn zweitens auch unsere ganze ultramontane sowie Alles, was bei dieser Partei um Schutz und Beistand buhlt, zum Feinde. Einzelne an und für sich sehr unerhebliche Vorfälle trugen noch dazu bei, diese Feindschaft zu verschärfen; die Sylvestervorstellungen, die Aufführung des Meyerbeer'schen „Propheten" am Fronleichnamstag ꝛc. sind Dinge, die, so unverfänglich sie auswärts auch scheinen mögen, ihm von unserer kirchlichen Partei doch niemals vergessen worden sind. Mit den Klerikalen verband sich aber drittens der größere Theil unserer Aristokratie, nämlich soweit von einer solchen in den hiesigen Verhältnissen überhaupt die Rede sein kann. Die Charge des Hoftheaterintendanten wurde hier wie anderwärts von alters her als ein Privilegium des Adels betrachtet; der bürgerliche Poet, der Poet von liberalen Antecedentien, galt als ein Eindringling, der auf alle Weise zu dem Gefühl seines angestammten Nichts zurückgeführt werden mußte. Auch noch in einem andern Punkt verletzte Dingelstedt die aristokratischen Sympathien gröblich: er vernachlässigte das Ballet, also gerade diejenige Kunstgattung, für welche die Aristo-

kratie ſich noch am erſten einem gewiſſen Enthuſiasmus aſſichirt. Immer claſſiſche Stücke, immer Shakſpeare und Leſſing und Schiller und Goethe — nun, die Maſſe des Publicums, die im Ganzen weit lenkſamer iſt, als man gewöhnlich annimmt, eben weil ſie naiv iſt und ohne Vorurtheil — dieſe hätte ſich vielleicht daran gewöhnen laſſen: aber der erſte Rang?! Nimmermehr!

Bei weitem das Schlimmſte jedoch war, daß Dingelſtedt auch in denjenigen Kreiſen, wo er wol am erſten auf Anhänglichkeit und Unterſtützung rechnen durfte, in den Kreiſen der Schriftſteller, ſeiner Collegen, und der Schauſpieler, ſeiner Untergebenen, größtentheils nur auf Widerſtand und Anfeindungen ſtieß. Daß ein Theaterdirector literariſche Gegner hat, verſteht ſich von ſelbſt; er kann nicht alle ſchlechten Stücke aufführen, die ihm zu dieſem Ende überreicht werden, noch kann er allen hungerigen Kritikern den Mund ſtopfen; jedes Stück das er zurückweiſt, jedes Freibillet das er verweigert, iſt ihm eine ſichere Anweiſung auf Angriffe und Verkleinerungen. An und für ſich alſo hätten dieſe literariſchen Gegner wenig zu bedeuten gehabt, das Merkwürdige und Ueberraſchende dabei war nur, daß ſich zu ihnen auch Männer geſellten, die im Uebrigen nach Talent wie Charakter über jenes literariſche Proletariat, dem ja in Deutſchland die Theaterkritik gewöhnlich anheimfällt, weit erhaben waren und die ſich überdies mit Dingelſtedt ſelbſt ganz in derſelben Lage befanden, indem ſie hier ebenfalls als Fremde verhaßt ſind und mit denſelben Anfeindungen, denſelben Verleumdungen zu kämpfen haben wie er. Wer hätte nicht glauben ſollen, daß die übrigen von König Max hierher berufenen Dichter und Schriftſteller, was der Münchener mit ſpöttiſchem Seitenblick unſere „norddeutſche Colonie" nennt — wer, ſag' ich, hätte nicht erwarten ſollen, daß dieſe Fremden, Dingelſtedt ſo naheſtehend durch gleiche Bildung, gleiche Intereſſen und auch durch gleiche Vereinſamung in dem eigentlichen münchener Leben, gute Freundſchaft mit ihm halten und nach allen Kräften bemüht ſein würden, ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen, denen ſie im Großen und Ganzen ihre Zuſtimmung doch gewiß nicht verſagen konnten, zu unterſtützen? Und doch darf es jetzt, wo durch Dingelſtedt's Entlaſſung alle bisherigen Rückſichten der Art überflüſſig geworden ſind, ja wol ausgeſprochen werden, daß gerade das Gegentheil ſtattgefunden hat und daß Dingelſtedt gerade von dieſer Seite her die leidenſchaftlichſten und bitterſten Beurtheilungen erfahren hat. Es iſt überhaupt — mit Bedauern ſchreibe ich es hin — wenig Eintracht und wenig wahrhafter lebendiger Zuſammenhalt unter unſern Norddeutſchen. Jeder geht ſeinen Weg für ſich; ſtatt durch inniges Zuſammenſchließen, durch gemeinſames, fruchtbares Wirken den bornirten Widerſtand des bairiſchen Localpatriotismus zu brechen, vereinzelt man ſich und gibt dadurch dem Feinde ſelbſt immer neue Waffen in die Hand. Der Einzige, der in dieſer Hinſicht eine Ausnahme macht, iſt Liebig; ſein Haus iſt der wahre Sammelpunkt für Alles, was in München geiſtiges Bedürfniß und geiſtiges Intereſſe hat; auch die Vorleſungen im chemiſchen Laboratorium, dieſes Einzige, womit unſere neue, von fremdher importirte Bildung als ſolche vor die Oeffentlichkeit tritt, ſind ſein Werk. Aber auch die Wirkſamkeit dieſer Vorleſungen iſt nur ſehr beſchränkt, ſie werden nur von Denen beſucht, die ihrer am wenigſten bedürfen, das eigentliche Publicum bleibt davon unberührt.

Aber wenn auch im Lager unſerer Fremden überhaupt nur wenig Eintracht herrſcht, ſo hat die Spaltung ſich doch nirgends ſo ſchroff, ſo unverhüllt gezeigt als in den Beziehungen zu Dingelſtedt. Ich zweifle nicht im mindeſten, daß die Betreffenden dabei nur ganz ihrer Ueberzeugung und ihrem beſten kritiſchen Gewiſſen gefolgt ſind und fällt es mir daher nicht von weitem ein, ihnen einen perſönlichen Vorwurf daraus zu machen. Aber beklagenswerth, und zwar beklagenswerth im Intereſſe der Bildung ſelbſt, bleibt dieſes feindſelige Verhältniß immer. Die Einzelheiten deſſelben ſind zum Theil ſehr pikant. Dennoch und wiewol hier faſt jedes Kind auf der Straße Ihnen davon erzählen kann, verzichte ich darauf, dieſe Einzelheiten zu berühren; ich würde damit unvermerkt auf ein Gebiet geführt, das meiner Ueberzeugung nach nicht für die Oeffentlichkeit paßt, wenigſtens nicht für die gedruckte. Auch wird das Factum von den Betreffenden ſelbſt nicht abgeleugnet; man gibt zu, daß Dingelſtedt's Stellung, literariſch wie geſellig, hier eine ſehr iſolirte geweſen iſt, beruft ſich jedoch zur Erklärung dieſes Factums auf gewiſſe hochfahrende Manieren, gewiſſe Launen und Wunderlichkeiten, durch welche Dingelſtedt ſelbſt jeden nähern perſönlichen Verkehr und jede freundſchaftliche Verſtändigung unmöglich gemacht haben ſoll. Es iſt dies derſelbe Vorwurf, der auch von Seiten der Schauſpieler gegen Dingelſtedt erhoben wird und der hier zu ſo vielen gehäſſigen Verwickelungen und Störungen Veranlaſſung gegeben hat; auch hier beſchuldigt man ihn, durch ſein hochfahrendes, anmaßendes Benehmen ſowie durch die übertriebene Strenge der von ihm gehandhabten Disciplin den gerechten und natürlichen Stolz des Künſtlers verletzt und bei ſeinen Untergebenen ſtatt Eifer und Theilnahme Unluſt und Widerſetzlichkeit erweckt zu haben.

Da ich, wie Sie wiſſen, nicht zu den perſönlichen Bekannten des abgetretenen Intendanten gehöre, ſo bin ich auch nicht im Stande, aus eigener Kenntniß zu entſcheiden, wie viel oder wie wenig von dieſen Vorwürfen begründet iſt. Daß Dingelſtedt von beſonders reizbarem, nervöſem Temperament iſt, läßt ſich allerdings vermuthen, auch wenn man nur ſeine Dichtungen kennt, und daß ein ſolches reizbares, nervöſes Temperament denn mitunter auch ſeinerſeits die Schranken überſchreitet, iſt ebenfalls ſehr natürlich, beſonders in Dingelſtedt's Stellung und bei einer ſo geſchloſſenen, faſt allſeitigen Oppoſition, wie ſie ihm jahrelang gegenüberſtand. Nur was die Oppoſition von Seiten der Schauſpieler betrifft, ſo kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, erſtlich, daß die Grenze zwiſchen Künſtlerſtolz und Künſtlereitelkeit nicht immer ganz leicht zu finden iſt, am wenigſten von Denjenigen, die ſelbſt dabei betheiligt ſind. Außerdem aber beſand zu der Zeit, wo Dingelſtedt die Leitung der hieſigen Bühne übernahm, infolge gewiſſer Einflüſſe, die zwar ſeit bald zehn Jahren aufgehört haben, deren üble Nachwirkung ſich jedoch bis auf dieſe Stunde erſtreckt, die Disciplin der genannten Anſtalt ſich in einem Zuſtande der Lockerheit, um nicht zu ſagen der Auflöſung, daß ein ſtrenges und unnachſichtiges Regiment hier allerdings ſehr noththat. Möglich, daß Dingelſtedt in dieſer Hinſicht zuweilen Fehlgriffe gethan hat; möglich, daß er die Saiten zuweilen ſchärfer angeſpannt als gerade erfoderlich geweſen wäre und eine übertriebene Wichtigkeit auf Dinge gelegt hat, die er beſſer mit Stillſchweigen übergangen hätte: ſo weiß ich doch auch andererſeits, daß er es in ſeinem Verkehr mit den Mitgliedern

des Theaters an Milde und Freundlichkeit der Formen, wo dieſelbe ihm nämlich angebracht ſchien, keineswegs hat fehlen laſſen und daß namentlich jedes Verdienſt und jede tüchtige Leiſtung ſtets der lebhafteſten Anerkennung ſeitens des Intendanten gewiß ſein konnte. Der Zufall führte mich vor einigen Monaten etliche mal mit einem niedern Bediensteten des Theaters zuſammen; der Mann wußte ſehr wohl, daß ich keine perſönliche Verbindung mit Dingelſtedt habe, hatte alſo nicht den mindeſten Grund, mit ſeiner wahren Meinung gegen mich zurückzuhalten. Nichtsdeſtoweniger und obwol wir uns ziemlich ausführlich über die Dingelſtedt'ſche Theaterverwaltung unterhielten, habe ich aus ſeinem Munde auch nicht das leiſeſte Wort des Tadels oder der Gereiztheit gegen den Intendanten vernommen, vielmehr pries er ſeine Freundlichkeit und Leutſeligkeit gegen Jeden, der nur ſeine Pflicht thue.

Endlich hat man auch als Grund der Entlaſſung die ökonomiſchen Verlegenheiten angeführt, in welche die Bühne durch Dingelſtedt gerathen ſein ſoll. Thatſache iſt, daß ein Deficit exiſtirt, angeblich von 20,000 Gulden. Doch darf dabei nicht überſehen werden, daß Dingelſtedt's Verwaltung von einzelnen ganz beſondern Calamitäten betroffen wurde; ich erinnere nur an die Verheerungen der Cholera, durch die natürlich auch der Theaterbeſuch auf ein Minimum reducirt wurde, an den Tod der Königin Thereſe und die dadurch herbeigeführte mehrwöchentliche Schließung der Bühne ꝛc. Auch ſoll die Hälfte des Deficits durch die Erſparniſſe der letzten Monate bereits von Dingelſtedt ſelbſt gedeckt ſein, ſodaß, hätte er die Leitung der Bühne behalten, es ihm vermuthlich binnen kurzem gelungen ſein würde, das Gleichgewicht zwiſchen Einnahme und Ausgabe herzuſtellen.

Jedenfalls, mag nun der Grund zu Dingelſtedt's Entlaſſung liegen worin er will, ſo iſt dieſe Entlaſſung ſelbſt ein Ereigniß, das wir im Intereſſe der hieſigen ſowie der deutſchen Bühne überhaupt nicht lebhaft genug beklagen können. Man muß das hieſige Theater gekannt haben, wie es vor fünf Jahren war, zu der Zeit, als Dingelſtedt es übernahm, aus den Händen deſſelben Hrn. von Frays, der jetzt zu ſeinem Nachfolger ernannt iſt. Ein claſſiſches Répertoire exiſtirte damals nicht, Poſſen der ordinärſten Art waren unſer tägliches Brot, ſelbſt Seiltänzern, Athleten und ähnlichen Gauklern ſtanden die Hallen unſers Kunſttempels geöffnet. Und jetzt? Ich glaube überhaupt an keine Regeneration des deutſchen Theaters, es ſei denn, daß erſt eine Regeneration des geſammten deutſchen Lebens vorangegangen, bin alſo auch nur ein ſchlechter Theaterenthuſiaſt und habe die Jahre, die glücklichen Jahre, wo man noch an die Illuſionen der Bühne glaubt, längſt hinter mir. Aber bei alledem würde ich glauben die Wahrheit zu verletzen, wollte ich in Abrede ſtellen, daß Dingelſtedt aus unſerm Theater Alles gemacht hat, was bei den vorhandenen Mitteln nur immer möglich war, ſodaß daſſelbe ſich gegenwärtig ohne Widerſpruch den beſten Bühnen in Deutſchland anſchließt. Unſer Schauſpiel leiſtet höchſt Achtungswerthes; haben wir auch keine Sterne erſter Größe wie in Berlin, Wien oder Dresden, ſo haben wir dafür ein Zuſammenſpiel, wie man es in Berlin, Wien und Dresden ſchwerlich alle Tage findet. Dieſes Zuſammenſpiel hervorgebracht zu haben, iſt lediglich Dingelſtedt's Verdienſt; wir verdanken es ebenſo ſehr ſeiner umfaſſenden äſthetiſchen Bildung und ſeinem künſtleriſchen Scharfblick, wie namentlich jener Energie und jenem entſchiedenen dictatoriſchen Auftreten, aus dem

man ihm jetzt einen so schweren Vorwurf zu machen sucht. Die Auswahl der Novitäten ist überall ein Griff in den Glückstopf und auch der feinste Geschmack und die gründlichste Erfahrung sichern nicht immer vor einer Niete. Dingelstedt's Verwaltung ist gerade in diesem Punkt sehr heftig angegriffen worden, und doch zeigt ein unparteiischer Blick auf das Répertoire dieser letzten fünf Jahre, daß uns kein irgend bedeutendes Stück vorenthalten ist, das während dieser Zeit auftauchte und das für die hiesigen Verhältnisse nur irgend geeignet war. Daneben aber ist das Répertoire mit einer Anzahl älterer classischer Stücke bereichert worden, die für die Heranbildung des öffentlichen Geschmacks von wohlthätigstem Einfluß waren. Diese Stücke wurden ohne Ausnahme in der würdigsten Weise dargestellt, sowol was die künstlerischen, als namentlich auch was die äußern Mittel anbetrifft, in deren Benutzung Dingelstedt ebenso viel Takt wie Kenntniß entfaltete; ich erinnere nur an Vorstellungen wie „Antigone", „Coriolan", „Macbeth", „Der Sturm", Vorstellungen, die man nirgends in der Welt besser und abgerundeter sehen konnte als bei uns. Die Oper schien Dingelstedt anfangs einigermaßen zu vernachlässigen; allein seitdem es ihm gelungen war, sich mit unserm genialen Kapellmeister Lachner in ein ebenso glückliches wie fruchtbares Einverständniß zu setzen, ist der Fortschritt auch in dieser Hinsicht unverkennbar gewesen. In diesem Augenblick stehen auf dem Répertoire unserer Oper sämmtliche Mozart'sche Opern, ferner „Fidelio" und „Iphigenie", während „Orpheus" eben im Einstudiren begriffen ist. Daneben wurden auch moderne Componisten wie Meyerbeer, Halévy, Auber nicht vernachlässigt und selbst von der Zukunftsmusik wurde uns in dem prächtig ausgestatteten „Tanhäuser" eine mit lebhaftem Interesse aufgenommene Probe vorgeführt. Ich gebe zu und wiederhole, daß Lachner daran den größten Antheil hat: aber ist diese Bereitwilligkeit, mit welcher Dingelstedt Lachner's künstlerische Intentionen unterstützte und beförderte, denn so für gar nichts zu rechnen, noch dazu bei einem Manne, den man uns übrigens als so eigenmächtig und herrschsüchtig schildern will?

Dies Alles aber, was ich hier angeführt habe, sind Thatsachen und so mag der Leser denn nun nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit entscheiden, ob diese Thatsachen wirklich geeignet sind, einen Jubelschrei bei der Nachricht von Dingelstedt's Entlassung hervorzurufen. Die persönlichen Beobachtungen eines Einzelnen, ich gebe es zu, reichen in einer großen Stadt wie München, wo Jeder seine eigenen Erfahrungen macht, nicht weit; allein soweit ich eben im Stande gewesen bin zu beobachten, habe ich im Gegentheil gefunden, daß das Publicum über die Nachricht von Dingelstedt's Entlassung mehr bestürzt als erfreut war und daß man schon jetzt den Verlust zu ahnen anfängt, den unsere Bühne und mit ihr die ganze ästhetische Bildung unserer Stadt erlitten hat. Ich habe gegen die neueintretende Intendanz nicht das mindeste Vorurtheil; im Hinblick indessen auf Das, was dieselbe früher factisch geleistet hat, kann ich allerdings die Vermuthung nicht unterdrücken, daß schon wenige Wochen hinreichen werden, das Gefühl dieses Verlustes zu einem allgemein verbreiteten zu machen. Dies wird dann die beste Genugthuung für Dingelstedt sein — nämlich wenn er überhaupt einer Genugthuung bedarf und wenn seine Enthebung von der Intendanz nicht vielmehr ein Ereigniß ist, zu dem man ihm zu gratuliren hat, nicht zu condo-

liren. Der Dichter des „Haus des Barneveldt“ ist, glauben wir, zu Besserm berufen, als sich wund und lahm zu ziehen im Dienst des Theaterkarrens; ein guter Theaterdirector ist etwas, aber ein guter Dichter ist mehr; die Bühne hat durch Dingelstedt's Rücktritt einen Verlust erlitten, aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird dieser Verlust der deutschen Poesie zugute kommen.

Notizen.

In der berliner Kunstwelt macht gegenwärtig das von Professor Kiß verfertigte Modell zu dem in Breslau zu errichtenden Denkmal Friedrich Wilhelm's III. großes Aufsehen. Der König ist zu Pferde dargestellt; Haltung und Ausdruck werden gleichmäßig gerühmt und auch die Aehnlichkeit soll nichts zu wünschen lassen; nur der Federhut, mit welchem das Haupt des Königs bedeckt ist, soll auf den ersten Anblick etwas Befremdendes haben. Gleichzeitig war in dem Atelier des Professors Drake das Modell zu dem für Jena bestimmten Johann-Friedrich-Denkmal, dessen wir in unserer vorletzten Nummer erwähnten, ausgestellt. Dasselbe erfreute sich ebenfalls großen Beifalls. Johann Friedrich ist mit den Insignien seiner kurfürstlichen Würde angethan; unter dem halbgeöffneten Kurfürstenrock erblickt man den Harnisch, in der Hand hält er die Bibel, als Symbol seiner religiösen Standhaftigkeit und Ausdauer. Vorzüglich gelungen soll dem Künstler der aus frommer Beharrlichkeit und schmerzlicher Entsagung gemischte Ausdruck der Gesichtszüge sein und auch die Haltung des Körpers soll diesem Ausdruck aufs glücklichste entsprechen. Das Modell befindet sich bereits auf dem Wege nach Braunschweig, wo der Guß vorgenommen werden soll; man rechnet mit Zuversicht darauf, daß das Ganze bis zu dem im Februar nächsten Jahres bevorstehenden Jubelfeste der Universität vollendet sein wird. Auch für das Platen-Denkmal haben sich, einem kürzlich veröffentlichten Bericht des betreffenden Comité zufolge, die Aussichten neuerdings recht günstig gestaltet; die erfoderliche Summe ist bis auf wenige Tausend Gulden zusammengebracht und auch diese hofft man durch die fortgesetzten Sammlungen in und außerhalb Baierns in Kürze zu decken. Bei dieser Gelegenheit berichtet Ernst Förster in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ auch von einem in Hamburg zu errichtenden Denkmal für Klopstock, das schon seit längerer Zeit von einer Anzahl münchener Kunst- und Literaturfreunde projectirt wird. Und allerdings, wenn dergleichen Auszeichnungen wirklich einen Maßstab abgeben könnten für die ästhetische und nationale Bedeutung eines Dichters, so würde es ein schlimmes Zeichen für das Maß unserer Bildung und unserer öffentlichen Dankbarkeit sein, wenn Platen ein Denkmal hätte, Klopstock aber nicht; jener war, wie hoch man ihn anschlagen mag, doch immer nur der Wiederhersteller eines reinern Geschmacks, Klopstock dagegen war der Schöpfer einer ganzen neuen Epoche, die sich weit über die Poesie hinaus über unser gesammtes geistiges und gesellschaftliches Leben erstreckte. Aber die Kunst braucht Mäcene und diese gedeihen bekanntlich in Monarchien besser als in Republiken;

ſoviel die Hamburger ſich auch noch in dieſem Augenblick damit wiſſen, daß Klopſtock unter ihnen gelebt und geſtorben, ſo zweifeln wir doch ſehr, ob ein einziger unter den zahlreichen Millionären, welche Hamburg zählt, für ein etwaiges Klopſtock-Denkmal nur die Hälfte von Dem thun würde, was z. B. König Ludwig von Baiern, und zwar ebenfalls als Privatmann, für das Platen-Denkmal gethan hat. Auch ſoll das münchener Project in der That gerade an dem Orte, dem es zunächſt zugute kommen würde, in Hamburg, bisjetzt am wenigſten Anklang gefunden haben.

Bei der Königlichen Bühne zu Berlin ſoll die „Sophonisbe" von H. Herſch, die kürzlich in Frankfurt a. M. mit ſo großem Beifall gegeben wurde, zur Aufführung angenommen ſein. In Weimar wird Kühne's „Demetrius" vorbereitet; ebenſo auf dem Wiener Burgtheater, wo man außerdem mit Einſtudirung der beiden erſten Theile von Grillparzer's „Das goldene Vließ" beſchäftigt iſt. Auf derſelben Bühne wurde kürzlich ein Drama „Der Sohn der Marquiſe" von W. Walter (pſeudonym für Frau Eliſabeth Marr, geborene Sangalli?) gegeben, doch mit entſchiedenem Misgeſchick.

Ueber den Stand der Journaliſtik in Baiern und Würtemberg bringen die öffentlichen Blätter einige ſtatiſtiſche Angaben, denen wir Folgendes entnehmen. Im Königreich Baiern (mit einer Bevölkerung von mehr als fünftehalb Millionen) erſcheinen gegenwärtig 229 Zeitſchriften, darunter 62 politiſche und 167 nichtpolitiſche. Doch befinden ſich unter den erſtern zahlreiche Localblätter, die, lediglich vom Nachdruck lebend, jeder politiſchen Bedeutung entbehren. Dagegen hat Würtemberg, mit einer Bevölkerung von noch nicht ganz zwei Millionen, nicht weniger als 159 Zeitungen und Zeitſchriften aufzuweiſen, darunter 32 politiſche, von denen 9 die Woche ſechs mal erſcheinen. Unter den 127 nichtpolitiſchen Blättern befinden ſich 13 belletriſtiſchen und unterhaltenden Inhalts, ferner 22 religiöſe, 34 wiſſenſchaftliche und techniſche Blätter. Unter ſämmtlichen Zeitſchriften befindet ſich nur eine in einer fremden Sprache, nämlich ein franzöſiſches Unterhaltungsblatt, „Le Sémeur", das in Stuttgart erſcheint. Ueberhaupt erſcheinen von den ſämmtlichen 159 Zeitſchriften des Königreichs Würtemberg beinahe zwei Fünftel allein in Stuttgart, nämlich 6 politiſche und 55 nichtpolitiſche.

So ſtill es dieſen Winter auf den deutſchen Theatern zugeht, eine ſo große Thätigkeit herrſcht unter unſern dramatiſchen Schriftſtellern. Uffo Horn hat außer einem Trauerſpiel „Ottokar" ein Luſtſpiel „Sie muß einen Mann haben", Theodor Apel, der Verfaſſer des „Nähkäthchen", „Günther von Schwarzburg" ꝛc. ein Drama „Die Rache", Friedrich Halm ein neues Luſtſpiel geſchrieben, deſſen Titel jedoch vorläufig noch ein Geheimniß iſt. Geibel arbeitet bekanntlich ſchon ſeit Jahren an einer „Brunhild" und auch Hebbel ſoll mit einem Drama aus der Nibelungenſage beſchäftigt ſein. Alexander Roſt in Weimar hat ein Drama aus der Geſchichte des Dreißigjährigen Krieges „Das Regiment Madlo", F. A. Märcker in Berlin eine Trilogie zur Verherrlichung Alexander's des Großen („Alexandrea", Berlin, Decker), Oswald Marbach eine Tragödie „Medea" vollendet; letztere ſoll Ausſicht haben, in Wien zur Aufführung zu gelangen. Von

Adolf Widmann in Jena, deſſen „Nauſikaa" den Beifall der Kritik gewann, ohne jedoch auf der Bühne Zutritt zu erlangen, wird ein „Don Juan", von Herman Grimm ein hiſtoriſch-romantiſches Drama „Die Königin von Byzanz" angekündigt. Auch Gottfried Kinkel arbeitet an einer Tragödie „Nimrod"; in der in Hamburg erſcheinenden Zeitſchrift „Der Compaß" von Volckhauſen und Walesrode werden einige Bruchſtücke daraus mitgetheilt. Wenn dieſe Mittheilung jedoch von einigen Zeitſchriften mit der Bemerkung begleitet wird, als ſei dies der erſte Verſuch, den Kinkel im Drama macht, ſo beruht dies auf einem Irrthum; ſchon 1846, zur Zeit des berühmten „Offenen Briefs" ſchrieb Kinkel ein Drama „Die Dithmarſen", das damals auch an mehre namhafte Bühnen verſendet, jedoch trotz des zeitgemäßen Stoffs (oder vielleicht auch eben deshalb) von keiner zur Aufführung geeignet befunden ward.

Aurelio Buddeus' „Europäiſche Chronik" iſt unter dem veränderten Titel „Gothaiſches geſchichtliches Jahrbuch" in den Verlag von Hugo Scheube in Gotha übergegangen; ſtatt wie bisher in vierteljährlichen Lieferungen, wird ſie von jetzt an in jährlichen Bänden erſcheinen, deren erſter, das Jahr 1856 umfaſſend, bereits in einigen Monaten die Preſſe verlaſſen wird. — David Strauß ſoll mit einer Biographie Ulrich's von Hutten beſchäftigt ſein. Bekanntlich hat derſelbe Gelehrte die Literatur erſt kürzlich mit einem gediegenen Werke über Nikodemus Friſchlin bereichert, einen ſchwäbiſchen Gelehrten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der in mehr als einer Hinſicht als ein Geiſtesverwandter des ritterlichen Dichters und Vorkämpfers der Reformation gelten darf. — Bei Frommann in Jena iſt eine leſenswerthe Biographie des unlängſt verſtorbenen Dr. Schweitzer, ehemaligen ſachſen-weimariſchen Staatsminiſters, erſchienen; dieſelbe hat den als juriſtiſcher Schriftſteller rühmlichſt bekannten Ober-Appellations-Gerichts-Rath Hotzel in Jena zum Verfaſſer.

Für das neuerrichtete mineralogiſch-phyſikaliſche Inſtitut in Kiel hat Hermann Heidel in Berlin, derſelbe, über deſſen Entwurf zum Händel-Denkmal wir kürzlich berichteten, vier Porträtmedaillons nebſt vier Büſten berühmter Naturforſcher geliefert, die wegen ihrer geiſtvoll-lebendigen Auffaſſung die allgemeinſte Anerkennung finden. Die Medaillons ſtellen Galilei, Descartes, Otto von Guericke und Newton, die Büſten den berühmten Geologen Werner, Hauy, Leopold von Buch und Cuvier dar. Sowol von den Medaillons als von den Büſten hat Hr. Heidel, einem mehrfach geäußerten Wunſche zu entſprechen, Gypsabgüſſe in verkleinertem Maßſtabe anfertigen laſſen, die zu mäßigen Preiſen abgelaſſen werden. Derſelbe Künſtler, der überhaupt bemüht iſt, die Kunſt möglichſt dem Leben anzuſchmiegen, hat auch zwei höchſt geſchmackvolle Zeichnungen zu Lampenſchirmen geliefert, mythologiſche Scenen, die in ſinnvoller Beziehung zu dem häuslichen Herde und der traulichen Geſelligkeit ſtehen, die ſich Abends um den Schein der Lampe verſammelt. Die Zeichnungen, in Vaſenmanier auf blauem Grunde, ſind durch Steindruck vervielfältigt worden und werden ebenfalls zu einem höchſt mäßigen Preiſe verkauft.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Religion im gemeinen Leben.

Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majestät der Königin von England und Prinz Albert

von **John Caird**, Pfarrer in Errol.

Mit einem Vorwort von C. C. J. Bunsen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Diese von **Bunsen** bei dem deutschen Publicum eingeführte Predigt ist in England in Tausenden von Exemplaren verbreitet und verdient ebenso in Deutschland die allgemeinste Beachtung. Diese ist ihr denn auch bereits in hohem Maße zutheil geworden, sodaß schon wenige Wochen nach dem ersten Erscheinen diese **zweite Auflage** nöthig wurde, die Bunsen mit einer zweiten interessanten Vorrede versehen hat. Die Predigt wurde in Deutschland allgemein freudig begrüßt und z. B. von der herzoglich sächsischen Regierung officiell allen Vorständen von Volksbibliotheken sowie von dem herzoglichen Oberconsistorium zu Gotha der Geistlichkeit empfohlen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Umfange.

Ein Handbuch für Ingenieure und Baumeister von **H. Müller**, Baucommissair in Bremen. Vier Bände. Mit einem Atlas von 98 Tafeln. (Text in Octav, Atlas in Folio.) 14 Thlr.

Die vier Bände auch einzeln unter folgenden Titeln:

I. Die Hülfswissenschaften enthaltend. Mit einem Atlas von 23 Tafeln. 4 Thlr.
II. Die Erbauung der hölzernen Brücken enthaltend. Mit einem Atlas von 29 Tafeln. 4 Thlr.
III. Die Erbauung der steinernen Brücken enthaltend. Mit einem Atlas von 20 Tafeln. 3 Thlr.
IV. Die Erbauung der eisernen Brücken enthaltend. Mit einem Atlas von 26 Tafeln. 3 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Harald Sängerkönig.

Das ist das Lied von der Liebe Macht.

Dichtung von Curt Oswalt.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Ein aus Balladendichtungen bestehendes nordisches Epos, das allen Freunden nordischer Heldensage und Mythologie zu empfehlen ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 8.** 19. Februar 1857.

Inhalt: Verwandte Züge der griechiſchen und deutſchen Heldenſage mit Rückſicht auf das perſiſche und indiſche Epos. Von **Moriz Carriere.** — Ueber Femgerichte. Von **Richard Johu.** I. — Gedichte. Von **Heinrich von Treitſchke.** 1. Die Amme. 2. Das Weib im Moor. 3. Ein geiſtliches Schloß. — Literatur und Kunſt. Populäre Encyklopädie. („Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.") — Correſpondenz. (Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Verwandte Züge der griechiſchen und deutſchen Heldenſage

mit Rückſicht auf das indiſche und perſiſche Epos.

Von

Moriz Carriere.

Die freundliche Hinweiſung des Herausgebers auf eine Arbeit von mir („Deutſches Muſeum", 1856, II, S. 548) veranlaßt mich, einige Nachträge zu jener Abhandlung zu geben, die ich in meinem Buche über „Das Weſen und die Formen der Poeſie" veröffentlicht; ſie führt den Titel: „Ideen zu einer vergleichenden Darſtellung des indiſchen, perſiſchen, griechiſchen und germaniſchen Volksepos." Es war mein Beſtreben, ſowol den künſtleriſchen Abſchluß äſthetiſch zu würdigen, den die Heldenſagen bei den einzelnen Nationen durch Homer und Firduſi, durch Valmiki und den Dichter der „Nibelungen" gefunden, zugleich aber den gemeinſamen Kern zu entdecken, der in ihnen allen enthalten iſt, der alſo vor der Scheidung dieſer Völker gleich den Wurzeln der Sprache, gleich beſtimmten religiöſen Anſchauungen vorhanden war und als gemeinſames Erbgut auf die Wanderung mitgenommen war. Im Fortſchritt der Cultur verwuchs derſelbe mit den neuen und eigenthümlichen Lebenserfahrungen und Anſichten der Völker, die alten Erinnerungen verſchmolzen mit neuern Helden und Begebenheiten, die an ſie anklangen; wenn wir die Beſonderheiten von dem

Gemeinſamen ſcheiden, ſo werden wir in jenen das ſpecifiſch Nationale, in dieſem das dem Urvolk Angehörige erkennen.

Die drei Bände epiſcher Dichtungen, welche Schack aus Firduſi's „Königsbuch" überſetzte, boten mir Gelegenheit, durch einige Aufſätze in der „Allgemeinen Zeitung" die Verwandtſchaft der perſiſchen und deutſchen Heldenſage in ganzen Geſtalten und in vielen Einzelzügen darzuthun. Schack ſtimmte bei. Bald darauf wieſen Leo und Holtzmann auf die Aehnlichkeit der nordiſchen Ueberlieferung von Siegfried mit dem Karna im indiſchen „Mahabarata". Ich blickte zugleich auf Griechenland und Perſien hin und gewann folgendes Reſultat:

„Bei allen vier Nationen iſt eins der herrlichſten poetiſchen Gebilde ein jugendlich reiner Held voll Schönheitsglanz, der in irgendeine Beziehung und Verbindung mit dem Feindſeligen, Niedern oder Unreinen tritt, wie zur Sühne dafür von deſſen Vertretern hinterliſtig ermordet wird in der Blüte des Lebens, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf, der ſich an ſeinen Tod knüpft: Karna im «Mahabarata», Achilleus in der «Ilias», Siegfried im «Nibelungslied», Sijawuſch im «Schâhnâmeh»".

Die Begründung und Durchführung dieſes Satzes muß ich bitten in dem Buche ſelbſt nachzuleſen; hier möchte ich nur einzelne Punkte hervorheben, denen ich eine Erläuterung oder Erweiterung hinzuzufügen habe. Karna und Siegfried nämlich erſcheinen ſpeciell dadurch miteinander verknüpft, daß eine jungfräuliche Mutter ſie vom Lichtgott empfangen hat, dann das außerehelich geborene Kind aber in einem wachsverklebten Binſenkorbe oder in einem gläſernen Kaſten birgt und den Wellen eines Fluſſes übergibt, die den Knaben weitertragen, bis dort der Wagenlenker Adhiratha, hier der Schmied Mimer ihn findet und auferzieht. Dieſelbe Erinnerung aus der Urzeit nun haben auch die Römer gehabt und ſie an die mythiſchen Stammheroen geknüpft; als die Kinder des Gottes und der prieſterlichen Jungfrau werden Romulus und Remus, in einer Wanne der Tiber überliefert, durch einen Hirten gerettet. Aber auch die Griechen haben ſie gekannt, nur daß ſie bei ihnen nicht an Achilleus, ſondern an Perſeus haftet.

Die Grundidee der Perſeusmythe iſt, wie im Cultus des pythiſchen Apollo, wie in einem Theil der Siegfriedſage, der Kampf des Lichts mit der Finſterniß, deren Mächte hier wie dort, wie in Indien und Perſien als grauenvolle feindſelige Ungeheuer dargeſtellt ſind, die der Gewalt des reinen Helden erliegen. Wie in Siegfried's Verhältniß zu Brunhild der Sonnengott, der die erſtorbene Erde mit ſeinem Kuß aus dem Winterſchlaf weckt und ihren Froſtpanzer mit ſeinen Strahlen ſpaltet, der ſie aber dann bald wieder verläßt gleich dem kurzen nordiſchen Frühling

— wie hier, ſage ich, der Sonnengott übergegangen iſt in den Helden, ſo war auch der Sonnenheld Perſeus Sonnengott, trat aber, als der apolliniſche Cultus ſich herrſchend verbreitete, in die Reihe der Heroen ein. Das Urſprüngliche und Schöpferiſche in aller Mythologie iſt die religiöſe Idee; nicht die Naturerſcheinungen ſind das Erſte, was den Menſchen bewegt und ergreift, daß er ſie als ein Höheres verehre, perſonificire und dichteriſch geſtalte, ſondern dem Geiſte iſt der Gedanke des Unendlichen eingeboren, in ſeinem Gewiſſen vernimmt der Menſch die Stimme des Göttlichen und ſein Gemüth fühlt ſich abhängig von ihm. Die Offenbarung Gottes, in dem wir leben, weben und ſind, kommt nicht von außen, ſondern quillt aus dem innerſten Lebensquell in das Licht des Bewußtſeins; das Gemüth ſpricht aber dieſe Regungen und Erfahrungen nicht ſofort in der Form des Gedankens aus, ſondern Jahrtauſende lang werden ſie durch die Phantaſie zu Bildern geſtaltet, und hierzu werden die Eindrücke und Erſcheinungen der Außenwelt verwendet. Das Gefühl des Umfangenſeins von der göttlichen Allmacht ſieht dieſe nun im allumfaſſenden Himmel; ſelbſt im umgekehrten Fall würde der Anblick des Himmels dem Menſchen die Gottesidee doch niemals von außen geboten, ſondern die in ſeiner Seele ſchlummernde nur erweckt oder dem Geiſt ſie zu denken den Anſtoß gegeben haben. Das äußere Licht wird nun zum Symbol des innerlich erleuchtenden, offenbarenden Gottes und ſeine wohlthätigen Wirkungen in der Natur ſind nun eine Bethätigung des guten Geiſtes und ſeiner Schöpfermacht. Der Kampf des Lichts mit der Finſterniß veranſchaulichte nun den Kampf des Guten und des Böſen, das Tagewerk des Menſchen. Dies iſt die urſprüngliche und reine religiöſe Anſchauung der Arier, ſie war das Gemeingut der Völker, die ſie nach der Scheidung ſo mannichfaltig ausbildeten. Die Sonne erſcheint dann als der gewaltigſte Held des Lichts, als der Sohn des Himmelsgottes, ihre Wirkungen, ihr Lauf werden wie Thaten eines lebendigen Weſens aufgefaßt, ethiſche Ideen, an welche jene anklingen, deren äußere Analogie ſie ſind, werden nun ſymboliſch in dieſer Geſchichte des Sonnengottes oder Sonnenhelden ausgeprägt. Das urſprünglich Geiſtige, dieſen idealen religiöſen Kern in allen Mythen haben Duncker in der „Geſchichte des Alterthums“, Preller in dem „Handbuch der griechiſchen Mythologie“ nicht recht feſtgehalten, und darum häufig nur dichteriſche Bilder des Naturlebens, der Naturverhältniſſe und Naturmächte geſehen, wo in dem innigen und frommen Glauben der Völker ſelbſt doch die Hinweiſung auf eine höhere Weihe liegt, und der Menſch das Göttliche erſt im Gemüth erfahren haben muß, wenn er es in der Außenwelt erkennen ſoll; in den Formen derſelben kann er es nur dann ausprägen, wenn er es bereits hat!

Doch kehren wir zu unſerm ſpeciellen Gegenſtande zurück. Das Epos hat die nach Menſchenart gebildeten Thaten, Kämpfe, Schickſale von Göttern in einzelnen Helden wiedergefunden und darum mit dieſen verknüpft, der religiöſe Mythos iſt dadurch zur Heldenſage geworden, die Helden Siegfried und Karnak ſind nun Söhne eines Lichtelfen oder des Sonnengottes, deſſen Mythos auf ſie übergeht. Perſeus nun iſt Tödter von den Ungeheuern der Finſterniß wie ſie; aber ſeine Jugendgeſchichte wiederholt auf eigenthümliche Art auch die ihrige und bezeugt ein urſprünglich Gemeinſames, das auch in der Erinnerung der Griechen geblieben war. Preller hat jene nach Bildweſen und Schriften der Alten zuſammengeſtellt und zugleich erklärt. In unterirdiſchem Gewölbe iſt Danaë, die königliche Jungfrau, eingeſperrt. Aber der goldene Regen des Zeus, d. h. die Ergießung des himmliſchen Lichtes, dringt bis in das tiefe Dunkel des Verließes, oder wie die gewöhnliche Tradition ſich ausdrückt: Zeus verwandelt ſich aus Liebe zur Danaë in Gold und ſtrömt ſo durch die Decke des Gefängniſſes. Den Erguß des Lichtes ſtellten die Griechen oft und gern als goldenen Regen dar. So wird Perſeus geboren, der Sohn des Lichts aus dem tiefen Dunkel, in demſelben Sinne wie Apollon ein Sohn des Zeus und der nächtlichen Leto iſt. Danaë's Vater Akriſios ſperrt nun Mutter und Kind in einen Kaſten und übergibt dieſen den Fluten des Meers, wo die Mutter mit dem in Unſchuld ſchlummernden Kinde voll demüthiger Ergebung der Rathſchlüſſe des Zeus harrt, wie dieſes Simonides in einem ergreifend ſchönen Gedichte ausgeführt hatte. Ein ebenſo rührendes und anmuthiges Bild des neugeborenen Licht- und Sonnengottes, wie er, ſanftſchlummernd und von geängſteter Mutterliebe und ſeinem himmliſchen Erzeuger behütet, noch in dunkler Haft verborgen von den Fluten des Meers geſchaukelt wird: ein Bild, welches von ſelbſt an die ſchwimmende Inſel der Geburt des Apollo und an den in ſeinem goldenen Becher ſchlummernden, von der ſtrömenden Flut des Okeanos ſeinem neuen Aufgang entgegengeführten Helios erinnert. Endlich landet der Kaſten und Perſeus wird auf der Inſel Seriphos von Fiſchern aufgefangen und aufgenommen. Und wie dann Polydektes den Jüngling ausſendet, das Haupt der Meduſa zu holen, ſo ſchickt der Schmied Mimer Siegfried in den Wald, wo der Drache hauſt; wie Perſeus die Andromeda, ſo rettet Siegfried nach einer der mannichfaltigen Ueberlieferungen die Kriemhild vom Drachenſtein.

So finden wir alſo auch bei den Griechen dieſelbe Sage wieder, wenn ſie auch das Homeriſche Epos nicht gleich dem deutſchen und indiſchen an den Helden geknüpft hat, der ſeine Mitte bildet. Aber wie uns Achilleus an Siegfried erinnert, ſo geſchah es auch ſchon den alten

Griechen, d. h. er erinnerte sie an die Gestalt der Urzeit, die in Deutschland mit Siegfried verschmolz, und während er nach Homer's Ansicht bald nach Hektor durch Apollo's Hand im Schlachtgetümmel fällt, ließ man ihn später ein anderes Ende nehmen. Durch Schiller's Gedicht „Kassandra" ist dasselbe bei uns allgemein bekannt. Achilleus sollte bei den Verhandlungen über Hektor's Leichnam des Priamos schöne Tochter Polyxena erblickt haben. In Liebe zu ihr entbrannt, habe er sie zum Weibe begehrt und sich erboten, die Partei der Troer zu nehmen; er sei zum Abschluß des Vertrags in den Tempel des thymbräischen Apoll beschieden worden; dort habe ihn Paris meuchlings in die Ferse verwundet, wo er allein verletzlich war. Zornentbrannt zerstörten die Griechen Troja und Polyxena ward auf Achill's Grabe geopfert. Hierin kann ich nun keine spätere freie Erfindung sehen: die Idee eines Abfalls, einer Verbindung mit dem gegensätzlichen Princip, und die Buße dafür durch die dessen Vertretern eigene Tücke, der Meuchelmord durch die neuen Verwandten, die Sühne durch die Zerstörung des Reichs der Feinde, dies Alles findet sich in der deutschen, indischen, persischen Heldensage wieder, es war Ueberlieferung der gemeinsamen Urzeit und ward im Verlauf der Geschichte von den einzelnen Völkern an Helden der Ereignisse angeknüpft, die daran erinnerten. Durch andere Sitten, durch andere historische Verhältnisse kamen neue und besondere Motive in die Dichtungen der verschiedenen Völker: aber durch sie hindurch klingt der ursprüngliche Grundgedanke als der Ausdruck einer großen sittlichen Lebenserfahrung, die in der Naturanalogie der Sonne, der Sonnenwende und des im Frühling neuen Siegs über die Mächte des Frostes und der Finsterniß ein Sinnbild gefunden hatte, sodaß die geistige Idee mit der äußern sinnlichen Anschauung erwuchs und in unlösbarer Harmonie sich fortentwickelte.

Ein anderes Motiv, dessen herrliche Ausbildung in der persischen Sage von Rustem und Surab, in der der Deutschen von Hildebrand und Hadubrand schon mehre Forscher unabhängig voneinander zur Vorstellung der Verwandtschaft Beider führte, ist der Kampf von Vater und Sohn, die einander nicht kennen. Wilhelm Wackernagel vermuthet, daß auch bei uns die älteste Dichtung tragisch geschlossen habe und weist zur weitern Vergleichung auf ein serbisches Volkslied hin. Es ist der Gesang von „Pedrag und Nenad", I, 127 fg. bei Talvj: aber es sind hier zwei Brüder und die Aehnlichkeit ist eine sehr entfernte. Eine viel nähere findet sich indeß in Griechenland, und zwar knüpfte sie an Odysseus an, um diesem durch Homer sagenberühmtesten Helden ein Lebensende zu bereiten, von welchem die „Odyssee" noch nichts weiß. Bei Homer weissagt Teiresias dem Odysseus, daß er außerhalb des Meers

(ἐξ ἁλός) hochbetagt eines ſanften Todes ſterben werde, wenn er nach ſeinen Irrfahrten von Ithaka aus ſoweit auf dem Feſtland voranwandle, bis Jemand das Ruder auf ſeiner Schulter für eine Wurfſchaufel halte; dort ſolle er das Ruder in die Erde ſtoßen und dem Poſeidon ein Opfer bringen, dann wieder heimkehren und den Göttern Dankhekatomben weihen. Wenn man das ἐξ ἁλός ſpäter von Etwas aus dem Meer verſtand, und den Odyſſeus durch einen Rochenſtachel, eine große Fiſchgräte umkommen ließ, die an einer Lanzenſpitze ſtatt des Eiſens befeſtigt war, ſo iſt das eine freie Dichtung, der ſich übrigens Aeſchylus und Sophokles anſchloſſen (ſ. Welcker „Aeſchyleiſche Trilogie", 458, „Griechiſche Tragiker", 210 fg.). Aber die Grundlage der Telegonie hat Eugammon von Kyrene (um 550 vor Chriſtus) nicht erfunden. Hier reiſt Odyſſeus lange im Lande Theſprotien und herrſcht daſelbſt ſiegreich bis er ſpät wieder nach Ithaka zurückkehrt. Kaum iſt er angekommen, ſo landet auch Telegonos, der Sohn, den ihm Kirke geboren, der ein Mann geworden und ſich nun gleich Surab aufmacht, den großen Vater zu ſuchen. Telegonos plündert in Ithaka, Odyſſeus tritt ihm entgegen, ohne einander zu kennen kämpfen ſie miteinander, und erſt als Odyſſeus tödtlich verwundet iſt, erfährt es Telegonos, daß er den eigenen Vater erſchlagen. Ich zweifle nicht, daß hier der Dichter die auch von den Griechen bewahrte Ueberlieferung der gemeinſamen Urzeit für die ſpätere eigenthümliche Heldenſage verwerthet und an dieſelbe angeknüpft hat.

Daß die Deutſchen die Lähmung Wieland's des Schmieds von dem Hephäſtos der Hellenen entlehnt, daß ſie das Davonfliegen Wieland's mittels künſtlich verfertigter Schwingen vom Dädalos auf ihn übertragen, iſt doch ziemlich unglaublich, und eine zweimalige ſelbſtändige Erfindung dieſer Züge gerade beieinander entſprechenden Geſtalten unwahrſcheinlich. Und ſo möge auch dies als ein kleiner Stein zu den vielen in meinem erwähnten Aufſatz zuſammengeſtellten Einzelheiten hinzugefügt ſein, um darauf die Anſicht zu bauen, daß wir in der Dichtung der mehrgenannten ſtammverwandten Völker viele Niederſchläge uralter Erinnerungen haben aus der Urzeit ihrer noch ungeſchiedenen Gemeinſamkeit, und daß dieſe Erinnerungen uns Zeugniſſe ſind für ein ſittlich-religiöſes und phantaſiereiches Gemüthsleben.

Digitized by Google

Ueber Femgerichte.

Von

Richard John.

I.

Juriſtiſche Gegenſtände einem größern Publicum verſtändlich und genießbar zu machen, hat ſeine beſondern Schwierigkeiten, vornehmlich deshalb, weil der Ideenkreis des Juriſten und derjenige der Laien verhältnißmäßig nur wenig Berührungspunkte haben. Dieſer Schwierigkeit hoffe ich aus dem Wege zu gehen, indem ich zum Gegenſtand dieſer Abhandlung ein Thema gewählt habe, für welches ich bei Jedem meiner Leſer gewiſſe Anknüpfungspunkte vorausſetzen darf; lernen wir doch die Femgerichte, lange bevor Neigung oder Gelegenheit uns auf eine hiſtoriſche Betrachtung derſelben führen, ſchon aus der Lectüre allgemein bekannter Werke der belletriſtiſchen Literatur kennen. Ich erinnere nur, um Anderes zu übergehen, einmal an „Götz von Berlichingen“ und „Käthchen von Heilbronn“ und ſodann an Immermann's „Münchhauſen“. Die beiden erſtern Werke freilich bieten in Betreff der Femgerichte nichts als romantiſche Phantaſien; dieſe im Dunkel der Nacht, in unterirdiſchen Gewölben richtenden geharniſchten Männer ſind hiſtoriſch in keiner Weiſe zu rechtfertigen. Sehr viel intereſſanter ſind die Andeutungen, die Immermann über die Femgerichte gibt; ja ich weiß keine Schrift zu nennen, aus der wir über die Femgerichte des 19. Jahrhunderts beſſer unterrichtet würden als eben Immermann's „Münchhauſen“.

Aber wenn es ſich auch nur darum handelte, die einzelnen Züge der erwähnten Darſtellung zu erklären, ſo würden wir bereits genöthigt ſein, auf frühere Zeiten zurückzugehen und es würde ſich dann zeigen, daß das mittelalterliche Femgericht ein höchſt bedeutſames Rechtsinſtitut war, welches außerdem für uns noch das ſpecielle Intereſſe bietet, daß es mehr als ein anderes zur Charakteriſirung mittelalterlicher Rechtszuſtände überhaupt geeignet iſt. Freilich gelang es erſt der neuern rechtsgeſchichtlichen Literatur, Aufklärung über dieſen Gegenſtand zu verbreiten. Eichhorn brach auch hier zuerſt Bahn; ihm folgte im Jahre 1825 Wigand mit ſeiner vorzüglichen Monographie; die neueſte ebenſo durch reichhaltiges Material als durch Klarheit der Darſtellung ſich auszeichnende Arbeit iſt ein Aufſatz Wächter's in ſeinen 1845 erſchienenen „Beiträgen zur deutſchen Geſchichte“. Dieſen Schriften gegenüber kann meine Aufgabe an dieſem Orte nur darin beſtehen, durch zweckmäßige Auswahl und Anordnung des vorhandenen Materials dem Leſer ein möglichſt anſchauliches Bild der Femgerichte vorzuführen.

Der Urſprung derſelben führt auf die älteſten Zeiten der deutſchen

Geschichte, auf die Zeit der Karolinger zurück. Die Staatsgewalt ist hier ein ausschließliches Attribut der Könige; ausgeübt wird dieselbe durch die königlichen Beamten, Grafen und Herzöge. Unter den einzelnen Rechten, welche diese dem Könige zustehende Gewalt umfaßt, ist für unsere Zwecke nur das eine hervorzuheben, daß es ihm gebührte, im ganzen Reiche Richter sein zu dürfen. Den Inhalt dieses Rechts drückt man gewöhnlich mit den Worten aus: der König hat im ganzen Reiche den Gerichtsbann. Dem richtigen Verständniß dieses Satzes sind die modernen Anschauungen hinderlich. Unser Richter hat nicht blos die Macht, die Gewalt, das Zustandekommen des Urtheils zu ermöglichen und für die Vollziehung desselben zu sorgen, sondern er hat auch die Fähigkeit, das erfoderliche Wissen, um ein Urtheil sprechen zu können. Für das Verständniß des deutschen Rechts ist es nun durchaus nothwendig, diese beiden Momente, das Moment der Gewalt und das Moment des Wissens, voneinander zu sondern. Die Thätigkeit des Richters umfaßt nämlich im Mittelalter nichts weiter als das Moment der Gewalt, d. h. der Richter sorgt dafür, daß die zur Entscheidung der Sache erfoderlichen Vorbereitungen ordnungsmäßig getroffen werden, er sorgt ferner für die Vollziehung des Urtheils. Ob aber z. B. zu Gunsten des A oder zu Gunsten des B zu erkennen, oder ob der Kläger oder der Beklagte zur Beweisführung zuzulassen sei, mit einem Worte das Finden des Urtheils selbst, damit hatte der Richter nichts zu thun. Nur in diesem Sinne darf man den Satz verstehen: der König hat den Gerichtsbann, er ist überall im Reiche Richter. Natürlich kann er selbst nicht allen Gerichtsversammlungen persönlich beiwohnen. Er überträgt also die Ausübung des ihm allein zustehenden Rechts seinen Beamten, den Grafen. Wenn diese aber ein Gericht halten, so vermögen sie es eben nur durch die ihnen vom Könige verliehene Gewalt. Das Gericht ist und heißt daher auch ein königliches oder was Dasselbe sagt ein kaiserliches Gericht. Solange in Deutschland der König allein Landesherr war, konnte es auch nur königliche Gerichte geben.

Nun ist es aber bekannt, daß vom Untergange der Karolinger an bis in das 13. Jahrhundert die ursprünglichen königlichen Beamten sich allmälig in selbständige Landesherren verwandelten. Diese Landesherren hatten dann zur Ausübung der Gerichtsbarkeit in ihren Landen ähnliche Beamte, wie sie selbst früher Reichsbeamte gewesen waren. Die landesherrlichen Beamten empfingen den Gerichtsbann nicht mehr unmittelbar vom Kaiser, sondern von ihrem Landesherrn, und nur mittelbar, weil der Landesherr nur Das weiter verleihen konnte, was er selbst von dem Reichsoberhaupte empfangen hatte, war ein Zusammenhang zwischen diesen Richtern und dem Könige herzustellen. Daher waren auch die

Digitized by Google

von diesen Richtern geleiteten Gerichte nicht reichsunmittelbare königliche, sondern im Gegensatze zu diesen — landesherrliche Gerichte.

Die Ausbildung der Landeshoheit bewirkte eine Schwächung der königlichen Gewalt; aber auch die Unterthanen des Reichs wurden durch den Verlust der Reichsunmittelbarkeit, durch das nähere Subjectionsverhältniß, in welches sie zu den einzelnen Landesherren kamen, in mancher Hinsicht an ihren Rechten und Freiheiten gekränkt. Deswegen konnte sich auch nicht in allen Theilen Deutschlands die Landeshoheit gleichzeitig und gleichmäßig ausbilden, vielmehr begegnete sie je nach der Widerstandsfähigkeit der einzelnen deutschen Stämme bald geringern, bald größern Hindernissen. Vorzugsweise war es der sächsische Stamm, der sich durch einen am Hergebrachten streng festhaltenden Sinn auszeichnete. Daher machte auch in den von diesem Stamme bewohnten Ländern, besonders in Westfalen, die Landeshoheit die geringsten Fortschritte. Und als es ihr endlich gelang, auch hier festen Fuß zu fassen, so erhielten sich doch trotz der Landeshoheit manche der ursprünglichen Rechte und unter diesen namentlich die alten reichsunmittelbaren Gerichte. Der Richter der westfälischen Gerichte blieb der alte karolingische Graf, wegen seiner Reichsunmittelbarkeit Freigraf genannt; — es war ein kaiserlicher, kein landesherrlicher Beamter, das Gericht selbst ist daher auch ein kaiserliches, kein landesherrliches. Deswegen werden diese Gerichte auch durch den besondern Namen Freigerichte — weil sie von der landesherrlichen Gewalt frei waren — ausgezeichnet, und eine andere nur etwas geläufigere Bezeichnung für diese Freigerichte ist der Ausdruck Femgerichte.

Was diesen eben angeführten Ausdruck betrifft, so ist es bekannt, daß zur Erklärung desselben sehr verschiedene Ansichten aufgestellt sind. Einige wollen das Wort Feme von dem lateinischen fama — Gerücht — herleiten, Andere glauben darin einen Zusammenhang mit dem Worte vimen — Weide — zu erkennen, weil die Femgerichte ihre Urtheile mit dem aus Weiden geflochtenen Strick vollzogen. Bei näherer Betrachtung ergeben sich aber diese und vielleicht noch einige andere Ableitungen als unrichtig und man wird am sichersten an folgender von Jakob Grimm aufgestellten Erklärung festhalten. Veme bezeichnet nach Grimm's Ansicht überhaupt Gericht; verfemt werden heißt soviel als gerichtet, verurtheilt werden, und da die Verurtheilungen der westfälischen Gerichte immer auf den Tod durch den Strang gingen, so entsteht daraus von selbst die Bedeutung: geächtet, zum Tode verurtheilt werden.

Die Femgerichte sind auf Westfalen zu beschränken. Es kam zwar vor, daß von ihnen andere Gerichte mit der Vornahme einzelner Handlungen beauftragt wurden, Urtheile der Feme selbst sind aber nur in Westfalen — auf Rother Erde wie es heißt — gesprochen.

Die vorhergehende Darstellung versuchte zu zeigen, daß die Femgerichte keine neue Einrichtung waren, daß dieselben vielmehr als das fortdauernde Alte aufzufassen sind, welches sich trotz und neben dem Neuentstehenden erhält. In dem Umstande, daß die westfälischen Gerichte Reichsgerichte bleiben, während sonst in Deutschland Landesgerichte gebildet werden, ist der Rechtsgrund für ihre Thätigkeit im 14. und 15. Jahrhundert zu finden. Wenn daher in Urkunden vom 14. Jahrhundert ab von den Mitgliedern der Freigerichte die Behauptung aufgestellt wird, es seien diese Gerichte von Karl dem Großen und zwar auf den Rath des Papstes Leo eingesetzt, so ist dies, wenn wir von dem Papst Leo absehen, insofern richtig, als die allgemeinen Einrichtungen der westfälischen Gerichte schon zu Zeiten Karl's des Großen bestanden. Für die Eigenthümlichkeiten freilich, welche sich später ausbildeten, ist eine Bezugnahme auf Karl den Großen ebenso unzulässig als die auf irgendeine andere Persönlichkeit oder irgendein bestimmtes Ereigniß, wie etwa auf einen gesetzgeberischen Act.

Wir sahen, wie das Moment der Gewalt bei den westfälischen Gerichten vertreten war. Wir kennen den Beamten, welcher die Verhandlung leitete und die Vollziehung der Urtheile sanctionirte. Es sind aber noch keine Andeutungen über diejenigen Personen gemacht, durch welche das Moment des Wissens repräsentirt wurde. Die Frage, wer sprach das Urtheil? ist noch unbeantwortet. Hierüber Folgendes:

In der ältern Zeit lebte das Recht in dem Bewußtsein des Volks, sein Rechtsgefühl, welches, durch die Bedürfnisse des einzelnen Falls hervorgerufen, sich in dem Urtheile äußerte, war einzige Quelle des Rechts. Ursprünglich wird also in dem deutschen Rechte das bei den Gerichtsverhandlungen erfoderliche Moment des Wissens durch jeden Freien aus dem Volke repräsentirt.

Diesen ursprünglichen Zustand änderte die Verfassung Karl's des Großen durch Einführung der Schöffen. Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn auch gewiß Jeder die Fähigkeit hat, eine rechtliche Frage vermöge des ihm innewohnenden rechtlichen Instincts zu beurtheiken, doch Uebung diesen Instinct schärft und die ausgesprochenen Urtheile selbst eine größere Garantie für ihre Richtigkeit gewinnen. Daher bestimmte Karl der Große, daß nicht ohne weiteres Jeder die Frage des Richters nach dem Urtheile zu beantworten habe, sondern daß hierzu nur eine bestimmte Zahl aus dem Stande der Freien ernannter Personen berechtigt und verpflichtet sein solle. Diese Personen hießen Schöffen — Wissende; Jemanden wissend machen, heißt soviel als ihn zum Schöffen machen.

Durch diese ihre Stellung traten die Schöffen zwar dem Gerichte näher, ihre Rechtsfähigkeit wurde dadurch aber keine größere als die der

übrigen Freien. So zeigt ſich die vollſtändige Gleichberechtigung der Rechtſuchenden mit den Urtheilfindern ſchon in der Art und Weiſe, wie ein Anſpruch vor Gericht verfolgt wird. Es iſt nicht an ein Deduciren zu denken, bei welchem die Parteien ihre Anſichten dem Richter mittheilen und von ihm als einer übergeordneten, höherſtehenden Perſon die Entſcheidung erbitten: ſondern der Rechtſuchende ſtellt ſeine Behauptung als ſein Urtheil gegen die Behauptung, gegen das Urtheil ſeines Gegners. Und die Schöffen nehmen durch ihren Ausſpruch nicht eine höhere Stellung der Partei gegenüber ein; vielmehr ſchließen ſie ſich der einen oder der andern als Parteigenoſſen, als Gefolge an und verſchaffen ihr ſo die Majorität.

Noch deutlicher als bei dem Urtheilfinden zeigt ſich die Gleichberechtigung der übrigen Freien mit den Schöffen in dem Anfechten der gefundenen Urtheile, dem ſ. g. Urtheilſchelten. Der Schöffe, den der vorſitzende Richter dazu auffoderte, hatte vielleicht nach vorausgegangener Berathung mit einigen andern Schöffen ſich dem Urtheile des Klägers angeſchloſſen. Der Verklagte hält dies nicht für richtig. Er wendet ſich alſo an den vorſitzenden Richter, indem er ſpricht: „Herr Richter, das Urtheil, welches mir N. N. gefunden hat, das iſt unrecht, das ſchelte ich.“ Darauf läßt der Richter denjenigen Schöffen, der das Urtheil ausgeſprochen hat, von ſeinem Platze aufſtehen; der Scheltende nimmt den Platz ein, den ihm der Schöffe räumen mußte und nun findet er ſich ſelbſt ein Urtheil, wie es ihm in dieſer ſeiner eigenen Sache das rechte zu ſein ſcheint. Und dieſes Urtheil ſteht jetzt dem Urtheile des Schöffen ebenſo gegenüber, als es früher dem Urtheile der andern Partei gegenüberſtand. Es muß nun allerdings in irgendeiner Weiſe entſchieden werden, welches dieſer beiden Urtheile das richtigere iſt. Auch hier ſind die ältern deutſchrechtlichen Anſchauungen von den modernen ſehr verſchieden. Heute würde man dieſe Entſcheidung einer höhern ſtaatlichen Autorität unterwerfen müſſen. Es entſteht heute weniger darüber Zweifel, welche Rechtsſätze Anſpruch auf Geltung haben — dies ſagen uns die Geſetzbücher — als vielmehr darüber, ob der vorliegende Fall in gehöriger Weiſe nach den Vorſchriften der vorhandenen Geſetze beurtheilt worden iſt. Die höhere Kritik eines höhern Beamten iſt hier vollkommen geeignet, die reine Verſtandesthätigkeit eines niedern Staatsbeamten zu controliren.

Das Urtheil des ältern deutſchen Rechts enthält aber nicht eine Anwendung des zweifellos beſtehenden Rechts auf einen beſtimmten Fall, ſondern den Ausſpruch eines Rechtsſatzes ſelbſt, der nur durch die vorliegende Streitſache veranlaßt wird. Die das Urtheil ſcheltende Partei behauptet nicht, das Gericht hat nach dem beſtehenden Recht ſchlecht geurtheilt, ſondern das Gericht kennt nicht das Recht, weiß überhaupt

nicht was Rechtens ist. Daraus folgt denn von selbst, daß jetzt ein Gericht angegangen werden muß, dessen Schöffen das Recht besser wissen als die bisherigen. Zufällig konnte es auch wol vorkommen, daß in dem nunmehr anzugehenden Gerichte auch ein höherer Staatsbeamter den Vorsitz führte; aber nicht deswegen wurde die Entscheidung dorthin verlegt, sondern weil die Urtheilsfinder bessere waren. So konnten z. B. Städte wie Lübeck, Magdeburg, Brandenburg, welche niemals eine politische Superiorität über Danzig, Kulm, Berlin beansprucht haben, dennoch Lübeck für Danzig, Magdeburg für Kulm, Brandenburg für Berlin den s. g. Oberhof bilden. Denn die zuletzt genannten Städte befolgten das Recht der erstern, sie waren mit dem Rechte derselben bewidmet. Mithin mußten diejenigen Städte, von denen das Recht herstammte, besser über dasselbe Auskunft zu geben im Stande sein als diejenigen, die es empfingen.

Schöffen befanden sich bei jedem Gerichte, auch bei dem Reichsgerichte mußten sie dem königlichen Beamten sagen, was Rechtens sei, ihm das Urtheil weisen. Und allgemein galt der Satz, beim Reichsgericht werde das Recht besser gewußt als beim Landesgericht; daher auch die Berufung von dem Landesgericht an das Reichsgericht möglich war. Die Schöffen des Reichsgerichts standen aber, soweit sie Schöffen waren, durchaus unabhängig von irgendeinem landesherrlichen Einfluß da; in ihrer Eigenschaft als Schöffen waren sie reichsunmittelbar. Sehr natürlich daher, daß sie deswegen vor den Schöffen der landesherrlichen Gerichte und vor allen übrigen Freien, die in jeder Beziehung der landesherrlichen Gewalt unterworfen waren, eine gewisse bevorzugte Stellung genossen und daß diese auch in ihrer Benennung angedeutet wurde; die Schöffen der königlichen reichsunmittelbaren Gerichte hießen Freischöffen.

Soviel über die Organisation der Femgerichte; sie sind, um es noch einmal zu recapituliren, königliche Gerichte, der Gerichtsbann kommt zu ihnen unmittelbar von dem Reichsoberhaupte, der Richter — der Freigraf — ist ein königlicher Beamter und das Finden der Urtheile ist Sache der Freischöffen.

Die Thätigkeit dieser Gerichte erstreckt sich zunächst nur auf ihre eigenen in Westfalen belegenen Gerichtssprengel; was sonst im übrigen Deutschland vorgeht, kümmert anfänglich nicht die westfälischen Gerichte. Jetzt aber ist auf einen Satz des deutschen Rechts aufmerksam zu machen: auf den nämlich, daß die Hülfe der Reichsgerichte angegangen werden konnte, wenn die Landesgerichte das Recht nicht gewähren wollten oder nicht gewähren konnten. Da nun die westfälischen Gerichte Reichsgerichte waren, so lag in diesem Umstande die Möglichkeit, daß sie auch Sachen anderer Länder entscheiden konnten, sobald nämlich die Schwäche der

Landesgerichte ihre Hülfe als ein Bedürfniß herausstellte. Und dieses Bedürfniß war im 14. und 15. Jahrhundert in hohem Grade vorhanden. So oft freilich das Landesgericht im Stande war, sich des Angeklagten zu bemächtigen, was bei dem Fehlen irgendeiner polizeilichen Hülfe nur dann eintrat, wenn der Angeklagte die Vorladung des Gerichts respectirte, dann freilich konnte das Gericht auch den Rechten gemäß verhandeln.

Wie aber, wenn der Vorgeladene, auf seine Macht, auf seinen Einfluß vertrauend, die an ihn ergangene Vorladung nicht berücksichtigte? Dann konnte das Gericht vorläufig nichts weiter thun als den Angeschuldigten verfesten. Diese Verfestung bewirkte aber nichts weiter, als daß es jedem Eingesessenen des Gerichts verstattet war, den ungehorsam Ausgebliebenen zu ergreifen und ihn vor Gericht zu stellen. Verpflichtet wurde also Niemand und überhaupt galt die Verfestung auch nur für den Bezirk desjenigen Gerichts, welches die Verfestung ausgesprochen hatte, sodaß, selbst wenn ein höchstes landesherrliches Gericht verfestet hätte, der Verbrecher sich in jedem andern Landesgebiete ohne Gefahr aufhalten konnte; und bei der so großen Zersplitterung Deutschlands war es trotz der schwierigen Communication keine große Sache, das Gebiet eines Landesherrn mit dem eines andern zu vertauschen. Sollte es aber möglich werden, den Vorgeladenen an jeder Stelle des Reichs aufzugreifen, so konnte dieses nur durch die Hülfe eines Reichsgerichts bewirkt werden. Aber selbst die an dieser Stelle ausgesprochene Acht hatte während der Dauer eines ganzen Jahres keine weitern Folgen, als daß der Angeschuldigte an jeder Stelle des ganzen Reichs ergriffen und vor Gericht gestellt werden konnte. Erst nachdem die Acht ein Jahr lang fruchtlos gedauert hatte, wurde eine abermalige, eine höhere Acht, die sogenannte Aber- und Oberacht über den Angeklagten ausgesprochen. Jetzt war er vogelfrei. Jeder im Reiche hatte das Recht ihn zu tödten; aber Niemand die Pflicht. Wen also nicht die eigene Rache antrieb, die Gefahren eines Kampfes mit dem Geächteten zu bestehen, der kümmerte sich nicht um die Acht; und wurde die Acht vollstreckt, so wehrte sich der Geächtete, es entstand ein Kampf, eine Fehde, deren Entscheidung wol von der Macht, aber nicht von dem Rechte der streitenden Parteien abhing.

Erinnern wir uns jetzt daran, daß die westfälischen Femgerichte reichsunmittelbare königliche Gerichte waren. Erließen sie eine Ladung, so brauchten sie den ungehorsam Ausbleibenden nicht erst zu verfesten, sie konnten sofort die für das ganze Reich geltende Acht gegen ihn aussprechen; und den bestehenden Rechtszuständen gegenüber bildete sich die Praxis so, daß sie nicht nur die Acht, sondern sofort die Oberacht aussprachen.

Nun hatten die westfälischen Gerichte nur noch die eine Aufgabe zu

lösen, die nämlich, daß die Vollstreckung der von ihnen ausgesprochenen Oberacht mit möglichster Sicherheit bewirkt wurde. Und dies erreichten sie durch folgende Einrichtungen.

Zunächst war es einer ihrer Grundsätze, daß die bei ihnen thätigen Schöffen die ausgesprochenen Todesurtheile vollziehen mußten. Darin lag für den freien Mann nichts Unehrenhaftes; das Vollstrecken des Todesurtheils wurde als ein Act des Richtens aufgefaßt. Daher auch der Ausdruck Nachrichten. So waren z. B. an einzelnen Orten Deutschlands die jüngsten Mitglieder des Raths zur Vornahme der Execution verpflichtet, an andern der jüngste Ehemann, an noch andern der nächste Agnat des Verurtheilten. Aber wenn auch die Femgerichte unbedenklich ihren Schöffen die Vollziehung der Todesurtheile auftragen durften, so war es doch eine factische Unmöglichkeit, daß die in Westfalen wohnenden Schöffen in ganz Deutschland hätten herumreisen sollen, um alle erfoderlichen Executionen vorzunehmen. Die Gerichte selbst in andern deutschen Ländern einzuführen war undenkbar; man würde darin im 14. und 15. Jahrhundert einen solchen Verstoß gegen das alte Herkommen gefunden haben, daß schon deswegen diese Neuerung unmöglich gewesen wäre. Aber selbst wenn man darüber hätte hinwegsehen wollen, wie wäre es wol möglich gewesen, reichsunmittelbare Gerichte da von neuem aufleben zu lassen, wo sie von der Landeshoheit bereits unterdrückt waren? Die Femgerichte selbst mußten in Westfalen bleiben, sie durften nicht von der Rothen Erde; aber Schöffen konnten sie in jedem Theile Deutschlands haben.

Daher nahmen sie den weitern Grundsatz an, daß jeder freigeborene Deutsche von gutem Rufe als Freischöffe der westfälischen Gerichte aufgenommen, wissend gemacht werden könne, wenn er sich in Westfalen dazu meldete. Den Wissenden gewährten die Femgerichte manche Vortheile, sie traten allein in eine nähere Beziehung zu diesem damals allein mächtigen Gericht; Freischöffe zu sein schützte mehr, als kaiserliche Schutzbriefe es irgend vermocht hätten. Und so hatte denn dieser von den Femgerichten angenommene Grundsatz die Folge, daß man aus allen Gegenden Deutschlands die Vertreter der verschiedensten Stände nach Westfalen wallfahrten sah, um sich dort wissend machen zu lassen. Die freien Städte sorgten dafür, daß Mitglieder ihres Rathes wissend seien; die Fürsten wählten zu ihren Räthen gern Freischöffen und ließen sich auch wol selbst wissend machen. Wenn wir aber finden, daß auch einzelne deutsche Kaiser wie z. B. Wenzel, Ruprecht, sich von westfälischen Freigrafen wissend machen ließen, so können wir zwar die historische Thatsache nicht bezweifeln, doch aber in derselben nichts Anderes als eine kaiserliche Thorheit erkennen, die ganz geeignet war, das rechtliche Fundament der Femgerichte zu erschüttern. Ueberall im Reiche war der

Kaiser der höchste Richter, und auch die westfälischen Gerichte hatten ihre Gewalt aus keinem andern Grunde, als weil der Kaiser sie ihnen verliehen hatte. Wenn der Kaiser den Freigrafen aufstehen hieß, um selbst das Gericht zu leiten, so mußte dieser weichen, der Kaiser brauchte dazu nicht erst wissend gemacht zu werden, er war es schon eben, weil er Reichsoberhaupt war. Und wenn die Femgerichte das Gegentheil behaupten und diese Behauptung in verschiedenen Urkunden aussprechen, so liegt in derselben nichts weiter als eine durch nichts begründete widerrechtliche Anmaßung.

Die Zahl der aufgenommenen Schöffen war jedenfalls bedeutend. Es waren im 15. Jahrhundert mehre Tausende, Manche sprechen von mehr als 100,000, in Deutschland verbreitet. Diese alle hatten die Verpflichtung übernommen, die Urtheile der Feme zu vollziehen. Nimmt man hierzu noch die weitere, ihnen ebenfalls obliegende Verpflichtung, bei bedeutenden Verbrechen von selbst als Ankläger aufzutreten, so erscheint es begreiflich, daß mit einem solchen Organismus in vortheilhafter Weise auf den Rechtszustand Deutschlands gewirkt werden konnte.

Der Rechtsgrund für die Wirksamkeit des Femgerichts lag also darin, daß sie kaiserliche Gerichte waren, die factische Möglichkeit ihres Einflusses sicherten sie sich durch das über ganz Deutschland verbreitete Freischöffenthum.

Absichtlich habe ich über die Heimlichkeit, die mit den Femgerichten verbunden war, bisjetzt nichts angeführt und zwar aus dem Grunde, weil meiner Ansicht nach die Natur der Femgerichte nicht richtig erkannt werden dürfte, wenn man dieses Moment als ein vorzugsweise wesentliches voranstellen wollte. Der Regel nach waren nämlich die Verhandlungen der Femgerichte öffentlich, sie wurden an Orten gehalten, die Jedem zugänglich waren und Jedermann durfte den Verhandlungen derselben beiwohnen. Von dieser Regel werden allerdings zwei Ausnahmen gemacht. Das Gericht ist nicht öffentlich, es verwandelt sich in das sogenannte heimliche Gericht oder die heimliche Acht, wenn der Angeklagte nicht erscheint. Die ganze Heimlichkeit besteht aber nur darin, daß allen Nichtwissenden — allerdings bei Todesstrafe — befohlen wird, den Gerichtsort zu verlassen — d. h. modern ausgedrückt, es wurde mit Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelt; und dieselbe Heimlichkeit fand auch statt, wenn ein Freischöffe als Angeklagter vorgeladen war. Er wurde gleich vor die heimliche Acht geladen. Folge dieser Heimlichkeit mußte es allerdings sein, daß die einzelnen im Gerichte stattfindenden Vorgänge der allgemeinen Kenntniß verborgen blieben. Eine größere Sicherheit für die Urtheilsvollstreckung konnte aber daraus nicht hervorgehen. Dies wäre nur dann denkbar, wenn der fortbleibende Angeklagte — denn nur um diesen kann es sich handeln, weil der gegenwärtige in der Gewalt des

Gerichts war — über die Folgen seines Ausbleibens hätte im Zweifel sein können. Nun wurde aber Jeder gleichviel ob Freischöffe oder nicht vorgeladen, und in jedem Ladungsbriefe war die Warnung ausdrücklich ausgesprochen, daß im Falle des Ausbleibens die letzte und schwerste Sentenz, die Verfemung erfolgen werde. Der Ausbleibende wußte also seine Verurtheilung vorher, auch ohne daß ihm das Urtheil besonders mitgetheilt worden wäre.

Eine andere Heimlichkeit ist mit dem Freischöffenthum verbunden. Wenn Jemand nach Westfalen kam, um sich wissend machen zu lassen, so konnte dieses auch nur vor dem heimlichen Gerichte geschehen. Damit entzogen sich allerdings die bei der Aufnahme eines Freischöffen vorkommenden Ceremonien der allgemeinen Kenntniß. Der Freischöffe selbst durfte dieselben, wollte er nicht als Meineidiger bestraft werden, nicht verrathen. Ja in diesem einen Falle schärften die Femgerichte sogar die sonst allein bei ihnen gebräuchliche Strafe. So sagt ein altes Femrechtsbuch: „Wäre es, daß ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heimlichen Acht oder irgendetwas davon, klein oder groß, sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt, und binden ihm seine Hände vorn zusammen, und ein Tuch vor seine Augen und werfen ihn auf seinen Bauch und winden ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken und thun ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals und hängen ihn sieben Fuß höher als einen verurtheilten, verfemten, missethätigen Dieb.“ Auch heute noch sind wir nicht vollständig in die Geheimnisse des Schöffenthums eingedrungen. Bekannt ist es, daß nur solche Leute zu Schöffen aufgenommen werden konnten, für deren Unverleumdetheit sich zwei Freischöffen verbürgten. Wir wissen auch im Allgemeinen das Ceremoniel der Aufnahme: der Freigraf sagt den Neuaufgenommenen mit bedecktem Haupt die heimliche Feme, Strick, Stein, Gras, Grein und klärt ihnen das auf, wie vorgeschrieben ist. Dann sagt er ihnen das Nothwort, wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben hat und klärt ihnen das auf, als vorgeschrieben ist; dann lehrt er ihnen den heimlichen Schöppengruß, also daß der ankommende Schöppe seine rechte Hand auf des andern linke Schulter legt und spricht: „Ich grüß' Euch lieber Mann! Was fraget Ihr hier an?“ Der Gegrüßte legt sodann seine rechte Hand auf des andern linke Schulter und spricht: „Alles Glücke kehre ein, wo die Freienschöffen sein.“ Aber der Sinn der vier Worte Strick, Stein, Gras, Grein, sowie der des sogenannten Nothworts Karl's des Großen ist uns verborgen geblieben. Wenn aber auch das ganze Ceremoniel der Aufnahme im Mittelalter unbekannt blieb, die Thatsache, daß man Schöffe geworden, wurde nicht als Geheimniß behandelt. Aber freilich mußte sich von selbst eine gewisse Unsicherheit darüber bilden, wer denn eigentlich in Deutschland Schöffe war. Unter

den Bewohnern einer Stadt wird man es wol gewußt haben: aber bei den geringen Mitteln der Communication war es nicht denkbar, daß man dies auch von andern entlegenern Gegenden hätte wiſſen ſollen. Die Schöffen ſelbſt mochten darüber im Allgemeinen nicht mehr wiſſen als die Nichtſchöffen, aber ſie hatten in den geheimen Erkennungszeichen ein Mittel, ihre Genoſſen leichter zu finden. So mochte es denn häufig vorkommen, daß die Schöffen einander früher erkannten als der Verfemte die Schöffen, und in dieſem Falle wurde es möglich, das Todesurtheil zu vollſtrecken, während der Verurtheilte ſich noch für ſicher hielt. In dieſer Beſchränkung aufgefaßt kann man auch die Heimlichkeit als ein Mittel betrachten, durch welches die Femgerichte wirkſam wurden, weiter aber, als eben geſchehen, darf man dieſes Mittel nicht ausdehnen.

Gedichte.

Von

Heinrich von Treitſchke.

I. Die Amme.

Ach gnädiger Herr, du weißt es nicht,
Wie laut ein Mutterherze ſpricht,
Wie bitt're Sehnſucht mich geplagt,
Sonſt zürnteſt du minder der falſchen Magd!

Weißt nicht wie's thut: vonhinuengeh'n
Von ſeinem Kinde ſo lieb, ſo ſchön!
Sein junger Vater liegt im Grab,
Ließ mir den Knaben als letzte Hab'.

Als ich von meinem Jungen mußt',
Als er weinend langte nach meiner Bruſt,
Als ich ihn fremden Leuten gab —
Mir war, als bräche das Herz mir ab!

Da kam ich zu dir und deinem Sohn,
Hab' ihn gepflegt um kargen Lohn.
Wol war er ſchön der kleine Wicht —
So wie mein Kind, ſo war er nicht.

Der Sonntag kam und ich durfte geh'n,
Nach meinem armen Jungen ſeh'n.
In finſt'rer Ecke die Wiege ſtand,
Ward nicht geſchaukelt von milder Hand.

Er blickte ſo ſtarr in ſeiner Noth
Wie in der Kirche das Bild vom Tod.
Und ich nahm ihn auf an meine Bruſt,
Da ſog er und ſog mit Herzensluſt.

Und trank ſich ſatt, ſchlief ruhig ein,
Konnt' ja nicht beſſer gebettet ſein.
Und ſollt' ich ihn reißen vom Buſen mein?
Hier war ja ſein Platz in der Welt allein.

Ihn wieder geben in fremde Hut,
Mein eigen Kind, mein Fleiſch und Blut? —
— Ein Augenblick — und es war gethan,
Da hatt' er die reichen Kleider an.

Dein Söhnlein lag in den Windeln arm
In fremder Wiege — daß Gott erbarm'!
Was frug ich nach des Fremden Schmerz!
Zu voll von Jubel war mein Herz.

Ich habe mein Kind, ſo lacht's in mir.
Ich trug es an meiner Bruſt zu dir.
Ihr ſtolzen Reichen, ihr ſaht es nicht,
Kennt eure eig'nen Kinder nicht.

Nun wird er entwöhnt, fort ſoll ich geſchwind,
Nun ſag' ich es laut: Das iſt mein Kind!
Dein Söhnlein ward wol krank und ſchwach,
Liegt frierend unterm Bettlerdach.

Mein iſt die Schuld, ich hab' es geſagt,
O ſchone nicht der falſchen Magd!
Nur laß mir das Kind, die letzte Hab'
Von meinem Mann im ſtillen Grab!

2. Das Weib im Moor.

„Was ſucht die bleiche Frau am Sumpf?
Was irrt ſie durch das Moor
Und ringt die Händ' und klaget dumpf?
Mein Rappe bäumt empor." —

— „„Wol ſchrecken mag dein edles Thier
Das bleiche Weib im Moor,
Um das der deutſchen Jäger Zier
Ihr junges Blut verlor.

So zog ſie damals durch das Moor
Vergeſſend Sitt' und Scham,
Als hier mit ihrem Jägercorps
Ihr Karl zu lagern kam.

Sie flog als wär's ihr letzter Gang,
Als hetzte ſie der Tod:
Bis wo den Haideſaum entlang
Das Beiwachtfeuer loht.

Da waren leichter Jungen viel,
Da ward die ganze Nacht
Durchlärmt beim Glas und Würfelſpiel
Zum Letzten vor der Schlacht.

Ihr Liebſter lehnt' an ſeiner Flint'
Und trank und ſang und ſchrie;
Ein ſchönes Marketenderkind
Wiegt' er auf ſeinem Knie.

Da rief ſie einen grauſen Fluch
Ihm und der loſen Maid
Und floh zum Dänen durch den Bruch —
Zerriſſen war ihr Kleid.

Roth ihr Geſicht, das eh' ſo rein —
Ich weiß nicht, wie es kam:
War es der Feuer Widerſchein?
War es die Glut der Scham? —

Auf, Dänen ihr im rothen Rock!
Und wollt ihr leichtes Spiel,
So folgt mir über Stein und Stock!
Ich weiß ein hohes Ziel.

Der Däne kam, und gräßlich dumpf
Der Kampf der Nacht begann;
Die Deutſchen ſanken in den Sumpf
Bis auf den letzten Mann.

Als niederſank des Letzten Leib
Und ſtille ward die Nacht,
Da kam es auf das falſche Weib,
Da kam die Höllenmacht.

Da irrt ſie hin und klaget dumpf:
O ich verlaſſ'ne Braut!
Und ſtört das Moor und weckt den Sumpf
Mit ihrem Klagelaut.

Kein Bauer nimmt ſie in ſein Haus
Und pflegt der kranken Magd;
So irrt ſie durch der Nächte Graus,
Vom böſen Geiſt gejagt.

Laß jagen was nur jagen mag
Das falſche Milchgeſicht!
Vergeb' ihr Gott am Jüngſten Tag —
Wir Bauern können's nicht!

Wenn einſt der deutſchen Reiter Trab
Aufs neu' die Geeſt durchdringt,
Wenn auf dem feuchten Jägergrab
Die deutſche Büchſe klingt:

Dann mag ſie zieh'n mit uns zu Feld
Und harren in Geduld,
Bis ſie des Dänen Kugel fällt,
Dann büßt ſie ihre Schuld!""

3. Ein geiſtliches Schloß.

Der Falkner lockendes Rufen ſchallt,
Und ſtill und ſtiller wird's im Wald;
Die Rüden heulen, die Jagd iſt aus,
Der geiſtliche Kurfürſt kehrt nach Haus.

Wie tummelt er kühn ſein arabiſch Roß,
Der ſchönſte Reiter vom ganzen Troß;
Der kühne Jäger in Buſch und Moor
Iſt das ein Mann für Meſſ' und Chor?

Und wie er hält an der hohen Thür,
Da tritt ein greiſer Prieſter für;
Stumm geht der Herr ins Prunkgemach,
Der finſt're Alte folgt ihm nach.

Er ſpricht gar grämlich weiſes Wort:
„Herr, treibet die wüſte Luſt nicht fort,
Laßt Euch erleuchten von Gottes Licht"...
Der Kurfürſt lachend ihn unterbricht:

„„Schick' mir den Pater zur Abendzeit,
Dann will ich beichten mit Scham und Leid,
Daß ich die Nächte beim Glas durchwacht,
Gejagt, gefochten und froh gelacht."" —

Schon Alles ſchläft. Still iſt die Nacht
Im Corridor nur ſchultert die Wacht.
Horch! Auf den Treppen bedächtiger Schritt,
In den öden Gang ein Pater tritt:

Ein heiliges Bild, gemeſſen und alt,
Von grauer Kutte dicht umwallt;
Er ſchreitet ins fürſtliche Schlafgemach,
Die Lampe funkelt, der Herr iſt noch wach.

Die Kapuze fällt ... eine holde Maid
Liebreizend lächelt im frommen Kleid,
Umſchlingt den Fürſten mit weichem Arm —
An Liebchens Seite da ruht ſich's warm.

Die Jahre ſind um. Des Mondes Schein
Fällt in das ärmliche Haus herein,
Beſtrahlt im Bette die ſchöne Frau —
Die Wangen verwelkt, die Locken grau.

Sie zieht aus dem Buſen ein gold'nes Bild
Und küßt es, dann weint, dann lacht ſie wild;
Sie ſtürzt ans Fenſter und blickt hinaus
Empor zum prächtigen Fürſtenhaus.

Die Schloßkapelle ſtrahlt von Licht.
Ihr Aug' iſt trübe, ſie ſieht es nicht.
Sie lauſcht — von drüben die Hora ſchallt,
Die Orgel dröhnet... Der Fürſt iſt alt.

Literatur und Kunst.

Populäre Encyklopädie.

Im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben das erste Heft eines neuen populär-encyklopädischen Werks, welches den Titel führt: „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon." Bereits in diesem Titel liegt die doppelte Bestimmung des Unternehmens angedeutet. Dasselbe tritt nämlich einerseits durchaus selbständig auf, als ein eigenes, in sich abgeschlossenes Werk, andererseits ist es bestimmt, den von derselben Firma seit Jahren veröffentlichten Werken ähnlicher Gattung, namentlich also dem „Conversations-Lexikon" und der kürzlich mit Vollendung des zwölften Bandes zum Abschluß gelangten „Gegenwart" als Fortsetzung und Ergänzung zu dienen. Die Aufgabe, die das neue Unternehmen sich stellt, ist demnach in der Hauptsache dieselbe wie in jenen frühern Werken; gleich ihnen will es „das Zeitleben, wie es sich entwickelt in Staat und Gesellschaft, in Wissenschaft, Kunst und Literatur in einem geschlossenen Gesammtgemälde und im Interesse der populären Bildung zur Anschauung bringen". Seiner doppelten Bestimmung aber theils als selbständiges Werk, theils als Ergänzung des „Conversations-Lexikon" gedenkt es dadurch nachzukommen, daß es theils größere selbständige Abhandlungen über alle wichtigsten Fragen der Zeit, theils aber auch kürzere notizenartige Mittheilungen bringt, die sich den betreffenden Artikeln des „Conversations-Lexikon" unmittelbar anschließen und durch die mithin letzteres Werk fortwährend auf dem Neuesten erhalten wird. Die lexikalische Reihenfolge konnte dabei natürlich nicht innegehalten werden, sie hätte im Widerspruch gestanden mit einem Stoff, der selbst noch fortwährend im Entstehen ist. Sonach wird die Ordnung der Artikel lediglich von dem Maß des Interesses abhängen, welches die betreffenden Gegenstände selbst in Anspruch nehmen: also dieselbe Methode, die schon in der „Gegenwart" befolgt ward und die sich hier so trefflich bewährt hat. Dagegen wird der Kreis, über den diese Mittheilungen sich erstrecken, durchaus unbeschränkt sein; jede Begebenheit, die in irgendeiner Art entscheidend auf die Entwickelung unserer Zeit einwirkt, jede Persönlichkeit, die geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen, wird hier ihre Besprechung und Erläuterung finden. Einen Hauptplatz wird die politische Tagesgeschichte einnehmen; doch werden gleichzeitig auch alle wichtigern Momente der culturgeschichtlichen Entwickelung die ihnen angemessene Darstellung finden. Unter den einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen wird dem Entwickelungsgang unserer Zeit gemäß die meiste Aufmerksamkeit der Geschichte, der Erd- und Völkerkunde, der Statistik, der politischen Oekonomie sowie dem weiten Gebiet der Naturwissenschaften zugewandt werden, ohne dabei jedoch (wie schon das vorliegende erste Heft beweist) über diesen mehr praktischen Rücksichten die Interessen der Kunst und der ästhetischen Bildung zu vernachlässigen. Die Verlagshandlung, deren Verdienst um die Herstellung derartiger populärer Encyklopädien allgemein anerkannt ist und auf geschichtliche Würdigung Anspruch hat, ist auch bei Beginn des gegenwärtigen Unternehmens bemüht gewesen, einen Kreis von Mitarbeitern um sich zu versammeln, die mit gründlicher und gediegener Sachkenntniß zugleich die Gabe eleganter und

populärer Darſtellung verbinden. So hat das Publicum denn allen Grund, einem Werke entgegenzuſehen, das ſich ſeinen berühmten Vorgängern würdig anſchließen und dem täglich wachſenden Bedürfniſſe allſeitiger Bildung und geiſtiger Anregung eine ebenſo geſunde wie ſchmackhafte Nahrung darbieten wird. Auch werden dieſe Erwartungen durch das vorliegende erſte Heft bereits beſtätigt. Daſſelbe bringt erſtlich eine Reihe größerer Abhandlungen, die ſich theils auf politiſche, theils auf künſtleriſche Perſönlichkeiten, theils auch auf intereſſante culturgeſchichtliche, nationalökonomiſche und techniſche Fragen der Gegenwart beziehen. Von politiſchen Perſönlichkeiten werden uns Graf Morny und der neuerwählte Präſident der nordamerikaniſchen Freiſtaaten, James Buchanan geſchildert; die Kunſt iſt durch Adelaide Riſtori und Vogumil Dawiſon vertreten, von welchem Letztern wir namentlich ein ſehr lebhaftes und anziehendes Charakterbild erhalten. Den Uebergang zu den praktiſchen Fragen der Zeit bildet eine ausführliche Charakteriſtik des preußiſchen Handelsminiſters von der Heydt. Dieſelbe iſt um ſo dankenswerther, als es, ſoviel uns bekannt, hier das erſte mal iſt, daß dieſer um die Entwickelung der preußiſchen und deutſchen Verkehrsverhältniſſe ſo hochverdienten Perſönlichkeit eine eingehende literariſche Darſtellung zutheil wird. Auch haben dem ungenannten Verfaſſer offenbar ebenſo zuverläſſige wie reichhaltige Materialien zugebote geſtanden; der Aufſatz enthält zahlreiche ſtatiſtiſche und andere Einzelheiten, die eine gediegene Sachkenntniß darthun. Sehr lehrreich iſt ferner eine Abhandlung über die projectirte Kanaliſirung des Iſthmus von Suez; es iſt der erſte und umfangreichſte Artikel des Heftes, entſprechend der großen, wahrhaft weltgeſchichtlichen Wichtigkeit, welche dieſem Project zukommt, einem Project, deſſen Ausführung wol verzögert, aber gewiß nicht mehr verhindert werden kann und das, glücklich vollendet, die Phyſiognomie der Alten Welt verrücken wird. Auch über die neueſten Fortſchritte und Entdeckungen in der Gußſtahlfabrikation, die in ihrer Art ebenfalls geeignet ſind, eine neue Epoche des gewerblichen Lebens zu begründen, werden wir in gründlicher und verſtändlicher Weiſe unterrichtet. An dieſe größern Abhandlungen ſchließen ſich „Kleinere Mittheilungen“: eine Rubrik, die ſpeciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Converſations-Lexikon“ beſtimmt iſt und theils neue Artikel im Charakter dieſes Werks, theils Nachträge liefert zu ſolchen Artikeln, die bereits in der neueſten Ausgabe des genannten Werks enthalten ſind. Die diesmalige Nachleſe bringt Notizen und Zuſätze über den franzöſiſchen Componiſten Adam, den badiſchen Staatsmann Bekk, das neuerdings ſoviel beſprochene Bolgrad, ferner über die jüngſtverſtorbene Marie Förſter, den Grammatiker Götzinger, den Sprachforſcher F. von der Hagen, den Orientaliſten Hammer-Purgſtall und Andere. Auch über die durch die jüngſten Ereigniſſe in der Schweiz ſo bekannt gewordene Familie Pourtalès erhalten wir einige Notizen, die beſonders allen Zeitungsleſern erwünſcht ſein werden. Ueberhaupt iſt die ganze Einrichtung dieſer kleinen Mittheilungen höchſt praktiſch und wird dieſelbe zur Verbreitung des Werks, in dem wir überhaupt einen weſentlichen Fortſchritt auf der Bahn allgemeiner volksthümlicher Bildung zu begrüßen haben, gewiß nicht wenig beitragen. Schließlich ſei noch bemerkt, daß allmonatlich ein Heft erſcheint, 12 Hefte im Umfang von circa 50 Bogen bilden einen Band; der Preis des Heftes beträgt 5 Ngr.

st.

Correspondenz.

Aus Berlin.

9. Februar 1857.

NO. Unser Carneval — aus meinen frühern Briefen wissen Sie bereits, was man hier so nennt — befindet sich auf seiner Glanzhöhe; Leute, denen man in Dingen dieser Art ein Urtheil wol zugestehen muß, als da sind Modisten, Juweliere und Traiteure, versichern mit behaglichem Schmunzeln, daß Berlin seit Jahren keine so glänzende Saison gesehen wie diesmal. Der Hof selbst geht mit gutem Beispiel voran; bereits haben in den Prachtsälen des Königlichen Schlosses verschiedene großartige Ballfeste stattgefunden, bei denen die Gäste nach Tausenden gezählt wurden nnd auch von Galadiners, Hofconcerten und Jagden wird in den Zeitungen beinahe täglich Bericht erstattet. Als besonders glänzend wird ein Fest gerühmt, welches am 3. Februar im Palais des Prinzen Karl zur Feier des Geburtsfestes der Gemahlin des Prinzen stattfand. Die ganze Crême unserer Aristokratie war dabei betheiligt; man stellte lebende Bilder dar und führte eine kleine einactige Posse von Angely auf, wobei namentlich Hr. von Hülsen, unser Theaterintendant, als Commis voyageur und angenehmer Schwerenöther sein erlauchtes Publicum zum lebhaftesten Beifall hingerissen haben soll — Beweis genug, daß, wie vornehm es in diesen Kreisen auch übrigens zugehen mag, der Geschmack derselben doch nichts weniger als exclusiv und aristokratisch ist. Auch ein prächtiges Carrousel, das demnächst in der Seeger'schen Reitbahn von einer Anzahl unserer reichsten und vornehmsten Cavaliere geritten werden soll und bei dem der Hof ebenfalls unter den Zuschauern erwartet wird, macht von sich reden. Man erinnert sich dabei, daß ein ähnliches Fest, von denselben Theilnehmern veranstaltet und in demselben Locale, schon im vorjährigen Carneval stattfand; dasselbe gab damals, wenigstens einem allgemein verbreiteten Gerücht zufolge, mit eine Hauptveranlassung zu der unglückseligen Hinckeldey'schen Katastrophe. Unter diesen Umständen hat die bevorstehende Erneuerung dieses Festes im Publicum einiges Befremden erregt; man hatte erwartet, daß ein Fest, an das sich so tragische Erinnerungen knüpfen und dessen Veranstalter damals, mit Recht oder Unrecht, von der öffentlichen Meinung sowenig günstig beurtheilt wurden, nicht sobald würde wiederholt werden. Doch steht unsere Aristokratie natürlich viel zu fest, als daß sie dergleichen Erinnerungen und Vergleiche zu scheuen hätte und so wird der finstere Schatten, der von der Gruft des Hrn. von Hinckeldey her auf die Cavaliercarrousels in der Seeger'schen Reitbahn fällt, dem Glanz des bevorstehenden Festes gewiß keinen Abbruch thun.

Auch sind ja alle diese Festlichkeiten nur für ganz bestimmte Kreise; das Aeußerste, bis wohin das größere Publicum sich wagen darf, sind die Subscriptionsbälle im Königlichen Opernhause. Dieselben wurden schon unter dem verewigten König durch den Grafen Brühl eingerichtet, nach dessen Namen sie auch früher genannt wurden. Sie waren sehr beliebt, namentlich in den Zwanziger Jahren, wo sie den Mittelpunkt einer ebenso feinen wie anmuthigen Geselligkeit bildeten. Der Hof erschien dabei ohne alles Gepränge und

ohne Etikette, wie es denn überhaupt ein Hauptzweck dieſer Bälle war, die allzu ſchroffe Sonderung der Stände aufzuheben und gleichſam einen neutralen Boden herzuſtellen, auf dem die geſammte gebildete Geſellſchaft der Hauptſtadt zuſammentrat. Leider konnte dieſer ſchöne Zweck nicht lange aufrechterhalten werden; ſchon in den letzten Jahren Friedrich Wilhelm's III., noch mehr aber zu Anfang der Vierziger Jahre ging der urſprüngliche bürgerliche Charakter dieſer Bälle mehr und mehr verloren, bis endlich wiederholte Exceſſe von Seiten der jüngern Offiziere die Aufhebung der ganzen Veranſtaltung herbeiführten. Erſt im vorigen Jahre wurde dieſelbe wieder erneuert, aber freilich in einer Geſtalt, in der die außerordentliche Umwandlung, welche das ſociale Leben unſerer Stadt in den letzten Decennien erlitten hat, ſich nur allzu deutlich ausſpricht. Die gegenwärtigen Feſte im Opernhauſe ſind ohne Zweifel viel prächtiger, viel glänzender als die alten Brühl'ſchen Bälle, aber ſie ſind auch nichts weiter als glänzend; von geſelliger Heiterkeit iſt hier keine Rede mehr, Niemand fällt es ein, ſich wirklich amüſiren zu wollen, man geht nur hin um zu ſehen und geſehen zu werden; es iſt eine Ausſtellung glänzender Garderoben, der wahre Tummelplatz jener Parvenüs, die auch bei uns in den letzten Jahren, Dank dem befruchtenden Regen der Börſe, ſo zahlreich in die Höhe geſchoſſen ſind. Dieſe Bälle wurden bisher regelmäßig des Sonnabends abgehalten; erſt ſeit dieſem Winter ſind ſie auf den Donnerſtag verlegt und auch dieſe Verlegung fand erſt ſtatt, nachdem der erſte Subſcriptionsball bereits, wie gewöhnlich, auf einen Sonnabend angekündigt war. Dieſe plötzliche Abänderung hat zu mancherlei Gloſſen Veranlaſſung gegeben; eine bekannte kirchliche Partei, behauptete man, habe Anſtoß daran genommen, daß auf dieſen Bällen gleichſam unter der Aegide des Hofs ſelbſt in den Sonntag hineingetanzt und die Heiligkeit des Sabbaths, auf die bekanntlich gerade bei uns in der Hauptſtadt mit außerordentlicher Strenge gehalten wird, auf dieſe Weiſe verletzt werde. So allgemein das Gerücht auch verbreitet iſt, ſo kann ich mich doch nicht entſchließen, daran zu glauben; zum wenigſten, wenn ja ein religiöſes Motiv dabei im Spiele geweſen iſt, ſo kann daſſelbe nur von unſern Miſſionsgeſellſchaften zur Bekehrung der Juden in Anregung gebracht ſein. Denn es iſt ein Factum, von dem jeder Beſucher dieſer Bälle ſich ſofort beim erſten Blick in den Saal überzeugen kann, daß das Publicum derſelben zu mindeſtens zwei Dritteln aus der Blüte unſerer jüdiſchen Bevölkerung beſteht; die beſcheidenen chriſtlichen Geſichter verlieren ſich förmlich zwiſchen den ausdrucksvollen Phyſiognomien, den prächtig rauſchenden Gewändern, den funkelnden Ketten und Edelſteinen, mit denen Iſrael auf dieſen Bällen dahergeſchritten kommt. Und warum ſollte es nicht? Sind doch die Juden die Könige der Börſe, hier wie anderwärts, und ſo iſt es nur ganz in der Ordnung, daß ſie auch als die Könige der Geſellſchaft auftreten. Daß übrigens auch hier nicht Alles Gold iſt was glänzt, und daß auch die gerühmte Pracht der Opernhausbälle ihre Kehrſeite hat, von der ſie ſich etwas minder imponirend ausnimmt, dafür lieferten die Inſerate der „Voß'ſchen Zeitung" kürzlich eine höchſt ergötzliche Probe. Die Intendanz der Königlichen Schauſpiele veröffentlichte darin ein Verzeichniß der verlorenen Sachen, die nach dem letzten Subſcriptionsball im Opernhauſe gefunden worden; darunter war denn auch wörtlich „eine falſche Broche mit böhmiſchen Steinen". Iſt

dieſer Zug nicht echtberliniſch? Das Billet zum Subſcriptionsball koſtet 3 Thlr. preußiſch Courant, es iſt der Stolz der reichen Bourgeoiſie, ſich hier im Angeſicht des Hofs brüſten zu dürfen und doch — ſollte man es für möglich halten — werden auf dieſen Bällen „falſche Brochen mit böhmiſchen Steinen" verloren?! Man könnte eine ganze Geſchichte von dieſer verlorenen Broche ſchreiben; wir empfehlen ſie den Gelehrten des „Kladderadatſch", ſie iſt es werth, von ihnen verewigt zu werden.

Die Theater haben bisjetzt zur allgemeinen Carnevalsfreude noch nicht viel beigeſteuert, wenigſtens nichts, was über das Gewöhnliche hinausgegangen wäre. Doch hörten wir in der Königlichen Oper eine vortreffliche Aufführung des „Titus", in welcher ſich beſonders Frl. Wagner als Sextus ſowie Frau Köſter als Vitellia auszeichneten. Mit Letzterer ſoll ein neuer Contract auf drei Jahre abgeſchloſſen ſein; haben die Stimmittel der Frau Köſter in der jüngſten Zeit auch namhaft verloren, ſo iſt ſie, auf ihren richtigen Platz geſtellt, doch noch immer eine höchſt achtenswerthe Künſtlerin und können wir uns daher nur Glück wünſchen, ſie noch für einige Jahre die Unſere zu nennen. Im Schauſpiel wurde der ſeit längerm erwartete „König Saul" von Kette gegeben. Der erſten Aufführung war ich verhindert beizuwohnen; erſt bei der zweiten war ich anweſend, gewann aber auch ſofort die Ueberzeugung, daß dieſe zweite Aufführung die letzte ſein würde und der Erfolg hat, bisjetzt wenigſtens, meine Vermuthung beſtätigt. Wüßte man nicht, mit welchem Eifer von gewiſſer Seite her die bibliſchen Stoffe protegirt werden, ſo müßte es unbegreiflich ſcheinen, wie ein ſolches Stück nur zu der Ehre gelangt iſt, auf der Königlichen Bühne zugelaſſen zu werden. Es trägt den Stempel der Armſeligkeit in wahrhaft erſchreckendem Grade; niemals iſt ein an ſich ſo großartiger und erhabener Stoff ſo in das Triviale herabgezogen worden wie in dieſem Stück. Der ſtolze, trotzige König Saul, dieſer Repräſentant des ſelbſtbewußten, auf ſich ſelbſt beruhenden Heldenthums, im Kampf mit prieſterlicher Liſt und Herrſchbegier, iſt bei Hrn. Kette zu einem ganz gemüthlichen Legitimitätsprediger geworden, der allerhand über das Recht der Krone und die Heiligkeit einer rechtmäßigen Herrſchaft zum beſten gibt, im Uebrigen aber ſelbſt nicht weiß, was er will und ſich in allen praktiſchen Dingen als ein ganz kopf- und rathloſer Menſch darſtellt. Dem ſo wirkſamen Gegenſatz zwiſchen unabhängigem Heldenthum und herrſchſüchtigem Prieſterthum, der, wie geſagt, die Seele des ganzen Stoffs bildet, hat der Dichter von vornherein die Spitze dadurch abgebrochen, daß er ſeinen Samuel ſchon im erſten Act verſchwinden läßt und zwar auch nur ganz beiläufig, als handelte es ſich um eine beliebige Nebenperſon. David iſt viel zu ſentimental und ſchwächlich, wenigſtens in der Zeichnung des Hrn. Kette, um als dramatiſches Gegengewicht gegen König Saul dienen zu können und auch unter den übrigen Figuren des Stücks findet ſich keine einzige, die durch Neuheit oder Schärfe der Charakteriſtik unſer Intereſſe zu feſſeln vermöchte. Den allergrößten Misgriff aber, einen Misgriff, der uns an dem poetiſchen Talent des Dichters völlig deſperiren macht, hat er im vierten Act gethan, in jener berühmten Scene im Hauſe der Hexe von Endor, da der verzweifelnde Saul ſich den Schatten Samuel's heraufbeſchwören läßt, um ſich bei ihm Raths zu erholen. Die Erhabenheit dieſer Scene iſt ſo groß, ihre Anlage ſo durch und durch dramatiſch, daß es un-

möglich ſcheint, ſie todtzumachen; wo irgendein Funke poetiſchen Talents vorhanden iſt — ich rede nur vom Talent, gar nicht einmal vom Genie — da, ſollte man meinen, müßte er wenigſtens bei dieſer Stelle in hellen Flammen auflodern. Aber nein, Hr. Kette hat das Unmögliche möglich zu machen gewußt, er iſt ein Rationaliſt, dieſer ſcheinbar ſo bibelfeſte Hr. Kette, trotz Paulus und Wegſcheider: es iſt gar nicht der Schatten des zürnenden Hohenprieſters, der dem König erſcheint, ſondern ein bösartiger Intrigant, ein heimlicher Feind des Saul verkleidet ſich als Geſpenſt, um den König völlig zu ruiniren. Läßt ſich eine größere Plattheit denken?! Der Schatten des Samuel als Verkleidungsſcene eines Intriguenſtücks! Bei alledem ſoll die Aufnahme von Seiten des Publicums bei der erſten Aufführung ziemlich günſtig geweſen ſein; der Dichter iſt ſogar, wie die Zeitungen berichteten, zu wiederholten malen hervorgerufen worden. Dieſe Auszeichnung, ehedem faſt unerhört bei uns, ſcheint jetzt Mode zu werden, beſonders bei Stücken einheimiſcher Dichter; auch der Dichter der „Klytämneſtra" mußte bei der erſten Aufführung drei oder vier mal vor den Lampen erſcheinen, um die Huldigungen des Publicums in Empfang zu nehmen, was jedoch die „Klytämneſtra" ſelbſt nicht verhindert hat, ſehr bald wieder zu verſchwinden. „König Saul" wird ſeine Bahn vorausſichtlich noch raſcher beenden; ſchon bei der zweiten Aufführung war das Haus ungewöhnlich ſchwach beſetzt und ſelbſt die Anweſenheit des Königs, der jedoch nur bis nach dem dritten Act verweilte, um ſich demnächſt zu der bereits erwähnten Feſtlichkeit im Palais des Prinzen Karl zu begeben, war nicht im Stande, die wahrhaft eiſige Stimmung aufzuthauen, in der das Publicum verharrte. Die nächſte Neuigkeit wird der neueinſtudirte „Macbeth" ſein, mit Frl. Heuſer als Lady Macbeth; es war dies früher eine Glanzrolle unſerer unvergleichlichen Crelinger und wird Frl. Heuſer inſofern einen ſchweren Stand haben. Doch ſcheint das Publicum ſich allmälig mit der Künſtlerin etwas mehr zu befreunden, als es anfangs der Fall war. So ſoll ſie namentlich in der Birch-Pfeiffer'ſchen „Grille", wo ſie für die ſchwer erkrankte Frau Formes eingetreten iſt, viel Glück gemacht haben; auch wird das Stück mit dieſer neuen Beſetzung häufig gegeben. Inzwiſchen zweifle ich doch zur Ehre der Künſtlerin, daß es gerade dieſe Birch-Pfeiffer'ſchen Rollen ſind, in denen ſie ihre Triumphe zu feiern wünſcht.

Unter unſern Vorſtadttheatern behauptet das Königſtädtiſche noch immer den Preis raſtloſer Thätigkeit, wennſchon man im eigenen Intereſſe der Bühne wünſchen möchte, daß dieſe Thätigkeit von einer etwas ſtrengern Auswahl der Gegenſtände begleitet wäre, auf welche ſie ſich richtet. Dieſe Bühne, im Uebrigen mit ſoviel Energie und Umſicht geleitet, hat doch noch immer nicht das richtige Fahrwaſſer gefunden; ſie experimentirt zu viel und zerſplittert dadurch nicht nur ihre Kräfte, ſondern auch das Intereſſe des Publicums. Eins der wunderlichſten unter dieſen Experimenten war die Aufführung eines dreiactigen Dramas von Herman Grimm „Verloreues Spiel". Dieſer Dichter hat ohne Zweifel Talent, ſogar ein erhebliches Talent; er hat eine feine Beobachtungsgabe, einen ſcharfen Verſtand und eine gewandte und zierliche Form. Aber alle dieſe an ſich ſo höchſt ſchätzenswerthen Gaben wendet der Dichter regelmäßig nur dazu an, das innerlich Unwahre und Unmögliche darzuſtellen; alle ſeine Productionen, ſoweit wir ſie kennen, be-

Digitized by Google

ruhen ſämmtlich auf den verzwickteſten, unwahrſten Vorausſetzungen, nie zeichnet er geſunde, lebensfähige Geſtalten, ſondern ſtets ſind es bloße Schatten, von einer bloßen Laune, einer bloßen eigenſinnigen Grille des Dichters in die Welt geſetzt. Herman Grimm's Muſe iſt nicht die Wahrheit, nicht die Schönheit, ſondern die Caprice; er hat ein wahrhaft verhängnißvolles Talent, die einfachſten Verhältniſſe regelmäßig im unwahrſten und verkehrteſten Lichte zu ſehen; es iſt ein geiſtiges Schielen, das ihm Alles anders darſtellt als es iſt und nach den ewigen Geſetzen der Natur und der Sittlichkeit ſein muß und ſein darf. Auch das „Verlorene Spiel" iſt ein ſolches fortgeſetztes Attentat gegen Wahrheit und Natur; das ganze Stück zählt nur drei Perſonen, aber von allen dreien denkt und fühlt und ſpricht und handelt auch nicht eine, wie ſie den Umſtänden nach als verſtändiger Menſch denken, fühlen, ſprechen und handeln ſollte; es ſind eben gar keine Menſchen, ſondern bloße Producte raffinirenden Witzes, Rechenexempel, die der Poet ſich ſelber aufgibt und die er dann mit einer Conſequenz löſt, bei der dem unbefangenen Zuſchauer wahrhaft die Haare zu Berge ſtehen. Der Inhalt des Stücks iſt einer alten italieniſchen oder ſpaniſchen Novelle nachgebildet; es iſt die bekannte Geſchichte von dem Ehemann, der, um die Treue ſeiner Frau zu erproben, ſeinen Freund überredet, ihr ſcheinbar nachzuſtellen und der in dieſem ſelbſtbereiteten Netze dann ſchließlich gefangen wird. Es läßt ſich darüber ſtreiten, ob dieſer Stoff für die heutige Bühne überhaupt noch geeignet iſt; jedenfalls müßte er mit großer Feinheit und einer reichen Zuthat ironiſcher Laune behandelt werden. Der Dichter des „Verlorenen Spiel" dagegen hat aus den zarten poetiſchen Fäden einen derben proſaiſchen Strick gedreht; die humoriſtiſch angelegte Intrigue ſchlägt bei ihm plötzlich ins Ernſthafte um, das Luſtſpiel verläuft als Tragödie und endigt mit einer Confuſion, die für unſern Verſtand ebenſo peinlich iſt wie für unſer ſittliches Gefühl. Die Form iſt was man geiſtreich nennt; aber wenn dieſer überzuckerte Stil ſchon für das Drama überhaupt nur ſchlecht geeignet iſt, ſo gehört er am wenigſten vor ein Publicum, wie die Königſtädtiſche Bühne es zu verſammeln pflegt. Auch mit ihren ſonſtigen Neuigkeiten hat dieſelbe in jüngſter Zeit kein beſonderes Glück gehabt. Ein Rührſtück von Jerrmann nach dem Franzöſiſchen gearbeitet, „Die Armen von Paris", lockte anfangs durch den draſtiſchen Stoff, konnte ſich jedoch auf die Dauer nicht behaupten. Große Erwartungen hatte man in eine Poſſe von dem Wiener Anton Langer „Das erſte Kind" geſetzt. Anton Langer iſt der urſprüngliche Erzeuger des „Actienbudiker", oder wie er in Wien heißt, „Actiengreißler"; Kaliſch iſt nur Pflegevater zu dem Kinde, das bei ihm berliniſch ſprechen und denken gelernt hat. „Das erſte Kind" iſt nicht ſo glücklich geweſen, einen ſolchen Stiefvater zu finden; das hieſige Publicum fand das Stück zu wieneriſch und ließ es mit Glanz durchfallen. Dagegen ſoll ein neues Luſtſpiel von Feldmann, „Zwei Ehen", ziemlich günſtig aufgenommen ſein. In Vorbereitung iſt eine Bearbeitung von Alexander Dumas' „La question d'argent". Hr. Wallner hat das Eigenthumsrecht des Stücks direct von dem Dichter erſtanden, noch bevor daſſelbe in Paris aufgeführt war und iſt ſomit im Stande, es früher zu bringen als irgendein anderes deutſches Theater; ob dieſe Mühe ſich jedoch belohnen wird, ſteht dahin, viel gutes Zutrauen erwecken die Berichte der pariſer Blätter nicht.

Digitized by Google

Unſere Concertſaiſon iſt bedeutend ſtiller als in frühern Jahren; das Publicum ſcheint des abſtracten Virtuoſenthums endlich überdrüſſig geworden zu ſein. Eine Aufführung des Radziwill'ſchen „Fauſt", zum Beſten der dresdener Schillerſtiftung von dem hieſigen Comité derſelben veranſtaltet, fand um des Zwecks willen eine recht lebhafte Theilnahme, während die Aufführung ſelbſt, zum größten Theil von Dilettanten und mit dürftiger Pianofortebegleitung, viel zu wünſchen ließ.

Da haben Sie denn alſo einen echten Carnevalsbrief: Nichts als Bälle, Theater, Concerte und keine Silbe von Politik. In der That herrſcht in dieſer letztern bei uns eine außerordentliche Stille; doch dürfte es leichtlich nur die Stille vor dem Gewitter ſein. Die Neuenburger Angelegenheit iſt noch keineswegs ſo vollſtändig erledigt, wie man noch vor kurzem glaubte; die Entſchädigungsanſprüche, welche Preußen erheben zu müſſen glaubt, haben bei der Schweiz bisjetzt nur ſehr geringen Anklang gefunden und wenn auch alle kriegeriſchen Eventualitäten ohne Zweifel als beſeitigt zu betrachten ſind, ſo wird doch die diplomatiſche Ausgleichung der obwaltenden Verwickelung vorausſichtlich noch ziemlich lange auf ſich warten laſſen, beſonders da Preußen ſelbſt, nachdem es einmal in Betreff der neuenburger Gefangenen ſeinen Willen durchgeſetzt hat, an der Beſchleunigung einer definitiven Auseinanderſetzung gar nicht mehr beſonders zu liegen ſcheint.

Auch in Betreff der innern Politik hat ſich der Horizont ſtark umwölkt; die bekannten Finanzvorlagen werden dem Miniſterium einen ſchweren Stand bereiten. Im Hauſe der Abgeordneten ſind alle Parteien in Verwerfung derſelben einig, wenn auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, aus ſehr verſchiedenen Motiven. Im Schooſe der Finanzcommiſſion ſoll es zwiſchen dem Finanzminiſter und den Mitgliedern derſelben bereits zu ſehr heftigen Erklärungen gekommen ſein; man ſprach ſogar einige Zeit davon, der Miniſter habe bei fortgeſetztem Widerſtand eine Auflöſung der Kammer in Ausſicht geſtellt. Dies Letztere iſt ohne Zweifel eine Uebertreibung; gewiß dagegen iſt, daß die Oppoſition gegen die Finanzpläne der Regierung auch im Plenum ſehr lebhaft ſein wird. Auch der neue Entwurf zum Eheſcheidungsgeſetz wird zu heftigen Debatten Veranlaſſung geben; die Veränderungen, welche die Commiſſion damit vorgenommen hat, ſind ſehr erheblich und treffen gerade den Kern des Geſetzes. Der bekannte Lindenberg'ſche Proceß iſt vor einigen Tagen beim Obertribunal zur definitiven Entſcheidung gekommen. Man hatte ſich von dieſer Wiederaufnahme der Verhandlungen allerlei pikante Enthüllungen verſprochen, aber vergeblich; die Verhandlung fand mit Ausſchluß der Oeffentlichkeit ſtatt und ſo iſt nur das Reſultat bekanntgeworden, das einfach auf Beſtätigung des frühern Urtheils lautet.

Viel Aufſehen erregte ein Mordverſuch, der gegen ein Dienſtmädchen im Hauſe des Geheimen Rath Böckh unternommen wurde und der nach einem längern ſchmerzhaften Krankenlager der Schwerverwundeten vor einigen Tagen den Tod derſelben zur Folge gehabt hat. Der Thäter, ein ſchon mehrfach beſtrafter Menſch, ſoll unter dem ſpeciellen Schutz pietiſtiſcher Gönner geſtanden haben; Sie können ſich vorſtellen, wie ſehr dieſer Umſtand, über den die gerichtlichen Verhandlungen ja wol nähern Aufſchluß geben werden, vom Publicum benutzt wird, allerhand misliebige Folgerungen und Vergleiche daran zu knüpfen.

Notizen.

Auch das karlsruher Hoftheater, das bekanntlich seit einigen Jahren unter Eduard Devrient's Leitung steht, hat einen Bericht über seine Wirksamkeit während des jüngstverflossenen Jahres veröffentlicht. Ueberraschend ist uns darin das Uebergewicht gewesen, welches die Oper über das Schauspiel behauptet. Von den 164 Vorstellungen nämlich, welche während des angegebenen Zeitraums überhaupt stattgefunden haben, waren nur 81 dem recitirenden Drama gewidmet, während 83, also die größere Hälfte, auf die Oper kamen. Von jenen 81 Schauspielvorstellungen gehörten 42 der ernsten, 39 der heitern Gattung an; die 83 Opernvorstellungen vertheilen sich in der Art, daß 47 auf die große, 36 auf die komische Oper kommen. Die Zahl der Neuigkeiten belief sich auf 24; 15 davon gehörten dem recitirenden Drama, 9 der Oper an. Unter den erstern befanden sich 4 Trauerspiele, 3 Schauspiele, 8 Lustspiele; unter den letztern 5 ernste und 3 komische Opern sowie eine Gesangsposse. Neu einstudirt wurden im Ganzen nur 4 Stücke, eine Zahl, deren Geringfügigkeit sich aus dem Umstande erklärt, daß die gesammte Bühne erst vor kurzem neuorganisirt wurde und daher alle ältern Stücke, die überhaupt zur Aufführung kamen, so gut wie neueinstudirt waren. Aber auch unter diesen 4 Stücken befanden sich 3, die der musikalischen Gattung angehörten, nämlich 1 große Oper, 1 komische Oper und 1 Gesangsposse; das vierte und letzte Stück, das neueinstudirt wurde, war ein Lustspiel.

Das kürzlich erschienene Februarheft von Westermann's „Illustrirten deutschen Monatsheften" bringt an seiner Spitze die erste Abtheilung eines „kleinen Romans" von Leopold Schefer: „Die getreue Tochter oder das tragische Glück." Die Fabel ist dem unglücklichen Ende des Grafen Mailáth nachgebildet, in der Behandlung aber zeigt sich ganz jene phantastisch-wunderliche Manier, in der dieser Dichter sich von jeher gefällt und die man zu seinen sonstigen zahlreichen Schönheiten nun einmal mit in den Kauf nehmen muß. Unter den übrigen Artikeln des Heftes heben wir besonders eine Abhandlung von Dr. Jakob Nöggerath, „Der edle Opal, der Schmuckstein der heutigen Mode" sowie „François Rude, ein Künstlerleben", von Moritz Hartmann hervor; ferner „Erinnerungen aus Centralamerika" von Dr. Moritz Wagner und eine recht ansprechend geschriebene, mit 10 Illustrationen geschmückte Reiseskizze: „Von Madeira über Portugal nach dem südlichen Spanien." Siegfried Kapper berichtet über „Die Legenden der Serben", Ernst Dorn über „Die Denkmäler der Alten Welt", Frau Talvj setzt ihren „Ausflug nach dem Gebirge Virginiens im Sommer 1856" fort, während Moriz Carriere die im Januarheft begonnene Besprechung des bei Meidinger in Frankfurt erschienenen Herder'schen Briefwechsels zu Ende führt.

Endlich ist man in Weimar zu dem Entschluß gelangt, nachdem Goethe, Schiller, Wieland und Herder ihre Standbilder daselbst theils bereits haben, theils binnen kurzem erhalten werden, auch dem eigentlichen Begründer jener glänzenden Epoche, die Weimars Namen für alle Zeiten unsterblich macht,

dem unvergeßlichen Karl August ein Denkmal zu errichten. Schon sind an verschiedenen Orten des Großherzogthums Vereine zusammengetreten, um zunächst die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen und auch der regierende Großherzog hat bereits seine Zustimmung zu dem Unternehmen ertheilt. Wenn dabei jedoch von hoher Seite die Absicht geäußert worden ist, dem Denkmal die Gestalt einer Reiterstatue zu geben, die weithin sichtbar auf der dem großherzoglichen Schlosse gegenüberliegenden Anhöhe, der sogenannten Altenburg errichtet werden soll, so wird dieser Gedanke, bevor er wirklich zur Ausführung gelangt, hoffentlich noch einer genauern Prüfung unterworfen werden. Einstweilen können wir nicht verhehlen, daß derselbe uns nichts weniger als glücklich erscheint. Karl August war keiner von den Fürsten, die hoch zu Roß über die Häupter der Menschheit dahinreiten, vielmehr beruht seine geschichtliche Stellung und sein persönliches Verdienst gerade darin, daß er auch auf dem Throne nichts weiter war noch sein wollte als ein Mensch, ein warmblütiger, lebendig empfindender, redlich strebender Mensch, der eben deshalb auch an allen Menschlichen den innigsten und unbefangensten Antheil nahm. Karl August ist der wahre Ausdruck des Humanitätsprincips, wie es sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den edelsten Geistern unserer Nation entwickelt hatte; was Goethe in der Kunst, das ist Karl August auf der sonst so einsamen Höhe des Throns: der volle Ausdruck einer auf sich selbst beruhenden, freien und tüchtigen Persönlichkeit. Reiterstandbilder mögen passend sein für große Feldherren und Eroberer, ein Denkmal, das Karl August verherrlichen will, muß einfach und schlicht sein wie er selbst es war. Es gehört in die Mitte des Volks, unter den Verkehr dieser Menschen, die er so innig liebte und für deren Wohl er so unverdrossen thätig war. Ein Reiterstandbild auf der Altenburg würde weithin sichtbar sein, allerdings: aber den Eindruck, den wir von ihm erwarten und fodern, wird das Denkmal nur dann machen, wenn wir es bei den Standbildern der Männer aufsuchen müssen, deren Namen mit Karl August's eigenem Andenken unauflöslich verflochten sind. Bekanntlich hat Karl August sich in derselben Gruft mit Goethe und Schiller begraben lassen; auch sein Denkmal gehört in die Nähe des Goethe-Schiller-Denkmals.

Wolfgang Müller ist mit einem neuen erzählenden Gedicht „Johann von Weerth" beschäftigt; von seiner „Lorelei" wird soeben die dritte, von dem erst unlängst erschienenen „Rattenfänger von St.-Goar" bereits die zweite Auflage gedruckt. — Auch Rudolf Gottschall hat außer den früher erwähnten dramatischen Arbeiten ein größeres erzählendes Gedicht vollendet. Der Held desselben ist jener Barrabas, den die Juden vom Pilatus freibaten, während sie Christus zum Tode führen ließen. Diesen Barrabas hat der Dichter zum Träger einer socialistisch-revolutionären Bewegung gemacht; er will gleich Christus das Wohl des menschlichen Geschlechts, aber er will es mit unreinen und selbstsüchtigen Mitteln, darum scheitert sein Vorhaben, während die reine und göttliche Idee des Christenthums trotz Tod und Verfolgung den Sieg davonträgt. Auch dies Gedicht hat der Verfasser während seiner neulichen Anwesenheit in Gotha in dem dortigen fürstlichen Cirkel vorgetragen und soll ebenfalls lebhaften Beifall damit geerntet haben.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der einheimische und ausländische

Rechtsschutz

gegen Nachdruck und Nachbildung.

Rechtswissenschaftliche und für den praktischen Gebrauch bestimmte Darstellung der heutigen Gesetzgebung und des internationalen Rechts zum Schutz schriftstellerischer und künstlerischer Erzeugnisse von

Max Friedländer.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Da die gesetzlichen Bestimmungen in Bezug auf das literarische und künstlerische Eigenthum in ihrer praktischen Anwendung vielfachen Schwankungen und Zweifeln begegnen, so wird die **vorliegende Darstellung des bestehenden positiven Rechts zum Schutz der schriftstellerischen und künstlerischen Erzeugnisse aller Länder** gewiß in vielen Kreisen als eine höchst willkommene Erscheinung begrüßt werden. Es ist darin den Theoretikern wie den Praktikern zugleich Genüge geleistet, indem die erste Abtheilung die ganze Lehre vom Nachdruck unter Berücksichtigung der Streitfragen und Mittheilung interessanter Rechtsfälle wissenschaftlich abhandelt, und die zweite Abtheilung abgesondert die Gesetzgebung und das internationale Recht über Nachdruck jedes einzelnen Staats darstellt.

Mit dem 1. Januar begann ein neues Abonnement der

Novellen-Zeitung.

Eine Wochenchronik

für Literatur, Kunst, schöne Wissenschaft und Gesellschaft.

Unter Mitwirkung von C. von Holtei, Bernd von Guseck, Leopold Schefer, Julie Burow, G. Nieritz, L. Mühlbach, Levin Schücking, Leopold Kompert, Gustav vom See, Josef Rank, A. Widmann, A. Bölte, Richard Pohl, Ida von Düringsfeld, Fr. Gerstäcker u. m. A.

herausgegeben von **Robert Giseke.**

Jährlich 52 Nummern.

Preis des Jahrgangs 1 Thlr. 10 Sgr.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine reizende kleine Erzählung, die Leser und Leserinnen erfreuen und fesseln wird. Es ist der erste derartige Versuch eines auf andern Gebieten der Literatur bereits rühmlichst bekannten Schriftstellers.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 9.** 26. Februar 1857.

Inhalt: Ueber Femgerichte. Von **Richard John.** II. — Ueber Dr. G. Biedermann's Wiſſenſchaftslehre in Bezug auf die Terminologie der deutſchen Philoſophie. Von **Karl Roſenkranz.** — Literatur und Kunſt. Unterhaltungsliteratur. (Julie Burow, „Der Armuth Leid und Glück"; Raimund, „Zwei Bräute"; Friedrich, „Die Orthodoxen"; Binnewerk, „Narrenalbum".) — Correſpondenz. (Aus Hamburg.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Femgerichte.

Von

Richard John.

II.

Die Einzelheiten des Verfahrens, welches die weſtfäliſchen Gerichte beobachteten, ſind uns durch zahlreiche Urkunden mit ziemlicher Vollſtändigkeit bekannt geworden. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß ihr Verfahren mit dem im Mittelalter allgemein gebräuchlichen übereinſtimmt; ſo z. B. nehmen die Femrechtsbücher nicht ſelten auf die wichtigſte Quelle des deutſchen Rechts, auf den „Sachſenſpiegel" Bezug. Daß allerdings einzelne Abweichungen vorkommen, kann bei der eigenthümlichen Stellung der Femgerichte nicht befremden. Als Kläger durfte vor dem Femgerichte nur ein Freiſchöffe auftreten, entweder in eigenem oder im Namen eines Nichtwiſſenden. War die Klage angebracht, ſo wurde zunächſt unterſucht, ob dieſelbe eine Sache betraf, welche vor das Freigericht gehörte, ob ſie, wie es hieß, femvroge war. Dies waren aber alle nach dem Rechte des Mittelalters mit dem Tode zu beſtrafenden Verbrechen und alle Handlungen gegen die Religion. Da ſchon der Diebſtahl mit dem Tode beſtraft wurde, ſo kann man ſagen, daß alle bedeutendern Verbre-

chen femvroge waren. Ueber Geld und Gut sollten die Femgerichte der Regel nach nicht richten. Aber auch jede Civilsache konnten sie ansichziehen, sobald vor dem ordentlichen Landesgerichte nicht Recht zu finden war. Sie versuchten dann zunächst den Schuldner durch gütliche Vorstellung zur Zahlung zu bewegen, und fruchtete dies nicht, so wurde der hartnäckige Trotz, mit welchem er das von rechtswegen Schuldige nicht erfüllte, als die eigentliche Schuld angesehen, und nun konnte gegen ihn wie gegen jeden andern Verbrecher verfahren werden. War vollends die Zahlung trotz eines eidlichen Versprechens nicht geleistet worden, so gab der Meineid genügenden Grund zum Einschreiten der Femgerichte.

War die Sache als femvroge befunden, so wird an den Beklagten die Vorladung erlassen. Diese ist schriftlich ausgefertigt und von einem Freigrafen besiegelt. Die Frist, welche dem Angeklagten bis zu seinem Erscheinen gewährt wurde, war die gewöhnliche sächsische Frist von sechs Wochen und drei Tagen. Der Nichtwissende wird vor das offene Gericht geladen, und gewöhnlich nur ein mal und zwar entweder durch den Frohnboten des Gerichts oder durch zwei Freischöffen; der Wissende dagegen nur vor das heimliche Gericht, und zwar hat er ein Recht auf eine dreimalige Ladung, von denen die erste durch zwei Freischöffen, die zweite durch vier Freischöffen, die dritte durch sechs Freischöffen und einen Freigrafen bewirkt werden mußte; bei der Vorladung eines Freigrafen häuften sich noch diese Formalitäten.

Der Zweck der Vorladung war kein anderer als der, dem Angeschuldigten die Möglichkeit der Vertheidigung zu gewähren, und es ist nicht ohne Interesse, daß die Ladungsbriefe die Verwarnung vor den Folgen des Nichterscheinens nicht blos in gewöhnlichen stereotypen Formen ausdrücken, sondern sich in mannichfachen und eindringlichen Wendungen ergehen, um soviel als möglich auf den Vorgeladenen zu wirken. So heißt es in einer Ladung: „So müßten ich und andere Freigrafen über Euer Leben und Ehre richten, wie des Heiligen Reichs Recht wäre, was Euch schwer fallen und kommen möchte; da wißt Ihr Euch weislich nach zu richten und das schwere Gewicht zu verhüten.“ Eine andere schließt in folgender Weise ab: „Wäre es aber Sache, daß du hierin säumig würdest und mein kaiserliches Gebot verachtetest, was ich doch nicht glaube: so muß man Urtheil und Processe und hernach die letzte Sentenz über dich ergehen lassen, was dir alsdann sehr schwer fallen würde; hierin halte dich weislich, ist mein Rath.“

Von den gewöhnlichen Formalitäten der Ladung mußte abgewichen werden, wenn der Wohnort des Angeklagten unbekannt oder wenn mit Ueberbringung der Ladung Gefahr verbunden war. Im erstern Falle wurden vier schriftliche Ladungen ausgefertigt und an vier Orten des Landes, in welchem der Angeklagte sich vermuthlich aufhielt, je eine an

Digitized by Google

einem Kreuzwege aufgesteckt und in dieselbe eine Königsmünze gelegt. In letzterm Falle gab es mancherlei Vorsichtsmaßregeln. Sollte z. B. der Bewohner eines befestigten Schlosses vorgeladen werden, so wurde der Ladungsbrief Nachts an dem Burgthor befestigt und ein Span als Beweis der erfolgten Ladung mitgenommen. Galt es, einen Städter zu laden, so heftete man die Ladung an das Stadtthor oder legte sie in die Kirche oder an andere Orte, wo man sie leicht bemerkte. Derartige Vorsichtsmaßregeln waren auch durchaus nothwendig; denn selbst an den Boten dieses mächtigsten Gerichts wurden nicht selten die gröbsten Gewaltthätigkeiten verübt. So theilt eine Urkunde mit, es sei ein gewisser Eberhard von Deybenbroyk und seine Helfer verfemt worden, weil sie vier Schöffen, die ihnen eine Ladung zu überbringen hatten, überfielen, mishandelten und zwei von ihnen aufknüpften. Im Jahre 1473 werden die Einwohner von Strasburg vor ein Femgericht geladen, weil Bürger von Strasburg zwei Boten der Feme auf des Heiligen Reichs Straße, unverfolgt aller Rechte, wider die Goldene Bulle und königliche Reformation, mördlich vom Leben zum Tode gebracht haben.

War die Ladung glücklich besorgt und die dem Angeklagten gestattete Frist abgelaufen, so kam es zur Hauptverhandlung.

Der Gerichtsplatz, der Freistuhl, befindet sich allemal unter freiem Himmel. Eine oder mehre Linden, ein Hagedorn bezeichnen häufig die Stelle. Die Beschreibung, die Immermann von einem solchen Freistuhle gibt, ist den geschichtlichen Ueberlieferungen vollkommen entsprechend. Einzelne vorzugsweise berühmte Freistühle haben sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, z. B. der dortmunder. Nicht fern von dem nördlichen Theile der Stadtmauer stehen an einem Abhange zwei nah aneinander gepflanzte Linden. Von der einen ist nur die mit wenigem Holz unterlegte Rinde zur Hälfte gesund, die andere mit hohlem Stamme streckt nur noch einen gesunden Ast horizontal über den Freistuhl hin; ihr abgestorbenes Haupt, der dürre Stamm hebt sich starr empor. Unter diesen Linden befindet sich ein steinerner Tisch, auf dessen Mitte in Relief ein einfacher Adler zu sehen ist. Eine steinerne Bank umgibt den Tisch von drei Seiten. Die ganze Umgebung des Freistuhls heißt noch heute der Königshof.

Nur am Tage wurde Gericht gehalten. Man fing des Morgens an und verhandelte solange es Tag war. In die Nacht hinein wurden die Gerichte niemals fortgesetzt. Hierfür liefern einen unzweifelhaften Beweis einmal die Ladungsbriefe, in denen entweder nur ganz allgemein der Angeklagte zu rechter Tageszeit oder zu rechter Zeit des Tages oder auch speciell zu einer bestimmten Terminsstunde, z. B. neun Uhr Vormittags vorgeladen wird. Sodann beweist das aber auch die Bestim-

mung, daß, wenn eine Partei ausblieb, die andere warten solle „bis die Sonne am höchsten wäre gewesen des Tages, bis in die dritte Uhr".

Der Freigraf begibt sich auf seinen hinter dem Tische befindlichen Platz. Vor ihm liegen ein Schwert und ein aus Weide geflochtener Strick. Ersteres ist das Symbol der Gewalt, es deutet auf den dem Grafen verliehenen Gerichtsbann. Das Schwert hat aber auch die Form eines Kreuzes, und so werden die bei dem Femgerichte vorkommenden Eide, statt auf das sonst in den deutschen Gerichten gewöhnliche Reliquienkästchen, auf das Schwert geschworen. Der weidengeflochtene Strick ist das Mittel der Execution.

Mit dem Freigrafen betritt zugleich der Frohnbote die Gerichtsstätte. Dieser repräsentirt gewissermaßen die das Gericht umstehende Gemeinde, indem er die ersten Fragen des Freigrafen beantwortet, ihm für die ersten, hauptsächlich Formalitäten betreffenden Punkte das Recht weist. In einem alten Rechtsbuche werden über den Beginn des Verfahrens wörtlich folgende Vorschriften gegeben. Der Freigraf soll auf den freien Stuhl sitzengehen und also beginnen: „Ich frage dich Freifrohn, ob es wol Tag und Zeit sei, daß ich an der Stätte und dem Stuhl unsers gnädigsten Herrn des römischen Kaisers ein Gericht hege unter Königs Banne, sintemal ich den Bann und die Gewalt von dem Könige habe nach den Satzungen der heimlichen Acht?" Der Freifrohn soll darauf sein Recht weisen: „Sintemal Ihr den Bann, Freigrafschaft und Stuhl von dem Römischen Kaiser und Könige empfangen habt, so mögt Ihr das mit Recht thun und ein Gericht unter Königs Bann halten." Darauf fährt der Freigraf fort: „Ich frage dich weiter Frohn, mit wieviel freien Schöffen ich den Stuhl meines gnädigsten Herrn des Römischen Königs besetzen und bekleiden soll zu Recht an dieser Statt?" Der Frohnbote antwortet: „Ihr sollt zum wenigsten sieben Freischöffen neben Euch setzen, die das Urtheil weisen und Zeugen des Gerichts sind." Der Freigraf ruft nun diejenigen Personen auf, welche als Schöffen fungiren sollen.

In der angedeuteten Weise werden nun alle Formalien des Verfahrens in Form eines Zwiegesprächs weiter fortgeführt bis zur Erhebung der Klage. Es wird besonders gefragt, welche Strafe Denjenigen treffen solle, der sich als Unwissender bei dem heimlichen Gerichte befände, wie er verfolgt werden solle, welche Handlungen der Freigraf zu verbieten habe, weil sie den Gerichtsfrieden störten. Es wird gefragt, was Derjenige für Buße verwirke, der dem ausgesprochenen Gebote des Freigrafen zuwiderhandle, und als darauf die Antwort wird, es seien dies 60 Schillinge nach des Gerichtes Recht und altem Herkommen, fragt der Graf noch weiter, wie er die 60 Schillinge, im Falle dieselben verwirkt werden sollten, beizutreiben habe.

Diese die Einleitung des Verfahrens charakterisirenden Beispiele

mochte ich umsoweniger unterdrücken, als sie bei jedem andern deutschen Gerichte wesentlich dieselben waren. Auch wird man in diesen Förmlichkeiten mehr als leere Förmlichkeiten finden. Wo ein Rechtszustand ausschließlich auf Gewohnheitsrecht beruht, da ist ein strenges Festhalten an dem Althergebrachten durchaus nothwendig, das Festhalten an der Gewohnheit ist die einzige Gewähr für Rechtssicherheit und ein streng-formelles Verfahren versteht sich für solche Verhältnisse von selbst: denn die Form ist hier das allein Greifbare des Rechts. Ein leichteres, formloseres Verfahren kann nur geschriebenen Gesetzen gegenüber bestehen.

Außerdem hatten diese einzelnen Aussprüche des Frohnboten für den deutschen Proceß noch eine besondere Bedeutung. Jede Antwort, die er dem Freigrafen gab, war ein Urtheil — jedes Urtheil konnte angefochten, gescholten werden, aber nur solange, bis das folgende Urtheil gesprochen war; sobald dieses geschah, war alles Vorhergegangene rechtskräftig und durch nichts mehr zu erschüttern. Gesetzt also, der Frohnbote hätte dem Freigrafen gegen die Rechtsgewohnheit das Urtheil gewiesen, daß er statt sieben nur sechs Freischöffen zu wählen habe, und dieses Urtheil wäre nicht gescholten worden, bevor auf die neue Frage des Freigrafen die Antwort erfolgte, so hätten sechs Freischöffen ein rechtsgültiges Urtheil zustande gebracht und keine Nichtigkeitsbeschwerde würde es haben anfechten können.

In dieser Weise ging der deutsche Proceß mit der größten Sicherheit Schritt für Schritt vorwärts. Die Wiederholung irgendeiner processualischen Handlung aus einem frühern Proceßstadium war ganz unmöglich.

Die von den Freigrafen gewählten Schöffen haben nunmehr die an dem Gerichtsplatze befindlichen Bänke besetzt. Die ganze Scene macht zwar einen ernsten, aber in keiner Weise romantisch-schauerlichen Eindruck. In dem arnsberger Femrechtsbuch heißt es wörtlich: „Da nun ein Freigraf richten will und soll über der Menschen Blut, so soll er nüchtern sein, desgleichen seine Freischöffen, ebenso der Frohnbote und der Kläger. Der Freigraf, seine Freischöffen und sein Frohnbote sollen weder Helm noch Hut, noch Handschuh noch Mantel an- oder aufhaben und ohne Waffen sollen sie sein.“

Für das weitere Verfahren ist zunächst anzuführen, daß dasselbe entsprechend allgemeinen deutschrechtlichen Grundsätzen durchaus Anklageverfahren war, d. h. der Richter wurde nicht anders thätig, als wenn ihn eine erhobene Anklage in Thätigkeit versetzte, und der Richter suchte nichts weiter zu erfahren, als was ihm die Parteien von selbst sagten und ihm bewiesen. Den Gedanken, es wäre möglich gewesen, daß der Richter auch einmal selbst auf seine eigene Hand versucht hätte, hinter die Wahrheit zu kommen, diesen Gedanken darf man schlechterdings nicht aufkommen lassen, wenn man eine richtige Vorstellung von dem deutschen

Processe überhaupt sowie von dem Femgerichtsproceß bekommen will. Die nothwendigste Consequenz des Anklageprincips ist die, daß wo kein Kläger ist auch kein Richter sein könne. Und diese Consequenz wurde auch von den Femgerichten durchaus festgehalten; der Verklagte wurde jedesmal freigesprochen, wenn der Kläger ausblieb.

Im Einzelnen kommt es darauf an, ob der vorgeladene Angeklagte erschien oder nicht. Erschien der Beklagte, so war das Verfahren gewöhnlich rasch beendigt. Gestand er die That, so hatte er sich selbst gerichtet, das Todesurtheil wird gesprochen und gleich darauf wird er ergriffen, gebunden und aufgeknüpft.

Leugnete der Angeklagte, so mußte ein Beweisverfahren eintreten. Die Mittel, durch welche heutzutage der Richter von der Wahrheit einer Thatsache überzeugt werden kann, sind von der Art, daß die Benutzung derselben bald mit größern, bald mit geringern Schwierigkeiten verbunden ist. Die Beweisführung in unserm Processe ist eine Pflicht, eine Last, der man sich soviel als möglich zu entziehen sucht. Der vor den Schranken unsers Gerichts stehende Angeklagte hat, wenn er leugnet, das gegründetste Recht, daß ihm von dem öffentlichen Ankläger diejenigen Handlungen nachgewiesen werden, welche nach den heutigen Gesetzen als strafbare bezeichnet sind. Die Stellung des Angeklagten ist durchaus eine zuwartende, passive; er ist frei, wenn es dem Ankläger nicht gelingt, ihm seine Schuld nachzuweisen; verlangen kann Niemand von ihm, daß er der Anklage gegenüber seine Unschuld beweist, es bleibt ihm überlassen, ob er dieses thun will, und eine Veranlassung hat der Angeklagte nur dann zu einer selbständigen Beweisführung, wenn der klägerische Beweis entweder gelungen ist oder doch die Gefahr für den Angeklagten vorliegt, daß der klägerische Beweis gelingen werde. Ganz anders war dies im ältern deutschen Processe. Wurde gegen Jemanden eine Behauptung vorgebracht, die ihn irgendwie in seinen Rechten zu gefährden drohte (und dies war bei jeder Klage der Fall, mochte dieselbe auf die Leistung eines Werthes oder auf die Herbeiführung einer Strafe gerichtet sein), so hatte der Angegriffene das Recht, die Unwahrheit der ganzen gegen ihn vorgebrachten Behauptungen durch sein eidlich bekräftigtes Wort nachzuweisen. Er reinigte sich von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen durch seinen Eid. Wenn der Verklagte nur im Stande war, mit gutem Gewissen seine Unschuld zu behaupten, so konnte ihm auch der Beweis nicht fehlen: er beschwor seine Unschuld. Die Beweisführung war so in dem ältern deutschen Proceß ein Recht für den Angeklagten. Und diesen Grundsatz erkannten auch die Femgerichte an; aber freilich gestaltete sich die Ausführung dieses Grundsatzes anders für den Angeklagten Freischöffen als für den Angeklagten Nichtwissenden. Für den Freischöffen genügte in der ältern Praxis sein alleiniger Reini-

gungseid, um sich von jeder Anklage zu befreien. So sagt ein Femrechtsbuch ausdrücklich: „Ein jeglicher Freischöffe mag seine Unschuld mit seiner eigenen Hand darthun und bedarf keiner Hülfe dazu. Denn wenn man einen Freischöffen macht: so wird ihm gewiesen für Recht, daß er seiner Ehre sie zu beweisen näher sei denn ein Anderer sie ihm zu entführen oder abzusagen."

Es mochte doch aber zu bedenklich erscheinen, den Eid des Angeschuldigten allein über seine Strafbarkeit entscheiden zu lassen. Die Versuchung, einen Meineid zu schwören, war dabei eine zu große. Auch konnte sich das Rechtsbewußtsein kaum dabei begnügen, dem Kläger jede weitere Verfolgung seiner Ansprüche durch den von dem Beklagten in seiner eigenen Sache geschworenen Eid abschneiden zu lassen. Viele deutsche Gerichte gestatteten es, daß der Ankläger seinen Eid gegen den des Verklagten stellte und da nun Eid gegen Eid stand, so wurde die Entscheidung durch den gerichtlichen Zweikampf bewirkt, der uns noch im „Sachsenspiegel" mit seinen Formalitäten aufs genaueste beschrieben wird. Dieses Auskunftsmittel verwarf das Femgericht; statt dessen wählte es nach dem Vorbilde einzelner deutscher Statuten ein anderes, welches die Entscheidung nicht von der physischen, sondern von der moralischen Persönlichkeit der Beklagten abhängig machte. Dies bestand darin, daß zu den schwörenden Parteien andere Personen traten und auf ihren Eid versicherten, der Schwörende sei so zuverlässig, daß man seinem Eide vertrauen, einen Meineid von ihm nicht erwarten dürfe. Diejenige Partei, welche die meisten solcher Eidhelfer für sich gewinnen konnte, hatte die andere überwunden. Leugnete ein angeklagter Freischöffe, so war in der spätern Praxis der Femgerichte das Licitiren mit Eidhelfern so geregelt, daß zuerst der Verklagte allein schwor, gegen diesen trat der Schwur des Anklägers unterstützt von zwei Eidhelfern. Der Verklagte überbietet diesen Eid mit Unterstützung von sechs Eidhelfern, der Kläger hält die Klage mit Hülfe von zwölf aufrecht, bis endlich der Verklagte von 20 Eidhelfern unterstützt den Sieg davonträgt, da eine höhere Anzahl von Eidhelfern unzulässig war. Mit der Beweisführung schloß dann eigentlich das Verfahren; denn war dem Verklagten der Beweis gelungen, so war seine Freisprechung, hatte der Kläger gesiegt, seine Verurtheilung unzweifelhaft.

Bei dem Beweisverfahren zeigte es sich aber vor allem, wie sehr bevorzugt die Stellung des Freischöffen war. Der Ankläger war immer ein Freischöffe, und nur der Eid eines Freischöffen konnte gegen den Eid eines Genossen ins Gewicht fallen. Wollte daher der Nichtwissende sich von der Anklage reinigen, so konnte er es nur thun, wenn er gleich zwei Freischöffen als Eidhelfer auffinden konnte. Dann konnte der Kläger aber mit sechs Eidhelfern diese Vertheidigung vernichten. Der Ver-

klagte konnte zwar zwölf Eidhelfer ſuchen: aber einerſeits blieb dann noch dem Kläger die Möglichkeit übrig, mit 20 Eidhelfern ſeine Klage gegen alle Angriffe zu ſichern, oder wenn der Verklagte, um dieſes zu verhindern, von dem ihm zuſtehenden Rechte Gebrauch machen und ſtatt mit 12 gleich mit 20 Eidhelfern ſchwören wollte, ſo blieb es in dieſem Falle doch ſehr ungewiß, ob ihm die erfoderliche Zahl von Eidhelfern zugebote ſtehen würde. Der Freiſchöffe konnte unter ſeinen Genoſſen leicht genug finden, die auf ſein Wort Vertrauen ſetzten; war es aber wol zu vermuthen, daß Freiſchöffen dem unbekannten Nichtwiſſenden ſoviel Vertrauen ſchenken ſollten, um ihn durch ihren Eid nicht nur zu unterſtützen, ſondern ſogar gegen das beſchworene Wort des Genoſſen zu unterſtützen? Und ſo mochte es denn geſchehen, daß der Nichtwiſſende lieber gar nicht erſchien, und einzelne Femgerichte, die häufig dieſe Erfahrung machten, konnten dann wol darauf kommen, ſich auch die Weitläufigkeiten der Vorladung zu erſparen und allein auf die beſchworene Anklage hin den Nichtwiſſenden zu verurtheilen. Wo aber dieſe Praxis vorkam, wurde ſie allgemein als eine unrechtmäßige gemisbilligt.

Die bei weitem wichtigſten Femgerichtsproceſſe waren aber diejenigen, in denen der Angeklagte nicht erſchien. Die Einzelheiten des in dieſem Falle ſtattfindenden Verfahrens dürften vielleicht zweckmäßig an einem ſehr berühmt gewordenen Femgerichtsproceß gegen Heinrich den Reichen von Baiern dargeſtellt werden. Die Veranlaſſung zu dem Proceſſe war nach den Angaben des am Anfange des 16. Jahrhunderts lebenden bairiſchen Geſchichtſchreibers Thurmaier folgende.

In dem zweiten Jahrzehnd des 15. Jahrhunderts benutzten die verſchiedenen Linien des bairiſchen Hauſes die mancherlei Verwirrungen, in denen ſich Kirche und Reich befand, um ſich wegen angeblicher Verkürzungen bei vorausgegangenen Theilungen zu befehden. Am feindſeligſten ſtanden ſich dabei die beiden herzoglichen Häuſer Landshut und Ingolſtadt einander gegenüber. Das Haus Landshut wurde damals durch Heinrich den Reichen repräſentirt, während Ludwig der Bärtige Senior des Hauſes Ingolſtadt war.

Als Letzterer des läſtigen Kriegs mit ſeinem Vetter müde wurde, brachte er ſeine Klagen vor den Kaiſer, der damals auf dem Concil zu Koſtnitz war. Die Kirche, der Kaiſer, alle Fürſten hatten ein allgemeines ſicheres Geleite ausgeſchrieben. Außer ſeinen frühern Beſchwerden brachte Ludwig noch weiter gegen Heinrich vor, daß dieſer Georg von Gundelfingen von ſeiner Burg aus die Nachbarländer berauben und verwüſten laſſe und rief gegen ihn als einen Räuber und Verächter des Friedens die Hülfe des Kaiſers und des Concils an. Heinrich, über dieſe Anklage ergrimmt, verbirgt ſeinen Zorn, begibt ſich in ſeine Herberge, legt heimlich den Harniſch an, läßt vier Pferde ſatteln und lauert

auf Herzog Ludwig, der noch mit Kaiser Siegismund das Morgenmahl beim Bischof Georg von Hohenlohe einnimmt. „Da Herzog Ludwig vom Essen heimreitet und nur drei edle Knaben mit ihm gingen (sein ander Hofgesind aß noch) rennt ihn Herzog Heinrich ungewarnter Sach urplötzlich mit bloßem Schwert mit vier Reitern an. Ludwig fiel Herzog Heinrich ins Messer, riß es ihm aus der Hand; ward aber von den vier Andern verwundet mit vier Wunden und fiel also von dem Gaul." Heinrich ergreift die Flucht, weil er meint, daß Ludwig erstochen sei; und dieser wird für todt in seine Herberge getragen.

Dieser Vorfall erregte als der entsetzlichste Friedensbruch in Kostnitz großes Aufsehen. Der Kaiser ließ seinen Feldherrn Günther von Schwarzenberg dem flüchtigen Mörder nachsetzen und folgte bald selbst mit einer Schar Reiter nach. Darauf kehrte er wieder in die Stadt zurück, saß zu Gericht, das ganze Concilium beschloß über Herzog Heinrich, erkannte ihn „für einen muthwilligen Frevler des ganzen Friedens im Reiche, der an die Obrigkeit sein Leben, Land und Leute verwirket hätte, ein öffentlicher Feind des heiligen Concilii und der ganzen Christenheit wäre, soll darum in die Acht und Oberacht und in den schweren Bann gethan, abgesetzt von Land und Leuten öffentlich gesprochen werden. Da der Kaiser solches Urtheil, wie gebräuchlich, sprechen und vollziehen wollte, da fiel ihm zu Fuß Markgraf Friedrich von Brandenburg, so Herzog Heinrich's Schwester zu der Ehe hatte, man sollte verziehen mit solcher Eröffnung des Urtheils, bis man sehe, wie es mit Herzog Ludwig stände, ob er genesen oder sterben würde. Kaiser Siegmund gewähret dem Markgrafen, schob das Urtheil auf, und fielen andere nöthige Sachen vor, daß solch Urtheil mit der Zeit vergessen ward."

So war Herzog Ludwig von dem Kaiser verlassen. Doch versuchte er noch von dem Papste Martin V. Schutz und Recht gegen den Räuber zu erlangen. Nach einigen Jahren wird auch erwähnt, daß der päpstliche Legat Branda mit dem Kaiser nach Regensburg gekommen sei, um zwischen den Herzogen Heinrich und Ludwig, die sich seitdem ärger als je befehdeten, Ruhe zu stiften. Es soll ihm auch gelungen sein, einen Waffenstillstand zwischen ihnen herzustellen, an eine Bestrafung des Friedbrechers dachte Niemand.

Jetzt, als weder Kaiser noch Papst ihm Recht gewähren konnten, wandte sich Herzog Ludwig an die westfälischen Gerichte. Als Kläger trat Kaspar von Torringen vor dem Freigrafen Albert Swinde zu Bodelschwing auf. Die Klage wird für femvroge erkannt und Herzog Heinrich zum Johannistage des Jahres 1429 vor den Freistuhl zu Limburg geladen. Da er nicht erscheint, so wartet man auf ihn bis Nachmittags drei Uhr, und als er auch jetzt noch nicht da ist, so fragt der Graf, ob die Vorladung gehörig geschehen sei. Die mit der Ladung beauftragten

Schöffen bekunden es. Darauf ruft der Freigraf vier mal Herzog Heinrich den Reichen von Baiern bei Namen und fragt, ob Niemand da sei, der ihn verantworten wolle zu seinen Rechten und zu seiner höchsten Ehre. Auch dies geschieht vergeblich. Jetzt verlangt der Kläger das Vollgericht, das er über Herzog Heinrich gewonnen habe, und ermahnt die Grafen und Schöffen bei ihren Eiden, daß sie ihm das Recht nicht weigern möchten. Darauf wird für Recht gewiesen, Kaspar solle seine Klage weisen und bezeugen, wie der heimlichen Acht Recht wäre. Er solle das thun, indem er selbst und mit ihm sechs Freischöppen, welche unbescholten und vollkommen wären an ihren Rechten, mit ihren Eiden erhärteten, daß Herzog Heinrich die vorgenannte Unthat, Bosheit und wessen er angeklagt sei an dem Herzog Ludwig, an Kaspar u. s. w. begangen und gethan habe, womit denn Kaspar seine Klage über den Herzog Heinrich bezeuget und gewonnen habe, sodaß man über ihn Vollgericht ergehen lassen könne. Der Kläger verläßt nun das Gericht, um sich seine sechs Eidhelfer zu suchen, erscheint bald darauf wieder und führt an der Hand sechs Männer herbei. Der Freigraf fragt darauf drei mal, ob Jemand wüßte oder vernommen hätte, daß die Folger, welche Kaspar an seiner Hand habe und ihm zu seinem Rechte helfen wollten, an ihren Ehren und Rechten bescholten wären. Darauf ward von allen Freischöffen des Gerichts geantwortet — es sollen bei diesem Processe nicht weniger als 800 gegenwärtig gewesen sein —, „daß sie nicht anders wüßten oder gehört hätten, als daß sie fromm, ehrbar und vollkommen an ihren Rechten wären". Der Kläger und seine Eidhelfer beschwören darauf knieend die Klage, worauf der vorsitzende Freigraf die Verfemung in folgender Weise ausspricht: „Den Angeklagten nehme ich aus dem Frieden und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechtes, und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehen und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein."

Hierauf nimmt der Graf den von Weiden geflochtenen Strick, wirft ihn aus dem Gericht und alle Freischöffen, die um das Gericht stehen, „speien aus dem Munde, gleich als ob man den Verfemten fort in der Stunde hänge".

Dem Ankläger wird nunmehr das gesprochene Urtheil schriftlich ausgefertigt und mit dem Siegel des Freigrafen versehen übergeben; in demselben ist die Mahnung an alle Freischöffen enthalten, dem Kläger

bei Vollziehung des Urtheils behülflich zu sein. Der Regel nach wurde das gegen den ausbleibenden Angeklagten gesprochene Urtheil geheimgehalten; wenn aber aus irgendwelchen Gründen die Veröffentlichung desselben vortheilhaft erschien, so ging man von dieser Regel ab.

So geschah es auch in diesem Processe. Zunächst schreiben die Freigrafen Konrad von Lindenhorst und Albert Swinde an den in Baiern wohnenden Ritter Wolfsteiner, welcher Freischöffe war, ermahnen ihn an seine Schöffenpflicht und fügen dann noch Folgendes hinzu: „Ferner befehlen wir Euch, daß Ihr auch alle ungeweihte Herren, sowol geistliche als weltliche, Grafen, Ritter, Knechte, Städte, Märkte, Dörfer, Länder und Bewohner, die ihm Gehorsam geschworen haben, aufreget und beweget, daß sie von ihrem Gehorsam und Gelübde abfallen und sie ihm in keinerlei Weise mehr holden. Was Ihr in diesen Sachen thun werdet, dazu sollt Ihr von uns volle Macht haben und wollen wir Euch darin vollkommen Beistand und Hülfe leisten, wie sich gebührt." Es werden ferner Ausschreiben an des Herzogs Heinrich Unterthanen gerichtet, mit dem Gebote, ihn nicht zu beherbergen, noch ihm ferner gehorsam und unterthänig zu sein. „Solltet ihr aber", so schließt eins dieser Schreiben, „gegen diese Warnung und gegen diesen Befehl handeln, und es würde bekannt, so möchte euch das schwer an euer Leben und an eure Ehre gehen, das besser verhütet wäre." Dieser offene Aufruf zur Empörung wurde nicht etwa vor dem Kaiser geheimgehalten, sondern diesem ausdrücklich mitgetheilt. In dem Briefe wird dem Kaiser das Geschehene in Erinnerung gerufen, wie nämlich Herzog Heinrich den Herzog Ludwig zu Kostnitz meuchlerisch angefallen habe, was keine fürstliche That gewesen sei, aber jedem christlich gesinnten Menschen zu Herzen gehe. Deshalb wäre er von der heimlichen Acht verfemt worden, und nun sei es die Pflicht des Kaisers, zur Vollstreckung des Urtheils alle Macht aufzubieten, damit Jeder ein Beispiel daran nehme und nicht zum Hohn und zur Schmach des Reichs das Recht und die heimliche Acht gefährdet werde.

Was im Allgemeinen das Executionsverfahren der Femgerichte betrifft, so war dasselbe nur an folgende Formalitäten geknüpft. Ein Freischöffe war nur dann verbunden, sich bei der Execution zu betheiligen, wenn er Brief und Siegel des Freigrafen entweder selbst sah oder drei Freischöffen ihm auf ihren Eid versicherten, daß sie es gesehen. Ferner durften immer nur drei Freischöffen gemeinschaftlich exequiren, damit der Einzelne keinen Misbrauch treibe und der Verurtheilte von den Dreien sicher überwunden werde. Eine andere Art der Execution als das Aufknüpfen an den nächsten Baum war unzulässig, und als Zeichen, daß das Urtheil von der Feme vollstreckt sei, wurde neben den Gehenkten ein Messer gesteckt.

Digitized by Google

In dieſer Weiſe wirkten die Femgerichte.

Unter allen öffentlichen Einrichtungen beſaßen ſie in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters unzweifelhaft das meiſte Anſehen, die größte Macht. Aber in dem unbeſtrittenen Beſitze einer bedeutenden Macht liegt auch die größte Gefahr für den Misbrauch derſelben. Und dieſer Gefahr wußten auch die Femgerichte nicht zu entgehen. Schon in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommen Fälle vor, in denen ſie ihre Befugniß widerrechtlich ausdehnten und gegen Ende des Jahrhunderts häuften ſich die Misbräuche in einem beinahe unerträglichen Maße. Zur Beſtätigung des Geſagten führe ich einzelne Beiſpiele aus der Geſchichte der jetzigen Provinz Preußen an. Hier hatten die Femgerichte von rechtswegen gar nichts zu ſuchen. Denn erſtens waren ſchon nach allgemeinen Grundſätzen alle Mönchs- und Ritterorden von der Gerichtsbarkeit der Femgerichte eximirt, ſodann war durch verſchiedene Privilegien, kaiſerliche und päpſtliche, dem Deutſchen Orden die ausſchließliche Gerichtsbarkeit über Preußen zuerkannt, und endlich war in dem Ordensſtaate der Rechtszuſtand nicht von der Art, daß das Femgericht nothwendig oder auch nur wünſchenswerth geweſen wäre. Eine kleine, indeſſen bald beigelegte Zwiſtigkeit mit dem weſtfäliſchen Gericht kommt ſchon im Jahre 1419 vor. Bedeutender, wenn auch in ihrer Veranlaſſung ſehr geringfügig, iſt eine Streitigkeit, die ſich im Jahre 1438 an 15 Jahre lang hinzieht. Veranlaſſung hierzu gab ein Bürger von Liebſtadt, ein gewiſſer Hans David. Sein Vater, ein Krämer, war dem Deutſchen Orden eine bedeutende Geldſumme ſchuldig geworden, aber in ſo dürftigen Verhältniſſen geſtorben, daß aus ſeinem Nachlaß zur Deckung jener Schuld nichts genommen werden konnte. Der Sohn ſuchte jetzt durch falſche Documente, untergeſchobene Briefe und Aehnliches die Behauptung zu erweiſen, ſein Vater habe noch beträchtliche Foderungen an den Orden gehabt und er, der Sohn, ſei berechtigt, dieſelben für ſich in Anſpruch zu nehmen. Der Hochmeiſter, Michael Küchmeiſter von Sternberg, thut zwar durch die bündigſten Beweiſe dar, daß an alledem kein Wort wahr ſei: indeſſen Hans David hört nicht auf, jahrelang an den verſchiedenſten Orten, ſelbſt am kaiſerlichen Hofe durch Lügen, Verleumdungen, verfälſchte Urkunden ſeinem angeblichen Rechte nachzugehen. Als er nirgends zum erwünſchten Ziele kam, wandte er ſich an die Femgerichte. Zwei mal gelang es dem Hochmeiſter, die Ladungen zweier Freiſtühle wirkungslos zu machen. Zum dritten male wandte ſich der unermüdliche Querulant an einen der frechſten Freigrafen, den die Geſchichte der Femgerichte kennt, an den Freigrafen Mangolt zu Freienhagen unter der Linde, und erwirkte hier eine Vorladung nicht nur gegen den inzwiſchen neu eingetretenen Hochmeiſter Paul von Rußdorff, ſondern auch gegen den Komthur von Koblenz, gegen ſämmtliche Ordens-

ritter und gegen die Stadtgemeinden von Kulm, Elbing, Thorn und Danzig. Alle Mittel, die sich bisher bewährt hatten, blieben dieser Ladung gegenüber fruchtlos. Der Orden suchte aber jetzt Freigrafen und Freischöffen zu gewinnen, und mit einem ungefähren Kostenaufwande von etwa 1600 Dukaten und 7000 rheinischen Gulden gelang es ihm, nicht nur sich selbst zu salviren, sondern auch eine Verurtheilung des Hans David herbeizuführen.

Je eifriger übrigens die Hochmeister bemüht waren, die Femgerichte von ihren Landen fernzuhalten, um so häufiger scheinen die Ladungen aus Westfalen eingetroffen zu sein. Die Städte Konitz, Elbing, Landsberg, Thorn und am häufigsten Danzig werden um der nichtigsten Ursachen willen wiederholt durch Vorladungen belästigt. Ein danziger Fleischer verklagt z. B. in Westfalen das ganze danziger Fleischergewerk, weil sie ihn geschmäht, ihm in seiner Nahrung schädlich gewesen und ihm auf offenem Markte seine Fleischbank umgeworfen hätten und eine Vorladung des Fleischergewerks war die Folge dieser Klage.

Aehnliche Fälle willkürlicher Quälereien sind natürlich auch in andern Theilen Deutschlands vorgekommen. Das crasseste Beispiel von dem Uebermuthe der Femgerichte liefert aber wol folgendes Ereigniß. In Westfalen war eine die Stadt Strasburg betreffende Angelegenheit anhängig geworden, und in diese hatte sich das kaiserliche Kammergericht eingemischt; es wurde ein Urtheil cassirt und einige Freigrafen in die Acht gethan. Darauf wird 1470 der Kaiser Friedrich III., sein Kanzler Ulrich Bischof von Passau, und die Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts von den Freigrafen Dietrich von Ditmarstein, Heinrich Schemdt und Hermann Grote vor das Freigericht zwischen den Pforten zu dem Männerberg geladen. Als sie nicht erschienen, benachrichtigten die drei Freigrafen den Kaiser, daß folgendes Urtheil gefunden sei: „Euern kaiserlichen Gnaden zu schreiben, sich noch zu bedenken, die vorgenannte Sache noch abzustellen und machtlos zu sprechen und uns zu schreiben mit diesem gegenwärtigen Boten, daß dieses geschehen sei; wo dies nicht geschähe, Euern kaiserlichen Gnaden zu verkündigen und zu wissen zu thun, auf einem benannten Gerichtstag die letzte Urtheil und Sentenz über Euer Leib und Ehre zu geben, nach des Freistuhls Recht, als ob Ihr ein ungehorsamer Kaiser wäret."

Derartige Misbräuche entwickelten sich aus dem vorher beschriebenen regelmäßig stattfindenden ordentlichen Verfahren der Femgerichte. Neben diesem gab es aber noch einen außerordentlichen summarischen Femgerichtsproceß, der sich allerdings an allgemeine deutsche Rechtsgewohnheiten anschloß, doch aber durch seine besondern Bestimmungen nothwendigerweise alle Rechtssicherheit in hohem Grade gefährden mußte. Es war nämlich allgemeine deutsche Rechtssitte, daß ein besonderes, nament-

lich in Betreff des gerichtlichen Beweises modificirtes Verfahren stattfand, wenn der Thäter auf frischer That ergriffen wurde oder wenn man Sachen bei ihm fand, die ihn unzweifelhaft als Urheber oder Theilnehmer eines Verbrechens herausstellten, oder wenn er die That eingestand. Diese drei Fälle bilden den Begriff der handhaften That. Der Femgerichtsproceß in Fällen der handhaften That bestand in nichts Weiterm, als daß drei Freischöffen, die den Verbrecher auf handhafter That betrafen, ihn ergriffen und ihn an dem nächsten Baum aufhingen.

Es würde leicht sein, Beispiele dafür anzuführen, daß die gröbsten Gewaltthätigkeiten von den Freischöffen unter dem Vorgeben des Richtens auf handhafter That ausgeführt wurden. Doch das ganze Verfahren erscheint für uns als ein so abnormes, misbräuchliches, daß wir leicht auf Einzelheiten verzichten.

Zum Schluß sind noch einige Worte über den Untergang der Femgerichte anzuführen. Jeder Zug derselben charakterisirt sie als unzweifelhaft mittelalterliche Institute; mit den Rechtsanschauungen der neuern Zeit erscheinen sie so unvereinbar, daß mit dem Ende des Mittelalters nothwendigerweise sie selbst auch endigen mußten. Es kommt also nur darauf an, die Ereignisse anzudeuten, durch welche diese Nothwendigkeit vermittelt wurde. Zunächst denkt man vielleicht an ein Gesetz, welches die Femgerichte direct aufgehoben hätte: ein solches ist aber nie gegeben. Nur indirect suchte man ihren Einfluß zu beseitigen. Erstlich ließen sich die Landesherren durch Privilegien gegen die Femgerichte schützen. Dies half aber meistens nicht viel. Denn einmal kehrten sich die Femgerichte nicht an Privilegien und sodann galten die Privilegien meistens auch nur unter der Voraussetzung, daß die Landesgerichte selbst Recht gewähren würden. So oft daher Jemand mit einer ungegründeten Klage von einem Landesgerichte abgewiesen wurde, konnten die Femgerichte wenigstens scheinbar sich darauf berufen, daß dem Kläger von seinem ordentlichen Richter das Recht nicht gewährt worden sei.

Ein zweites Mittel war, daß die Landesherren ihren Unterthanen bei schwerer Strafe verboten, die Hülfe der westfälischen Gerichte zu suchen. Aber auch dieses Verbot hatte, obwol nicht selten die Uebertretung desselben mit dem Tode geahndet wurde, nicht den gehofften Erfolg. Der einzig vernünftige Weg, den man einschlagen konnte, war der, daß neue Einrichtungen getroffen wurden, durch welche das Bedürfniß nach den Femgerichten aufhörte. Und dies geschah auch und zwar vorzugsweise durch das von Karl V. 1532 für ganz Deutschland publicirte neue Strafgesetz. Die Bedeutung dieses unter dem Namen der Carolina allgemein bekannten Gesetzes auch nur annähernd auszuführen, liegt außer den Grenzen dieses Aufsatzes. Hier genügt es zu sagen, daß durch dieses Gesetz eine neue und geordnete Strafrechtspflege in Deutschland ein-

geführt wurde, daß daſſelbe den Grundſtein für die neuere Criminaliſtik legte und den eigenthümlichen Geiſt des deutſchen Rechts in vielen Theilen ſo treffend zu fixiren verſtand, daß ſelbſt in manchen neuern Strafgeſetzbüchern einzelne Beſtimmungen glücklicher getroffen wären, hätte man ſich ſtatt an den franzöſiſchen Code pénal lieber an dies alte deutſche Geſetz anſchließen wollen. Sobald die Carolina in Deutſchland ihre Wirkſamkeit zu äußern begann — und es bedurfte dazu keiner ſehr langen Zeit — da konnte von den Femgerichten nicht mehr viel die Rede ſein. Man ließ ſie fortvegetiren und ſie erhielten ſich in beſcheidener Zurückgezogenheit bis in das 19. Jahrhundert. Der letzte Freiſtuhl wurde erſt 1811 durch Napoleon aufgehoben, und einzelne Freiſchöffen lebten noch in den dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts. Den Sinn der geheimen Loſung hat keiner verrathen, wahrſcheinlich weil ſie ihn ſelbſt nicht mehr kannten.

Ueber Dr. G. Biedermann's Wiſſenſchaftslehre in Bezug auf die Terminologie der deutſchen Philoſophie.

Von

Karl Roſenkranz.

Dem wiſſenſchaftlichen Publicum hat ſich G. Biedermann zuerſt durch eine Schrift über Humboldt's „Kosmos" 1849 bekannt gemacht, in welcher er denſelben vom ſpeculativen Standpunkt aus einer Kritik unterwarf, die freilich das ungerechte Schickſal gehabt hat, wenig beachtet zu werden. An Humboldt's „Kosmos" hat ſich der Schwarm populariſirender Naturbeſchreiber angehängt, hat ihn tauſendfach mit kleinen Aenderungen copirt und ihn für einen Freibrief genommen, ſich von allem tiefern Nachdenken über die Natur fernhalten zu dürfen. Sie ignoriren die Philoſophie, welche ſie in der Behaglichkeit ihres dogmatiſchen Erzählens zu leicht ſtört. Auch wollen wir nicht in Abrede ſtellen, daß die ſpeculative Kritik Biedermann's durch den Ernſt, welchen ſie dem Leſer zumuthete, ſich von ſelbſt aus dem Kreiſe der Tagesliteratur ausſchloß. Seitdem hat dieſer Autor eine Wiſſenſchaftslehre begonnen, von welcher der erſte Theil: „Die Lehre vom Bewußtſein" (Leipzig 1855), erſchienen iſt.

Dies Buch dünkt uns in einer Beziehung wenigſtens höchſt merkwürdig und einer allgemeinen Aufmerkſamkeit nicht genugſam zu empfehlen. Wir wollen von dem philoſophiſchen Inhalt deſſelben hier nur

ſoviel ſagen, als erfoderlich iſt, jene eigenthümliche Seite deſſelben mit wenigen Worten ins Licht zu ſtellen, die nämlich darin beſteht, daß das Buch von Anfang bis zu Ende rein Deutſch geſchrieben iſt. Biedermann will eine Wiſſenſchaftslehre geben. Dieſer Ausdruck erinnert ſofort an Fichte's Wiſſenſchaftslehre, welche dieſen Namen bei uns populär machte. Fichte verſtand darunter, was man Pſychologie nennt, jedoch mit Einſchluß der Logik und Metaphyſik, deren Beſtimmungen ebenfalls aus der Thätigkeit des Selbſtbewußtſeins abgeleitet wurden. Späterhin iſt dieſe Benennung von Chalybäus in ſeinem „Entwurf eines Syſtems der Wiſſenſchaftslehre" (1846) erneut worden; er trug darin eine Principlehre, eine Vermittelungslehre und eine Teleologie vor. Die Vermittelungslehre enthielt eine Metaphyſik, Logik und Erkenntnißtheorie. Hr. Biedermann will eine Lehre vom Bewußtſein, vom Geiſt und von der Seele geben. Dieſe Eintheilung weicht gänzlich von der herkömmlichen ab und iſt in der Einleitung zum erſten Bande noch nicht ſoweit begründet worden, daß man ein abſchließendes Urtheil darüber fällen könnte. Wir können daher auch noch nicht wiſſen, inwiefern der Verfaſſer in den folgenden Theilen auch die Logik und Metaphyſik hereinziehen dürfte. Wenn er andeutet, daß er vorzüglich durch das Studium der Hegel'ſchen Philoſophie ſich gebildet habe, ſo leuchtet doch auf den erſten Blick ein, daß er einen ganz ſelbſtändigen Weg eingeſchlagen hat, der von dem Hegel'ſchen vielfach abweicht. Bei Hegel iſt der Begriff der Seele der Anfang; auf ihn folgt der des Bewußtſeins und auf dieſen erſt der des Geiſtes. Die Lehre vom Bewußtſein ſtellt Hegel in die Mitte, weil es ſich in ihr um den Gegenſatz von Subject und Object handelt. Die menſchliche Seele unterſcheidet ſich von der thieriſchen dadurch, daß in ihr dieſer Gegenſatz ſchon als reale Möglichkeit geſetzt iſt, welche ſich durch die Bildung des Bewußtſeins verwirklicht. Durch das Ich iſt dem Menſchen möglich gemacht, ſein Empfinden und Fühlen als Gegenſatz zu beſitzen. Bewußtſein iſt daher nach Hegel eine unabweisliche Vorausſetzung des Geiſtes. Geiſt ohne Bewußtſein iſt unmöglich. Aber der Geiſt iſt über die Dualität des Bewußtſeins als ein weſentlich vernünftiger hinaus. Er iſt als ſolcher ſich ſelbſt der Inhalt und die Form. Ein Geiſt, ohne daß in ſeinem Sein die Vernunft an ſich ſchon geſetzt wäre, iſt undenkbar; allein ein Geiſt, der nicht dieſen mit ihm unmittelbar identiſchen Inhalt ſelbſt geſtaltete, wäre nicht frei und daher doch nicht Geiſt. Vernunft und Freiheit, als welche er ſich ſelbſt hervorbringt, ſind vom Begriff des Geiſtes untrennbar. Hegel hat daher bei ihm die theoretiſche und praktiſche Intelligenz unterſchieden. Die theoretiſche iſt wiederum die Bedingung der praktiſchen und die praktiſche die Bedingung der ethiſchen.

Hr. Biedermann vereinigt zu einem eigenthümlichen Ganzen, was

Hegel in anderer Weise gesondert hat. Wenn wir darauf verzichten, den gesammten Verlauf der strenggehaltenen Dialektik Biedermann's zu analysiren und mit der Hegel'schen Organisation zu vergleichen, so thun wir es, weil dies ohne sehr specielle Auseinandersetzungen unmöglich wäre, für welche hier kein Raum ist. Biedermann wirft Hegel Unvollkommenheit der Methode vor. Er will das Wissen nicht als Entwickelung eines Begriffs, der, wie er behauptet, bei Hegel gleichsam hinter dem Rücken des Bewußtseins fertig gegeben werde. Er unterscheidet die Wissenschaft der Natur von der des Geistes, welche beide in der Lebenswissenschaft als Weisheit sich einigen sollen. Und so unterscheidet er in der Lehre vom Bewußtsein Sinnlichkeit und Uebersinnlichkeit, die sich im Bewußtsein vereinigen sollen. Wenn er weiterhin das Bewußtsein vom Geist unterscheidet, so, daß beide in der Seele sich vereinen sollen, so möchte man nach einigen Andeutungen wol annehmen, daß er unter Geist nur die Entwickelung des Denkens zur Gewißheit der Wahrheit und unter Seele nur die ethische Verwirklichung des Geistes versteht, wie man einen Menschen seelenvoll nennt, in welchem die sittlichen Mächte lebendig walten. Wir können uns jedoch nicht verbergen, daß alsdann bei Biedermann, gerade wie bei Fichte und Chalybäus, die Unbestimmtheit des Problems einer Wissenschaftslehre zutage kommen würde. Unter diesem Wort kann verstanden werden: 1) die Entwickelung der subjectiven Erkenntniß des menschlichen Geistes, diese gehört offenbar der Psychologie an; 2) die Entwickelung der absoluten Kategorien des Seins und Denkens, diese gehört der Metaphysik und Logik an. Wissenschaft ist ein allgemeiner Ausdruck, dessen Elasticität es möglich macht, daß die Idee auch in ihren besondern, realen Gestalten herangezogen werde; bei Chalybäus finden wir daher in der Wissenschaftslehre sogar die Lehre von der Kirche, von den Ceremonien, den Sacramenten ꝛc. Dies scheint uns zuviel zu sein. Wissenschaftslehre müßte sich auf das Werden der Erkenntniß und auf die Methoden des Bewußtseins beschränken, in das Praktische aber dürfte sie nicht übergehen.

So verhehlen wir auch nicht, daß uns die Art, wie Hr. Biedermann von dem Gegensatz der Sinne und der Dinge ausgeht, zur Begründung der Wissenschaftslehre keineswegs genügt, ja daß uns der ganze Gegensatz von Sinnlichkeit und Uebersinnlichkeit verfehlt scheint, um das Bewußtsein abzuleiten, unter dessen Begriff wir erstaunt waren, das Gemeingefühl, das Gefühl des Wohl- und Unwohlseins, einen innern Sinn und dgl. anzutreffen.

Wie gesagt, hierüber ließe sich Vieles und Ausführliches beibringen, das wir uns hier versagen müssen. Kaum würde es auch möglich sein, ohne auf andere Bearbeitungen der Psychologie einzugehen, deren jetzt so viele sich Concurrenz machen. Die meisten sind von überfließender

Breite. Ihnen gegenüber befleißigt Hr. Biedermann ſich der äußerſten Beſtimmtheit und Knappheit des Ausdrucks. Seine Darſtellung iſt es, deren Eigenthümlichkeit uns hier noch einen Augenblick beſchäftigen ſoll, weil ſich ein allgemeineres Intereſſe daran knüpft. Das Buch iſt nämlich, wie ſchon oben geſagt wurde, ganz Deutſch geſchrieben. Da unſere Philoſophie durch die der Griechen und Römer vermittelt iſt, ſo können wir nicht, wie die Griechen, eine nur aus unſerer Sprache geſchöpfte Terminologie haben. Auch würden wir den wiſſenſchaftlichen Verkehr mit den übrigen europäiſchen Nationen zu ſehr erſchweren, wollten wir diejenigen griechiſchen und lateiniſchen Ausdrücke vermeiden, die einmal infolge der Geſchichte der Wiſſenſchaft einen ganz univerſellen Curs erhalten haben. Ein excluſiver Purismus würde uns unverſtändlich machen und uns nöthigen, die von uns gebrauchten deutſchen Ausdrücke erſt durch Umſchreibung feſtzuſtellen oder ſie doch wieder auf die griechiſchen und lateiniſchen zurückzuführen, um Misverſtändniſſe abzuwehren, wie wir auch bei lexikaliſchen Arbeiten gern das lateiniſche Wort hinzufügen, alle Zweideutigkeit abzuſchneiden. Noch mehr Vorſicht iſt bei der Neubildung von Wörtern anzuwenden, damit ſie den Geſetzen der Sprache gemäß ſeien oder damit ſie nicht ins Geſchmackloſe ausirren. Dies war der Punkt, auf welchem der als Menſch und Forſcher gleich verehrungswürdige Krauſe fehlte, wenn er Wörter ſchuf, wie Dromweſenweſentlichkeit, verhaltfolglich, Angewirktfall und dgl. Wer erkennt darin das Abſolute, das Rhythmiſche, den Accuſativ? Erſt wenn in der Mutterſprache philoſophirt wird, empfängt die Wiſſenſchaft einen nationalen Charakter, der ſie zur Productivität befähigt. Man ſehe ſich um, ob eins der großen epochemachenden Werke der Philoſophie, mit wenigen Ausnahmen, anders als in der Mutterſprache geſchrieben iſt. Von vielen ſolcher Werke ſind lateiniſche Ueberſetzungen gemacht, in denen ſie ſich verbreitet haben, ſodaß man ſie gewöhnlich auch Lateiniſch citirt, z. B. von den Werken des Descartes. Aber Giordano Bruno, Descartes, Pascal, Montaigne, Baco, Locke ꝛc. ſchrieben in ihrer Mutterſprache. Spinoza mußte Lateiniſch ſchreiben, weil er weder mit der hebräiſchen noch mit der holländiſchen Sprache ſeinen Zweck erreicht hätte. Leibniz wurde durch ſeine kosmopolitiſche Stellung zum Lateiniſchen und Franzöſiſchen geführt, obwol er, wie wir aus ſeinen von Guhrauer geſammelten deutſchen Schriften ſehen, die Bedeutung des Deutſchen für den philoſophiſchen Ausdruck vollkommen anerkannte.

Die erſten Verſuche, die deutſche Sprache Philoſophie reden zu laſſen, gehören den Gottesfreunden in der Rheingaſſe an. Eccart, Suſo, Tauler, Rulman Merswin und Andere drückten zum erſten mal abſtracte Begriffe im Zuſammenhang aus; Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen, namentlich aus dem Boëthius, waren vorangegangen. Dieſe erſten Neu-

ßerungen waren in ihrer Naivetät oft ſehr glücklich und kühn. Es ſei erlaubt, aus Suſo's Schriften (von Diepenbrock, Regensburg 1829, S. 213) nur eine kleine Stelle anzuführen, uns die Deutſchheit dieſes noch ohne alle Selbſtkritik ſprechenden Philoſophirens zu veranſchaulichen. Es iſt vom Begriff des Weſens Gottes die Rede: „Zu dem Weſen kehre deine Augen in ſeiner lautern bloßen Einfältigkeit, daß du fallen laſſeſt dies und das theilhaftige Weſen. Nimm allein Weſen an ſich ſelbſt, das unvermiſcht ſei mit Nichtweſen; denn alles Nichtweſen leugnet alles Weſen; ebenſo thut das Weſen an ſich ſelbſt, das leugnet alles Nichtweſen. Ein Ding, das noch werden ſoll oder geweſen iſt, das iſt jetzt nicht in weſentlicher Gegenwärtigkeit. Nun kann man vermiſchtes Weſen oder Nichtweſen nicht erkennen denn mit einem Gemerk des alligen Weſens. Denn ſo man ein Ding will verſtehen, ſo begegnet der Vernunft zuerſt Weſen, und das iſt ein alle Dinge wirkendes Weſen. Es iſt nicht ein zertheiltes Weſen dieſer oder der Creatur; denn das getheilte Weſen iſt alles vermiſcht mit etwas Anderheit, mit einer Möglichkeit, etwas zu empfangen. Darum ſo muß das namenloſe göttliche Weſen in ſich ſelbſt ein alliges Weſen ſein, das alle zertheilte Weſen erhält mit ſeiner Gegenwärtigkeit." Ichheit, Selbſtheit, Meinheit, Entſprünglichkeit, Weisloſigkeit, Gegenwurf, Iſtigkeit, Sachlichkeit, Gewordenheit, Innerkeit, Außerkeit, Sonderheit, Abzug ꝛc. ſind geläufige Wörter.

Dieſe von der populären Theologie ausgehenden Anfänge wurden wieder verwiſcht und ſelbſt die Reformation that in dieſer Hinſicht nichts für das deutſche Volk. Sie ſtellte vielmehr innerhalb des Proteſtantismus die Ariſtoteliſche Philoſophie in lateiniſcher Form wieder her. Melanchthon ſelber ſchrieb die Lehrbücher für die proteſtantiſchen Schulen nach dem Ariſtoteles Lateiniſch. In Preußen wurde nur Lateiniſch philoſophirt. Kockermann in Danzig, Dreyer und Zeidler in Königsberg, berühmte Ariſtoteliker, ſchrieben nur Lateiniſch. Knutzen, Kant's Lehrer, verfaßte ſein „Compendium der Logik" noch Lateiniſch. Ein Anſtoß zur Verdeutſchung der Wiſſenſchaft war zur Zeit der Reformation bekanntlich von Paracelſus ausgegangen. Er iſt reich an trefflichen Wendungen und Wörtern, aber er hat auch aus der Alchemie und verdorbenen Kabbala alle jene grotesken und undurchdringlichen, vieldeutigen Kategorien in die deutſche Myſtik gebracht, bei denen ſich die Meiſten in der Vorſtellung des Geheimnißvollen befriedigten, ohne ſich etwas dabei zu denken. Nicht nur der Makrokosmus und Mikrokosmus, nicht nur Sal, Sulphur und Mercurius, ſondern auch der Yliaster, der Ideos, Iliados, Nimbus major, das Chaos, der Abech, Aſtrun, der Aniados, Tartarus, Realgar, die Sagonen, die Matrices, das Mysterium magnum u. ſ. w. wurden von ihm eingeführt und drängten deutſche Bezeichnungen in den Hintergrund. Valentin Weigel und die Helmont, da ſie eine gelehrte

Bildung beſaßen und großentheils Lateiniſch ſchrieben, hielten ſich freier von ſolchen barbariſchen Formen, aber durch Jakob Böhme überſchwemmten ſie die deutſche Sprache. Böhme hatte einen unvergleichlichen Sprachgeiſt, der ſtellenweiſe die ſpeculativſten Gedanken mit überraſchender Klarheit ausdrückt. Aber da er ohne wiſſenſchaftliche Bildung war, ſo iſt es zu bedauern, daß er nur in Bildern zu denken verſtand, die eine genauere Beſtimmung unmöglich machen. Der große Separator, das Fiat, das Ens, die Jungfrau, die Magia, der Schreck, der Glaſt, der Spiegel, die Begierde, das Angſtrad, turba vitae, der Hungergeiſt, Feuerblitz, der Ungrund, die Quellgeiſter, die Morgenröthe, der Zorn, die Finſterniß, das Licht, die Tinctur, das Centrum u. ſ. w. wurden die wunderlichen Formen, in denen er ſeine Anſchauung des dialektiſchen Proceſſes aller Dinge auszuſprechen rang. Oft wußte er ſich nicht anders als durch allegoriſche Auslegung von Begebenheiten, die in der Schrift erzählt ſind, zu helfen. Oft benutzte er höchſt dramatiſch die Geſchichte Chriſti, um den Kampf und die Ueberwindung der Widerſprüche zu ſchildern. Aber die Folge dieſes phantaſtiſchen Helldunkels war, daß er auf den allgemeinen Gang unſerer philoſophiſchen Bildung faſt ganz ohne Einfluß blieb und der Heilige einer kleinen Sekte wurde, die ſich mehr mit dem erbaulichen Element ſeiner ſalbungsvollen Diction und mit den gothiſchen Schnörkeln ihrer magiſchen Terminologie als mit dem wirklich ſpeculativen Gehalt beſchäftigte, der bei ihm nicht fehlte.

Leibniz ſteht zwiſchen dieſer und derjenigen Epoche, welche durch Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen unſerer philoſophiſchen Sprache einen weltmänniſchen Typus gab, der ihr bis dahin gemangelt hatte. Leibniz, wie ſchon bemerkt, ſchrieb in der Regel Lateiniſch und Franzöſiſch und nur als Ausnahme Deutſch. Die Cultur der deutſchen Sprache auch für die Philoſophie ſchien ihm wünſchenswerth. In den „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache" (bei Guhrauer, 1838, I, 442 fg.) beſpricht er auch die philoſophiſche Darſtellung und meint, daß wir Deutſche zwar für alle Werktüchtigkeit des gemeinen Lebens, weniger aber für die Philoſophie, namentlich für die praktiſche, paſſende Ausdrücke beſäßen. Wenn auch die reine deutſche Sprache einen leichten Schaum müßiger Gedanken nicht annehme, ſo meint er gleichwol, „daß in der Denkkunſt und in der Weſenlehre auch nicht wenig Gutes enthalten, ſo ſich durch alle andern Wiſſenſchaften und Lehren ergießet, als wenn man daſelbſt handelt von der Begrenzung, Eintheilung, Schlußform, Ordnung, Grundregeln, und ihnen entgegengeſetzten falſchen Streichen; von der Dinge Gleichheit und Unterſcheid, Vollkommenheit und Mangel, Urſach und Wirkung, Zeit, Ort und Umſtänden, und ſonderlich von der großen Muſterrolle aller Dinge unter gewiſſen Hauptſtücken, ſo man Prädicamenten

nennet. Unter welchen allen viel Gutes iſt, damit die teutſche Sprache allmälig anzureichern.“ Guten Worten der Ausländer will er unter gewiſſen Bedingungen das Bürgerrecht geſtatten: „Hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprache zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todſünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt entkräfte und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche allzu große Scheinreinigkeit iſt einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meiſter ſolange feilet und beſſert, bis er ſie endlich gar verſchwächet, welches Denen geſchieht, die an der Perfectiekrankheit, wie es die Holländer nennen, daniederliegen.“ Aus den Schriften der Myſtiker ließe ſich nach Leibniz mit rechter Behandlung Vieles benutzen, ſodaß wir wol den Römern und Griechen endlich ſelbſt Trotz in der Speculation bieten könnten. Sehr wichtig iſt auch Leibniz' deutſches Schreiben an G. Wagner in Hamburg über die Logik, das bei Guhrauer I, 274 fg. abgedruckt iſt, worin man ſieht, wie Leibniz über ſolche abſtracte Materien ſich dennoch angemeſſen auszudrücken verſtand. Hatte unſere deutſche Terminologie zuerſt aus der Scholaſtik, ſodann aus der Alchemie ihre Mittel genommen, ſo wurde ſie während des 18. Jahrhunderts vorzüglich durch Ueberſetzungen engliſcher und franzöſiſcher Schriftſteller gefördert. Sie lernte nun auch, was Leibniz das Schwierigſte geſchienen hatte, ſich über Gegenſtände ethiſchen und religiöſen Inhalts richtiger, mannichfaltiger und geſchmackvoller auszuſprechen. Nun erſt war ſie im Stande, durch Kant zum erſten mal ein ganzes Syſtem in der Vollſtändigkeit aller Theile Deutſch hinzuſtellen, eine That, die für die Bildung der Nation von unermeßlichen Folgen begleitet geweſen iſt. Kant hat allerdings in der Terminologie die griechiſch-römiſchen Formationen geliebt, um die Unbeſtimmtheit deutſcher Bezeichnungen zu umgehen und der Sprache ihre kosmopolitiſche Allgemeinheit in dieſer Hinſicht zu erhalten. Er hat ſie aber nie unüberſetzt gelaſſen, hat nicht einen Mangel an Erkenntniß dahinter verſtecken, hat nicht damit Aufſehen machen wollen und hat in der Entwickelung der Begriffe ſelbſt ein vortreffliches Deutſch geſchrieben, wobei man natürlich zwiſchen der Strenge ſeiner ſyſtematiſchen Schriften und der gefälligen Klarheit, Friſche und Gewandtheit ſeiner kleinern Abhandlungen unterſcheiden muß, die ſtiliſtiſch nicht hoch genug zu ſchätzen ſind. Wir haben mehrfach erlebt, daß man Citate aus denſelben z. B. aus der Abhandlung über die Erdbeben, über die Racen, über die Vulkane im Monde als Stellen aus Humboldt's „Kosmos“ bewundert hat.

Im Allgemeinen hat die Philoſophie bei uns die Kant'ſche Schreibart und Terminologie beibehalten. Sie iſt fortgebildet, aber nicht principiell verändert. Einer größern Hebung des deutſchen Elements iſt ſie nicht entgegen geweſen, wie namentlich Fichte, Krauſe und Hegel zeigen.

Es iſt ſogar aus der Kant'ſchen Philoſophie ſelber eine Logik hervorgegangen, die völlig Deutſch geſchrieben iſt, nämlich von J. H. Tieftrunk: „Die Denklehre in reindeutſchem Gewande, auch zum Selbſtunterricht für gebildete Leſer" (Halle 1825); ein Buch, das zuweilen bedenkliche Formen zeigt, im Ganzen aber als ein nicht unglücklicher Verſuch angeſehen werden darf, der ohne Prätenſion und mit verſtändiger Mäßigung in den gewagten Neubildungen hervortrat, aber nach Art der Deutſchen, weil ſie kein Bewußtſein über die von ihnen erarbeiteten Reſultate gewinnen, ſpurlos vorübergegangen iſt. Wenn man die Hegel'ſche Philoſophie einer fremdartigen und unzugänglichen Terminologie beſchuldigt hat, ſo iſt das oft nur ein Vorwand geweſen, ſie ignoriren zu dürfen oder ſie in Verruf zu bringen; ein Manöver, das von Miſologen oder von Schulfanatikern immer angewendet wird. Will Jemand z. B. Herbart'ſche Philoſophie ſtudiren, ſo hat er auch eine Terminologie zu bezwingen. Er muß auch lernen, was abſolute Poſition, reales Weſen, Inhärenz, Synechologie, zufällige Anſicht, Methode der Beziehungen u. ſ. w. iſt. Hegel's Terminologie iſt im Allgemeinen dieſelbe wie die Schelling'ſche, im Beſondern aber iſt ſie deutſcher, wie alle Schlagwörter Hegel's darthun, als: Sein, Weſen, Begriff, Unmittelbarkeit, Vermittelung, Selbſtbewegung, Gleichheit u. ſ. f.

Die Wiſſenſchaftslehre Biedermann's ſcheint uns nun ein für die Sprache der Wiſſenſchaft darin epochemachendes Buch, daß ſie, wie der Verfaſſer S. 148 ſelbſt bemerkt, nicht aus übertriebenem Reinigungseifer, noch weniger aus bloßer Geſuchtheit oder Verkennung des Zuſammenhangs einer beſondern Sprache mit allen andern, ſondern aus der Fülle des Sprachſchatzes mit Bewußtſein über die Wurzeln und die Geſchichte der Wörter den reindeutſchen Ausdruck mit künſtleriſchem Sinn in edler und plaſtiſcher Weiſe angeſtrebt hat. „Fremdwörter", ſagt er, „denen zumeiſt die Eigenthümlichkeit ihres Inhalts abhandengekommen iſt, als bequeme Gemeinplätze immer wieder abzuweiden, ſowie das Undeutſche überhaupt als eine Bereicherung und Zierde unſerer Sprache, das Ausländiſche vor allem als einen Bildungsbeleg anzuſehen, dieſe Meinung, jener Misbrauch, iſt geradezu verwerflich." Man überzeuge ſich durch eigene Lectüre, wie ungezwungen der Verfaſſer aus der Strenge und Correctheit ſeines Gedankenganges zur congruenten deutſchen Bezeichnung gelangt iſt. Anfänglich, wir wollen es geſtehen, fällt es uns ordentlich ſchwer, in einer ſo reindeutſchen Atmoſphäre uns zu bewegen. Wir verwundern uns im Geheimen, noch keinem der traditionellen Schulwörter begegnet zu ſein, aber allmälig durchdringt uns ein Gefühl höherer Harmonie und wir ahnen, welchen Entwickelungen eine Sprache in der Philoſophie noch entgegengehen kann, die ſolcher Werke fähig iſt.

Nur von dieſer Seite her wollten wir die Schrift als eine cultur-

geschichtlich interessante empfehlen. Was den gewichtigen Inhalt betrifft, der eine ernste Auffassung und nachdrückliche Verarbeitung fodert und den leichtfertigen Leser trotz seiner einfachen Form sofort abstoßen wird, so enthalten wir uns für jetzt eines genauern Eingehens und erwarten mit Ungeduld die Fortsetzung, die uns gewiß manches Räthsel, das uns aufgestiegen, lösen wird.

Literatur und Kunst.

Unterhaltungsliteratur.

Von der schnell zu Ruf und Beliebtheit gelangten Schriftstellerin Julie Burow (Frau Pfannenschmidt) ist unlängst wieder ein dreibändiger Roman „Der Armuth Leid und Glück" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen. Auch ihm wird es, wie den frühern Werken der Verfasserin, in dem weiten Leserkreise, den dieselbe sich bereits gewonnen hat, gewiß nicht an Beifall fehlen. Und doch unterscheidet dieser neue Roman sich von seinen Vorgängern in einigen wesentlichen Punkten, und zwar nicht ganz zu seinem Vortheil. Das Hauptverdienst jener frühern Werke nämlich bestand besonders in der großen Einfachheit und Natürlichkeit, mit welcher die Verfasserin das häusliche und gesellige Leben der mittlern Kreise zu schildern versteht. Die Romane von Julie Burow haben nichts Geistreiches, nichts Pikantes, im Gegentheil, sie sind mitunter etwas kleinbürgerlich und prosaisch: allein die Lebendigkeit und Wahrheit, mit welcher die Verfasserin diese kleinen prosaischen Verhältnisse darstellt, die Einfachheit ihrer Erfindungen, die Natürlichkeit und Ungezwungenheit der Situationen, die Wahrheit und Treue der Charaktere verleihen ihren Erzählungen eine Anziehungskraft, die den großen Erfolg derselben vollkommen erklärlich macht.

Und gerade diesen Vorzug der Einfachheit und Natürlichkeit nun entbehrt ihr neuester Roman; die Verfasserin hat sich damit auf ein Gebiet abenteuerlicher Erfindungen, verwickelter Intriguen, phantastischer und greller Situationen gewagt, für das ihr schlichtes, im besten Sinne bürgerliches Talent, offenbar nicht geschaffen ist und auf dem sie sich daher auch nicht mit demselben Glück bewegt wie in jenen frühern Romanen. „Der Armuth Leid und Glück" ist ein sehr complicirtes Werk; die Fabel ist außerordentlich künstlich verschlungen, die Schicksale der meisten darin auftretenden Personen streifen stark ans Wunderbare und auch die Entwickelung der Charaktere ist größtentheils sehr gewaltsam und abenteuerlich; erinnerten die frühern Werke von Julie Burow in ihrer strengmoralischen Haltung, ihrer vorwiegend praktischen Tendenz, in der Gemüthlichkeit, ja selbst auch in der Breite ihrer Darstellung an den ältern englischen Familienroman, so scheint sie sich in „Der Armuth Leid und Glück" mehr den socialen Roman der modernen französischen Literatur mit seinen grellen Contrasten, seiner haarsträubenden Phantastik, seinen gehäuften Verwickelungen und Abenteuern zum Muster genommen zu haben.

Die Hauptpersonen des Buchs sind die Geschwister Eduard und Gertrud Bergenau, die Kinder eines früher sehr berühmten und beliebten Violinisten, den jedoch eine unglückliche Neigung zum Trunk um Ruhm, Ehre und Wohlstand gebracht hat; wie wir ihn zu Anfang des Romans kennenlernen, ist er bereits völlig zum Thier herabgesunken, eine durchaus widerwärtige und abschreckende Erscheinung. Die Frau dieses Elenden und somit die Mutter des ebenerwähnten Geschwisterpaars ist ein Weib von wunderbarer Schönheit, aber ohne Herz und Gemüth; wenigstens werden wir durch die Art und Weise, wie sie sich zu Anfang der Erzählung darstellt, genöthigt, sie dafür zu halten. Die kalte, stolze Schönheit dieser Frau hat Flammen in das Herz eines reichen russischen Fürsten geworfen; das tscherkessische Blut, das in seinen Adern fließt, ist von dem Glanz ihrer Erscheinung dermaßen entzündet worden, daß er sich über alle Rücksichten des Standes und der geselligen Verhältnisse hinwegsetzt und der Frau des armen ruinirten Musikanten seine Hand anbietet. Die Frau erwidert die Neigung des Fürsten keineswegs, ihr Herz ist eben kalt und empfindungslos; wenn sie sich dennoch entschließt, den Antrag anzunehmen, ja wenn sie selbst ihren Mann veranlaßt, seine Einwilligung zur gerichtlichen Scheidung zu geben, so thut sie es nur aus tief verborgener Mutterliebe, weil sie nämlich den Anblick nicht ertragen kann, wie ihre Kinder in Schmuz und Elend untergehen und weil sie in den Reichthümern des Fürsten ein Mittel sieht, ihnen ein glücklicheres Loos zu bereiten. Wir bekennen offen, daß, sosehr die Verfasserin sich auch bemüht, den Leser von dem Vorhandensein dieser verborgenen Mutterliebe zu überzeugen, diese ganze Art der Motivirung uns doch höchst gezwungen und unwahrscheinlich vorkommt; die Frau des Musikanten wird übrigens durchweg als ein so kaltes, leidenschaftloses Wesen, von so kühler, nüchterner Verständigkeit geschildert, daß es uns unmöglich fällt, sie eines solchen Uebermaßes, einer solchen Verirrung der Mutterliebe für fähig zu halten.

Und doch beruht auf dieser gewaltsamen und unnatürlichen Voraussetzung der ganze weitere Verlauf des Romans. Nämlich wenn es wirklich ein bloßes Opfer der Mutterliebe ist, welches Frau Bergenau bringt, indem sie die Hand des Fürsten annimmt, so soll sie wenigstens des Opfers nicht froh werden; ihre gute mütterliche Absicht scheitert an dem Stolz und der edeln Gesinnung ihres Sohnes Eduard, der, wiewol noch ein Knabe, es doch bereits als die tiefste Erniedrigung empfindet, die ihm widerfahren kann, Geschenke und Almosen anzunehmen von dem Manne, der die Ehe seines Vaters zerstört, ihn selbst der Mutter beraubt hat. Seinem Einfluß gelingt es, auch in seiner Schwester Gertrud dieselben Empfindungen zu erwecken; Beide bleiben lieber bei dem armen verlorenen Vater und trinken den Kelch des Elends bis zur Neige, als daß sie die Unterstützungen des Fürsten annehmen und sich dadurch gewissermaßen zu Mitschuldigen des Unrechts machen, das ihre Mutter begeht, indem sie sich wirklich scheiden läßt und dem Fürsten als seine Gemahlin nach Rußland folgt. Um indeß ihrem zärtlichen Herzen wenigstens einigermaßen Genüge zu thun, schickt die Fürstin in regelmäßigen Zeiträumen beträchtliche Summen an ihre ehemalige Dienerin Nanny, welche bei dem alten Musikanten zurückgeblieben ist; sie soll dieselben anwenden, ihm und namentlich den Kindern ihre traurige Lage zu erleichtern. Nanny

jedoch, ein leichtfertiges, verbuhltes Ding, führt diesen Auftrag nur sehr unvollständig aus; sie schmeichelt Bergenau's schlechten Leidenschaften, läßt ihn schwelgen in Essen und Trinken, macht ihn aber glauben, als ob das Geld, das er auf diese Weise verpraßt, von ihr mit der größten Aufopferung zusammengeborgt sei und früher oder später werde der Tag kommen, wo er, der völlig Mittellose, zu jedem Erwerb Unfähige, dies Alles werde zurückzahlen müssen. Durch dieses Mittel erhält sie den geistesschwachen Mann unausgesetzt in der größten Furcht und Abhängigkeit und das ist es eben, was sie bezweckt; sie schmeichelt seinem Laster, um ihn zu beherrschen. Daneben jedoch verwendet sie den größten Theil der Summen, welche die Fürstin ihr sendet und von denen kein Dritter die geringste Ahnung hat, theils für sich selbst, theils für ihren Liebhaber, den Husarenunteroffizier Heiking. Auch dieser Heiking ist eine höchst widerwärtige Gestalt. Aeußerlich schön und wohlgewachsen und dadurch die Sinnlichkeit des leichtfertigen Mädchens fesselnd, zeigt er sich innerlich als eine durchaus gemeine und rohe Natur; er weiß und kennt die ganze Schlechtigkeit seiner Geliebten und dennoch setzt er das Verhältniß mit ihr fort, ja er duldet es und bietet selbst die Hand dazu, daß Nanny den seiner Sinne längst nicht mehr mächtigen Bergenau durch allerhand falsche Vorspiegelungen und Drohungen zu einer Heirath mit ihr beschwatzt. Sogar daß es sein Kind ist, dem Bergenau nur den Namen leiht, weiß Heiking: aber selbst dies Aeußerste von Erniedrigung, was einem Manne geboten werden kann, läßt er sich gefallen, lediglich um sich den Mitgenuß der Reichthümer zu erhalten, die seine Geliebte von den Geldsendungen der Fürstin angesammelt hat.

Inzwischen sind die beiden Geschwister allmälig herangewachsen. Warmen und edeln Herzens, haben sie sich bemüht, auch in dem unter das Menschliche herabgesunkenen Vater den Begriff der Vaterwürde immer noch zu ehren; von der aufgedrungenen Stiefmutter dagegen, deren Schlechtigkeit sie instinctmäßig ahnen, wenden sie sich mit der ganzen Kraft sittlicher Entrüstung ab. Es ist ein ähnliches Verhältniß wie zu dem russischen Fürsten, der ihnen die Mutter entführte: auch von dieser Stiefmutter wollen sie keine Unterstützung annehmen, auch jetzt wieder ist ihnen Armuth und Entbehrung lieber als alle Vortheile, die ihnen aus einer solchen Quelle zufließen könnten. Und wirklich gelangen sie durch ihren unglaublichen Fleiß, ihre an das Wunderbare grenzenden Anstrengungen dahin, jede fremde Unterstützung zurückweisen zu können; von Laster und sittlicher Verkommenheit umgeben, richten sie sich an ihrer eigenen Kraft empor und finden ihre einzige Freude und den Trost ihres Lebens in ihrer gegenseitigen Liebe sowie in dem Umgang mit ihrer angeblichen kleinen Schwester, deren Pflege Gertrud, wiewol selbst noch ein halbes Kind, sich mit aller Sorgfalt und Aufopferung einer Mutter widmet, während Nanny sich nur um sich selbst und ihren Liebhaber kümmert, ihren Mann aber durch den geflissentlichen Vorschub, den sie seinem Laster leistet, immer mehr zu verderben sucht. Endlich, da der Ruin des Elenden ihr auf diesem Wege noch immer zu langsam geht, versucht sie, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen, um demnächst den Geliebten heirathen zu können. Allein der Versuch mißglückt, die Urheberin desselben wird entdeckt, der Liebhaber selbst wendet sich voll Entsetzen ab und Nanny wird ge-

nöthigt, ihre sowenig ehrenvolle und für den Leser sowenig erquickliche Rolle im Zuchthause zu Ende zu spielen.

Hiermit beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte; die Verfasserin mag wol selbst das Bedürfniß empfunden haben, sich auszuruhen von jenen düstern schreckensvollen Scenen, mit denen sie bis dahin so freigebig gewesen und so ergeht sie sich nun in einer Reihe idyllisch häuslicher Schilderungen, die auch in der That als Gegengewicht ganz an ihrem Platze sind und deren Wirkung auf den Leser noch angenehmer sein würde, wäre die Verfasserin dabei nicht etwas gar zu ausführlich geworden und hätte sie sich nicht in ein gar zu kleinliches, ermüdendes Détail eingelassen. Nach Beseitigung der bösen Stiefmutter haben Eduard und Gertrud sich des blödsinnig gewordenen Vaters und der kleinen Leontine (so heißt das vermeintliche Schwesterchen) vollständig angenommen; unermüdlich arbeitend, sorgen sie für die Bedürfnisse derselben und führen so, von allen übrigen Menschen abgeschieden, unter Kampf und Entbehrung, nur glücklich durch den Frieden ihres Bewußtseins, ein mühevolles und beschwerliches, aber bei alledem noch immer freudenreiches und zufriedenes Leben. In der Schilderung dieser engen kleinen Häuslichkeit ist die Verfasserin sehr glücklich; wir treffen hier auf Partien, die an die besten Stellen ihrer frühern Romane erinnern und sie vielleicht noch übertreffen würden, wäre die Verfasserin nicht, wie schon erwähnt, zuweilen etwas gar zu breit geworden. Ein so poetischer Duft auf dem Ganzen dieses Gemäldes ruht, so störend sind die prosaischen Einzelheiten, in deren Ausmalung die Verfasserin sich gefällt; sie scheint hier mehr für künftige Hausfrauen und angehende Wirthschafterinnen als für poetisch gestimmte Leser geschrieben zu haben. Nichts wird uns erlassen, auch nicht das kleinste Détail der Bergenau'schen Wirthschaft; bei Heller und Pfennig erfahren wir, was Eduard's Schlafrock kostet und müssen uns nach Thalern und Groschen vorrechnen lassen, wieviel die sparsame Gertrud, dieses Wunder von Wirthschaftlichkeit, danach noch in der Kasse behält, oder wieviel sie für die abzuliefernde Arbeit zu erwarten hat; wir sehen sie ein Töpfchen Milch wärmen für die kleine Schwester, dann stärkende Bouillon kochen für den blödsinnigen Vater und von da ans Waschfaß treten und die Wäsche des kranken Bruders waschen und vor ihren Fenstern bleichen. Ueberhaupt ist Gertrud ein wahrer Ausbund weiblicher Vollkommenheit; sie hält nicht nur die ganze Wirthschaft in Ordnung, sondern sie ernährt auch, während der Bruder wochenlang an einer schweren Krankheit bewußtlos daniederliegt, die gesammte Familie durch ihrer Hände Arbeit; als die Kräfte sie aber endlich zu verlassen drohen und die Noth immer dringender wird, geht sie hin, ihr prachtvolles Haar, den Stolz und Schmuck ihres jugendlichen Hauptes, zu Gelde zu machen. Auch hier wieder scheint die Verfasserin uns das richtige Maß überschritten zu haben; wie sie ihre Bösewichter zu schwarz malt, so malt sie ihre tugendhaften Wesen zu vollkommen, zu engelhaft; dort häuft sie zu viel Schatten, hier zu viel Licht, während doch erst die richtige Mischung von beiden die wahre und naturgemäße Beleuchtung gibt. So rohe, durch und durch entmenschte Gestalten wie die böse Nanny oder selbst auch der alte trunksüchtige Musikus wirken nur abstoßend; aber auch so übervollkommene, ideale Gestalten wie diese Gertrud haben wenigstens für Denjenigen, der es für die erste und wesentlichste Aufgabe der Poesie hält, Menschen zu schildern, nicht Phantome, nicht beson-

ders viel Anziehendes; während jene uns Widerwillen einflößen, fühlen wir uns von dieſen ermüdet und abgekühlt.

Natürlich kann eine ſo außerordentliche Tugend nicht ohne den ihr gebührenden Lohn bleiben; er wird ihr zutheil in der Perſon eines jungen, ſchönen, ſteinreichen Mannes von fürſtlicher Abkunft, der, anfangs ein Wüſtling, durch die Liebe zu Gertrud und die ſiegreiche Macht ihrer reinen, fleckenloſen Tugend bekehrt und zum braven Menſchen gemacht wird. Auch in dieſer Bekehrungsgeſchichte ſtoßen wir auf zahlreiche Unwahrſcheinlichkeiten und Uebertreibungen; die Verfaſſerin iſt dabei offenbar mehr ihrem eigenen gefühlvollen Herzen gefolgt als den Erfahrungen, die das praktiſche Leben lehrt und die doch, ſo proſaiſch und niederſchlagend ſie zuweilen ſind, vom Dichter niemals aus dem Auge gelaſſen werden dürfen. Bei weitem gelungener in dieſer Hinſicht iſt der Charakter des Eduard. Eduard iſt ein braver tüchtiger Menſch, aber mit menſchlichen Leidenſchaften und Schwächen, insbeſondere mit einer ſehr energiſchen Fähigkeit zu haſſen was haſſenswerth. Aber gerade dieſe menſchlichen Schwächen machen ihn dem Leſer intereſſant und liebenswürdig; Menſchen wie Eduard ſind uns ſchon oft begegnet, ja wir ſelbſt fühlen uns ihm verwandt, im Guten ſowol wie im Schlimmen, während eine ſo überirdiſche Vollkommenheit, wie ſie in Gertrud geſchildert wird, nirgends exiſtirt, alſo auch keinen verwandten Ton in uns zu erwecken vermag. Auch Eduard wird ein zwar minder glänzendes, doch ebenfalls glückliches Loos zutheil in der Perſon einer jungen hübſchen Modehändlerin, der Tochter einer Schauſpielerin, die jedoch nur auftritt, um ſofort wieder zu verſchwinden. Der alte Bergenau ſtirbt, nachdem er in ſeinen letzten Stunden noch einmal ſoweit zum Bewußtſein gekommen, um die aufopfernde Liebe ſeiner Kinder zu erkennen und ihnen ſeinen Dank dafür zu ſtammeln.

Aber was iſt mittlerweile aus der Fürſtin geworden? Trotz ihres Reichthums, ja trotz des Privilegiums ewiger Jugend, das ihre Schönheit zu haben ſcheint, iſt ſie keineswegs glücklich; wie früher gegen Bergenau, ſo iſt ſie auch gegen den viel jüngern Fürſten, der ſie wirklich mit Leidenſchaft liebt, nur ein ſchönes, empfindungsloſes Bild geblieben. Die einzige Empfindung, die endlich in ihr erwacht, iſt die Sehnſucht nach ihren Kindern. Beleidigt durch den Stolz, mit welchem Eduard ſeine Unterſtützung zurückgewieſen, hat der Fürſt ihr jeden Verkehr mit ihren Kindern unterſagt und nur eine gemeinſame Freundin des fürſtlichen Ehepaars, Frau Anna Wender, eine reiche und geiſtvolle Dame, in deren Hauſe der Fürſt ſeine Frau zuerſt kennengelernt hat und die, ewig in der Welt umherreiſend, in dem Romau überhaupt nur vorhanden iſt, um überall im richtigen Moment als Deus ex machina aufzutreten, hält den häuslichen Frieden ihrer Freunde noch nothdürftig aufrecht, indem ſie zugleich als Vermittlerin zwiſchen der Fürſtin und ihren Kindern thätig iſt. Obgleich nicht mehr jung an Jahren, erfreut Frau Wender ſich doch noch eines ziemlich vortheilhaften Aeußern. Beim Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Kriegs befindet ſie ſich gerade zum Beſuch in Rußland. Auf die erſte Nachricht von der Annäherung der feindlichen Flotten eilt der Fürſt, der die ruſſiſche Herrſchaft im tiefſten Herzen haßt und verachtet, mit ſeiner Gemahlin in die Krim, wo er ausgedehnte Güter beſitzt. Seinen Haß gegen Rußland zu kühlen, tritt der Fürſt ganz auf die

Seite der Verbündeten; er begibt sich in ihr Lager und stellt ihnen Alles, was er an Geld und Gut besitzt, zur Verfügung. Infolge davon wird er von den russischen Behörden geächtet, seine Besitzungen in Rußland werden mit Beschlag belegt und als die Verbündeten mit Wiederherstellung des Friedens die Krim verlassen, sieht er sich genöthigt, zu seinen Stammgenossen jenseit der Grenze zu flüchten. Zuvor jedoch gibt er seiner Gattin ihre völlige Freiheit zurück; sie benutzt dieselbe, um nach Deutschland zurückzukehren und so treffen wir sie auf der Reise nach Danzig, wo ihre Kinder sich inzwischen angesiedelt haben. Auch Frau Anna Wender finden wir hier wieder, jetzt Frau von Heiking. Der Krieg zwischen Rußland und den Alliirten nämlich, von dem die Frau Verfasserin überhaupt einen Gebrauch gemacht hat, den wir im Interesse der Kunst nicht zu billigen vermögen, hat ihr auch erwünschte Gelegenheit geboten, den ehemaligen Unteroffizier, den rohen, verworfenen Wüstling nicht nur zum Obersten von Heiking avanciren zu lassen, sondern er hat auch in Frau Wender das weibliche Wesen gefunden, das ihn von allen alten Fehlern nnd Gebrechen geheilt und mit einem tiefen und aufrichtigen Verlangen nach Häuslichkeit und ehelichem Glück erfüllt hat. Auf diese Art ist es der Verfasserin endlich gelungen, die vielfach verwickelten Fäden ihres Romans auseinanderzuflechten; der orientalische Krieg hat ihr dabei die wesentlichsten Dienste gethan, man weiß ja, wie der Kriegsbesen Alles durcheinanderfegt und so hat sie denn kein Bedenken getragen, die größten Unwahrscheinlichkeiten, die unerhörtesten Abenteuer und Begegnungen auf Rechnung des Kriegs zusammenzuhäufen. Genug, der Roman schließt mit drei Ehepaaren und da auch die Fürstin von ihren Kindern freundlich aufgenommen wird und bei ihnen den langverlorenen innern Frieden wiederfindet, so endet das Buch mit allseitiger Versöhnung und Beruhigung.

Dies der Hauptsache nach die Fabel des Buchs, wobei wir uns jedoch bescheiden, nur ein nothdürftiges Gerippe gegeben und zahlreiche Episoden und Nebenfiguren völlig übergangen zu haben. Doch wird auch diese flüchtige Skizze hinreichen, unser obiges Urtheil zu bestätigen. Das Buch enthält im Einzelnen manche gelungene und liebenswürdige Partien, es ist aus einer tüchtigen und wohlmeinenden Gesinnung hervorgegangen, überall erkennen wir den sittlichen Ernst und die klare gesunde Lebensansicht der Verfasserin, allein in der Wahl ihrer Mittel ist sie diesmal nicht glücklich gewesen; dieser Roman, daß wir so sagen im großen Stil, dieser Roman der Abenteuer, der Ueberraschungen, der Effecte ist nicht die Gattung, in der ihr Talent sich frei und natürlich entfaltet, dazu ist ihre Phantasie nicht beweglich, ihre Empfindung nicht leidenschaftlich, ihre Farbe nicht saftig genug. Julie Burow gehört zur niederländischen Schule und hier hat sie einen Versuch gemacht, im Stil des Salvator Rosa zu malen. Dergleichen mag interessant sein als Studie, aber mit höherer Befriedigung werden wir doch stets von denjenigen Werken scheiden, in denen die Verfasserin der ursprünglichen Anlage ihrer Natur treugeblieben ist — also von Werken, die auf den Flitter der Romantik verzichten und sich mit dem Vorzug der Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit begnügen.

Eine andere, zwar weniger umfangreiche, aber recht interessante und anmuthige Neuigkeit auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur lernen wir kennen in dem Romane: „Zwei Bräute. Von Golo Raimund“

(2 Bde., Hannover, Rümpler). Der Verfaſſer trat, ſoviel wir uns erinnern, zuerſt in dem „Novellenbuch des Hannoverſchen Courier" auf; ſein gegenwärtiger neueſter Roman zeigt einen ebenſo bedeutenden wie erfreulichen Fortſchritt. Die Fabel deſſelben beſitzt jene Einfachheit, die wir an dem eben beſprochenen Werke der Frau Burow nur ungern vermißten und auch die handelnden Perſonen ſind ſo menſchlich natürlich, daß wir uns gern für ſie intereſſiren und ihren Schickſalen und Erlebniſſen mit Theilnahme folgen. Vorzüglich gilt dies von den Frauengeſtalten des Romans; die Eigenthümlichkeiten der Frauenſeele, ihre Fehler und Tugenden, ihre Vorzüge und Schwächen ſchildert der Verfaſſer nicht nur mit einer Kenntniß des weiblichen Herzens, ſondern auch mit einer Unparteilichkeit und Wahrheit, einer Beobachtung des Kleinen und Unſcheinbaren, wie wir ſie bei männlichen Autoren nicht eben häufig finden. Vortrefflich angelegt und durchgeführt iſt beſonders die Rolle der ſchönen, aber ſelbſtſüchtigen und eines tiefern Gefühls unfähigen Marie, die durch ihren Leichtſinn und ihre Eitelkeit die ganze Familie unglücklich macht, indem ſie, unterſtützt von der ſchwachen, thörichten Mutter, in Abweſenheit ihrer Stiefſchweſter Felicitas, ihre Netze auswirft, um dieſer den verlobten Bräutigam abſpänſtig zu machen. Ihr Vorhaben gelingt nur allzu gut; um den Fehltritt einer unbewachten Stunde wiedergutzumachen und die Schande der Familie zu verdecken, ſieht Felicitas' Bräutigam ſich genöthigt, ihr zu entſagen und die ungeliebte Marie zum Altar zu führen. Mit unheimlichen Empfindungen folgen wir dem jungen Ehepaar in ſeine öde liebeleere Häuslichkeit. Der Gemahl, niedergedrückt durch das Bewußtſein der doppelten Schuld, die er ſowol an der verlaſſenen Braut wie an ſeiner Gattin begangen, ſucht Letztere durch Sanftmuth und Freundlichkeit zu gewinnen und mit ihr in ein Verhältniß zu treten, das, wenn auch nicht auf Liebe, doch wenigſtens auf Achtung beruht. Allein umſonſt; die eitle, hochmüthige Frau verhärtet ſich immer mehr, ſie lebt nur für Putz, Prunk und ſinnliche Vergnügungen und macht ſomit die Kluft zwiſchen ſich und ihrem Gemahl immer tiefer und drohender. Eine Kataſtrophe, die unerwartet über die Aeltern ihres Mannes hereinbricht und auch ſeinen äußerlichen Wohlſtand zu vernichten droht, macht dieſem peinvollen Zuſtande ein raſches Ende; Marie verläßt ihren Mann und geht mit einem liederlichen Kammerherrn heimlich auf und davon. Damit iſt dieſe traurige Ehe denn gelöſt und dem ſchwergetäuſchten Gatten ſeine Freiheit wiedergegeben. Inzwiſchen aber hat Felicitas niemals aufgehört, den verlorenen Bräutigam zu lieben; ſie weiß, daß nur ein augenblicklicher Sinnenrauſch, verbunden mit den unſeligen Künſten ihrer Stiefſchweſter, ihn für einen Moment verlockt hat und zögert daher auch nicht, dem reuig Wiederkehrenden zu verzeihen. Zwar macht Felicitas' Beichtvater — ſie iſt nämlich katholiſch — die größten Anſtrengungen, die reiche Erbin für die Kirche zu gewinnen. Aber auch dies Hinderniß wird von Felicitas' treuer ausharrender Liebe beſiegt; ſie reicht, trotz aller Abmahnungen und Intriguen, dem geliebten Manne die Hand und gründet ihm mit Hülfe ihres Reichthums jenſeit des Meers eine neue Heimat. Auch hier alſo, wie man ſieht, werden uns zunächſt die Schattenſeiten des Lebens geſchildert; die Verirrungen der Liebe, die Qualen einer unbefriedigten Ehe, der ſtarre Trotz eines in ſich verhärteten, oberflächlichen, leichtfertigen Gemüths werden uns in ergreifenden Farben vorgeführt. Allein auch in der

Ausmalung dieſer Nachtſeiten hat der Verfaſſer überall eine weiſe künſtleriſche Mäßignng beobachtet; nirgends finden wir bei ihm jene unnatürliche Steigerung von Verbrechen und Unthaten, nirgends jenes gefliſſentliche Verweilen bei abſchreckenden und widerwärtigen Situationen und Charakteren, wie es zum Theil in dem Roman der Julie Burow der Fall iſt; nirgends verletzt er die Wahrheit und darum wird auch das Gefühl des Leſers nirgends verletzt und abgeſtoßen. Sodann aber ſteht dieſem dunkeln misfarbigen Gemälde ein zweites gegenüber, das durch ſeine klaren, lichten Farben das Gemüth in wohlthätigſter Weiſe aufheitert und beruhigt. Jenes erſte Brautpaar geht unter durch Leidenſchaft und Irrthum, durch Unwahrheit und Selbſtbetrug; ihm gegenüber lernen wir nun ein zweites kennen, welches den entgegengeſetzten Weg geht, einen Weg, auf welchem die natürliche Güte eines edeln, wohlgearteten Herzens über alle äußern und innern Hinderniſſe triumphirt, ſodaß aus Kälte, Misverſtand und Abneigung, lediglich unter dem belebenden Strahl des natürlichen menſchlichen Wohlwollens, die köſtliche Blüte der Liebe ſich endlich doch entfalten muß. Graf Leo und die bürgerliche Katharina ſind durch die Teſtamentsclauſel eines alten wunderlichen Oheims zuſammengeſchmiedet. Der Graf betrachtet die ihm aufgedrungene Braut nicht nur mit Gleichgültigkeit, ſondern ſogar mit Geringſchätzung und Widerwillen. Dennoch fehlt es ihm an Muth, ihre Hand auszuſchlagen, weil er damit zugleich des koloſſalen Vermögens verluſtig gehen würde, deſſen er doch ſo dringend bedarf, um die zerrütteten Verhältniſſe ſeines alten, aber herabgekommenen und verarmten Hauſes wiederherzuſtellen. Für Katharina beſteht ein derartiger Zwang nicht; ſie iſt und bleibt laut der Teſtamentsclauſel und für alle Fälle, auch wenn Graf Leo ihr ſeine Hand nicht reicht, ja wenn ſie ſelbſt dieſelbe ausſchlägt, die unabhängige Beſitzerin des reichen Erbtheils. Dennoch, ohne Neigung für Leo, aus bloßem Mitleid mit der gräflichen Familie, die ohnedies gänzlich ruinirt wäre und obwol ſie ſich durchaus nicht täuſcht über die freudloſe Zukunft, der ſie an der Seite eines ungeliebten Mannes entgegengeht, entſchließt ſie ſich großmüthig zum Opfer ihrer Hand und ihrer Freiheit. Aber dieſes Opfer belohnt ſich; der junge Graf vermag der Liebenswürdigkeit der ſanften, beſcheidenen, duldſamen Frau auf die Dauer nicht zu widerſtehen. Mit Verwunderung bemerkt er zuerſt die äußern Vorzüge ſeiner Frau, die er bis dahin im gräflichen Hochmuth und nur die Teſtamentsclauſel im Sinne habend kaum beachtet hat; ſein Intereſſe ſteigt, als er daneben allmälig auch ihre vielſeitigen Talente, die gediegene Bildung ihres Geiſtes, die Zartheit und Schönheit ihres Herzens kennenlernt. Am meiſten aber imponirt ihm der feine Takt und die wahrhaft edle Vornehmheit, mit der ſie den Quälereien und Chikanen ſeiner Mutter begegnet, einer ahnenſtolzen, gemüthloſen Frau, die in Katharinen nur den Schemel erblickt zum Glück ihres Sohnes und deren ganzes Sinnen und Trachten nur dahingeht, jetzt, wo dies Glück geſichert iſt, die bürgerliche Eindringlingin aus der hochgräflichen Gemeinſchaft wiederauszuſtoßen. Dieſen plumpen Angriffen begegnet Katharina mit ſoviel Klugheit und Würde, daß ihr Gemahl ſich davon völlig hingeriſſen fühlt; ſeine Verwunderung geht über in Bewunderung und dieſe Bewunderung geſtaltet ſich raſch zur zärtlichſten, leidenſchaftlichſten Liebe. Aber auch Katharinens Herz iſt gegen den ſchönen, liebenswürdigen Cavalier nicht unempfindlich geblieben; mit dem

ihr natürlichen Scharfblick hat ſie die guten Anlagen erkannt, die unter der Hülle der edelmänniſchen Vorurtheile ſchlummern und daß es eben nur der Roſt dieſer Vorurtheile iſt, was ſein urſprünglich edles und ſchönes Herz kalt, ſchroff und gefühllos erſcheinen läßt. Wie dieſe Vorurtheile allmälig ſchwinden, wie der zarte Keim der Liebe in dieſen beiden ſich anfangs ſo fremden, ſo widerſtrebenden Herzen höher und höher wächſt, bis die harte Rinde endlich völlig ſpringt und das anfangs ſo kühle, fremde Ehepaar ſich wiederfindet, Einer in den Armen des Andern, als glückliches, ſeliges Liebespaar — dies iſt von dem Verfaſſer mit außerordentlicher Lebendigkeit und einer ſeltenen Kenntniß des menſchlichen Herzens geſchildert. So einfach alle dieſe Ereigniſſe und Zuſtände ſind, ſo lebhaft fühlen wir uns doch davon gefeſſelt, weil wir überall das Natürliche, das menſchlich Wahre herausfühlen; das ſind keine Romangeſtalten, keine Ideale von Tugend oder Laſter, ſondern es ſind eben Menſchen, deren Empfindungen wir verſtehen und theilen, mit denen wir uns freuen und betrüben und von denen wir daher auch am Schluß des Buchs nur ungern und nicht ohne aufrichtigen Dank gegen den Dichter ſcheiden, der uns dies anmuthige Bild vor die Seele gezaubert hat.

Wir ſchließen unſere heutige Ueberſicht mit zwei Romanen, die das Gepräge als Erſtlingswerke ſehr deutlich anſichtragen und denen wir, bei allen ihren zum Theil ſehr grellen Fehlern und Mängeln, gleichwol eine gewiſſe Anerkennung nicht verſagen dürfen: das ſind „Die Orthodoxen. Ein Roman aus der Gegenwart von Fr. Friedrich“ (2 Bde., Leipzig, Wiedemann) und „Narrenalbum. Roman in ſechs Büchern von F. Binnewerk“ (Leipzig, Kollmann). Beide Werke ſind, was Stoff und Tendenz anbetrifft, ſo verſchieden wie möglich und doch haben ſie eine unverkennbare Verwandtſchaft: es iſt der Geiſt der Jugendlichkeit, der ſich in beiden ausſpricht und zwar in doppelter Richtung, ſowol in ſeinen Vorzügen wie in ſeinen Mängeln. Beide Verfaſſer ſind offenbar noch ſehr jung und haben nur erſt eine ſehr beſchränkte Kenntniß des wirklichen Lebens. Aber beide ſind friſch, keck, erfindungsreich; was ihnen an Kenntniß der Wirklichkeit abgeht, das erſetzen ſie durch eine lebendige und fruchtbare Phantaſie, die freilich zuweilen noch ſehr roh und wüſt emporwuchert. Denn dies iſt überhaupt die Schattenſeite beider Werke: ſie ſind friſch und keck wie die Jugend, aber auch roh und ungeſchlacht; es fehlt den Verfaſſern noch an Geſchmack und künſtleriſcher Bildung, ſie lieben noch zu ſehr das Groteske, Phantaſtiſche, Abenteuerliche. „Die Orthodoxen“ ſind ein Tendenzroman in der verwegenſten Bedeutung des Worts, ein richtiges Gegenſtück zu dem berühmten oder berüchtigten „Eritis sicut Deus“; es iſt dieſelbe Roheit des Geſchmacks, dieſelbe Luſt am Fratzenhaften, derſelbe Fanatismus der Geſinnung, nur daß dies Alles hier auf die entgegengeſetzte Seite genannt wird. Nämlich wie in „Eritis sicut Deus“ die Philoſophen und Freigeiſter ſittlich gebrandmarkt werden, ſo ſind hier „Die Orthodoxen“ lauter Böſewichter und zwar Böſewichter von der allerſchlimmſten Sorte; es iſt buchſtäblich kein Einziger unter ihnen, der nicht Zuchthaus und Pranger verdient hätte; Mädchenverführung, Meineid, Mord ſind ihre alltägliche Beſchäftigung; wir begreifen gar nicht, indem wir dies Buch leſen, wo Polizei und Criminalgericht nur ihre Augen haben, daß ſie eine ſolche Verbrecherbande ungeſtört im Lande hauſen und Tugend und Rechtſchaffenheit verfolgen laſſen. Aber freilich, dieſe Verbrecher ſind fromm, ſie verhüllen ihre Wolfsnatur

unter dem Schafsgewand des Prieſters, des Seelenhirten, und gerade dieſen Einfluß und dies geheiligte Anſehen ihres Standes benutzen ſie, ihren verbrecheriſchen Lüſten nachzugehen. Wir räumen ein, daß man es von Seiten der gläubigen Partei mit den Freidenkern nicht beſſer gemacht hat; wol aber leugnen wir, daß irgendeine Partei Vortheil oder Ehre davon hat, ihre Gegner in ſolcher fratzenhaften Weiſe abzuſchildern. Am wenigſten aber gewinnt die Kunſt dabei, wenn man ſie zum Werkzeug ſolcher rohen und geſchmackloſen Angriffe benutzt. Wir gehören nicht zu den Verächtern aller und jeder Tendenzpoeſie, wir glauben im Gegentheil, daß die Kunſt nicht blos das Recht, ſondern auch die Pflicht hat, an den Bewegungen der Gegenwart theilzunehmen und für Wahrheit, Recht und Freiheit zu kämpfen. Aber auch in dieſen Kämpfen darf ſie nie vergeſſen, daß ihr oberſtes Geſetz die Schönheit iſt; ſie züchtige die Gegner, ſie ſtelle ſie dar in ihrer ohnmächtigen Verblendung, ihrer thörichten Selbſtvernichtung — aber niemals greife die Kunſt zu den Waffen der Lüge und Entſtellung, niemals vergeſſe der Dichter, daß er eben ein Dichter iſt und daß man nicht ſchön ſein kann, ohne wahr zu ſein. Der Dichter der „Orthodoxen“ hat dies noch mehr als einmal vergeſſen — wir glauben gern, nur in jugendlicher Leidenſchaftlichkeit. Dennoch müſſen wir ihn warnen, auf dem hier betretenen Wege fortzugehen; den Beifall der Maſſe zu erringen, würde ihm damit freilich nicht ſchwerfallen, ein Dichter jedoch, der dieſes Namens wirklich werth ſein will, hat ſich höhere Ziele zu ſtecken. Auch in der Charakteriſtik ſowie in der ſprachlichen Darſtellung gibt ſich die Jugendlichkeit des Verfaſſers noch vielfach zu erkennen; beide ſind grell und geſchmacklos und zeigen eine bedenkliche Vorliebe für das Rohe und Uebertriebene. Der Dichter wird ſich noch von vielen Schlacken zu reinigen und einen ernſten Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen haben, bevor es ihm gelingt, etwas wahrhaft Künſtleriſches zu leiſten. Doch wünſchen wir, daß er die Anſtrengungen dieſes Kampfes nicht ſcheuen möge. Denn es iſt in dem Buch bei alledem eine gewiſſe Kraft und Urſprünglichkeit des Talents. Die Erfindungen ſind roh und abenteuerlich, aber nicht ohne Geſchick ineinandergeflochten, die Charaktere oft ſtark verzeichnet, laſſen aber doch eine richtige Abſicht durchſcheinen; die Sprache, trotz ihrer vernachläſſigten Form, iſt leicht und fließend: ſodaß alſo, wenn eine ſtrenge Schule und eine gewiſſenhafte Selbſtprüfung dazukommt, ſich aus dieſen etwas wüſten und abenteuerlichen Anfängen mit der Zeit wol noch etwas Tüchtiges entwickeln kann.

Was endlich den Verfaſſer des „Narrenalbum“ angeht, ſo iſt derſelbe an Phantaſie, Witz und auch an ſprachlicher Gewandtheit dem Verfaſſer der „Orthodoxen“ unzweifelhaft überlegen; dafür aber ſind ſeine Erfindungen noch grotesker, ſein Geſchmack iſt noch roher, ſeine ganze Richtung noch zerfahrener und abenteuerlicher. Er hat ſein Buch zwar einen Roman genannt, in der That jedoch iſt es nur eine lockere Reihenfolge einzelner Scenen und Einfälle, die Figuren purzeln wild und wüſt durcheinander, von pſychologiſcher Entwickelung oder Motivirung iſt nirgends die Rede und auch die Ereigniſſe bilden ein wahres Chaos, in welchem es dem geſunden Menſchenverſtand ſchwerfällt, ſich zurechtzufinden. Der Verfaſſer hat eine gewiſſe komiſche Laune, allein ihre Aeußerungen ſind noch außerordentlich roh und unſchön; namentlich liebt er gewiſſe zweideutige Späße, gewiſſe faſtige Vergleiche und Anſpielungen, die ſchon längſt aus jeder ge-

bildeten Gesellschaft verbannt sind und die man uns daher am wenigsten in Büchern wieder vorsetzen sollte. Daneben finden sich dann wieder einzelne sentimentale und überschwängliche Stellen, die an Jean Paul erinnern, wie denn überhaupt in dem ganzen Buche der Einfluß dieses Musters nicht zu verkennen ist. Und doch haben unzählige Beispiele zur Genüge gezeigt, daß es für angehende Dichter kein gefährlicheres Muster gibt als gerade Jean Paul. Nachahmer hängen sich bekanntlich immer zuerst und am meisten an die Schwächen ihrer Muster; Jean Paul aber, bei aller Erhabenheit der Gesinnung und bei allen Schönheiten im Einzelnen, leidet doch an einer Ueberladung des Stils sowie an einer Formlosigkeit der Conception und an einem Mangel höherer künstlerischer Einheit, den man sich wol historisch aus der Zeit und dem Bildungsgange des Dichters erklären, aber darum noch keineswegs ästhetisch rechtfertigen oder gutheißen kann. Jean Paul ist reich, überreich an großen und erhabenen Ideen; wer sein Herz erfrischen will, findet hier eine reiche und köstliche Nahrung. Aber eine Schule des Geschmacks für junge Dichter ist er bei alledem nicht; der junge Dichter lese Jean Paul, aber er studire Goethe. JBl.

Correspondenz.

Aus Hamburg.

Mitte Februar 1857.

Hd. Das geistige Leben unserer Stadt erfreut sich bekanntlich auswärts keines besondern Rufs; die Fülle des sinnlichen Genusses, in der wir leben, hat uns, behauptet man, einigermaßen abgestumpft gegen die Reize der Kunst und Wissenschaft; wir legen mehr Werth darauf und sind begieriger zu wissen, wie Kaffee und Baumwolle im Preise stehen oder wo die Austern am frischesten, das Rindfleisch am saftigsten, der Portwein am feurigsten, als daß wir uns darum kümmerten, wer eben der gelesenste Autor des Tags oder welche neuen Fortschritte diese oder jene Wissenschaft gemacht hat. Ganz in Abrede stellen lassen sich diese Beschuldigungen nun freilich nicht. Der Hamburger ist in der That etwas materieller Natur; durch und durch Kaufmann, faßt er Alles zunächst aus dem Gesichtspunkt des Erwerbs und des pecuniären Werths auf; er ist ein fleißiger und ämsiger Arbeiter, aber er will auch wissen, wofür er arbeitet und wenn er sich tüchtig abgemüht hat, so will er hinterdrein auch tüchtig genießen. Man braucht nur die derben, breitschulterigen Gestalten zu sehen, mit den vollwangigen, rothweinleuchtenden Gesichtern, die sich durch unsere Straßen drängen, um sich zu überzeugen, daß der Idealismus der Kunst und Wissenschaft hier nur wenig Getreue zählt und daß ein tüchtiger vollgestrichener Geldsack, der sich jeden Augenblick in beliebige handgreifliche Genüsse umsetzen läßt, hier in höherm Ansehen steht als alle Schätze des Wissens und alles Gold der Poesie. Völlig so arg indessen, wie man es sich auswärts wol vorstellt, ist es mit unserer materialistischen Barbarei bei alledem nicht; bilden Kunst und Wissenschaft auch keinen hervorragenden Factor unsers öffentlichen Lebens, so sind sie doch auch keineswegs vollständig ausgeschlossen; mitten unter dem

Lärmen und Treiben eines überwiegend kaufmänniſchen Verkehrs gibt es auch bei uns noch immer zahlreiche Kreiſe, in denen die Sonne der Wiſſenſchaft, die Blüte der Kunſt mit ſorgſamen Händen gepflegt wird. In erſter Reihe ſtehen dabei die wiſſenſchaftlichen Vorleſungen für das gebildete Publicum, die bei uns ſeit Jahren üblich ſind und zwar in einer Ausdehnung wie kaum in einer andern deutſchen Stadt. Auch gehört der Beſuch derſelben bei uns keineswegs zu den excluſiven Vergnügungen, es iſt nicht blos die Crême der Geſellſchaft, die ſich dazu verſammelt, lediglich weil die Mode es ſo will, wie das wol anderwärts geſchieht: vielmehr iſt es bei uns der eigentliche Mittelſtand, der wahre Kern der Bürgerſchaft, durch alle Schichten der Kaufleute und Gewerbtreibenden bis zu den Handwerkern hinunter, von denen das Hauptcontingent zu dieſen Vorleſungen geſtellt wird.

Beſonders zahlreich iſt der Beſuch derſelben in dieſem Winter: ein erfreulicher Beweis, daß das Bedürfniß nach geiſtiger Anregung und Beſchäftigung immer lebhafter empfunden wird und ſich in immer weitern Kreiſen verbreitet. So lieſt Profeſſor Peterſen unter großem Beifall über die Gottesverehrung der Griechen und deren Tempeldienſt. Der Name des Profeſſor Peterſen hat auch auswärts den beſten Klang; ſeine Verdienſte um die hieſige Stadtbibliothek ſind bedeutend und haben weit und breit die lebhafteſte Anerkennung gefunden. Außer den ebengenannten Vorleſungen hielt derſelbe auch eine Reihe von Vorträgen über die in hieſiger Gegend gefundenen Alterthümer aus der vorgeſchichtlichen Zeit, insbeſondere über die Hünengräber und die darin aufgefundenen Gegenſtände. Dieſelben waren in hohem Grade belehrend und erfreuten ſich ebenfalls eines zahlreichen Beſuchs. Die Naturwiſſenſchaften ſcheinen in dieſem Winter durch die ſchönwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Vorträge einigermaßen in den Hintergrund gedrängt; doch findet Profeſſor Wiebel mit ſeinen Vorleſungen über die Hauptlehren der Chemie ebenfalls lebhaften und wohlverdienten Beifall. Von den ältern Docenten iſt Profeſſor Wurm noch immer einer der beliebteſten. Beſonders glücklich iſt er in ſeiner diesjährigen Wahl geweſen: er lieſt über die Geſchichte Englands ſeit der Reformbill und hat dabei die Genugthuung, ein ebenſo zahlreiches wie ausgewähltes Auditorium vor ſich zu ſehen. In der That ſind die Wurm'ſchen Vorträge ausgezeichnet, ſowol durch das genaue, tiefe Quellenſtudium als durch die geiſtvolle und lebendige Darſtellung. Daß es dabei nicht an mancherlei pikanten Seitenblicken auf die vaterländiſchen Ereigniſſe und Zuſtände fehlt, liegt auf der Hand. Doch bewahrt Profeſſor Wurm auch darin bei aller Selbſtändigkeit und Freimüthigkeit des Urtheils ein Maß wiſſenſchaftlichen Ernſtes und ſittlicher Würde, das um ſo höher anzuſchlagen iſt, als man ſonſt bei uns in dieſer Hinſicht eben nicht ſehr ſcrupulös zu ſein pflegt. Dr. Semmler hat es ſich bereits ſeit mehren Jahren zur Aufgabe gemacht, die Aeſthetik bei uns zu populariſiren: eine ſchwierige Aufgabe, ohne Zweifel, da wir wol ziemlich gute Feinſchmecker ſind in Allem was Küche und Keller betrifft, dagegen um die Natur des Kunſtſchönen uns nur wenig bekümmern; wenn nur unſere Nerven tüchtig gepackt und geſchüttelt werden, ſo ſind wir zufrieden, ohne nach dem Wie und Warum zu fragen. Außer ſeinen Privatvorträgen über die „Ilias" des Homer, welche beſonders der jüngern Damenwelt gewidmet ſind, lieſt Dr. Semmler diesmal auch über die Metaphyſik des Schönen und ſo entlegen dies Thema auch dem

Anſcheine nach von unſerm ſonſtigen Dichten und Trachten iſt, ſo iſt die große Aula unſers Johanneum doch jedesmal von Damen und Herren gefüllt, ſo oft der Redner auftritt. Ein treuer Anhänger Hegel's iſt er bemüht, die Lehrſätze ſeines Meiſters in einer möglichſt verſtändlichen und allgemein zugänglichen Form vorzutragen, was ihm auch im Ganzen recht wohl gelingt. Auch Dr. Semmler zählt zu unſern beliebteſten und verdienteſten Docenten; die Vorträge über Goethe, Schiller und Shakſpeare, die er in frühern Jahren hielt, haben zur Hebung unſers literariſchen Geſchmacks nicht wenig beigetragen und wirken noch jetzt in der Stille fort. Dr. J. B. Meyer, auch dem berliner Publicum bereits als Vorleſer bekannt, hat vor wenigen Tagen erſt eine Reihe von Vorträgen über Sokrates' Leben und Wirken eröffnet. In ſeinem erſten Vortrag entwarf er eine Charakteriſtik des großen atheniſiſchen Weltweiſen, die durch die Tiefe der Auffaſſung ſowie durch die Wärme und Friſche der Darſtellung allgemein anſprach. In ſeiner nächſten Vorleſung wird er Sokrates' Verhältniß zu ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen erörtern, ein intereſſantes Thema, dem wir nach dieſem Anfang mit geſteigerten Erwartungen entgegenſehen. Außerdem beabſichtigt derſelbe Gelehrte noch eine Reihe von Vorträgen über die modernen Humaniſten Frankreichs: Pierre Leroux, J. Reynaud, Jules Simon, A. Comte und Edgar Quinet zu halten; dieſelben werden in der Leſehalle ſtattfinden, alſo vor einem Publicum, bei welchem der Redner bereits durch ſeine vorjährigen, ſeitdem auch im Druck erſchienenen und von der Kritik mit einſtimmigem Beifall begrüßten Vorleſungen über Voltaire und Rouſſeau im beſten Andenken ſteht. Rechnen Sie dazu nun noch die Vorleſungen in dem hauptſächlich aus Handwerkern beſtehenden Bildungsverein, einem Inſtitut, das ſich unter der umſichtigen und gewandten Führung unſers berühmten Chemikers Ulex immer ſegensvoller entfaltet und namentlich für die Hebung unſers kleinen Bürgerſtandes von größter Wichtigkeit iſt: ſo werden Sie mir hoffentlich zugeſtehen, daß wir zu unſern gefüllten Fleiſchtöpfen auch an geiſtiger Nahrung keinen Mangel haben und daß man daher auswärts wohlthun wird, von dem angeblichen Materialismus Hamburgs etwas weniger geringſchätzig zu urtheilen.

Dagegen hat ein anderer Factor unſerer öffentlichen Bildung, der in frühern Jahren ohne Vergleich der einflußreichſte und wichtigſte war, in neuerer Zeit an Werth und Bedeutung ſehr verloren. Ich meine das Theater, das ehedem nicht nur eins der erſten in Deutſchland, ſondern auch bei uns ſelbſt im beſten Sinne volksthümlich war, und das jetzt, mit Beſeitigung aller äſthetiſchen und patriotiſchen Rückſichten, nur noch ein Gegenſtand der allerordinärſten Finanzſpeculation iſt. Doch iſt unſere Theatermiſère ja ſo bekannt und in den Zeitungen ſo vielfach erörtert, daß ich mich darüber nicht erſt weiter auszulaſſen brauche. Auch kommt es mir nicht in den Sinn, den unleugbaren Verfall, in welchem die dramatiſche Kunſt ſich bei uns befindet (und der denn freilich nur das getreue Abbild Deſſen iſt, was wir mehr oder weniger in ganz Deutſchland ſehen) irgendwelchen beſtimmten Perſönlichkeiten zuzuſchreiben. Das Theater iſt nun einmal — und zwar, ich wiederhole es, nicht blos bei uns, ſondern in ganz Deutſchland — ein Gegenſtand einerſeits der roheſten Vergnügungsſucht, andererſeits der kaufmänniſchen Specu-

lation geworden; die Blasirtheit des Publicums und die pecuniäre Noth der Unternehmer arbeiten sich in die Hand; nicht mehr die Kunst, sondern die Kasse ist der Lebensnerv der heutigen Bühne, da geht es denn nun, wie es eben geht.

Und so müssen auch wir schon ganz zufrieden sein, wenn unsere beiden bedeutendsten Bühnen, das Stadttheater und das Thaliatheater, nur wenigstens in materieller Hinsicht leidliche Geschäfte machen, wie es diesen Winter in der That der Fall zu sein scheint; sie halten sich wenigstens und nach den heftigen Erschütterungen, welche unser Theaterwesen soeben erst überstanden hat, will das schon etwas sagen. Der Hauptmagnet des Thaliatheaters ist noch immer Frl. Goßmann, eine Darstellerin wie für uns geschaffen: keck, frisch, voll übermüthiger Lebensfülle und nicht eben ängstlich, wenn ihr herausfodernder Humor die Grenze des Schönen auch einmal ein wenig — oder auch nach Umständen ganz bedeutend — überspringt. Leider jedoch wird uns dieser Stern nicht lange mehr leuchten; Frl. Goßmann folgt zum Sommer einem Engagement nach Wien, ein Verlust, den nicht blos das Publicum, sondern auch die Kasse des Thaliatheaters schwer empfinden wird. Die neue Direction unsers Stadttheaters sucht es, echthamburgisch, durch die Masse zu zwingen; eine Novität, ein Gastspiel jagt hier das andere, das Publicum gewinnt gar nicht Zeit, sich ein Urtheil zu bilden, so rasch wechseln die Eindrücke. Doch ist es vermuthlich eben dies, was die Direction beabsichtigt und auch wol beabsichtigen muß, da die Mehrzahl der Productionen, namentlich was die Leistungen der darstellenden Künstler anbetrifft, eine genauere Prüfung kaum aushalten dürfte. Von neuen Stücken sahen wir Tempelten's „Klytämnestra", „Essex" von Laube, eine eigene Bearbeitung „Der Grille", als Concurrenzstück gegen das Birch-Pfeiffer'sche Rührspiel, mit welchem das Thaliatheater brillante Geschäfte machte, bis das Stück ihm, als über seine Concession hinausfallend, auf Betrieb des Stadttheaters untersagt ward ꝛc. Doch ist es keinem dieser Stücke gelungen, festen Fuß bei uns zu fassen, vielmehr sind die meisten von ihnen schon nach wenigen Wiederholungen zur ewigen Ruhe der Theaterbibliothek eingegangen. Dasselbe Schicksal hat auch ein Trauerspiel „Mohammed" gehabt, trotz und vielleicht auch wegen der großen Erwartungen, welche die Freunde des in Berlin lebenden Dichters davon zu erwecken versucht hatten und die sich dann bei der Aufführung in keiner Weise bestätigen wollten. Der Verfasser hat davon Veranlassung genommen, eine eigene sehr heftige Broschüre gegen die deutsche Theaterkritik im Allgemeinen, vornehmlich und hauptsächlich aber gegen die hiesigen Recensenten zu schreiben. Es ist wahr, daß dieselben mit dem „Mohammed" ein wenig unsäuberlich umgesprungen und auch Das leugnet Niemand, daß die hiesige Theaterkritik viele schwache Seiten bietet, vielleicht noch mehr als im übrigen Deutschland, und daß also ein strenges Gericht in dieser Hinsicht wol am Orte wäre; nur davon freilich kann man sich nicht überzeugen, daß ein Dichter, dem hier soeben ein Stück durchgefallen, in der That der richtige Mann, dies Strafgericht zu vollziehen.

Und so ist denn die einzige dramatische Neuigkeit, die bei uns wirklich Wurzel gefaßt hat, Brachvogel's „Narciß". Das Stück ist so vielfach besprochen, namentlich auch in Ihrem Blatte, daß ich mich jeder Erörterung enthalte. Auch hier hat es auf Seiten der Kritik mancherlei abweichende

Meinungen hervorgerufen, wogegen ſich das Publicum in ſeinem Beifall ebenſo einſtimmig wie ausdauernd beweiſt. Allein ſo groß die Gunſt auch iſt, in welche der Dichter ſich durch ſeinen „Narciß“ geſetzt hat, ſo iſt dieſelbe doch nicht im Stande geweſen, ſeinem zweiten Stücke, dem „Adalbert vom Babanberge“, der vor wenigen Tagen über die Breter unſers Stadttheaters ging, mehr als einen succès d'estime zu verſchaffen und ſelbſt damit zeigte ſich das Publicum bei der erſten Vorſtellung (die noch obenein eine Benefizvorſtellnng war) ziemlich zurückhaltend. Das Stück iſt, was den poetiſchen Grundgedanken anbetrifft, gewiß ein Fortſchritt des Dichters, in techniſcher Hinſicht dagegen ſteht es dem „Narciß“ bei weitem nach und da unſere Dichter (und unter ihnen namentlich auch der Dichter des „Narciß“) das Publicum ja ſelbſt daran gewöhnt haben, die Kunſt des Machens, die äußere handwerksmäßige Fertigkeit, höher zu ſchätzen als den poetiſchen Gehalt, ſo müſſen ſie nun auch tragen, was ſie ſich ſelber zubereitet.

Notizen.

In Frankfurt a. M. iſt man mit Aufrichtung des Denkmals beſchäftigt, welches der Bildhauer von Lannitz zu Ehren der Erfindung der Buchdruckerkunſt verfertigt hat. Das Modell dazu war bei dem frankfurter Gutenbergsfeſt im Jahre 1840 aufgeſtellt; es gefiel damals ſo, daß eine Anzahl frankfurter Kunſtfreunde zuſammentrat, um die Mittel der Ausführung in Erz zu beſchaffen; doch hat auch der Künſtler ſelbſt der Vollendung ſeines Entwurfs namhafte Opfer gebracht. Das Denkmal zeigt auf einem hohen, reichverzierten Fußgeſtell die koloſſalen Figuren Gutenberg's, Schöffer's und Fuſt's; es iſt nächſt dem Friedrich's-Denkmal in Berlin das größte derartige Monument in Deutſchland. Auch die Reiterſtatue, welche dem Erzherzog Karl, dem Sieger von Aſpern, in Wien errichtet wird, nähert ſich ihrer Vollendung; das Modell, ein Werk des wiener Bildhauers Fernkorn, wird ſehr gerühmt. Rietſchel in Dresden arbeitet an einer Koloſſalbüſte Rauch's, ſeines Lehrers, der vor wenigen Wochen ſein 80. Lebensjahr vollendete, ſowie an einer Statue Karl Maria von Weber's. Erſtere iſt für die Vorhalle des berliner Muſeum beſtimmt; letztere ſoll auf einem öffentlichen Platze in Dresden aufgeſtellt werden. Die Büſte des ehrwürdigen Ernſt Moritz Arndt, in Marmor ausgeführt von Afinger, dem Verfertiger der Standbilder, welche das greifswalder Jubiläumsdenkmal ſchmücken und unter denen ſich bekanntlich auch eine Statue Arndt's befindet, iſt auf Befehl des Königs von Preußen in dem Bibliotheksſaal der Univerſität zu Bonn aufgeſtellt worden. Am beachtenswertheſten jedoch unter den zahlreichen Denkmälern, in deren Errichtung unſere Zeit ſich gefällt, ſcheinen uns diejenigen, welche zu Ehren Luther's und der Reformation errichtet werden. Solcher Denkmäler ſind in dieſem Augenblick gleichzeitig nicht weniger als vier theils in der Ausführung begriffen, theils projectirt. Erſtlich iſt der bekannte Lutherbrunnen bei Altenſtein, in deſſen Nähe Luther auf der Rückkehr von Worms von den Beauftragten Friedrich's des Weiſen ergriffen und auf die Wart-

burg entführt ward, auf Koſten des Herzogs von Meiningen mit einer Gedenktafel und einer entſprechenden künſtleriſchen Einfaſſung verſehen worden. Auch das benachbarte Dorf Möhra, Luther's Heimatsdorf, erhält eine Statue des Reformators; dieſelbe iſt das Werk eines meininger Künſtlers, Andreas Müller und von Burgſchmidt in Nürnberg gegoſſen. Ferner wird von Worms aus ein Aufruf verbreitet, in dieſer Stadt, wo Luther ſeine neue Lehre ſo ſiegreich und mit ſo aufopferndem Muthe vertheidigte, ebenfalls ein Denkmal zu ſeiner Ehre zu errichten; die Erlaubniß ſeitens der Behörden iſt bereits ertheilt und bei dem Eifer, mit welchem die Sammlungen betrieben werden, dürfte das Zuſtandekommen des Projects kaum einem Zweifel unterliegen. Endlich ſoll auf der Stelle des ſogenannten Retſcher in Speier, wo im Jahre 1529 die evangeliſchgeſinnten Fürſten und Stände jenen Proteſt unterzeichneten, der der neuen Kirche dann ihren Namen gab, zum Andenken an dieſe Begebenheiten eine lutheriſche Kirche errichtet werden. Erinnern wir uns dagegen nun, wie ſchwer es in den erſten Decennien des laufenden Jahrhunderts hielt, das Lutherdenkmal zuſtande zu bringen, das jetzt in Wittenberg ſteht, wie lange und wie mühſam dazu geſammelt ward und wie es doch erſt der Freigebigkeit Friedrich Wilhelm's III. bedurfte, um den Plan wirklich zur Ausführung zu bringen, ſo können wir nicht umhin, in dieſen gehäuften Lutherdenkmälern unſerer Tage ein Zeichen der Zeit zu ſehen, deſſen Bedeutung weit über das künſtleriſche Gebiet hinausreicht. Gewöhnlich ſchätzen die Menſchen Das am meiſten, was ſie zu verlieren fürchten; iſt der Geiſt des großen Reformators unter uns mehr und mehr im Ausſterben begriffen, ja fürchtet man bereits — und wie es ſcheint nicht ohne allen Grund — daß ſein ſo theuer errungenes Erbtheil der Gegenwart mehr und mehr verlorengehen könne, wohlan, ſo will man den Zeitgenoſſen wenigſtens ſeine leibliche Geſtalt vor Augen rücken; man proteſtirt gegen Diejenigen, welche Miene machen, Luther's Werk zu untergraben, wenn auch vorläufig nur erſt in Erz und Stein, aber genug, man proteſtirt....

Von dem bei J. N. Kern in Breslau erſcheinenden Werke: „Die Chemie und Induſtrie unſerer Zeit oder die wichtigſten chemiſchen Fabrikationszweige nach dem Standpunkte der heutigen Wiſſenſchaft. Von Dr. H. Schwarz, Director ꝛc.“, über deſſen erſte Lieferung dieſe Blätter vor einiger Zeit berichteten, liegt jetzt der erſte Band vollendet vor. Derſelbe behandelt die Verarbeitung der unorganiſchen Naturkörper zu nutzbaren Producten, ſoweit dieſelben nicht zur Claſſe der Metalle gehören; er zerfällt in fünf größere Abtheilungen, welche „Wärme und Licht, Säuren und Alkalien, Salze, Glas, Thon und Kalk“ überſchrieben ſind. Der zweite Band wird ſich mit der Verarbeitung der organiſchen Subſtanzen beſchäftigen. Das Ganze iſt beſtimmt, theils dem gebildeten Laien einen bequemen Ueberblick über den heutigen Zuſtand der chemiſchen Induſtrien zu verſchaffen, theils und beſonders dem angehenden Techniker und Induſtriellen als praktiſcher Rathgeber und Wegweiſer zu dienen. Soweit das Buch, das mit zahlreichen Illuſtrationen verſehen iſt und ſich überhaupt durch ſeine geſchmackvolle Ausſtattung auszeichnet, bisjetzt vorliegt, hat es ſich die einſtimmige Anerkennung der Fachkritik erworben und verfehlen daher auch wir nicht, diejenigen un-

ferer Leſer, die ſich für dies jetzt ſo populäre und fruchtbare Gebiet intereſſiren, auf daſſelbe aufmerkſam zu machen.

Emanuel Geibel's langerwartete Nibelungentragödie iſt endlich vollendet, nachdem ſie den Dichter nicht weniger als volle fünf Jahre beſchäftigt hat. Sie führt den Titel „Brunhild" und reicht bis auf die Ermordung Siegfried's, an deſſen Leiche Brunhild, von Schmerz und Reue bewältigt, ſich ſelbſt den Tod gibt, während Kriemhild das Stück mit einer prophetiſchen Hindeutung auf das blutige Strafgericht ſchließt, welches die Anſtifter des Mordes dereinſt erreichen wird. Die beiden letzten Acte der Tragödie wurden kürzlich vom Dichter ſelbſt in einer der öffentlichen Vorleſungen, die im Liebig'ſchen Laboratorium in München ſtattfinden, vorgetragen; die Wirkung wird als höchſt bedeutend geſchildert. — Hr. von Flotow, der Componiſt der „Martha", der ſeit einigen Jahren als Intendant des großherzoglichen Hoftheaters in Schwerin lebt, hat eine neue Oper vollendet. Das Sujet derſelben iſt dem Leben des Andreas Mylius entnommen; als Verfaſſer des Textes wird ein junger Advocat in Schwerin, Eduard Holbein, namhaft gemacht, der ſich ſchon früher in einem Drama „Ulrich von Hutten" verſucht hat. Die Oper iſt zunächſt beſtimmt, als Feſtſtück bei der bevorſtehenden feierlichen Einweihung des ſchweriner Schloſſes gegeben zu werden. — Agneſe Schebeſt, deren Buch „Aus dem Leben einer Künſtlerin" ſowol bei der Kritik als dem Publicum ein wohlverdientes Glück macht, ſchreibt an einem Lehrbuch für angehende Sänger und Sängerinnen, in welchem die Grundſätze der Pronunciation und Action entwickelt werden. In wie hohem Grade die Verfaſſerin einer derartigen Aufgabe gewachſen iſt, das hat ſie bereits durch die Excurſe über den Bellini'ſchen „Romeo", über Cherubini's „Medea" ꝛc. bewieſen, welche ſie in ihre Selbſtbekenntniſſe eingeſchaltet hat und die nach Inhalt und Form zu dem Geiſtvollſten und Durchdachteſten gehören, was unſere Literatur in dieſer Gattung beſitzt, und dürfen wir daher auch dieſem ihrem neuen Werkchen mit den günſtigſten Erwartungen entgegenſehen.

Kühne's „Demetrius" iſt in Weimar mit ziemlich günſtigem Erfolg gegeben worden. In Stuttgart wird Gottſchall's „Mazeppa" einſtudirt. Auf dem Königſtädtiſchen Theater in Berlin hat eine neue einactige Poſſe von Kaliſch „Doctor Kneſchke" Furore gemacht. Auch ein neues Luſtſpiel des ungemein fruchtbaren L. Feldmann „Er ſucht einen Beruf", das kürzlich auf dem dortigen Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater gegeben ward, ſoll eine recht freundliche Aufnahme gefunden haben. In Leipzig will man demnächſt das 40jährige Beſtehen des dortigen Stadttheaters feſtlich begehen. Bis zum Jahre 1817 nämlich war daſſelbe theils Privatſpeculation einzelner Principale, theils Filialanſtalt des dresdener Hoftheaters geweſen; erſt im genannten Jahre wurde es zum Stadttheater erhoben. Der erſte Director der neuerrichteten Bühne war der damalige Hofrath Küſtner, derſelbe, der ſich in der Folge auch als Intendant in Darmſtadt, München und Berlin einen Namen in der deutſchen Theatergeſchichte erworben hat; unter ihm hatte das leipziger Theater ſeine Glanzzeit.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fester Grund. Dichtungen von Julius Hammer.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Eine neue Gedichtsammlung **Julius Hammer's**, die sich an seine frühern Dichtungen eng anschließt und namentlich als ein **zweiter Theil** von „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden kann, sodaß sie den zahlreichen Freunden dieser soeben bereits in **sechster Auflage** erschienenen Dichtungen, die mit vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt werden, gewiß willkommen sein wird.

„Fester Grund" heißen die neuen Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen; in die Vergangenheit zurückschauend und an die Gegenwart sich wendend, möchten sie beitragen zur Festigung und Kräftigung, zur Versöhnung und Läuterung, zur Erhebung und Erbauung, zur wahren Frömmigkeit und Humanität.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Sechste Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Oulibicheff (A.), Beethoven,

ses critiques et ses glossateurs. 8. Geh. 3 Thlr.

Das Werk des Russen Oulibicheff über **Mozart** ist so bekannt und geschätzt, dass seine jetzige Schrift über **Beethoven** nicht nur bei den Musikern, sondern in den weitesten Kreisen Aufsehen erregen wird. Voraussichtlich wird sie ebenso viel Beistimmung als Widerspruch finden, umsomehr als darin vielfach auf Deutschland und selbst auf die neuesten musikalischen Fragen Bezug genommen wird. Die Schrift ist vom Verfasser selbst französisch geschrieben und diese Ausgabe ist die einzige **Originalausgabe.**

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 10.** 5. März 1857.

Inhalt: Zum neuesten Stand des Streits über Leib und Seele. Von **Jürgen Bona Meyer.** III. Willensfreiheit und Sittlichkeit. — Die neuesten Organe des Industrialismus. — Literatur und Kunst. („Deutscher Musenalmanach, herausgegeben von Schad", 7. Jahrgang.) — Correspondenz. (Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Zum neuesten Stand des Streits über Leib und Seele.

Von

Jürgen Bona Meyer.

III.

Willensfreiheit und Sittlichkeit.

In den beiden ersten Artikeln, welche diese Blätter vor einigen Monaten unter derselben Ueberschrift brachten (s. „Deutsches Museum", 1856, Nr. 49, S. 852 und Nr. 51, S. 906), zeigten wir erstens, daß die materialistische Behauptung, die Materie könne denken, unwiderlegbar, — und zweitens, daß je nach Annahme oder Verwerfung der Willensfreiheit der Werth des Materialismus und der des Idealismus nicht gegeneinander abzuwiegen sei. Man verdammte den Materialismus, weil er die Willensfreiheit leugnete und vergaß, daß doch von Idealisten und selbst von idealistischen Christen die Willensfreiheit nicht seltener geleugnet worden. Nachdem ich hieran erinnert hatte, suchte ich die Grundlosigkeit der materialistischen sowol als der idealistischen Einwände gegen die Willensfreiheit darzuthun und zu entwickeln, daß Jeder, der auf Grund seines unmittelbaren Bewußtseins die Annahme der Willensfreiheit zu seiner Glaubenssache machen wolle, gegen jeden Angriff geschützt dastehe. Ich suchte die Wirksamkeit der Willensfreiheit zunächst in ihren einfachsten Erschei-

nungen bloßzulegen, da nämlich, wo eine freie Wahl zwiſchen gleichgültigen Dingen ſtattfindet. Anerkennt man auch hier am leichteſten das eigenthümliche Thun der Willensfreiheit, ſo fühlt doch Jeder gleich, daß mit einer ſolchen Wahlfreiheit im Gleichgültigen wenig und in Rückſicht der Sittlichkeit nichts gewonnen iſt. Man hat geſagt, uns ſei dieſe geringfügige Willensfreiheit gegeben, damit wir im Stande ſeien, nach ihr uns eine Vorſtellung von Gottes Willensfreiheit zu bilden. Dieſe Möglichkeit, daß dem ſo ſei, iſt allerdings nicht abzuweiſen; allein ebenſo wenig kann die Ueberzeugung, daß in Wirklichkeit uns dieſe ſonſt bedeutungsloſe Kraft zutheil geworden, einzig damit ſie zur Erkenntniß des göttlichen Weſens diene, dem Zweifler aufgenöthigt werden. Ueberdies iſt die Willensfreiheit in Gottes Weſen nicht ſeltener in Frage geſtellt, als die der menſchlichen Natur bezweifelt wurde. Womit man den Menſchen zu erhöhen glaubte, damit glaubte man Gott zu erniedrigen; und aus Religion ſprach man daher dem höchſten Weſen die Freiheit, Dies oder Jenes zu wollen, ab. Nach der Meinung einer nicht geringen Anzahl von Theologen ſchließt das göttliche Weſen jede Wahl aus, hätte Gott nichts Anderes als das Gewordene bewirken können. Für alle Leute dieſer Anſicht fällt obige Bedeutung unſerer Willensfreiheit völlig weg. Unſere Freiheit erklärt uns Gottes Weſen nicht, wenn dieſes ohne ſie gedacht werden muß. Daher, wer auf dem ungewiſſen Meer der Möglichkeit umherzutreiben keine Neigung hat, dem ſei ſchon hier gerathen, die ſchwierige Frage nach der Willensfreiheit nicht noch durch neue Schwierigkeiten unnöthig zu verwickeln. Wer Klarheit will, bleibt bei der Frage: was thut die Willensfreiheit und in welchem Verhältniß ſteht ſie zu unſerer menſchlichen Sittlichkeit? Dieſe Fragen laſſen wenigſtens eine Unterſuchung und Beſprechung zu; man hat bei ihrer Beantwortung wenigſtens einigen Boden unter ſich.

Ich bediente mich im vorigen Aufſatz des alten Beiſpiels vom Buridaniſchen Eſel, um die gegenüberſtehenden Anſichten zu charakteriſiren. Dies Beiſpiel ſetzt den Fall, ein beiderſeitig gleichmäßig geformter Eſel ſtehe gerade in der Mitte zwiſchen zwei gleichen Bündeln Heu. In ſolchem Falle nun würde nach Meinung Derer, die den freien Willen leugnen, der Eſel jämmerlich verhungern; nach Meinung der Gegner würde der Eſel erſt das eine und dann das andere Bündel Heu auffreſſen. Mit Letztern traute auch ich dem Eſel ſoviel Willensfreiheit zu, ohne zu verkennen, daß ſich dieſe Annahme niemals beweiſen läßt. Allein nun blieb noch die wichtige Frage übrig, was daraus für die Willensfreiheit des Menſchen folge. Natürlich traut der Menſch in jenem Falle dem Eſel nur deshalb jene Freiheit zu, weil wenigſtens er in des Eſels Stelle ſo gehandelt hätte. Er nimmt daher jene Freiheit nur an — erſtens, in Rückſicht auf das Zeugniß ſeines Innern, das er

keinem Andern bloßlegen kann, — und zweitens in der Voraussetzung, daß auch der Geist des Esels die Fähigkeit besitzt, sich vorzustellen: „das eine Bündel läuft dir nicht weg, wenn du zunächst das andere frißst und immer besser eins als keins.“ Welchen Werth aber zieht denn der Mensch von dieser Freiheit, die er mit dem Esel theilt? Welchen Zusammenhang hat diese Freiheit mit der Sittlichkeit?

Wer auch dem Esel jene Willensfreiheit beilegt, dem muß es leicht werden einzusehen, daß es sehr verkehrt war, bei der Frage nach dem Sittengesetz so vorwiegend, wie es geschehen, die Frage nach der Willensfreiheit herauszukehren. Die Freiheit des Esels gibt keine Garantie dafür, daß er auch sittlich sein kann. Für die Frage nach dem Sittengesetz sind zunächst ganz andere Punkte zu betrachten als die freie Wahl im Gebiete des Gleichgültigen.

Der schottische Philosoph Reid setzte den Fall, er habe seine Tasche voll Guineen und die Absicht, eine dieser Guineen zu einer Ausgabe zu verwenden. Da bleibe ihm doch, behauptete er, bei einem Griff in die Tasche die volle Freiheit, die eine oder die andere Guinee zu erfassen. Die Annahme dieser gleichgültigen Wahlfreiheit ist sicherlich unwiderlegbar; allein sie hat mit dem sittlichen Werth der Wahlfreiheit nichts zu thun. Sobald ich aber weiß, unter den Guineen sei echte und falsche Münze, tritt dieser Fall ein. Nun wird meine Wahl sittlich oder unsittlich; aber nun ist's auch mit ihrer Gleichgültigkeit vorbei. So ist die sittliche Wahl niemals eine gleichgültige, der Buridanische Esel steht niemals da wie Hercules am Scheidewege. Der Esel hat sich zu beiden Seiten ein gleiches Bündel Heu; dem Hercules aber steht zur Rechten das sittsame Weib, das ihm den steilen und mühbeladenen Weg der Tugend zeigt und von der Linken schmiegt sich ihm das üppige Weib an, das ihn auf einen ebenen Weg, reich an Genüssen aller Art hinweist. Nur in weiter Ferne am Ende des Weges läßt ihn das sittsame Weib den Tempel der Herrlichkeit erblicken; das andere Weib sucht ihm das nebelhafte Bild vom düstern Ende ihres Wegs zu entrücken. Wie Buridan's Esel war sicherlich dem Hercules nicht zumuthe; Gleichgültigkeit war ihm unmöglich.

Da haben wir's, sagen nun die Leugner der Willensfreiheit, es handelt sich nur darum, ob das Bild der Tugend oder das des Lasters über den Willen des Hercules einen Zwang ausübt. Hercules ging den steilen Weg, weil seine Natur einmal so geschaffen war, daß für sie das Bild der Tugend die stärkere Vorstellung war, ihr gemäß mußte er den Weg der Tugend gehen und konnte nicht den Weg des Lasters wählen. Danach ist unsere Seele nur der Platz, auf dem sich schlechte und gute Vorstellungen tummeln, und je nachdem die einen oder die an-

dern eine ſtärkere Anziehung ausüben über die uns angeſchaffene Natur, handeln wir ſchlecht oder gut und müſſen wir ſo handeln.

Die Gegner dieſer Auffaſſung legen vor allem auf einen andern Punkt Gewicht. Hercules' Natur, ſagen ſie, leitete ihn auf den Weg der Tugend, aber doch mußte er ſich ſagen: du hätteſt auch die Fähigkeit gehabt, den Weg des Laſters einzuſchlagen. Das Bild der Tugend nöthigte, aber zwang ihn nicht. Wie wir auch immer handeln mögen, wir behalten doch ſtets das Gefühl, daß wir auch zum Gegentheil das Vermögen beſaßen.

Allerdings muß zugegeben werden, daß wir uns unſerer Natur gemäß entſcheiden; aber das hebt die Wahlfreiheit nicht auf, wenn wir uns von der Freiheit in unſerer Natur die richtigen Vorſtellungen machen. Zunächſt iſt es ganz verkehrt, von der Herrſchaft ſtarker und ſchwacher Vorſtellungen über unſer Ich zu ſprechen; die Vorſtellungen ſind ja nur Thätigkeiten unſers Ich und ſind an und für ſich betrachtet weder ſtark noch ſchwach. Ob das Bild des verführeriſchen Weibes oder das des tugendſamen auf den Hercules mehr Eindruck machen würde, hing von der Dispoſition ſeines Ich ab. Ohne dieſe Beziehung kann von der Stärke oder Schwäche der beiden Bilder gar nicht geredet werden. Das Bild des tugendſamen Weibes wurde erſt durch das Ich des Hercules zur ſtärkern Vorſtellung. Aus unſerm Innerſten heraus machen wir die Vorſtellungen ſtark oder ſchwach. Geſetzt nun den Fall, nach der augenblicklichen Dispoſition des herculiſchen Ich wäre das Bild der Verführerin die ſtärkere Vorſtellung geworden, was würden dann die Vertheidiger der Willensfreiheit zu ſagen haben? Sie müßten ſagen, Hercules ſah nur auf die gegenwärtige Luſt, er überſah das Leid am Ende dieſer Luſt, er wandte ſeine Aufmerkſamkeit von dieſem Bilde ab, ließ die Ferne unklar verſchwimmen, kehrte den Blick ab vom Wege der Tugend und machte ſich taub gegen den Pflichtruf, daß dieſer Weg mehr Aufmerkſamkeit verdiene. Dieſe Abkehr ſeiner Aufmerkſamkeit vom böſen Ende der Luſt, vom Bilde des guten Wegs, vom Bewußtſein des auf ihn hinzeigenden Pflichtgebots iſt als ſeine Schuld anzuſehen, weil ſie der Macht ſeines freien Willens entſprang. Er fand die gegenſtrebenden Vorſtellungen in ſeiner Seele, aber er ließ ſie nicht aufkommen, er abſtrahirte willkürlich von ihnen.

Man ſieht, wie eng nach dieſer Behauptung die Willensfreiheit mit einer meiſt von ihr getrennt betrachteten Fähigkeit unſers Geiſtes zuſammenhängt, nämlich mit der Abſtractionsfähigkeit des Denkens überhaupt. Im letzten Heft der „Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik" hat Profeſſor Kym*) in einem beachtenswerthen Aufſatz:

*) Profeſſor Kym, „Die menſchliche Freiheit" in der „Zeitſchrift für Philoſophie und philoſophiſche Kritik", XXIX, 2. Heft.

„Die menſchliche Freiheit“ auf dieſen Zuſammenhang hingewieſen. Doch will es mir ſcheinen, als möchte er die Willensfreiheit und die Abſtractionsfähigkeit vollſtändig identificiren. Dagegen würde ich Einſpruch thun. Die Abſtraction iſt vielfach thätig ohne Willensfreiheit. Ich ſehe ein Haus mit fünf Stockwerken, ein anderes mit drei — ein Haus mit plattem Dach, ein anderes gegiebelt; ich erkenne, daß zum Hauſe die Zahl der Stockwerke, die Form des Dachs nicht weſentlich iſt und indem ich von den geſehenen unweſentlichen Merkmalen abſtrahire, bildet ſich in meinem Geiſt der Begriff des Hauſes. Mein Wille ſelbſt hat bei dieſem ganzen Hergang keine andere Mitwirkung, als daß er mich beſtimmt, zu ſehen und zu denken. Der Wille hat nicht die Freiheit, zwiſchen weſentlichen und unweſentlichen Merkmalen zu unterſcheiden, dies kommt vielmehr dem Denken zu. Das Denken abſtrahirt und nicht der Wille. Er kann das Denken veranlaſſen, aber iſt nicht es ſelbſt; wie er ja auch die körperliche Bewegung erregt, ohne ſelbſt Bewegung zu ſein. Weil er indeſſen dieſe veranlaſſende Macht hat, ſo kann er auch in unſerm Geiſt das Fallenlaſſen ganzer Vorſtellungen bewirken und ganze Vorſtellungsreihen abbrechen, von ihnen abzuſehen zwingen: und gerade in dieſer höhern Form der Abſtractionskraft äußert ſich der größte Einfluß unſerer Willensfreiheit. Es findet der freie Wille in dieſer Fähigkeit die Hauptſtütze für ſeine Wirkſamkeit, ſodaß, je größer die Abſtractionsfähigkeit iſt, um ſo größer die Kraft der Willensfreiheit wird. Aus dieſem Grunde ſtehen wir Menſchen mit unſerer Willensfreiheit ſoweit über dem Thier und hängt unter uns Menſchen für ſie ſoviel von der Höhe unſerer geiſtigen Begabung ab.

Ob aber nun in dieſer Abſtractionsfähigkeit die angenommene Freiheit unſers Willens wirklich nachzuweiſen iſt, das bleibt noch immer die große Frage. Die Leugner werden behaupten: Hercules war in dem ſtatuirten Fall ſeiner Wahl des Böſen gar nicht in der Dispoſition, das böſe Ende der vorgeſpiegelten Luſt ſich vorſtellen, den guten Weg ſehen, das Pflichtgebot hören zu können; ſeine Dispoſition erlaubte ihm nur den Blick auf die gegenwärtige Luſt und alſo mußte er ihr folgen. Was kann man dieſen Behauptungen gegenüber Anderes ſagen, als daß ſie völlig unbewieſen und unbeweisbar ſind, und daß ein Jeder ſein Inneres befragen mag, ob es ſich jemals ſo ſehr in eine Vorſtellung zuſpitzt, daß zwiſchen ihr und ihrer Ausführung keine Zeit für eine zweite entgegengeſetzte war. Unleugbar gibt es Zuſtände unſers Ich, in denen die Möglichkeit, andere Vorſtellungen als die vorhandenen zu denken, verſchwunden iſt, im Schlafe, in der Betrunkenheit, bei Krankheit z. B.; allein die gelegentliche Unmöglichkeit kann Denjenigen nichts gelten, die behaupten, daß ihrer innern Erfahrung nach im gewöhnlichern Zuſtande ihres Ich dieſe Möglichkeit vorhanden ſei. Beweiſen läßt ſich freilich

auch dieſe Behauptung weiter nicht; die innere Erfahrung bleibt immer nur ein Beweis für Den, der ſie hat.

Somit erſcheint es aber doch als möglich, die Willensfreiheit auch im Gebiet des nicht Gleichgültigen feſtzuhalten. Wenn ich das Gute thue, ſo geſchieht dies gewiß daher, weil meine Neigung zum Guten und mein vom Guten gebundenes Pflichtgefühl ſtärker waren als meine Neigung zum Böſen; aber die Vorſtellungen des Guten waren ſtärker, behaupte ich, weil ich ſie unter den widerſtreitenden Vorſtellungen zu den ſtärkern machte, durch meinen Willen. Wenn ich das Gute oder Schlechte wähle, ſo handle ich ſicher aus beſtimmten Motiven, es iſt mir nicht mehr gleichgültig, ob ich ſo ob anders handle; aber die Motive ſind nichts außer mir, ich ſelber bin es, der ſie ſetzt. Aeußere Eindrücke üben einen Einfluß auf ſie aus, aber keinen Zwang. Alle dieſe Behauptungen bleiben völlig unantaſtbar, nur dann wird für den Angriff eine Seite bloßgegeben, wenn man ſich nicht dabei beruhigen will, dieſe Behauptungen allein auf Zeugniß des eigenen Bewußtſeins aufzuſtellen.

Alles bisher Entwickelte bezog ſich auf die erſte Frage: was thut die Willensfreiheit? Die zweite jetzt zu erörternde Frage iſt: In welchem Verhältniß ſteht die Willensfreiheit zur Sittlichkeit? Verſchwinden mit ihr die Unterſchiede des Guten und des Böſen?

Daß mit der Annahme der Willensfreiheit dieſe Unterſchiede keineswegs ſchon geſetzt ſind, ward ſchon erwähnt. Es könnte Jemand dem Eſel ſehr wohl Willensfreiheit zutrauen und ſeine Handlungen doch weder gut noch böſe nennen wollen. Dieſe Unterſchiede ſetzen voraus, daß in der Natur des Weſens, das freien Willen hat, ein Sittengeſetz zum Bewußtſein kommt. Die Willensfreiheit an und für ſich iſt werthlos für die Sittlichkeit, wenn nicht gewußt werden kann, was gut und böſe iſt. Dies Wiſſenkönnen iſt die Hauptſache für die Sittlichkeit und iſt es daher ſehr gerechtfertigt, daß, wenn es auf die Moral ankam, früher mehr über die innere Kraft, der man dieſes Wiſſen zuſchrieb, über das Gewiſſen geſtritten wurde als über die Willensfreiheit. Auch jetzt ſcheint man zur Einſicht, daß dies das Richtige iſt, zurückzukehren; ich denke mir zum mindeſten, daß Dr. Paſſavant's jüngſt erſchienene Schrift „Das Gewiſſen“*) aus dieſer Einſicht hervorging. Der Verfaſſer ſchreibt (S. 50) dem Gewiſſen eine ſehr weitgreifende Bedeutung zu; nach ihm lehrt uns das Gewiſſen ſelbſt die Natur Gottes, die Freiheit des Willens und die Unzerſtörbarkeit unſers Weſens erkennen. Wir wollen hier, um nicht zu ſehr vom Hauptpunkte abgezogen zu werden,

*) Das Gewiſſen. Eine Betrachtung von J. K. Paſſavant (Frankfurt a. M. und Erlangen 1857).

allein die Hauptthätigkeit des Gewiſſens ins Auge faſſen. Dieſe äußert ſich nach Paſſavant's Entwickelung zweifach. Zuerſt ſtellt das Gewiſſen uns das unbedingte Gebot gut zu ſein; zweitens ſagt das Gewiſſen auch, was gut und böſe iſt. Der erſte Punkt bedarf wol keiner Erörterung. Es werden nur wenige, vielleicht gar keine Menſchen zu behaupten wagen, daß ſie den Zuruf: „Du ſollſt gut ſein", weder kannten noch anerkannten. Aber der zweite Punkt birgt größere Schwierigkeiten. Paſſavant iſt der Anſicht, „daß unſerer Seele nicht nur Vermögen angeboren ſind von formellen Wahrheiten wie die der logiſchen und mathematiſchen Geſetze, ſondern auch die inhaltsvolle Idee des ſittlich Guten". Wir ſollen „außer den formellen Grundbegriffen, den Kategorien, auch inhaltsvolle Vernunftbegriffe, d. h. Ideen, in unſerm Bewußtſein anerkennen". Unſer Gewiſſen muß alſo mehr als das bloße Gebot — gut zu ſein — ausſprechen, es muß ein Wiſſen vom Guten inſichſchließen. Zu allen Zeiten hat man eine Schwierigkeit darin gefunden, mit dieſer Anſicht die unleugbare Verſchiedenheit und die Entwickelung des ſittlichen Urtheils zu reimen. Auch Paſſavant will unter den von ihm angenommenen angeborenen ſittlichen Ideen nicht Begriffe verſtehen, die ſchon fertig in unſerm Bewußtſein liegen, ſondern ſolche, die erſt im Verſtandesgebrauch geweckt werden müſſen. Aber er meint doch, daß, ſobald, ſie überhaupt hervortreten, ſie unmittelbare Aeußerungen des geweckten Gewiſſens ſind. Sie gelten ihm dann als urſprüngliche Wahrnehmungen des abſolut Guten. Gerade das Beſtehen eines abſolut Guten iſt es nun, was in Rückſicht auf die Veränderlichkeit des ſittlichen Urtheils bezweifelt wird. „Das Hirn verändert ſich mit den Zeiten", ſagt Moleſchott, „und mit dem Hirn die Sitte, die des Sittlichen Maßſtab iſt." Und andernorts: „Gut iſt, was auf einer gegebenen Stufe der Entwickelung den Bedürfniſſen der Menſchheit, den Foderungen der Gattung entſpricht." „Es gibt kein abſolutes Sittengeſetz", ſagt Büchner, „bei den Indianern gilt ein gut ausgeführter Diebſtahl als höchſtes Verdienſt, und das Heidenthum pries den Haß der Feinde, den das Chriſtenthum mit Unrecht verdammt."

Unleugbar tritt uns eine ſolche Verſchiedenheit des ſittlichen Urtheils je nach den Zeiten, Völkern und Individuen entgegen; aber laſſen ſich nicht doch in dieſem Wechſel feſte Punkte gewinnen, gehen dieſe Veränderungen nicht doch von einem beſtimmten Keime aus und offenbart ſich in ihnen keine Entwickelung nach einem Ziele hin? Die erſte Aeußerung des Gewiſſens iſt ſchon ein feſtes; der Menſch fühlt unbedingt das Pflichtgebot, gut zu ſein. Doch wäre mit dieſem Gebot nur wenig allgemein Gültiges dem Inhalt nach gewonnen, wenn nicht in Dem, was alle Menſchen gut und böſe nennen, gleichfalls ein feſterer Keim zu entdecken wäre. Ein ſolcher ſcheint mir aber in der That vorhanden zu

ſein. Die Wurzel des Böſen hat man immer in der Selbſtſucht geſucht, die für ſich ſorgt mit Hintanſetzung des Wohls Anderer. Man hat dieſe Ableitung verſchieden formulirt, man hat neben dem Mitgefühl für das Wohl und Leid Anderer an ein eigenthümliches Gefühl der Luſt über den Schmerz und Schaden Anderer gedacht und in dieſem Gefühl das eigentlich böſe Princip erkannt. Ob das Böſe die Aeußerung dieſer letzten poſitiven Naturbeſchaffenheit iſt oder mehr aus dem Mangel jenes Mitgefühls für das Wohl Anderer und alſo aus übertriebener Selbſtliebe, aus Selbſtſucht, entſpringt, mag hier als unausgemacht dahingeſtellt bleiben. Soviel iſt doch gewiß, daß, wenn ich das wahre Wohl eines Andern verletze, ich allemal ein Böſes thue. Trotz allen ſcheinbaren Widerſpruchs werden alle Menſchen auch mit dieſem Grundurtheil übereinſtimmen, am leichteſten, wenn man ihnen das zum Grunde liegende Geſetz in der populären Form des Sprichworts vorlegt: „Was du nicht willſt, daß dir geſchieht, das thu' auch keinem Andern nicht.“ Der ſcheinbare Widerſpruch entſteht nur dadurch, daß allerdings dieſes Grundurtheil von einzelnen Begehrungen oft verdrängt wird und ſich im Einzelnen wie in der Geſchichte entwickeln muß, gleich jedem Keim. Wenn bei den Spartanern ein geſchickter Diebſtahl Lob erhielt, ſo ſetzt dies allerdings eine geringere Achtung fremden Eigenthums voraus als wir ſie beſitzen; beweiſt aber nicht, daß dieſe Achtung gar nicht da war, ſondern nur, daß ihr gegenüber die Schlauheit des Einzelnen noch zu hoch geſchätzt wurde. Wir wiſſen jetzt die Anerkennung der Klugheit und Energie des Laſters in beſſerer Weiſe mit der unbedingten Verwerfung der That zu einigen; dagegen aber fehlte das Bewußtſein des Unrechts ſelbſt des geſchickten Diebſtahls bei den Griechen keineswegs. Nicht der Diebſtahl an ſich wurde gerühmt, ſondern nur die dabei bewieſene Klugheit. Aber ſelbſt, wenn bei einem wilden Volke eine ſolche That auch nicht einmal das Gefühl des Unrechts erregte, dennoch könnte bei ihnen ein Keim im Innern vorausgeſetzt werden, aus deſſen Entwickelung nach verſchiedenen Reibungen des Eigenwillens mit dem Eigenwillen Anderer jenes ſittliche Urtheil nothwendig ſich entwickeln müßte. Mancher Menſch, manches Volk könnte ſelbſt verſchwinden, ohne dieſe Entwickelung, wie mancher Roſenſtock ohne Blüte welkt; nichtsdeſtoweniger bliebe doch jener Keim und ſein Entwickelungsgeſetz beſtehen, wie es auch in der Natur des Roſenſtocks bedingt bleibt, Blüten anzuſetzen und zu entfalten, wenn auch ein einzelner ohne ſie dahinſtirbt.

Das erkannte Sittengeſetz bleibt als Geſetz der menſchlichen Entwickelung, es wird zum treibenden Grunde der ſittlichen Entwickelung in der Menſchheit. Wenn Büchner dieſes Hervortreten moraliſcher Begriffe als „Folge allmäliger Erudition“ anſieht, ſo iſt das nicht die völlige Wahrheit. Er hat damit nur eine Seite der Entwickelung angegeben:

denn nicht nur unsere Einsicht zeigt immer deutlicher, wenn wir unserm Nächsten schadeten, sondern auch das Bewußtsein von dem Pflichtgebot in uns, dies Böse zu vermeiden, entwickelt sich immer deutlicher. Ja, ich stehe selbst nicht an zu behaupten, daß unsere Willenskraft immer stärker wird, jemehr das Ganze unserer Bestrebungen den einzelnen Trieben der Leidenschaft gegenübertritt.

Daß eine Entwickelung ursprünglicher, von der Erkenntniß unterschiedener Elemente anzunehmen ist, wird um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß mit dem bisher betrachteten allgemeinen sittlichen Entwickelungsgesetz die Keime des Sittlichen in unserer Seele noch keineswegs erschöpft sind. Es handelte sich bisjetzt nur um unser sittliches Verhalten andern Menschen gegenüber, und neben der hier offenbaren sittlichen Verpflichtung fühlen wir auch uns selber gegenüber das Gebot einer sittlichen Pflicht. Wir fühlen in uns den Trieb nach Wahrheit, selbst wo wir mit der Unwahrheit ersichtlich keinem Andern schaden werden. Wir müssen den unmäßigen Genuß sinnlicher Lust schon in Rücksicht auf edlere Triebe in uns verwerfen, ohne Rücksicht unserer Stellung zur Mitwelt. Zwar können wir überzeugt sein, daß diese Sittengebote, die wir sozusagen uns selber schuldig sind, mit jenem die Menschenwelt allgemein beherrschenden Sittengesetz in innerm Verbande stehen, daß wir auch sie erhalten haben, weil es dem Wohl des Ganzen entspricht, wenn wir nach ihnen handeln; allein wir werden sie doch als selbständige Elemente neben jenem allgemeinen ansehen können. Mir scheint, als müßte man mehre, nicht nur einen Keim des Guten annehmen. Der erste Keim wird zum Pflichtgebot: gut zu sein; ein zweiter entwickelt sich im Mitgefühl für das Wohl und Wehe Anderer, und eine unbestimmte Anzahl anderer stellt an uns sittliche Gebote um unserer selbst willen. Jene ersten Keime sind allgemein; ob auch die zweiten, ist eine schwierige Frage. Es scheint, als gelte hier in der That die große Verschiedenheit, die wir an Zeiten, Völkern und Individuen gewahren; zugleich aber wird sich auch hier ein Allgemeines offenbaren. Bei dem innern Zusammenhang der Menschenwelt im allgemeinen Sittengesetz kommen mit der Fortentwickelung dieses auch jene einzelnen Elemente zu immer allgemeinerer Verbreitung oder wenigstens zu immer allgemeinerer Anerkennung ihrer zu erstrebenden Normalität. Man schätzt die bloße Fertigkeit der Lüge nicht mehr so hoch wie ehedem. Daß sich in der Menschheit das Niveau des sittlichen Thuns gehoben, ist schwer zu beweisen; doch hoffe ich, daß es möglich sein wird. Daß aber das Niveau des sittlichen Urtheils steigt, kann nur ein schwarzsichtiger Lobhudler der vergangenen Zeit verkennen.

So nun erscheint mir der Thatbestand des Sittlichen. Wir haben allgemeine Sittengesetze, die sich in bestimmter Weise entwickeln müssen,

Digitized by Google

wir haben einzelne Sittengebote, die in dieſer Entwickelung zu immer allgemeinerer Anerkennung kommen. Die Entwickelung ſelber läßt Raum für die erfahrungsmäßig bekannte Verſchiedenheit und Veränderlichkeit ſittlicher Urtheile; aber dieſer Wechſel hebt weder den Beſtand feſter Keime, noch die Exiſtenz eines feſten Entwickelungsziels auf.

Nachdem ich hiermit ausgeſprochen habe, wie ich das Gute und ſein Geſetz verſtehe, kann ich zu der Frage zurückkehren, in welchem Verhältniß die Willensfreiheit zu dieſem Geſetze ſteht und was das Sittengeſetz wäre ohne ſie.

Die erſte Frage iſt nach dem zu Anfang meines Artikels Beſprochenen ſehr leicht dahin beantwortet, daß ich vermöge meiner Willensfreiheit im Stande ſein werde, die Entwickelung des Sittengeſetzes zu fördern oder zu hintertreiben. Für den Ausfall bin ich natürlich zurechnungsfähig. Ohne Willensfreiheit gibt es natürlich dieſe Zurechnung nicht. Ich thue zwar das Böſe und das Gute ſelber und muß es mir inſofern zurechnen; allein dieſe Zurechnung hat einen ganz andern Sinn als jene und treiben alle Leugner des freien Willens, die dennoch dieſes Wort in veränderter Bedeutung beibehalten, eine eben ſolche Sophiſterei, wie mit dem Namen der Willensfreiheit ſelbſt im Schwunge iſt. Ob aber mit dem Verluſt der wahren Zurechnungsfähigkeit, der wahren Willensfreiheit auch das Sittengeſetz aufgehoben iſt, das iſt nunmehr die zweite und letzte Frage.

In meiner Schrift „Zum Streit über Leib und Seele" wies ich darauf hin, daß Luther die Willensfreiheit leugnete und doch die göttlichen Unterſchiede des Guten und des Böſen beſtehen laſſen wollte. So gut nun, folgerte ich, bei Luther die Möglichkeit dieſer Trennung zugegeben wird, ſo gut auch muß ſie bei den Materialiſten zugelaſſen werden. Dagegen behauptete Fabri in der Recenſion meines Buchs in der „Evangeliſchen Kirchen-Zeitung" vom 16. Auguſt 1856: „der Materialiſt müßte dann, um conſequent eine Conſtruction ethiſcher Principien zu ermöglichen, einen Theil der Materie oder doch eine beſtimmte Combination von materiellen Stofftheilchen für an ſich gut und eine andere für bös erklären, d. h. die Geſetzestafeln durch eine Speiſekarte erſetzen"; er meinte: „die materialiſtiſche Ethik müſſe reine Diätetik werden".

So richtig Fabri's erſte Behauptung iſt, ſo verkehrt ſind die Folgerungen. Allerdings iſt für den Materialiſten das Gute und Schlechte das Reſultat einer guten und ſchlechten Stoffcombination: aber damit iſt erſtlich das Gute und Böſe factiſch nicht aufgehoben, ſondern nur anders abgeleitet — und zweitens iſt damit noch keineswegs geſagt, daß ſich der Materialiſt dieſe Combinationen nur zuſammeneſſen kann. Wenngleich er ſich die ſittlichen Vorſtellungen der Erziehung wie alles Denken ſinnlich vermittelt denkt, ſo hören dieſelben doch damit nicht auf zu ſein,

und der verständige Materialiſt wird auf ſie ſicher mehr Gewicht legen als auf die Speiſekarte ſeiner Tafel. Wenn ihm die Diätetik für die Ethik nicht gleichgültig iſt, ſo denkt er nur mit dem Idealiſten: mens sana in corpore sano. Und daran thun Beide wohl. Sie halten ſich Beide an dieſelbe Erfahrung und nur ihre Erklärungen ſind verſchieden. So ſteht es auch mit Beider Ethik; ſie können ein gleiches Sittengeſetz erkennen und nur über die Ableitung deſſelben verſchieden denken.

In Rückſicht darauf, behauptete ich, ſei der Materialismus ſocial und ſtaatlich ungefährlich; es bleibe auch nach ihm daſſelbe Sittengeſetz herrſchend, nur würde es den übrigen Naturgeſetzen gleich durch Zwang zur Herrſchaft kommen. Thut Einer Böſes ſeiner Natur gemäß, ſo muß die Geſellſchaft dem allgemeinen Sittengeſetz gemäß ihn verabſcheuen und meiden wie das Gift, das auch nicht dafür kann, Gift zu ſein; ſie muß ſich auch gegen ihn ſchützen, ihn unſchädlich machen. Die materialiſtiſche Geſellſchaft würde ſomit Daſſelbe thun müſſen, was die idealiſtiſche thut, nur redet die eine von böſer Folge, die andere von Strafe. Das iſt für das Factiſche der einzige Unterſchied. In Rückſicht auf dieſe Aeußerung hat mir Fabri einen ſittlichen Indifferentismus aufgebürdet, deſſen ich mich nicht ſchuldig weiß. Mir gilt es für die Beurtheilung keineswegs gleich, aus welchen Motiven Staat oder Individuum handelt; im Thatbeſtand des Urtheils tritt auch für mich ein Unterſchied ein, je nachdem Zurechnung angenommen oder verworfen werden muß. Aber ich behalte im Auge, daß im Thatbeſtand der Handlung und ihrer Folge durch das hinzutretende Urtheil nichts geändert wird; ich behauptete nur, daß in Rückſicht darauf das Geſchrei über die politiſche und ſociale Gefährlichkeit des Materialismus ohne Grund iſt.

Gewiß werden Fabri und mit ihm viele Andere an die Erfahrungen von dieſer Gefährlichkeit appelliren wollen und ohne Zweifel verdient dieſe Rückſicht des Realen volle Beachtung. Mir wird es nicht entfernt in den Sinn kommen zu leugnen, daß unſere Materialiſten in ihren ſittlichen Begriffen eine ziemlich große Verwahrloſung an den Tag gelegt haben. Ich entſinne mich ſehr wohl, daß einmal ein Materialiſt einen Aufſatz ſchrieb: „Der Menſch iſt was er ißt"; daß Moleſchott eine Schrift des holländiſchen Chemikers Mulder „Ueber die Ernährung im Verhältniß zum Volksgeiſt" überſetzte, nach der das holländiſche Volk auf ſittlich niedriger Stufe ſteht, weil es von Kartoffeln lebt und das engliſche Volk ſich durch Ale und Beefſteaks auf ſeine höhere Stufe ſchwang. Ich weiß auch, daß Büchner im Fall einer materialiſtiſchen Herrſchaft unter allen Sünden gewiß zuerſt den Hungertyphus abſchaffen würde. Ich verkenne das Bedenkliche nicht, das in einem Satze der erſten Ausgabe ſeines Buchs liegt, wo es heißt (S. 255): „Wenn ein gutgearteter, friedliebender Mann (und dieſer Fall iſt leider zu oft vorgekommen)

eine Frau, die ihm das Leben zur Hölle macht und die er infolge mangelhafter Eheſcheidungsgeſetze nicht loswerden kann, im Uebermaß ſeiner Empfindung erſchlägt, indem er ſelbſt das Leben in ſolcher Geſellſchaft verabſcheut — wieviel Schuld haben alsdann an einer ſolchen That der freie Wille, wieviel dagegen die Umſtände?“ Und Büchner wird dieſe Stelle in ſpäterer Ausgabe fortgelaſſen haben, weil er das Bedenkliche ſelber einſah, weil er gefühlt haben wird, daß zu der Vorſtellung einer ſolchen Handlung ein Wort der Entrüſtung beſſer am Platz ſein würde. Auch beklage ich es ſehr, daß der Exceß dieſer ſittlichen Begriffsindifferenz bei einer Frau, deren Geſchlecht gerade Feinheit des ſittlichen Gefühls als Naturgabe erhielt, ſeinen Höhepunkt erreicht hat; ich meine in Mathilde Reichardt.*) Für dieſe Dame iſt Sittenlehre und Schönheitslehre einerlei und hat das ſittliche Urtheil nur danach zu fragen, ob eine Menſchennatur die in ſie gelegten Elemente harmoniſch entwickelt. Die Natur ſpricht durch jeden Menſchen einen andern Willen aus, ja die genannte Dame ſteht nicht an zu behaupten, „daß, ſo es Menſchen gibt, denen eine Neigung, ein vorherrſchender Trieb zum Betrügen und zum Stehlen innewohnt, dieſe Menſchen nur als Betrüger, nur als Diebe durch und durch ſittliche Menſchen ſein können“. „Auch der zum Diebe geborene Menſch brachte wie jeder Andere das Recht mit ſich ins Leben, ſeine Natur zu vollenden und allſeitig zu entwickeln und kann auf dieſe Weiſe nur eine kraftvolle, eine ſittliche Natur ſein. Und wie der Dieb, ſo jeder andere Laſterhafte, ſo auch der zum Mörder Geborene.“ Selbſt für das Mädchen, das aus bloßer Fleiſchesluſt Befriedigung der allerniedrigſten Begierden ſucht, hat jene Schriftſtellerin nur eine mitleidsvolle Thräne.

Mich dünkt, wenn überhaupt eine Dame, indem „ſie ſelber in den Abendfeierſtunden an den Geiſtesſtrahlen des Jahrhunderts ihre Seele zu höherer Glut erwärmt“, genöthigt war, gerade eines aus nackter Liederlichkeit gefallenen Mädchens zu gedenken, ſo hätte auch hier die Stimme des Ekels vor dem Laſter ſtärker hervortreten müſſen als die Stimme des Mitleids mit der Perſon. Dem Guten muß das Böſe unbedingt widerſtehen, ihn muß es anekeln, gleichviel ob es in der eigenen oder in einer fremden Natur ihm entgegentritt und einerlei, ob er eine Zurechnungsfähigkeit annehmen muß oder nicht. Gibt es keine Willensfreiheit, ſo muß doch der Gute aus innerm Zwang das Böſe verabſcheuen, ſo gut der Böſe aus innerm Zwang ihm folgen muß. Wer dagegen an die wahre Freiheit der Selbſtbeſtimmung glaubt, darf darum allerdings nicht einem Gefallenen ſein perſönliches Mitleid entziehen; überwiegt

*) Wiſſenſchaft und Sittenlehre. Briefe an J. Moleſchott von Mathilde Reichardt (Gotha 1856).

aber das Gute in ſeiner Natur, ſo wird die Verwerfung des Laſters ſeine erſte Regung ſein. Und ſelbſt Derjenige, der nicht im Stande iſt, die Schuld dem Fehlenden zuzurechnen, müßte dennoch vor dem Mitleid die Verwerfung ſpüren. Aus dieſer eben entſpringt der nöthige Gegenſatz, das Gute muß beſtändig gegen das Böſe ankämpfen, damit durch Zwang das Sittengeſetz in immer größerm Kreiſe ſich verwirkliche. Wer das Mitleid voranſtellt, der allerdings zeigt eine ſittliche Indifferenz. Ich will zwar nicht verkennen, daß eine Dame Mitleid äußerte, ich will das Vordrängen der Empfindung auf Rechnung ihres Geſchlechts ſchieben; aber doch kann ich nicht umhin zu beklagen, daß dieſes ihr Gefühl an keiner beſſern Stelle zum Vorſchein kam. Wenn ferner nach ihrer Meinung für jeden Einzelnen eine eigene Sittlichkeit ſtatuirt werden muß, ſodaß es hinfort auch ſittliche Diebe und Mörder gibt: ſo bedaure ich abermals, daß es gerade eine Frau war, die damit die Feſtigkeit eines allgemeinen, in der Menſchheit offenbaren Sittengeſetzes, ſelbſt in der Form eines allgemeinen Naturgebots menſchlicher Entwickelung, aufhob. Bei dieſer Leugnung eines allgemein gültigen Sittengeſetzes verſchwindet natürlich jegliche Unterſcheidung von gut und bös und kann auch die Unterſcheidung des Harmoniſchen und Unharmoniſchen, des Natürlichen und Unnatürlichen nicht an ihre Stelle treten. Jedes Weſen vollendet dann die ihm gegebene Natur. Sagt in Rückſicht darauf Mathilde Reichardt gegen Moleſchott, Alles ſei Natur und daher ſein Satz: „Im Unnatürlichen liegt die Sünde", verkehrt: ſo kann ihr Moleſchott entgegnen: dann iſt auch Alles Harmonie und Sünde iſt auch als Disharmonie unmöglich. Mathilde Reichardt iſt in ihren Foderungen an die thatſächliche Handhabung ſittlicher Geſetze ſtrenger, als ihre Theorie erwarten läßt, ſie vertheidigt z. B. gegen Moleſchott die Todesſtrafe. Abermals ein Zeichen, eine wie eigenthümliche Erſcheinung dieſe Dame iſt. Wo man ihr weibliches Gefühl nicht finden möchte, da iſt es; und wo man es erwartet, vermißt man es. Ihr Buch iſt gewiß in mehr als in einer Beziehung eine merkwürdige Zeiterſcheinung. Sie hat auch ſchon jenſeit des Rhein in Paris an dem dort lebenden M. Heß einen Verehrer gefunden, der ihr Buch überſetzen würde, hätte ſich die Verfaſſerin nicht das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vorbehalten. („Das Jahrhundert. Zeitſchrift für Politik und Literatur", Nr. 9 vom 29. November 1856.) Eine erfreuliche Erſcheinung iſt nach meinem Urtheil dieſes Buch keineswegs und will ich nicht wünſchen, daß M. Heß Recht behält mit ſeiner Behauptung, es ſei geeignet, dem Materialismus auch durch Gemüthsanſprache Freunde zu erwerben. Nach meinem Tadel ſpreche ich vielmehr mein volles Mitleid aus, daß eine Frau, die ihrer Natur gemäßer zu empfinden ſcheint als ſie es ausſpricht, einer ſo grundlos falſchen Tendenzmacherei zum Opfer fiel.

Digitized by Google

Alle dieſe aufgezählten ſowie ähnliche Auswüchſe der ſittlichen Begriffsentwickelung des heutigen Materialismus überſehe ich keineswegs; allein ich meine doch, daß eine Sache nicht nach dem möglichen Misbrauch beurtheilt werden darf. Ich weiß, daß Conſequenzen wie die geſchilderten keineswegs vom Materialiſten gezogen werden müſſen; ich weiß auch, daß ſie von vielen Materialiſten nicht gezogen worden ſind. Es gibt kaum ſittlichere Grundſätze, als Demokrit, der Materialiſt des griechiſchen Alterthums, vertreten hat. Den herrſchenden Vorurtheilen gegenüber kann man nicht oft genug auf ſolche denſelben widerſprechende Thatſachen der Geſchichte verweiſen. Bei meinen Schilderungen der franzöſiſchen Senſualiſten dieſes Jahrhunderts, die ich in Fichte's philoſophiſcher Zeitſchrift, XXIX, 1. Heft, zu liefern begonnen habe, legte ich daher beſonderes Gewicht darauf, dies hervorzuheben, und verweiſe ich ferner zu dieſem Ende noch einmal auf die Vorrede Frauenſtädt's zu ſeinem Buch über den Materialismus.

Es muß doch endlich zugegeben werden, daß der Materialiſt, der dem allgemein herrſchenden Sittengeſetze folgt, keineswegs mit ſeiner Theorie im Widerſpruch leben muß. Noch ſchneller muß zugegeben werden, daß alle derartige gegen den Materialiſten gerichteten Beſchuldigungen nicht minder die vielen Idealiſten treffen, welche gleichfalls die Willensfreiheit leugnen. Wer ferner fortfährt, den ſittlichen Werth des Materialismus nach den Abwegen deſſelben zu beurtheilen, der ſchlage doch das ſcharfſinnige Buch „Kritik des Gottesbegriffs in den gegenwärtigen Weltanſichten" auf, um daraus zu lernen, auf welche Abwege eine idealiſtiſche Moral gerathen kann. Wer alſo richtet, der vergeſſe nicht, daß zur Ehre göttlichen Geſetzes, daß aus falſchverſtandener Chriſtenliebe mehr Blut gefloſſen und ſtärkere Verfolgungsſucht geübt iſt als im Gefolge falſchverſtandenen Materialismus.

Wer ſich dies Alles verſchweigen kann, fällt einen Urtheilsſpruch mit halber Wahrheit. Die größte Wahrheit aber verliert an Werth, ſobald ſie mit der geringſten Unwahrheit verſchwiſtert auftritt; das größte Recht verliert an allgemeiner Wirkung, ſobald es mit dem kleinſten Unrecht ſich verbindet. Daher iſt mein Beſtreben vor allem einem Jeden gerecht zu ſein — nicht mehr zu behaupten als man beweiſen kann — oder wenn dies, ſich darauf zu beſchränken, die eigene Anſicht als ſubjective Annahme hinzuſtellen. Dies iſt das Streben meines Kriticismus, über deſſen Zweck und Bedeutung ich mir für einen vierten und letzten Artikel noch einiges Nähere vorbehalte.

Die neueſten Organe des Induſtrialismus.

Es gab eine Zeit in der modernen Preßgeſchichte, wo der Unterſchied zwiſchen literariſchen und politiſchen Blättern nicht mehr durchzuführen war, weil die Politiker ſich jeden Augenblick zu Streifzügen auf das literariſche Gebiet veranlaßt ſahen und, was natürlich viel bedenklicher war, die Literaten im Laufe ihrer Artikel, ſelbſt ihrer Gedichte, zu Publiciſten wurden. Jeder von uns, der heute auf der Mittagshöhe ſeiner Laufbahn ſteht, erinnert ſich dieſer Kriſis und Gebietsverletzung, die in den Anfang der vierziger Jahre fällt.

Nachdem die formale politiſche Befähigung durch Abſchaffung der Cenſur in Deutſchland anerkannt worden war, hat ſich eine neue Grenzauflöſung vollzogen. Politik und Literatur, die ſich allmälig in den Organen der Preſſe vertragen gelernt, ſehen ſich vereint einem Dritten gegenüber, gegen das ſie ebenſo vergeblich Hausrecht üben wie früher in ihrem eigenen Conflict und Gegenſatz. Dieſes Dritte iſt die Nationalökonomie in allen ihren Theilen: Wirthſchaftslehre, Wirthſchaftspflege und Finanzlehre. Nicht nur daß die beiden letztern Theile der Oekonomie täglich und ſtündlich in die Politik eingreifen, die politiſchen Discuſſionen verſetzen und chemiſche Neubildungen hervorrufen: auch die Literatur, ſogar die ſchöne, iſt durch ihren Stoff, das Leben, an den Inhalt der Socialwiſſenſchaften gebunden, ſie hat die Bedürfniſſe des realen Lebens als Nöthen und Hoffnungen des Daſeins zu verarbeiten, will ſie anders nicht ſehr unäſthetiſch aus der Zeit und dem Raume entfliehen.

Das Aufkommen und Umſichgreifen der Geſellſchaftswiſſenſchaft gibt unſerer Periode ihren faſt ausſchließlichen Charakter; dieſer Charakter greift natürlich über in alle ſonſtigen geiſtigen Thätigkeiten, und wenn die Wiſſenſchaft von der Erzeugung, Vertheilung und Verzehrung der Güter den veralteten Namen der Cameralien führt, ſo folgt daraus die etwas barocke Wahrheit, daß nicht nur der Staatsmann heutzutage, ſondern auch der Poet Cameraliſt ſein muß. Der Literarhiſtoriker und literarhiſtoriſche Organe können ſich nun vollends dieſem Compelle intrare nicht entziehen. Mögen dieſe Vorbemerkungen dem Folgenden zur Einleitung und Entſchuldigung dienen, dafern wir nicht Rechtfertigung ſagen wollen.

In der ökonomiſchen Literatur iſt ſeit kurzem ein ganz neuer Zweig aufgeſchoſſen, der weniger lehrt und kritiſirt, als daß er der gegenwärtigen und zukünftigen Production hülfreich zur Hand gehen will. Für Kritik und Lehre hatten wir zuerſt Liſt's „Zollvereinsblatt" mit dem bekannten nationalen Standpunkte und dem Grundſatz der nationalen

Productivkräfte; dann erhielten wir das ſehr umſichtig redigirte „Bremer Handelsblatt" und die heidelberger „Germania", die auf dem von außen importirten Standpunkt der abſoluten Handelsfreiheit ruhten. Von andern Publicationen, in welchen die politiſche Oekonomie hin und wieder, als Theil eines Ganzen, beſprochen ward, wie der tübinger „Zeitſchrift für die geſammten Staatswiſſenſchaften", der Cotta'ſchen „Vierteljahrſchrift" ſowie von den gewerblichen und technologiſchen Leiſtungen im Gebiet der Publiciſtik ſchweigen wir. Nicht zufrieden mit der Lehre und Predigt, that die Oekonomik in allerneueſter Zeit einen noch weitern Schritt ins Gebiet der baren Praxis.

Hr. Max Wirth, früher zu Wiesbaden, jetzt zu Frankfurt, gründete in letzterer Stadt den „Arbeitgeber", ein Organ, welches der Verfaſſer als die allgemeine Börſe für Capital und Arbeit darſtellt. Dr. L. Gall aus Trier, der bekannte Chemiker und Technolog, gründete ſoeben zu Stuttgart den „Allgemeinen deutſchen Telegraphen" für Anzeigen von mehr als localem Intereſſe, nebſt „Correſpondenzblatt für Capital, Talent und Arbeit", ein Organ, das ſich offenbar als Rivalin des „Arbeitsgeber" hinſtellt. Die Zeitungen berichten augenblicklich, daß in Brüſſel ein Doppelgänger des Wirth'ſchen „Arbeitsgeber" erſcheint, unter dem Titel: „La bourse du travail" („Die Arbeitsbörſe"). Da ſind im Nu drei neue ökonomiſche Organe, allgemein genommen derſelben Gattung zugehörig.

Was uns betrifft, ſo haben wir niemals die Unfertigkeit der Oekonomie als Wiſſenſchaft, die Rathloſigkeit und den Widerſpruch auf dem Gebiete der allererſten Principien ſchmerzlicher empfunden als bei der Durchmuſterung dieſer ſogenannten praktiſchen Organe. Alle geſunde Praxis kann doch erſt aus geſunder Theorie hervorgehen, die zwar noch der Erweiterung und Vertiefung fähig iſt, ſtets aber einen gewiſſen vorläufigen Abſchluß ihrer Hauptprincipien bedingt. Was aber ſehen wir? Hr. Wirth ſteht durchaus auf Baſtiat'ſcher Grundlage, auf dem Standpunkt der Rechte und Freiheiten des Einzelnen, dem der Staat eigentlich im Wege liegt, auf dem Standpunkte, wo das Wort Nationalökonomie ein förmlicher Luxus iſt, weil doch im Grunde nur Atome vorhanden ſind, die, vom Zufall regiert, Gruppen und Aſſociationen bilden, welche kein anderes Band anerkennen als die Willkür des Beliebens von heute auf morgen. Hr. Otto Hübner zog im „Bremer Handelsblatt" die richtige Conſequenz aus dem Wirth'ſchen Standpunkte, indem er ſagte, auf dem Titel des Wirth'ſchen Buchs: „Die Grundzüge der Nationalökonomie", ſei das Wort „National" zuviel; außer der Privatökonomie gebe es lediglich noch eine Weltökonomie, ein Ausdruck, der gar nichts beſagt, da die Weltökonomie nichts als das addirte Aggregat aller Privatökonomien iſt, folglich jedes andere Element außer Schaden und Profit aus

der Wirthſchaftslehre ausgeſchloſſen bleibt, die Wirthſchaftslehre gar keine Wiſſenſchaft mehr bildet und ſchließlich die Finanzen zu ertragen ſind, weil man ſie — nicht abſchütteln kann.

Der ſtuttgarter „Allgemeine deutſche Telegraph" verhält ſich kritiſch zu der ſämmtlichen adoptirten Oekonomie, tritt polemiſch gegen die Früchte der bisherigen Lehre auf, warnt vor dem Schwindel der Actien, Banken und Mobiliarcredite und bietet ſein „Centralanzeigeblatt" der ſpontanen Production an, damit Capital, Arbeit und Talent nicht durch das Fegefeuer der Commandite und der anonymen Geſellſchaften hindurchbrauchen. So wahr das im Princip ſein mag, ſo möchten wir doch Zweierlei zu bedenken geben: erſtens, ob denn die Vergeſellſchaftung der Capitalkräfte ſo ganz zu verwerfen ſei, ob Talent und Arbeit keinen Vortheil von dem breiten Subſtrat des mächtigen Sammelcapitals abſehen? Zweitens, ob es dem „Allgemeinen deutſchen Telegraph" bei dem beſten Willen und der gediegenſten Kraft möglich ſein werde, im Anhange zu einem großen Annoncenblatt die ökonomiſche Theorie umzuwandeln und die laufende Wirthſchaftslehre der Würde einer Wiſſenſchaft näherzubringen? Jedenfalls tadeln wir es nicht, in magnis voluisse, ob aber das Wollen gerade hier sat est, wagen wir zu bezweifeln. Darin liegt ferner eine große Wahrheit, daß der „Telegraph" gleich in ſeiner erſten Nummer den Hauptfehler Wirth's und ſeiner Freihandelsgenoſſen à tout prix alſo formulirt: „Sie betrachten die Arbeit lediglich als eine Waare, wenn ſie im Herzensgrunde auch fühlen, daß ſie eine menſchliche That, eine zugefallene Function iſt; ſie materialiſiren und entmenſchlichen ihre Wiſſenſchaft. Wirth gedenkt die Perſonen der Arbeiter dem Bedürfniſſe des Capitals nachzuziehen, die menſchlichen Perſonen zu mobiliſiren, ſie mit Hülfe des elektriſchen Drahts zu rufen, mit Hülfe der Eiſenbahnen zu transportiren und ſo die neue Epoche mit einer Arbeiterwanderung zu eröffnen." Dieſes Syſtem wird als die Auflöſung des Gemeindeverbands denuncirt. „Denn wenn der Arbeiter ſeine Kraft durch die Welt ſpazierenführt, wenn der Arbeiter en masse dem Markte nachläuft, ſo haben wir das ſitzende Proletariat in ein Vagabundenthum aufgelöſt und die Gemeinde in all ihrer «Sittlichkeit» hat das Zeitliche geſegnet." Aber iſt der „Telegraph" ſicher, ſeine Aſſociationen von Capital, Arbeit und Talent mit dem Begriff der Gemeinde zuſammenzuhalten, ſieht er die Möglichkeit, das Element der Werkſtatt an die locale Gemeinde zu feſſeln, und wie will er die ſuchende Arbeit am Wandern en masse hindern? Vielleicht wird uns eine Antwort auf dieſe wohlgemeinte Frage.

Das Schlimmſte freilich, was Hrn. Wirth begegnen konnte, war die intime Collegenſchaft mit dem Herausgeber der brüſſeler „Arbeitsbörſe". Dieſer iſt nämlich Niemand anders als Hr. Molinari, der durch frühere Mitarbeiterſchaft an der pariſer „Patrie", durch ein angefangenes Werk

über Nationalökonomie ſowie durch Herausgabe des „Economiste", eines periodiſchen Blatts, raſch hinlänglichen Namen erlangt hat. In Deutſchland nimmt man leider die fremde Berühmtheit noch immer ſtark auf Treu und Glauben hin; man lieſt viel weniger ausländiſche Autoren als man ſie lobt und anerkennt. Wir müſſen daher um die Erlaubniß bitten, Hrn. Molinari's Grundſätze in nuce mitzutheilen, die Kritik derſelben kann man faſt dem Schamgefühl anheimſtellen.

Daß der Arbeitslohn zu den Productionskoſten gerechnet wird, ſteht freilich auch im Rau, und die Engländer haben es lange Zeit roh genug ausgeſprochen. Wilhelm Roſcher hat dieſer Barbarei zuerſt, wenigſtens in der Theorie, abgeholfen; Ehre ihm dafür! Hr. Molinari als purer Papagai der Engländer, ſagt: „Wenn man die Pflüge, Ackerpferde und andere Vehikel nicht unterhält, wenn man die Gebäulichkeiten und Einhegungen nicht reparirt, wenn man nicht den Boden vermittels des Düngers erneuert, ſo wird die Production ſtillſtehen. Nun, was von den Elementen außerhalb des Menſchen wahr iſt, iſt es nicht weniger für das Perſonal." Oder noch deutlicher: „Vom ökonomiſchen Standpunkt aus (herrlicher Standpunkt!) müſſen die Arbeiter als Maſchine betrachtet werden. Es ſind Maſchinen, die eine gewiſſe Quantität von Productivkräften liefern, und die als Entſchädigung gewiſſe Unterhalts- und Erneuerungskoſten erfodern, damit ſie regelmäßig und anhaltend functioniren können." Will nun Hr. Wirth nicht ſagen, wie weit er dieſe liebenswürdige Theorie ſeines Collegen auf dem Arbeitsmarkte adoptirt und was bei dieſer Gelegenheit aus ſeinem eigenen „Arbeitsvertrage" wird, da man doch ſicherlich mit einer Maſchine keinen Vertrag abſchließt und die Maſchine nicht einmal durch einen „Verein gegen Thierquälerei" geſchützt werden kann?

Am glänzendſten und empfehlenswertheſten für das berühmte deutſche Gemüth iſt aber Hr. Molinari in ſeinen Capiteln über die Bevölkerungslehre. Zuerſt entwiſcht ihm ein ſeltſames Geſtändniß über die wahren Steuerpflichtigen und Steuerzahlenden: „Die Arbeiterclaſſe bezahlt die Armentaxe (wir hatten gehört, in England werde ſie vom Grundbeſitze getragen!), weil, wenn die beiden andern Claſſen ſie bezahlen ſollten (Eigenthümer und Capitaliſten), dieſe — auswandern würden! Die Arbeiterclaſſe bezahlt alſo die Strafe für ihre Unvorſichtigkeit!" Hr. Molinari ſteht noch immer bei Malthus und dem von den Beſten in Deutſchland längſt aufgegebenen Misverhältniß zwiſchen ſteigender Bodenproduction und ganz anders ſteigender Bevölkerung. Nun aber folgt ein Paſſus, für den wir tief um Verzeihung bitten, der aber unerlaßlich iſt, damit die deutſche Wiſſenſchaft und Welt den ſittlichen Abgrund kennenlerne, an welchem die fremde Oekonomik herumtaumelt. Molinari's Bevölkerungstheorie faßt ſich in folgenden unzweideutigen, wenngleich ewig

unerklärlichen Worten zuſammen: „Die Arbeiter müſſen Kinder hervorbringen nach ihrer Kenntniß vom Arbeitsmarkte, man bringt ja doch auch die Waarenproduction ins Gleichgewicht nach den Angaben der Publicität!“ Stuart Mill hatte ſchon geſagt, „die öffentliche Meinung unter den Arbeitern ſelbſt müßte den procreatoribus liberorum Einhalt gebieten“. Hr. Molinari endoſſirt dieſe Anſicht und fügt hinzu: „Wenn der Arbeitsmarkt geſtopft iſt, folglich die Löhne niedrig ſind, ſo iſt es paſſend, die Bewegung der Bevölkerung zu hemmen; wird im Gegentheil die Arbeit ſehr verlangt und wenig angeboten, ſind die Löhne am Steigen, ſo kann man ohne Nachtheil ſtärker incremento operariorum vacare.“ Entweder iſt Hr. Molinari ein ganz inconſequenter Mann oder die Oscillationen ſeiner „Arbeitsbörſe“ ſollen jene populationiſtiſchen Winke geben.... Was meint das ſittliche Gefühl des Hrn. Max Wirth dazu?

Eins iſt uns unbegreiflich: die Gleichgültigkeit des gebildeten und auch des gelehrten Bewußtſeins in Deutſchland gegen die Paralogismen und Unflätereien der ſogenannten politiſchen oder Nationalökonomie. Man ſagt und weiß ſich wol gar etwas damit, die Oekonomie habe nichts mit der Moral ſowenig wie mit dem Glauben zu thun; ſie ſei in demſelben Falle wie die Aſtronomie und die Algebra; ob es wol eine moraliſche Aſtronomie oder eine orthodoxe Algebra gäbe? Allerdings nicht; dagegen haben wir auch nie etwas von einer unmoraliſchen Aſtronomie, von einer ſchlüpfrigen Mathematik gehört. Die Disciplin aber, welche ſich die politiſche Oekonomie nennt, verbittet es ſich zwar ſtreng zu beſſern und zu erheben, dagegen hält ſie im Punkte platter Gemeinheit und anſtößigſter Ausführung Alles für erlaubt.

Wie kann man angeſichts ſolcher Thatſachen die Alternative abhalten: entweder iſt es nicht wahr, daß Moral und Oekonomie zu trennen ſind, oder aber die Oekonomie iſt bisjetzt keine Wiſſenſchaft, ſondern pure Sophiſtik, ſie hat keine Principien, ſondern Zwecke der Ueberredung, man erwartet von ihr keine Urtheile, ſondern Dienſte, wie von gewiſſenloſen Richtern geſagt worden iſt?

Literatur und Kunst.

Deutscher Musenalmanach.

Seit, wie wir kürzlich in den Zeitungen lasen, sogar die Deutschen in Nordamerika das „dringende Bedürfniß" empfunden haben, einen „Musenalmanach" herauszugeben, müssen natürlich alle Bedenken, die wir sonst wol gegen die geflissentliche Erhaltung eines Instituts geäußert haben, das uns seine historische Bedeutung längst verloren zu haben scheint, verstummen und verschwinden. Der Deutsche, scheint es, kann einmal ohne Musenalmanach nicht leben, er kann es nicht entbehren, das Gepiepe und Gezwitscher dieser kleinen lyrischen Singvögel, die ihm hier regelmäßig beim Jahreswechsel in sauberm goldgeschmücktem Käfig dargereicht werden; so fügen wir uns denn in das Unvermeidliche und heißen auch den unlängst erschienenen siebenten Jahrgang des „Deutschen Musenalmanach. Herausgegeben von Christian Schad" (Würzburg, Stahel) willkommen. Der Herausgeber hat sich diesem Unternehmen seit einer Reihe von Jahren mit größter Hingebung und Ausdauer gewidmet, der Musenalmanach ist ihm wirklich eine Herzenssache; auch ist es ihm gelungen, das Feld gegen alle Concurrenten glücklich zu behaupten und während der Gruppe'sche Almanach, der einige Jahre hindurch neben dem Schad'schen erschien, bereits seit längerm zu seinen Vätern versammelt ist, erfreut der Almanach von Schad sich eines glücklichen und ungestörten Fortgangs. Auch dieser neueste Jahrgang bietet wieder recht viel Interessantes, immer natürlich den Maßstab festgehalten, mit welchem ein deutscher Musenalmanach heutzutage überhaupt noch gemessen werden darf und der denn freilich von dem Maßstab früherer Zeiten, wo der Almanach in der That noch ein literarisches Ereigniß war, wesentlich verschieden ist. Der Herausgeber, durch seine Anspruchlosigkeit und Unparteilichkeit vor Vielen befähigt, die Leitung eines derartigen Instituts zu übernehmen, hat das Glück gehabt, Mitarbeiter fast aus allen deutschen Landen um sich zu versammeln; selbst aus außerdeutschen Gegenden, aus der Schweiz, dem Elsaß, wo namentlich die Brüder Stöber die Ehre der deutschen Muse aufrechterhalten, ferner aus Galizien sowie aus Kurland, Esthland und Livland sind ihm Beiträge zugekommen. Auch von den Berühmtheiten, die noch aus älterer Zeit in unsere Gegenwart herüberragen, sowie von den bekannten und beliebten Namen des Tages werden nur wenige vermißt und auch diese wenigen gewiß nicht durch die Schuld des Herausgebers. Ja selbst von jenseit des Grabes lassen sich einzelne poetische Stimmen vernehmen; so namentlich Helmina von Chézy und Heinrich Heine. Im Ganzen sind in dem Almanach 60 Dichter vertreten: eine Zahl, die zur Genüge beweist (wenn es nämlich dieses Beweises noch bedürfte), daß die deutsche Poesie, wenigstens was die Masse anbetrifft, noch keine merkliche Abnahme erlitten hat. Den ersten Platz im Almanach nimmt Ernst Moritz Arndt ein und zwar den ersten in mehr als einem Sinne. Dieser bewundernswürdige Greis hat sich trotz der 88 Jahre, die nun bald über seinen Scheitel dahingegangen sind, eine solche Fülle der Begeisterung und soviel Energie und Frische des Ausdrucks erhalten, daß wir keinen Anstand nehmen, wenigstens das eine von den vier

Gedichten, welche er beigeſteuert hat, als das Beſte zu bezeichnen, was der ganze Almanach darbietet. Daſſelbe führt den Titel „Anfang und Ende“ und lautet vollſtändig:

Könnt' ich Löwenmähnen ſchütteln
Mit dem Zorn und Muth der Jugend,
Wie gewaltig wollt' ich rütteln
An des Tages blaſſer Tugend,
An dem Trug der Feigen, Matten —
Wer will ihre Namen nennen? —
Die der Väter Heldenſchatten
Nur als Leichenſchatten kennen.

Eiſen galt in meinen Tagen.
Horch' ich dieſen Stundenweiſern,
Hör' ich ſagen, fragen, klagen:
„Eiſern ſei ich, übereiſern,
Fern ſei mir das Loos gefallen
Von den edlen Glanzmetallen.
Fern, o fern von jenen allen,
Woraus feine Klänge ſchallen.“

Weg vom Silber denn, vom Golde!
Hin, wohin die Weiſen weiſen!
Trage, wie dein Schmied es wollte,
Trage muthig durch dein Eiſen.
Preis ihm, der es hart geſchmiedet!
Nimmer magſt du würdig preiſen,
Nimmer, was die Welt befriedet,
Was die Welt erhält, das Eiſen.

O du Segenglanz des Pfluges,
Gold der Aehren, Gold der Reben!
O du Blitz des Degenzuges,
Dem die Völkerzwinger beben!
Lebenhalter, Ehrenhalter,
Beſtes Ding von beſten Dingen,
O ich könnte tauſend Pſalter
Voll mit deinen Ehren klingen.

Darum Preis dem Rauhen, Harten,
Preis dem Menſchenſchirmer Eiſen!
Mag vom Blanken, Feinen, Zarten,
Sich ein And'rer Seines preiſen;
Kann ich nur ein Fünkchen zählen
In mir echter Männergluten,
Gönn' ich gern den weichen Seelen
Volle Weiberſehnſuchtsfluten.

Arndt zunächſt begegnet uns Friedrich Rückert mit einem Gedicht „Die Gründung von Tarent“. Bekanntlich lebt Friedrich Rückert ſeit längerm zurückgezogen von der Welt und ihrem Treiben in ländlicher Einſamkeit; die ſpärlichen Gaben, mit denen er von hier aus noch zuweilen vor das Publicum tritt, ſind den Verehrern des Dichters angenehme Erinnerungszeichen und ſo geziemt es auch der Kritik, ſie mit ehrfurchtsvollem Schweigen hinzunehmen. Gottfried Kinkel hat ein Lied „Nach dem Seebade“ und einen Hymnus an die Erde beigeſteuert; beide ſind in poetiſcher Hinſicht eben nicht bedeutend, werden den Freunden des Dichters aber dennoch willkommen ſein wegen des gefaßten klaren Muthes und der männlich heitern Reſignation, welche ſich darin ausſprechen. Hoffmann von Fallersleben hat ein ganzes lyriſches Füllhorn ausgeſchüttet; beſonders lieblich ſind darunter die Lieder auf eine Roſe, zarte Nachklänge verſchwundenen Liebesglücks, das mit ſeinen goldenen Strahlen noch weit in die froſtige Gegenwart reicht und die alternde Bruſt des Dichters mit neuem friſchem Lebensmuth erfüllt. Auch Ludwig Storch verdankt der Almanach einige vortreffliche Beiträge; es ſind nur „Mondlieder“, alſo ein ziemlich verbrauchtes Thema, doch hat der Dichter es mit einer Wärme und Innigkeit behandelt, die den Leſer unwiderſtehlich gefangennimmt. Beſonders ſchön iſt die „Dichterſehnſucht“: eine wehmüthige Klage über das einſame, öde, freudenarme Leben, welches dem Dichter beſchieden war und in deſſen winterlicher Kälte auch die Knospe ſeines Talents ſich nur zur Hälfte entwickeln konnte. Berthold Sigismund, deſſen „Bilder aus dem Leben eines Landarztes“ den Leſern des vorjährigen Almanach gewiß noch in dankbarer Erinnerung ſind, beſingt „Die alte Kirche“. Heinrich Pröhle liefert zwei Harzgedichte, die jedoch ſchon vor mehr als Jahresfriſt vom „Deutſchen Muſeum“ gebracht worden. Rudolf Gottſchall hat

sich ein sehr pikantes Thema erwählt: ein Sklavenschiff, beladen mit den schönen Töchtern Tscherkessiens, erleidet Schiffbruch auf dem Schwarzen Meere; ein russischer Dampfer eilt herzu, die schöne Fracht zu retten — allein die stolzen Töchter des Gebirgs geben sich lieber freiwillig den Tod im Meere, als daß sie die Beute des verhaßten Erbfeindes werden:

Aufspringen sie stolz! Das ist die Welle,
Die brandet ja an der Heimat Schwelle,
Die trägt ja der freien Kinder Leichen
Dorthin zum Lande der Gletscher und Eichen!
Schon springt die Erste herab vom Verdeck:
„Leb' wol, Padischah, dein Schiff ist zu leck!"
Schon flieht die Zweite mit kühnem Satze
Vor der drohenden russischen Löwentatze.

Die Andern folgen! Es springt um die Wette
Jetzt Perl' auf Perl' von der Schönheit Kette.
Zu spät, ihr russischen Taucher, vergebens
Ihr findet nicht Spuren des schönen Lebens,
Doch fernher winken im Sonnenkuß
Die blauen Gipfel des Kaukasus.
Der donnernde Sturm hat sich rasch verzogen
Und spiegelnd glänzen des Pontus Wogen.

Feodor Löwe richtet „An einen Märzminister" schwungvolle Strophen, die uns jetzt freilich — das Gedicht datirt von 1849 — nur noch ein halb wehmüthiges, halb ironisches Lächeln zu entlocken vermögen. Ein zweites Gedicht desselben Verfassers schildert eine Scene aus der Uebergabe bei Világos; es ist in einem frischen, knappen, sozusagen militärischen Ton geschrieben, der zu dem Inhalt vortrefflich paßt. Auch Luise von Ploennies streift das Gebiet der Politik, indem sie den Mangel eines deutschen Nationalliedes beklagt. Gewissermaßen einen Commentar dazu hat Hermann Marggraff in seinem ergötzlichen Schwank „An der Himmelspforte" geliefert; auch das prächtige Lied mit der Ueberschrift „Die Krone fiel vom Haupte dir", läßt die politische Beziehung nicht verkennen. Wolfgang Müller von Königswinter bringt „Deutsche Grüße", an die Brüder Grimm, an Alexander von Humboldt und an Ludwig Uhland gerichtet; insbesondere das letztere Gedicht, in welchem der Verfasser gegen die Buhlschaft eifert, welche unsere heutigen Poeten wieder mit dem Auslande treiben, ist ein richtiges Wort zu seiner Zeit. Von Julius Sturm erhalten wir „Fromme Lieder" in der bekannten anspruchslosen und liebenswürdigen Weise dieses Dichters; von Wilhelm Osterwald eine etwas langgedehnte Beschreibung „Der Oelbaum", in wohlgeformten Distichen; von Luise Otto eine schwülstige Verherrlichung „Ulrich von Hutten's; von J. G. Fischer Didaktisches; von Karl Mayer eine Anzahl jener kleinen Naturbilder, in welchen dieser Dichter eine so große Virtuosität besitzt und durch die er sogar eine zeitlang ein gewisses Aufsehen erregte. J. V. Scheffel, der Dichter des „Trompeter von Säckingen" und des „Ekkehard" macht einen wunderlichen Versuch, die neuesten Forschungen der Geologie in Verse zu bringen; er besingt in dem „Lied vom Granit", wie Granit und Porphyr „eruptiv" werden:

Das zischte und lohte und wallte,
Als nahe das Ende der Welt —
Selbst Grauwack, die züchtige Alte,
Hat vor Schreck auf den Kopf sich gestellt.

Und Steinkohl' und Zechstein und Trias
Entwichen, im Innern gesprengt,
Laut jammernd im Jura der Lias,
Daß die Glut ihm den Rücken versengt.

Was die Geologen zu diesem poetischen Auszug ihrer Handbücher sagen werden, steht abzuwarten; aber die Poesie, glauben wir, hat an diesem neuen Gebiet keine besonders fruchtbare Eroberung gemacht. Julius von Rodenberg singt ein „Frühlingslied" nach bekannter Melodie; sind diese jungen Dichter

wirklich ſo ſtoffarm, daß ſie das unzählige male Geſungene immer von friſchem ſingen müſſen oder ſcheuen ſie nur die Kämpfe und Anſtrengungen, welche dazu gehören, ſich neue Welten des Geiſtes und der Empfindung zu erſchließen? Ein wunderliches Intermezzo ſind die „Zahmen Sonette" von Rudolf Hirſch. Daß unter 60 Dichtern nicht auch einige Lückenbüßer ſein ſollten, wäre eine unbillige Foderung; dieſe Sonette jedoch ſcheinen uns tiefer unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit zu ſtehen, als es ſelbſt in einem deutſchen Muſenalmanach verſtattet iſt. Alexander Kaufmann bringt „Lieder an Amara"; es iſt ein voller, duftiger Strauß, voll tiefer und inniger Empfindung. Von Leopold Schefer erhalten wir eine „Witwenklage um ihr nachgeborenes geſtorbenes Kind". Das Gedicht iſt Roſa von Hauenſchild, der Witwe Max Waldau's, in den Mund gelegt und als Erguß eines treuen und theilnehmenden Freundesherzens gewiß ſehr wohlgemeint, im Uebrigen jedoch im Ausdruck zu manierirt und ſchwülſtig, als daß die Wirkung auf den unbefangenen Leſer eine ganz angenehme ſein könnte. Der Herausgeber ſelbſt hat eine Anzahl Mädchen-, Wald- und Trinklieder mitgetheilt; es ſind meiſtentheils recht friſche, muntere Stücke, voll geſunden, volksthümlichen Humors, wie ſie ſich denn auch in der Form größtentheils an das Volkslied anſchließen.

Endlich bleiben uns noch die Gedichte aus dem Nachlaß Heinrich Heine's zu erwähnen. Für Viele werden ſie das Intereſſanteſte im Buche ſein, ſchon durch den Namen des Dichters. Der poetiſche Werth iſt ungleich; insbeſondere ſcheinen uns die politiſch-ſatiriſchen Stücke ziemlich unbedeutend, die Erfindung iſt dürftig und auch der Witz, ja ſelbſt die Bosheit ſcheint einigermaßen ihren Stachel eingebüßt zu haben. Dagegen findet ſich in den Liedern, welche die Ueberſchrift „Zum Lazarus" tragen, Einzelnes von großer Schönheit. Dieſe Gedichte ſind ſämmtlich auf dem Krankenbett entſtanden, jenem Krankenbett, das ſolange eine ſo hervorragende Rolle in der deutſchen Touriſtenliteratur ſpielte und von dem dann endlich ein mitleidiger Tod den unglücklichen Dichter erlöſte. Es iſt ganz der alte echte Heine, wie wir ihn von früherher kennen, ſeinen Spott treibend mit Gott und der Welt, vor allem aber mit ſich ſelbſt und dem eigenen Elend und noch mitten in den Schauern des Grabes mit dämoniſcher Schadenfreude ſich die Erinnerungen vergangener Liebesluſt zurückrufend: ein ſeltſames Gemiſch von Gemeinem und Erhabenem, von tiefſter Empfindung und ausgelaſſenſter Frivolität. Doch macht an einzelnen Stellen der furchtbare Ernſt der Situation ſich denn doch geltend und gerade dieſe Stellen ſind von erſchütternder Schönheit. So namentlich die beiden nachſtehenden Gedichte, von denen uns vorzüglich das letzte vollkommen geeignet dünkt, uns mit einem Dichter auszuſöhnen, der ſo oft ſein ironiſches Behagen daran fand, alle Treue und Innigkeit, alle Wärme und Wahrheit der Empfindung zu verſpotten und der doch, wie eben dies Gedicht zeigt, bei alledem ſelbſt für tiefere und innigere Empfindungen keineswegs ganz verſchloſſen war. Die beiden Gedichte lauten:

Den Strauß, den mir Mathilde band
Und lächelnd brachte, mit bittender Hand
Weiſ' ich ihn ab. Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen ſchauen.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen. Von dieſer Welt
Voll Schönheit und Sonne, voll Luſt und Lieben
Sind mir die Thränen nur geblieben.

Sie sagen mir, daß ich nicht mehr
Dem schönen Leben angehör',
Daß ich verfallen dem Todtenreiche,
Ich arme, unbegrabene Leiche.

Wie glücklich war ich, wenn ich sah
Den Tanz der Ratten der Opera —
Jetzt hör' ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe.

O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballet, ein ganzes Chor
Von parfümirten Erinnerungen —
Das kommt auf einmal herangesprungen

Mit Castagnetten und Zinkelklang,
In flitt'rigen Röckchen, die nicht zu lang;
Doch all ihr Tändeln und Kichern und Lachen,
Es kann mich nur noch verdrießlicher machen.

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählt viel holde Schwänke —
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke. —

* * *

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt,
Zu hüten dich auf dieser Welt.
Hab' dich mit meinem Brot geäzt,
Mit Wasser aus dem Born gelezt.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab' ich dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest dich angeschlossen,
Wenn Regengüsse sich ergossen,
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette.
Du bangtest nicht, hast nicht gezittert
Selbst wenn den höchsten Tann zersplittert
Der Wetterstrahl — in meinem Schoos
Du schliefest still und sorgenlos.

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbei
Der blasse Tod. Die Schäferei
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg' in deine Hände
Zurück den Stab. — Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh'
Bestattet bin — und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht —
O schütz' ihr Vließ vor Dornenhecken
Und auch vor Sümpfen, die beflecken;
Laß überall zu ihren Füßen
Das allerbeste Futter sprießen;
Und laß sie schlafen, sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schoos.

Neben diesem reichen poetischen Inhalt bringt der Almanach noch zwei Kunstbeilagen, eine Composition von Robert Schumann zu einem Text des Herausgebers und ein in Stahlstich vortrefflich ausgeführtes Porträt von Eduard Moerike, nach einem Original von Professor Kurz: ein klares, tüchtiges Gesicht, fest und mild, voll männlichen Ernstes und doch nicht ohne einen Anflug von Humor, trotz der Brille klar und sicher dareinschauend, ein echter Dichterkopf. R. P.

Correspondenz.

Aus Paris.

Anfang Februar 1857.

K. S. Der Triumph, die neuenburger Conferenzen in Paris zu haben, wird Napoleon III. ebenso wenig entgehen, als er ihm bei den zweiten Conferenzen in der orientalischen Frage entgangen ist. Aber diese Conferenzen waren von Seiten Englands nur eine ganz formelle Concession, da in der That nicht conferirt und in allen wesentlichen Punkten Englands Ansicht ohne Discussion angenommen wurde. Bemerkenswerth ist, daß bei den energischen Positionen des Kaisers Person in den Vorgrund zu treten pflegt,

während der Minister des Auswärtigen für die schwächern Seiten der französischen Politik einzustehen hat. Der wichtigste Punkt der zweiten Pariser Conferenzen ging, wenn nicht unbemerkt, doch unbesprochen durch die Tagespresse. Es ist die Erklärung des Delta der Donaumündungen zum unmittelbaren türkischen Gebiete — im Widerspruch ebenso wol mit dem Pariser Vertrage vom 30. Mai als mit dem ursprünglichen Project, aus den Donaufürstenthümern einen lebensfähigen Rumänischen Staat zu bilden. Für diese Idee findet sich hier bei den Gebildeten ein sehr warmes Interesse und der bekannte Artikel im „Moniteur", welcher die gesunkenen Hoffnungen wiederaufrichtet, hat darum viel Anklang gefunden. Noch lebhafter erhebt sich unter dem Druck, der auf der Discussion der innern Politik lastet, die Theilnahme für Italien. Montanelli's, des ehemaligen florentinischen Ministers, nun gesammelte französische Schriften über die italienische Revolution, Petrucelli della Gattina's meisterhafte Schilderung des neapolitanischen Hofs (in der „Revue de Paris") werden mehr gelesen als sonst Besprechungen des Auslandes von Ausländern; dazu kommt Perrens, der Autor einer bekannten Monographie über Savonarola, welcher an Ort und Stelle die Geschichte der letzten italienischen Revolution studirt hat und Charles Gouraud in der „Revue des deux mondes". Montanelli ist ein Republikaner, der bereitwäre, mit den Murats zu unterhandeln wie Manin ein Republikaner ist, der für die Carignans arbeitet. Die Franzosen sind im Allgemeinen und Hr. Gouraud ist insbesondere von der gegenwärtigen Haltung des Hauses Piemont so bestochen, daß sie die Geschichte rückwärts verfälschen. Die Zerrissenheit des italienischen Volks, der individualistische Geist, welcher seine Geschichte durchzieht, seine modernen Strebungen bald stachelt und bald hemmt, kommt den centralistischen Franzosen so wunderlich vor, daß sie gar nicht begreifen, warum sich nicht ganz Italien umgehend einem wohlmeinenden Fürsten auf Discretion übergibt, der der nationalen Action eine diplomatische unterschieben würde. Alles, was die weltliche Stellung des Papstes, ja das Papstthum überhaupt angeht, wird von den Italienern viel kühner als von den Franzosen behandelt. Dies ist auch der Punkt, in welchem der französischen Regierung ganz anders die Hände gebunden sind als durch ihr angebliches, von D'Israeli citirtes Garantieversprechen an Oestreich, welches, wenn es wirklich gegeben wäre, ja doch nicht mehr bedeuten würde als „Le beau billet, qu'a Monsieur Lachâtre". Die kirchliche Seite der italienischen Frage zwingt Napoleon, das große Problem nur an vereinzelten Punkten anzufassen und dazu bietet ihm vorläufig der König von Neapel die beste Gelegenheit.

Auch deutet die innere Verwaltung Frankreichs keineswegs auf einen bevorstehenden Krieg. Wie auch die öffentlichen Bauunternehmungen in ihrem bisherigen Uebermaße von der Noth der Zeit eingeschränkt werden, so kann man doch nicht sagen, daß das Friedensbudget so reducirt würde, um noch für ein Kriegsbudget Platz zu lassen. Die schwebende Schuld ist in steter Zunahme und als Heilmittel gegen diese Krankheit soll eine neue Steuer auf die Actiengesellschaften, also auf die industriellen Unternehmungen, folglich auf die Production selbst gelegt werden. Der Franzose ist unvernünftig genug, eine solche Steuer einer directen Einkommensteuer vorzuziehen und selbst die liberale „Société d'économie politique" welche aus den besten Ele-

menten der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zuſammengeſetzt iſt, hat vor einiger Zeit nach einer längern Discuſſion das Princip der Einkommenſteuer für Frankreich verworfen. Aber wenn die neue Steuer auch noch ſo unpopulär wäre, ſo würden deshalb die Kammern ſie nicht verwerfen. Die Bonapartiſten, welche unter Ludwig Philipp damit Oppoſition zu machen pflegten, daß ſie die Schlußſumme ſeiner Budgets mit denen unter Napoleon I. verglichen — in Ludwig Napoleon's Schriften ſelbſt kommt dieſes Argument zu wiederholten malen vor —, ſorgen nun dafür, daß ihren Gegnern dieſelbe Waffe nicht fehle. Die Orléaniſten meinen auch wirklich, der Moment ſei gekommen, wo man ſich bei den Wahlen und der Repräſentation betheiligen könne, um eine gemäßigte Oppoſition zu begründen; ihnen ſchließen ſich einige liberale Fractionen von Rechts und Links an. Die eigentlichen Legitimiſten haben ſich, dem letzten mot d'ordre ihres Chefs gehorchend, wiederum von der Fuſion losgeſagt und werden der Wahlurne fernbleiben, welche die Republikaner, rothe und blaue, zu einer einfachen Proteſtation zu benutzen gedenken, ohne den Deputirteneid zu leiſten. Dieſe Parteien exiſtiren alle noch, wenn auch zum Theil in der kläglichſten Weiſe; nur der Socialismus iſt als Partei todt, weil er — gouvernemental geworden. Er wird das Terrain bilden, auf welches ſich die Regierung im äußerſten Nothfalle vor dem Andrang der feindlichen Parteien zurückziehen wird. Dafür ſpricht unter Anderm die vielverbreitete Broſchüre: „Warum Eigenthümer in Paris?“ welche angeblich die Auflöſung des Grundeigenthums anzubahnen bezweckt. Ein ſchüchterner Anfang iſt hier gemacht, die täuſchenden Wünſche des leidenden Volks enger mit dem Syſtem der Centraliſation, d. h. mit dem Abſolutismus zu verknüpfen. Die Broſchüre iſt an ſich albern und lächerlich, ſie hat nicht den geringſten theoretiſchen Werth: aber ſie hat durch ihre Verbreitung und durch ihren (ungenannten) Verfaſſer — wenn nicht als „ballon d'essai“, doch als Schreckſchuß — eine praktiſche Bedeutung.

Dagegen exiſtirt Véron's neue Oppoſitionsſchrift: „Vier Jahre Regierung. Wo halten wir?“ („Quatre ans de règne. Où en sommes nous?“) — abgeſehen davon, daß ſie das Publicum an den Verfaſſer erinnern ſoll — nur, um zu beweiſen, daß die Regierung eine anſtändige Oppoſition geſtattet. Es iſt das alte Gewäſch von der Ausgleichung zwiſchen den Principien der Freiheit und Autorität, welches jetzt wieder Girardin mit Lourdoueix zum Gelächter aller denkenden Menſchen in der „Gazette de France“ breitgetreten hat. „Die Freiheit iſt ein Triangel, die Autorität iſt ein Winkel“, ſagt Girardin; „nein“, ſagt Lourdoueix, „die Autorität iſt ein Quadrat und die Freiheit eine Linie“! Chorus: „Vermitteln wir ſie zum Kreiſe!“ Dann zogen ſie den Begriff der Reciprocität zu Hülfe. Und Das heißt ihnen Philoſophie und auf ſolchen Steckenpferden reiten ſie ſchon 20 Jahre lang.

Iſt es nicht zu ſpät, Ihnen noch von Berger zu reden? Die Regierung, welche ſich in Alles miſcht, macht dadurch Alles zu einer politiſchen Begebenheit. Seit den erſten Jahren der Reſtauration hat das „Ministère public“ niemals ſo unmittelbar unter den Befehlen der politiſchen Autorität geſtanden. Die widerwärtige Erſcheinung des Verbrechers, um den es ſich handelt, wäre nicht einmal geeignet geweſen, ihm dasjenige Intereſſe zu erwerben, welches die Menge den uneigennützigen Ausbrüchen verbrecheriſcher Leidenſchaften gewöhnlich widmet. Aber die übereilte Führung eines Proceſſes, bei

welchem es ſich um Leben und Tod handelte, wo nichtsdeſtoweniger die Formen vernachläſſigt wurden und der officiöſe Vertheidiger nicht einmal wagte, die mildernden Umſtände oder die — ſehr wahrſcheinliche — Unzurechnungsfähigkeit des Wahnſinns zu plaidiren, die ängſtliche Haltung der kirchlichen Blätter dabei haben überall die Anſchauung verbreitet, daß etwas faul ſei im Staate oder vielmehr in der Kirche. Da ſehen wir ein Prieſterproletariat von herrſchſüchtigen Obern zur Verzweiflung getrieben, ohne die ehemalige Zufluchtsſtätte des Kloſters, von Zweifeln angefreſſen, im Widerſpruche mit der allgemeinen Bildung ſowol als mit dem officiellen Dogma. Die unterdrückte Vertheidigungsrede Verger's beſtand in einer Auseinanderſetzung der Laſter und Sünden hoher geiſtlicher Würdenträger. Natürlich übertreibt die Phantaſie der Menge Das, was der Oeffentlichkeit vorenthalten bleibt. Man will wiſſen, daß Verger unter den jüngern Geiſtlichen einen gewiſſen Anhang gehabt habe. Das „Univers" klagte kürzlich darüber, daß Geiſtliche in den Straßen von Paris inſultirt würden. Das ſind traurige Zeichen der Zeit! Bemerkenswerth iſt auch, daß in den Provinzen der Proteſtantismus hier und da, trotz der oder durch die Verfolgungen der Präfecten, welche ihm den öffentlichen Cultus zu beſchränken ſuchen, Terrain gewinnt. Denn das franzöſiſche wie das italieniſche Volk iſt noch weſentlich religiös in den Schichten, wo es unkirchlich zu werden anfängt; ich möchte ſagen: religiös im Sinne Rouſſeau's, wenn ich dabei keinem Misverſtändniſſe ausgeſetzt wäre. Wer die neuere philoſophiſche und poetiſche Literatur Frankreichs von dieſem Geſichtspunkte aus prüft, kann ſich nicht verhehlen, daß ein gewiſſer abſtracter aber ſchwärmeriſcher Deismus die allgemeine Grundanſchauung bildet, verbrämt freilich mit einer hohlen officiellen Terminologie, wie ſie auch für die Controverſe der öffentlichen Moral Mode iſt und namentlich in den Gerichtsſälen ausgebildet wurde. George Sand und Lamartine ſind hierfür in verſchiedenen Richtungen Prototype. Nehmen wir das Alles zuſammen, ſo hat ſich eine gewiſſe Muthloſigkeit und Entgeiſterung der Literatur bemächtigt, welche die freie Forſchung zwar nicht ausſchließt, aber derſelben nicht gerade günſtig iſt. Da iſt z. B. Henri Taine's neueſtes Werk über „Die franzöſiſchen Philoſophen des 19. Jahrhunderts"; mehr eine Beſprechung als eine Kritik Laromiguière's, Royer-Collard's, Maine de Biran's, Couſin's und Jouffroy's. In Deutſchland kennt man wol von dieſen Allen nur Couſin als philoſophiſchen Eklektiker und Royer-Collard als politiſchen Doctrinaire. Taine ſtellt ihr Verhältniß zum engliſchen Senſualismus wieder her, er beſpricht mehr ihre Methode als ihren Inhalt, entkleidet ſie der entlehnten fremden Federn und ſtellt zum Schluſſe eine Art Theorie der dialektiſchen Methode auf, welche nicht mehr enthält, als was in jeder guten Monographie über Bacon von Verulam auseinandergeſetzt ſein muß. Er ſpricht es gelegentlich aus, daß man heutzutage die Philoſophie nur als Kritiker betreiben dürfe, um gehört oder geleſen zu werden. Wie ſein Talent bei vielen Kenntniſſen doch nur im Weſentlichen ein Formtalent iſt, ſo ſieht er auch an ſeinen Philoſophen nur die formelle Seite und zieht darum Laromiguière, den analytiſchen Senſualiſten, allen Uebrigen vor. Hübſch iſt es, wie er Maine de Biran's myſtiſche Abſtractionen in gewöhnliche Redensarten zurücküberſetzt. Er ſchildert Couſin als einen galanten Abbé des 17. Jahrhunderts, Jouffroy, den halbchriſtlichen Pſychologen, als

einen protestantischen Engländer aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. In sehr geistreicher Weise verkörpert er die analytische und die synthetische Methode in zwei Individuen, Peter und Paul, die miteinander streiten und doch harmoniren. Das Alles ist glänzend und nicht unrichtig, aber es läuft an der eigentlichen Sache nur so nebenher vorbei. Der Fehler seiner (Taine's) ästhetischen Kritik, jeden Schriftsteller einer ganz bestimmten Formel zu unterwerfen, sodaß ihm Shakspeare identisch ist mit Phantasie, Thackeray mit der Sittenpredigt ꝛc., ist auch in diesem Buche nicht ganz vermieden.

Die ästhetische Kritik Taine's, Pontmartin's, Poitou's und Anderer versuchte es in letzterer Zeit, sich über die Bedeutung und Geschichte des Romans Rechenschaft zu geben, was nebenbei ein Beweis dafür, daß die Romanproduction selbst ins Stocken gerathen ist. George Sand hat sich überlebt; sie und Balzac haben das ganze französische Leben nach den verschiedensten Seiten umfaßt, ungefähr wie Dickens und Thackeray das englische Leben. Aber George Sand und Balzac können keine Nachahmer bilden; sie sind Beide so voll Uebertreibung und Unwahrheit, daß jeder Nachfolger zur Caricatur wird. Dumas und Eugène Sue sind im Grunde doch nur höhere Fabrikanten. Vielen Jüngern fehlt es nicht an Talent, aber an Inhalt. Und doch ist der Roman mehr noch als das Theater zur unentbehrlichen Spiegelung und Ergänzung des täglichen Lebens geworden. So entstand in der französischen Literatur, welcher vor allen Dingen eine Aesthetik, eine Theorie des Schönen fehlt (außer Pictet gibt es auch kein einziges französisches Buch der Art), der Realismus, im Roman von Champfleure und Flaubert vertreten, wie in der Malerei von Courbet. Ein kleines Wochenblättchen, „Le réalisme", welches in einem bekannten Kaffeehause des Quartier latin von einigen für diese Meister begeisterten Jünglingen zusammengeschrieben wird, sucht Partei zu machen für eine Kunstrichtung, welche im günstigsten Falle der Photographie Concurrenz machen könnte, jedenfalls aber das Wesen der Kunst völlig verkennt. Da wir schon früher einmal dieses ehrgeizige Treiben mittelmäßiger Talente charakterisirt haben, so kommen wir jetzt nicht weiter darauf zurück. Ein anderes Beispiel ästhetischen Misverstandes legte die aus Akademikern, wie Sainte-Beuve, Nisard und Scribe und Andern mehr bestehende Commission ab, welche den ministeriellen Preis für das die öffentliche Tugend am meisten befördernde Stück vertheilen sollte. Sie fanden allerdings, daß der moralische Standpunkt für das Drama nicht ganz ausreichend sei, aber sie hätten am liebsten des jüngern Dumas' „Demi-monde" als Rosenjungfer gekrönt. Uebrigens fanden sie des Ministers Programm vortrefflich für die anarchischen Zeiten, in welchen es aufgestellt worden, aber zu enge für die beruhigte Gegenwart.

Auch das bürgerliche Drama ist gegenwärtig nur noch ein in Scene gesetzter Roman. Wie die Scribe'schen Corruptionsstücke aus der parlamentarischen Periode („La camaraderie", „Le puff", „Bertrand et Baton" ꝛc.; Arnould Frémy's „Réclame" war kürzlich der letzte Nachzügler dieser Art) von den Lorettenstücken verdrängt wurden, so haben diese jetzt den Börsendramen platzmachen müssen. Da die „Comédie française" weder auf Ponsard, der den Reigen eröffnete, noch auf Dumas Sohn, der ihn wahrscheinlich schließt, Beschlag legen konnte, so hat ihr gelehrter Director, Hr. Empis, der überhaupt die gute alte Komödie mit ihrem gesunden Gelächter wieder

zu Ehren bringt, den glücklichen Wurf gethan, Lesage's „Turcaret" neu in Scene zu setzen. Diese Sittenschilderung ist jedenfalls an Kühnheit und Realität unübertroffen und — bis auf das Costüme — noch wörtlich passend. Dumas' „Geldfrage", die jetzt im Gymnase einen „succès de 100,000 francs" macht, muß von einer ernsten dramatischen Kritik jedenfalls verworfen werden; die Handlung hängt zusammen wie eine zerbrochene Gliederpuppe, die psychologischen Motive sind geschraubt, übertrieben und unwahr; kurz, man sieht schon bis auf den Grund dieser künstlichen Productivität, man erkennt das Maß seiner Fähigkeiten und weder Jules Janin noch die übrigen Kritiker können dies verschweigen. Wie Alles von Dumas Sohn ist auch dieses Werk völlig poesielos, aber es wimmelt darin von geistreichen Einfällen und gelungenen Bonmots. Und Jeder läuft hin, diese aus dem Munde der ausgezeichneten Schauspieler fallen zu hören. Das Sujet selbst gleicht zu sehr allen übrigen dieser Gattung, als daß es besonderer Erwähnung verdiente. Auf historischem Gebiete muß nachträglich Michelet's „Ligue et „Henri IV" erwähnt werden, in welchem Buche dieser Meister des historischen Stils und der Charakteristik sich selber übertrifft; aber auch seine alten Sonderbarkeiten finden sich darin wieder so gut wie seine demokratische Emphase. Mignet's Reformationsgeschichte geht ihrer baldigen Vollendung entgegen.

Notizen.

Wiederum steht der Schillerliteratur eine interessante Bereicherung bevor: Frau von Gleichen-Rußwurm in Rudolstadt, die einzige noch lebende Tochter Schiller's, der wir bereits das vortreffliche Werk „Lotte und Schiller" verdanken, ist mit der Herausgabe des literarischen Nachlasses ihrer Mutter beschäftigt. Das Publicum wird Schiller's Gattin darin nicht nur als Dichterin kennenlernen (einzelne Proben, von Schiller selbst in den „Horen" zum Druck befördert, wurden bereits von Hofmeister in seiner „Nachlese zu Schiller's Werken" mitgetheilt), sondern es wird uns namentlich auch eine reichhaltige Auswahl aus dem sehr umfassenden Briefwechsel der geistvollen, an allen Ereignissen ihrer Zeit den lebhaftesten Antheil nehmenden Frau dargeboten werden. Ein Theil dieses Briefwechsels, die Briefe an Knebel enthaltend, wurde bekanntlich schon im vorigen Jahre von Düntzer herausgegeben („Briefe an Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund", Leipzig, F. A. Brockhaus).

Mosenthal, der Dichter des „Bürger", der „Deborah", des „Sonnenwendhof" ꝛc., ist vom Großherzog von Weimar in Anerkennung seiner literarischen Dienste mit dem Falkenorden beehrt worden. — Als Verfasser des auf dem wiener Burgtheater durchgefallenen Dramas „Der Sohn der Marquise", das von den wiener Blättern anfänglich der Frau Elisabeth Marr geborene Sangalli zugeschrieben ward, wird jetzt von denselben Blättern Otto Prechtler in Wien bezeichnet und ist die Angabe in einer unserer letzten Nummern danach zu berichtigen.

In Grätz ist der ehemalige östreichische Feldzeugmeister Karl von Schönhals, in Darmstadt der Gymnasialdirector und Oberstudienrath Dr. Dilthey, in Bern der Professor der Staatswissenschaften, Dr. Karl Herzog gestorben. Schönhals war 1788 zu Braunfels bei Wetzlar geboren. 1807 in östreichische Dienste getreten, nahm er an den Feldzügen gegen Frankreich sowie an der Expedition nach Neapel im Jahre 1821 unter Frimont theil. 1832 wurde er zum Obersten befördert und gleichzeitig dem Grafen Radetzky, der damals bereits die Function als commandirender General im Lombardisch-Venetianischen Königreich innehatte, als Generaladjutant beigegeben. In dieser Stellung erwarb er sich große Verdienste, sowol in militärischer als auch namentlich in administrativer und politischer Hinsicht. Das außeröstreichische Publicum jedoch lernte seinen Namen erst durch die italienischen Feldzüge von 1848 und 1849 kennen, an deren glücklichem Ausgang ihm ein wesentlicher Antheil gebührt. Nach Wiederherstellung des Friedens war er eine zeitlang als Bevollmächtigter Oestreichs in Frankfurt a. M. thätig, bis die Wiedereinsetzung des Bundestags dieser Stellung ein Ende machte. Schon 1846 zum Feldmarschallieutenant befördert, nahm er 1851 mit dem Charakter als Feldzeugmeister seinen Abschied, angeblich aus Unzufriedenheit mit der vom Fürsten Schwarzenberg befolgten antipreußischen Politik. Seitdem lebte er in tiefer Zurückgezogenheit in Grätz, mit kriegswissenschaftlichen und literarischen Studien beschäftigt. Als Schriftsteller hat er sich besonders durch seine „Erinnerungen eines östreichischen Veteranen aus den italienischen Kriegen in den Jahren 1848 und 1849" bekannt gemacht; zuerst 1852 erschienen, haben dieselben in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebt und sind allgemein als eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte jener Epoche anerkannt. — Dr. Dilthey, 1797 zu Nordhausen geboren, machte seine gelehrten Studien in Göttingen, wo er auch seine erste Anstellung als Gymnasiallehrer und Bibliothekgehülfe fand. 1821 folgte er einem Rufe als Professor nach Braunschweig, von wo er zwei Jahre später in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Darmstadt ging. 1826 wurde er zum Director der Anstalt befördert. Der Verewigte war nicht nur ein tüchtiger praktischer Schulmann, sondern auch als Schriftsteller, theils auf philologischem und pädagogischem, theils auch auf historischem Gebiet, hat er sich einen geschätzten Namen erworben. Auch war er eine zeitlang Mitherausgeber der „Allgemeinen Schulzeitung". — Dr. Karl Herzog, zu Anfang des Jahrhunderts im Sächsischen geboren, war anfänglich Professor der Staatswissenschaften in Jena und ging dann zu Beginn der dreißiger Jahre in gleicher Eigenschaft nach Bern. Hier nahm er an den Parteikämpfen der Schweiz lebhaften Antheil und gewann sich, besonders als Publicist, zahlreiche Anhänger, denen aber freilich ebenso zahlreiche Widersacher gegenüberstanden. Durch die neueste Entwickelung des schweizerischen Staatslebens überholt und zurückgedrängt, legte er sein Amt vor einigen Jahren freiwillig nieder; sein Lebensabend soll trübe und sorgenvoll gewesen sein.

Vom Geheimerath Boeckh in Berlin, zu dessen am 15. März d. J. stattfindenden 50jährigen Doctorjubiläum von nah und fern die großartigsten Vorbereitungen getroffen werden, hat soeben ein neues Werk: „Epigraphisch-chronologische Studien" (Leipzig, Teubner) die Presse verlassen. Wolfgang Menzel arbeitet an einer „Geschichte der letzten vierzig Jahre (1816

—56)"; dieſelbe wird heftweiſe ausgegeben werden und im Ganzen zwei ſtarke Bände bilden. Profeſſor Haenſſer hat den vierten und letzten Band ſeiner „Deutſchen Geſchichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutſchen Bundes" vollendet. Freiherr von Weſſenberg, der in tiefer Zurückgezogenheit in Konſtanz lebt, hat ein neues religionsphiloſophiſches Werk: „Gott und die Welt oder das Verhältniß aller Dinge zueinander und zu Gott" erſcheinen laſſen.

Das „Album deutſcher Schriftſteller", welches Karl von Holtei zum Beſten eines neuzuerrichtenden evangeliſchen Friedhofs in Grätz herauszugeben beabſichtigte und deſſen auch in dieſen Blättern bereits erwähnt ward, iſt, wie uns von dort mitgetheilt wird, glücklich zuſtande gekommen. Dem Herausgeber, deſſen Perſönlichkeit zu den bekannteſten und beliebteſten in den literariſchen und künſtleriſchen Kreiſen Deutſchlands gehört, ſind von den verſchiedenſten Seiten her zahlreiche und werthvolle Beiträge zugegangen; namentlich ſoll die Theilnahme von Seiten der katholiſchen Schriftſteller ſehr lebhaft geweſen ſein, ein indirecter aber nachdrücklicher Proteſt gegen die hierarchiſchen Beſtrebungen, mit denen man Proteſtanten und Katholiken aufs neue zu entzweien ſucht, bis dahin ſogar, daß ihnen ſelbſt die gemeinſame Ruheſtätte im Tode verweigert wird. Den Verlag des „Album", hatte Holtei in dem betreffenden Aufruf erklärt, wolle er derjenigen Buchhandlung überlaſſen, die ſich ſelbſt dazu antragen würde. Auch dieſe auf den erſten Anblick etwas ſanguiniſche Hoffnung hat nicht getäuſcht: eine der geachtetſten Firmen in Deutſchland, F. Vieweg und Sohn in Braunſchweig, hat ſich bereiterklärt, den Druck des Album zu übernehmen und wird daſſelbe bereits in wenigen Wochen die Preſſe verlaſſen.

Aus Frankfurt a. O., einem Ort, in dem ſonſt nur wenig wiſſenſchaftliches oder äſthetiſches Leben, ſchreibt man uns von einem Cyklus von Vorträgen, welche der Privatdocent Dr. Goſche aus Berlin daſelbſt über die Entwickelung der Dorfgeſchichte bis zu Auerbach's „Barfüßele" hält. Dr. Goſche hat ſich als Redner bereits durch ſeine im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vorträge einen geachteten Namen erworben; auch die von ihm in Frankfurt gehaltenen Vorträge erfreuen ſich einer vielſeitigen und lebhaften Anerkennung. Von Dr. Mannhardt in Berlin, dem Redacteur der „Zeitſchrift für Mythologie", befindet ſich ein umfaſſendes mythologiſches Werk, das bei Dümmler in Berlin erſcheint, in Druck. Heinrich Pröhle hat ſich für längere Zeit in Berlin niedergelaſſen; er iſt mit einem größern Werk über Gleim beſchäftigt.

Von Rietſchel's berühmter Leſſingſtatue in Braunſchweig erſchien ſoeben eine Abbildung in Stahlſtich von Fr. Bretſchneider, die den zahlreichen Verehrern Leſſing's als ein willkommener Zimmerſchmuck empfohlen werden darf. Das Blatt iſt ſehr ſauber gearbeitet und gibt nicht nur die Haltung des Originals, ſondern auch den Ausdruck der Geſichtszüge, ſoweit dies in ſo kleinem Umfange möglich war, mit großer Treue wieder.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In allen guten Buchhandlungen ist zu haben:

Böhmen und Mähren
im
Zeitalter der Reformation.

Von

Anton Gindely.

I.

Geschichte der böhmischen Brüder.

Erster Band. (1450—1564.)

34 Bogen. Geheftet. Preis 5 Fl. C.-M. = 3 Thlr. 10 Ngr.

Von der Wichtigkeit des vorstehend angezeigten Werkes dem Geschichts-Forscher und Freunde zu reden, ist unnöthig. Ueber die Behandlung des Stoffes aber von Seiten des Herrn Verfassers verweisen wir den Kenner auf die bereits veröffentlichten Special-Studien desselben. Welchen Werth die ganze Arbeit hat, dürfte das Urtheil unsers gelehrten und hochgeehrten Historiographen **Franz Palacky**, des Geschichtschreibers des böhmischen Volks, am besten darlegen. Hr. Palacky schreibt uns: „Mein Urtheil kann im Ganzen nur ein entschieden günstiges sein. Hr. Gindely hat diese Geschichte mit einem so eingehenden Quellenstudium und einer so reichen Détailkenntniß geschildert, wie **Niemand vor ihm.** Eine Menge ebenso interessanter und bedeutsamer als unbekannter Thatsachen treten durch dieses Werk zuerst ans Licht, und der Verfasser füllt eine fühlbare Lücke nicht nur in der böhmischen, sondern in der Kirchengeschichte überhaupt aus. Ist mein Urtheil auch von dem seinigen oft wesentlich abweichend, und kann ich auch z. B. seiner Würdigung Rokycana's, Chelčicky's und Anderer keineswegs beistimmen, so muß ich ihm doch zugestehen, daß er auch von seinem Standpunkt aus beflissen war, den böhmischen Brüdern gerecht zu werden..... Ich sehe der Fortsetzung des Werks mit wahrem Verlangen entgegen."

Vorstehendem hat der Gefertigte nur noch hinzuzufügen, daß der zweite Band Ende dieses Jahres in gleicher Ausstattung erscheinen wird.

Prag, Februar 1857. **Carl Bellmann's Verlag.**

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien soeben:

Shakspere's Werke.

Herausgegeben und erklärt von Dr. **N. Delius.**

(Englischer Text mit deutschen erklärenden Noten.)

III. Bandes I. Stück: King John. Preis 16 Sgr.

Diese Shakspere-Ausgabe ist die **einzige**, welche dem Deutschen die Lectüre des grossen Briten in der **Original-Sprache** möglich macht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 11.** 12. März 1857.

Inhalt: Frau Rose. Ein Lebensbild aus dem amerikanischen Frauenleben. Von **Hermann Semmig.** — Die „Geschichte Griechenlands" von Georg Grote. — Zum neuesten Stand des Streits über Leib und Seele. Von **Jürgen Bona Meyer.** IV. — Literatur und Kunst. Rechtswissenschaft. (Friedländer, „Der einheimische und ausländische Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung"; Hirt, „Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung".) — Correspondenz. (Aus Kassel. — Aus Brüssel.) — Notizen. — Anzeigen.

Frau Rose.

Ein Lebensbild aus dem amerikanischen Frauenleben.

Von

Hermann Semmig.

Vor kurzem sah man in Paris in denjenigen Salons, wo ehemalige Saint-Simonisten und junge Demokraten zu einer neuen Gruppe der socialen Bewegung verschmelzen, eine Amerikanerin Aller Aufmerksamkeit auffichziehen. Es war nicht die äußere Erscheinung dieser Frau, was die Augen fesselte. Klein und schmächtig, mit stolzer Stirn, deren Glanz von wundersam sanftschimmernden Augen gemildert ward, blendend weißen Zähnen, die ein reizendes Lächeln zuweilen halb entschleierte, und einer hellen reinen Stimme, deren Schmiegsamkeit jeder Nüance des Gefühls oder Gedankens zu entsprechen weiß, war sie eher anmuthig als blendend. Sie suchte auch nicht zu blenden. Ihre Bewegungen, obgleich ausdrucksvoll, waren mäßig, ihr ganzes Wesen fest, doch zurückhaltend und ohne den leisesten Schein von Affectirtheit; auch ihre Kleidung entspricht ganz dieser bescheidenen Ruhe. Das stets graue oder schwarze Kleid, allen sonstigen Putzes ledig, schließt sich fest an Arm und

Hals und fällt so tief herab, daß nur selten der kleine Fuß sichtbar wird, der die zarte Gestalt trägt. Ein Halskragen von französischer Broderie, durch eine einfache goldene Broche zusammengehalten, ist der einzige Schmuck dieser Frau, die sowenig kokett ist, daß sie nie daran denkt, ihre nun ergrauenden an beiden Seiten in langen Locken herabfallenden Haare zu färben. Aber wenn sie spricht, wird Alles an und in ihr harmonische Anmuth; es ist als ob Stirn und Auge von ihren Gedanken schimmerten und der Wille zu überzeugen verleiht ihr jenen Ausdruck sittlicher Schönheit, der an Größe grenzt. Man fühlt alsdann, daß man einen Charakter vorsichhat, eine Person, welche Nachdenken und Leiden gestählt haben.

In der That, dieses einfache gebrechliche Weib hat seit mehr als 20 Jahren Gefahren und Mühseligkeiten aller Art getrotzt, um sich zum Apostel einer Ueberzeugung zu machen, die Amerika mit Riesenschritten einer sittlichen Umwälzung entgegenführt. Wenn man von Amerika spricht, hat man alle europäischen Urtheile und Vorurtheile hintersichzulassen; unser hergebrachter Maßstab gilt hier nichts mehr. Unsere kirchlichen Ansichten stehen dort der Auflösung allen geschlossenen Kirchenwesens gegenüber, unser Spott über die Frauenemancipation prallt, ein lächerliches uns selbst beschämendes Echo, von den ungeheuern Resultaten dieser Bewegung zurück. Kurz, wir müssen uns bescheiden, diese neue Welt als eine Thatsache hinzunehmen und als solche in das Buch unserer Erfahrungen einzutragen. Als einfacher Berichterstatter thue auch ich nichts Anderes und werde darin durch die Notizen unterstützt, die Mad. Jenny d'Héricourt, Dieselbe, die soeben mit dem Titanen der Anarchie Proudhon in Streit über die Frauenrechte liegt, von ihrer Freundin gegeben hat. Denn man muß wissen, daß Frau Rose und ihre Ueberzeugung zahlreiche Freunde in Frankreich hat, wohin sie zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit voriges Jahr gekommen war. Dieselbe geht die Alte Welt also vielleicht näher an, als man im Augenblick noch jenseit des Rhein meint.

Einige allgemeine Worte zuvor über das Glaubensbekenntniß dieser Frau und ihrer Partei. Ihr Gott ist das lebendige Weltall, sie ist Pantheistin; alle Offenbarung, heiße sie Bibel, Koran, Vedas, ist für sie eine gleiche Quelle von Sklaverei, Unduldsamkeit und Irrthum, und sie nimmt gegen dieselbe „die Rechte des Gewissens und der menschlichen Vernunft" in Anspruch. In der Politik ist sie Radicale, d. h. sie hält alle Glieder der menschlichen Gattung für gleichberechtigt in politischer wie socialer Beziehung; sie bekämpft daher die Sklaverei der Neger mit gleicher Energie als die Unterordnung der Frauen. Sie kennt alle amerikanischen Gesetze, auf denen die „Unterdrückung" der Letztern beruht, und verfolgt unermüdlich ihre Abschaffung. Eine Verfassungstheorie

hat sie nicht; sie bekämpft nur die Gebrechen und beweist, daß eine gute staatliche und gesellschaftliche Ordnung erst dann möglich ist, wenn beide Hälften der Menschheit, Mann und Frau, schon gleich vor der Natur, es auch vor dem menschlichen Rechte sind.

Nichts ist interessanter als der Lebensgang dieser Frau. Frau Rose, geborene Ernestine Luise Süsmond Potowsky, erblickte das Licht der Welt zu Pieterkow-Tribunalsky in Polen am 13. Januar 1810. Jüdischer Herkunft, war sie die Tochter eines gelehrten wohlhabenden Rabbiners; ihre Erziehung bestand in der Erlernung des Hebräischen und der Lectüre des Alten Testament. Früh entwickelten sich die Hauptzüge ihrer Persönlichkeit: Eifer für Gerechtigkeit, Geist der Forschung und Fülle des Gefühls. Mit fünf Jahren in die Schule gethan, weigerte sie sich dahin zurückzukehren, empört über Bestrafung wegen einer Sache, deren Verbot ihr nicht angekündigt gewesen war. Um dieselbe Zeit wie ihr Wille erwachte auch ihr Unglaube an den Gott Moses', die Zärtlichkeit für ihren Vater führte sie dazu. Der Rabbiner befolgte die vom Gesetz vorgeschriebenen Fasten mit so strenger Gewissenhaftigkeit, daß seine Gesundheit darunter litt. „Warum fasten Sie so, Vater?" fragte ihn die kleine Ernestine. „Weil Gott es will", antwortete der Vater. „Nun", erwiderte das kaum sechsjährige Kind, „da Gott will, daß Sie sich wehthun und uns bekümmern, so ist er nicht gut und daher liebe ich ihn nicht!"

Bei jedem Verse der Bibel, die sie eifrig las, machte das Mädchen ein Fragezeichen. „Warum?" fragte sie überall, gleich jenem wunderbaren Greise Chamisso's. „Wir müssen glauben", sagte der Vater, „weil Gott es gesprochen hat." „Wer beweist denn, daß Gott es gesprochen hat?" bemerkte das Kind auf die Antwort, die keine war. „Die Tradition beweist es, meine Tochter." Das Kind fragt immer weiter: „Haben Sie die Menschen gesehen, die Sie die Tradition nennen? Muß man glauben, was man nicht hört noch sieht, zumal wenn man es nicht begreift?" bis ihm endlich der beunruhigte Vater den Mund mit den Worten schließt, daß ein Mädchen nicht zu forschen und zu begreifen habe, daß es glauben und gehorchen müsse. Lange, aus Liebe zu ihrem Vater, bekämpfte die kleine Ernestine ihre Zweifel; endlich — es war an einem Sabbath — triumphirte ihre Vernunft über ihren Glauben. Die Anekdote ist fast kindisch, aber sie ist wichtig: denn sie entschied für ihr Leben. Der eifrige Israelit hält es bekanntlich für Sünde, am heiligen Tage der Ruhe selbst einen Strohhalm zu brechen. Ernestine, die jetzt 12 Jahre zählte, gequält von dem Streit zwischen der Stimme ihres Herzens und der ihres Verstandes, beschloß, Gott selbst zum Schiedsrichter zu nehmen. Sie nimmt einen Strohhalm, mit jeder Hand faßt sie ein Ende und spricht zum Gott ihres Vaters: „Du weißt, daß ich dir nicht unge-

horſam ſein will, eher wollte ich ſterben als dich beleidigen: aber ich zweifle, daß Das, was man dein Wort nennt, auch wirklich das deine ſei. Irre ich nun, ſo komm' und verbiete mir ſelbſt, dieſen Halm zu brechen; hältſt du mich nicht auf fühlbare Weiſe zurück, ſo glaube ich nicht mehr an Das, was man mir gelehrt hat." Und aufmerkſam, andächtig wartet das Kind mehre Minuten, ſie fühlte keine Spur einer Macht, die ſie zurückhielte, bricht den Halm und bricht zu gleicher Zeit mit dem Gott der Juden, um nach und nach mit dem Begriff eines perſönlichen Gottes überhaupt zu brechen. Und daß man dies nicht für geringfügig, für eine Kinderei halte, die wol nur im ſtarren Judenthume, der Mutter des fanatiſchen Glaubens und der Skepſis, d. h. der Extreme, möglich ſei: der Schreiber dieſer Zeilen hat tiefe Blicke in manches franzöſiſche Frauenherz geworfen, er kennt die Sympathie mit den Amerikanerinnen und weiß, was heraufkommt, ſo unſcheinbar auch noch der Keim der Zukunft ſei.

Erneſtine, aller Lüge und Heuchelei fremd, entſagte von nun an allen religiöſen Uebungen. Es entſpann ſich darüber ein langer ebenſo grauſamer als unfruchtbarer Kampf zwiſchen ihr und ihrem Vater, deſſen Glaubenszwang um ſo quäleriſcher war, als er ſein Kind zärtlich liebte und für ihr Seelenheil bekümmert war. Um ſie endlich mit Gewalt zurückzuführen, verlobte er ſie im Alter von 15 und einem halben Jahre wider ihren Willen und vermachte im Fall ihrer Weigerung das Erbe ihrer kürzlich verſtorbenen Mutter (gegen 40,000 Thaler) ihrem Bräutigam. Umſonſt ſind ihre Thränen, umſonſt wirft ſie ſich vor dem Manne zu Füßen, der ihre Hand begehrt und erklärt ihm, daß ſie ihn nicht liebe, nie lieben werde: ſie iſt reich, jung und reizend, er beſteht auf ſeinen Antrag und der Vater bleibt überzeugt, daß ſeine Tochter die Ehe dem Verluſte ihres Vermögens vorziehen werde. Der Zeitpunkt kommt heran; Erneſtine weigert ſich. Denn die Ehe iſt ihr eine Verbindung der Herzen zwiſchen zwei ſich an Rechten gleichſtehenden Perſonen, und ſie will keinen Herrn, den ſie nicht liebt. An den Verluſt ihres Vermögens glaubt ſie nicht: denn wie ſollte Jemand mehr Recht über ihr Vermögen als ihre Freiheit haben? Der Bräutigam aber hatte einen Proceß anhängig gemacht, um in Beſitz des Vermögens von Fräulein Süsmond geſetzt zu werden; die Sache lag beim Tribunal von Kaliſch vor. Erneſtine reiſt hin, allein, mitten im Winter. Der Schlitten muß unterwegs anhalten, der Verluſt mehrer Nägel macht die Weiterreiſe unmöglich und der Führer will den nächſten Morgen erwarten. Aber den nächſten Morgen beginnt der Proceß und das Mädchen drängt den Führer dergeſtalt, daß er nachgibt und Leute holt, die den Schlitten ausbeſſern. Indeſſen bleibt ſie allein in der ungeheuern Schneefläche, umheult von Wölfen. Endlich kommt ſie in Kaliſch an, ſie gewinnt den Proceß. Aber er hatte

ſich etwas in die Länge gezogen und als ſie wieder heimkam, fand ſie ihren Vater mit einer Frau von 16 Jahren verheirathet, mit deren Charakter ſie nicht ſympathiſiren konnte. Ihrem Vater alle Schwierigkeiten bei den vorauszuſehenden Mishelligkeiten zu erſparen, beſchloß ſie fortzugehen. Sie, die eben erſt ihr Vermögen hartnäckig vertheidigt hatte, gab es jetzt freiwillig auf. „Zu was der Reichthum? Er würde mich verderben, unthätig, unnütz machen; wenn ich nur habe, was hinreicht, um mich in den Stand zu ſetzen, ehrenvoll von meiner Anbeit zu leben", ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, nahm einen geringen Theil ihres Vermögens, ließ den Reſt ihrem Vater und ging nach Berlin. Sie war damals 17 Jahre alt. Aber das preußiſche Geſetz verbot ihr, der Jüdin, hier, in Ermangelung von drei Bürgen oder ausdrücklicher Genehmigung des Königs, länger als drei Tage zu bleiben. Fräulein Süsmond wollte keine Bürgen. „Ich bin oder bin nicht fähig ein Unrecht zu begehen", erklärte ſie der Polizei; „bin ich es, ſo ſoll die Strafe auf mich fallen und nicht auf Andere; bin ich es nicht, zu was Bürgen?" Die Polizei ſchickte ſie zum Miniſter, dieſer, der das Geſetz nicht zu ihren Gunſten verletzen konnte, führte ſie zum König. Friedrich Wilhelm III. fand das Geſetz unbillig, nach ſeiner Meinung jedoch ſei das beſte Mittel die Schwierigkeit zu heben, ſich taufen zu laſſen, und er bot ſich ſelbſt huldreich zum Pathen an. „Ich habe", erwiderte ſie, „den Stamm nicht verlaſſen, um mich an ſeinen Zweig zu halten; verbietet mir meine Vernunft Jüdin zu ſein, ſo kann ſie mir doch nicht erlauben, Chriſtin zu werden." Der König fand ihre Gründe nicht tadelhaft: denn ſie erhielt die Erlaubniß in Berlin zu bleiben. Sie wohnte hier zwei Jahre, einſam, in einer kleinen Kammer, anfangs von ihrem mitgebrachten Vermögen, ſodann vom Verkauf eines von ihr ſelbſt erfundenen Räucherpapiers, eine Induſtrie, die ſie ſich allmälig geſchaffen hatte. Dabei ſetzte ſie ihre Studien fort, ſie forſchte, nicht mehr in den todten Büchern, ſondern in dem Buche des Lebens. Eine Antwort behielt ſie auf alle Fragen, die ſie ſich ſtellte: das Uebel in der Welt hat nur zwei Gründe, die Unwiſſenheit unterhalten von dem Autoritätsglauben, die Ungleichheit unterhalten von der Unwiſſenheit und dem Egoismus. Am 6. Juni 1829 verläßt ſie Berlin, um nach England zu gehen. Sie litt Schiffbruch und rettete nur eine kleine Summe Geldes. In London angekommen und des Engliſchen nicht mächtig, macht ſie ſich doch mit Hülfe eines Wörterbuchs den Apothekern verſtändlich, die ſich des Verkaufs ihres Räucherpapiers annehmen. Die Julirevolution lockte ſie nach Paris, wo ſie für die Emancipation der Frauen zu wirken hoffte; bald enttäuſcht, gedachte ſie bei dem Ausbruch der polniſchen Inſurrection in ihre Heimat zurückzukehren; ſie kam bis nach Koblenz, die Gaſtfreundſchaft, die ihrer in deutſchen Gefängniſſen wartete, trieb ſie nach England zurück. In London nährte

sie sich ferner von ihrer kleinen Industrie und dem deutschen und hebräischen Sprachunterricht, den sie den vier Töchtern eines Peers gab. Fortwährend mit dem Studium der Gesellschaft und der Gesetze beschäftigt, machte sie die Bekanntschaft Robert Owen's; sie wohnte seinen wöchentlichen Vorträgen bei und organisirte mit ihm Versammlungen von 15—1800 Personen, wo das Volk Sonntags nach einem Ball und gereichten Erfrischungen durch die Reden des Socialreformer in die neue Lehre eingeweiht ward. Oft übernahm Frl. Süsmond, nachdem sie eigenhändig Thee- und Trinkgeschirr gereinigt und geordnet hatte, selbst die Rolle des Belehrers und discutirte schon in öffentlichen Meetings gegen die protestantischen Pastoren. Damals verheirathete sie sich mit dem Arbeiter Rose, nicht in der Kirche, sondern auf dem Zimmer vor einem Notar, der die gegenseitigen Gelübde der beiden Gatten einregistrirte. Man muß auf solchen Bruch mit den herkömmlichen Gesetzen jetzt umsomehr achten, je häufiger er vorkommt und jemehr sich nicht auf den leichten Sandboden der „pariser Ehen", sondern auf eine neue Ueberzeugung gründet; alle „Zeichen der Zeit" sind wichtig für den Geschichtschreiber.

Voll festem Glauben an die Ideen Robert Owen's und entschlossen, sie zu verwirklichen, reiste sie mit einer Colonie von 36 Personen nach Amerika. Aber schon unterwegs begriff sie, daß die Menschen wie sie waren nicht für die neue Ordnung reif, daß sie vielmehr er einer Vorbereitung bedurften und so faßte sie denn, als sie den 14. Mai 1836 in Neuyork ankam, den Entschluß, sich zum Apostel für die „Freiheit der Frauen, der Sklaven und der Gedanken" zu machen. So nämlich definirt sie selbst ihre Aufgabe und hat dieselbe mit unglaublicher Hartnäckigkeit, Aufopferung und Ueberzeugung bis heute verfolgt.

Seit jenem Tage hat sie 32 Staaten der Union, jeden mehre male, durchreist. Sie steigt von der Eisenbahn, um zwei bis drei Stunden von der Tribune zu sprechen und fährt darauf ab, um an andern Orten die gleichen Gedanken auszusäen. Oft krank, verweigert sie sich zuweilen die Nahrung, um Zeit zu sparen und an Einem Tage drei Vorträge von mehren Stunden zu halten. Sie reist von Stadt zu Stadt, um Petitionen gegen die von ihr bekämpften Gesetze unterzeichnen zu lassen. Einige Züge mögen hier zur nähern Charakterisirung Platz finden.

In Neuyork war ein Meeting zur Discussion über Volkserziehung zusammenberufen. Der Pastor Robert Brackreariдge, der die Staaten durchreist, um die göttliche Einsetzung der Sklaverei zu beweisen, war zugegen und griff alle Die an, die nicht an die Bibel glaubten. Frau Rose besteigt die Tribüne, zeiht den Pastor der Unduldsamkeit und beklagt, daß er kein Wort über das eigentliche Thema des Meeting gesprochen habe. Ein Höllenlärm unterbricht sie; Schreien, Pfeifen, Fuß-

ſtampfen ertönt von allen Punkten des Saals; man will die Tribüne ſtürmen, die Rednerin mishandeln. Aber dieſe, ohne zu zittern noch zu erblaſſen, rührt ſich nicht; die Arme gekreuzt, bleibt ſie ſtehen, bis der Präſident die Ordnung wiederherſtellt, ſchließt ihren Vortrag für die Rechte der menſchlichen Vernunft und erklärt ſich als Freidenkerin. Von jetzt an hatte ſie geſchworene Feinde.

Einmal hatte ſie eine Einladung nach Bangoar im Maineſtaat bekommen, um einige Vorträge zu halten. Zwei Monate lang vor ihrer Ankunft griffen ſie die proteſtantiſchen Frérons (ſo nennen die franzöſiſchen Freunde der Frau Roſe deren Gegner nach dem Bekämpfer Voltaire's, welcher bekanntlich des Dichters Luſtſpiel „Eine Frau welche Recht hat" mit beißender Schärfe kritiſirte) in ihren Journalen der Oertlichkeit an: es ſei eine Schande für Männer, eine Frau als Rednerin kommen zu laſſen und zu hören; die poluiſche Atheiſtin ſei tauſendmal verwerflicher als eine Proſtituirte, denn Unglaube ſei ſchlimmer als Unſittlichkeit u. ſ. w. Frau Roſe kam an, in drei Vorträgen ſprach ſie vor 2000 Perſonen und hatte den Takt, von allen Angriffen, deren Gegenſtand ſie geweſen war, kein Wort zu ſagen.

Als ſie nach Charlestown ging, unterminirten ihr die proteſtantiſchen Paſtoren der Stadt den Boden mit gleichem Eifer und es gelang ihnen, alle Frauen von dem Meeting zurückzuhalten. Den letzten Tag triumphirte aber doch die weibliche Neugierde über die weibliche Frömmigkeit und führte jene in Maſſe zu den Füßen des „weiblichen Dämons".

Einmal ſprach ein Paſtor gegen das Recht, das die Frauen beanſpruchten: „Wenn ihr ſie emancipirt, ſo werdet ihr die Amerikanerinnen zu Franzöſinnen machen, d. h. zu Frauen ohne Sitten, ohne Religion." Frau Roſe ſteht auf und erwidert: „Der ehrenwerthe Paſtor kennt die Franzöſinnen nicht, er verleumdet ſie; ich bin nicht Franzöſin, aber ich kenne und achte dieſe Nation, die Sympathie für alle andern hat. Wenn es wahr wäre, daß die Franzöſinnen die ihnen angeſchuldigten Sitten hätten und daß die Freiheit die Amerikanerinnen ebenſo leichtſinnig machen würde, ſo würden die Letztern nur gewinnen; denn ſie behielten wol ihre gegenwärtigen Sitten, würden aber das abſcheuliche Laſter der Heuchelei verlieren." Eine Franzöſin, die zugegen war, drückte der Rednerin unter Thränen des Dankes die Hand. Dieſer Zug iſt für die Verbreitung ihrer Ideen in Frankreich wichtiger als man denkt.

Nach zahlloſen Angriffen, Verfolgungen und Hinderniſſen kamen die Tage des Lohns. Denn, wie geſagt, ſo verwerflich nach deutſchen Anſichten die Thätigkeit der Frau Roſe den Einen, ſo lächerlich ſie den Andern erſcheinen mag, dieſe Maßſtäbe haben auf die Neue Welt keine Anwendung; es iſt ein anderer Boden und der Erfolg zwingt zum Nachdenken. Uebrigens beſteht ſchon in Frankreich eine wenn auch noch

kleine Gemeinde, die offen mit den Amerikanerinnen sympathisirt, wie ich nächstens erzählen werde. Hunderttausend (es ist keine runde Zahl) von Frauen der Vereinigten Staaten stehen unter dem Banner, welches Frau Rose nebst Miß Lucy Stowe und Miß Antoinette Brown vorwärtsträgt, und der Männer, die diese Ideen adoptirt haben, sind fast nicht minder; in Amerika wird die Medicin schon längst von Frauen prakticirt und bald wird es Doctorinnen des Rechts geben. Sehr oft nach gehaltenem Vortrage sieht Frau Rose Mütter mit gerührter Miene auf sich zukommen und ihre kleinen Töchter ihr in die Arme legen, damit sie ihnen ihren Namen gebe: eine Art zweiter Taufe. Denn es ist keine Phrase, wenn man sagt, daß diese Frau ein weiblicher Priester sei. Verrichtet sie doch alle Functionen eines solchen: sie traut, sie spricht die Worte des Segens am Grabe, sie predigt ein neues Dogma, das der allgemeinen Solidarität, und zum wenigsten ist ihr Charakter, ihre Sanftmuth gegen ihre Feinde, ihre Sittlichkeit ohne allen Makel. Noch in diesem Jahre beabsichtigt sie in Neuyork eine Versammlung zu veranstalten, welche, wie sie sich ausdrückt, gegen alle Bibeln, d. h. gegen alle inspirirten Bücher protestiren soll.

Um das Bild zu vervollständigen, wollen wir noch hinzufügen, daß Frau Rose in glücklicher Ehe lebt; die zwei Kinder, die sie gehabt hat, sind ihr früh gestorben. Ihr Mann ist Arbeiter, Parapluiemacher, wenn ich nicht irre; aber obgleich er eine gute Einnahme hat, so erspart sich seine Frau doch die Köchin und Hausmagd und ihre Ohren, die nur eben erst vom Beifallsklatschen Tausender von Händen betäubt worden waren, lauschen eine Stunde darauf mit „häuslichem" Vergnügen dem Summen und Brausen ihres Suppentopfs. Das ist sehr prosaisch: aber lobt man sonst nicht diese Prosa an den Frauen? Die Ersparnisse, die sie als gute Haushälterin zu machen weiß, wendet sie zur Ausbreitung der Ideen der allgemeinen Emancipation an, sie bestreitet davon ihre Reisen und die Miethe der Säle, wo sie ihre Vorträge hält; denn wenn Lucy Stowe und Antoinette Brown für alle Unkosten bei ihren Reisen und Reden entschädigt werden, so dient Frau Rose der Idee ihrer Partei mit völliger Uneigennützigkeit auf Kosten ihrer Börse wie ihrer Gesundheit.

Vielleicht glaubt einer oder der andere meiner Leser, daß ich bei diesem Bericht, wie man zu sagen pflegt, durch die Brille meiner Gewährsfrau (die Sprache selbst wird durch die Frauenemancipation umgestoßen) gesehen habe. Das würde nur beweisen, daß die Amerikanerin in Frankreich bereits Proselyten gemacht hat, also doppelt bedeutend ist. Jedenfalls schien sie mir eine Persönlichkeit, die von zu hervorragendem Einfluß auf unsere Zeit ist, sei es auch nur jenseit des Ocean, um nicht auch hier einer Erwähnung gewürdigt zu werden.

Digitized by Google

Die „Geſchichte Griechenlands“ von Georg Grote.

Die Geſammtgeſchichte der Hellenen iſt bis auf die neueſte Zeit vorzugsweiſe, ja beinahe ausſchließlich von engliſchen Gelehrten bearbeitet worden. Die Franzoſen haben im Allgemeinen der griechiſchen Geſchichte weit weniger Beachtung gezollt als der römiſchen. In Deutſchland ſind, wie alle Welt weiß, gelehrte Unterſuchungen und Monographien über alle Theile der griechiſchen Geſchichte von der grauen Pelasgerzeit bis auf den Brand von Korinth in unermeßlicher Fülle erſchienen. Dagegen entbehrten wir, ſo vortrefflich die Einzelſchriften auch ſein mochten, bis vor kurzem doch immer noch einer Geſammtbearbeitung, welche — an den Quellen deutſcher Gelehrſamkeit genährt — zugleich dem großen gebildeten Publicum eine anſprechende und genußreiche Lectüre hätte gewähren können. Die Bücher von Graff und Zinkeiſen z. B. waren dazu ebenſo wenig geeignet wie das umfangreichere Werk von Plaß, deſſen vielfache glückliche Gedanken übrigens ob der monotonen, nur dann und wann durch ſchwülſtige und confuſe Bilder ſeltſam durchbrochenen Trockenheit, die ſein Buch beherrſcht, mehr als billig überſehen worden ſind. Dagegen ſehen wir in unſern Tagen die deutſchen Gelehrten vielfach und mit Erfolg bemüht, auch auf dem Gebiet der alten Geſchichte dem Vorwurf, den uns das Ausland ſo oft gemacht, als könnten wir nur glänzende Bauſteine, aber kein Ganzes liefern, thatſächlich zu begegnen. Die Leiſtungen, ſoweit ſie die Geſchichte der orientaliſchen Völker und der Römer angehen, ſind zu bekannt, um hier noch weiter erwähnt zu werden. Für Griechenland aber hat Kortüm in Heidelberg vor einigen Jahren einen bei allen Fehlern im Einzelnen ſehr ſchätzenswerthen Anfang gemacht. Das große Intereſſe, mit welchem der auch in dieſen Blättern beſprochene erſte Band der „Geſchichte der Griechen“ von Max Duncker aufgenommen worden iſt, wird ſich ohne Zweifel noch ſteigern, jemehr der Verfaſſer ſich den hellern Theilen dieſer Geſchichte, und namentlich dem reichen hiſtoriſchen Leben der nachſoloniſchen Hellenen nähert. Und von dem berühmten Periegeten des Peloponneſos ſteht gleichfalls binnen kurzem ein Werk über die Geſammtgeſchichte der Hellenen zu erwarten.

Vorläufig hat uns England freilich noch immer den Rang abgelaufen. Die tendenziöſen Schriften des torypiſtiſchen Mitford und des whiggiſtiſchen Gillies tauchen allerdings nur noch dann und wann in den Katalogen der Antiquare auf; und das einſt allbeliebte Buch des Oliver Goldſmith iſt wol nur ſehr wenigen der jüngern Zeitgenoſſen noch in die Hände gekommen. Dagegen haben die vielbändigen Werke des gelehr-

ten Biſchofs Connop Thirlwall und vor allem des Georg Grote nicht nur in England ſelbſt eine außerordentliche Popularität gewonnen, ſondern auch auf dem Continent, wenn auch zunächſt nur in gelehrten Kreiſen, die verdiente Beachtung gefunden. Es wird wenige Schriften neuerer deutſcher Forſcher über irgendeinen Theil der griechiſchen Geſchichte geben — wenigſtens aus den letzten vier oder fünf Jahren —, die nicht, ſei es in feindlichem ſei es in freundlichem Sinne, auf das reiche Material, auf die Fülle neuer und origineller Anſchauungen, wie ſie uns Grote bietet, eingingen. Die große Bedeutung, welche das Grote'ſche Werk für uns gewonnen hat, wird es rechtfertigen, wenn wir dieſes Buch hier noch einmal zur Beſprechung bringen. In gelehrten Zeitſchriften allerdings mehrfach gewürdigt, iſt daſſelbe dagegen, ſoviel uns wenigſtens bekannt, unter den belletriſtiſchen norddeutſchen Journalen nur von den „Grenzboten“ genauer behandelt worden.

Grote gehört zu den in England nicht gerade ſeltenen Männern, die, während ſie ihr Beruf auf reinpraktiſche Thätigkeit hinführt, ein ſo hohes Intereſſe an den claſſiſchen Studien bewahrt haben, um nicht allein für ſich die Lectüre der Alten fortzuſetzen, ſondern auch mit ſelbſtändigen Schriften, namentlich über die Geſchichte des Alterthums in die Oeffentlichkeit zu treten. Grote iſt, ſoviel wir wiſſen, Bankier und zugleich Parlamentsmitglied von liberaler Farbe. Es iſt wahrhaft bewundernswürdig, daß dieſer Mann des praktiſchen Lebens die Zeit, die Möglichkeit gefunden hat, ein Werk von ſo bedeutendem Umfang zu vollenden (in dem Jahrzehnd von 1846—56 erſchienen die zwölf Bände, die bis auf die glänzenden Feldzüge des großen Alexander von Macedonien und deren Folgen herabgehen) und ebenſo zahlreiche wie außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden. Allerdings war die ebenſo allgemeine wie großartige Theilnahme, welche dieſe „Geſchichte Griechenlands“ in England gefunden hat, wol geeignet, den Eifer des trefflichen Hiſtorikers nach allen Richtungen hin zu unterſtützen. In der That war es wol nur unter den eigenthümlichen Verhältniſſen Englands möglich, daß von einem ſo ausgedehnten Werke über die Geſchichte der Hellenen binnen kaum acht Jahren wenigſtens acht Bände ſchon in zweiter, zum Theil ſogar ſchon in dritter Ausgabe erſcheinen konnten: ein Erfolg, der bei uns (wenigſtens auf dem Gebiet der alten Geſchichte) nur äußerſt wenigen Büchern und auch dann nur in ſehr verjüngtem Maße zutheil geworden iſt. Dem Vernehmen nach beabſichtigt Hr. Grote, wahrſcheinlich in einem Supplementband, die Philoſophie des Plato und Ariſtoteles noch beſonders zu behandeln.

Grote iſt, wie ich eben bemerkt habe, vom praktiſchen Leben her an die Bearbeitung der griechiſchen Geſchichte gekommen. Es iſt nicht ſchwer, in dem uns vorliegenden Werke ſelbſt die Spuren dieſes Ent-

wickelungsgangs wiederzufinden. Kein Vorwurf könnte ungerechter, grundloſer ſein, als wenn man behaupten wollte, Grote ſei über einen geiſtvollen Dilettantismus nicht hinausgekommen. Die Treue und Genauigkeit, mit welcher Grote den ich möchte ſagen philologiſchen Pflichten eines Hiſtorikers genügt hat, mag unten näher gewürdigt werden. Aber das läßt ſich nicht verkennen, daß unſer Verfaſſer eilt, aus den älteſten Zeiten der griechiſchen Geſchichte herauszugelangen; daß es ihn drängt, von dem ſogenannten mythiſchen und heroiſchen Zeitalter auf einen feſten hiſtoriſchen Boden zu kommen; daß es ihm erſt dann recht wohl wird, wenn er in die Regionen der Eupatridenherrſchaft und der Tyrannis kommt — und mehr noch, wenn er die glänzenden Zeiten nach der Schlacht von Marathon behandeln kann, wo es ſich nicht mehr um ein ſagenhaftes Halbdunkel, ſondern um feſte Zuſtände, ſcharf ausgeprägte Parteien, greifbare Charaktere handelt. Auch die lebhafteſten Bewunderer des vorliegenden Werks werden uns vielleicht einräumen, daß für das gebildete deutſche Publicum der erſte Band ziemlich werthlos iſt; ich möchte beinahe behaupten, daß das Werk erſt mit dem dritten Bande in größerm Maße die eigenthümlichen Vorzüge entwickelt, die ihm eine rühmliche Stelle neben den glänzenden Erzeugniſſen anweiſen, welche den großen Ruf der modernen Hiſtoriographie Englands begründet haben. Grote hat es vorgezogen, über die älteſten Zuſtände Griechenlands, über den Einfluß der orientaliſchen Nationen und ihre Cultur auf das ſogenannte vorhiſtoriſche Griechenland, überhaupt über die Entwickelung der Urgriechen zu Hellenen, wie wir ſie etwa im 9. Jahrhundert v. Chr., oder beim Beginn der Eupatridenherrſchaft überall erblicken, eingehende Unterſuchungen ſeinen Leſern nicht oder nur in ziemlich beſchränktem Umfange zu geben. Dafür gibt er im erſten Bande eine ſehr ausführliche Ueberſicht über die Mythen und Heroenſagen der Griechen, ohne jedoch den Verſuch zu machen, den etwa zugrunde liegenden Kern herauszuſchälen oder auch nur die reine Göttermythe von der Heldenſage einigermaßen zu trennen.*) Die bekannten Betrachtungen über die Art, wie ſeiner Meinung nach „die Mythen von den Griechen ſelbſt verſtanden, begriffen und gedeutet wurden“, führen zu der Darſtellung der doriſchen Völkerwanderung, womit der zweite Band beginnt. Die Skizze des Zuſtands der Griechen in der heroiſchen Zeit; die bekannte conſervative Stellung des Verfaſſers zu der „Ilias“ und „Odyſſee“ (im Gegenſatz zu den Wolf'ſchen und Lachmann'ſchen Anſchauungen); die eigen-

*) Wir denken dabei natürlich weder an die einſeitige Anwendung der allegoriſchen oder der hiſtoriſch-pragmatiſirenden Erklärung auf den geſammten Mythen- und Sagenſchatz der Hellenen, noch auch (und noch viel weniger) an einen ſchlechten Euhemerismus.

thümliche Auffassung des lykurgischen Sparta, von der noch später zu reden sein wird, sind die für uns bedeutsamsten Partien dieses Bandes.

Wie schon gesagt wurde, so gewinnt das Grote'sche Werk für das deutsche Publicum, welches gerade für die griechische Geschichte vor dem Beginn der Olympiaden eine ungeheure Fülle gelehrter, zum Theil — ich erinnere nur an Otfried Müller — ausgezeichneter Schriften besitzt, mit dem dritten Bande wahren Werth. Die doppelte Eigenschaft eines Mannes aus dem praktischen Leben und eines englischen Politikers kommt dem gelehrten Verfasser in sehr vielen Beziehungen bedeutend zugute. Die finanziellen Fragen, wie sie namentlich die Geschichte von Athen in so großer Menge bietet, können natürlich dem praktischen Finanzmanne die zahlreichen Schwierigkeiten nicht entgegenstellen, welche der deutsche Gelehrte gewöhnlich zu überwinden hat. Analog steht es mit der Behandlung der griechischen Colonialgeschichte. Ein Gelehrter, dessen Vaterland in der lebendigsten Verbindung mit zahlreichen Colonien der verschiedensten Art in allen Theilen der Welt steht; dessen Vaterland seine gegenwärtige Macht wenigstens zum Theil der Schöpfung und dem Besitz dieser Colonien verdankt; der die Politik der hervorragendsten Staatsmänner seines Landes wesentlich durch die Lage und Interessen dieser auswärtigen Besitzungen bestimmt sieht — findet sich natürlich auf die einfachste und unmittelbarste Weise im Besitze einer Masse von Anschauungen und Erfahrungen, die ihm das Verständniß der so vielfach fesselnden, wunderbaren hellenischen Colonisationen, der Entwickelung der gesammten Geschichte der griechischen Colonien wesentlich erleichtern. Nehmen wir noch hinzu, daß schon die Eigenschaft als Engländer unserm Verfasser durch die unmittelbare Anschauung eines altbegründeten Verfassungsstaats mit mächtigen Parteien, leidenschaftlichen Parteikämpfen; mit forterbenden politischen Traditionen, mit der imposanten Kraft des Volkswillens und der öffentlichen Meinung, eine ganz unschätzbare Vorbereitung für das Studium der Geschichte der lebensvollen hellenischen Stadtgemeinden und ihres frischen politischen Lebens gewährte, so erblicken wir Hrn. Grote von vornherein im Besitz einer Menge von Vortheilen, wie sie in solcher Weise vereinigt dem deutschen Forscher nicht leicht geboten werden.

Diese „Geschichte Griechenlands" ist ein Lebenswerk des berühmten Verfassers; seit fast einem Menschenalter damit beschäftigt, hat Grote die ausgedehntesten und gründlichsten Studien angestellt und vor allem die ungeheure Fülle von Schriften ausgebeutet, welche deutsche Historiker, Philologen und Philosophen über alle Theile der hellenischen Geschichte und Literatur verfaßt haben. Es gibt verhältnißmäßig nur wenige in seinen Stoff einschlagende deutsche Bücher von höherer Bedeutung, die unserm Verfasser fremdgeblieben sind. Der größte Theil der Grote'schen

Forſchungen beruht auf deutſchen Unterlagen; auch da, wo er die Anſicht deutſcher Gelehrten bekämpft oder von ihnen abweicht, läßt ſich ſein Widerſpruch meiſtens auf deutſche Anregungen zurückführen. Es muß dies beſonders betont werden; ſonſt liegt die Gefahr allerdings nahe, das Verdienſt und die Originalität des großen Geſchichtſchreibers doch einigermaßen zu überſchätzen, wie es wol dann und wann von gebildeten deutſchen Leſern geſchehen iſt, die eine genauere Bekanntſchaft mit der griechiſchen Geſchichte zuerſt durch Grote gewannen.

Die weſentliche Bedeutung und der eigenthümliche Werth des Grote'ſchen Geſchichtswerks liegt nun in der überwiegend politiſchen Behandlung ſeines Stoffs. Wir unterſchätzen darum den wiſſenſchaftlichen Werth dieſes Buchs in keiner Weiſe. Wir bewundern, wie ſchon bemerkt wurde, die Treue und Genauigkeit, mit welcher Grote alle, auch die entlegenſten Quellen und die meiſten Hülfswerke ſtudirt hat; wir bewundern das Geſchick, mit welchem ſich der Mann des praktiſchen Lebens eine vortreffliche wiſſenſchaftliche Methode geſchaffen hat. Seine Kritik iſt in der Regel ſehr beſonnen, ſein Streben geht immer darauf aus, Das aufs genaueſte zu ergründen, was als zweifellos wahr anerkannt werden muß — Wahrſcheinlichkeiten und die Anwendung des ſogenannten divinirenden Verfahrens vermeidet er ſoviel wie nur möglich. Die Art, wie er namentlich ſeit der Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs die Angaben und Ausführungen der attiſchen Redner, ſobald ſie irgend zuverläſſig ſind, verarbeitet hat, gibt ſeinem Buche einen beſondern Werth. Es liegt auf der Hand, daß ein Werk von ſo ungeheuerm Umfang, in welchem die Geſchichte auch der entlegenſten griechiſchen Colonialſtädte bis in das Detail verfolgt wird (ſobald ſie nicht wie etwa Maſſilia und Dioskurias außer aller Beziehung zu dem allgemeinen Gange der helleniſchen Geſchichte ſtehen), an neuen Ergebniſſen der Forſchung überreich ſein muß. Ebenſo natürlich, daß viele der neuaufgeſtellten Anſichten Grote's ſich keineswegs allgemeiner Zuſtimmung zu erfreuen haben, ſowol was größere Partien der Verfaſſungsgeſchichte von Athen und Sparta, wie auch was die zahlreichen Detailfragen anderer Art angeht. Zu den letztern gehören für die Zeit vom Peloponneſiſchen Kriege an namentlich auch chronologiſche Specialunterſuchungen, mit denen unſer Verfaſſer ſich ſehr gern befaßt. Aber gerade indem Grote allenthalben auf ſeinem weiten Wege von dem Heraklidenzuge bis zum Tode des Demoſthenes die mehr oder minder allgemein anerkannte fable convenue einer tiefgehenden neuen Prüfung unterwirft; indem er z. B. hier die Annahme einer Lykurgiſchen Theilung der lakoniſchen Grundſtücke nach dem Princip allgemeiner Gleichheit für tendenziöſe Erfindung viel ſpäterer Zeiten erklärt, dort den wirklichen Abſchluß des ſogenannten Cimoniſchen Friedens gegen Dahlmann vertheidigt, dann wieder die hiſtoriſche Autorität eines Dichters

wie Ariſtophanes auf ein möglichſt geringes Maß reducirt; indem er ganze Reihen von Thatſachen, wie z. B. die Ereigniſſe des böotiſch-korinthiſchen Kriegs, chronologiſch vollkommen neu ordnet, oder die Bedeutung namentlich der italiſchen Colonialgeſchichte in ein ganz neues Licht ſtellt und dergl. m., hat er überall zu neuen Unterſuchungen herausgefodert, überall namentlich auf die deutſchen Hiſtoriker und Philologen, denen er ſoviel verdankt, wieder belebend und anregend gewirkt. Ein ſcharfer praktiſcher Verſtand, ein ſehr richtiger Blick für das nach der Natur der Menſchen und Dinge Mögliche und Wahrſcheinliche macht ſich überall geltend, auch da, wo Grote nach unſerer Anſicht dem Inſtincte des modernen Beobachters zu ſehr vertrauend in auflöſender Kritik zuweit gegangen iſt. Letzteres iſt namentlich an einigen Stellen der Fall, wo Grote, was ſich allerdings nicht völlig leugnen läßt, von politiſchen Sympathien fortgeriſſen wird.

Die Behandlung des Stoffs iſt, wie ſchon oben angedeutet wurde, überwiegend politiſch. Grote betrachtet die Geſchichte der Hellenen nicht mit den Augen des ſchwärmeriſchen Kunſtfreundes, nicht mit der Verehrung eines begeiſterten Bewunderers der helleniſchen Literatur: keine Ahnung von dem dithyrambiſchen Enthuſiasmus, der z. B. Adolf Stahr's „Torſo“ durchweht. Unſer Verfaſſer ſpricht uns nicht von dem „ewig blauen Himmel, der ſich über dem plaſtiſch-ſchönen Griechenland in durchſichtiger Klarheit wölbt“. Die weißen Marmortempel der Hellenen dienen ihm nicht einmal als Staffage, und „das göttliche Gebilde“ des griechiſchen Menſchen iſt ihm nur in Coſtüm und Sprache, Sitten, Anſchauungen und Vorſtellungsweiſe von den modernen Menſchen verſchieden. Grote entwickelt allerdings überall ein lebhaftes Intereſſe an der Kunſt und Literatur dieſes wunderbaren Volks; aber er hat ſich ganz von dem ehrfurchtsvollen Schauer emancipirt, der uns ſo leicht bei den gefeierten Namen, gegenüber den berühmten Geſtalten der Hellenenwelt anwandelt. Er ſieht alſo in den Hellenen nur ein Volk von großartiger Begabung, das ihn durch ſeine friſche Thätigkeit auf ſocialem, commerciellem und politiſchem Gebiete aufs lebendigſte feſſelt: Menſchen die zum Theil mit denſelben Problemen rangen, denen auch die Gegenwart ihre volle Kraft widmet. Es iſt die glückliche Richtung, die in Deutſchland zuerſt Niebuhr mit ſo glänzendem Erfolge angebahnt hat, und welche namentlich in den letzten 10 oder 15 Jahren unſere nationale hiſtoriſche Literatur ſo vielfach mit ausgezeichneten Werken bereichert hat, die darauf ausgehen, die Geſchichte des Alterthums für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Mit dem Détail auf das innigſte vertraut, ſteht Grote den Hellenen, die vor 2—3000 Jahren am Iliſſos und Eurotas mächtige Reiche gründeten, durch die olympiſche Kraft ihrer Rede ihre Maſſen elektriſirten, das Mittelmeer mit ihrer Flagge be-

herrſchten — ſtehen ſie mit ihren Großthaten wie mit ihren Sünden ihm wie Zeitgenoſſen gegenüber. Und demgemäß behandelt er denn auch ihre Geſchichte. Davon iſt keine Rede, daß etwa die moderne politiſche, reſp. journaliſtiſche Terminologie beſonders häufig oder in geſuchter Weiſe auf griechiſche Verhältniſſe angewendet würde: aber die helleniſchen Parteien werden beſchrieben und beurtheilt, als agirten ſie z. B. nicht auf der Pnyx von Athen, ſondern an der Themſe. Palmerſton und Cobden, Raglan und Dalhouſie, Derby und D'Israeli u. ſ. w. würde Grote ſchwerlich in viel anderer Weiſe beurtheilen, als er es mit den atheniſchen und ſpartaniſchen Staatsmännern und Heerführern der verſchiedenen Parteien thut. Daher geht denn Grote vorzugsweiſe darauf aus, die politiſche und ſociale Entwickelung der einzelnen helleniſchen Staaten zu verfolgen und in ſcharfen Umriſſen darzuſtellen. Und eben in dieſer politiſchen Behandlungsweiſe wurzelt die Stärke wie andererſeits die Schwäche des Grote'ſchen Werks. Grote liebt es nicht, ſich mit fruchtloſen Unterſuchungen über ſolche Zeiten des hiſtoriſchen Griechenland lange aufzuhalten, wo es ſozuſagen nur Zuſtände gibt, wo noch keine deutlich erkennbaren Charaktere auf der Scene erſcheinen, die politiſchen Parteien noch nicht ihr buntes Treiben entfalten. Dagegen vertieft er ſich mit Vorliebe in die intereſſante Geſchichte namentlich der italiſchen, überhaupt der Colonialgriechen; verfolgt er mit Vorliebe die maritime und commercielle Entwickelung der Hellenen im eigentlichen centralen Griechenland, iſt es die Geſchichte der Verfaſſungen, die er mit ganz beſonderm Intereſſe behandelt. Die griechiſchen Parteien, wie ſie namentlich nach dem großen Perſerkriege und mehr noch im Zeitalter des Peloponneſiſchen Kriegs und den folgenden Zeiten bis auf Demoſthenes erſcheinen, werden mit großer Umſicht gewürdigt; ihre Tendenz, die Haltung und Charaktere ihrer Führer mit glänzendem Scharfſinn entwickelt. Die bedeutendſte und intereſſanteſte Partie des ganzen Werks iſt ohne Zweifel die Geſchichte von Athen; Grote iſt ein ganz entſchiedener Bewunderer des atheniſchen Volks und zugleich der beredteſte Anwalt, den die atheniſche Demokratie in alter und neuer Zeit noch jemals gefunden hat. Seine Darſtellung der atheniſchen Verfaſſungsentwickelung — mag man auch immer den zahlreichen Angriffen und Einwürfen Schömann's zuſtimmen — zeugt von dem tiefſten Verſtändniß des atheniſchen Geiſtes; ſeine Erklärung der wahren Bedeutung des attiſchen Oſtracismus (ſie kommt übrigens den Anſichten ſehr nahe, die Roſcher, den Grote nicht zu kennen ſcheint, ſchon einige Jahre früher in ſeinem Buche über Thukydides ausgeſprochen hatte), aus der genaueſten Kenntniß politiſchen Parteilebens geſchöpft, wird weſentlich dazu beitragen, die falſchen Anſichten zu verdrängen, welche über dieſe merkwürdige Einrichtung noch vielfach verbreitet ſind. Und wie es Grote hier mit Erfolg verſucht

hat, die Athener von dem Makel grundsätzlicher Undankbarkeit gegen ihre besten Männer und fanatischer „Gleichheitsflegelei“ zu befreien, so ist sein stetes Bestreben darauf gerichtet, den athenischen Demos gegen die zahllosen Beschuldigungen zu vertheidigen, welche in alter und neuer Zeit so oft und so gern auf denselben gehäuft worden sind. Er weiß das oft mit Erfolg und stets mit ungewöhnlichem Geschick auszuführen; er bemüht sich, den großartigen, hingebenden Patriotismus des attischen Demos gebührend zu feiern; er weiß den Ungrund solcher Beschuldigungen wie die einer unerhörten Mishandlung der ionischen Bundesgenossen oder beständigen Wankelmuths seitens des Demos nachzuweisen. Grote hat vollkommen Recht, wenn er die Gegner des attischen Demos und die Tadler einzelner Handlungen desselben darauf aufmerksam macht, daß fast alle unsere Nachrichten über den athenischen Demos von mehr oder minder entschiedenen Gegnern der Demokratie herrühren; wenn er ferner unablässig auf das Verfahren der Demokratie in andern griechischen Staaten, auf das Benehmen der aristokratischen Spartaner oder auch neuerer Parteien, Staatsmänner, Gewalthaber in analogen Fällen hinweist, und wenn er namentlich davor warnt, den Aristophanes unbedingt als Quelle zu benutzen. Und nicht ohne lebhaftes Interesse werden alle Freunde des griechischen Alterthums den geistvollen Versuch betrachten oder betrachtet haben, die athenischen Sophisten in ein neues und günstiges Licht zu stellen.

Indessen wird unser Verfasser durch seine lebendige Sympathie mit dem athenischen Demos meiner Meinung nach mehrfach zuweit geführt. Es ist Grote in einem ungewöhnlichen Grade gelungen, sich in den Geist des athenischen Volks hineinzuleben; die Art, wie er uns z. B. die Gefühle der Athener am Morgen nach der frivolen Zertrümmerung der Hermen schildert, ist wahrhaft meisterhaft zu nennen. Er bemüht sich sehr oft, den Unterschied des athenischen, resp. des griechischen Volkscharakters von jenem der modernen nordeuropäischen Völker darzulegen. Wenn ihn trotz alledem irgendein kleiner malitiöser Dämon dann und wann an Stelle der leidenschaftlichen wildbewegten Demokraten vom Pnyx ein Meeting von besonnenen, ernsten Engländern erblicken läßt, so wollen wir darauf kein besonderes Gewicht legen. Aber zuweilen muthet es uns auch an, als sei auch Grote in ganz moderner Weise durch die bezaubernde Gewalt des Wortes „Volk“ überrumpelt worden. Sonst wäre es kaum möglich, daß derselbe Geschichtschreiber, der die Helden und Staatsmänner des athenischen Staats überall mit der höchsten sittlichen Strenge, mit unerbittlicher Schärfe beurtheilt, das athenische Volk auch da noch vertheidigt, wo das verwerfende Urtheil der Mitwelt von der Nachwelt auf das entschiedenste bestätigt worden ist. Ich will hier nicht von dem Fall des Miltiades reden, wo sich übrigens wol noch

andere Betrachtungen hätten anknüpfen laſſen als lediglich eine Apologie des Demos und eine Verurtheilung des Miltiades. Ich meine hier außer manchem Andern namentlich das geiſtvolle Plaidoyer zu Gunſten der Athener, welche die Sieger der Arginuſſenſchlacht zum Tode verurtheilen: neuerdings ſchon durch den trefflichen Herbſt in Hamburg in ſeiner Unhaltbarkeit gewürdigt, kann daſſelbe zu den glänzendſten, kunſtvollſten, aber keineswegs erfreulichſten Partien des Werks gezählt werden. Wenn man es ferner nicht tadeln kann, daß Grote verſucht, den weit über das geziemende Maß hinaus geſchmähten Kleon gegen die witzigen Pasquille des Ariſtophanes zu vertheidigen (worin ihm indeſſen ſchon Droyſen, den Grote aber nicht gekannt zu haben ſcheint, vorausging), ſo wird doch das ungünſtige Urtheil des Thukydides über denſelben Demagogen zu ſchnell beſeitigt. Und offenbar wird das Geſchlecht der ſykophantiſchen Demagogen des Peloponneſiſchen Kriegs viel zu günſtig beurtheilt, wenn man dieſelben (gleichſam als eine Art von Surrogat für eine nicht vorhandene freie Preſſe) *nur* als eine Art nothwendigen Uebels, als ein nothwendiges Bollwerk zum Schutze der populären Verfaſſung gegen die ſonſt unabwendbaren Intriguen der Oligarchie anſieht. Das Alles ſteht allerdings mit der Grundanſchauung Grote's, welche von einem weſentlichen Verfall, einer fühlbaren Entartung des attiſchen Volkscharakters ſchon in der nachperikleiſchen Zeit nichts wiſſen will, natürlich in nahem Zuſammenhang; die Folge davon iſt es dann freilich, daß die ſpätere unleugbare Umwandlung des atheniſchen Volkscharakters, die namentlich in der Demoſtheniſchen Zeit in ſo ſcharfer Weiſe ans Licht tritt, allzu ausſchließlich äußern Verhältniſſen, Einwirkungen und Leiden zugeſchrieben werden muß. Mit Einem Wort, es iſt Grote vortrefflich gelungen, die glänzenden Vorzüge der atheniſchen Demokratie vor den ſämmtlichen übrigen Hellenen in das rechte Licht zu ſtellen und den Beweis zu führen, daß ſie den Vergleich auch mit vielen der neueuropäiſchen Staaten nicht zu ſcheuen brauche; dagegen, während er die Koryphäen der antiken Geſellſchaft mit der vollen Strenge der modernen politiſchen Moral zu meſſen pflegt, mangelt ihm zuweilen dem attiſchen Demos, „ſeinem Lieblingskind“, gegenüber die nöthige, ich möchte ſagen Schloſſer'ſche Härte.

Es iſt das indeſſen der einzige Punkt, wo ſich Dergleichen von Grote ſagen läßt; im Allgemeinen iſt er ſonſt mehr zu einer herben Anſchauungsweiſe geneigt, zumal einigen andern Erſcheinungen des griechiſchen Staatslebens gegenüber. Man darf nicht ſagen, daß Grote irgendwie ungerechte Urtheile fällte; aber ſeine politiſchen Sympathien und Antipathien laſſen ſich vielfach durchfühlen. So geſchieht es, daß bei der Schilderung der ältern Tyrannis der Schatten das Licht unverhältnißmäßig überwiegt; daß ferner die zahlreichen, zu verſchiedenen Zeiten immer wieder in veränderter Form auftauchenden ariſtokratiſchen Parteien aller-

dings richtig gewürdigt werden, ihre Berechtigung aber nur gleichſam widerwillig zugeſtanden wird; daß endlich Grote die Spartaner, deren Heerführer, Staatsmänner und Parteien er übrigens ſehr gut geſchildert hat, durchgängig mit großer Ungunſt behandelt — wie auch, daß der antike Waſhington, Timoleon, in allzu idealem Lichte ſtrahlt.

Wir ſchließen unſere Betrachtung mit einigen Worten über die Form dieſes wichtigen Werks. Es liegt auf der Hand, daß bei dem ungeheuern Material, der ungeheuern räumlichen und zeitlichen Ausdehnung der helleniſchen Geſchichte, der Schöpfung eines nach allen Seiten hin vollendeten Kunſtwerks faſt unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege ſtanden. Das iſt denn auch nicht erreicht worden; umſoweniger, als Grote einerſeits es vorgezogen hat, auf eine durchgreifende Periodiſirung ſeines Stoffs ſich nicht einzulaſſen. Dadurch iſt es geſchehen, daß ein mehr conſequentes, planvolles Fortſchreiten der Erzählung wenigſtens bis auf die Perſerkriege ſehr erſchwert wurde, und daß die Ueberſicht über die Momente der allgemeinen helleniſchen Entwickelung namentlich dem minder kundigen Leſer mehrfach verlorengeht. Von den Perſerkriegen an ändert ſich das, indem die Vereinigung aller Hellenen gegen Perſien, dann der Gegenſatz zwiſchen Athen und Sparta, die Gewaltherrſchaft der Spartaner, die Erhebung von Theben und endlich der Kampf gegen Macedonien die natürlichen Mittelpunkte abgeben, um welche die Maſſen des Stoffs ſich gruppiren. Andererſeits iſt es, — weil Grote den ganzen Stoff, den er in ſeinen Quellen vorfand, verarbeitet, und die Ausführlichkeit ſeiner Darſtellung weniger nach der relativen Wichtigkeit der betreffenden Ereigniſſe, als nach der größern oder geringern Maſſe des vorhandenen Materials abmißt — nicht wohl möglich geweſen, das Geſetz der ſogenannten hiſtoriſchen Perſpective genügend zu beobachten.

Dagegen macht das Buch im Einzelnen betrachtet nach der formalen Seite doch einen ſehr wohlthuenden Eindruck. Grote's Stil beſitzt allerdings nicht jenen bezaubernden Reiz der Rede, nicht die harmoniſche Schönheit der Darſtellung, nicht die Melodie des Rhythmus und die reiche Farbenpracht, die wir bei Macaulay bewundern: wir dürfen hier nicht die hinreißende Macht des Worts, nicht den Reiz des Pikanten, nicht die Kunſt, mit wenigen Strichen ein meiſterhaftes Porträt zu zeichnen, die Mommſen in ſo reichem Maße entfaltet, ſuchen. Grote wirkt vor allem durch einen würdigen Ernſt, eine zuweilen wahrhaft antike Ruhe, eine durchſichtige Klarheit der Darſtellung. Seine Erzählung gleicht einen mächtigen Strom, der in ſtiller Majeſtät dahinflutet. Immer edel, von der journaliſtiſchen Roheit, die nicht ſelten den Stil engliſcher Schriftſteller entſtellt, vollkommen frei, erhebt ſich Grote's Sprache nur ſelten zu höherm Pathos, zu rhetoriſcher Färbung — dann aber gewöhnlich mit der glänzendſten Wirkung. Seine Schilderungen

von Schlachten ſind allerdings nicht mit dem novelliſtiſchen Geſchick ausgeführt, welches Macaulay ſo oft entfaltet; dafür zeichnen ſie ſich durch die größte Anſchaulichkeit und Schärfe der Zeichnung aus. Und die Darſtellung von parlamentariſchen Debatten, von unruhigen Bewegungen, von den bangen Scenen großer Kriſen gewinnt bei Grote mit Anwendung der einfachſten Mittel wahrhaft dramatiſches Leben. Seine Charakteriſtiken ſind Muſterſtücke ſauber ausgeführter hiſtoriſcher Porträts; ſeine Dialektik iſt ſcharf, reich an treffenden Pointen, und wenn nicht immer überzeugend, ſo doch überreich an beſtechenden und graziöſen Wendungen.

Von vollſtändigen deutſchen Ueberſetzungen dieſes großartigen Geſchichtswerks kennen wir nur eine, die Meißner'ſche. Sie iſt jedoch nicht ſehr geeignet, die Verbreitung Grote's in Deutſchland zu unterſtützen, indem ſie auf der einen Seite von den gröbſten, oft wirklich ergötzlichen Schnitzern wimmelt, andererſeits für unſere Verhältniſſe noch immer zu koſtſpielig iſt.

Zum neueſten Stand des Streits über Leib und Seele.

Von

Jürgen Bona Meyer.

IV.

Ueber den Sinn und Werth des Kriticismus.

Ohne Zweifel werden Manche, die meine vorgängigen drei Artikel („Kann die Materie denken?" — „Die Lehre von der Willensfreiheit im Materialismus und Idealismus." — „Willensfreiheit und Sittengeſetz") geleſen haben, mit den Reſultaten derſelben nicht zufrieden ſein. Wir wollen wiſſen, werden ſie ſagen, ob die Materie denkt; und du ſtellſt nur die Möglichkeit hin, daß ſie denken könne. Wir wollen wiſſen, ob wir einen freien Willen haben; du ſagſt uns, daß wir recht wohl einen haben könnten. Wir wollen wiſſen, ob Materialismus oder Idealismus beſſer im Stande iſt, die Thatſachen unſers geiſtigen und ſittlichen Lebens zu erklären; und du willſt uns beweiſen, daß beide dies gleich gut oder vielmehr gleich ſchlecht vermögen. Was ſoll uns dieſe Kritik, die alle Gegenſätze als mögliche beſtehen läßt? Es iſt unmöglich, das menſchliche Wiſſensbedürfniß mit bloßer Kritik zu ſättigen, der Menſch will eine Anſicht haben, es genügt ihm nicht, wenn man ihm ſagt, er könne keine haben.

Dieſe und ähnliche Einwände ſind mir bereits gegen meine Schrift „Zum Streit über Leib und Seele“ geäußert worden; doch vermag ich nicht, ſie als berechtigt anzuerkennen. Ueber alle jene und andere fragliche Punkte, wie Geiſtigkeit und Unſterblichkeit unſerer Seele ꝛc., finden ſich in meinen Auslaſſungen ebenſo poſitive Anſichten, wie Materialiſten oder Idealiſten ſie aufſtellten; ja über manche Punkte, wie z. B. die Willensfreiheit, möchte ich poſitiver eine Anſicht als die meinige bezeichnet haben als viele Idealiſten, deren dicke Bücher nicht gleich erkennen laſſen, daß ſie über dieſe Frage eigentlich nichts enthalten. In Rückſicht auf die Poſitivität kann alſo mein Verbrechen darin allein beſtehen, daß ich mich begnüge zu erklären: „Das iſt meine Anſicht“ und daß ich nicht hinzufügen kann: „Wer ſie nicht annimmt, iſt ein Schwachkopf oder ein Taugenichts“ — oder wie man dies gelinder ausdrückt, deſſen Einſicht iſt noch nicht reif oder deſſen böſer Wille ſträubt ſich aus Vorurtheilen gegen die beſſere Einſicht. Zwar bin auch ich der Meinung, daß manche Vorurtheile, wenngleich nicht böswillige, die Menſchen hindern, ihrer gleichen Natur gemäß einſtimmiger zu urtheilen; aber doch, werde ich ſtets behaupten, muß unſer Denken irgendwo auf Punkte ſtoßen, wo alles Beweiſen und Beweiſenkönnen aufhört, wo, wenn man beweiſen will, die Gegenſätze ſich mit gleichem Recht beweiſen laſſen, oder richtiger geſagt, wo man den Gründen für die eine Seite ebenſo viele für die andere entgegenſtellen kann. Daß das Verhältniß von Leib und Seele, die Geiſtigkeit der letztern, ihre Willensfreiheit, ihre Unſterblichkeit ſolche Punkte ſind, wo das Nichtbeweiſenkönnen eintritt, das zu zeigen war die Abſicht meiner Schrift „Zum Streit über Leib und Seele“. Dem aber fügte ich hinzu, daß an ſolchen Punkten, wo das Beweiſen ausgeht, die auf das poſitive Bedürfniß unſerer Seele ſich ſtützende Meinung mit vollem Rechte eintritt. Ich ſelber habe mich in meinem Buch entſchieden für eine dualiſtiſche Auffaſſung von Leib und Seele ausgeſprochen und erklärt, daß und warum ich an Willensfreiheit und Unſterblichkeit unſerer Seele glaube. Dieſe einfachen Annahmen des gewöhnlichen Menſchenverſtandes gegen alle gegneriſchen Einwände zu rechtfertigen, das war der Zweck meiner Kritik. Sie wollte zeigen, daß dieſe poſitive Annahme kein ſchlechteres Recht der Exiſtenz beſitzt als jede andere gegneriſche Meinung. Fabri hat daher kein Recht gehabt mir vorzuwerfen, daß die Kritik mir Ein und Alles ſei. Ich ſagte nicht: „Habe keine Anſicht“, ich ſagte nur: „Ueberzeuge dich durch Kritik, daß deine Anſicht keinen unumſtößlichen Vernunftbeweis für ſich zu führen im Stande iſt.“ Mit etwas andern Worten tritt Fabri ſelbſt dieſer meiner Behauptung ziemlich nahe. Er gibt ja zu, daß „eine zwingende, reinintellectuell-demonſtrative Beweisführung gegen alle Gegner, die in andern Principien ſtehen, nicht möglich iſt“; er glaubt, daß ich

Recht hatte, darauf hinzuweisen, eine wie große Bedeutung bei Annahme und Ausbildung unserer Weltanschauung andere als reinintellectuelle Elemente zu haben pflegen; er nennt es namentlich ein verhängnißvolles Versehen, daß man allgemein den Einfluß des Willens übersieht. Was habe ich im Grunde soviel Anderes gesagt? Das meine ja auch ich, daß Punkte da sind, wo man seinen Gegnern die eigene Ansicht nicht aufdemonstriren kann. Wenn ich behaupte, daß nicht die logischen Gründe uns für eine der möglichen Weltanschauungen bestimmen, sondern andere Elemente unserer Natur und unserer Erfahrungen, kann ich dies annehmen, ohne daß ich bei diesen Elementen auch der Natur unsers Willens Rechnung trage? Der Wille ist ja die bestimmende Kraft in unserer Natur. Bis dahin also können Fabri und ich noch Hand in Hand gehen und hat er keinen Grund, sich über meinen Kriticismus zu beklagen.

Nun aber wird er weitergehen. Er wird behaupten, es kann nur eine Wahrheit geben, und deshalb auch nur einen Willen, der die Wahrheit will, und, wird er hinzufügen oder hinzudenken, ein solcher Wille ist mein Wille und alle Willensäußerungen, die zu andern Weltansichten führen als die meine ist sind abirrende. Da kann ich schon nicht mehr mit Fabri gehen. Auch ich glaube zwar, daß es nur eine Wahrheit gibt; auch ich hoffe, wünsche und glaube, daß meine Ansicht die wahre sei; allein keineswegs bin ich davon so überzeugt, daß ich den Gegnern auf den Kopf zu behaupten wage, ihr müßt im Unrecht sein. Das kann ich nicht, weil ich nicht vermag, ihnen theoretisch ihr Unrecht zu beweisen. Nur dies allein gäbe mir das Recht, mit dem Siegsgefühl der absoluten Wahrheit gegen sie aufzutreten. Mein Proselytenmachen muß natürlich weniger kategorisch sein, ich bleibe darauf beschränkt, meine Ansicht einzuschmeicheln. Zunächst muß ich den Gegnern die mögliche Richtigkeit ihrer Ansichten zugeben, sodann sie davon überzeugen, daß sie unfähig sind, die Nothwendigkeit ihrer Ansichten zu beweisen, sie dadurch nöthigen, auch mir die mögliche Richtigkeit meiner Ansicht zuzugeben. Ist dies gelungen, dann habe ich meine Ansicht so anziehend wie möglich darzustellen und, wenn es thunlich, eine allgemein menschliche Seite derselben so stark und klar herauszukehren, daß möglichst viele Menschen eine Sympathie für sie empfinden. Daß diese dasein muß, kann ich nicht sodern; aber nach Wegräumung der ihr gegenüberstehenden Vorurtheile kann ich sie doch zu wecken suchen. Der Kriticismus kann es Jedem leichter machen, die Thatsachen seines Bewußtseins, seines Innern unbefangener zu beachten. Das ist die einzige Taktik der Proselytenmacherei für die kritische Ansicht, und in solchem Sinne scheint gerade der Kriticismus, der Allen gerecht zu werden strebt, die beste Vermittelungsbrücke zu größerer Einigung. Die Hoffnung, einer solchen Ein-

gung immer näherzukommen, kann ſich allein auf die Ueberzeugung von der Grundgleichheit menſchlichen Weſens ſtützen: allein die Annäherung ſowol wie die endliche Erreichung kann nicht zum bewieſenen Dogma werden. Man kann ſie hoffen und für ſie wirken, und zwar, wie mir ſcheint, am beſten in der angegebenen Weiſe: aber dem Weitern wird das billige Urtheil niemals vorgreifen. Man wird es in aller Geduld abwarten können und am Ende abwarten müſſen. Ich meine, Alle, die die Kritik verdammen, werden doch mit ihr das gleiche Schickſal theilen. Ihre poſitiven Anſichten erfreuen ſich ja keineswegs einer allgemeinen Zuſtimmung, es tritt vielmehr bei den poſitiven Löſungen eine faſt babyloniſche Divergenz hervor.

Ein jedes Syſtem tritt mit der Behauptung auf, für die unſer Denken quälenden Räthſel die vernünftige Löſung darzubieten, und kein Syſtem natürlich glaubt dies einem andern. Kann man ſich gegen den Kriticismus des poſitiven Gehalts ſeiner Anſicht rühmen, wenn dieſem ſo geringe überzeugende Kraft beiwohnt? Seltſame Menſchen! Dem Kriticismus gegenüber loben ſie die Bücher, die ein poſitiv ſicheres und allein gültiges Reſultat verkünden, und fragt man ſie, ob ihnen dies oder jenes Reſultat genügt, ſo antworten die Wenigſten mit einem runden Ja. In Frankreich hält man allgemein den Dualismus von Geiſt und Stoff für unumſtößliche Wahrheit; in Deutſchland erklären die meiſten Philoſophen den Dualismus für einen überwundenen Standpunkt. Hier huldigen die meiſten Denker einem moniſtiſchen Idealismus; aber in gerade ſo vielfach verſchiedener Weiſe, als überhaupt nur möglich iſt. Nach einer Anſicht liegt unſerm Weſen eine Subſtanz zum Grunde, ein Ideelles, das ſich, wie Erdmann ſagt, als beleibte Seele entwickelt, — oder das ſich, wie Carus dies ausdrückt, darlebt, — oder, wie Fichte zu ſagen liebt, ſich raum-ſetzt — erfüllt, — oder, wie Schopenhauer will, ſeinen Willen verwirklicht. Birgt ſich hinter dieſen verſchiedenen Ausdrücken noch eine Einheit der Ableitung, ſo tritt doch in Betrachtung der Entwickelung alsbald die thatſächliche Verſchiedenheit der Anſichten auf. Einmal verſchwindet die Subſtanz des Individuum in der allgemeinen Weltſubſtanz, der Menſch gewinnt keine Sonderexiſtenz; ein ander mal entſprießt aus unſerer Seelenidee ſogar eine ätheriſche Sonderexiſtenz für unſern Geiſt. Hier hat unſer Geiſt einen körperlichen Träger in unſerm Körper und mit dieſem Körper überdauert er den menſchlichen Tod im Geiſterreich; dort durchhaucht unſer Geiſt als Ideelles den ganzen Körper und ob er auch ohne ihn ſoll hauchen können, erfährt man kaum. Allen dieſen Anſichten gegenüber ſteht eine andere Anſicht, die unſer Weſen aus verſchiedenen, wenn auch gleichartigen Subſtanzen beſtehen läßt, aus überſinnlichen Subſtanzen des Geiſtes und aus überſinnlichen Subſtanzen, die das Weſen unſers Kör-

pers ausmachen. Dazu nun kommt der Materialismus noch mit ſeinen poſitiven Prätenſionen, eifert gleichfalls gegen den Dualismus und kämpft für einen Monismus zu Gunſten der Materie. Und von allen dieſen poſitiven Löſungen gab anfangs jede ſich für die beſte und für die unumſtößlich ſichere aus, für diejenige, die allein die objective Prüfung ihrer Wahrheit zu ertragen im Stande ſei. Jetzt freilich ſind manche dieſer kategoriſchen Verſicherungen durch mäßigere erſetzt, es würde nicht mehr ſchwer ſein, aus den meiſten Schriften Stellen zu entnehmen, die ein Bekenntniß enthalten, wie es gerade der Kriticismus fodert. Und bei ſolchem Stand der Dinge ſollte es unbedingt zu verwerfen ſein, die Reſignation auf ſichere Beweisführung zum Princip zu erheben?

Manche ſind geneigt, dieſem Princip eine zeitweilige Berechtigung zuzuſchreiben, behalten aber doch die Hoffnung auf eine feſtere Erkenntniß, die uns das fortſchreitende Wiſſen bringen wird. So will z. B. der Referent meines Buchs im „Literariſchen Centralblatt", 1857, Nr. 2, „nicht in Abrede ſtellen, daß während des gegenwärtigen noch unentſchiedenen Streits der Parteien einem Dritten — und dieſer Dritte iſt das größere Publicum — es am gerathenſten ſcheinen wird, dieſen Standpunkt der beobachtenden Kritik einſtweilen einzunehmen". Mir ſelber aber kann dies Zugeben einer zeitweiligen Bedeutung des Kriticismus nicht genügen. Ich bin allerdings der Meinung, daß dies Einſtweilen ſtets wird geſagt werden müſſen, ſolange die Menſchen mit ihren Erkenntnißkräften dieſelben bleiben. Ich glaube allerdings, daß das Verhältniß von Leib und Seele zu den Problemen gehört, die über dem Horizont unſerer Erkenntniß liegen; ich glaube, daß alle metaphyſiſchen Probleme dieſer Art ſind und bin der Meinung, daß Kant für alle Zeiten dies ſcharf genug bewieſen hat. Daß wir trotzdem dem poſitiven Zuge unſerer Natur gemäß getrieben werden, über dieſe Punkte eine beſtimmte Meinung zu erfaſſen, auch dieſe Ueberzeugung theile ich mit Kant und mit den meiſten andern Menſchen. Daß endlich einmal in der Zukunft die verſchiedenen Auffaſſungen, zu denen jenes poſitive Verlangen führte, ſich werden durch fortſchreitendes Wiſſen und Denken ſo ſehr aneinander abgerieben haben, daß eine Verſtändigung leichter ſein wird als heutzutage; ja daß ſogar ſich endlich eine Anſicht als die dem allgemeinern Bedürfniß der Menſchheit gemäß niederſchlagen könnte — das halte ich wol für möglich. Allein ich poche nicht auf dieſe Hoffnung mit allzu großer Zuverſicht, weil ich ihre Berechtigung nicht beweiſen kann und weil bereits 2000 Jahre vergeblichen Mühens nach Einigung hinter uns liegen. Bisjetzt wenigſtens ſtreiten noch immer dieſelben Differenzen miteinander, von denen uns ſchon die griechiſche Philoſophie berichtet.

Damit ſoll aber keineswegs jeder Fortſchritt philoſophiſcher Entwickelung geleugnet werden; nur kann ich ihn nicht in dem wachſenden Umſichgreifen eines Syſtems erkennen. In der Vorrede zu ſeinem „Syſtem der Logik und Metaphyſik“ hat kürzlich Ritter über dieſen Fortſchritt ſich alſo ausgeſprochen: „Meine Beſchäftigung mit der Geſchichte der Philoſophie hat mich auch belehrt, daß unter ſehr verſchiedenen Formen doch immer dieſelben Probleme vorgetragen werden und im allmäligen Fortſchritte zu ähnlichen Löſungen geführt worden ſind. Wer dies nicht bemerkt, und von den Wenigſten wird es ſeinem ganzen Gewichte nach beachtet, der glaubt behaupten zu dürfen, daß die Philoſophie ihre Lehren beſtändig wechſele, keinen gleichmäßigen Fortſchritt, keine Sicherheit in ihrer Fortentwickelung darbiete. Manche haben gemeint, ſeit Plato, ſeit Ariſtoteles ſei ſie nicht weitergekommen, ſondern zu jeder Zeit bei dem Streite um Worte ſtehengeblieben. Man möge doch nur genauer vergleichen; man wird einen ſehr merklichen Unterſchied zwiſchen der Armuth der alten und dem Reichthum der neuern Philoſophie finden; man wird die Fortſchritte der Philoſopie in der Behandlung ihrer Probleme wol gewahr werden können.“ Wiewol nun Ritter nach dieſer Stelle ſelbſt in dem Wechſel der Lehren einen beſtändigen Fortſchritt annehmen will, den ich in der Geſchichte nicht zu ſehen vermag, ſucht er doch vorzugsweiſe die Entwickelung in immer klarerer Behandlung der Probleme, in ſteigendem Reichthum des philoſophiſchen Inhalts. Darin allerdings erkenne auch ich einen ſtetigen Fortſchritt philoſophiſcher Entwickelung. Es arbeiten ſich die möglichen Gegenſätze philoſophiſcher Weltauffaſſung durch immer neues und immer zuſammenhängenderes Ueberdenken derſelben alten Probleme immer klarer heraus, ſie werden allmälig auf ihren einfachſten Ausdruck kommen. Aber in Rückſicht der Erkenntniß über die Dinge, von denen Kant nachwies, daß ſie jenſeit unſerer Erkenntnißſphäre liegen, iſt es mir unmöglich, einen Fortſchritt zu entdecken oder einen werdenden zu hoffen. Mag ſein, daß, wenn es gelungen ſein wird, die möglichen Gegenſätze philoſophiſcher Weltauffaſſungen in ihrem einfachſten Ausdruck einander gegenüberzuſtellen, daß dann die Natur der meiſten Menſchen, nicht mehr von Vorurtheilen geblendet, einſehen wird, daß ſie gerade für eine dieſer Weltauffaſſungen die meiſte Sympathie im Innern trägt, daß eine derſelben ihrem geiſtigen und ſittlichen Verlangen am meiſten zuſagt: doch bliebe dies immer nur eine größere Ausgleichung der jetzt noch ſo verſchiedenen Stimmungen der Menſchenſeelen, eine gleichmäßigere Erkenntniß des menſchlichen Bedürfens; nicht entfernt wäre damit eine größere Erkenntniß gewonnen über Dinge, die wir nun einmal nicht erkennen können. Das Suchen hiernach iſt und bleibt ein ganz vergebliches Bemühen, eine Arbeit, die unſere Kraft aufzehrt, während ſie Haß und Zwieſpalt ſäet.

Gegen dieſen Strom zu arbeiten, darin gerade beſteht der eigentliche Werth des Kriticismus. Das iſt die Bedeutung ſeiner Negativität, daß ſie die guten Kräfte vom Streben nach unmöglicher Erkenntniß auf das Gebiet der möglichen Erweiterung unſers Wiſſens hinweiſt. Die Grenzen unſers Wiſſens einzuſehen, iſt ſelbſt ſchon eine poſitive Wahrheit, durch die unſere Seele Ruhe und volle Kraft gewinnt, innerhalb der Grenzen das Mögliche zu thun. Auch die Chemie nahm ihren größten Aufſchwung erſt, ſeit ſie nicht mehr den Stein der Weiſen ſuchte. Sowenig die Phyſik aufhörte, ſeit ſie es aufgab, ein perpetuum mobile zu machen, ſowenig wird die Philoſophie aufhören, wenn ſie einſieht, daß ſie das Verhältniß von Leib und Seele nie ergründen wird. Nach Wegfall aller ſogenannten metaphyſiſchen Probleme würde immer noch ein großes Gebiet des Erkennbaren dem philoſophiſchen Denken übrigbleiben. Die Geſetze, unter denen unſer Geiſt im Logiſchen, Aeſthetiſchen und Sittlichen im einzelnen Menſchen wie in der Geſchichte der Menſchheit zur Erſcheinung kommt und gekommen iſt, bilden für die philoſophiſche Forſchung einen ebenſo beſtimmten reellen Stoff, wie ihn nur eine Wiſſenſchaft beſitzen kann. Wer hierin die Aufgabe aller Philoſophie erkennen will, für den kann weder von einem Wegfall der ſogenannten metaphyſiſchen Probleme die Rede ſein, noch wir der bangen, nicht Stoff genug für ſeine Forſchung zu behalten. Er wird die metaphyſiſchen Probleme vielmehr in pſychologiſche verwandeln und reichen Stoff ſchon finden darüber nachzudenken, welchen Werth dieſelben für die Entwickelung der Menſchheit hatten. Das iſt ein ſolcher Fortſchritt, wie ihn die Geſchichte der Philoſophie bezeugt, daß die Erkenntnißtheorie immer reicher ſich entwickelt und immer mehr anſtrebt, zum Centrum aller Speculation zu werden. In Frankreich iſt dieſer Fortſchritt bei den Philoſophen dieſes Jahrhunderts allgemeiner zum Princip erhoben als in Deutſchland; wie ich dies demnächſt in einem eigenen Buche zu entwickeln denke. Aber auch in Deutſchland müſſen Gruppe's Bemühungen darauf hinleiten; und iſt es zu bedauern, daß er der Vollendung dieſer Aufgabe nicht ſeine ungetheilte Kraft ſchenkt. Beneke hat ja für dieſes Princip ſein Leben eingeſetzt. Mir ſcheint in der That darin die Hauptaufgabe unſerer nächſten philoſophiſchen Fortentwickelung zu beſtehen, daß gezeigt wird, wie alle philoſophiſchen Probleme in der Pſychologie ihren Brennpunkt haben, in einer Pſychologie, die Thier und Menſch und Menſchheit zugleich umfaſſen müßte. Hier liegt das poſitive Land der Philoſophie, in dem ſie reiche Entdeckungen machen kann. Und zur Erforſchung dieſes Landes will der Kriticismus möglichſt viele Kräfte gewinnen, indem er ſie von dem vergeblichen Streben nach einem Wiſſen, das uns verſchloſſen iſt, abbringen möchte.

Wer unbefangen auf die philoſophiſche Geſchichte unſerer Tage blickt, der wird auch ſicherlich erkennen, daß hier der Fortſchritt liegt. Nur

wer nach despotiſcher Herrſchaft eines Syſtems umſchaut, kann zu der Meinung kommen, in der Philoſophie ſei alles Leben ſchon erſtorben. Dagegen wer auf den Fortſchritt in der Erkenntniß unſerer geiſtigen Elemente ſieht, der wird bekennen müſſen, daß es weder mit dem Intereſſe für Philoſophie vorbei iſt, noch wird er verkennen können, daß noch keine Zeit ſoviel im Einzelnen Tüchtiges geleiſtet hat. Man mag über Lotze's Syſtem denken wie man will, kein Menſch kann verkennen, daß wir durch ihn in die Natur der geiſtigen Proceſſe die tiefſten Einblicke gewonnen haben. Niemand wird leugnen wollen, daß unſere Erkenntniß der logiſchen Denkgeſetze durch ihn, und im Verlauf des Streits zwiſchen Trendelenburg und den Herbartianern durch beide Seiten, ſowie durch Apelt unendlich viel gewonnen haben. Und wer, der Philoſophie nicht nur bei Philoſophen ex profesſo ſucht, wollte nicht eine reiche Ernte philoſophiſcher Einſicht aus Steinthal's ſprachphiloſophiſchen Studien entnehmen können? Wer könnte nach dem bisher von ihm Geleiſteten ſeiner projectirten Völkerpſychologie nicht mit dem regſten Wunſche baldiger Vollendung entgegenkommen und möchte nicht wünſchen, daß Dr. Lazarus an dieſer Aufgabe ſich betheilige? Daß die Aeſthetik durch die feinen und ſinnigen Betrachtungen mancher Hegelianer an Reichthum des Inhalts Vieles gewonnen hat, wird ſelbſt der bitterſte Feind des Hegelthums einräumen. Zur Ethik hat ſicher J. H. Fichte einen ſchätzbaren Beitrag geliefert; allein an einer zuſammenhängenden Bearbeitung ihrer Principien gebricht es noch. Wollte Trendelenburg dieſe Arbeit zur ſeinigen machen, wir würden gewiß einen guten Schritt weiter vorwärtskommen. Was Apelt für geiſtige Culturgeſchichte geleiſtet hat, iſt anerkannt, und von Dem, was Lotze nun auf dieſem Gebiete zu leiſten verſpricht, erwarten ſicher Viele mit Zuverſicht das Schätzenswertheſte.

Das Alles ſind nun ſolche Beſtrebungen, denen unſere Erkenntniß eine wahre Erweiterung verdankt und derartige gibt es im Einzelnen noch gar manche. Das ſind die Gebiete, in denen ein weiterer Fortſchritt möglich iſt. Wer ihn hier ſucht, der wird deshalb, weil es letzte Fragen gibt, die ſeiner Einſicht ſich entziehen, nie fürchten können, daß für die philoſophiſche Forſchung ſich kein Stoff mehr finde. Für dieſes poſitive Streben will nun der Kriticismus alle Kraft freimachen. Er iſt alſo negativ, um deſto mehr für poſitive Erweiterung unſerer Einſicht zu ſchaffen. Er glaubt, daß nur in dieſem Streben Fortſchritt und Befriedigung möglich iſt, und iſt überzeugt, daß mit demſelben die Philoſophie im Stande ſein wird, ſich als eine über alle beſchränkte Anfeindungen erhabene Wiſſenſchaft zu zeigen.

Literatur und Kunſt.

Rechtswiſſenſchaft.

Die Geſetzgebung wider den Nachdruck, wie dieſelbe ſich in neuerer Zeit, beſonders aber im Lauf der letzten Jahrzehnde ohne Ausnahme bei allen gebildeten Völkern entwickelt und befeſtigt hat, iſt einer der glänzendſten Triumphe, welche die innere Vernunft der Dinge, das unmittelbare, lebendige Recht der Gegenwart über den todten Buchſtaben davongetragen. Bekanntlich kennt weder das römiſche noch das kanoniſche noch das ältere deutſche Recht ein geiſtiges Eigenthum in dem Sinne, wie dieſer Begriff ſich neuerdings bei uns entwickelt hat, noch konnten ſie denſelben kennen, da eine Literatur in der modernen Bedeutung dieſes Worts damals überhaupt noch nicht exiſtirte. Erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt war eine Literatur überhaupt möglich, ſowol in ihren geiſtig-ſittlichen als auch in ihren praktiſchen Beziehungen, wie denn auch von daher erſt der Buchhandel als ein eigenes ſelbſtändiges Gewerbe ſich zu entwickeln anfängt. Aber beinahe ebenſo alt wie die Literatur und der Buchhandel ſind auch die Klagen und Beſchwerden, welche Autoren und Buchhändler über die unbefugte und widerrechtliche Vervielfältigung ihrer Erzeugniſſe erhoben; ſchon Luther eiferte mit Macht gegen „den Buben, den Setzer, der von unſerm Schweiß ſich nährt, ſtiehlt meine Handſchrift, ehe ich's gar ausmache und läßt es draußen im Lande drucken, unſere Koſt und Arbeit zu verdrucken". Aehnliche Klagen wurden auch von Albrecht Dürer in Betreff der Nachbildung ſeiner Kunſtwerke erhoben, aber fürs erſte ebenſo vergeblich; das geliebte Römiſche Recht, das allgemeine A und O der damaligen Juriſten, kannte das Vergehen des Nachdrucks nicht, es wußte nichts von Autorrechten und geiſtigem Eigenthum und ſomit ließ man die Klagen unbeachtet verhallen. Das Einzige, wozu man ſich allmälig entſchloß, war, daß man zu Gunſten beſtimmter einzelner Werke Privilegien erließ, durch welche der Nachdruck derſelben für eine näher bezeichnete Friſt von Jahren unter Androhung gewiſſer Strafen unterſagt ward. Doch war dies immer nur eine Ausnahmeſtellung, durch welche die Regel, nämlich daß ein geiſtiges Eigenthum vor dem Geſetz nicht exiſtirte, erſt recht fühlbar gemacht wurde. Auch zeigte der Privilegienſchutz ſich bei weitem nicht ausreichend, am wenigſten in Deutſchland, wo die Maſſe der verſchiedenen Territorialhoheiten die Aufſicht über den Buchhandel ſehr erſchwerte. Dennoch, ſo fühlbar das Uebel gerade in Deutſchland war, ging der erſte Schritt zur Beſſerung nicht von hier aus, dazu hatten die Romaniſten ſich bei uns zu feſt geſetzt, ſondern vielmehr von England, dieſem Mutterlande des modernen Staats und der bürgerlichen Freiheit überhaupt. Und zwar, was höchſt charakteriſtiſch iſt, war es in England nicht ein Act der Geſetzgebung, nicht ein Dazwiſchentreten der Behörde, wodurch dem Uebel Abhülfe gebracht ward, ſondern die erſten Schritte zum Beſſern gingen aus der Mitte der Bürger ſelbſt, nicht aus der Gelehrtenſtube noch vom Grünen Tiſch, ſondern aus der Praxis des Lebens hervor. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts traten die engliſchen Buchdrucker und Buchhändler zu einer Corporation zuſammen und führten Bücherregiſter ein, durch welche ſie ſich

gegenſeitig gegen den Nachdruck ihrer Verlagsartikel ſicherten. Dieſes Beiſpiel wurde zunächſt in Frankreich nachgeahmt, wo die 1618 erlaſſene Buchhändlerordnung ebenfalls Strafen gegen den Nachdruck einführte, die dann ſpäterhin durch die ſtaatliche Autorität verſchärft und bekräftigt wurden. Längere Zeit dauerte es in Deutſchland, bis man dieſen Beiſpielen einigermaßen nachkam und auch dann, gemäß der unſeligen Zerſplitterung, in welcher unſer Vaterland ſich befand, beſchränkte man ſich auf Separatgeſetzgebungen, welche, von verſchiedenen Standpunkten ausgehend, auch in dem Maß des Schutzes, welchen ſie dem Buchhandel gewährten, eine große Verſchiedenheit zeigten. Am weiteſten ging das ſächſiſche Mandat von 1773, wonach wenigſtens für alle in Sachſen gedruckten Werke, gleichviel ob der Verleger ein In- oder Ausländer war, ein Eigenthumsrecht anerkannt und beſchützt ward. Aehnliche Grundſätze verfolgte auch die preußiſche Geſetzgebung in dem betreffenden Abſchnitt des Allgemeinen Landrecht, das 1797 veröffentlicht ward. Am weiteſten blieb Oeſtreich zurück, indem es noch in dem Bürgerlichen Geſetzbuch von 1810 den Rechtsſchutz nur auf inländiſche Artikel erſtreckte, ausländiſche dagegen, im Fall ſie nicht einer öſtreichiſchen Cenſurbehörde vorgelegen hatten und in Oeſtreich gedruckt waren, dem Nachdruck preisgab. Eine neue Aera begann dann mit dem Zuſammentritt des Deutſchen Bundestags; hatte doch ſelbſt die Deutſche Bundesacte von 1815 den Begriff des geiſtigen Eigenthums anerkannt, indem ſie es mit ausdrücklichen Worten als eins der erſten Geſchäfte der neugeſchaffenen Bundesverſammlung bezeichnete, ſich „mit der Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck zu beſchäftigen“. Auch wurde in der That ſchon 1818 ein eigener Ausſchuß zu dieſem Zwecke vom Bundestage niedergeſetzt. Doch verging noch mehr als ein halbes Menſchenalter, bevor man ſich unterm 7. Juni 1834 zu dem Beſchluß vereinigte, daß „der Nachdruck im Umfange des ganzen Bundesgebiets zu verbieten und das ſchriftſtelleriſche Eigenthum nach gleichförmigen Grundſätzen feſtzuſtellen und zu ſchützen ſei“. Hierauf fortbauend, gelangte man dann zu dem Bundesbeſchluß vom 9. November 1837, durch welchen literariſchen Erzeugniſſen aller Art ſowie Kunſtwerken ein Schutz gegen unbefugte Vervielfältigung auf 10, unter Umſtänden auf 20 Jahre zugeſagt ward. Doch war damit nur ein Minimum des Schutzes feſtgeſetzt, welches von den deutſchen Particulargeſetzgebungen nicht verringert, wol aber weiter ausgedehnt werden durfte und in der That auch ausgedehnt wurde, zuerſt und am nachdrücklichſten von Preußen, welches bereits im Jahre 1837 die Dauer der Schutzfriſt auf die volle Lebenszeit des Autors und noch 30 Jahre nach ſeinem Tode feſtgeſetzt hatte. Dieſe preußiſche Beſtimmung wurde in der Folge von den meiſten deutſchen Regierungen angenommen, worauf ſich denn auch der Bundestag durch Beſchlüſſe der Jahre 1845 und 1856 entſchloß, die Schutzfriſt ebenfalls auszudehnen. Ebenſo hat ſich die Particulargeſetzgebung noch mannichfach erweitert und vervollkommnet, namentlich auch durch das öſtreichiſche Geſetz vom 9. October 1846, durch welches der Schutz des literariſchen und artiſtiſchen Eigenthums vollſtändig geregelt ward. Der wichtigſte Fortſchritt jedoch blieb nach Analgie der Bundesgeſetzgebung der jüngſten Vergangenheit vorbehalten, nämlich die Erweiterung des geiſtigen Eigenthums und ſeines Schutzes auf den Verkehr ganzer Nationen; dieſe Phaſe ſteht erſt

in ihren Anfängen, wird jedoch vorausſichtlich bald eine raſche und glückliche Entwickelung nehmen. Jedenfalls iſt in dieſem Augenblick bereits ſoviel erlangt, daß alle gebildeten Nationen einig ſind in der Verwerfung des Nachdrucks; das geiſtige Eigenthum, dieſer den Juriſten der alten Schule ſo unfaßbare, ſo zweideutige Begriff, über deſſen Feſtſtellung ſelbſt die moderne Rechtsphiloſophie ſich noch nicht hat völlig einigen können, hat ſich in der Praxis als eine Nothwendigkeit des modernen Lebens dargethan und iſt demgemäß auch in die moderne Geſetzgebung aufgenommen worden. Allein ſo einig dieſelbe in dieſer principiellen Anerkennung iſt, ſo verſchieden iſt die Ausführung; faſt jeder Staat hat ſeine beſondere Geſetzgebung wider den Nachdruck und wenn dieſelben auch wie geſagt in der Hauptſache, nämlich in der vollſtändigen und unbedingten Verwerfung des Nachdrucks, übereinſtimmen, ſo herrſcht doch übrigens eine große Verſchiedenheit und war daher ein Buch, welches eine raſche und bequeme Ueberſicht dieſer verſchiedenen Geſetzgebungen möglich macht, ſchon ſeit längerm, ſowol für den Juriſten als für den Techniker, und ſelbſt auch für den Schriftſteller, ein dringendes Bedürfniß. Auch fehlte es nicht an Verſuchen, dieſem Bedürfniß zu genügen: doch blieben dieſelben größtentheils hinter ihrer Aufgabe zurück, theils weil das Material ſelbſt noch in einer fortwährenden Entwickelung und Erweiterung begriffen war, theils weil die Verfaſſer zu einſeitig bald blos den theoretiſchen, bald den praktiſchen Standpunkt einnahmen.

Eine glückliche Verſchmelzung beider Rückſichten hat ſich die neueſte Schrift dieſer Art zum Ziele geſetzt: „Der ausländiſche und einheimiſche Rechtsſchutz gegen Nachdruck und Nachbildung. Rechtswiſſenſchaftliche und für den praktiſchen Gebrauch beſtimmte Darſtellung der heutigen Geſetzgebung und des internationalen Rechts zum Schutz künſtleriſcher Erzeugniſſe von Dr. Max Friedländer“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Der Zweck des Verfaſſers iſt, das beſtehende poſitive Recht zum Schutz der ſchriftſtelleriſchen und künſtleriſchen Erzeugniſſe aller Länder darzuſtellen und zwar ſo, daß ſowol dem Theoretiker als dem Praktiker zugleich Genüge geleiſtet wird. Dies konnte weder durch einen bloßen Codex erreicht werden, der nur den Wortlaut der verſchiedenen Geſetze und Staatsverträge enthalten hätte, noch durch eine bloße Syſtematiſirung, vielmehr mußte Beides miteinander verbunden werden. Das Buch zerfällt demnach in zwei Abtheilungen, von denen die erſte den Gegenſtand ſyſtematiſch abhandelt und zwar nicht ſowol auf der Baſis des abſtracten Rechts als vielmehr aus dem Geſichtspunkte der durch das poſitive Recht beſtimmten Rechtswiſſenſchaft, alſo namentlich mit Berückſichtigung der hiſtoriſchen wie nationalen Beſonderheiten. In der zweiten Abtheilung hat der Verfaſſer ſodann eine Codification des heutigen Rechts gegen Nachdruck und Nachbildung verſucht, indem er, mit Ausſcheidung des Tranſitoriſchen, den aus dem Geſetz und ſeinen legalen Ergänzungen gezogenen Inhalt des gegenwärtig beſtehenden Rechts in gedrängter Weiſe darzulegen bemüht war. Die Schwierigkeiten, welche er dabei zu überwinden hatte, waren nicht gering; ſchon die Herbeiſchaffung des ungemein weitſchichtigen Materials erforderte große Anſtrengungen und ſtand doch in einzelnen Fällen, aller Anſtrengung unerachtet, nicht zu erreichen. So z. B. in Beziehung auf die Schweiz, wo die Geſetzgebung in Betreff des Nachdrucks dermaßen zerſplittert iſt, daß, nach dem von dem Verfaſſer in der Vorrede angeführten Zeugniß eines gegen-

wärtig als Professor der Jurisprudenz in der Schweiz lebenden namhaften deutschen Juristen, „hier kaum Einer weiß, was in seinem Canton Rechtens gegen den Nachdruck ist, geschweige denn, was bei seinem Nachbar". Um so anerkennenswerther ist die relative Vollständigkeit, die der Verfasser erreicht hat und durch die er jedenfalls die Versuche seiner Vorgänger weit hinter sich läßt. Auch in Betreff der Anordnung seines Stoffs sowie der sprachlichen Darstellung verdient der Verfasser alles Lob; jene ist klar und übersichtlich, diese einfach und durch Entfernung alles unnöthigen Schulkrams auch dem Laien vollkommen verständlich. Und so darf das Werk denn überhaupt unter der kleinen Zahl derjenigen angeführt werden, welchen es gelungen ist, juristische Gegenstände in einer Art und Weise zu behandeln, welche ebenso sehr dem Bedürfniß der Wissenschaft wie dem Bedürfniß des Laien genügt. In dieser Hinsicht ist die Jurisprudenz noch in auffälligem Grade hinter der Entwickelung der übrigen Wissenschaften zurückgeblieben; das Recht ist bei uns so lange Zeit im ausschließlichen Besitz der Gelehrten gewesen, die Kluft zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und seiner Anwendung und der lebendigen Bildung des Volks war so groß geworden, daß noch jetzt, wo doch erhebliche Schritte zum Bessern geschehen sind, namentlich durch die wenigstens theilweise Wiederherstellung der Geschworenengerichte, unsere Juristen noch immer wenig Neigung zeigen, aus ihrer gelehrten Absonderung herauszutreten und sich über diese so unendlich wichtige Seite des öffentlichen Lebens mit dem Volke selbst in unmittelbaren Verkehr zu setzen.

Ja und was noch schlimmer ist: selbst wo sie es wollen, gelingt es ihnen nur in den seltensten Fällen. Ein solcher verunglückter Versuch, juristische Fragen für das größere Publicum zu behandeln, liegt uns vor in dem Werkchen: „Der Diebstahl, dessen Verhütung und Entdeckung. Ein Warner und Rathgeber für alle Besitzenden von F. Hirt, fürstlichem Criminalrath in Gera" (Leipzig, Wengler). Eine Schrift, welche es sich zur Aufgabe stellte, das größere Publicum über den Begriff des Eigenthums und der Eigenthumsverletzung aufzuklären oder die dahin einschlagende Gesetzgebung, wie dieselbe sich in den verschiedenen deutschen Staaten entwickelt hat, nach wenigen einfachen und praktisch werthvollen Gesichtspunkten übersichtlich zusammenzustellen, könnte ohne Zweifel recht vielen Nutzen stiften, besonders wenn der Verfasser dabei von der Gabe volksthümlicher Darstellung unterstützt würde; es gehört mit zu den Abnormitäten unserer modernen Bildung und wird spätern Geschlechtern schwer zu begreifen sein, daß die Jugend in unsern Volks- und Gelehrtenschulen zwar über die Gesetzgebung Moses' und die Rechtsalterthümer der Griechen und Römer unterrichtet wird, über das Recht aber, das in dem Lande herrscht, in welchem sie leben, und das sie selbst respectiren sollen, läßt man sie in vollständigster Unwissenheit. Doch ist dies nicht das Ziel, welches der Verfasser der ebengenannten Schrift sich gesteckt hat: ihm ist es nicht sowol um Belehrung und Aufklärung über den Begriff des Eigenthums ꝛc. zu thun, sondern er will vielmehr eine praktische Anweisung geben, wie man sich gegen das unerfreuliche Schicksal, bestohlen zu werden, zu hüten und welches Verfahren man zu beobachten hat, wenn man nichtsdestoweniger davon betroffen worden ist. Eine solche praktische Anweisung kann, da dabei Alles auf den speciellen Fall ankommt, jeder specielle Fall

aber als ſolcher ein anderer und neuer iſt, natürlich nur ſehr abſtract und allgemein ausfallen und ſo dürfte denn auch unter den Anweiſungen und Rathſchlägen, welche der Verfaſſer ertheilt, kaum irgendetwas ſein, was ein leidlich verſtändiger Menſch ſich nicht längſt von ſelbſt geſagt hätte. Daß eiſerne Thüren und Fenſterläden mehr Schutz gewähren als hölzerne, daß man mit dem Hausſchlüſſel vorſichtig umgehen ſoll, daß Geldtaſchen und Uhren leicht geſtohlen werden — dies und vieles Andere der Art iſt zwar vollkommen richtig, doch bedurfte es wol kaum eines eigenen Buchs, um dieſe Wahrheiten zu verkünden. In einigen Fällen geht der Verfaſſer in ſeinem Bemühen, allgemeine Vorſchriften zu geben für Fälle, die eben nur aus der beſondern Beſchaffenheit jedes einzelnen Falls beurtheilt werden können, viel zu weit, ſo weit ſogar, daß er ſich darüber zu offenbaren Ungerechtigkeiten verleiten läßt. So iſt es allerdings ganz richtig, daß unter dem Vorwand der Hausbettelei oder des Hauſirens zahlreiche Gelegenheitsdiebſtähle verübt werden: aber darum nun, wie der Verfaſſer thut, jeden Bettler, der an unſere Thür klopft, für einen Dieb zu halten, das ſcheint uns denn doch alles Maß der Billigkeit, um nicht zu ſagen der Menſchlichkeit zu überſchreiten. Nebenher iſt der Satz, in welchem der Verfaſſer dieſen ſeinen Rath niederlegt, in ſeiner Faſſung für ihn ſelbſt ſo charakteriſtiſch, daß wir nicht umhinkönnen, ihn hier mitzutheilen. Derſelbe lautet wörtlich (S. 82): „Sei es auch ferne, jeden Bettler, jede Bettlerin, jeden Hauſirer des Diebſtahls für verdächtig zu halten, ſo wird doch der Privatmann wohl thun, vor ihnen in ſeiner Wohnung ſich möglichſt in Acht zu nehmen, mit Einem Worte, ſie alle für verdächtig zu halten.“ Man beachte dieſe Logik: zu Anfang des Satzes lehnt der Verfaſſer es ausdrücklich ab, jeden Bettler ꝛc. für verdächtig zu halten und drei Zeilen weiter gibt er den ausdrücklichen Rath, es doch zu thun?! Es kann dies als Beiſpiel dienen für die oberflächliche und nachläſſige Haltung des geſammten Buchs; der Verfaſſer hat populär ſein wollen, iſt aber nur trivial geworden. Auch würden wir uns hier mit ſeinem Buche gar nicht ſolange beſchäftigen, ſpräche er nicht am Schluß der Vorrede die Abſicht aus, unter dem Generaltitel „Erfahrungen eines Criminalbeamten“ (der denn auch ſchon dem vorliegenden Bändchen vorſichtigerweiſe mit vorgedruckt iſt) eine Serie von Büchern über criminaliſtiſche und publiciſtiſche Gegenſtände in gleicher Tendenz und Haltung herauszugeben; ſo namentlich über den Betrug, die moderne Brandſtiftung, die Lüge, den Wucher, die Proſtitution ꝛc. Glücklicherweiſe knüpft der Verfaſſer die Ausführung dieſes Vorhabens an den größern oder geringern Beifall, welchen der gegenwärtige Verſuch finden wird; will er dabei auch der Stimme einer unbefangenen und wahrheitliebenden Kritik einiges Gewicht beilegen, ſo, hoffen wir, bleiben dieſe Bücher ungeſchrieben und dem Buchhandel werden einige Centner Maculatur erſpart.

BRl.

Correspondenz.

Aus Kassel.

Februar 1857.

Lgrn. Eine der jüngsten Nummern Ihrer Zeitschrift brachte eine Correspondenz aus Kassel, die auch hier, an dem Orte ihrer Entstehung, nicht ohne Interesse gelesen worden ist. Stellenweise freilich auch nicht ohne Widerspruch. Ihr Correspondent lehnt es zwar ab, sich auf die politische Lage unsers Landes des Nähern einzulassen; allein schon das Wenige, was er darüber äußert, klingt trostlos genug und dürfte leichtlich bei Denjenigen, die mit unsern Zuständen nicht aus eigener Erfahrung bekannt sind, Bilder und Vorstellungen erwecken, die mit der wirklichen Beschaffenheit der Dinge nur wenig übereinstimmen. Wir sind nicht auf Rosen gebettet, ich gebe es zu: aber wo ist auch in diesem Augenblick das deutsche Land, das dergleichen von sich rühmen könnte? Kurhessen hat das Schicksal gehabt, daß gewisse Krankheitssymptome der jüngsten Vergangenheit sich hier zuerst und mit einer gewissen primitiven Heftigkeit geäußert haben; seitdem haben wir viele Leidensgenossen bekommen, so viele, daß man nachgerade wol aufhören könnte, uns noch immer als ganz besondere Stiefkinder des Geschicks zu beklagen. Wir verdienen dies Mitleid nicht, noch machen wir Anspruch darauf; wir fühlen uns in unserer Haut so wohl oder so schlimm, wie es in diesen Zeiten überhaupt möglich ist und wenn wir uns auch allerdings bescheiden müssen, daß eine gründliche und dauernde Besserung unserer Zustände nicht denkbar ist, ohne eine allgemeine Wiederherstellung und Neubelebung des gesammten deutschen Volksgeistes, so glauben wir doch auch, daß es eine falsche Politik wäre, die Hände deshalb nun völlig in den Schoos zu legen und abzuwarten, bis die gebratenen Tauben uns fertig in den Mund fliegen werden oder die Dinge wol gar absichtlich, aus einer Art von Selbstverspottung, noch schwärzer zu sehen, als sie wirklich sind. Von allen erdenklichen Standpunkten ist der Standpunkt des Pessimismus ohne Widerspruch der verderblichste, schon deshalb, weil er der unfruchtbarste ist; solange der Mensch noch lebt, solange soll er auch — nach einer alten Bauernregel — noch hoffen, und solange ein Volk noch existirt, solange soll es auch daran arbeiten, seine Existenz für sich und andere so nützlich und fruchtbringend zu machen, wie die Umstände nur irgend gestatten.

Doch dies ist zuletzt ein Gegenstand, über den Jeder seine individuellen Ansichten hegt und kommt es mir daher auch nicht in den Sinn, Ihrem Herrn Correspondenten aus der Schwarzsichtigkeit, mit welcher er unsere öffentlichen Zustände zu betrachten scheint, einen Vorwurf zu machen. Dagegen scheint mir ein anderer Punkt, in welchem es sich um etwas Thatsächliches handelt, allerdings eine Berichtigung zu erfodern. Ihr Herr Correspondent spricht von dem hiesigen Kunstverein und macht demselben dabei den Vorwurf, daß er Nietenblätter vertheile, durch welche nur die Mittel des Vereins zersplittert würden, ohne daß weder der Kunst selbst noch dem Kunstsinn des hiesigen Publicums irgendein Vortheil daraus erwachse; ja im Gegentheil, wie Ihr Correspondent nicht undeutlich zu verstehen gibt, tragen die Nietenblätter, welche der hiesige Kunstverein vertheilt, wol gar noch dazu

bei, den Geſchmack des Publicums zu verderben und ſein Intereſſe an der bildenden Kunſt zu ſchwächen.

Hiergegen erlaube ich mir aus ziemlich genauer Kenntniß der betreffenden Verhältniſſe Folgendes zu bemerken. Ob überhaupt Rietenblätter ausgetheilt werden ſollen oder nicht, iſt bekanntlich eine Frage, welche die deutſchen Kunſtvereine ſeit Jahren beſchäftigt, ohne daß es bisjetzt möglich geweſen, ein übereinſtimmendes Reſultat zu erzielen. Auch unſer Vorſtand iſt principiell gegen die Vertheilung von Rietenblättern: allein er glaubt ſich auch überzeugt zu haben, daß es wenigſtens vorderhand noch nicht möglich iſt, das Princip in ſeiner vollen Schärfe herauszukehren, ſondern daß aus localen Rückſichten die Vertheilung von Rietenblättern bis auf Weiteres noch beibehalten werden muß. Der braunſchweiger Kunſtverein, der unter ziemlich ähnlichen Verhältniſſen operirt wie der hieſige, hat uns darin ein lehrreiches Beiſpiel gegeben; er ſtellte, auf demſelben Princip fußend, das auch wir in der Theorie anerkennen, die Austheilung von Rietenblättern wirklich ein — und was war die Folge? Nicht nur daß der Verein ſich auflöſen mußte, ſondern er hat auch, um ſich neuconſtituiren zu können, die Rietenblätter wiedereinführen müſſen. Ihr Correſpondent meint nun freilich, daß ein Publicum, welches egoiſtiſch genug ſei, die Rietenblätter nicht entbehren zu wollen, überhaupt keinen Kunſtverein verdiene. Doch zweifle ich, daß er ſich mit dieſer ſtrengen Moral viele Anhänger erwerben wird; die Welt iſt nun einmal ſo beſchaffen, daß man, um etwas Gutes und Löbliches durchzuſetzen, auch die Schwächen der Menſchen mit in den Kauf nehmen muß. Zugegeben alſo, daß die Rietenblätter ein Uebel, ſo ſind ſie doch ein unvermeidliches Uebel und kann es ſich, die Hauptfrage in dieſem Sinne entſchieden, alſo nur noch darum handeln, was für Rietenblätter im einzelnen Fall zur Austheilung kommen. Und gerade in dieſer Hinſicht nun ſcheint Ihr Herr Correſpondent, was die hieſigen Verhältniſſe anbetrifft, nicht genügend unterrichtet geweſen zu ſein. Er ſpricht von Lithographien, bei deren Auswahl auch nicht immer der ſtrengſte Geſchmack präſidirt habe und die man ſich nun hinterdrein an allen Wänden zum Ueberdruß ſehe. Wohlan denn, hier iſt ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß der Rietenblätter, die bei der jüngſten Verloſung unſers Kunſtvereins zur Austheilung gekommen ſind. Für die 800 Mitglieder unſers Kunſtvereins wurden ungefähr in gleichen Zahlen angekauft: Richter's Beſchauliches und Erbauliches, Ebendeſſelben Goethe-Album, Sonderland's Bilder und Randzeichnungen, Heidel's Umriſſe zu Goethe's „Iphigenie", 150 Photographien nach Rafael, Rubens, Murillo, Volterra, Paul Veroneſe und Andern, ferner Meyerheim's „Harzer Holzwaarenhändlerin", geſtochen von Michaelis und Trouſſin ꝛc. Daß und wie nun durch dergleichen Sachen der Kunſtgeſchmack des hieſigen Publicums verdorben werden ſoll, das will mir freilich nicht einleuchten; doch iſt ja der Geſchmack verſchieden....

Im Uebrigen iſt das Gebiet der Kunſt bei uns keineswegs das einzige, auf welchem ſich eine erfreuliche Thätigkeit, verbunden mit einer wachſenden Theilnahme und Empfänglichkeit des Publicums, kundgibt: auch in der Literatur beginnt ſich ein friſches Leben zu regen, eine Thatſache, die vielleicht mehr als alles Andere geeignet iſt, die allzu trüben Vorſtellungen zu berichtigen, die man ſich auswärts von uns macht. Namentlich entwickelt der

Verlag des hiesigen Buchhändlers O. Bertram, desselben, dessen auch Ihr Correspondent mit Anerkennung gedenkt, eine beachtenswerthe Thätigkeit. Der von ihm herausgegebene „Bauernfreund", ein landwirthschaftlicher Kalender, speciell für unser Land bestimmt, hat in der kurzen Zeit seines Bestehens — der zweite Jahrgang verließ vorigen Herbst die Presse — eine ganz ungemeine Verbreitung gewonnen; der Absatz, wiewol wesentlich auf unser Ländchen beschränkt, beläuft sich bereits in die Tausende. Dieser ungewöhnliche Erfolg ist theils der zweckmäßigen Anlage und Einrichtung des Buchs selbst zu verdanken, theils ist er die Frucht der unermüdlichen Thätigkeit, mit welcher unser Landesökonomierath Wendelstadt bemüht ist, die Bauern unsers Landes für die Fortschritte der Wissenschaft empfänglich zu machen. In der kurzen Frist von zwei Jahren ist es diesem trefflichen Manne gelungen, das ganze Land mit einem Netz von landwirthschaftlichen Vereinen zu bedecken; es werden solcher Vereine in diesem Augenblick nicht weniger als 24 gezählt, darunter einzelne von 200 und 300 Mitgliedern und darüber. Wer aber weiß, wie roh bis vor kurzem der hessische Bauer im Allgemeinen noch war und mit welcher Hartnäckigkeit er an dem Alten und Hergebrachten hängt, der wird nicht nur die Ausdauer zu würdigen wissen, deren es bedurfte, um ein solches Resultat zu erreichen, sondern er wird auch eine Vorstellung gewinnen von dem Nutzen, den diese Vereine gerade bei uns auf diesem so lange vernachlässigten Boden hervorzubringen im Stande sind.

Von sonstigen Neuigkeiten der genannten Verlagshandlung führe ich noch an: die „Beschreibung des Hessengaues" von Dr. G. Landau, als zweiter Band der durch den Gesammtverein der Geschichts- und Alterthumsvereine herausgegebenen Beschreibung der deutschen Gaue, ein höchst verdienstliches Werk, das durch die Genauigkeit der Forschung sowie durch den Reichthum der Ergebnisse die Aufmerksamkeit aller vaterländischen Geschichtforscher in Anspruch nimmt. Ferner eine Abhandlung über „Das Formelle bei gerichtlich-chemischen Untersuchungen" von Dr. J. R. Wild, einem angesehenen Arzte hiesiger Stadt, der seine besondere Befähigung für dieses Fach durch eine vieljährige Praxis bewährt hat und der hier den Fachgenossen die Quintessenz einer reichen Erfahrung darbietet. Besonderes Interesse, auch im größern Publicum, erregt ein ebendaselbst erschienenes Schriftchen, betitelt: „Zur Abwehr. Von einem Kurhessen israelitischer Confession." Dasselbe legt Protest ein gegen einen von unserm Generalsuperintendenten Martin hervorgerufenen Beschluß unserer Ersten Kammer, durch welchen die kurhessischen Juden der bisher genossenen Gleichberechtigung beraubt werden. Das Schriftchen ist mit großer Klarheit und Schärfe abgefaßt und wenn es auch, trotz der Energie seiner Beweisführung, leider nicht im Stande sein wird, die Gleichberechtigung der Juden zu retten, so hat es doch das Verdienst, das Publicum über die Bedeutung jenes Beschlusses aufgeklärt und unserer Judenschaft selbst eine moralische Genugthuung verschafft zu haben, mit der dieselbe sich denn einstweilen über die praktische Niederlage trösten muß. Das Schriftchen ist anonym erschienen; doch wird es allgemein unserm Landesrabbiner Dr. Adler zugeschrieben, einem ebenso geistvollen wie tüchtigen Manne, der überall der lebhaftesten Verehrung genießt. Im Druck befindlich ist ferner eine „Geschichte der Aufstandsversuche im Königreich Westfalen von 1807—12", aus dem Nachlaß des verstorbenen Karl Lyncker. Das Buch, dessen Herausgabe Dr. Landau und Dr. Bern-

hardy übernommen haben, war eine Lieblingsarbeit des früh geſchiedenen Verfaſſers; mit außerordentlicher Sorgfalt hat er alle auf jene Epoche bezüglichen Geſchichtswerke, Memoiren, Briefe ſowie die mündlichen Mittheilungen noch lebender Zeitgenoſſen zuſammengetragen und auf dieſe Weiſe ein Werk geſchaffen, das nicht nur für den Geſchichtsforſcher, ſondern überhaupt für jeden patriotiſchen Leſer ebenſo belehrend wie anziehend iſt. Noch ein anderes Werk, ebenfalls aus dem Nachlaß eines Verſtorbenen, wird in kurzem die Preſſe verlaſſen: nämlich eine „Geſchichte der architektoniſchen Verzierungskunſt" von dem ehemaligen Oberbaumeiſter Engelhardt, der uns vor kurzem durch den Tod entriſſen ward. Engelhardt's Name ſteht bei den Fachgenoſſen in verdientem Anſehen und auch als Schriftſteller hat er ſich durch ſeine in der Frankh'ſchen „Encyklopädie" erſchienene „Geſchichte der Baukunſt" ſowie durch die „Geſchichte der vier Perioden der Baukunſt" rühmlichſt bekannt gemacht.

Das Wichtigſte jedoch, was uns auf literariſchem Gebiete bevorſteht, iſt, daß wir endlich auch ein eigenes journaliſtiſches Organ, entſprechend den Foderungen der hentigen Bildung, erhalten ſollen. Daſſelbe wird zu Anfang April dieſes Jahres unter dem Titel „Kaſſeler Sonntagsblatt. Wochenſchrift für Literatur, Kunſt und Leben" erſcheinen und zwar ebenfalls im Bertram'ſchen Verlag. Wie ſeine gleichnamigen Vorgänger, das „Bremer Sonntagsblatt", das „Weimarer" ꝛc., ſoll es das Unterhaltende mit dem Belehrenden verbinden; es ſoll alſo namentlich Erzählungen, Novellen und Reiſeſkizzen bringen, daneben aber auch Nachrichten über Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft, nebſt kritiſchen Berichten, Correſpondenzen ꝛc. Doch wird bei dem Allen der locale Standpunkt ſtets der vorwaltende bleiben und mit Recht; es ſoll eben ein heſſiſches Blatt ſein, das als ſolches auch zunächſt in den heſſiſchen Intereſſen wurzelt und von heſſiſchen Kräften erhalten wird. Beſonders in letzterer Hinſicht begrüßen wir das Unternehmen mit großer Freude; wir ſind an literariſchen Kräften keineswegs ſo arm, wie es wol auswärts den Anſchein hat, ſondern nur der Mittelpunkt hat uns bisher gefehlt, um den dieſelben ſich verſammeln und von dem aus ſie eingreifen konnten. Dieſen Mittelpunkt werden wir nun hoffentlich durch das neue Blatt gewinnen. Daß der Herausgeber Geſchmack und Einſicht beſitzt, ein derartiges Unternehmen zu leiten, das hat er bereits durch die zwei Jahrgänge ſeines „Heſſiſchen Jahrbuch" bewieſen; wir irren wol nicht, wenn wir das „Kaſſeler Sonntagsblatt" gewiſſermaßen als Ableger, wenigſtens als Geiſtesverwandten jenes Jahrbuchs betrachten, nur in einer bequemern und zugänglichern Form, und haben wir demnach allen Grund, dem neuen Ankömmling mit den beſten Erwartungen entgegenzuſehen.

Aus Brüſſel.

3. März 1857.

Ms. Den Carneval ſind wir los, der Himmel ſei dafür geprieſen! Auf der Straße konnte man ihm entgehen, das Wetter war leidlich, man rannte zum Thor hinaus, aber in den Zeitungen war er nicht zu vermeiden; mitten unter Feruk-Khan, Lord Cowley, Aſterabad, Herat, Karrak und Abuſchär ſtieß man auf den belgiſchen Carneval, auf den „eleganten" brüſſeler Carneval,

auf die „belebte schöne Welt“ vom Faschingsdienstag, so „interessant wie noch niemals“ — was sollte man sich erst vom folgenden Sonntag, von der Nachfeier versprechen? Wenn die brüsseler Literaten ihr Honorar nicht anständiger zu verdienen wissen, so mag man dies ihrem Localpatriotismus zugute halten; aber sogar in deutschen Zeitungen figurirte der Unsinn, welcher eine Unwahrheit maskirte. Der Carneval zu Brüssel war ein schmieriges, charakterloses Chaos, ohne Pfeffer und Salz, die öffentlichen Travestirungen trugen höchstens den Charakter der Gemeinheit und des Schmuzes; der sogenannte „Corso“ hatte sich in eine Fiacrebande verkleidet, und das schönste Thier der Schöpfung, das Pferd, erschien hier fast nur in jener Gestalt, wie es in London vor die Dreckwagen gespannt wird. Der Carneval war erbärmlich, das wäre wenig; aber der Carneval wird von Jahr zu Jahr erbärmlicher, das ist mehr; der Carneval löst sich auf, weil wir zwölf Monate des Jahres Maskerade spielen, weil die Heuchelei als fromm, die Ostentation als wohlthätig, die Herrschsucht als liberal, der Charlatanismus als Wissenschaft umhergehen: das ist am meisten, denn das ist eine Idee. Wenn es zwölf Uhr auf dem Maskenballe geworden, so ruft man: „Masken herunter!“ Wissen Sie, wie viel Uhr es ist?

Ein einziger Jubelschrei erscholl am Faschingsdienstag durch die Straßen Brüssels, als die Gesellschaft der „Krokodile“, eine Studentengilde, mit der Verhöhnung des Unterrichtsgesetzes, wie es die Kammer beschlossen, in all den wüsten Carnevalsschmuz hineinfuhr. Die studirende Jugend allein persiflirte die Maskerade, welche der Gesetzgebende Körper der Nation aufgeführt hatte, indem er das „Heil der Wissenschaft“, die „Interessen der studirenden Jugend“ vorschützte, und die religiösen Kasteninteressen und die katholischen Gymnasialkasten meinte. Ein ungeheurer „Löschhut“, wie ihn der pariser „Charivari“ früher regelmäßig dem Grafen Montalembert aufsetzte, ward vorangetragen, der „Fortschritt“, mit dem Gesicht nach hinten, beschloß den Zug. Die Fahnenstöcke in der Mitte, von phantastisch-gekleideten „Krokodilen“ getragen, zeigten lauter Epigramme auf das jämmerliche Gesetz: „Höhe der Studien“, „Certificate garantirt“ ꝛc. Um dem Leser dies verständlich zu machen, muß ich ein wenig ausholen.

Das neue belgische Unterrichtsgesetz, leider auch in zweiter Lesung durchgegangen, von der katholischen Majorität selbst gegen das katholische Ministerium durchgesetzt, schafft zuerst das Abiturientenexamen definitiv ab. Freiheit des Unterrichts! Lies: Freiheit der Unwissenheit! Leider hatte vor zwei Jahren der sonst so verständige Hr. Verhaegen, Gott weiß aus welchem Grunde, der Katze die Schelle umgehängt; diesmal wehrte er sich wie ein reumüthiger Löwe. Hr. Dedecker, Minister des Innern und des Unterrichts, verlangte eine Prüfung; Hr. de Theux, namens der Centralabtheilung, schlug vor, lediglich Certificate von den Anstalten des mittlern Unterrichts zu fodern, daß N. N. die Humaniora studirt habe. Diese Anstalten des Mittelunterrichts sind aber frei wie die Vögel in der Luft und die Geistlichkeit hat ihrer soviel wie Sand am Meere. Die bischöflichen lateinischen Schulen werden daher Concurrenz mit den königlichen oder Staatsgymnasien treiben, wer von beiden die meisten Abiturienten auf die Universitäten liefert, d. h. wer die meisten Certificate ausstellt! Hr. de Theux bekennt ganz trocken, die geistlichen Mittelschulen fürchteten die Zusammensetzung der Geschworenen

oder Examinationscommiſſionen, obgleich die Freunde des Hrn. de Theux am Staatsruder ſtehen! Bei der Abſtimmung articulirte Hr. Dedecker ein lautes Nein! Hr. Vilain XIIII. ein nicht minder deutliches Nein! Die Linke jubelte über die Ehrenhaftigkeit der beiden Hauptminiſter.

Werden die Staatsexamina für den praktiſchen Beruf nicht ebenfalls herabgeſchraubt, ſo erleben wir künftig, daß 20% der Candidaten angenommen, 80% nach Hauſe geſchickt werden. Die Aeltern mögen dann jammern, die jungen Leute haben ihre beſte Zeit, ihr Erbe und ihren Lebensmuth verſtudirt und werden die Zahl der malcontenten Advocaten, der Hämorrhoidarier jeden Kalibers zu einer charmanten Revolutionsarmee anſchwellen. Die Katholiken hierzulande ſind höchſt conſervative Leute!

Hr. Heinrich de Brouckère, Bruder des Bürgermeiſters von Brüſſel, der liberale ſanfte Heinrich, wehklagt vergebens: die Studien in Belgien ſinken, der wiſſenſchaftliche Geiſt iſt à la baisse. Vergebens iſt die Thatſache, daß ſich viel zu viele junge Leute zum Studiren herandrängen; vergebens die Nothwendigkeit, die Prüfungen zu verſchärfen, um die wirklichen Capicitäten anſtändiger beſolden zu können, die Mittelmäßigkeiten zu verſcheuchen, die Büreaukratie zu vereinfachen, wie Schäffle in Tübingen jüngſt in der „Vierteljahrsſchrift" gut erörterte; vergebens iſt die Evidenz und der geſunde Menſchenverſtand. Die Anfoderungen an die Candidaten werden gelichtet, gleich den Wäldern des 19. Jahrhunderts; man macht in Belgien die große Entdeckung, die Alexander von Humboldt und Arago entgangen war: es gibt Examenbranchen und Zeugnißbranchen.

Die ſämmtlichen Prüfungsgegenſtände werden von der Centralabtheilung und nachher von der Kammer durchgeſiebt und filtrirt; Mücken bleiben oben, ganze Kameele fließen durch. Für alle Zeugnißbranchen genügt künftig der „Teſtirbogen". Die Pharmaceutik braucht der Candidat der Medicin nicht mehr zu wiſſen, wenn er ſie nur „auf dem Bogen" hat, ſprach die Centralabtheilung. Da erhob ſich der grimme Verhaegen von Thronecker: „Was, ein Arzt ſoll nicht wiſſen, wie ein Recept gemacht wird, wo denkt ihr hin? Ich kann Hrn. Verhaegen verſichern, daß ich Recepte geleſen habe, nach welchen Säuren und Baſen auseinandertrafen, die einen recht netten neutralen Körper bildeten." Diesmal ſiegte der Menſchenverſtand, die Pharmaceutik blieb unter den Examenbranchen.

Der Teſtirbogen erledigt, laut Kammerbeſchluß, die allgemeine Geſundheitslehre, die gerichtliche Medicin, die vergleichende Anatomie, die allgemeine Therapeutik und die pathologiſche Anatomie. Ein Hr. Vanderdonkt verlangte gar, man ſollte den Doctoren der Medicin das praktiſche Examen in der Chirurgie und im Accouchement erlaſſen. Hr. Vanderdonkt fiel jedoch leider mit ſeinen „innern" Doctoren durch. Schade, Beinbrüche laſſen ſich ſo gut mit Chemie curiren!

Beim Pharmaceutenexamen mußte der Miniſter des Innern die Elemente der Mineralogie retten und auf einer toxikologiſchen Manipulation beſtehen. In der Rechtswiſſenſchaft ſchreibt die Centralabtheilung auf den Teſtirbogen: „Rechtsencyklopädie, Naturrecht, moderne politiſche Geſchichte, Staatsrecht und Nationalökonomie, Civilproceß, Handelsrecht." Es ſoll ein beſonderes Doctorat für politiſche und Adminiſtrativwiſſenſchaften, Nationalökonomie, Staats- und Verwaltungsrecht geben. Ein Advocat, ein Richter brauchen keine Na-

tionalökonomie und kein Handelsrecht, welches das wesentlich moderne Recht ist. Moderne Rechtsgeschichte wird nicht examinirt, während römische Rechtsgeschichte und Institutionen bis auf den Grund gewußt sein müssen. Der liberale Hr. Devaux war in der Centralabtheilung so weich gekocht worden, daß er von der „Qual des Gedächtnisses" der jungen Leute wimmerte, wenn sie sich mit „all den Controversen über den Code" befassen sollten! Von 133 Candidaten des Rechts seien im Jahre 1855 nur 77 angenommen worden. Raison de plus, sagt der gesunde Verstand, Hr. Dedecker verlangt moderne Rechtsgeschichte, Hr. Orts züchtigt den Leichtsinn der Abtheilung. Mit Ach und Krach geht die „historische Einleitung ins bürgerliche Recht" als Amendement durch.

Neues Attentat: das schriftliche Examen wird abgeschafft, man soll nur noch mündlich examinirt werden. Hr. Verhaegen bemerkt, eine doppelte Prüfung sei viel sicherer, im mündlichen Examen herrschten allerhand Stimmungen und Umstände, das mündliche Examen habe stets das schriftliche ergänzt. Hr. Dedecker versichert, die Moral und die Gesellschaft seien beim schriftlichen Examen auf dem Spiele. Hr. Devaux erklärt, der niedrige Stand der Wissenschaft in Belgien rühre vom doppelten Examen her, unter dem König Wilhelm von Holland habe man nur Eine Prüfung verlangt, damals sei Alles gut gegangen, also... Die alten Philosophen trugen Bärte, also lassen wir uns den Bart wachsen! Amendement: der Candidat kann auf Verlangen der Jury dem schriftlichen Examen überwiesen werden.

Dieses stupide Gesetz also verhöhnten am Faschingsdienstag und auch beim Nachcarneval, letzten Sonntag, die überfidelen „Krokodile". Eine Fahne mit zwei Kälbern kündigte vorgestern das Système deux veaux (Devaux) an; eine zweite Inschrift proclamirte die Vorzüglichkeit der bischöflichen Schulen: „Reichliche Nahrung, Certificate garantirt!" Löwen, die alma mater, die ihre Kinder verschlingt, klingelte mit einer Unzahl von bourses, Stipendien, welche die Testamentsvollstrecker fast sämmtlich an die Bedingung knüpfen, daß man in Löwen studire. Ein als Krokodil gekleideter Bursche machte auf einem Horn, einem Triangel und einer Trommel zugleich die rasendste Katzenmusik. Ströme von verehrlicher Straßenjugend ergießen sich hinter dem lebendigen Pasquill her. Wird aber wol vorläufig, bis Mutter Erfahrung die Ruthe zur Hand nimmt, ebenso wenig helfen als die Protestationen der drei Universitäten Brüssel, Gent und Lüttich, nebst derjenigen der Akademie der Wissenschaften. Im Schiller'schen „Demetrius" steht die philosophische Erklärung der „Mehrheit", welche in den Kammern Recht hat.

Alles Volk hat gelacht über den Aufzng der Krokodile; man konnte aber erst wahrhaft lachen über die Lacher. Fast sämmtliche Krokodile sind jetzt Studenten von Verhaegen's Gnaden, d. h. dadurch, daß Hr. Verhaegen die Abiturientenprüfung wegdecretiren ließ. Auch zeichnet sich die Masse dieser lustigen Ungethüme nicht besonders durch akademischen Fleiß aus. Sie haben eine Art von deutschem „Kneipcomment" aufgethan, geben Bälle mit höchst unzweideutiger weiblicher Gesellschaft, schreiben ein Witzblatt: „Der Krokodil": alle diese Umstände lassen natürlich nicht übermäßig viel Zeit zum Studiren übrig. Aber freilich, wo es gegen den Cléricat angeht, da ist der liberale Student ein Wunder von Arbeitsamkeit, ernstem Lebenswandel und sittlichem Charakter; das gehört zum Parteileben.

Notizen.

Wilhelm Jordan's neueſtes Drama „Der falſche Fürſt" hat kürzlich in Frankfurt a. M. ſeine erſte Aufführung erlebt, ſcheint aber nur wenig angeſprochen zu haben; namentlich wird die Fabel des Stücks, bei der eine Idee von Bulwer zugrunde liegen ſoll, als in hohem Grade capriciös und unwahrſcheinlich getadelt. Das Königſtädtiſche Theater in Berlin brachte eine Bearbeitung der vielbeſprochenen „Geldfrage" von Alexander Dumas dem Jüngern; dieſelbe ſcheint jedoch den ziemlich hochgeſpannten Erwartungen ebenfalls nicht entſprochen zu haben. Auf der Königlichen Bühne daſelbſt iſt man mit Einſtudirung eines neuen Schauſpiels „Aus dem Leben" von Julius Bacher, Verfaſſer des hiſtoriſchen Romans „Sophie Charlotte, die philoſophiſche Königin" beſchäftigt. Eine andere Neuigkeit von demſelben Verfaſſer, ein Luſtſpiel, betitelt „Diplomatie in der Liebe", ſoll in Dresden in Vorbereitung ſein. In Leipzig hat „Die Grille" von Frau Birch-Pfeiffer großes Glück gemacht.

Adolf Schults in Elberfeld, der ſchon vor einigen Jahren einen epiſchen Cyklus „Martin Luther" (Leipzig, F. A. Brockhaus) herausgab, hat ein neues erzählendes Gedicht verwandten Inhalts vollendet. Daſſelbe behandelt die Geſchichte Michel Servet's und führt den Titel „Der Huß von Genf". Von ſeinen geſammelten „Gedichten" (Iſerlohn, Bädeker) erſchien vor kurzem die dritte vermehrte Auflage. Auch von den „Gedichten" von Emil Rittershaus iſt eine neue vermehrte und verbeſſerte Auflage in Vorbereitung (Leipzig, F. A. Brockhaus). Otto Roquette hat ein neues Drama „Die Sterner (vielleicht nach Varnhagen von Enſe's Novelle „Die Sterner und die Pfittiche") geſchrieben; daſſelbe wird zuerſt in Weimar zur Aufführung kommen.

Aus Wien wird der Tod des Profeſſors der altdeutſchen Sprache und Literatur Karl Auguſt Hahn gemeldet. Der Verewigte gehörte zu den gründlichſten Kennern unſerer ältern Literatur und hat ſich ſowol durch ſeine grammatiſchen Forſchungen als auch durch ſeine zahlreichen kritiſchen Ausgaben verdient gemacht. Geboren im Jahre 1807, ſtudirte er in Berlin und Heidelberg und ließ ſich dann an letzterm Orte als Privatdocent nieder. Ende der vierziger Jahre als Profeſſor in Prag angeſtellt, folgte er bald darauf, nach dem Rücktritt Karajan's, einem Rufe an die Univerſität zu Wien, die jetzt mit ihm eine ihrer namhafteſten Zierden verloren hat. In Bamberg ſtarb Dr. Emanuel Feuſt, vormals Redacteur des „Nürnberger Kurier", bekannt durch die vielfachen Kämpfe, die er mit den bairiſchen Preßbehörden zu beſtehen hatte und die ſchließlich mit Unterdrückung des ebengenannten Blattes, eines der älteſten der deutſchen Preſſe, endeten. Feuſt ging darauf nach Bamberg, wo er die Redaction des dortigen „Wochenblatt" übernahm und gleichzeitig eine „Politiſche Wochenſchrift" herausgab. Er war ein ebenſo intelligenter wie geſinnungstüchtiger Publiciſt und auch als Privatmann hochgeachtet von Allen, die ihn kannten.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Classische Dramen in neuen Uebersetzungen von Edmund Lobedanz.

Hamlet, Prinz von Dänemark. Tragödie des Shakspeare. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauspiel des Euripides. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Edmund Lobedanz ist dem deutschen Publicum durch seine anerkannt trefflichen Uebersetzungen von Kalidasa's „Sakuntala", Shakspeare's „Romeo und Julia" und Sophokles' „Antigone" (in gleicher Ausstattung wie Obiges in demselben Verlag erschienen, jede geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.) bereits so vortheilhaft bekannt, daß auch diese neuen Uebersetzungen zweier Meisterwerke der dramatischen Literatur gewiß Vielen willkommen sein werden.

Die Uebersetzung von Shakspeare's „**Hamlet**" darf auch nach und neben der Schlegel-Tieck'schen Anspruch auf Beachtung machen und hat vor derselben manche Vorzüge, besonders auch für die Lectüre.

Goethe's „Iphigenia" ist Tausenden bekannt, nicht so das erhabene Vorbild derselben: **Euripides'** „Iphigenia", die der Goethe'schen ebenbürtig zur Seite steht und hier zuerst in einer den Ansprüchen des großen Publicums genügenden deutschen Uebersetzung erscheint.

Von demselben Verfasser erschien ebendaselbst:

Narren des Glücks. Historischer Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark spielender historischer Roman, der dem Leser namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struensee's nach theilweise bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchst spannender Weise vorführt.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 12.** 19. März 1857.

Inhalt: Schwäbische Zustände. Aus einem Briefe an den Herausgeber. — Gedichte. Ein Försterhaus im Elsaß. Von **Friedrich Otte.** — Drei Zeitgedichte. Von **Albert Traeger.** 1. Fortschritt. 2. Diese Zeit. 3. Götzendienst. — Literatur und Kunst. Literaturgeschichte. („Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade", 5. Bd., 1. und 2. Heft; Cassel, „Erfurt und die Zäunemannin".) — Populäre Encyklopädie. („Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon", 2. Heft; Rotteck und Welcker, „Staats-Lexikon", 5.—7. Heft.) — Correspondenz. (Aus Hannover. — Aus Berlin.) — Notizen. — Anzeigen.

Schwäbische Zustände.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

.... Nach jahrelangem Schweigen und nachdem inzwischen Manches bei uns zum Abschluß gekommen ist, was damals noch in chaotischer Entwickelung war, drängt es mich, Sie wieder einmal von unsern schwäbischen Zuständen zu unterhalten. Daß zu diesen zum Abschluß gelangten Dingen auch die Kirchenzuchtfrage gehöre, die sich, begünstigt durch die völlige politische Ebbe, wie anderwärts so auch bei uns vor kurzem noch sehr lebhaft, um nicht zu sagen anmaßlich in den Vorgrund drängte, wage ich freilich nicht zu behaupten; für den Augenblick beseitigt aber ist sie bei uns allerdings und wie die Dinge nun einmal stehen, haben wir schon dies als einen nicht unerheblichen Sieg zu betrachten. Die Gefahr war wirklich groß, aber noch größer war die Kraft und Einigkeit des Widerstandes. Bei der nahen Verbindung, in welcher unser Kirchenregiment bekanntlich mit dem Herde der kirchlichen Restauration, den officiösen eisenacher Kirchenconferenzen steht, war das Schlimmste zu befürchten; allein eben diese Furcht weckte die Massen aus der dumpfen Gleichgültigkeit, in der sie sonst wol versunken sind. Der bekannte Vorgang des Oberconsistoriums in Baiern erinnerte uns lebhaft an das alte proximus ardet Ucalegon und mit rascher Entschlossenheit wurde

der Verbreitung der Feuersbrunſt ein feſter Damm entgegengeſtellt. Was hatte man uns nicht ſeit Jahren ängſtlich machen wollen mit den Fortſchritten, welche die Partei des Obſcurantismus auch bei uns im Bewußtſein des Volks davongetragen haben ſollte! Aber ſeltſam, gerade im kritiſchſten Moment, wo es am allernöthigſten gethan hätte, war von dieſen angeblichen Triumphen nichts zu ſpüren. Im Gegentheil, was ſich in unſern Provinzialblättern über die Frage vernehmen ließ, gehörte beinahe ausſchließlich der freiſinnigen Partei an; gleichzeitig mit den bekannten Proteſten in Franken und von demſelben Geiſt getrieben, wetteiferte unſere Preſſe, in lichtvollen, ſchlagenden Artikeln die Gefahren nachzuweiſen, mit denen die projectirte Einführung der Kirchenzucht, der Excommunication, der Privatbeichte ꝛc. nicht nur das religiöſe, ſondern auch das häusliche und bürgerliche Leben bedrohe. So energiſch waren dieſe Aeußerungen und ſo einſtimmig wandte die öffentliche Meinung ſich ihnen zu, daß die Vertheidiger der klerikalen Tendenzen es kaum noch wagten, ſich in den eigentlich theologiſchen, auf die engſten geiſtlichen Kreiſe beſchränkten Blättern vernehmen zu laſſen; ſelbſt viele Geiſtliche, die zuvor mit dem großen Strome der hochkirchlichen Reſtauration unbefangen dahingeſchwommen waren, nicht eigentlich mit Abſicht, ſondern nur weil der Strom ſie trieb, wurden auf einmal ſtutzig und zogen ſich von einer Partei zurück, die ſo deutlich vor aller Welt kundgegeben, wohin im Grunde ihr hierarchiſches Gelüſte zielt. Mit einem Wort: die öffentliche Meinung, der auf dem religiöſen Gebiet bei uns noch ein freierer Ausdruck durch die Preſſe geſtattet iſt als in politiſchen Angelegenheiten, hat einen glänzenden und vollſtändigen Sieg davongetragen; die königlich evangeliſche Synode iſt in aller Stille über dieſelbe Frage hinweggegangen, die ſie ſelbſt erſt mit ſoviel Eifer angeregt hatte. Von entſcheidendem Einfluß ſoll dabei, wie man wenigſtens im Publicum wiſſen will, ein Wink geweſen ſein, der ihr von höchſter Stelle zugekommen; man wünſcht in maßgebenden Regionen keine unnöthige Aufregung der Gemüther, in der Religion ſowenig wie in der Politik und dieſer höchſten Willensmeinung hat ſich denn natürlich auch die Synode nicht entziehen können.

Auch noch bei einer andern Gelegenheit hat es ſich in bemerkenswerther Weiſe gezeigt, wie der Druck der Gegenwart bisjetzt nicht im Stande geweſen iſt, die Macht der öffentlichen Meinung zu brechen; die öffentliche Meinung iſt zuweilen dem Anſchein nach jahrelang in der tiefſten Abſpannung verſunken, ſie ſchweigt, ſie ſchläft, ſie iſt todt — und plötzlich ſiehe da! ein Windhauch genügt, ſie wieder aufzuwecken. So ging es bei uns mit dem bekannten Antrag der Landtagsabgeordneten, den etwaigen Durchmarſch der Preußen nach der Schweiz betreffend. Die praktiſche Seite der Frage hat für den Augenblick alle Bedeutung ver-

loren und auch auf die politiſche und ſtaatsrechtliche laſſe ich mich hier abſichtlich nicht ein. Genug, die zehn Abgeordneten, die zuerſt beim landſtändiſchen Ausſchuß darauf antrugen, ſich bei der Regierung um Abwendung des preußiſchen Durchzugs zu bemühen, gehören größtentheils der demokratiſchen Richtung an und ſind deshalb und noch mehr wegen der Zähigkeit, mit der ſie auch jetzt noch, in dieſer Zeit der Apoſtaſien und Schwenkungen, an ihrer Ueberzeugung feſthalten, der Mittelmäßigkeit höchſt unbequem. Dennoch fand ihr Antrag überall im Lande das lebhafteſte Echo; es war, ganz abgeſehen von allen politiſchen Sympathien und Antipathien, eben der Wunſch des Volks, es war das Verlangen der öffentlichen Meinung, daß unſer Land unbetheiligt bleibe bei einem Kriege, der, wenigſtens wie man die Sache hier betrachtete, nur für alle Theile verderblich werden mußte. Daher die wahrhaft elektriſche Wirkung dieſes Antrags; ſeit dem Jahre 1849 hatten wir nichts Aehnliches erlebt. Namentlich erhoben Induſtrie und Gewerbe ſich wie Ein Mann und ſo ſchwer fiel das Gewicht dieſer Kreiſe in die Wagſchale, daß ſelbſt unſer hochconſervativer Ständiſcher Ausſchuß nicht umhinkonnte, ſo deutlich ausgeſprochenen Wünſchen bei der Krone Worte zu leihen. Allerdings blieben dieſelben erfolglos; auch hat die ganze Angelegenheit, wie ſchon erwähnt, durch die Wendung, welche der preußiſch-ſchweizeriſche Conflict ſeitdem genommen hat, alle praktiſche Bedeutung verloren. Für die innere Geſchichte unſers Landes aber iſt der Vorfall bei alledem nicht ohne dauernde Bedeutung; er hat gezeigt, daß auch in der Politik die Indifferenz lange nicht ſo groß iſt als man meinte und daß es auch hier noch immer gewiſſe Punkte gibt, über die alle Parteien, bewältigt von der Macht der öffentlichen Meinung, ſich vereinigen.

Ich habe vorhin die religiöſen Zuſtände erwähnt; geſtatten Sie mir, noch einmal darauf zurückzukommen. Sind die Deutſchen doch von jeher ein theologiſches Volk geweſen, um wieviel mehr erſt jetzt, wo uns Anlaß und Luſt, Politik zu treiben, genommen ſind und wo daher, ſeltene Ausnahmen abgerechnet, die religiöſe Debatte faſt das Einzige iſt, was die Gemüther noch erregt. Auch bei uns ſteht das religiöſe Intereſſe im Augenblick entſchieden im Vordergrund. Freilich darf das nicht ſo verſtanden werden, als ob wir ſammt und ſonders in Myſtik und religiöſe Beſchaulichkeit verſunken wären; dazu iſt nicht nur das Jahrhundert überhaupt zu nüchtern, ſondern auch der Schwabe ſelbſt iſt, was man auch auswärts von ihm denken mag, zu praktiſch dazu, um nicht zu ſagen zu ſchlau. Wol aber ſuchen bei uns gewiſſe praktiſche Richtungen, die wahrhaft im Bedürfniß der Zeit liegen, wie die Bemühungen um Hebung der ökonomiſchen und ſittlichen Noth des Volks ꝛc., in Ermangelung anderweitiger Stützen, die ſie bei der Gebundenheit unſerer politiſchen Zuſtände

nicht finden können, an der Religion ihren Halt und ein Mittel, ihren Zielen näherzukommen. Die gewöhnliche Weiſe ſchwäbiſcher Frömmigkeit mag durch die bekannten Auerbach'ſchen Figuren, d. h. alſo durch Leute, die ihren Gottesdienſt gewohnheitsmäßig abmachen, im Uebrigen aber als praktiſche Pantheiſten und Materialiſten das Leben durch Arbeit zu weihen und durch frohen Lebensgenuß zu verſchönern wiſſen, ganz genügend repräſentirt ſein. Doch gibt es daneben im ſchwäbiſchen Volksſtamm auch noch andere, nicht minder berechtigte Elemente, deren geiſtige Regſamkeit, deren gemüthliche Unruhe durch einen derartigen Compromiß zwiſchen Kirche und Weltlichkeit nicht befriedigt wird und dieſe ſind es denn, die auch die religiöſen Fragen des Tags tiefer und inniger bei ſich aufnehmen. Aber auch unter dieſen Frommen, zu denen ich alſo, wie Sie ſehen, nicht eben die flachſten Gemüther, die unkräftigſten Geiſter rechne, laſſen ſich wiederum zwei Richtungen unterſcheiden; ich möchte ſie die einſeitige und die vielſeitige Frömmigkeit nennen. Der Name hat etwas Befremdliches, ich gebe es zu, doch trifft er die Sache; die wichtigſten religiöſen Erſcheinungen in Würtemberg in den letzten Jahren laſſen ſich zur einen oder andern Claſſe rechnen, und zwar hat jede Claſſe wiederum ihre zwei beſondern Species. In den Kreis der einſeitigen Frömmigkeit ziehe ich zuvörderſt den Pietismus. Im eigentlichen Volke hat derſelbe nur geringe Eroberungen gemacht; bedeutender iſt die Ausbreitung, die er in den höhern Regionen der Geſellſchaft gewonnen hat. Für den Augenblick iſt er zugleich ganz ſtaatskirchlich geworden; in reinpolitiſchen Dingen zeigt er ſich wunderbar conſervativ und unterthänig. Andererſeits, weil er ein ſo gar gefügiges und brauchbares Inſtrument iſt, wird ihm auch in weltlichen Dingen, die ihn intereſſiren, z. B. in Sachen der Sitten- und Sonntagspolizei, Dieſes und Jenes zu Gefallen gethan. In der Kirche vollends iſt ſeine Herrſchaft eine faſt unumſchränkte. Ja was ihm früher nie hatte gelingen wollen: ſelbſt in der Oberkirchenbehörde hat er ſich angeſiedelt und gelingt es ihm hier vortrefflich, theils durch ſeine unbedingte Orthodoxie, theils durch den Hinterhalt, den er in gewiſſen Kreiſen der Geſellſchaft beſitzt, den Gemäßigten zu imponiren. Bei ſeiner ungemein feſten und conſequenten, nach oben und unten gleichmäßig durchgeführten Organiſation beſitzt und übt der Pietismus ferner eine außerordentliche Macht über den niedern Klerus; in den meiſten Gemeinden hat er im Schooſe der ſogenannten Pfarrgemeinderäthe eine officielle Stellung errungen, die nicht ſelten gegen die Geiſtlichen ſelbſt benutzt wird. Für die brennende Frage des Tags, die Armen- und Arbeitsfrage, iſt der Pietismus zwar nicht unthätig: doch bewegt er ſich auch dabei theils zu viel innerhalb amtlicher oder halbamtlicher Schranken, ohne ſich auf die Höhe einer wirklich freien Aſſociation erheben zu können, theils hat er überhaupt zu wenig

innern Glauben an die Sittlichkeit der Arbeit, als daß er fähig wäre, über das Almoſen hinaus auch erziehend einzugreifen. Und überdies muß ſeine innere Miſſion das Brot erſt mit der äußern Miſſion theilen, und auch für dieſe letztere läßt er den gemeinen Mann Summen zahlen, die außer allem Verhältniß ſind und die wahrlich im Lande ſelbſt beſſer angewandt werden könnten und zwar zur Unterſtützung eben Derer, denen ſie abgenommen werden.

Einen ungleich kräftigern Eindruck als der Pietismus macht die zweite der Richtungen, die ich der einſeitigen Frömmigkeit beizähle. Dieſelbe geht urſprünglich vom Katheder aus, hat jedoch durch jüngere in ihr erzogene Geiſtliche bereits einen bedeutenden Boden im Volke ſelbſt gewonnen und iſt ſtellenweiſe ſogar ſchon im Begriff, über die Schranken der einſeitigen Frömmigkeit hinauszugehen. Es iſt dies die Richtung, welche der Profeſſor der Theologie, Beck, bei ſeinen Zuhörern und Jüngern zu pflanzen angefangen hat. Poſitives, Aufbauendes, volksthümlich Schaffendes enthält ſie ebenfalls nicht, ja ſie hat davon noch weniger ſogar als der Pietismus. Dennoch bildet ſie ein wirkſames Gegengift gegen mancherlei Krankheiten der kirchlichen Gegenwart; ſo beſonders gegen die Bureaukratie im Kirchenweſen, gegen den Bund der Kirche mit der Staatsgewalt, gegen die modern aufgeputzten und doch ſo zeit- und zweckwidrigen Reſtaurationsverſuche und -Tendenzen. Es iſt eine gewiſſe ethiſche Kraft in Beck und ſeiner Richtung; mit der Leuchte des „Wortes Gottes" weiß er der Zeit das Gewiſſen zu rühren und wenn die Zukunft unter Anderm Männer braucht, ſo wird wenigſtens dieſem Erfoderniſſe von ihm vorgearbeitet.

Auf dem Boden einer vielſeitigern Frömmigkeit begegnet uns zuerſt, als den ebengenannten Richtungen dogmatiſch am nächſten ſtehend, die Geſellſchaft, die ſich unter der Führung des frühern pietiſtiſchen Reichstagsabgeordneten, Hrn. Chriſtoph Hoffmann, zuſammengethan hat, um den Grundſtock zu einer dereinſtigen Sammlung des Volks Gottes in — Jeruſalem zu bilden. Dieſe Sekte hat ſich, trotz ihrer chiliaſtiſchen Träumereien, bei den Freunden des Fortſchritts in Reſpect zu ſetzen gewußt; ſie geſteht, ganz anders als der vertrauensſelige Pietismus, die Miſère der Gegenwart offen ein, begnügt ſich aber nicht, die Armen nur auf den Himmel zu verweiſen, ſondern räumt ihnen auch ſchon für dieſe Welt gewiſſe Rechte ein, nämlich das Recht auf Arbeit und Brot. Auch glaubt ſie nicht, der Noth des Volks könne abgeholfen werden durch weichliches Beten und zielloſes Bußethun, vielmehr ſucht ſie auf dem Boden der Schrift nach ſocialen Mitteln, der ſocialen Noth entgegenzuarbeiten; Aſſociation, Organiſation der Arbeit, Gemeinſchaft der Güter, zunächſt für kleinere Geſellſchaftskreiſe, ſind die Hebel, welche ſie anſetzt, die Noth des Lebens zu bewältigen und die Erde ſelbſt dem Himmel näherzubringen.

Natürlich laufen dabei vielfache Irrthümer, Uebertreibungen und Abgeſchmacktheiten mit unter; doch iſt Dies wenigſtens anzuerkennen, daß es den Anhängern Ernſt iſt mit ihrer Richtung, daß ſie ſich nicht blos in Redensarten umtreiben, ſondern handeln. Denn wirklich haben ſie bereits einen Anfang chriſtlich-communiſtiſchen Gemeinweſens gemacht, zwar noch nicht in Jeruſalem, aber doch auf dem Kirſchenhardterhof und wird nun abzuwarten ſein, was ſich weiter daraus entwickelt.

Mehr Ausdehnung, mehr Nachhaltigkeit, mehr Zeitgemäßheit, mehr Segensfülle als dieſes Hoffmann'ſche Experiment hat das Unternehmen des Hrn. Guſtav Werner, das aber auch freilich ſchon ungleich länger beſteht. Dieſer merkwürdige Mann, früher ordinirter Prediger, jetzt Reiſeprediger, aber durch den Pietismus, weil er über die Rechtfertigung durch den Glauben nicht ſchulgerecht lehrte, aus dem Klerus der Landeskirche verdrängt, will das Volksleben regeneriren, indem er das Volk ſelbſt empfänglich macht nicht blos für die Lehre, ſondern auch für die Praxis, die Ebenung eines Bodens für ein Reich der Liebe und der Gerechtigkeit. Urſprünglich vom Swedenborgianismus ausgehend, hat er ſich nach und nach von den myſtiſchen Beimiſchungen dieſes Urſprungs freigemacht und opfert ſich nun ganz in raſtloſem Wirken, immer hülfreich, immer thätig, dem Dienſte der leidenden Menſchheit. Die Grundlage ſeiner Anſchauungen und Beſtrebungen iſt der unerſchütterliche Glaube an die Beſtimmung der Geſellſchaft, wie dieſelbe ihm aus dem Bilde der Theokratie entgegenſtrahlt. Für ſeinen Zweck wirkt er theils durch ſeine Reiſepredigten, theils durch ſeine gemeinnützigen Anſtalten, die ſich ihm unter der Hand immer mehr erweitern. Die Reiſepredigt ſoll den Sinn der aufopfernden Liebe, der Liebe, die am Glauben keine Schranke hat und ihr Maß nur nimmt aus ihrer eigenen Innigkeit und ihrer reellen Leiſtung, ſowie dem Sinn für Gerechtigkeit, den die Wirklichkeit ſowenig unterſtützt, im Volke anpflanzen und befeſtigen. Die von ihm gegründeten Anſtalten und gewerblichen Vereine ſollen nicht nur durch das Brot und die Arbeit, welche ſie reichen, der ſchreiendſten materiellen und geiſtigen Noth Abhülfe bringen: ſondern ihre Mitglieder ſollen auch ein menſchenwürdiges genußreiches Daſein führen und „dem Herrn Mittel und Werkzeuge werden, daß er Recht und Gerechtigkeit errichten könne auf dem Erdboden". Die Werner'ſchen Anſtalten, zerſtreut an zehn bis zwölf Punkten Würtembergs, wie es gerade der induſtrielle Zweck und die locale Bedürftigkeit ergibt, beſchäftigen Alt und Jung in Fabriken und Manufacturen, als da ſind Weberei, Strickerei ꝛc., vornehmlich aber im Landbau. Ihre Exiſtenz findet die geſammte Inſtitution, die zunächſt Werner's Privatunternehmung iſt, theils durch milde Beiträge, an denen ſich alle Stände, zumal die höhern betheiligen, theils durch die Erzeugniſſe der verſchiedenen Anſtalten ſelbſt

ſowie durch einen von den Gliedern des Vereins bezogenen freiwilligen Zehnten. Wie ich höre, ſteht die Anſtalt ſoeben im Begriff, den Charakter einer juridiſchen Perſon zu erwirken, was dann ihre Exiſtenz noch mehr befeſtigen wird; gleichzeitig ſoll ſie beabſichtigen, ſich als ein allgemeiner Verein zu gegenſeitiger Hülfsleiſtung zu conſtituiren. Auch hat bereits die Regierung ſelbſt nicht umhingekonnt, den Werner'ſchen Pflanzſchulen für Induſtrie und Volkserziehung ihre Aufmerkſamkeit zuzuwenden; der Eindruck ſoll auch hier ein höchſt günſtiger geweſen ſein. Im Publicum aber ſteigern das Intereſſe und die Sympathien für Werner und ſeine Beſtrebungen ſich von Tag zu Tag; auch iſt es in der That ein Werk reinſter, ungefärbteſter Humanität, das in ſeiner Art einzig daſteht und dem daher, ſchon um des Beiſpiels willen, eine ungeſtörte und glückliche Entwickelung wol zu wünſchen iſt.

Doch habe ich mich vielleicht ſchon zu lange in dieſen niedern Regionen, der Region der Arbeit, der Entſagung, der praktiſchen Bruderliebe verweilt; erheben wir uns denn zu der eigentlichen „Kirche", d. h. dem Kirchenregiment. Natürlich iſt hier Alles in beſter Ordnung. Die würtembergiſche Kirche hat bei den officiellen Vertretern des Kirchenweſens im ganzen evangeliſchen Deutſchland einen guten Klang. Die Einen beglückwünſchen ſie über die Bekenntnißtreue und Glaubenskraft, die in ihr zu finden iſt, die Andern beneiden ſie um ihre Einheit, die ſich darin erweiſt, daß der leidige Confeſſionalismus in ihr keinen Platz gefunden hat, wie ſie denn überhaupt als „die rechte Mitte" gegen die Extreme gilt. Sie ſelbſt natürlich iſt mit dieſen ihr zufallenden Lobſprüchen vollkommen einverſtanden, ja ſie ſucht ſich derſelben immer würdiger zu machen, indem ſie die „Deutſchen Jahrbücher für Theologie", dieſes Organ des echten Juſte-Milieu, mitbegründen hilft. Dafür iſt Stuttgart denn auch wiederholt die Ehre zutheil geworden, von der Conföderation der kirchlichen Tonangeber zum Sitze des Kirchentags erkoren zu werden. Daß bei alledem das kirchliche Weſen und Treiben ſich immermehr in Widerſpruch mit der Zeitbildung zu ſetzen droht, daß das wiſſenſchaftliche Studium unter der Herrſchaft der „reinen Lehre" bei der Geiſtlichkeit Noth leidet — dies und Aehnliches braucht die „Kirche", der es ſeit zwei Decennien ſo trefflich gelungen iſt, ſich über Zeit und Wiſſenſchaft hinauszuſetzen, nicht ſonderlich zu grämen.

Noch nicht ganz ſo beruhigt kann die katholiſche Kirche ſich fühlen. Zwar erblüht ihr eben jetzt eine Hoffnung, an die ſie ſelbſt noch vor kurzem kaum zu denken wagte: unſere Regierung arbeitet gleich der badiſchen, bei der es bekanntlich größerer Anſtrengungen bedurft hat, bevor ſie dahin gekommen, ebenfalls an einem Concordat mit Rom. Ob daſſelbe jedoch wirklich ſo raſch zuſtande kommen wird, wie man jetzt wol verſichern hört, und ob und wie weit die Deſiderien der katholiſchen

Kirche ſich davon werden befriedigt fühlen, darüber muß erſt die Zukunft entſcheiden.

Der Schrecken, welcher letzten Sommer über unſere Univerſitätsſtadt Tübingen kam, als die Regierung die Frage wegen Verlegung der Univerſität nach Stuttgart in Anregung brachte, hat ſich ſeitdem allerdings wieder gelegt. Doch glaubt man in Tübingen ſelbſt noch immer ein Damoklesſchwert über dem Haupte zu verſpüren; auch iſt es nicht unbemerkt geblieben, daß in dem an die Stände gebrachten Eiſenbahnentwurf für Tübingen keine Eiſenbahn vorgeſehen iſt. Indeſſen auch dies liegt in der Zukunft; für den Augenblick drängen nähere Sorgen. Die Univerſität hat in den letzten Jahren eine Reihe ſchwerer Verluſte erlitten, die es kaum möglich ſein wird in würdiger Weiſe zu erſetzen. Die jüngſten und noch am tiefſten ſchmerzenden Wunden wurden ihr durch den Tod Reinhold Köſtlin's und Schwegler's geſchlagen. In Jenem, kann man ſagen, hat die Univerſität ihr vielſeitigſtes, in Dieſem, wenigſtens im Verhältniß zu ſeinen Jahren, ihr gelehrteſtes Mitglied eingebüßt. Köſtlin der Dichter, und ſchon als ſolcher dem größern Publicum bekannter, hat auch darin Glück gehabt, daß die „Allgemeine Zeitung" ihm verſchiedene Nachrufe widmete; Schwegler's Verdienſte haben bisjetzt, ſoviel mir erinnerlich, noch nirgends ihre gebührende Anerkennung gefunden und ſo möge es mir verſtattet ſein, meinen heutigen Brief mit einigen Worten zu ſeinem Andenken zu ſchließen.

Schwegler ſtarb wie er lebte: ein Märtyrer der Wiſſenſchaft. Im Genuſſe einer anſcheinend felſenfeſten Geſundheit wurde er am 5. Januar dieſes Jahres am Schreibtiſche ſtehend von einem Hirnſchlag befallen; 24 Stunden darauf war er eine Leiche, ohne inzwiſchen zum Bewußtſein zurückgekehrt zu ſein. Unzweifelhaft iſt es die übergroße, Tage und Nächte hindurch fortgeſetzte Anſtrengung bei Ausarbeitung ſeiner „Römiſchen Geſchichte" geweſen, was ſeinen Tod ſo jählings und in ſo frühen Jahren — er ſtand erſt im 38. Lebensjahre — herbeigeführt hat. Doch entſchlief er verſöhnt mit der Welt und mit einem Schickſal, das ihm nur ſelten wohlgewollt hatte. Schwegler hatte früh die bittere Erfahrung machen müſſen, wie ſelbſt einem eminenten Talent und einem eiſernen Fleiß, wenn ſie das Unglück haben, nicht in den Gleiſen der in der Welt den Ton angebenden Mittelmäßigkeit zu wandeln, keine Roſen blühen. Erſt in einer Zeit, die viel Unrecht zu ſühnen hatte und wenigſtens theilweiſe Anſtalten dazu machte, im Jahre 1848 gelang es ihm, eine Anſtellung als außerordentlicher Profeſſor zu erhalten, und zwar durch den damaligen Cultusminiſter Paul Pfizer. Seitdem haben ſeine Zeitgenoſſen mehr und mehr ſchätzen gelernt, was ſie an ihm beſeſſen und worin der Kern ſeines Weſens beſtand; er iſt heimgegangen, zu früh für die Wiſſenſchaft, aber nicht für ſeinen Ruhm, anerkannt als

einer der tüchtigſten Geſchichtsforſcher und geiſtvollſten Geſchichtſchreiber, welche Deutſchland jemals erzeugt hat. Vielleicht weilte er noch unter uns und ſeine Kraft hätte ſich in den raſtloſen, wahrhaft rieſenhaften Studien, die er betrieb, nicht ſo raſch aufgerieben, wenn er neben ſeinen gelehrten Arbeiten ſeine frühere Thätigkeit als Redacteur der „Jahrbücher der Gegenwart“ in dieſer oder in einer ähnlichen Form beibehalten hätte; es würde ihn dies von den unausgeſetzten, maſſenhaften, ihn wahrhaft verzehrenden Studien einigermaßen abgelenkt und die Friſche und Spannkraft ſeines Geiſtes durch den Wechſel der Gegenſtände erhöht haben. Denn andere als literariſche Zerſtreuungen waren für dieſe Geiſteskraft, die nie ausſetzen, nie dem individuellen Behagen eine kleine Erholung gewähren mochte, vielmehr unausgeſetzt in den Wiſſensſtoff ſich verſenken, immer objective Bilder geſtalten mußte, nicht vorhanden; ſelbſt das Familienleben, ſelbſt der Umgang mit Freunden konnte ihn dieſer raſtloſen wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, dieſem Einfluß des Studirens und Forſchens nicht entziehen. Er war eine Abnormität in dieſem genußſüchtigen 19. Jahrhundert, eine Reminiſcenz alter ſtrengerer Zeiten und Sitten, dieſer Gelehrte, in dem das Lyriſche, Contemplative, der Sinn für behäbigen Lebensgenuß, für gemüthliche Hingebung ſo völlig zurücktrat, um lediglich den auf die Bewältigung eines Objectiven gerichteten Seelenkräften, dem durchdringendſten Scharfblick, dem glücklichſten Formentalent den freieſten und unbehindertſten Spielraum zu gewähren. Nur auf dieſe Weiſe konnte es geſchehen, daß Schwegler ſich als Meiſter der Wiſſenſchaft bewährte in einem Alter, wo die Meiſten erſt anfangen zu ahnen, was eigentlich den richtigen Schüler ausmacht. Schon die Leiſtungen des 20jährigen Jünglings ſind von bewundernswerther Reife und Virtuoſität; ich erinnere hier nur an ſeinen „Montanismus und die chriſtliche Kirche“, ein Erſtlingswerk, das ſich gleichwol ebenſo ſehr durch die Bemeiſterung des Stoffs als durch die Schönheit der Darſtellung auszeichnet. Wenn in Betreff ſeiner theologiſchen Arbeiten, deren bedeutendſte bekanntlich ſein „Nachapoſtoliſches Zeitalter“ iſt, nicht ſelten ſelbſt von befreundeter Seite die Ausſtellung gehört wird, er habe ſeine Combinationen hier und da zu ſchnell gemacht, zu raſch Ergebniſſe gezogen, wo mehr Zurückhaltung erfoderlich geweſen wäre: ſo iſt dieſer Fehler allerdings vorhanden, aber doch nur als das Kehrbild eines Vorzugs. Schwegler hatte einen durchaus realiſtiſchen Blick; er konnte in der Geſchichte nichts Ungewiſſes, Schwankendes, Unwahrſcheinliches dulden. Daher ſeine ſpecifiſche Befähigung für hiſtoriſche Kritik; wenn es ihn z. B. drängte, die hergebrachten unrichtigen Vorſtellungen über den Gang der erſten Entwickelung der Kirche und die Entſtehung des vorliegenden neuteſtamentlichen Kanon zu beſeitigen, ſo war das bei ihm keineswegs, wie etwa bei Strauß, blos das indivi-

duelle Interesse, sich selber loszumachen von einem Autoritätsglauben, der keine Wahrheit mehr ist: vielmehr leitete ihn einzig und allein der historische Trieb, der sich nicht eher befriedigt fühlte, bis das Ganze in allen seinen Theilen vollständig klar und deutlich und in genauester Uebereinstimmung mit sich selbst vor ihm lag. Vielleicht verführte dieser Drang, ein plastisches, lebendiges Gebilde vor sich zu sehen, ein Drang, der bei ihm sogar schon die Unterlage der kritischen Arbeit ausmacht, nämlich in der Schärfe und Sicherheit, womit er von vornherein alle ungehörigen Züge aus dem geschichtlichen Bilde entfernt — vielleicht, sage ich, verführte dieser Drang ihn zuweilen, zu schnell auf sein Ziel loszugehen, sich zu rasch sein eigenes Gebäude zurechtzuzimmern, während Andere von minder lebhaftem Gestaltungstriebe, Schritt vor Schritt forschend, aus kleinen unscheinbaren Stücken das große Ganze mühselig zusammensetzend und ein die ganze Entwickelung umfassendes Gesammtbild sich erst für den Schluß ihrer Arbeit vorbehaltend, dieser Gefahr weniger ausgesetzt waren. Und auch Das mag zugestanden werden, daß bei seinem epischen Sinne, der nicht den Geist in seiner innern Werkstätte belauschen, vielmehr ihn in seinen handgreiflichen Leistungen bewundern wollte, für die Anschauung der apostolischen und nachapostolischen Zeit ihm Einiges abgegangen sein mag, wozu eine mehr lyrische Natur sich besser geeignet hätte: nämlich das Sichversenken in die Tiefe des religiösen Processes, da die Vorgänge in der Kirche der beiden ersten Jahrhunderte ohne Ergründung ihres Zusammenhangs mit ihrer geistigen Wurzel in Jesu Person und Princip und überhaupt ihrer specifisch religiösen Agentien nie ganz genügend aufzuhellen sein werden. Indessen wieviel demgemäß auch an dem Schwegler'schen „Nachapostolischen Zeitalter", diesem an der Großartigkeit seiner Conception dem Strauß'schen „Leben Jesu" vergleichbaren Werke zu ergänzen und in einzelnen Fällen, aber auch dann wol nur in den speciellsten Détails, zu berichtigen sein mag: immerhin ist die Kritik dem Verstorbenen das dankbare Geständniß schuldig, daß ihr durch dieses Buch und die ihm vorausgegangenen Abhandlungen des Verewigten in sehr wesentlichen Punkten die erste oder doch die hellste Leuchte aufgesteckt worden ist, und auch für alle Folgezeit wird dieser erste Versuch, die sich mehr und mehr erprobende Baur'sche Geschichtsanschauung einmal in der großartigsten Weise zur Anwendung und Durchführung zu bringen, ein unübertreffliches Muster sowie eine unentbehrliche Vorarbeit bleiben.

Wenn Schwegler sich dann in der Folge von den theologischen Studien mehr abzuwenden anfing, indem er die „Römische Geschichte" zum eigentlichen Mittelpunkt und hauptsächlichsten Ziele seiner rastlosen Thätigkeit erwählte: so war auch Das keineswegs zufällig, sondern hing ebenfalls aufs engste mit seiner obenbezeichneten Begabung zusammen. Dieser durch

und durch kritiſche und dabei zugleich ſo hiſtoriſche Geiſt, den ein Stoff umſomehr lockte, je unaufgehellter und ſchwieriger er war — dem die Ariſtoteliſche Metaphyſik, dieſes Buch mit ſieben Siegeln, ſeinen verborgenſten Inhalt hatte erſchließen müſſen — dieſer Geiſt wagte ſich mit dem ganzen Bewußtſein vom Umfange des Unternehmens an eine Arbeit, die ebenſo ſehr durch ihre Schwierigkeiten ſeinen nie raſtenden Forſchungstrieb beſchäftigen, als durch das Großartige, Lebensvolle, Plaſtiſche der ſich hier darbietenden Bilder ſeine lichthelle Phantaſie beleben mußte. Mit ſeinem glücklichern Rivalen, den die Zeit gekrönt hat, theilt Schwegler die Eigenſchaften, welche überhaupt den modernen Hiſtoriker machen. Beide, Schwegler wie Mommſen, wiſſen den Leſer mitten in Gang und Lage der Dinge hineinzuverſetzen, das geſchichtliche Gemälde wird uns dicht vor das Auge gebracht; Beide laſſen uns unmittelbar mit den Römern rathen und thaten; Beide ſind an ihre Aufgabe gegangen mit ſcharfem pſychologiſchen Blick, mit gründlicher Kenntniß der im Staats- und Völkerleben waltenden Mächte und Potenzen, mit großer Fertigkeit in der hiſtoriſchen Intuition, vor allem mit unbedingter Meiſterſchaft in lebenswarmer, ſtets friſcher Darſtellung; Beide endlich, einer zeitgemäßen politiſchen Denkweiſe zugethan, haben gleichermaßen die richtige Vermittelung der ſtaatsmänniſchen und der moraliſchen Betrachtungsweiſe der Dinge und Handlungen gefunden. Aber in Einem Punkte wird Mommſen von Schwegler überragt: das iſt in Betreff der hiſtoriſchen Kritik und ihrer Einzelheiten. Während Mommſen ſich in dieſer Beziehung durchgehends mit — ohne Zweifel zumeiſt begründeten — Verſicherungen begnügt und der ſauern Arbeit des kritiſchen Détail gern möglichſt weit aus dem Wege geht, legt Schwegler uns alle Poſten der kritiſchen Rechnung mit der größten Genauigkeit dar, erwägt gewiſſenhaft das Für und Wider und läßt ſchließlich das Facit von uns ſelber ziehen; mit großartiger Unbefangenheit weiht er uns in alle Geheimniſſe des geſchichtlichen Combinirens und Conjecturirens ein und macht uns ſomit gleichſam zu Mitarbeitern, ja zu Aufſehern ſeines eigenen Werks. Natürlich war das nur ausführbar für einen Schriftſteller, dem das maſſenhafteſte Wiſſen dermaßen zugebote ſtand und deſſen kritiſcher Verſtand dabei ſo durchdringend war und ſo geübt, wie dies Alles bei ihm der Fall; nur ein ſolcher Meiſter konnte ſich ſo aller gelehrten Autorität begeben und dabei ſeines Anſehens doch ſo gewiß ſein.

Wer ſo durchaus nur in der Wiſſenſchaft lebt und ſo in ihr aufgeht wie Schwegler, über deſſen Perſönlichkeit läßt ſich natürlich nur wenig ſagen. Er war ein Mann durchweg aus Einem Guſſe, energiſch, männlich, treu, ehrenhaft, durch die Allotria der Sinnlichkeit, des Gemüths und des Sentiment in der Verfolgung ſeines Lebensziels nur wenig beunruhigt. Schwegler liebte, wie ich bereits andeutete, die übliche Art alltäglichen Erholung und Unterhaltung nicht; auch auf dieſes pro-

ſane Gebiet übertrug er denſelben großartigen Sinn, der die Richtung ſeiner Studien entſchied. Gebrach ihm ſonach die ſinnliche Behäbigkeit, die Genußſeligkeit des Gemüths, die den geſelligen Humor, das Spiel der Gedanken um nichts erzeugt: ſo waren ſein Umgang und ſeine Unterhaltung, obwol meiſt den ernſten Fragen des Tags oder den Problemen der Wiſſenſchaft zugewandt, darum doch höchſt erfreulich. Manier und Gebehrde hatten bei ihm, trotz ſeiner koloſſalen Gelehrſamkeit, nichts Pedantiſches, Steifes, Trockenes, weil ſich auch in ihnen jederzeit eine künſtleriſche, formgewandte, in jeglichem Ausdruck belebte geniale Natur ausſprach. Als Kritiker konnte Schwegler zuweilen ſehr ſcharf ſein und Mancher mag ſich dadurch gekränkt gefühlt haben. Er ſelbſt hatte keine Ahnung davon; ſtets nur die Sache im Auge, kannte er keinen Haß gegen Perſonen. Wol aber, wo ſeinem formgewandten Blick die obſcure, reactionäre, hypokritiſche Richtung der Zeit ſich in ihrem jeweiligen Vertreter nach ihrer ganzen Blöße darſtellte, da ſah er ihr mit unerbittlichem Scharfſinn tief bis ins innerſte Herz hinein und wußte ihr ihre Sünden mit erſchütternder Rhetorik vorzuhalten. Dabei konnte es ihm denn mitunter begegnen, daß er einer Richtung als ſolcher zuviel that, aber nie ihrem Träger; ſein Herz fühlte immer warm und mild, er war nicht blos ein großer Gelehrter, ein ſcharfſinniger Kritiker, er war auch ein edler, tiefſittlicher, echtmenſchlicher Menſch. Das haben endlich ſogar ſeine Gegner anerkennen müſſen und daher dieſe allgemeine Klage, die ſich über ſeine allzu frühe Gruft erhebt und die bei Allen, die ihm näherſtanden, noch lange, lange nicht verhallen wird.

Gedichte.

Ein Förſterhaus im Elſaß.

Von

Friedrich Otte.

Hoch auf dem Berg an grüner Halde,
Da ſteht das kleine Förſterhaus
Und ſchaut aus ſeinem dunkeln Walde
Weit in die klare Welt hinaus.
Von ſeiner Schwelle, hocherhoben,
Send' ich dir jubelnd meinen Gruß,
Mein Elſaß, das ich ewig loben,
Land, das ich ewig lieben muß!

Mein Auge kann nicht ſatt ſich ſchauen
An deiner Wälder Pracht und Glanz,
Am gold'nen Segen deiner Auen,
An deiner Dörfer ſchmuckem Kranz.
Keck ſtürzt der Strom, voll muth'gen Strebens,
Von deiner Berge hohem Wall;
Der Pulsſchlag deines reichen Lebens
Regt ſich vernehmlich überall.

Doch ſieh', wie ſchön entrollt ſich heute
In nächſter Näh' ein and'res Bild!
Heimkehrt mit der errung'nen Beute
Der Förſter aus dem Jagdgefild;
Ein Rieſe ſchier! Mit ſtolzen Blicken,
Am Mützlein einen Brombeerſtrauß,
Den blanken Stutzen auf dem Rücken,
So tritt er aus dem Wald heraus.

Acht Knaben ſpringen, ſeine Söhne,
Mit freud'gem Gruß an ihm empor;
Es ſchallen hell wie Glockentöne
Die Kinderſtimmen mir ins Ohr.
Der Eine nimmt ihm aus der Taſche
Das todte Wild und ſchwingt es frei,
Der And're prüft, ob in der Flaſche
Wol noch ein Reſtchen übrig ſei.

Des Vaters Büchſe faßt der Dritte
Und commandirt den Einzug jetzt,
Derweil ein And'rer ſich zum Ritte
Keck auf das ſchlanke Windſpiel ſetzt.
Und wie den Vater ſie geleiten
Lautjubelnd nun zum Abendſchmaus,
Da tritt, das kleinſte Kind zur Seiten,
Die Mutter grüßend aus dem Haus.

Der Mann, vom Arm der Lieb' umſchlungen;
Die dämmernde Waldeinſamkeit;
Das ſchmucke Haus, die ſtolzen Jungen,
Des Vaters blühendes Geleit;
Der Quell, hinrauſchend mit Frohlocken,
Der Heerde munteres Gebrüll
Und fern im Thal die Abendglocken —
Fürwahr, ein köſtliches Idyll!

Am Lindenbaum, zunächſt dem Hauſe,
Wo längſt gedeckt das Tiſchlein ſteht,
Da ſammeln Alle ſich zum Schmauſe;
Laut ſpricht der Förſter das Gebet.
Die Schüſſel dampft hoch in der Mitte
Und in dem Kruge perlt der Wein;
Wie gern willfahr' ich da der Bitte,
Des frohen Mahles Gaſt zu ſein!

Ja, ſchenket ein! Dir ſoll es gelten,
Du freier Stamm hoch überm Land,
Der, wie entnommen andern Welten,
Hier oben ſein Genügen fand;
Hier wo der Menſchen dumpfes Streben
Sich wie am Fels die Woge bricht
Und wo die Stunden all entſchweben
In unverrücktem Gleichgewicht!

Euch ſoll es gelten, junge Rieſen,
Ihr muntern Knaben, friſcher Schlag,
An welchem ſich ſo ſchön erwieſen,
Was Berg- und Waldesluft vermag!
Die Bruſt im Wind, ſchlank aufgeſchoſſen,
Mit klarem Aug' und heiterm Sinn,
Von gold'nen Haaren reich umfloſſen,
So ſchreitet ihr durchs Leben hin!

Von all dem flauen Zwitterweſen,
Das anderwärts zutage bricht,
Gottlob, iſt keine Spur zu leſen
Auf euerm friſchen Angeſicht;
Geſund und ſtark an Leib und Seele
Und wie die Lerche froh und frei,
So ſteht ihr da, und eure Kehle
Verkündet laut, wie wohl euch ſei.

Wenn einſt, die ihr in freien Lüften
So wunderbar herangereift,
Wenn einſt, den eig'nen Herd zu ſtiften,
Ihr keck zum Wanderſtabe greift:
O trage dann auf ſeine Scholle
Ein Jeder dieſen frohen Muth,
Dies Herz, dies friſche, jubelvolle,
Und dieſer Wangen Roſenglut!

Und drunten, wo zugrund allmälig
Die alte Kraft und Sitte geht,
Wo ſchon, in ihrem Wahne ſelig,
Die Unnatur am Ruder ſteht;
Wo, angeweht vom Hauch der Sünde,
Der Stamm vermorſcht iſt und geſchwächt,
Du tücht'ge Schar, da zeug' und gründe
Ein neues blühendes Geſchlecht!

Drei Zeitgedichte.

Von

Albert Traeger.

---

1. Fortſchritt.

Verlaſſ' dich drauf, die Zeit hieß ſtets die ſchlechte,
Und Narren gab es immer mehr als Weiſe,
Mehr Schurken ſah der Tag ſtets als Gerechte;
Die Welt geht ewig in demſelben Gleiſe.

Ob Worte fochten, Federn oder Degen,
Man hat zuletzt ſich friedlich ſtets geeinigt;
Ließ Einer ſich durchaus nicht widerlegen,
Dann freilich ward zur Warnung er geſteinigt.

Manch' armer Teufel mußte niederträchtig
Sich auf dem Holzſtoß heißen Ruhm erkaufen:
Doch wurden ſeine Jünger ſtark und mächtig,
Bekehrten ſie die Welt mit Scheiterhaufen.

Voll Stolz rühmſt du als klüger uns und freier
Als jene Zöpfe, die dich noch ergrimmen;
Du irrſt, mein Freund, zwar gibt es viele Schreier,
Doch Mangel iſt noch jetzt an guten Stimmen.

Sonſt trug man Werg und Watte in den Zöpfen,
Und ſelten war Begeiſterung und theuer;
Jetzt ſteckt das Stroh gleich ſelber in den Köpfen,
Drum bringt ſie jedes Schwefelholz in Feuer.

2. Dieſe Zeit.

An Tugend arm iſt dieſe Zeit,
Doch ärmer noch iſt ſie an Thaten,
Zum Handeln iſt ſie nie bereit,
Nur ſchwatzen kann ſie und berathen.

Ihr fehlt der Muth, ihr fehlt die Kraft,
Mit Ernſtem ernſtlich ſich zu quälen,
Sie hat nur Eine Leidenſchaft:
Das liebe, theure Geld zu zählen.

3. Götzendienſt.

Des Samojeden lacht ihr ohne Maßen,
Der ſeinen Gott aus Holz ſich ſelber drechſelt,
Und, wenn zu ſehr die Würmer ihn zerfraßen,
Mit einem neuen eilig ihn verwechſelt.

Dem Samojeden gleicht ihr augenſcheinlich;
Die Götzen nur, die gläubig ihr anbetet,
Sie wechſeln ſchneller, ſind auch nicht ſo reinlich —
Denn meiſt habt ihr aus Schmuz ſie euch geknetet.

Literatur und Kunſt.

Literaturgeſchichte.

Von dem „Weimariſchen Jahrbuch für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade“ (Hannover, Rümpler) erſchien ſoeben nach einer längern Pauſe, die uns ſchon für den Fortbeſtand des Unternehmens beſorgt machte, eine Doppellieferung, das erſte und zweite Heft des fünften Bandes enthaltend. Bekanntlich haben die Herausgeber ſich in ihre Redactionsarbeit in der Art getheilt, daß Jeder von ihnen abwechſelnd ein Heft erſcheinen läßt. So auch diesmal; die erſte Abtheilung des vorliegenden Bandes iſt von Hoffmann von Fallersleben, die zweite von Oskar Schade redigirt. Es wiederholt ſich dabei eine Erfahrung, die wir bereits an den frühern Heften gemacht haben: nämlich daß die von Oskar Schade redigirte Hälfte der Zeitſchrift vorwiegend an dem Charakter eines gelehrten Sammelwerks feſthält, während Hoffmann von Fallersleben, der ja nicht blos Gelehrter iſt, ſondern auch Dichter, den von ihm beſorgten Heften eine größere Mannichfaltigkeit des Inhalts und damit auch eine größere Popularität zu geben weiß, namentlich auch durch Heranziehen der poetiſchen Production. Zwar in letzterer Beziehung ſcheint er uns diesmal keinen beſonders glücklichen Griff gethan zu haben. Die von ihm redigirte Abtheilung bietet uns zuerſt „Xenien aus Weimar von Verſchiedenen über Verſchiedene und Verſchiedenes“. Dieſer Titel in ſeiner gezwungenen, ſchwerfälligen Faſſung iſt charakteriſtiſch für den Inhalt. Gewiß iſt der heutige Zuſtand unſerer Literatur und Kunſt von der Art, daß ein neues Xenienwetter ganz am Orte wäre. Allein wie ſchon unſere claſſiſchen Xeniendichter erinnerten: nicht Jeder, der den Bogen des Odyſſeus ergreift, vermag ihn auch zu ſpannen. Der gute Wille dieſer weimariſchen Epigonen iſt unverkennbar; einzelne Ausnahmen abgerechnet, in denen ſie ſich, wie es ſcheint, durch perſönliche Gereiztheit zu offenbaren Un-

gerechtigkeiten haben verleiten laſſen, liegt ihren Urtheilen durchgehends ein gebildeter Geſchmack und ein geſundes ſittliches Gefühl zugrunde. Aber um ein neues Xeniengericht über unſere Literatur abzuhalten, iſt das, glauben wir, denn doch nicht genügend; vielmehr würde dazu eine Ueberlegenheit des Geiſtes gehören ſowie eine Fruchtbarkeit der Erfindung, eine Fülle des Witzes, eine Kraft und Energie des poetiſchen Ausdrucks, auf welche die ungenannten Verfaſſer dieſer Epigramme, die wir uns gern als wackere, beſcheidene Leute denken, gewiß ſelbſt keinen Anſpruch erheben. Der gute Wille iſt ein vortreffliches Ding, aber Witz und Phantaſie vermag er nicht zu erſetzen. Es ſind meiſtentheils ſtumpfe Bolzen, welche dieſe neuen Xeniendichter entſenden; ſie ſchlagen mit Keulen darein, wo wir nur ein leichtes Geſchoß und auch dies noch unter Roſen verſteckt erwarteten. Beiſpielsweiſe heben wir die drei Epigramme hervor, welche gegen die „Greuzboten" gerichtet ſind. In dem erſten erklärt der Dichter, weil die „Grenzboten" ſich ſowenig um die moderne Literatur bekümmerten, bekümmere er ſich auch nicht um die „Grenzboten" — alſo was wir als Studenten eine richtige Retourkutſche nannten; in dem zweiten wird der alte triviale Witz von dem Robinſon, der ſeinen Freitag gefunden, aufgewärmt; in dem dritten werden die „Grenzboten" gar als „leipziger Grunzboten" angeredet — um des Himmels Willen, wo iſt hier der Witz? wo die Poeſie? Und wenn die anonymen Verfaſſer in einer beſondern Notiz zu Anfang verſichern, „Gegenxenien, anſtändig und witzig, ſind allezeit willkommen", klingt das hiernach nicht faſt wie eine Selbſtverſpottung?! Auch unter den Goethe-Schiller'ſchen Xenien befinden ſich einige, deren ganze Pointe in einem Schimpfwort beſteht; doch wird ſchwerlich Irgendjemand behaupten, daß gerade dies die nachahmungswerthen Muſter. Auch die poetiſchen „Trinkſprüche" des Herausgebers ſcheinen uns in einer Sammlung gleich der vorliegenden nicht ganz am richtigen Platz; es ſind Improviſationen von jener humoriſtiſchen Friſche, jener Sprach- und Reimgewandtheit, welche dieſen Dichter auszeichnen, im Uebrigen aber doch etwas zu leichte Waare für die gelehrte Geſellſchaft, in welcher ſie hier erſcheinen. Von dieſen gelehrten Artikeln gebührt der erſte Preis ohne Widerſpruch der Abhandlung von Koberſtein „Ueber das gemüthliche Naturgefühl der Deutſchen und deſſen Behandlung im Liebesliede". Urſprünglich als Vortrag in der Literariſchen Geſellſchaft zu Naumburg gehalten und zwar bereits im Jahre 1840, wurde ſie, wenn wir nicht irren, einige Jahre ſpäter als Schulprogramm gedruckt; aber erſt der gegenwärtige Abdruck wird ihr vorausſichtlich diejenige Verbreitung geben, auf welche ſie ſo gegründete Anſprüche hat. Es iſt eine überaus ſaubere, liebenswürdige Arbeit, in der ſich die größte Genauigkeit der Detailforſchung mit einer ebenſo geiſtvollen wie ſinnigen Auffaſſung verbindet und die uns nur den Wunſch zurückläßt, es möchte dem trefflichen Verfaſſer gefallen, aus dem reichen Schatz ſeiner Studien noch mehr ſolcher monographiſchen Darſtellungen mitzutheilen. Die Abhandlung von Johannes Falke „Ueber das Germaniſche Nationalmuſeum in Nürnberg" liefert einen dankenswerthen Beitrag zur richtigern Schätzung dieſes aus kleinen Anfängen ſich immer kräftiger entwickelnden Inſtituts, dem wir auch fernerhin das beſte Gedeihen wünſchen. Unter dem Titel „Das Sonntagsblatt, eine Erinnerung aus der romantiſchen Literaturperiode" berichtet Karl Mayer über ein Journal, welches Juſtinus Kerner, Uhland, Karl Mayer

ſelbſt und andere gleichgeſinnte Freunde im Jahre 1807 als Oppoſitionsblatt gegen das vor kurzem gegründete ſtuttgarter „Morgenblatt“ und ſeine damaligen antiromantiſchen Tendenzen, jedoch nur handſchriftlich, verfaßten. Die mitgetheilten Bruchſtücke ſind nicht beſonders erheblich; doch iſt es intereſſant zu ſehen, wie Uhland ſich ſchon damals aus den ungewiſſen Nebeln der Romantik auf den feſten Boden der vaterländiſchen Geſchichte und Sagenforſchung hinüberzuretten ſuchte: alſo derſelbe Weg, den zur ſelben Zeit, nur in noch großartigerm Maßſtab, die Brüder Grimm ebenfalls einſchlugen und den auch Uhland ſelbſt noch in dieſem Augenblick mit ſo ſchönem Erfolge wandelt. Unter den „Briefen an H. W. Freiherrn von Dalberg“ ſind beſonders diejenigen von Wieland und dem Maler Müller bemerkenswerth. Vom Herausgeber ſelbſt erhalten wir außer den ſchon erwähnten poetiſchen Beiträgen erſtlich „Ein ſchönes Spiel von Wilhelm Tellen“, nach einem auf der Bibliothek zu Weimar befindlichen Druck von 1698, in welchem, wie es ſcheint, das Original des gleichnamigen Stücks von Jakob Ruof, das im Jahre 1548 öffentlich in Zürich aufgeführt ward, erhalten iſt; ferner einige kleine Nachträge zur „Geſchichte des deutſchen Kirchenliedes“; einen Auszug aus dem „Wörterbuch des Erasmus Alberus“, eines Zeitgenoſſen und Schülers Luther's, der ſich durch ſeine polemiſch-ſatiriſchen Schriften ſowie als Fabeldichter einen Platz in der Literaturgeſchichte des 16. Jahrhunderts erworben hat; endlich eine Anzahl „Alter Lieder“ aus dem 16. und 17. Jahrhundert, theils dem eigentlichen Volkslied angehörig, theils den Uebergang zu dem ſpätern Geſellſchaftsliede bildend.

F. H. Wex berichtet „Ueber eine dramatiſche Bearbeitung des Wallenſtein vor Schiller“. Dieſelbe hat den auch ſonſt als Dichter nicht unbekannten G. von Halem in Oldenburg (geboren 1752, geſtorben 1819) zum Verfaſſer, iſt jedoch keineswegs, wie der Berichterſtatter meint, erſt im Jahre 1796 erſchienen. Vielmehr iſt die Ausgabe von 1796 erſt die zweite oder dritte, das Stück ſelbſt aber wurde bereits in den Jahren 1784 und 1785 verfaßt und erſchien, nachdem Bruchſtücke daraus ſchon in Boie's „Deutſchem Muſeum“ von 1785 geſtanden hatten, bereits 1786 unter dem Titel „Wallenſtein. Ein Schauſpiel“ bei Dieterich in Göttingen. Das Stück gehört, was der Berichterſtatter ebenfalls nicht genügend hervorgehoben hat, noch zu den Ausläufern der Sturm- und Drangperiode; es iſt im Ton des „Götz“ geſchrieben, wenigſtens ſoweit die einigermaßen nüchterne, hausbackene Natur des Dichters im Stande war, ſich dieſen Ton überhaupt anzueignen; es iſt ein Ritterſtück mit all den ſceniſchen Freiheiten, welche die Dichter jener Zeit ſich auf Grund des „Götz“ verſtatten zu dürfen glaubten. Die Aufnahme zur Zeit ſeines Erſcheinens war nicht ungünſtig. Boie, der, wie man weiß, in ſeinen Urtheilen ſonſt ſehr vorſichtig war, fand großes Gefallen an den mitgetheilten Proben und ermunterte den Dichter, das Stück doch ja zu vollenden. Die „Allgemeine deutſche Bibliothek“, damals noch das erſte kritiſche Tribunal von ganz Deutſchland, behandelte es ziemlich glimpflich, während die „Allgemeine Literaturzeitung“ es noch einige Jahre ſpäter ſogar als ein „vortreffliches Stück“ bezeichnete, das, wenn der Verfaſſer nur mehr Rückſicht auf das Theater genommen hätte, ein „Gewinn für die tragiſche Bühne“ geweſen ſein würde. Auch der berühmte Schröder, dem Halem ſeine Arbeit bereits im Sommer 1785 zum Zweck der Aufführung überſandt hatte, lehnte zwar letztere aus theatraliſchen Rückſichten ab, behandelte den Verfaſſer

jedoch übrigens mit großer Auszeichnung und ermunterte ihn, auf einer Bahn fortzufahren, „auf welcher bereits ſein erſter Verſuch ſoviel verſpreche“. Acht Jahre ſpäter nahm der Verfaſſer das Stück dann in ſeine „Dramatiſchen Werke“ auf; dieſelben enthalten außerdem noch ſein Trauerſpiel „Johanna von Neapel“ und eine Bearbeitung des „Agamemnon“ von Aeſchylos, die zwar an ſich ſehr unzulänglich iſt, aber doch immerhin das Verdienſt hat, die erſte zu ſein, die überhaupt in deutſcher Sprache abgefaßt wurde. Dieſe „Dramatiſchen Werke“ erſchienen urſprünglich bei Voß in Berlin und zwar, wie geſagt, im Jahre 1794; zwei Jahre darauf gingen ſie in den Verlag von Stiller in Roſtock über, der in Folge deſſen eine neue Separatausgabe des „Wallenſtein“ und des „Agamemnon“ veranſtaltete, beide mit der Jahreszahl 1796 und dieſe Ausgabe iſt es nun ohne Zweifel, die dem Berichterſtatter des „Weimariſchen Jahrbuch“ vorgelegen und die ihn verführt hat, das Stück um volle zehn Jahre zu ſpät zu ſetzen. Wäre der Halem'ſche „Wallenſtein“ wirklich erſt 1796 erſchienen, ſo würde Schiller, der ſich damals bereits mit dem Entwurf zu ſeinem gleichnamigen Werke trug, ganz gewiß Notiz davon genommen haben; in der That jedoch war das Halem'ſche Stück zu der Zeit, als Schiller ſich dieſem Stoffe zuwandte, bereits ſeit vollen zehn Jahren bekannt — oder nein, nicht bekannt, ſondern bereits ſeit zehn Jahren vergeſſen, und erklärt ſich daraus zur Genüge, weshalb daſſelbe von Schiller nirgends erwähnt wird. Alle dieſe und noch verſchiedene ähnliche Notizen hätte der Verfaſſer des in Rede ſtehenden Artikels in bequemſter Faſſung beiſammenfinden können in Halem's „Selbſtbiographie, nebſt einer Sammlung von Briefen an ihn“ ꝛc., die 1840 von J. F. Stracker-jan in Oldenburg herausgegeben wurde. Doch ſcheint ihm wunderlicherweiſe die Exiſtenz dieſes Buchs gar nicht bekannt geweſen zu ſein.

Noch bleiben uns vom Inhalt des erſten Hefts die „Findlinge, fünfte Gabe“ zu erwähnen, mit Beiträgen von H. Döring, L. Erk, K. Goedeke, R. Köpke, L. Pape und C. Rahlenbeck. Dieſelben ſind ſehr ungleich an Werth; das bedeutendſte darunter möchte wol der Auszug aus Bürger's Selbſtvertheidigung gegen die Beſchuldigung ſchlechter Amtsführung vom Jahre 1784 ſein, während Anderes und ſogar das Meiſte, darunter namentlich auch die ſechs Briefe Goethe's an den Buchhändler Göſchen, füglich hätte ungedruckt bleiben können.

Die zweite von Oskar Schade redigirte Abtheilung bringt hauptſächlich Abdrücke älterer, bisher wenig oder gar nicht gekannter Schriften. Am fleißigſten hat ſich dabei der Herausgeber ſelbſt bewieſen. Wir erhalten von demſelben erſtlich eine bis dahin unbekannte Bearbeitung des „Puppenſpiels von Doctor Fauſt“, zuſammengeſtellt aus zwei weſentlich übereinſtimmenden Niederſchriften, von denen die erſte höchſt wahrſcheinlich noch aus dem erſten Decennium des laufenden Jahrhunderts, die andere aber von 1824 datirt; der Herausgeber hat dem Abdruck eine dankenswerthe Ueberſicht über die literariſche Geſtaltung der Fauſtſage im Allgemeinen, namentlich aber über die älteſten dramatiſchen Bearbeitungen derſelben vorangeſchickt. Aus derſelben Hand erhalten wir ferner das Gedicht vom „Bruder Rauſch“ in zwei bisher noch unbekannten Faſſungen, einer niederdeutſchen und einer hochdeutſchen, letztere nach einem nürnberger Druck, der in die Jahre 1554—80 fällt, ſowie eine Reihe von Zuſätzen zu Goethe's „Götz von Berlichingen“; dieſelben ſtanden urſprünglich in einem Bühnenmanuſcript, welches bei dem

weimariſchen Theaterbrand von 1819 vernichtet ward und gehören vermuthlich der Theaterbearbeitung von 1804 an, in welchem Jahre der „Götz“ zuerſt auf die weimariſche Bühne kam, möglicherweiſe aber auch einer ſpätern Bearbeitung von 1809. Neben dieſen drei Artikeln, welche den größten Theil des Hefts füllen, bleiben uns noch zwei Beiträge von Reinhold Köhler und H. Deinhardt anzuführen. Erſterer theilt „42 alte Räthſel und Fragen“ mit, welche einer Handſchrift der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar entnommen ſind; dieſelbe ſtammt aus dem 15. Jahrhundert, iſt alſo, da von den gedruckten Sammlungen keine über das 16. Jahrhundert hinausreicht, die älteſte von allen bisjetzt bekannten deutſchen Räthſelſammlungen. Heinrich Deinhardt liefert die Fortſetzung ſeiner „Dramaturgiſchen Fragen, mit Bezug auf Hebbel's Vorwort zur «Maria Magdalena»“. Der Aufſatz enthält gleich dem erſten ſchon früher veröffentlichten Abſchnitt mancherlei feine und ſcharfſinnige Bemerkungen, iſt jedoch in einer etwas ſchwerfälligen und ungelenken Sprache geſchrieben; auch dürften die längſtverjährten Paradoxien, welche Hebbel in jenem Vorwort äußert, eine ſo ernſthafte und eingehende Widerlegung kaum noch verdienen. In den „Miscellen“ macht derſelbe Verfaſſer auf eine falſche Lesart aufmerkſam, die ſich in Schiller's Gedicht „Der Spaziergang“ eingeſchlichen hat und zwar augenſcheinlich nur infolge eines Druckfehlers; alſo ein neuer Beweis, wie dringend wir einer endlichen kritiſch geſichteten Ausgabe unſerer claſſiſchen Dichter bedürfen.

In demſelben Verlag erſchien gleichzeitig noch eine kleine literarhiſtoriſche Monographie, die ſich hier um ſo paſſender anſchließt, als ſie nur ein erweiterter und vervollſtändigter Abdruck aus dem „Weimariſchen Jahrbuch“ iſt: „Erfurt und die Zäunemannin. Eine literarhiſtoriſche Skizze von Paulus Caſſel.“ Die Schrift iſt urſprünglich aus einer Vorleſung hervorgegangen, welche der Verfaſſer vor einer gebildeten Zuhörerſchaft von Herren und Damen in Erfurt gehalten. Allerdings möchte es zweifelhaft erſcheinen, ob der Gegenſtand, mit welchem dieſelbe ſich beſchäftigt, in der That erheblich genug iſt, um eine derartige wiederholte Veröffentlichung zu rechtfertigen. Doch laſſen wir dieſe Zweifel gern beiſeite im Hinblick auf die ſaubere und geſchmackvolle Art, mit welcher der Verfaſſer den an und für ſich ſo geringfügigen Gegenſtand behandelt hat. Sidonia Hedwig Zäunemann, oder wie ſie bei ihren Zeitgenoſſen hieß die Zäunemannin, iſt eine von den dichtenden Frauen, an denen das 17. und 18. Jahrhundert, oder doch wenigſtens die erſte Hälfte deſſelben, ſo reich war und von denen nicht wenige bei ihren Zeitgenoſſen zu großer Berühmtheit gelangten, freilich ohne dieſelbe bei der Nachwelt behaupten zu können. Wie der Verfaſſer im Eingang ſeines Schriftchens ſehr hübſch auseinanderſetzt, ſind die Frauen, auch wo ſie ſelbſtthätig in Literatur, Kunſt, Wiſſenſchaft eingreifen, ſtets nur Nachahmer der Männer. Der weibliche Geiſt kann nicht eigentlich produciren, er reproducirt nur, was ſchon vor ihm gedacht und empfunden ward; bei aller Feinheit der Auffaſſung, aller Schärfe der Beobachtung, aller Anmuth und Zierlichkeit der Darſtellung fehlt den Frauen doch der eigentlich ſchaffende Trieb, die Originalität, welche neue Bahnen entdeckt und eröffnet. Darum erſcheinen auch ſchriftſtellernde Frauen ſtets nur in ſolchen Zeitaltern, wo Literatur und Wiſſenſchaft überhaupt eine große Ausbreitung gewonnen haben, wo ſie gleichſam zur allgemeinen Lebensluft geworden ſind; von dieſer

Digitized by Google

allgemeinen Strömung werden dann auch die Frauen ergriffen und zwar um ſo lebhafter, je beweglicher der weibliche Geiſt überhaupt iſt und je leichter er, bei der vorwaltenden Receptivität der weiblichen Natur, die ihn umgebenden Eindrücke in ſich aufnimmt. Am meiſten mußte dies natürlich in einer Zeit der Fall ſein, wo, wie im 17. Jahrhundert und zum Theil auch noch in der erſten Hälfte des 18., die Poeſie der Hauptſache nach zu einer bloßen techniſchen Fertigkeit herabgeſunken war, einer äußerlichen Kenntniß, welche, wie jede andere beliebige Fertigkeit, auf dem Wege fleißiger Nachahmung erworben werden konnte. Die Poeſie des 17. Jahrhunderts iſt nur eine andere Art von Gelehrſamkeit; dem eiſernen Fleiß jenes polyhiſtoriſchen Zeitalters war nichts zu ſchwer, für Alles hatte es ſeine Regeln, ſeine Vorſchriften, ſeine Syſteme; der Geiſt war nichts, die Form Alles. Die dichtenden Frauen dieſer Epoche ſind die nothwendige Ergänzung zu den gelehrten Dichtern deſſelben Zeitabſchnitts; die Männer hatten die Poeſie zum Mechanismus erniedrigt, ſo war es denn ganz in der Ordnung, daß die Frauen, gemäß ihrer nachahmenden Natur, ſich dieſes Mechanismus ebenfalls bemächtigten und mit den Männern wetteiferten, wer von ihnen das poetiſche Handwerkszeug am rüſtigſten handhaben konnte. In die Reihe dieſer handwerksmäßigen Dichterinnen gehört nun auch die Zäunemannin. Es war nicht ihre Schuld, ihre Zeit brachte es ſo mit ſich; ja wie einzelne Stellen ihrer Gedichte zeigen, hatte ſie ſogar eine gewiſſe Ahnung davon, daß die Poeſie vielleicht doch noch zu etwas Höherm beſtimmt ſei, als blos den Geburtstagsgratulanten zu machen und Hochzeits- und Sterbelieder zu ſingen. Die Zäunemannin war 1714 zu Erfurt geboren, die Tochter eines ſtädtiſchen Notars, der ſich ſelbſt als Schriftſteller im Fach der vaterländiſchen Geſchichte verſuchte. Schon mit 15 Jahren fing ſie an zu dichten, wie ſich von ſelbſt verſteht in jener gelehrten Manier, welche damals überhaupt den deutſchen Parnaß beherrſchte. Seit 1730 trat ſie auch öffentlich als Dichterin auf; eine Ode, die ſie im Herbſt 1735 „auf die zum Dienſt Sr. Römiſchen Majeſtät Karl am Rhein ſtehenden ſämmtliche Herren Huſſaren" verfertigte, erwarb ihr eine ſchmeichelhafte Zuſchrift von dem berühmteſten Feldherrn der damaligen Zeit, dem Prinzen Eugen. 1736 wurde ihre Vaterſtadt zum großen Theil durch eine furchtbare Feuersbrunſt verheert; dies erſchütternde Ereigniß, wobei auch das Haus der Dichterin nicht verſchont blieb, wurde von ihr in einem Gedicht beſungen, welches nah und fern großes Aufſehen erregte und, in Tauſenden von Exemplaren verbreitet, ihren Namen durch ganz Deutſchland bekannt machte. Mitbrüder in Apollo beſangen ſie; gelehrte Zeitungen ſchmückten ſich mit ihrem Bildniß; namhafte Gelehrte ſuchten ihren Umgang; Fürſten und vornehme Herren beſchenkten ſie; ſogar eine Denkmünze ward auf ſie geſchlagen. Doch ſollte die junge Dichterin ſich dieſes Ruhmes nicht lange erfreuen; auf einer Reiſe zu Anverwandten nach Ilmenau, welche ſie ihrer Gewohnheit nach zu Pferde und in Mannskleidern antrat, ward ſie von einem Unwetter überraſcht und fand ihren Tod in den angeſchwollenen Waſſern, noch nicht 27 Jahre alt. Von ihren Gedichten hatte ſie ſelbſt noch zwei Jahre zuvor eine Sammlung unter dem Titel „Poetiſche Roſen in Knospen" veranſtaltet, der das Jahr darauf ein größeres ſatiriſches Gedicht: „Die von Frauen gepeitſchten Laſter", folgte. Hr. Paul Caſſel, deſſen Schrift vorſtehende Angaben entnommen ſind, hat

die Lebensumstände der Dichterin mit Genauigkeit und liebevollem Fleiß erörtert, auch, als dankenswerthe Zugabe, verschiedene Proben ihrer Dichtungen mitgetheilt, unter denen besonders das „Pfingstgedicht" von Interesse ist. Wir empfehlen das Schriftchen allen Freunden unserer ältern Literatur als einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß einer Epoche, deren poetische Oede und Unfruchtbarkeit für gewöhnlich nur wenig Bearbeiter anzieht und die doch, so unergiebig sie für den Aesthetiker ist, in culturhistorischer Hinsicht die vollste Beachtung verdient. R. P.

Populäre Encyklopädie.

Dem ersten Heft des unter dem Titel „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden encyklopädischen Unternehmens, über das wir erst vor kurzem ausführlich berichteten, ist das zweite Heft rasch nachgefolgt. Dasselbe läßt den Plan des Unternehmens, wie wir ihn in unserm neulichen Bericht skizzirten, immer deutlicher hervortreten: nämlich einerseits als Fortsetzung und Ergänzung zum „Conversations-Lexikon" und den von derselben Firma herausgegebenen gleichartigen Werken zu dienen, andererseits dem Leser in einer Reihe selbständiger Abhandlungen ein erschöpfendes, mit den Ereignissen selbst fortschreitendes Gemälde unserer Zeit, sowol auf theoretischem wie auf praktischem Gebiete, vorzuführen — Alles von der Grundlage jener populären Bildung aus, an deren Herstellung das „Conversations-Lexikon" selbst in seiner nun bald 50jährigen Wirksamkeit einen so wesentlichen Antheil hat. Daß die Politik, die Industrie sowie überhaupt die praktischen Interessen dabei den Vorrang behaupten, liegt eben im Charakter unserer Epoche; auch der treueste Spiegel kann immer nur Das zurückstrahlen, was er empfängt. Und so nehmen denn auch in diesem zweiten Hefte wiederum Industrie und Politik die erste Stelle ein. In letzterer Hinsicht sind es besonders drei größere Charakterbilder, welche die Aufmerksamkeit des Lesers fesseln. Dieselben führen uns drei Persönlichkeiten vor, welche, eine jede in ihrer Art, den wichtigsten Einfluß auf die Gestaltung der gegenwärtigen Weltlage ausgeübt haben und es zum Theil noch in diesem Augenblick thun: nämlich Lord Palmerston, Graf Nesselrode und die kürzlich verstorbene Fürstin Lieven. Zwar was den Aufsatz über Lord Palmerston angeht, so ist derselbe mehr ein Schattenriß — in der eigentlichsten Bedeutung des Worts — als eine wirkliche Charakteristik; der Verfasser faßt lediglich die Schattenseiten des berühmten Staatsmanns ins Auge, seine Abhängigkeit von jener Familienclique, in deren Händen das Schicksal Englands liegt oder doch wenigstens nach der Behauptung Einiger liegen soll, seine Inconsequenz, seine Leichtfertigkeit, seinen Mangel an großen leitenden Grundsätzen, sowie überhaupt an echter staatsmännischer Bildung. Einem Charakter gegenüber, der noch mitten im Getriebe der Parteien steht, ist auch einer derartigen einseitigen Auffassung eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen, zumal wenn sie selbst ihre Einseitigkeit so offen zugesteht und dabei mit soviel Geist und Witz und in einer so gefälligen Form auftritt, wie es hier der Fall ist. Auch hat die Redaction durch eine berichtigende Schlußnote dafür gesorgt, daß das alte „Audiatur et altera pars" nicht ganz in Vergessenheit gerathe und dürfen

wir den Aufſatz daher als einen intereſſanten Beitrag zu einem künftigen wahrhaft hiſtoriſchen Urtheil immerhin willkommenheißen, zumal im gegenwärtigen Moment, wo Lord Palmerſton bekanntlich in Begriff ſteht, durch eine neue Parlamentswahl ſich und ſeine bisherige Thätigkeit der Stimme ſeines Volks zu unterwerfen, alſo demjenigen Forum, welches zwar — denn auch ganze Völker können irren — nicht ſchlechthin entſcheidend, aber doch jedenfalls dasjenige iſt, an welches der praktiſche Staatsmann ſich zunächſt zu wenden hat. Wird Lord Palmerſton vor dieſem Forum freigeſprochen, wie es denn allen Anſchein dazu hat, ſo ſind die Beſchuldigungen ſeiner Gegner damit zwar keineswegs widerlegt, wol aber würde damit aufs neue ausgeſprochen ſein, daß der berühmte Premier mit allen ſeinen Fehlern und Widerſprüchen doch eben der richtige Mann der Situation, der naturgemäße und entſprechende Ausdruck ſeiner Zeit und ſeines Volks iſt — und mehr vermag denn endlich doch kein Menſch zu leiſten, in der Politik ſowenig wie in Wiſſenſchaft und Kunſt. Den Uebergang von den politiſchen zu den induſtriellen Intereſſen bildet eine Abhandlung über „Die maritime Entwickelung Preußens“; ſie iſt im Gegenſatz zu der Charakteriſtik Palmerſton's in ſehr roſenfarbigem Licht gehalten. Karl Vogt berichtet über „Die künſtliche Fiſchzucht“, welche ſeit einigen Jahren von Frankreich aus ſo lebhaft und mit ſo vielem Geräuſch empfohlen wird, in der That jedoch, wie der Verfaſſer nachweiſt, die Erfindung eines Deutſchen iſt, eines Lieutenant Jakobi aus Lippe-Detmold, der ſie bereits vor beinahe 100 Jahren in dem damaligen „Hannoveriſchen Magazin“ publicirte. Es iſt ſehr erfreulich zu ſehen, mit welcher Umſicht und Leidenſchaftloſigkeit der Verfaſſer, der ſich in der Politik durch ſeine extreme Richtung einen ſo bedenklichen Namen erworben hat, ſich auf wiſſenſchaftlichem Gebiete bewegt; ſein Urtheil über den Werth der angeblichen neuen Erfindung iſt überaus vorſichtig und gemäßigt, ſeine Darſtellung im beſten Sinne populär, der ganze Aufſatz höchſt anregend und lehrreich. Damit aber auch Literatur und Kunſt nicht unvertreten bleibe, erhalten wir in demſelben Heft noch eine Lebensſkizze Friedrich Bodenſtedt's, des beliebten Dichters und Schriftſtellers; der eigenthümliche Lebensgang des vortrefflichen Mannes, der ſich ganz als Autodidakt entwickelt hat, wird darin mit anſprechender Wärme geſchildert und namentlich auch ſein Verhältniß zu Mirza-Schaffy auf Grund authentiſcher Nachrichten ins Klare geſtellt. Endlich bringt das Heft noch kleinere Mittheilungen über Franz Krüger, A. Petermann, den berühmten Geographen, A. Petöfi, den kürzlich verſtorbenen katholiſchen Theologen J. J. Ritter, K. von Schönhals, A. Schwegler, ſowie den Anfang eines „Nekrolog zum «Converſations-Lexikon» bis Ende 1856“; derſelbe iſt beſtimmt, die zehnte Auflage des genannten Werks bis zum Schluſſe des Jahres 1856 zu ergänzen und wird in den folgenden Heften fortgeführt werden.

Mit derſelben Rüſtigkeit ſchreitet auch die in demſelben Verlag erſcheinende dritte Auflage des Rotteck-Welcker'ſchen „Staats-Lexikon“ vor. Im Ganzen ſind bisjetzt ſieben Hefte erſchienen, die bis über die Mitte des Buchſtaben A (Anarchie) reichen. Von bemerkenswerthen Artikeln heben wir aus den letzterſchienenen Heften namentlich hervor: „Agio und Agiotage“ von K. Mathy; „Afrika ſeit 1845“ von W. Schulz-Bodmer, der auch einen ältern Artikel von F. Liſt über Aegypten neubearbeitet und mit einem eigenen Artikel „Aegypten ſeit 1845“ vervollſtändigt hat; ferner „Alexander der

Große“ von A. von Rochau; „Heilige Allianz“ von Rotteck und Welcker; einen ausführlichen Artikel von A. von Rochau und Welcker über Amerika, insbeſondere über das Wechſelverhältniß Amerikas zu Europa und die Sklavenfrage ꝛc. Auf die umfangreiche Abhandlung über „Agrarverfaſſung und Agrargeſetzgebung“ in Heft 5 und 6 iſt in dieſen Blättern ſchon hingewieſen worden. Dieſelbe hat den Präſidenten Lette in Berlin zum Verfaſſer, alſo einen Mann, der allgemein, ſelbſt auch von ſeinen politiſchen Gegnern, als eine der erſten Autoritäten ſeines Fachs anerkannt iſt und deſſen ausgedehnter und raſtloſer Thätigkeit die preußiſche Agricultur, theoretiſch und praktiſch, ſoviel verdankt; der Artikel, ſeinem Umfange nach faſt ein kleines Buch zu nennen, iſt erſchöpfend und löſt alle dahin einſchlagende Fragen aufs vollſtändigſte und mit großer Klarheit. st.

Correſpondenz.

Aus Hannover.

Anfang März 1857.

A. Um von dem einen Pole menſchlicher Beredtſamkeit zum andern zu gelangen, braucht man hier jetzt nicht länger zu warten, als von vier Uhr Nachmittags bis ſieben, und nicht weiter zu gehen als vom Ständehaus bis zum Neuen Muſeum. In jenem läßt man ſich von den ſtändiſchen Rednern nüchtern überzeugen, in dieſem von Hrn. Emil Palleske's Shakſpeare-Vorleſung erſchüttern und rühren. Der Vergleich indeſſen fällt, wenn hier überhaupt etwas zu vergleichen wäre, unfehlbar zu Gunſten des Vorleſers aus. Die parlamentariſche Eloquenz gehört zu jenen exotiſchen Pflanzen, welche der in ſich ſelbſt vergnügte Ackerbauſtaat Hannover bei ſich noch immer nicht acclimatiſiren mag. Der Niederſachſe will ſelbſt bei den höchſten Staatsfragen nicht durch tönende Begeiſterung hingeriſſen oder durch die Künſte der geſchulten Rede beſtochen werden. Seine ſtändiſchen Vertreter ſprechen, als ſeien ſie zu einem Staatsrath und nicht zu einer Art höherer Volksverſammlung einberufen worden; zumal in dieſem betrübten Frühling, wo die Exminiſter in der Fortſetzung des anziehenden Spieles der In und der Out grauſam unterbrochen und die letzten Führer der Oppoſition, Horſt und Oppermann, gleichfalls aus dem Saal der Zweiten Kammer erfolgreich ferngehalten ſind. Seitdem iſt dieſer Saal der bevorzugte Ort, an dem das Land durch ſeine eigens erwählten Ohren von den wohlwollenden Abſichten der Regierung, die der Miniſter des Innern mit ſo ausgeprägter Freundlichkeit und in etwas ſtrengerm Stile der Generalſecretär des Miniſteriums der Gerechtigkeit und der Gnaden vertritt, leutſelig unterrichtet wird. Die drei B vor den dünn beſetzten Bänken der Oppoſition vermögen kaum, dieſe Harmonie durch ernſtlichen Misklang zu ſtören. Der Oberbürgermeiſter Barckhauſen aus Lüneburg iſt eher ein Arbeiter als ein Redner; Buddenberg aus Verſenbrück, Stüve's alter Freund, beſitzt mehr gediegene als glänzende Vorzüge, und das jüngſte Mitglied des Hauſes, Hr. von Bennigſen, ſpricht noch zu raſch und zu ſcharf, um dem langſam faſſenden Verſtande

des Hannoveraners durchſchnittlichen Schlags ſeine Gründe mit Sicherheit beizubringen. Das ſpannende Gerücht, daß Stüve aufhören würde, Osnabrück zu regieren, um das Königreich Hannover nicht freilich ſogleich wieder zu regieren, aber vor ſeiner jetzigen Regierung nach Kräften zu ſchützen, ſcheint ſich nicht beſtätigen zu wollen. Allein mag Stüve auch ſehr misvergnügt auf Alles ſehen was hier geſchieht: ganz weit von ſeinem Ideal wird dennoch das Bild nicht ſein, das augenblicklich die Zweite Kammer in ihrer vollzähligen Beſetzung bietet. Ein Miniſter des Innern, der von Allem Beſcheid weiß, d. h. die Thatſachen und die Einzelheiten, mit einer aufmerkſam lauſchenden Verſammlung um ſich her; eine Verhandlung über lauter greifbare Sachen und um Himmelswillen nicht über Ideen und große Grundſätze; eine Verhandlung in jenem trockenen, angeblich einzig ſachgemäßem Tone, der dem verſprengten Manne auf der Zuhörertribüne ohne weiteres ſagt, daß er vor den Myſterien der Politik ſtehe, höchſt ſichern Geheimniſſen, denen keine Neugier mit Enthüllung droht — wir müßten uns ſehr falſche Vorſtellungen gebildet haben, wenn das nicht ungefähr „das ſtändiſche Weſen" ſein ſollte, in dem Stüve und Stüve's näherer Anhang mit dem Geiſte lebt. Sie koſten nun den bittern Nachgeſchmack der Speiſe, auf die ihre nüchterne Kargheit das Volk Hannovers geſetzt hat. Die Verachtung alles anſcheinend entbehrlichen Schmucks rächt ſich in der Abwendung der Maſſen von den ſtändiſchen Kämpfen. Es iſt nicht der einzige Grund dieſer Abwendung, aber ein weſentlich mitwirkender, daß die bisherigen Kammerlichter Hannovers eine ſo übertriebene Scheu vor dem Vorwurf von Maulhelden und Schönrednern in ihr öffentliches Leben mitgebracht haben. Nüchterne Erörterung iſt bei dem Détail von Geſetzen und Bewilligungen gewiß nicht zu entbehren. Aber wo es ſich um die großen Gedanken handelt, die dem Jahrhundert Licht und Wärme verleihen, da iſt auch das heilige Feuer der Begeiſterung an ſeinem Platze; da dient es, in den Zuſammenwirkenden das Gefühl ihrer würdigen Beſchäftigung zu erhöhen und ihrem Gewiſſen ſeine Pflichten einzuſchärfen, wenn von begabter Lippe ſtärker empfundene und nachdrücklicher betonte Worte fallen. Sonſt entſteht der Eindruck, als ſei Denken und Empfinden in dem rohen Wuſte des Stoffs vollſtändig erſtickt worden. Anſtatt daß die Geiſter gewaltig auseinanderplatzen ſollten, ſehen wir nun einen geſchäftigen Haufen von Arbeitern thätig, die einen Berg nackter Thatſachen und untergeordneter kleiner Rückſichten mühſelig zuſammenſchleppen, ſich zu keiner wahren Befriedigung, ihrer Aufgabe nicht zu würdigem Dienſt.

Wie anmuthige Erholung auf die abſpannende Arbeit des Geſchäftsmanns, ſo dürfen wir glücklicherweiſe Palleske's Vorleſung auf die ſtändiſche Geduldsprüfung folgen laſſen. Hr. Palleske hat ſeinen Ruf ſchon begründet. Es wird dieſen Ruf kaum erheblich befeſtigen, wenn er ſeinen bisherigen Triumphen den Beifall des hieſigen Publicums hinzugeſellt. Denn unſer Publicum, dem Karl Devrient lieber iſt als Kaiſer und der ſtereotype Hr. von Lehmann gar der Liebſte, das nicht müde wird, vom „Feenſee" in den „Tanhäuſer" und vom „Tanhäuſer" wieder in den „Cortez" zu laufen — unſer Publicum iſt nicht ſo verwöhnt oder ſo ſtreng, daß ihm ein Vorleſer misfallen ſollte, den kein anderer, ſcheint es, übertrifft. Wer ſich auf das bedächtige Roß der Kritik ſetzen wollte, hätte freilich unzweifelhaft Manches ein-

zuwenden gegen das Vorleſen an ſich. Es erfodert einen ſo ſtarken Geiſt, eine ſo überlegene Bildung, dem Hörer ein ganzes Stück dramatiſcher Dichtung ohne einſeitige Hervorhebung von Einzelnem vorzuführen, daß es faſt ein Wunder heißen dürfte, wäre in derſelben Perſönlichkeit zufällig einmal auch die Virtuoſität der ſinnlichen Begabung vorhanden. Und welcher unausgeſetzten Anſtrengung bedarf es, um über dem Spiel der wechſelnden Stimmen, des bald ſchwer auftretenden und bald leichter dahinhüpfenden Vortrags die Herrſchaft des Alles vertheilenden künſtleriſchen Gedankens zu behaupten! Der Vorleſer muß zu gleicher Zeit mit dem Dichter empfinden und als Schauſpieler handeln, das iſt die Schwierigkeit. Hr. Palleske löſt ſie allerdings in hohem Grade. Löſt er ſie nicht völlig, ſo liegt ſie vielleicht noch ein wenig jenſeit der Grenzen der heutigen Entwickelungsſtufe, der es ſchon Ehre genug macht, daß ſie die idealen Gebiete des Darſtellenden und des geiſtig-ſchaffenden Künſtlers einander ſo nahegerückt hat, wie wir es in dieſem ehemaligen Mimen, aus dem ſpäter ein Tragiker geworden iſt, mit Augen erblicken und mit dem Ohre vernehmen. Was wir Hrn. Palleske am höchſten anrechnen, iſt ſeine Mäßigkeit in der Anwendung ſeiner äußern Mittel. Karl Devrient, den wir einmal den „Lear" leſen hörten, that als ſei er auf ſeiner Bühne, und erſchütterte damit zwar das Zwerchfell, aber keineswegs die Seele der Anweſenden. Beſonnener verfuhr Kaiſer, als er den Mephiſto ohne Feder und rothes Wamms hinterm Leſepult hervorzuſpielen hatte. In dieſer Beziehung verbindet Hr. Palleske Kaiſer's geiſtige Ueberlegenheit mit der reichern Naturanlage Devrient's.

Im Uebrigen hat Hr. Palleske hier nicht etwa eine neue unbekannte Art von Kunſtgenuß erſt einzubürgern gehabt. Faſt vor allen ihren Schweſtern bevorzugt, beſitzt unſere Stadt unter ihren Bewohnern einen Vorleſer von Fach. Es gehört zu ihren ſtehenden Wintervergnügungen, Hrn. Eduard Suhren zu hören, wie er Shakſpeare oder Sophokles in das geliebte Deutſch mündlich überträgt. Nur würden wir Hrn. Suhren, der von Hauſe das nützliche Geſchäft eines Taubſtummenlehrers betreibt, das größte Unrecht zufügen, wenn wir ihn mit einem Nebenbuhler zuſammenſtellen wollten, der ſorgenlos im Verkehr mit allen Muſen ſein Leben genießen darf. Wir ziehen es daher vor, ihm gegenüber den äſthetiſchen Maßſtab mit der Brille des ſocialen Beobachters zu vertauſchen. Hr. Suhren nämlich, anſcheinend nicht ſtrenge an ſein hieſiges freiwilliges und ſelbſtändiges Lehreramt gebunden, bereiſt in dieſem Winter eine große Zahl unſerer Provinzialſtädte in Angelegenheiten ſeiner dramatiſch-literarhiſtoriſchen Miſſion. Seine Heimat Hildesheim und das nähere Celle hat er ſchon in frühern Jahren jezuweilen erfreut. Indem er jetzt bald in Emden, Meppen und möglicherweiſe noch an andern Orten des Weſtens, bald in Harburg, Peine, Göttingen lieſt, gibt er auf jeden Fall der gebildeten Bevölkerung dieſer Städte einen lebhaften Anſtoß, ſich mit den ewigen Meiſterwerken der Dramatik bekannt zu machen. Er erſetzt und ergänzt die wandernden Bühnen, denen Sophokles ganz unnahbar und Shakſpeare meiſtens zu großartig iſt. Wollte Hr. Suhren aber für die ihm ſo theure Kunſt noch mehr bewirken, ſo ſollte er es bei ſeinen öftern Rundreiſen zu einem ſeiner Zwecke machen, ſtehende Provinzialbühnen herzuſtellen und die beſſern unter den Wandertruppen feſter anzuſiedeln — eine ſociale Aufgabe, auf die wir bald einmal zurückkommen werden.

Aus Berlin.

10. März 1857.

NO. Alſo endlich einmal in der traurigen Oede unſers parlamentariſchen Lebens ein Ereigniß, das dieſes Namens wirklich werth iſt! Nach beinahe zweiwöchentlicher Verhandlung fand letzten Mittwoch im Hauſe der Abgeordneten die Schlußabſtimmung über den von der Regierung eingebrachten Entwurf eines neuen Eheſcheidungsgeſetzes ſtatt; das Reſultat iſt Ihnen natürlich längſt bekannt — das Geſetz iſt mit einer Mehrheit von 173 gegen 134 Stimmen abgelehnt worden. Der Eindruck, welchen dieſe Abſtimmung im Publicum hervorgebracht hat, iſt außerordentlich; es iſt das erſte mal nach Jahren, daß unſere Abgeordneten den Muth einer ſelbſtändigen Meinung gezeigt haben, das erſte mal, daß die Oppoſition einen Sieg über die Regierung davongetragen, noch dazu in einer ſo wichtigen, in das innerſte Leben der Nation ſo tief einſchneidenden Frage, einer Frage, welche unſere Rückſchrittsmänner ſeit beinahe zwei Jahrzehnden zu ihrem Haupttummelplatz gemacht hatten, die ſie nicht müde geworden waren, der öffentlichen Meinung zum Trotz immer und immer wieder aufs Tapet zu bringen und in der ſie jetzt endlich, bei der hinlänglich bekannten Zuſammenſetzung unſerer dermaligen Kammern, den Sieg ganz unzweifelhaft in Händen zu haben glaubten. Dieſer Sieg hat ſich nun plötzlich in eine Niederlage verwandelt, welche von Seiten der Reaction um ſo ſchmerzlicher empfunden wird, je unerwarteter ſie ihr gekommen. Denn der Gang der Verhandlungen ließ dies Reſultat keineswegs vorausſehen, im Gegentheil: faſt in allen einzelnen Abſtimmungen behaupteten die Wiederherſteller des Mittelalters das Feld, ſelbſt die Commiſſionsvorſchläge, die den Entwurf in der Hauptſache unangetaſtet ließen und nur einzelne, gar zu rigoroſe Beſtimmungen deſſelben auf ein einigermaßen erträgliches Maß zurückzuführen ſuchten, vermochten nur in den wenigſten Fällen die Mehrheit der Verſammlung für ſich zu gewinnen, und als nun ſchließlich der Miniſterpräſident ſelbſt (der bis dahin an der ganzen Debatte keinen Theil genommen hatte) die Rednerbühne beſtieg, um das Geſetz mit eindringlichen und warmen Worten zur Annahme zu empfehlen, ſchien dieſelbe in der That vollſtändig geſichert. Das Publicum ſelbſt erwartete es nicht anders; längſt entwöhnt, in der Mehrheit unſerer Abgeordneten etwas Anderes zu ſehen als nur das willfährige Echo der Regierung, fand es ſich auch diesmal mit jenem ironiſchen Behagen, das für die hieſigen Zuſtände überhaupt ſo charakteriſtiſch iſt, in das anſcheinend Unvermeidliche und erging ſich bereits in frivolen Vorſchlägen, wie ſich auch unter dem neuen Geſetz der alte Zuſtand der Hauptſache nach werde beibehalten laſſen. Daher die große Gleichgültigkeit, womit, einzig die juriſtiſchen Kreiſe ausgenommen, für welche die Angelegenheit allerdings ein ganz unmittelbares praktiſches Intereſſe hatte, die Verhandlungen von Seiten des Publicums aufgenommen wurden. Niemand verkannte die wahrhaft verhängnißvolle Bedeutung des neuen Geſetzes, Niemand täuſchte ſich über die verderblichen Folgen, die es unvermeidlich für das geſammte geiſtige und ſittliche Leben des Volks mitſichführen mußte — allein was mehr? Man zuckte die Achſeln und meinte, das ſei nun einmal die Strömung der Zeit, man habe ſchon Schlimmeres erlebt und ſo werde ſich dies ja wol auch noch ertragen laſſen. Freilich war auch die Art und Weiſe, wie die Oppoſition den Geſetzentwurf bekämpfte, nur

wenig geeignet, das Publicum aus seiner Lethargie emporzurütteln. Der Muth, mit welchem das kleine Häuflein der Linken auf seinem verlorenen Posten ausharrt, ist gewiß aller Anerkennung werth; es ist nichts Kleines, ganz gewiß nicht, Tag für Tag Sturm zu laufen gegen eine Mauer, von der man im voraus weiß, daß sie unüberwindlich ist. Allein diese Ausdauer ist eine glanzlose Tugend und das Publicum, wie es nun einmal ist, huldigt nur dem Glänzenden. So wacker unsere Linke ist, so fehlt es ihr doch, wie ich schon früher bemerkte, an rednerischen Kräften, welche im Stande wären, das Publicum zu fesseln und mitsichfortzureißen. Nicht als ob die Rechte ihr in diesem Punkt besonders überlegen wäre; selbst derjenige Redner auf der rechten Seite des Hauses, der unbestreitbar die meiste Wirkung erzielt, Hr. von Gerlach, verdankt seine Effecte weniger seiner oratorischen Kunst, als vielmehr der großartigen — wie soll ich gleich sagen? — der großartigen Ungenirtheit, mit welcher er Alles sagt, was ihm auf die Zunge kommt; er ist mehr Witzmacher als Redner. Aber immerhin, die Rechte hat die Macht und also kann sie das Talent entbehren. Anders steht es mit der kleinen Schar der Linken. Ich gebe zu, daß, wie die öffentliche Stimmung nun einmal ist, auch die feurigste Beredtsamkeit nicht im Stande sein würde, das nasse Holz der jetzt herrschenden Gesinnungslosigkeit in Flammen zu setzen; dennoch würde ein größerer Vorrath an rednerischen Talenten der Linken wenigstens eine größere Popularität verschaffen und diese Popularität würde der Partei selbst eine größere Selbstgewißheit und damit auch eine größere Thatkraft verleihen. Auch bei der Debatte über das Ehescheidungsgesetz wurde dieser Mangel sehr fühlbar; Hrn. Wentzel abgerechnet, der überhaupt der eigentliche Pfeiler unserer jetzigen Opposition ist und der auch diesmal gleich mit seiner ersten Rede einen so tiefen wie nachhaltigen Eindruck hervorbrachte, haben sämmtliche Redner der Linken zwar sehr wohlmeinend, sehr gesinnungstüchtig, aber doch nur mit sehr geringem Effect gesprochen. Auch ist die schließliche Entscheidung, welche jetzt allgemein eine so freudige Sensation erregt, keineswegs von der Linken herbeigeführt worden, vielmehr ist dieser Ausgang lediglich der katholischen Partei zu verdanken, die auch bei dieser Gelegenheit wieder die wahrhaft großartige Strenge ihrer Disciplin bewährt hat. Und das ist denn die Schattenseite dieser Abstimmung, welche wohl geeignet ist, einen Dämpfer auf unsere Freude zu setzen: die öffentliche Meinung verwarf das Gesetz, weil es ihr zu katholisch war, die Entscheidung der Kammer aber ist durch Diejenigen herbeigeführt worden, denen es noch nicht katholisch genug. Das ist ein Fingerzeig für die Zukunft, der zum Nachdenken auffodert und den namentlich auch die Regierung nicht übersehen sollte. Indessen wie das nun sein mag, jedenfalls dürfen wir hoffen, mit weitern Ehescheidungsgesetzentwürfen verschont zu bleiben, wenigstens für die nächsten Jahre; nachdem die Regierung in einer Angelegenheit, auf welche sie eingestandenermaßen einen so hohen Werth legt, zwei mal eine so eclatante Niederlage erlitten hat, ist es kaum denkbar, daß sie sich noch zu einem dritten Versuch hergeben wird. Für die Praxis freilich ist mit alledem wenig gewonnen; unsere strenggläubigen Prediger werden sich nun erst recht berufen glauben, die kleinen Päpste zu spielen und die Wiederverheirathung geschiedener Personen auf eigene Hand zu verweigern. Dadurch wird denn die Verwirrung, die auf diesem

Gebiete ohnedies ſchon herrſcht, fürs erſte noch immer zunehmen. Allein wie jedes ſociale Uebel, das ſich bis zum Unerträglichen ſteigert, eben dadurch auch ſein eigenes Heilmittel erzeugt, ſo wird auch dieſe immer wachſende Confuſion die Regierung mit Nothwendigkeit auf den Weg führen, auf den ſie ſelbſt in früherer Zeit als auf den einzig möglichen Ausweg hindeutete und von dem ſie ſich dann, man darf zweifeln ob zum Heil des Ganzen, aus religiöſen Bedenklichkeiten wieder abgewandt hat. Ich meine die Civilehe, ein Wort, das allerdings den Ohren unſerer jetzigen Machthaber ſehr verhaßt klingt und das doch in der That das einzige Mittel iſt, von dem wir eine gründliche Heilung der jetzigen ſchwerzerrütteten Zuſtände erwarten dürfen. Auch für die nächſte Zeit ſtehen einige intereſſante Debatten in Ausſicht; die beantragte Wiederherſtellnng der dreijährigen Dienſtzeit ſowie weiterhin die bekannten Steuervorlagen der Regierung werden den Parteien eine neue Gelegenheit bieten, ihre Kraft aneinander zu meſſen. Was den letztern Punkt, nämlich die Finanzprojecte der Regierung angeht, ſo hält man die Verwerfung der Gebäudeſteuer für gewiß; die Rechte, die darin einen Vorläufer der von ihr ſo grimmig gehaßten Grundſteuer erblickt, wird in dieſem Punkt mit der Linken Hand in Hand gehen und es wäre nicht unmöglich, daß der Finanzminiſter infolge deſſen ſein Portefeuille niederlegen müßte. Doch würde das immer nur ein Perſonenwechſel ſein, das Syſtem ſelbſt ſteht zu feſt, als daß es durch irgendwelche Kammerabſtimmungen erſchüttert werden könnte.

Abgeſehen von dieſer ungewohnten politiſchen Aufregung, welche die Verwerfung des Eheſcheidungsgeſetzes herbeigeführt hat, iſt unſer Leben im Uebrigen ziemlich ſtill und einförmig; der Carneval mit ſeinen Luſtbarkeiten iſt vorüber und wir fühlen uns in jener unbehaglichen Stimmung, welche jedesmal auf ungewohnte Ausſchweifungen zu folgen pflegt. Die Herrſchaft der Bälle iſt vorüber, dafür hat die Zeit der Concerte begonnen. Doch zeigt unſer Publicum ſich auch in dieſer Hinſicht merklich ernüchtert, das Virtuoſenthum findet bei uns bei weitem nicht mehr den Boden wie ehedem und ſelbſt Clara Novello, die doch von früherer Zeit her im beſten Andenken bei uns ſteht, bedurfte erſt eines wiederholten Auftretens ſowie der ganz beſondern Protection des Hofs, bis es ihr gelungen iſt, das Publicum einigermaßen zu enthuſiasmiren. Im Theater iſt ebenfalls Faſtenzeit. Die Königliche Bühne ruht auf ihren Lorbern; die einzige Neuigkeit, welche ſie ſeit Monaten gebracht hat, war der neueinſtudirte „Macbeth", mit Frl. Heuſſer als Lady Macbeth. Es war eine klägliche Vorſtellnng, die wieder einmal ſo recht deutlich zeigte, wie tief die tragiſche Kunſt bei nns geſunken. Frl. Henſſer iſt eine achtbare Künſtlerin, aber an die Lady Macbeth ſollte ſie ſich nicht wagen, dazu fehlt ihr nicht mehr als Alles, nämlich die Tiefe der Leidenſchaft und jenes Dämoniſche, ohne das eine Lady Macbeth ſich nicht denken läßt. Daſſelbe gilt von dem Macbeth des Hrn. Hendrichs; Hr. Hendrichs iſt ein recht paſſabler Götz, aber von der ehernen Natur der Shakſpeare'ſchen Helden trägt er nicht die kleinſte Ader in ſich. Unſere Vorſtadttheater ſuchen das Publicum durch Gaſtſpiele anzulocken und zwar ſeltſam genug durch Gaſtſpiele einheimiſcher Künſtler; Hr. Rott, der ſich von der Königlichen Bühne hat penſioniren laſſen, angeblich weil ſein zerrütteter Geſundheitszuſtand ihn an der Ausübung ſeiner Knnſt verhindert, gaſtirt auf dem Friedrich-Wil-

helmſtädtiſchen Theater und Hr. Aſher, bis vor kurzem der Liebling des Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Publicums, entzückt die Kunſtfreunde in der Blumenſtraße. Wo der Reiz dieſer Gaſtſpiele liegt, vermag ich nicht zu ſagen; doch findet das Publicum in der That Geſchmack daran nnd beide Häuſer machen mit ihren Gäſten gnte Geſchäfte. Mit der ſo pomphaft angekündigten „Geldfrage" des jüngern Dumas iſt es dem Königſtädter Theater nicht ſo gut geworden: das Publicum, das bei der erſten Vorſtellnng faſt den Eingang ſtürmte, erwartete eine andere Art von Cameliendame und fand dafür ein Stück, das zwar ſehr moraliſch, aber leider auch ſehr langweilig. Doch läßt der thätige Unternehmer ſich dadurch nicht abſchrecken; wie ich ſoeben aus dem Theaterzettel erſehe, bringt er morgen ſchon wieder ein neues Stück, und zwar wieder eine Bearbeitung nach dem Franzöſiſchen; daſſelbe führt den pikanten Titel „Biedermann nnd Conſorten" und iſt den „Faux bons hommes" nachgebildet, die vor kurzem in Paris ſoviel Aufſehen machten. Dieſe raſtloſe Thätigkeit hat etwas Reſpectables, ſelbſt auch wo ſie ſich in den Mitteln vergreift; beſäßen gewiſſe reichlich, ja überreichlich ausgeſtattete Inſtitute nur den zehnten Theil dieſes Eifers und dieſes Unternehmungsgeiſtes, es wäre mit unſern Theaterzuſtänden beſſer beſtellt als es iſt. Die Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Bühne ſcheint einen Treffer mit einer neuen Poſſe von A. Bahn, dem Verfaſſer von „Appel contra Schwiegerſohn" gethan zu haben: „Wollenweber und Trieſel"; dieſelbe ſtreift zwar ſtark ins Gebiet des höhern Blödſinns, füllt aber das Haus und mehr wird ja heutzutage nicht verlangt.

In der Gerichtswelt hat die Begnadigung des Hrn. Lindenberg Aufſehen gemacht, nicht ſowol um ihrer ſelbſt als um der eigenthümlichen Umſtände willen, unter denen ſie erfolgte. — In der Seiffart'ſchen Disciplinarunterſuchung wird das Urtheil des Staatsminiſteriums, als der vorſchriftmäßigen zweiten Inſtanz, erwartet; man rechnet ziemlich allgemein auf eine Milderung des Urtheils, wenigſtens inſoweit, daß Hrn. Seiffart ſeine Penſionsberechtigung zurückgegeben wird. — Mit Alexander von Humboldt's Befinden geht es noch immer nicht ſo, wie ſeine unzähligen Verehrer wünſchen; die Theilnahme iſt aufrichtig und erſtreckt ſich durch alle Stände. Auch das nahebevorſtehende Doctorjubiläum des Geheimerath Böckh erregt lebhafte Theilnahme; Univerſität und Bürgerſchaft rüſten ſich, den Tag in würdiger Weiſe zu begehen und auch von auswärts wird es an Glückwünſchen und Ehrenbezeigungen nicht fehlen.

Notizen.

Aus Gleiwitz in Schleſien wird der Tod des Oberſt von Boddien gemeldet, eines der ſechs preußiſchen Offiziere, welche 1848 durch die Wahl des Volks im Frankfurter Parlamente ſaßen. Ein vertrauter Freund von Lichnowſky, der auch in ſeinen Armen ſtarb, hatte Hr. von Boddien ſeinen Platz auf der Rechten, ohne ſich jedoch als Redner oder überhaupt durch ſeine politiſche Thätigkeit beſonders bemerkbar zu machen. Nichtsdeſtoweniger gehörte er zu den einflußreichſten Mitgliedern der Paulskirche: nämlich durch

ſeinen Bleiſtift als Carieaturenzeichner. Von Hrn. von Boddien rührte ein großer Theil jener Spottbilder her, welche damals in Aller Händen waren und die nicht ſelten, wegen ihrer wirklichen Komik, ſelbſt den Beifall Derjenigen erhielten, welche davon getroffen wurden; ſo namentlich der Reichscanarienvogel, Ruge's neue Weltanſchauung, Hr. von Soiron als Laubfroſch ꝛc. Wenn jedoch in einem Nekrolog, den die augsburger „Allgemeine Zeitung" kürzlich brachte, Hr. von Boddien auch als Zeichner des bekannten Piepmeier genannt wird, ſo beruht dies wol auf einem Irrthum, indem ältern und authentiſchen Nachrichten zufolge die Zeichnungen zum Piepmeier vielmehr von Adolf Schrödter, dem berühmten Maler des „Don Quixote" ꝛc. herrühren; den Text zu den Zeichnungen lieferte bekanntlich der ſpätere Reichsminiſter Detmold, der ſeitdem ebenfalls verſtorben iſt. Hr. von Boddien, in Mecklenburg geboren, diente anfangs unter dem dortigen Militär, trat jedoch ſpäter in preußiſche Dienſte. 1847 ward er als Rittmeiſter nach Oberſchleſien commandirt, wo damals der Hungertyphus wüthete. Hier wußte er durch ſeine Leutſeligkeit und ſein biederes, mannhaftes Weſen ſich die Herzen der Bevölkerung dermaßen zu gewinnen, daß er, als es wenige Monate ſpäter zur Wahl kam, von einem oberſchleſiſchen Wahlkreiſe mit großer Mehrheit ins Parlament geſchickt ward. Nach der Zurückberufung der preußiſchen Deputirten wurde er zum königlichen Flügeladjutanten befördert, in welcher Eigenſchaft er mehre Jahre in der unmittelbaren Nähe des Königs, namentlich auch als deſſen Reiſebegleiter, zubrachte. Späterhin erfolgte ſeine Ernennung zum Oberſt des zweiten Ulanenregiments, deſſen Stab in Gleiwitz ſteht und hier iſt er denn, noch in beſter Manneskraft, von einem plötzlichen Tode ereilt worden. — In Paris ſtarb der Baron Desnoyers, einer der berühmteſten und verdienteſten Kupferſtecher neuerer Zeit. 1779 zu Paris von bürgerlichen Aeltern geboren, bildete er ſich anfangs zum Hiſtorienmaler und widmete ſich dann unter Tardieu's Leitung der Kupferſtecherkunſt. 1805 trat er mit ſeinem erſten bedeutenden Werk hervor, „La belle Jardinière", nach Rafael, dem er auch in der Folge unausgeſetzt ſeine beſten Kräfte widmete; namentlich ließ er ſich die Reproduction der Rafael'ſchen Madonnen angelegen ſein. Das letzte Werk ſeines Grabſtichels war die „Transfiguration", ebenfalls nach Rafael. Auch der Stich nach Gérard's Gemälde, Napoleon im Krönungsornat darſtellend, erwarb ihm großen Ruhm, während Napoleon ſelbſt den Künſtler mit wahrhaft kaiſerlicher Freigebigkeit belohnte. Auch die Bourbons behandelten ihn mit großer Auszeichnung; ſeit 1816 Mitglied des Inſtituts, wurde er 1825 zum erſten Kupferſtecher des Königs, 1828 aber zum Baron ernannt. — Im Irrenhauſe zu Wien ſtarb Klara Heinefetter, ſeit ihrer Vermählung unter dem Namen Stöckl-Heinefetter bekannt. Sie war die mittlere von drei Schweſtern, die ſich ſämmtlich als Sängerinnen einen Namen in der deutſchen Theatergeſchichte erworben haben. Von der Natur weniger glänzend ausgeſtattet als ihre berühmtere Schweſter Sabine, wußte ſie mit ihren Mitteln beſſer hauszuhalten und behauptete ſich daher auch in der Gunſt des Publicums länger als jene. Die letzten Jahre ihres Lebens brachte ſie in Irrſinn zu.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

In **Carl Bellmann's Verlag** in **Prag** ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Jahrbuch
Deutscher Belletristik
auf 1857.

Des Albums der Erinnerungen dritter Jahrgang.

Mit Beiträgen

von Fr. Bodenstedt, Ida von Düringsfeld, E. Geibel, R. Gottschall, Bernd von Guseck, V. Hansgirg, M. Hartmann, F. Hebbel, Th. Herzog, U. Horn, W. Müller von Königswinter, L. Pfau, Th. Pisling, O. Prechtler, H. Pröhle, L. J. Semlitsch, A. von Sternberg, J. N. Vogl, S. Kapper.

Herausgegeben von

Siegfried Kapper.

Mit dem Bildnisse Emanuel Geibel's.

21 Bogen Schiller-Format. Eleg. geheftet. Preis 1 Thlr.

Für die Abnehmer der „Erinnerungen. Oesterreichisch-belletristische Monatschrift": 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das zweite Heft dieses neuen populär-encyklopädischen Werks ist soeben erschienen und nebst dem ersten Heft und einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 13.** 26. März 1857.

Inhalt: Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1730. — Der Hexenglaube in der Universitätsaula. Ein kleiner Beitrag zur „guten alten Zeit". — Literatur und Kunst. Deutsche Geschichte. (Zimmermann, „Geschichte des großen Bauernkriegs".) Naturwissenschaften. (Ule, „Physikalische Bilder im Geiste kosmischer Anschauung"; „Königsberger naturwissenschaftliche Unterhaltungen", Neue Folge 2. Heft.) — Zur Neuenburger Frage. (Majer, „Die Geschichte des Fürstenthums Neuenburg.") — Correspondenz. (Aus Westfalen.) — Notizen. — Anzeigen.

Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1730.

Je mehr die Meinung verbreitet ist, daß die Reisewuth eine charakteristische Haupteigenthümlichkeit unserer Periode sei, desto mehr ist man überrascht zu finden, daß schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts „eine übermäßige Reisebegierde" zu den stehenden Eigenschaften der Deutschen gerechnet wurde. Man verglich diese Wanderlust mit einer epidemischen Krankheit und glaubte in allem Ernste Nachwirkungen des Triebes darin zu entdecken, der sich in der Völkerwanderung in so kolossaler Weise kundgegeben. Aber freilich reiste man damals anders als jetzt. Die berühmteste deutsche Reisebeschreibung aus jener Zeit ist von Johann Georg Keyßler. Der Titel lautet: „Johann Georg Keyßler's Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen, in welchen der Zustand und das Merkwürdigste dieser Länder beschrieben und vermittelst der natürlichen, gelehrten und politischen Geschichte, der Mechanik, Maler-, Bau- und Bildhauerkunst, Münzen und Alterthümer, wie auch mit verschiedenen Kupfern erläutert wird." Diesem Titel gegenüber prangt das Bild des Verfassers in Allongeperücke und Galakleid, wie er in seiner Bibliothek an einem mit Landkarten bedeckten Tische steht. Sein Werk füllt nicht weniger als zwei Quartbände von 1500 enggedruckten Seiten, Anhang und Register ungerechnet. Man sieht, zu den leichtfertigen, elegant broschirten Octav-

bändchen unſerer Reiſebibliotheken verhielt ſich dies ehrwürdige Opus ungefähr wie die Saurier einer antediluvianiſchen Periode zu den Geſchöpfen der Jetztwelt. Zu ſeiner Zeit machte es großes Aufſehen, erlebte drei Auflagen in weniger als 50 Jahren und wurde ins Engliſche und Holländiſche überſetzt. Selbſt für uns enthält es manche willkommene Nachricht und zur Culturgeſchichte des 18. Jahrhunderts iſt es ein nicht zu verachtender Beitrag.

Der Verfaſſer, Sohn eines gräflich Giech'ſchen Hofraths und Archivarius, war in dem Marktflecken Thurnau, der den Reichsgrafen von Giech gehörte, 1693 geboren, hatte in Halle die Rechte ſtudirt, ſich aber auch übrigens eine umfaſſende Bildung und namentlich in der claſſiſchen Literatur und Geſchichte gute Kenntniſſe erworben. Im Jahr 1713 begleitete er als Hofmeiſter einen jungen Grafen von Giech nach Utrecht, wo er zum Studium der nordiſchen Alterthümer angeregt wurde; auf dieſelbe Weiſe lernte er einen großen Theil von Deutſchland, Frankreich und den Niederlanden kennen. Später wurde er Erzieher zweier Enkel des großbritanniſchen und lüneburg-braunſchweigiſchen Staatsminiſters Bernſtorff, welches er länger als zehn Jahre blieb, worauf er ſeine beiden Zöglinge nach Tübingen begleitete und dann mit ihnen die Reiſe machte, die er in dem obengenannten Werk beſchrieben hat. Sie dauerte vom April 1729 bis ins Jahr 1731 und wurde auch auf die Niederlande und England ausgedehnt. In England war Keyßler übrigens ſchon 1718 geweſen und wegen ſeiner Verdienſte um die celtiſchen Alterthümer, namentlich einer Schrift über Stonehenge, zum Mitglied der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften ernannt worden. Den Reſt ſeines Lebens verbrachte er in gelehrter Muße, als Aufſeher der Bibliothek und des Münz- und Naturaliencabinets des Freiherrn von Bernſtorff; dem Letztern hinterließ er eine bedeutende Mineralienſammlung, die er auf ſeinen Reiſen zuſammengebracht hatte. Er ſtarb 1743, und ſein Biograph glaubt nicht verſchweigen zu dürfen, daß er in eheloſem Stande gelebt habe. Er fürchtet, man könnte ſonſt einige „ſchalkhafte Anmerkungen", die Keyßler ſich hin und wieder in ſeinen Schriften erlaubt habe, misdeuten. „Sie ſind ſo beſchaffen, daß ſie der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts unmöglich gefallen können: ſie verlieren aber allſofort alles Anſtößige und Beleidigende, wenn man weiß, daß der ſchalkhafte Anmerker als ein Hageſtolze gelebt hat und als ein ſolcher geſtorben iſt."

Ob es heutzutage Jemanden gibt, der ſich rühmen kann, die beiden Quartanten vom Keyßler ganz durchgeleſen zu haben, zweifeln wir ſehr. Man kann in der That davon ſagen, was Macaulay von dem Leben Burleigh's des Doctor Nares geſagt hat: „Vor der Sündflut mögen Hilpa und Schalum ſolch ein Buch als leichte Lectüre angeſehen haben; unglücklicherweiſe dauert aber jetzt ein Menſchenleben 70 Jahre und wir

können nicht umhin zu denken, es ſei etwas unbillig, uns einen ſo groſſen Theil eines ſo kurzen Daſeins abzufodern.“ Indeſſen braucht man in Keyßler's Reiſebeſchreibung auch nur geblättert zu haben, um den Verfaſſer hochſchätzen zu lernen. Er zeigt überall eine ſehr entſchiedene Sittlichkeit, die von Rigorismus ebenſo entfernt iſt als von Laxheit und Frivolität; er iſt ein aufrichtiger Proteſtant ohne Bigoterie oder Intoleranz, und was damals am ſeltenſten ſein mochte, er beſitzt eine gründliche und ausgebreitete Gelehrſamkeit ohne Hochmuth und Pedanterie. Seine Anſichten ſind in hohem Grade vernünftig, ſeine Beobachtungsgabe nicht gering und ſeine Auffaſſung von einer überraſchenden Objectivität. Als Begleiter zweier vornehmen Cavaliere hatte er manche Gelegenheit, ſich über die höhere Geſellſchaft der Reſidenzen zu unterrichten; aber ſeine Aufmerkſamkeit war auch auf die Charaktere der verſchiedenen Nationen, ihre Verfaſſung, Inſtitutionen, Bildung, Sitten und Gebräuche gerichtet. Doch waren ſeine Intereſſen vorwiegend wiſſenſchaftlicher Natur; Beſchreibungen von Bibliotheken, Sammlungen, Antiquitäten, hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten und Monumenten nehmen den größten Raum in ſeinem Werke ein, beſonders hat er viele Hunderte lateiniſcher Inſchriften in ihrer ganzen Länge copirt. Daneben fehlt es nicht an pikanten Anekdoten aus dem Privatleben fürſtlicher Perſonen, curioſen Notizen über gelehrte Frauenzimmer und Beſchreibungen unerhörter Naturwunder und Monſtra. Kurz es iſt nichts übergangen, was damals ein gewiſſenhafter Reiſender geſehen haben mußte: und der Herausgeber meldet, daß viele Reiſende, ſelbſt vom höchſten Range, ſich dieſes Buchs auf ihren Reiſen als eines Wegweiſers bedient haben. Man kann ſich hiernach von dem Umfange ihres Gepäcks eine Vorſtellung machen.

Naturſchönheiten ließ Keyßler keineswegs unbeachtet; über Manches, wie über den Waſſerfall von Terni, die Anſicht Genuas von der See aus, äußert er ſich enthuſiaſtiſch. Weite heitere Proſpecte liebt er am meiſten und ſeinen landſchaftlichen Geſchmack charakteriſirt es ſchon, daß „angenehm“ das höchſte Lob iſt, das er einer ſchönen Gegend zu geben weiß. Eine fruchtbare, gartenartig angebaute Ebene zog er trotz ihrer Monotonie der großartigſten Gebirgsgegend unendlich vor, ja er ſcheint keinen Begriff gehabt zu haben, daß man eine unfruchtbare Landſchaft überhaupt ſchön finden könne. Er rühmt zum Beiſpiel die ganz flache und einförmige Gegend bei Mantua. „Man kann ſich nicht genug verwundern über die Fruchtbarkeit der Felder und Wieſen, die reihenweiſe mit Bäumen, um welche ſich die Weinreben ſchlingen, bepflanzt ſind. Die Menge der Nachtigallen, ſo ſich in dieſem Strich aufhalten, gibt ihm in der jetzigen Jahreszeit eine neue Annehmlichkeit. Man wird in Italien der ſchönen Gegenden faſt gewohnt, dergeſtalt, daß man ſie mit der Zeit nicht mehr ſo ſehr, als anfänglich geſchieht, achtet; ich bin aber ver-

ſichert, daß Derjenige, ſo z. B. in dem gebirgigten Tirol, Salzburg, auf dem Harze, ſächſiſchen Bergſtädten, desgleichen in den Wäldern von Thüringen und Pommern, in den ſandigen Gegenden von Schleſien, der Markgrafſchaft von Brandenburg und Mecklenburg oder in den Haiden von Lüneburg und Weſtfalen erzogen worden, und auf einmal in die auserleſenſten Proſpecte von Italien gebracht werden ſollte, ganz ungemeine Regungen und Vergnügungen empfinden würde." Man ſieht, er fand die Schluchten und Thäler der ſalzburger und tiroler Alpen ebenſo wenig „angenehm" als die märkiſchen Kieferwälder und die Lüneburger Haide: weil nämlich alle dieſe Gegenden ihm gleich unfruchtbar, öde und unfreundlich erſchienen. Doch war dies nicht etwa ein individueller Geſchmack, ſondern wir dürfen annehmen, daß er von der Mehrzahl der Gebildeten in jener Zeit getheilt wurde. In demſelben Jahre, wo Keyßler ſich ſo geringſchätzig über die deutſchen Gebirge ausſprach, reiſte ein gebildeter Engländer, Capitän Burk, in den ſchottiſchen Hochlanden, und erklärte ſie für ſo häßlich, daß eine Sandſteppe, mit ihnen verglichen, lieblich erſcheinen müſſe; und der Dichter des „Landprediger von Wakefield", der ſich im Jahre 1753 in dieſelben Gebirge wagte, ſprach mit Abſcheu von ihrer ſcheußlichen Wildheit, während er die Umgegend von Leyden mit ihren weiten grünen Wieſen, Landhäuſern, Statuen, Grotten, Blumenbeeten und geradlinigen Alleen für unvergleichlich ſchön erklärte. Macaulay, der dieſe beiden Aeußerungen angeführt hat, glaubt den Grund der damaligen Stumpfheit gegen die landſchaftliche Schönheit der Hochlande in ihrer Unſicherheit und Gefährlichkeit ſuchen zu müſſen. Aber dies iſt ohne Zweifel ein Irrthum. Denn die deutſchen Gebirge, die Keyßler mit ſo großer Geringſchätzung betrachtete, waren damals vollkommen ſicher und verhältnißmäßig bequem zu bereiſen: während andererſeits Reiſende in unſern Tagen ſich durch die angenſcheinlichſten Gefahren nicht abhalten laſſen, die Schönheit des Libanon oder der Cordilleren richtig zu würdigen. Vielmehr iſt zu ſagen, daß die Richtung des Naturgefühls, das vorzugsweiſe das Grandioſe, Wilde, mit einem Worte das Romantiſche in der Natur aufſucht, jenem Zeitalter noch ebenſo fremd war wie der Begriff und das Wort, mit dem wir ihn bezeichnen.

In der Kunſt war Keyßler kein Kenner und ſein Geſchmack natürlich von den Einflüſſen einer Zeit nicht frei, in der Affection, Schwulſt und Manier als das Höchſte galten. Doch fehlte es ihm nicht an richtigem Blick und lebhaftem Gefühl und zuweilen lieſt man ſeine einfach ausgedrückten Urtheile lieber als die hochtrabenden Phraſen moderner Enthuſiaſten. So hat er z. B. den Werth der mediceiſchen Venus treffend und erſchöpfend bezeichnet: „Die Blüte der Jugend, ein gefälliges und ſtilles Weſen, die Schönheit und Schamhaftigkeit ſtreiten in ihrem Geſichte miteinander um den Vorzug."

Auch über die Nacktheit des Laokoon (obwol er sonst ein großer Feind alles Nackten ist) äußert er sich sehr vernünftig. „Man hat allhier auch Gelegenheit zu bemerken, wie die alten Meister, um ihre Kunst desto besser zu zeigen, bisweilen von der natürlichen und wahren Beschaffenheit abgegangen. Denn Laokoon konnte als ein Priester mit seinen Kindern nicht nackend in öffentlicher Versammlung erschienen sein, wie ihn jedoch der Bildhauer nur, um mehrere Kunst und Geschicklichkeit anbringen zu können, abbildet." Daß der Katholicismus der Kunst einen günstigern Boden biete als der Protestantismus, glaubte er zwar, aber nicht, weil er die Phantasie stärker anregt, sondern „wegen des vielen äußerlichen Prachtes, der an die Kirchen und Klöster gewandt wird. Das Heilige Abendmahl ist wenigstens 15,000 mal in den italienischen Kirchen gemalt und die Verkündigung Mariä wol mehr als 50,000 mal. Die Maler mußten sich bemühen, einander zu übertreffen und ihren Werken immer neue Zierden oder Veränderungen zu geben: und was für Gelegenheit geben nicht die mannichfaltigen biblischen Historien einem Künstler, die Stärke seiner Einbildungskraft und die Geschicklichkeit seiner Hand an den Tag zu legen. Dieses Alles mangelt bei Protestanten, weil man zur Verhütung des Misbrauchs die Kirchen mit wenigen Bildern und Gemälden zieret. Weltliche große Herren haben viele andere Ausgaben, und es kömmt ihnen saurer an, viele Summen Geldes auf Gebäude, Statuen, Gemälde u. s. w. zu verwenden, als denen Klöstern, welche öfters nicht wissen, wo sie mit dem baaren Gelde hinsollen, dabei auch versichert sind, daß sich die angewandten Unkosten durch den untrüglichen Zulauf des Volks in ihre Kirchen zehnfach wieder bezahlen." Freilich gab es damals keine Fürsten, die die Kunst um ihrer selbst willen beförderten, man sah sie ausschließlich entweder im Dienste des Luxus oder im Dienste der Religion und ließ sich noch nicht träumen, daß Kirchen und Paläste einst ihre Kunstschätze an Museen herausgeben und daß die Werke, die nur zur Augenweide der Vornehmen und zur Erbauung der Frommen bestimmt schienen, einst als allgemein menschliches Bildungsmittel wirken würden.

In religiösen Dingen misbilligte Keyßler alle Extreme und war der Ansicht, daß „Meinungen und Ueberzeugungen des Gemüths sich nicht durch äußerliche Zwangsmittel einzwingen lassen". „Zu Tübingen", erzählt er, „müssen alle Professoren, von was Facultät sie auch sind, die Concordienformel unterschreiben. Herr N. hat unterzeichnet: «Die göttlichen Wahrheiten, die in dieser Schrift enthalten sind, unterschreibe ich.» Es ist zwar wahr, daß man auf diese Art auch den Alcoran unterschreiben kann; allein vielleicht ist es doch rathsamer, solche allgemeine Ausdrückungen zuzulassen, als die Gewissen mit menschlichen Regeln mehr und mehr zu beläſtigen und die Zahl der Heuchler oder Meineidigen zu

vergrößern." Keyßler war ernſtlich mit ſich zurathe gegangen, ob ein Proteſtant nicht ſo unparteiiſch und objectiv über katholiſche Länder ſchreiben könne und müſſe, daß ſeine Confeſſion ſich nirgends verrathe. Er glaubte aber dieſe Frage verneinen zu müſſen. Wenn z. B. Reliquien, die ihrer Natur nach nur einmal vorhanden ſein können, an verſchiedenen Orten gezeigt und jede durch eine päpſtliche Bulle für echt erklärt werde, ſo müſſe man entweder der Wahrheit oder dem katholiſchen Glauben zunahe treten. Er berichtet jedoch auch über die handgreiflichſten Betrügereien in der ſchonendſten Weiſe, obwol er nicht umhinkann, zuweilen eine Vermuthung über den wahren Sachverhalt zu äußern, z. B. daß das Blut des Heiligen Januarius an dem Feſte dieſes Heiligen in Neapel auf eine ſehr natürliche Weiſe zum Fließen gebracht werde. Gewöhnlich erzählt er aber die Wunder der Heiligen ohne ſeine Zweifel anders zu äußern, als etwa durch die drollige Trockenheit des Ausdrucks. In der Kirche San-Lorenzo fuori le Mura bei Rom liegt der heilige Laurentius begraben. „Der Papſt Pelagius brachte in nachfolgenden Zeiten den Leichnam des erſten Märtyrers Stephani von Konſtantinopel nach Rom und legte ihn mit in dieſen Sarg, welches dem heiligen Laurentius ſo wohl gefiel, daß er dem neuen Gaſt in ſeinem Sarge nicht nur freiwillig Platz machte, ſondern auch die rechte Hand gleichſam zur Bewillkommnung wunderbarerweiſe darbot." Auch ermangelt er nicht, genau den Ablaß anzugeben, der in jeder katholiſchen Kirche zu erhalten iſt, und berichtigt bei dieſer Gelegenheit einen noch jetzt ſehr verbreiteten Irrthum. „Ich muß auch dieſes hiebei melden, daß diejenigen Proteſtanten, die da glauben, der Ablaß gehe auf die Zeit dieſes irdiſchen Lebens, und könne man alſo auch ein jahrlang ſündigen, wenn man auf ein Jahr Ablaß geholet, ſich gröblich irren, und die Römiſch-katholiſchen keinen andern Begriff davon haben, als daß z. B. Derjenige, welcher, um die Reinigung ſeiner Seelen zu vollbringen, 100,000 Jahre in dem Fegefeuer billig zubringen müßte, mit einer Zeit von 10,000 Jahren abkommen kann, wenn er ſich mit ſo vielen Abläſſen, als zu Abtragung von 90,000 Jahren erfodert wird, bei ſeinem Leben verſorget hat." Im Weſentlichen kommt es freilich auf eins hinaus, ob durch den Ablaß die Zeit der Buße im Fegefeuer vermindert oder die Erlaubniß auf eine gewiſſe Zeit zu ſündigen ertheilt wird: beſonders da man mit dem einmaligen Beſuch römiſcher Kirchen 1000 Jahre Ablaß erwirbt. Ein ſehr intereſſantes Beiſpiel von der Methode der römiſchen Kirche, jedes Mittel zu ihren Zwecken zu benutzen und Andachtsübungen ſelbſt in der Form von Luſtbarkeiten gleichſam einzuſchmuggeln, gibt folgender Bericht von der Kirche des heiligen Filippo Neri in Genua. „Zur Winterszeit kann man alle Sonntage Abends eine oder die andere geiſtliche Oper, ſo auf eine bibliſche Geſchichte geſetzt iſt, in dieſer Kirche ab-

singen hören, worauf eine kurze Predigt von einer halben Stunde und nach solcher wieder eine kleine Musik folgt. Dieses geschieht, um die Leute von übeln Gesellschaften abzuhalten und zum Guten zu vermahnen, wogegen Niemand etwas einzuwenden haben wird. Was aber in gleicher Absicht des Sommers geschieht, wird vermuthlich nicht von Jedem ein gleiches und günstiges Urtheil zu gewarten haben. Es besitzen nämlich diese Patres einen Garten und schönen Platz, auf welchem sie des Sonntags Nachmittags allerlei Spiele, z. B. in der Dame, dem Schach, auf dem Billard und dgl. erlauben, und sind allein die Würfel und Karten von diesem Zeitvertreibe ausgenommen. Man darf aber weder um Geld noch Geldes Werth, sondern einzig und allein um Ave Maria, Paternoster und andere Gebete spielen. Derjenige, so verliert, muß nach Endigung des Spiels vor ein daselbst aufgerichtetes Marienbild niederknien und wegen seines Verlustes gegen Gott und die Heilige Jungfrau Richtigkeit machen. Wenn es Abend wird, läßt sich eine Musik hören, nach welcher eine geistliche Vermahnung gehalten und endlich der Beschluß abermals mit einer Musik gemacht wird. Die Absicht ist gleichfalls gut und dahin gerichtet, daß die gemeinen Leute von liederlichen Gesellschaften abgehalten und, wenn sie ja große Spielbegierde empfinden, dennoch verhindert werden, ihr Geld zu verspielen. Allein wie der Misbrauch des Namens Gottes in dergleichen Strafgebeten entschuldigt werden könne, und ob ein solches gezwungenes Plapperwerk, zu welchem Viele mit Ungeduld sich bequemen, den Namen einer erlaubten Sache verdiene, überlasse ich dem Urtheile anderer unparteiischer Richter."

Am meisten Interesse haben Keyßler's Nachrichten über die Zustände und Sitten der von ihm besuchten Hauptstädte. München (das damals 40,000 Einwohner hatte) galt für eine außerordentlich schöne Stadt. „Dem Könige Gustav Adolf gefiel die Stadt München so wohl, daß er sagte, es fehlen ihr nichts als Walzen, um sie an einen andern Ort bringen zu lassen, weil er wol sah, daß es unmöglich war, dieses Land zu behaupten. Hätte er die Stadt in dem jetzigen Stande sehen können, würde er sie noch mehr geliebet und gerühmet haben, sintemal nachher in ihren breiten und graden Gassen so schöne weltliche und geistliche Gebäude aufgeführet worden, daß wenige Städte Europas es ihr darinnen zuvorthun." Das schon damals berühmte Bockbier war ein kurfürstliches Monopol. „Der Kornhandel, die Eichelmast, das weiße Bier und das Salz bringen sehr große Summen in den Schatz. Zu München brauet man im Frühjahr und bis zu Anfang des Juni ein doppeltes weißes Bier, Ambock genannt, das sehr stark ist und an Geschmack dem englischen feinen Oele gleichkömmt, von welchem es aber in der Dauerung übertroffen wird. Das Monopolium vom weißen Biere soll allein über eine Million Gulden jährlich eintragen."

„Uebrigens kann Derjenige, ſo wegen der deutſchen Sprache reiſet, getroſt aus dieſem ganzen mittäglichen Striche unſers geliebten Vaterlandes bleiben, weil ſowol die Schwaben als Schweizer, Baiern und Oeſtreicher etwas hart mit unſerer Mutterſprache verfahren und öfters ſolche Redensarten einmiſchen, die einem Oberſachſen gar fremde vorkommen, zu deſſen Beweis ich voritzt auf das einzige Wort Schnupftuch mich beziehe, für welches die Baiern ſagen: ein Noſenwiſcher, die Schweizer ein Noſenlumpen und die Oeſtreicher Fazonette, welches ſie aus dem Italieniſchen entlehnet haben."

Folgendes iſt charakteriſtiſch für die damalige Zeit, weil es zeigt, welch grenzenloſe Ehrfurcht ein guter Deutſcher hohen Perſonen als ſolchen unter allen Umſtänden ſchuldig zu ſein glaubte. Die Freie Reichsſtadt Ulm, die im Spaniſchen Erbfolgekriege von den mit Frankreich verbündeten Baiern beſetzt worden war, hatte 1704 ihre Freiheit wiedererlangt. Sie hatte ſich erlaubt, auf das Ereigniß eine Medaille zu prägen, deren ſatiriſch ſeinſollender Revers lautete: „Das von den Oui oui und den Schweinen befreite Ulm"; die Baiern wurden nämlich von ihren Nachbarn öfters „wegen ihrer ſtarken Schweinezucht vexiret". Keyßler fand dies höchſt unmoraliſch. „Es iſt und bleibt", ſagt er, „eine unbeſonnene Verwägenheit, die mit der Ehrerbietung, welche man großen Herren ſchuldig iſt, wenn ſie auch unſere offenbare Feinde werden, aufs äußerſte ſtreitet." Einem Deutſchen könne ſolche „Unbeſcheidenheit" nie verziehen werden, eher noch einem Holländer, „als deren gemeines Volk von jugendauf von Monarchen mit ſchlechter Ehrerbietung ſpricht". Zum Beweiſe für die Frechheit der Holländer wird ſodann ein „grober ſatiriſcher Kupferſtich" auf die Schlacht von La Hogue angeführt, auf dem ein holländiſcher Seemann mit ſeinem Ruder die ganze franzöſiſche Flotte wegſchlägt, mit der Ueberſchrift: „Canaille yt de canal." Er iſt überzeugt, daß verſtändige Holländer „ſolche ungezähmte Freiheit" niemals gutfinden werden. Dieſe Unterthänigkeit gegen Landesfeinde, blos weil ſie große Herren ſind, dürfte heutzutage auch den leidenſchaftlichſten Verehrern der abſoluten Monarchie bedientenhaft erſcheinen. Der gute Keyßler hat aber ohne Zweifel nichts Anderes als die damals in Deutſchland herrſchende Geſinnung ausgeſprochen. Ueber die Prachtliebe des Kurfürſten von Sachſen konnte er allerdings nicht umhin, ſich einigermaßen bedenklich zu äußern. Die Unkoſten eines im Jahre 1730 zu Mühlberg gehaltenen Hoflagers betrugen über fünf Millionen Thaler, eine Summe, die damals vielleicht den doppelten Werth hatte. Ueber dieſe raſende Verſchwendung, die das bereits ausgeſogene Land völlig erſchöpfte, macht Keyßler folgende ſubmiſſe Bemerkung: „Wenn man bei dergleichen Pracht, wodurch vieles Geld aus dem Lande gegangen, den unglücklichen polniſchen Krieg, und daß allein

die Schweden an 24 Millionen Thaler aus dem Lande gezogen haben, betrachtet: so ist leicht zu erachten, wie mächtig dessen Herr sein würde, wenn Ruhe, eine nicht zuweit getriebene Sparsamkeit in Ansehung der Schatzkammer und gelinde Auflagen den Unterthanen verstatteten, sich recht zu erholen, und die Handlung nebst den Manufacturen, wozu es ihnen weder an Gelegenheit noch Materialien mangelt, in bessern Gang zu bringen."

In der vornehmen Gesellschaft der Residenzen war hohes Spiel an der Tagesordnung. „Wer von altem Adel und gutem Vermögen ist, dabei auch ein hohes Kartenspiel nicht scheuet, kann in Wien viel Vergnügen finden und versichert sein, daß er von keiner Gesellschaft ausgeschlossen wird. Die gewöhnlichsten Fragen, welche sonderlich Damen wegen eines Fremden, der das erste mal von einem ihrer Bekannten in die Assemblées geführt wird, ergehen lassen, kommen auf die drei Hauptartikel an: 1) ob der Fremde von altem Adel; 2) ob er reich sei und 3) ob er spiele? Können diese drei Fragen mit Ja beantwortet werden, so ist kein ferneres scharfes Examen zu befürchten. Zuweilen ersetzt das hohe Spiel allein Dasjenige, was bei dem ersten Umstande mangeln möchte." In Turin kostete es ebenfalls keine Mühe, in der höchsten Gesellschaft eingeführt zu werden, wenn man nur spielen wollte. „Es haben aber Reisende Ursache, wohl auf ihrer Hut zu sein, denn wenn man gleich seine Partie mit den ehrlichsten Leuten macht (!) und keine künstlichen Betrügereien zu befürchten hat: so muß man doch sehr wohl beschlagen und fast ein Spieler von Profession sein, wenn man es mit ihnen aufnehmen will, weil die piemontesische Nation gleichsam vom Mutterleibe an spielet, und solchergestalt diese Wissenschaft ohne Mühe auf einen sehr hohen Grad bringt, daß ihr Wenige darin beikommen."

In Nürnberg sah Keyßler einen bereits vor 100 Jahren verfertigten Rebus und bemerkt darüber: „Es ist bekannt, wie vor 15 oder 20 Jahren die sogenannten Rebus in Frankreich Mode geworden und fast die ganze Nation in solche Schwachheiten verfallen. Man sah solche als eine neue Probe des zunehmenden menschlichen Verstandes an (!) und machte auch sogar bei Hofe viel Wesen aus dergleichen Einfällen, von deren Hochachtung man noch nicht gänzlich zurückgekommen, ob sie gleich öfters theils auf abgeschmackte, theils auf unehrbare Vorstellungen hinausliefen." Der erwähnte Rebus in Nürnberg dient zum Beweise, daß diese Absurdität schon damals mindestens zum zweiten male Mode geworden war. Die nürnberger Damen bekam ein Fremder selten zu sehen; selbst Herren aus der Stadt kamen nicht in ihre Gesellschaften. „Wenngleich ein Fremder mit den besten Recommandationsschreiben an einen Nürnberger, der eine Frau und Tochter hat, versehen ist; so wird dieser doch die ihm empfohlene Person selten zu sich ins Haus laden

sondern sich begnügen, daß er sie im Wirthshause tractire und womöglich ihr mit einem Rausche eine Ehre (wie sie es nennen) anthue."

Den Regensburger Reichstag fand Keyßler in einiger Aufregung über „die seltsame Aufführung des französischen Gesandten". Die fürstlichen Gesandten verlangten für sich den Titel Excellenz, den sie einander auch beilegten; die kurfürstlichen Gesandten aber protestirten dagegen, und einer von ihnen bat einstmals einen Cavalier, der öfters bei ihm speiste und daselbst die fürstlichen Gesandten auch Excellenz titulirte, an seiner Tafel mit dem Namen Excellenz nicht zu freigebig zu sein. Der französische Botschafter Chavigny, „ein listiger und erfahrener Mann, der nur seinen Endzweck zu erreichen suchet", bewies gegen diese Etikettefragen eine haarsträubende Indifferenz: er nannte nicht nur die fürstlichen Gesandten, sondern auch die Deputirten der Stadt Regensburg, die ihm das übliche Präsent überreichten, Excellenz! Schon damals zeigte sich also das destructive Princip der französischen Gleichmacherei, die vor dem Bestehenden keine Ehrfurcht hatte.

Uebrigens hatten doch auch in Deutschland die Titulaturen durch Verallgemeinerung an Werth verloren, und die unvermeidliche Folge war eine Steigerung, die sich auf die ganze Stufenleiter der Rangclasse ausdehnte. „In den Lehenbriefen des 14. Jahrhunderts", sagt Keyßler, heißt es noch „der erbare oder achtbare Fürste; hernach hießen die Fürsten Wohlgeboren, und in einem guten Theil vom 15. Jahrhundert die Grafen nur Edle; die von Adel Tüchtige, und hernach Veste oder Gestrenge. Die Kaiser selbst führten lange Zeit den Titel von Gnaden, und die Prinzessinnen waren Fräulein, die Fräulein Jungfern und die Jungfern Dirnen." Nicht minder bemerkte man, daß sich der Werth des Geldes geändert habe. „Man liest mit Verwunderung in den alten Nachrichten, wie bisweilen ein fürstliches Beilager, welches acht Tage gewähret und bei welchem eine Menge Standespersonen mit weitläuftigem Gefolge erschienen waren, kaum 30—40 Thaler gekostet habe. Ein — — herzoglicher Rentschreiber meldet in der noch ungedruckten Chronika seines Landes: «Heute dato ist unser Herzog mit allen seinen Junkern in das Weinhaus gegangen, haben da banquetiret, und habe ich dafür acht Thaler ausgezahlt; dat het schlampampen.» In Pommern hat man während des letzten Krieges von einem Morgen Landes eine Contribution von elf Thaler geben müssen; ein altes Document aber meldet, daß ein Herzog von Pommern, als er in Krieg verwickelt gewesen, von einem Morgen Landes drei Sößling oder fünftehalb Pfennige verlangt, welches ihm die Landstände abschlugen, daher er dazu schriebe: «Das sei Gott geklaget!» Damals hatte ein Prinz von Würtemberg 90 Gulden Apanage und zehn Gulden zu einem Ehrenkleide. Wie noch vor 200 und etlichen Jahren ein Prinz aus einem alten herzoglichen

Hauſe zu einer Reiſe ausſtaffirt worden, ſieht man aus ſeines Herrn Vaters Schreiben an den Kurfürſten — —, dem er den Sohn zuſandte, wie ſolches noch in den Archiven zu — — befindlich, und unter andern folgenden Inhalts abgefaßt iſt: «Nachdem auch unſer Sohn groß und bengelhaft wird, ſo finden wir für nöthig, ihn in die Fremde zu ſchicken, und vornehmlich an Ew. Liebden Hof, damit er daſelbſt mores lerne. Wir haben ihn alſo mit Einem reiſigen Knecht wohl verſehen u. ſ. w.»" Keyßler war übrigens vernünftig genug einzuſehen, daß durch ſolche Veränderungen die Welt weder beſſer noch ſchlimmer geworden ſei.

Die Schweiz ſcheint damals in Deutſchland ein nicht viel beſſer bekanntes Land geweſen zu ſein als jetzt etwa Japan oder Timbuktu. Wenigſtens hielt Keyßler für nöthig zu bemerken, daß man ſich eine falſche Vorſtellung mache, „wenn man ſich in dieſen Gegenden faſt nichts als unfruchtbare Klippen, rauhe Gebirge, beſtändigen Schnee und finſtere Thäler vorſtelle, worin die armſeligen Einwohner kaum Dasjenige, was zum Unterhalt ihres kümmerlichen Lebens unentbehrlich iſt, hervorbringen und genießen können". Er ſchildert nun ausführlich den Handel und die Induſtrie der Schweiz, deren ſchwunghafter Betrieb ſchon damals einen großen Wohlſtand und als Folge deſſelben einen ausſchweifenden Luxus erzeugt hatte. Es fehlte zwar nicht an Geſetzen, die Dem ſteuern ſollten, allein ſie wurden umgangen. In der Stadt Genf z. B. durfte Niemand ein ſilbernes Service haben, dafür ſah man deren deſto mehr auf den umliegenden Landgütern. An andern Orten war die Koſtbarkeit des weiblichen Putzes geſetzlich eingeſchränkt: dafür reiſten die Damen deſto häufiger nach deutſchen Bädern, wo ſie ſich nach Belieben putzen konnten, „und dingen ſich ihrer viele ſolche jährliche Erlaubniß in den Ehepacten aus. Allen Misbräuchen aber durch Geſetze vorzubeugen iſt unmöglich, ſonderlich bei einem Geſchlechte, das nichts weniger als die Herrſchaft über ſich ertragen kann." Dies iſt eine von den „ſchalkhaften Anmerkungen, die dem andern Geſchlechte unmöglich gefallen können". Einige Inſtitutionen der damaligen Schweiz (von der Keyßler übrigens nur den Weſten bereiſte) ſind merkwürdig. In Bern konnte kein unverheiratheter Mann Landvogt werden oder ſonſt ein einträgliches Amt erhalten. Die allgemeine Volksbewaffnung wurde ſo ſtreng aufrechtgehalten, daß Niemand getraut wurde, der nicht einen Degen und Büchſe beſaß, worüber er dem Geiſtlichen ein gehöriges Zeugniß vorbringen mußte. In jeder Landvogtei wurde auf dem höchſten Berge beſtändig Wache gehalten, die bei dem geringſten feindlichen Lärm ein Feuerſignal gab, durch deſſen augenblickliche Verbreitung das Land in ein bis zwei Stunden alarmirt war. Die waffenfähige Mannſchaft des Cantons betrug 40,000 Mann. Uebrigens ſtanden die katholiſchen Cantone den proteſtantiſchen nicht nur in Bezug auf Handel und Induſtrie,

ſondern auch in Bezug auf die Bevölkerung ſehr nach. In Genf waren keine Ehen zwiſchen Reformirten und Katholiken geſtattet. Eine Frau, die 40 Jahre alt war, durfte keinen Mann heirathen, der mehr als zehn Jahre jünger war; hatte ſie das vierzigſte Jahr überſchritten, ſo durfte der Mann höchſtens fünf Jahre jünger ſein. Ein Mann von 60 Jahren durfte keine Frau nehmen, die nicht mindeſtens die Hälfte ſeines Alters hatte. Eine Witwe mußte ſechs Monate nach dem Tode ihres Mannes warten, bevor ſie zu einer zweiten Verlobung ſchreiten konnte; für einen Witwer war keine ſolche Beſtimmung gemacht, ſondern nur verordnet, daß er „un temps raisonnable" warten ſollte, „tant pour obvier au scandale que pour montrer, qu'il a senti la main de Dieu". Die Stadt war ſo puritaniſch, daß nicht einmal Schauſpiele geſtattet wurden, und durch die Reinheit und Strenge ihrer Sitten eignete ſie ſich nach Keyßler's Anſicht vorzugsweiſe als Aufenthalt für junge Leute, die zu ihrer Bildung reiſten. „Der Umgang mit dem Frauenzimmer kann hier auch mehr Nutzen ſtiften als an andern Orten. Es hat ſolches viele freie und franzöſiſche Manieren an ſich; die gute Erziehung aber und die von Jugend auf eingeflößten Lehren zur Ehrbarkeit, welche durch keine öffentlich regierenden Laſter und Liederlichkeit verderbt, ſondern durch die trefflichen Vermahnungen der Geiſtlichen immer geſtärket werden, machen, daß es auch tugendhaft iſt."

Nach Italien konnte man nur in zweiräderigen Wagen für zwei Perſonen reiſen, ſogenannten Sedien; vierräderige konnten die Straße über den Mont-Cenis nicht paſſiren. In Turin imponirte den Fremden die durch den aufgeklärten Despotismus des Königs Victor Amadeus geſchaffene Strenge und Regelmäßigkeit der Adminiſtration und Polizei. Auch gegen die Kirche nahm die Regierung eine ſehr ſelbſtändige Stellung ein, ſie entzog den Jeſuiten den öffentlichen Unterricht und ignorirte das Aſylrecht. Die Banditen wurden hier wie in andern italieniſchen Staaten nach dem Vorgange von Neapel aufs ſchärfſte verfolgt, ſodaß man damals in Italien ſo ſicher reiſen konnte als in andern Ländern, „wenn man ſich nur nicht allein wagte". Keyßler fand jedoch in Turin immer noch manche Mängel zu rügen. In den Wirthshäuſern wurden die Reiſenden ſchlecht bedient und geprellt. Die Todten wurden in unbedeckten Särgen zu Grabe getragen, und die vermummten Brüderſchaften, die ihnen das Geleit gaben, „machten zwar einen fürchterlichen aber gar ſchlechten Aufzug". Die Leichen wurden in den Kirchen begraben. Die Charlatane hatten eine ungemeſſene Freiheit, und die Zahnbrecher, die bei ihren Operationen die Hülfe der heiligen Apollonia anriefen, wobei ſie ſelbſt ſowie das Publicum jedesmal den Hut zogen, waren noch die beſcheidenſten. Alle dieſe Misbräuche waren auch im übrigen Italien zu finden und ſind es zum größten Theil noch heute.

In der Republik Genua wimmelte der Hafen noch von türkischen Sklaven. Ihre Tracht besteht aus einem groben und langen Caputrock, der mit der Kappe, womit sie den Kopf bedecken können, ein Stück ausmacht. In der Stadt sah man sie häufig zwei und zwei an eine Kette geschlossen; in der Darsena durften sie frei herumgehen, selbst Wirthshäuser und kleine Kramläden halten, die Waaren kauften sie zum Theil aus den Magazinen der Republik oder erhielten sie auf Credit, theils in fremden Häfen, wo die Galeeren anlegten; in Genua waren die Preise sehr hoch, daher sie bei dem Wiederverkauf gewannen. Die ehemals so seetüchtige Flotte war auf sechs Galeeren reducirt, die zu nichts dienten als aus Neapel und Sicilien Getreide zu holen und im Sommer die vornehmen Damen spazierenzufahren. Das Cicisbeat war allgemein; viele Damen hatten sogar mehre Cavaliere, die sich dann in den Dienst theilten, sodaß der eine die Gebieterin beim Ausgehen begleitete, der zweite für ihre Tafel, der dritte für Spazierfahrten und andere Vergnügungen, der vierte für die Spielgesellschaften sorgte, der fünfte bei der Verwaltung der Einkünfte zu Rath gezogen wurde u. s. w. „Je größer die Anzahl solcher Anbeter ist, in desto größeres Ansehen kömmt der Verstand und die Schönheit des Frauenzimmers. Alles wird mit dem Titel der Platonischen Liebe bedeckt, und nicht nur junge, sondern auch alte Damen genießen solcher respectieusen Aufmerksamkeiten. Indessen sind dergleichen Anstalten keine Nothwendigkeit, und scheint es auch, daß diese Gewohnheit nach und nach in einiges Abnehmen gerathe, wie denn noch kürzlich einer aus der Familie von Spinola sich in den Ehepacten ausgedungen hat, daß seine Frau keinen Cicisbeo haben soll, wofür er gleichfalls versprochen, dergleichen Stelle bei keiner andern Dame anzunehmen.“

Von Genua nach Livorno zu Lande zu reisen war wegen der elenden Wege und schlechten Wirthshäuser mislich, auch nicht ohne Gefahr. Man macht daher die Reise zur See in sogenannten Felukken, kleinen Ruderschiffen ohne Verdeck, zu zehn bis zwölf Personen. Diese Brigantinen, die sich nicht weit vom Lande entfernten, besonders wenn man vor afrikanischen Piraten besorgt war, legten die Fahrt in zwei Tagen zurück; heutzutage braucht man mit dem Dampfer nur eine Nacht. Pisa war schon damals ein völlig verödeter Ort, und die Beschreibung Keyßler's paßt auf die heutige Stadt vollkommen. „Sie ist zwar weitläufig, die Straßen eben, breit, wohl gepflastert und nicht übel bebauet; allein der Geist und das Geblüt, der diesen sonst nicht unansehnlichen Körper beleben sollte, nämlich die Menge der Einwohner, mangelt ihr, und wächst aus Mangel derselben das Gras an vielen Orten auf den Straßen.“ Die damaligen italienischen Städte wurden sehr durch die Sitte entstellt, die Fensteröffnungen theilweise oder ganz mit Papier zu verkle-

ben; Keyßler bemerkte dies von Florenz und Mailand. In Florenz galt die Betreibung des Handels mit adeliger Abkunſt noch immer für verträglich. „Die venetianiſchen Nobili treiben auch Handlung, jedoch nicht ganz öffentlich. Hingegen machen die florentiniſchen Edelleute ſich gar nichts daraus, ja ſie handeln nicht nur en gros, ſondern auch en détail und halten ſich's für keine Schande, in dem Kaufladen zu ſtehen oder ihre Waaren ellenweiſe auszumeſſen.“ Auch die Schilderungen römiſcher Zuſtände paſſen großentheils noch heute. An keinem katholiſchen Ort wurden Proteſtanten ſowenig zu äußerlicher Ehrerbietung bei kirchlichen Ceremonien genöthigt wie in Rom. Während man in der königlichen Kapelle von Verſailles von den Schweizern bei der Erhebung der Hoſtie zum Niederknien gezwungen wurde, durfte man in Rom ſtehenbleiben. In Bezug auf Politik und innere Angelegenheiten ſcheint die Redefreiheit damals größer geweſen zu ſein als jetzt: Keyßler hörte in Wirthshäuſern Katholiken ſich ſehr frei gegen den Papſt und die Jeſuiten äußern, was heutzutage auch ein Fremder nicht ungeſtraft wagen dürfte. Uebrigens empfiehlt er zwar Vorſicht, weil die Lohnbedienten häufig Spione ſeien, und es dieſer Profeſſion (der Spione) ſogar an einem Schutzheiligen, dem heiligen Alexis, nicht fehle: „Allein gegen die Fremden nimmt man es ſo genau nicht, weil ſie Geld ins Land bringen.“ Schon damals hatten die Engländer am meiſten Reſpect und (wir leſen es mit Unwillen, aber leider nicht mit Ueberraſchung) die Deutſchen am wenigſten. Inſchriften, die den Franzoſen unangenehm waren, wurden ausgelöſcht oder gemildert; Monumente, die Beſchimpfungen deutſcher Kaiſer verewigten, blieben ungeändert. Der gute Keyßler war naiv genug, ſich darüber zu wundern. Die Paläſte der römiſchen Principi, impoſant angelegt und mit Kunſtſchätzen reich ausgeſtattet, waren ſchon damals vernachläſſigt und unwohnlich. Zwanzig bis dreißig Zimmer in den untern Stockwerken, möglichſt prachtvoll eingerichtet, wurden den Fremden gezeigt, während der Herr des Hauſes in dem obern Stock mit ſeiner Familie ſchlecht und enge wohnte. Fußboden aus Backſtein (da Marmor in der feuchten Winterkälte für ungeſund galt) oder wenn ſie von Holz waren, ungeſäuberte Dielen, alte verſchoſſene und zerriſſene Tapeten, ſchlechtgearbeitete Thürſchlöſſer — alle dieſe Eigenſchaften gaben den römiſchen Paläſten daſſelbe unheimliche und wüſte Ausſehen wie heute. Auch die Bedienten der Großen waren ſchon damals auf die Trinkgelder der Fremden angewieſen. Folgendes iſt noch jetzt Sitte: „Die Italiener bitten die Fremden ſelten zu Gaſte; in Rom aber kann man leicht mit einigen Cardinälen Bekanntſchaft machen, an deren Tiſch man bisweilen geladen wird. Bei ſolchen Gaſteſſen wird nichts erſpart, weil man die Mahlzeit an die Bedienten der Cardinäle reichlich bezahlen muß. Die Bettelei dieſer Leute geht ſoweit, daß ſie gleich des folgen-

den Tags kommen und um eine Verehrung oder Buona mano anhalten, ſobald man nur den Fuß in ihres Herrn Haus geſetzt hat, wenn man auch gleich nicht vor ihn gekommen iſt. Dergleichen Anſpruch hat man auch, wenn man in andern Häuſern bei einer Muſik oder einem Spiel geweſen oder auf andere Art die geringſte Höflichkeit genoſſen hat." Selbſt die Unſitte, überall an den Fenſtern Wäſche zu trocknen, hat in Rom noch nicht aufgehört: in Keyßler's Zeit freilich hing ſie an Seilen, die quer über die Straßen gezogen waren und die man heraufziehen und herablaſſen konnte. Auch den Vorzug der Straßenbeleuchtung hat das jetzige Rom vor dem damaligen. Ein, ſoviel ich weiß, jetzt nicht mehr ausgeübtes Geſetz, zwang die Bewohner des Ghetto damals, 100 Juden und 50 Jüdinnen jeden Sonnabend in das nahegelegene Oratorio Santa-Trinità zu ſchicken, wo ſie eine Bekehrungspredigt anhören mußten — die Männer mußten einen rothen Lappen auf dem Hut und die Frauen auf dem Kopfe tragen.

Uebrigens fand Keyßler, daß junge Reiſende in Rom nicht blos beſſere Gelegenheit hätten ſich zu belehren und zu bilden als anderwärts, ſondern auch, daß der Aufenthalt hier ihrer Sittlichkeit zuträglicher ſei als namentlich in Paris. In der franzöſiſchen Geſellſchaft gehörte es zum guten Ton, wenigſtens den Schein der Frivolität, ja Verdorbenheit anzunehmen, und ſelbſt die Damen machten ſich kein Bedenken, „bei allen ſolchen Materien zu ſcherzen und ihren Verſtand zu zeigen; die Anzahl Derjenigen iſt zwar geringe, welche nicht lieber für weniger tugendhaft als weniger ſcharfſinnig in Discourſen paſſiren wollten. Junge Reiſende finden ſolche Dinge ſo ſchön, daß ſie meinen, dieſes ſei vornehmlich die Artigkeit, welche ſie aus Frankreich holen ſollen, und unterſcheidet man auch in Rom Diejenigen gar bald, ſo von Paris kommen, ſowie man den Vogel am Geſange erkennt." Die Converſation der Italiener war von Zweideutigkeiten und Plumpheiten frei, und die Denkmäler der alten und neuen Kunſt gaben der Unterhaltung einen unerſchöpflichen Stoff. „Es ſind aber dadurch zwo Parteien entſtanden, deren die eine denen raren Stücken, die man aus der Malerei, Bildhauerkunſt und Architektur der Alten noch übrighat, den Vorzug einräumt, die andere aber für die neuern Werke eingenommen iſt." Zeuxis und Apelles wurden gegen Rafael und Tizian, Phidias und Lyſippus gegen Michel Angelo und Bernini, Vitruv gegen Domenico Fontana gehalten u. ſ. w. „und täglich ſuchet jede Partei bei der Tafel im Scherze der andern vorzuhalten, was ſie Neues an deren Werken, die ſie beſehen haben, entdecket".

Ueber das Leben des Prätendenten zu Rom macht Keyßler ausführliche Mittheilungen. Er führte officiell den Titel König von England (die Römer nannten ihn Rex in partibus), hielt von einer päpſtlichen

Penſion und den Beiträgen ſeiner Anhänger einen kümmerlichen Hofſtaat und genoß eine ſehr zweifelhafte und halb ſpöttiſche Ehrerbietung. „Wenn er in eine Aſſemblée kömmt, ſteht kein proteſtantiſcher Engländer vor ihm auf und ſelbſt die Römiſch-Katholiſchen machen ſchlechte Complimente mit ihm. Niemand hat einige Hochachtung für ihn wegen ſeines niederträchtigen Gemüths und ſeiner unordentlichen Lebensart. Die Gemahlin iſt nicht ſchön, ſondern blaß und mager, und kommt ſie wenig aus ihrem Hauſe, wo ſie nicht etwan ihrer Andacht willen in Klöſter zu fahren hat. Ihren Bedienten gibt ſie weder Silber noch Gold auf die Livrée und dies Alles aus ſogenannter Frömmigkeit, auf welche ſie theils wegen ihres kränklichen Zuſtandes, theils wegen des wunderlichen Kopfes, Eiferſucht, Untreue und anderer übeler Aufführung ihres Mannes gegen ſie gerathen iſt. Die aus dieſer letzten Quelle entſprungene Eiferſucht machte, daß ſie auch einige Zeit ins Kloſter ging. Er, um nach ſeiner Neigung deſto freier zu leben, wandte ſich nach Bologna. Der päpſtlichen Kammer aber ſtund dieſe doppelte Haushaltung nicht an, daher ſie ihn durch Zurückhaltung ſeiner Penſion zwang, endlich nach Rom wiederzukehren und ſich mit der Gemahlin auszuſöhnen.“

Neapel erſchien damals den Meiſten als ein zweites Sodom, beſonders weil da die gröbſte Unſittlichkeit ſich durchaus nicht zu verbergen ſuchte. Nachdem Keyßler von Eidechſen, Taranteln und Skorpionen gründlich berichtet hat, fährt er fort: „Unter die größten Uebel und ſchlimmſten Creaturen dieſes ſchönen Landes rechnen Etliche überhaupt ihre Einwohner, deren Naturell als verrätheriſch, mistrauiſch, grauſam und unbeſtändig abgemalet wird. Allein es iſt ſchwer und hart, von ganzen Völkern ein Urtheil zu ſprechen; wiewol nicht zu leugnen ſteht, daß die neapolitaniſche Hiſtorie faſt vor andern viele und große Beweisthümer von der äußerſten Bosheit des menſchlichen Geſchlechts an die Hand gebe. Die berüchtigte Giftmiſcherin Tophana, von welcher Aqua Tophania den Namen bekommen, ſitzt noch im Gefängniſſe und wird daſelbſt von vielen Fremden aus Neugierde beſuchet. Sie iſt ein kleines altes Weibchen, das ſich in eine geiſtliche Freiſtätte retiriret, daher man ihr nicht ans Leben kommen kann oder es nicht gewollt hat; ob ſie gleich viele hundert Leute aus dem Wege geräumt und insbeſondere den Eheweibern, die unangenehme Männer hatten, die Tropfen umſonſt und als ein Almoſen gegeben. Man machet dieſes Waſſer noch heimlich in Neapolis unter dem Namen von acquetta di Napoli und wurde vor etlichen Jahren ein ganzes Fäßchen nach — — verſchrieben.“

In Venedig fand ſich Keyßler von den Carnevalsluſtbarkeiten wenig befriedigt, das wilde und zuchtloſe Treiben widerte ihn an. In dem Redoutenhauſe wurde geſpielt; nur Nobili durften Bank halten, neben jedem Bankier ſaßen ein oder zwei maskirte Damen, die ihn auf etwaige

Versehen aufmerksam machten. Die Bankiers waren ohne Masken, die Pointeurs behielten die ihrigen vor dem Gesicht, der Eintritt stand jeder Maske frei. Auf dem Marcusplatz wahrsagten alte Weiber oder Männer. Der Befragende sprach in ein eisernes Rohr hinein, dessen Schallöffnung sie an ihr Ohr hielten, und konnte so vor Niemand besorgt werden. In den Kaffeehäusern wurden keine Tische und Stühle geduldet, seit der Sohn eines kaiserlichen Gesandten sich dieser Gelegenheit bedient hatte, Nobili über Staatsangelegenheiten in aller Muße auszuforschen. Das Theaterpublicum war in zwei Parteien gespalten, die eine für Francesca Cupponi, die andere für Faustina Bordoni, damals schon mit Hasse verlobt. Schön war keine von Beiden, die Erstere hatte eine bessere Stimme, die Andere eine kunstvollere Schule. Faustina erhielt während der Himmelfahrtszeit, wo in Venedig sechs bis acht mal Oper war, 300 Louisdor, und andere berühmte Sänger und Sängerinnen nicht geringere Honorare. Farinelli ließ sich erst 1734 bewegen, nach England zu kommen, nachdem ihm 2500 Pfund Sterling für ein Jahr gesichert waren. Die Dichter der Operntexte versicherten auf dem ersten Blatt des „Libretto", daß sie im Herzen gut katholisch wären und daß man Ausdrücke wie idolo, numi, deità und dgl. nur als poetische Scherze anzusehen habe. Das Publicum im Parterre mußte sich gefallen lassen, daß die Nobili ihm aus den Logen Apfelsinenschalen auf die Köpfe warfen und sogar herunterspukten. Keyßler empfiehlt deshalb Fremden, den Mantel sorgfältig um sich zu schlagen.

Diese Mittheilungen mögen genügen, um zu zeigen, welch reiches Material dies Buch zur Kenntniß des damaligen Europa enthält. Es ist um so werthvoller, da der Verfasser sich durchweg als ein unbefangener, vorurtheilsfreier, streng wahrheitsliebender Beobachter zeigt.

Der Hexenglaube in der Universitätsaula.

Ein kleiner Beitrag zur „guten alten Zeit".

Es kann Dasjenige, was man sonst Zauberei nannte, Gotteslästerung sein.
Quistorp, „Peinliches Recht", §. 148.

Herr Vilmar mag sich freuen, daß er den Teufel heute grunzen hört, wo krankhafte Aeußerungen nicht mehr für Verbrechen gehalten werden. Noch zur Zeit der Peinlichen Halsgerichtsordnung weiland Karl's V. und selbst noch zwei Jahrhunderte später wäre es ihm nicht so gut ergangen: Daumenschrauben würden ihm angesetzt worden sein, es wäre denn, daß ihm die Exemtion des gemeinen Strafverfahrens, daß „viri illustres et clarissimi, insonderheit fürstliche Räthe, Professores,

Adelige, Grafen, Prediger und Offiziere" nicht leicht gefoltert werden durften, zustatten gekommen. Desto leichter dagegen kann es heutzutage geschehen, daß wer von uns nichteximirten Menschenkindern keinen rechten Glauben an den „Fürsten der Hölle" hat, zu der gottlosen Höllenschar, zu jenem „skrofulösen Gesindel" geworfen wird, von dem nur Feuer und Schwert die Welt reinigen kann. Die „Gotteslästerung" ist ein weiter Begriff, ein Prokrustesbett; der Glaube an den Teufel und seine Inspirationen liegt hart neben dem Unglauben. Darüber, ihr frommen Teufelsbekenner, denkt einmal nach und macht euch die Folgerungen selbst; hier mag es genügen, euch, die ihr dem „Unglauben" so scharf zuleibe geht, einige eurer Gesinnungsgenossen heraufzubeschwören — vorführen, wollte ich sagen; das Beschwören schmeckt nach Zauberei und ich habe Respect vor der modernen Karolina.

Drei Dissertationen sind es, die mir dabei als Quelle dienen. Warum ich aus der reichhaltigen Hexenliteratur gerade Dissertationen wähle? Abgesehen davon, daß sie weniger bekannt und zugänglich sind, vorzugsweise deshalb, weil, wenn auch ihr Inhalt sehr oft oder meistentheils mager, sie doch mehr als irgendeine andere Art der Literatur das Bild ihrer Zeit reflectiren. Der Doctorandus, der den höchsten Grad akademischer Ehre erlangen wollte, mußte in seinem Meisterstück vor allem zünftig und gelehrt erscheinen; aus zehn Büchern mußte er, wie ja noch heute geschieht, das elfte machen, hauptsächlich aber tüchtig, „auf des Meisters Worte schwören". Darum finden wir in den Dissertationen die Quintessenz der Theorie der jeweiligen Epoche.

Die eine der uns vorliegenden Schriften stammt aus dem Jahre 1644; sie wurde in der Aula zu Tübingen von einem gewissen Christoph Daurer vertheidigt und handelt „De denuntiatione sagarum". Die zweite, aus dem Jahre 1698, von einem Nikolaus Pütter der Juristenfacultät zu Rostock überreicht, nennt sich „Examen juridicum judicialis lamiarum confessionis, se ex nefando cum Satana coitu prolem suscepisse humanam". Die dritte endlich, deren Autor sich Bechmann nennt, datirt aus Halle vom Jahre 1749 und ist ein „Discursus juridicus de crimine maleficii, von der Zauberei".

Alle drei Schriften zeigen uns zuvörderst schon durch die Form der Behandlung, wie unerschüttert unter den Juristen von Fach noch in den genannten beiden Jahrhunderten der Glaube an Hexen und Zauberer war und wie die Kathederweisheit selbst noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, da es selbst schon in den Köpfen des Volks zu dämmern anfing, sich noch immer blindlings in ein Dogma verfahren hatte, das so viele Unglückliche in die Folterkammer und auf den Scheiterhaufen brachte. Nirgends in diesen Dissertationen stößt uns auch nur ein einziger Zug von Ironie oder Zweifel, nur ein einziges Bedenken hinsicht-

lich des Gegenstandes auf; nirgends zeigt sich auch nur der allerschwächste Anflug von moralischer Entrüstung, ausgenommen diejenige, die gegen die Opfer des heillosen Wahns selbst gerichtet ist und die sich denn allerdings stellenweise sehr derb und gehässig äußert. Die interessanteste, aber auch abschreckendste unter den in Rede stehenden Schriften ist die zweite. „Deo, patriae et parenti" gewidmet, behandelt sie die Frage nach dem unnatürlichen Bündniß der Hexen mit dem Satan. Wir können von dem Inhalt hier natürlich nur Das wiedergeben, was nicht gegen Sitte und Anstand verstößt, und das ist in der That blutwenig, gut zwei Drittel der Schrift wälzen sich mit förmlichem Behagen in den lasciv'sten, schmutzigsten Mysterien der Magie. Die Veranlassung zur Abfassung der Schrift hat dem Verfasser, wie er sagt, ein dem Spruchcolleg der Facultät zu Rostock vorgelegter Fall vom October 1698 gegeben. In den desfallsigen Acten sei das Geständniß einer ledigen Weibsperson niedergelegt, daß sie mit dem Teufel verbotenen Umgang gepflogen und dieser ihr in Gestalt eines galanten Ritters mit Federbusch und feiner Kleidung erschienen sei. Auf dies Geständniß hin erfolgte der Spruch: „Die Gefangene sei wegen solcher mit dem Teuffel gehabten Gemeinschaft mit dem Feuer vom Leben zum Tode zu straffen."

Die erstgenannte Dissertation ergeht sich im Allgemeinen über den Hexenproceß. Das Charakteristische der Hexerei liegt dem Verfasser in der abnegatio Dei et religionis und um derwillen sei sie zu verfolgen. Wer immer „mit verdächtigen Dingen, Gebärden, Worten und Wesen umbgehet", ist genugsam überführt. Zu den verdächtigen Beschäftigungen gehört aber vor allem der Umgang mit der Natur und die Kenntniß ihrer Kräfte und diese ward bezeichnet „als die einem Christenmensch nicht geziemliche Kenntnüß".

Und welches sind nun die Beweise, worauf die Schriftsteller dieser Gattung ihre Behauptungen stützen? Die dritte der genannten Dissertationen, die neueste der Zeit nach, recurrirt, wie alle ihre Vorgängerinnen, hinsichtlich des Dogmas von der Zauberei auf Bibel, Kirchenväter, Theologen und „theologische Juristen" (jurisconsulti papizantes, wie sie spottweise genannt werden), vor allem aber auf den frommen, rechtgläubigen Carpzow, der, wie sich ein neuerer Schriftsteller ausdrückt, mit seiner Feder 20,000 Menschen niedergehauen, dabei aber die Bibel sammt ihren Auslegern 53 mal durchstudirt hat und jeden Monat am Tische des Herrn erschien.

Was wir mit diesem kleinen Culturbild wollen? Natürlich weder einen Beitrag zur Geschichte der Hexenprocesse noch ein juristisches Curiosum bringen; dazu ist der Gegenstand zu unbedeutend. Aber Hr. Stahl will bekanntlich „die Wissenschaft soll umkehren". Nun denn: eine Umkehr in seinem Sinne ist eine Rückkehr zu der Wissenschaft, von deren

Höhe- und Glanzpunkt wir ſoeben einige Proben geliefert. Auch die Verfaſſer dieſer Schriften beginnen ihr Werk: „Deo auspice, propitio; in nomine sanctae trinitatis"; ſie ſchließen es mit derſelben Brünſtigkeit: „Interim tibi o Deus pro concessis mihi hactenus viribus gratias ago immortales. Tuo sanctissimo nomini sit laus et gloria in infinitas saeculorum myriades!" Iſt das nicht gläubig? Iſt das nicht fromm? Könnten das nicht Anhänger und Schüler unſerer Stahl und Vilmar ebenſo gut geſchrieben haben? Schade nur, daß im Namen eben dieſes Glaubens, auf Grund eben dieſer Frömmigkeit damals zahlloſe unglückliche Opfer den Scheiterhaufen beſteigen mußten! Und die „umgekehrte Wiſſenſchaft" von heute? Dieſelbe Wuth gegen die freie Forſchung, denſelben geifernden Haß gegen die Naturwiſſenſchaften hat ſie allerdings, nur proh dolor! nicht die Macht von ehedem; ſie muß ſich begnügen, ihre Ketzer nur am ſymboliſchen Feuer zu ſchmoren und Alexander von Humboldt, den Stolz und die Zierde der modernen Menſchheit, als „Seelenmörder" zu denunciren.

Literatur und Kunſt.

Deutſche Geſchichte.

Die bei Rieger in Stuttgart erſcheinende neue ganz umgearbeitete Auflage von Wilhelm Zimmermann's „Geſchichte des großen Bauernkriegs nach den Urkunden und Augenzeugen" (2 Bde.) gibt uns erwünſchte Veranlaſſung, der Leſewelt ein Werk in Erinnerung zu bringen, das ſchon in ſeiner erſten in den Jahren 1841—44 erſchienenen Ausgabe das Verdienſt hatte, die Geſchichte des Bauernkriegs, die bis dahin nur in einzelnen Theilen gründlich bearbeitet worden war, nach ſeinem ganzen Umfang in ſeinen einzelnen Ereigniſſen in den verſchiedenſten Theilen Deutſchlands vollſtändig dargeſtellt zu haben und zwar in einer Form, die ſich ebenſo ſehr durch Lebendigkeit und Anſchaulichkeit wie durch patriotiſche Wärme empfiehlt. Dabei war die Arbeit nicht blos eine fleißige Zuſammenſtellung aus den vorhandenen Monographien, ſondern beruhte zum großen Theil auf handſchriftlichen Quellen, die bis dahin noch nicht vollſtändig benutzt waren. Es ſtanden nämlich dem Verfaſſer die Sammlungen und Vorarbeiten des gelehrten Prälaten von Schmid zugebote, der mit dem größten Fleiß die ſüddeutſchen Archive durchforſcht und gegen 40 Jahre lang Materialien für die Geſchichte dieſer ſo wichtigen Epiſode der Reformationszeit geſammelt hatte. Schmid war nicht mehr dazu gekommen, ſelbſt die Arbeit auszuführen, nach ſeinem Tode wurde ſeine überaus reichhaltige Handſchriftenſammlung von dem Staatsarchiv zu Stuttgart angekauft und dort konnte ſie Zimmermann mit andern einſchlägigen Urkunden und Handſchriften von Augenzeugen benutzen und verarbeitete ſie mit Fleiß, Sorgfalt und einem ungewöhnlichen Darſtellungstalent. Sein Buch fand ſchon damals vielen Beifall und Anerken-

nung; Gervinus ſprach ſich in einer ausführlichen Würdigung in den „Monatsblättern der Allgemeinen Zeitung" ſehr günſtig darüber aus, und Schloſſer, dem dieſe zweite Auflage gewidmet iſt, verwies in ſeiner „Weltgeſchichte" die Leſer mit entſchiedenem Lob auf Zimmermann's Werk als die beſte Geſchichte des Bauernkriegs. Die Anerkennung würde noch allgemeiner geweſen ſein, wenn nicht der Verfaſſer den thatſächlichen Gehalt in ein oft allzu ſehr ins Breite gehendes rhetoriſches Beiwerk gehüllt und eine allzu idealiſirende Auffaſſung der demokratiſchen Bewegung Mistrauen gegen die hiſtoriſche Unbefangenheit geweckt und dem wiſſenſchaftlichen Credit des Werks Eintrag gethan hätte. Dieſe Mängel ſcheint der Verfaſſer ſelbſt gefühlt zu haben und er hat daher die Gelegenheit einer neuen Auflage benutzt, ſein Buch gänzlich umzuarbeiten. Der Verfaſſer ſagt in dieſer Beziehung: „Ich bin inzwiſchen nicht nur durch Jahre und Erfahrung überhaupt reifer, kühler und maßvoller geworden, ſondern auch mitten in einer ähnlichen Bewegung geſtanden und habe zum Theil darin mitgehandelt; ich habe an der lebendigen Gegenwart Beobachtungen und Vergleichungen anſtellen können und ich habe daraus Manches gelernt. Das konnte auf die Auffaſſung und Darſtellung der Menſchen und Dinge in meinem Buch nicht ohne tiefern Einfluß bleiben; es mußte dadurch Vieles in Form und Inhalt richtiger, wirklicher, wahrer werden. Alles was mir jugendlich und idealiſirend, Alles was mir nicht zur Sache nothwendig zu gehören ſchien, alles Parteifarbige und Tendenziöſe habe ich ausgeſchnitten, ganz Neues eingefügt, nicht nur ſehr Vieles, ſondern das Ganze in der Form umgeſtaltet. So iſt das Buch in Form und Inhalt großentheils ein ganz neues geworden." Wir können dieſes Selbſtzeugniß des Verfaſſers vollkommen beſtätigen und hinzufügen, daß ſein Werk durch die Umarbeitung ſowol an geſchichtlichem Gehalt als in Auffaſſung der Ereigniſſe und Perſonen ſowie in künſtleriſcher Anordnung weſentlich gewonnen hat. Die durchgreifendſten Aenderungen ſind mit dem erſten Bande vorgenommen, wo faſt kein Capitel daſſelbe geblieben iſt. Hier, wo in der erſten Auflage tendenziöſe Rhetorik ſich breitgemacht und weit ausholende Rückblicke auf mislungene demokratiſche Erhebungen des frühern Mittelalters den Leſer ermüdet hatten, iſt ſehr Vieles weggeſchnitten und durch Beſſeres erſetzt worden. An die Stelle der Rhetorik iſt eine reichlichere Ausbeutung des urkundlichen Materials getreten, für welches ſich dem Verfaſſer in dem Buch von Jörg: „Deutſchland in der Revolutionszeit von 1522—26" (Freiburg 1851) eine ſehr wichtige Ergänzung darbot, die er, ohne ſich durch die ganz entgegenſtehende politiſche Richtung Jörg's irremachen zu laſſen, zweckmäßig verwendet hat. Eine andere neue Quelle eröffnete ſich ihm durch die Mittheilungen Stephan's aus dem Archiv zu Mühlhauſen in Thüringen, durch welche er in den Stand geſetzt wurde, die Geſchichte Thomas Münzer's und Heinrich Pfeiffer's vielfach zu berichtigen und aufzuhellen.

Die hiſtoriſch-politiſche Auffaſſung, von welcher der Verfaſſer ausgeht, iſt ſchon oben angedeutet worden. Er verhehlt nicht, daß er die Erhebung der Bauern für eine urſprünglich berechtigte, durch ungerechten Druck hervorgerufene hält und daß er nicht blos einen zufälligen auf Misverſtand beruhenden Zuſammenhang des Bauernkriegs mit der lutheriſchen Reformation annimmt. Darin können wir ihm auch ganz beiſtimmen. Nur in

einem Punkt ſcheint uns die Darſtellung Zimmermann's nicht ganz geſchichtlich begründet. Er theilt mit den meiſten Geſchichtſchreibern des Bauernkriegs die Vorausſetzung, die Haupturſache des Aufſtands ſei der Druck geweſen, der beſonders vor der Reformationszeit auf dem gemeinen Mann gelaſtet habe, namentlich ſeien die Abgaben, die er ſeinem Grundherrn habe entrichten müſſen, ganz unleidlich geworden. Wir wollen gar nicht in Abrede ziehen, daß der Grund und Boden im Mittelalter ſehr belaſtet geweſen, daß viele Abgaben unbillig, oft unberechtigt und vielfach ſehr drückend geweſen ſind: aber nur will es uns nicht recht einleuchten, warum dies Alles im Anfang des 16. Jahrhunderts ſoviel ſchlimmer geworden ſein ſoll, daß die Bauern dadurch zu einem Ausbruch der Verzweiflung getrieben worden wären. Die Abgaben hatten ſich keineswegs vermehrt, der Ertrag des Bodens war vielmehr infolge der ſteigenden Preiſe der Lebensmittel geſtiegen, während ſich die Lebensweiſe des Landvolks und der dadurch bedingte Verbrauch gleichblieb, und ſo ſollte man denken, die Lage des Landmanns hätte ſich damals eher verbeſſert als verſchlimmert. Zimmermann verſucht nun freilich die Urſachen des ſteigenden Drucks nachzuweiſen und glaubt ſie hauptſächlich in dem Luxus zu finden, der in der letzten Zeit ſich weit verbreitet hatte und ſehr ſchnell und hoch geſtiegen war. Durch dieſen Luxus, in welchem der Adel mit den durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Städtebürgern wetteiferte, ſei derſelbe in ſeinen Vermögensumſtänden herabgekommen, habe ſich nun an den Bauern erholen wollen und ſie umſomehr mit Abgaben gedrückt. Die Einführung des Römiſchen Rechts habe dann bei entſtehenden Streitigkeiten über Anſprüche der Grundherren und Leiſtungen der Hörigen dazu beigetragen, die Foderungen des Adels zu begünſtigen und die Freiheiten und Eigenthumsrechte der Bauern zu ſchmälern, indem die Juriſten auf die deutſchen Hörigkeitsverhältniſſe ohne weiteres die Beſtimmungen des Römiſchen Rechts über die Leibeigenſchaft anwendeten. Wir geſtehen, daß uns dieſe Erklärung eines vermeintlich geſteigerten Abgabendrucks keineswegs befriedigt. Wenn auch einzelne verarmte Adelige verſucht haben mögen, ſich für ihre Verluſte an ihren Hörigen durch Härte in Eintreibung der Gebühren, durch Geltendmachung neuer Anſprüche zu entſchädigen, ſo waren dies doch nur Ausnahmen; eine Einführung neuer Abgaben, eine Aenderung des Syſtems, wodurch ſich die Lage des Landmanns allgemein verſchlimmert hätte, hat nicht ſtattgefunden. Dagegen machte die Vergleichung mit dem Wohlſtand der Städtebürger die Bauern mit ihrer allerdings ungünſtigern Lage unzufrieden; auch war es ganz natürlich, daß die in der Kirche begonnene Bewegung auch das Landvolk ergriff. Theilweiſe hatte ja eben die kirchliche Frage, die Beſchwerde, daß die Obrigkeit dem Evangelium nicht freien Lauf laſſe, den Ausbruch der Bewegung veranlaßt. Zimmermann erörtert den eigentlichen Ausgangspunkt des Bauernkriegs und ſein Verhältniß zur Reformation Luther's in mehren beſondern Capiteln, wie über die „Bewegungsmänner", „Luther und die Flüchtlinge", „Luther und die Bauern", „Chriſtenthum und Leibeigenſchaft" in eingehender und beſonnener Weiſe, und wir überlaſſen dem Leſer, ſeine Auffaſſung aus dem Buche ſelbſt näher kennenzulernen, das den nach Form und Inhalt tüchtigſten Geſchichtswerken der neuern Zeit ſich würdig anreiht. Kl.

Naturwiſſenſchaften.

Von den „Phyſikaliſchen Bildern im Geiſte kosmiſcher Anſchauung. Von Dr. Otto Ule" (Halle, Schmidt), über deren erſten vor etwa zwei Jahren erſchienenen Band damals in dieſen Blättern von einer andern Feder ausführlich berichtet ward, hat nunmehr auch der zweite Band, „Die Lehre vom Schall, Licht und Wärme" enthaltend, die Preſſe verlaſſen. Der Verfaſſer gehört nicht nur zu den beliebteſten und fruchtbarſten, ſondern, was noch mehr ſagen will, auch zu den gewiſſenhafteſten und gründlichſten Autoren unter der großen Anzahl Derjenigen, welche das neuerdings ſo ergiebig gewordene Feld der populären Naturwiſſenſchaften anbauen; ſowol durch ſein Werk über „Das Weltall", von dem in kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig wurde und das auch außerhalb Deutſchland die verdiente Anerkennung gefunden hat, als namentlich durch die von ihm in Gemeinſchaft mit Dr. Karl Müller in Halle herausgegebene Zeitſchrift „Die Natur", die früheſte und noch immer die beſte von jenen populären naturwiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, die jetzt wie die Pilze aller Orten emporſchießen, hat er ſich einen Leſerkreis von ungewöhnlicher Ausdehnung und damit auch einen nicht geringen Einfluß auf die geiſtige und ſittliche Bildung des Publicums erworben. Auch das vorliegende Werk iſt ganz geeignet, die Zahl ſeiner Freunde zu vermehren. Daſſelbe beſchäftigt ſich mit einem Zweige der naturwiſſenſchaftlichen Erkenntniß, der für gewöhnlich nur in der trockenſten mathematiſchen Form dargeſtellt wird und mit dem das größere Publicum ſich daher auch nur ſelten vertraut macht, während er doch die eigentlichen Grundbedingungen alles natürlichen Daſeins enthält und ſomit auch als das wahre Fundament für das Verſtändniß der Natur und ihrer mannichfachen Erſcheinungen durchaus unentbehrlich iſt. Der Verfaſſer hat die Trockenheit des Gegenſtandes nicht nur durch eine ebenſo lebendige wie anziehende und künſtleriſch durchgebildete Form zu überwinden gewußt, ſondern er hat auch verſucht, die Maſſe der phyſikaliſchen Erſcheinungen nach neuen, allgemein verſtändlichen Geſichtspunkten zu ordnen und ein eigenes phyſikaliſches Syſtem herzuſtellen. Der Gedanke, auf welchem daſſelbe beruht, iſt ebenſo einfach, wie die Entwickelung klar und naturgemäß iſt. Der Verfaſſer iſt bekanntlich ein eifriger Vorkämpfer der neueſten naturwiſſenſchaftlichen Richtung und hat ſich die Populariſirung derſelben zur beſondern Aufgabe geſtellt. Möglich daß er da, wo es ſich darum handelt, die Conſequenzen der wiſſenſchaftlichen Forſchung auf das ſittliche Gebiet zu übertragen, zuweilen etwas zuweit geht; noch keine neue Wahrheit iſt ohne ein Geleit von Einſeitigkeiten und Uebertreibungen zur Welt gekommen. Jedenfalls iſt jener neue Standpunkt, der Stoff und Kraft, Geiſt und Materie als ein Einziges, Untrennbares, organiſch Zuſammengehöriges erfaßt, innerhalb der Wiſſenſchaft ſelbſt vollkommen berechtigt und darum begrüßen wir auch mit beſonderm Intereſſe dieſen Verſuch, die geſammte Lehre von den phyſikaliſchen Kräften, mit Aufhebung der bisher beliebten Unterſchiede, auf ein gemeinſames Princip, gleichſam eine Urkraft zu baſiren, die in allen phyſikaliſchen Erſcheinungen dieſelbe iſt und aus der ſich dieſe Erſcheinungen ſelbſt nach denſelben einfachen und immer wiederkehrenden Geſetzen entwickeln. Dieſes Princip, auf welchem der Verfaſſer ſein neues phyſikaliſches Lehrgebäude errichtet, iſt das Princip

der Bewegung. In der Mehrzahl der bisherigen physikalischen Lehrbücher werden die Lehren von Gleichgewicht und Bewegung, die Lehre vom Schall, vom Licht, von der Wärme, von Magnetismus und Elektricität ꝛc. noch immer als eigene selbständige Abschnitte der Reihe nach abgehandelt. Das ging, wie der Verfasser sagt, recht gut, solange Wärme, Licht ꝛc. als eigene Kraftwesen galten, die nichts miteinander zu schaffen hatten. Seit jedoch die Verwandlung dieser sogenannten Kräfte bekannt ist, seit man z. B. weiß, daß Wärme Bewegung, Licht, elektrische, magnetische, chemische Erscheinungen hervorzurufen vermag, ja daß Wärme überhaupt nur unter ganz besondern Bedingungen Wärme, unter andern aber selbst wieder etwas Anderes ist, seitdem reicht dieses herkömmliche Fachwerk nicht mehr aus und so ist denn in den betreffenden Capiteln eine Verwirrung entstanden, die nicht nur den wissenschaftlichen Zusammenhang vollständig auflöst, sondern durch die auch der Ueberblick, namentlich für den Laien, dessen erstes Bedürfniß Klarheit und Consequenz ist, ungemein erschwert wird. Hier also suchte der Verfasser Ordnung zu schaffen. Das Princip, auf welches er alle physikalischen Erscheinungen zurückführt, ist wie gesagt die Bewegung und so behandelt er denn zuerst die allgemeinen Gesetze und Erscheinungen der Bewegung, ganz ohne Rücksicht auf ihre Ursachen und Wirkungen; dies war die Aufgabe des ersten Bandes, der sich mit den allgemeinen Bewegungserscheinungen beschäftigte. In dem vorliegenden Bande wird nun zweitens die Bewegung in Form der Wellenbewegung betrachtet; es werden die allgemeinen Gesetze der Wellenbewegung dargelegt und ihre daraus hervorgehenden Erscheinungen als Schall, Licht und Wärme besprochen, die somit nur besonders modificirte Producte, nur specielle Erscheinungsformen des allgemeinen Grundgesetzes der Bewegung sind. An die Wellenbewegung schließt sich dann die Lehre von den Strömungen an, namentlich also von den elektrischen und magnetischen Erscheinungen. Den Schlußstein des ganzen Gebäudes aber bildet die Lehre von der Verwandlung der Kräfte und ihrer Wechselwirkung, also von den mechanischen Wirkungen der Wärme, Elektricität ꝛc., von der Erzeugung von Wärme, Licht, elektrischen Erscheinungen durch mechanische Ursachen ꝛc.: Alles gegründet auf das allgemeine Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft, die sich zunächst und in ihrer ursprünglichsten Gestalt als Bewegung manifestirt. Gegen die Einfachheit und Folgerichtigkeit dieser Anordnung wird sich, glauben wir, schwerlich etwas Begründetes einwenden lassen. Eine andere Frage ist, wie weit es dem Verfasser in dem Bisherigen gelungen, sein eigenes Princip aufrechtzuerhalten und die Fülle der Thatsachen dem von ihm aufgestellten System vollständig und doch ohne Zwang einzuordnen. Die genauere Prüfung dieser Frage, die natürlich ohne ein Eingehen in das Detail nicht möglich ist, müssen wir den Fachjournalen überlassen; für diesen Ort genügt es, auf den interessanten Versuch überhaupt aufmerksam gemacht zu haben. Auf Kampf und Widerspruch von Seiten der schulmäßigen Wissenschaft ist der Verfasser selbst gefaßt; das Publicum dagegen, dem es nicht auf diese oder jene Theorie, sondern nur auf die möglichst klare und gründliche Erkenntniß ankommt, wird ihm Dank wissen für einen Versuch, durch welchen diese Erkenntniß so wesentlich erleichtert und eine Wissenschaft, die sich bisher nur in den abstractesten Formeln, gleichsam

nur im Geheimdienſt der Schule bewegte, zum Gemeingut aller Gebildeten gemacht worden iſt.

Wir erwähnten vorhin der Ule-Müller'ſchen „Natur" als des noch immer unübertroffenen Vorbilds der jetzt ſo üppig blühenden populär-naturwiſſenſchaftlichen Journaliſtik; ſei es uns bei dieſer Gelegenheit verſtattet, noch auf ein anderes Unternehmen hinzuweiſen, welches, wenn auch in geringerm Umfang, doch der Hauptſache nach dieſelbe Richtung verfolgt und das außerhalb ſeiner nächſten Umgebung noch nicht diejenige Beachtung gefunden zu haben ſcheint, die es in der That verdient. Das ſind die „Königsberger naturwiſſenſchaftlichen Unterhaltungen", die ſeit einer Reihe von Jahren im Verlag der Gebrüder Bornträger in Königsberg erſcheinen und von denen uns ſoeben der Neuen Folge zweites Heft vorliegt. Es iſt eine Sammlung von Aufſätzen von königsberger Gelehrten, die urſprünglich zum Zweck des mündlichen Vortrags niedergeſchrieben wurden; die meiſten ſind in der Oekonomiſch-phyſikaliſchen Geſellſchaft zu Königsberg gehalten worden. Die Gegenſtände, welche in dieſen Vorträgen erörtert werden, ſind ebenſo intereſſant wie mannichfach und auch die Form iſt durchgängig mit großem Fleiß behandelt; das Ganze gibt einen vortheilhaften Begriff von dem friſchen geiſtigen Leben, das unter den königsberger Gelehrten herrſcht und das insbeſondere auch den genannten Verein erfüllt. Das vorliegende neueſte Heft enthält ſechs Abhandlungen, unter denen vorzüglich die letzte „Ueber Helmholtzens Beweis für den endlichen Stillſtand des Weltalls von Karl Roſenkranz" vom allgemeinſten Intereſſe iſt. Auch die Abhandlung „Ueber den Mond" von Dr. M. Wichmann empfiehlt ſich durch Klarheit und Gründlichkeit der Darſtellung und kann zur Erläuterung, theilweiſe auch zur Berichtigung der geiſtreichen Paradoxien dienen, welche Schleiden in ſeinen „Studien" über denſelben Gegenſtand veröffentlicht hat. H. von Duisberg gibt ein Naturbild „Aus der Dachrinne", Dr. Ohlert berichtet „Ueber die Metamorphoſe der Pflanzen", Hr. Elditt über „Schneewürmer und Schneeflöhe". Die Abhandlung von Profeſſor Neſſelmann „Ueber die Geographie der Thiernamen" gehört zwar eigentlich mehr in die Sprach- als in die Naturwiſſenſchaften, als ein ſchätzenswerther Beitrag aber zur Aufhellung eines bisher noch wenig erforſchten Gebiets wird ſie ebenfalls mit Dank entgegengenommen werden.

chl.

Zur Neuenburger Frage.

Die hiſtoriſche Grundlage der Neuenburger Frage finden wir klar und überſichtlich dargelegt in einer kürzlich bei Laupp in Tübingen erſchienenen Schrift von Guſtav Majer: „Die Geſchichte des Fürſtenthums Neuenburg mit beſonderer Rückſicht auf die neueſten Vorgänge und Verhandlungen chronologiſch dargeſtellt und genealogiſch erläutert." Dieſelbe beſteht aus zwei Theilen, einer kurzen Geſchichte Neuenburgs und der verſchiedenen Herrſchaften, unter denen das Land im Mittelalter und der neuern Zeit ſtand, der Grafen von Neuenburg, der Grafen von Freiburg im Breisgau, der Sauſenberg'ſchen Linie des Hauſes Baden-Hachberg, des Hauſes Longueville und endlich des Hauſes Hohenzollern-Brandenburg und der Zwiſchenregierung des Marſchalls Berthier, der Rückkehr unter preußiſche Ober-

hoheit und der Beziehungen zur schweizerischen Eidgenossenschaft bis zur Entlassung der gefangenen Royalisten. Einen zweiten Theil bilden die genealogischen Tafeln zur Geschichte von Neuenburg, welche die Genealogie des alten neuenburger Grafenhauses, der Grafen von Freiburg des alten zähringer Hauses, des Hauses Baden-Hachberg, des Hauses Longueville und Nemours und endlich der brandenburgischen Linie des Hauses Hohenzollern enthalten. Der Verfasser, der sich seit längerer Zeit mit genealogisch-historischen Studien beschäftigt und demnächst eine umfassendere Arbeit aus diesem Gebiet veröffentlichen zu können hofft, wollte mit gegenwärtiger Schrift einerseits Denen einen Dienst erweisen, die es lieben, durch die Vorkommnisse der Tagsgeschichte ihr historisches Interesse wecken zu lassen und den Namen, welche die Gegenwart in den Vordergrund schiebt, den Katechismus ihrer Vergangenheit abzufragen; andererseits wollte er durch die chronologische Aufführung der durch diese interessante Tagesfrage hervorgerufenen Noten und Beschlüsse Zeitungslesern die Uebersicht über den Verlauf derselben erleichtern. Und in beiden Rücksichten sind wir ihm das Zeugniß schuldig, daß er das vorgesetzte Ziel in löblicher Weise erreicht und dadurch einen nicht unwesentlichen Beitrag zur unbefangenern und gründlichern Auffassung einer so vielfach bestrittenen und entstellten Angelegenheit geliefert hat. Kl.

Correspondenz.

Aus Westfalen.

Anfang März 1857.

Δ. Zwar haben Sie in unserer Provinz einen regelmäßigen Berichterstatter, der Sie, wie ich sehe, hauptsächlich mit den industriellen Zuständen unsers Landes bekannt macht; indessen so bedeutend der Aufschwung der westfälischen Industrie auch ist und so einflußreich derselbe auch mit der Zeit ohne Zweifel für den Charakter unsers ganzen Landes werden wird, so erschöpft sich unser Leben doch noch keineswegs in Bergwerksanlagen und Eisenbahnen und so hoffe ich Ihnen daher noch immer eine nicht ganz unergiebige Nachlese bieten zu können. Auch herrschen, soviel seit Jahren über Westfalen geschrieben ward, doch noch allerlei Irrthümer und Vorurtheile in Betreff unserer Provinz und das sogar bei Schriftstellern, die sich Westfalen recht eigentlich zu ihrer Domäne gemacht haben, wie dies z. B. mit Levin Schücking der Fall ist. Dieser Schriftsteller gilt — in vielem Betracht nicht mit Unrecht — als Autorität in Allem, was die „Rothe Erde", sein Heimatland, angeht; dennoch ist ihm erst neulich wieder in einem Aufsatz, den das „Familienbuch des Lloyd" aus seiner Feder brachte, ein Misgriff begegnet, den ich hier umsomehr zur Sprache bringe, als er von vielen Nachfolgern getheilt wird. Diese Herren nämlich denken, wenn sie von Westfalen sprechen, vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, an das Münsterland, das gebirgige Westfalen dagegen, das kurkölnische Sauerland, das Herzogthum Westfalen, diese „Arabia petraea" unserer Provinz lassen sie regelmäßig links liegen. Dadurch werden nicht nur falsche Ansichten verbreitet, sondern auch Irrthümer über

die durch topographische Rücksichten bedingte Stammesverschiedenheit fortgepflanzt. Allerdings zieht sich, wie es von Ihrem L. W.-Correspondenten erst vor kurzem ganz richtig geschildert ward, durch das ganze Volk der Westfalen als gemeinsames nationales Kennzeichen die zähe Ausdauer und eine gewisse ehrliche, stämmige Behäbigkeit; dennoch aber unterscheidet sich der Bewohner des Flachlandes von dem des bergigen Theils fast ebenso schroff wie der Schottländer vom Engländer. Das gebirgige Westfalen ist die Geburtsstätte jener nüchternen, strebsamen Landleute, die, anhaltend im Fleiße, mäßig in den Genüssen, an jenem Heimweh leiden, das auch die Schweizer kennzeichnet und in welchem sie — wie ebenfalls schon früher in dieser Zeitschrift berichtet ward — nur an den Waldeckern ihresgleichen finden. Auch in ihren rechtlichen Institutionen haben sie die echtdeutschen Gauüberlieferungen und Gewohnheiten stets heiliggehalten und sind überhaupt, in angestammter Weise, für das bestehende Recht, namentlich wenn es mit ihren Anschauungen zusammentrifft, bewußt eingenommen. Darin mag auch eine culturgeschichtliche Thatsache ihre Erklärung finden, die nämlich, daß die besten Kräfte sich der Erforschung und Bearbeitung des Rechts, der Aufsuchung alter Rechtsmonumente zugewendet haben. Eine Probe davon liefert die Quellensammlung, die in diesem Augenblicke der Gerichtsrath Seibertz in Arnsberg veranstaltet und von der das erste Heft soeben ausgegeben ist. Eine Capacität in dieser Richtung, der vor allem das Verdienst gebührt, die alten bäurischen Rechtsgewohnheiten gesammelt und praktisch brauchbar gemacht zu haben, den auch über unsere Gauen hinaus berühmt gewordenen Dr. Sommer in Arnsberg, haben sie jüngst zu Grabe getragen. Ueberhaupt lichtet sich die Reihe jener Juristen, die noch aus der alten Schule stammen und von Darmstadt an Preußen übergingen, immer mehr. In Hamm wird in einer Zeitschrift für Rechtswissenschaft von dem Appellationsgerichtsrath Grochus ein Unternehmen fortgesetzt, welches seine Grundlegung früher durch Sommer gefunden hatte. Auch einiger guten statistischen Versuche haben wir uns zu erfreuen, der Statistik des Regierungsbezirks Arnsberg von Emmerich und eines größern, zugleich topographischen Werks der Art von Jacobi, das in einzelnen Lieferungen ausgegeben wird. Was uns dagegen fehlt, ist eine gute Specialgeschichte Westfalens, so eingerichtet, daß sie auch in Schulen zu gebrauchen wäre. Eine unerläßliche Vorarbeit dazu bildet die Geschichte der Städte, freilich formell genießbarer als die in der jüngsten Zeit erschienenen Monographien.

Begleiten Sie mich schließlich noch einen Augenblick aus dem Garten der Themis in den Garten der Hesperiden, wenn auch die dort gepflückten Aepfel nicht alle golden sind. Der Verfasser des „Treuen Eckard", Pape, hat ein neues erzählendes Gedicht, ein „Schneewittchen", in die Welt gesandt, ob mit mehr Erfolg als die zuerstgenannte Dichtung, kann ich noch nicht sagen. Doch ist man hierzulande der Amaranthenpoesie im Allgemeinen nicht besonders hold; man liebt gesunde Kost. Eine solche Kost, noch verschönt durch die heimatlichen Elemente, aus denen sie bereitet ward, bieten die auch von Ihrer Zeitschrift mit Auszeichnung genannten „Lieder und Sagen" von Gisbert Freiherrn von Vincke; dieselben haben bei uns viel Verbreitung gefunden, besonders zur Weihnachtzeit, wo sie als zierlich gebundene Festgabe bei den Gebildeten aller Stände zu treffen waren. In Dem, was Vincke selbst schreibt, ist eine gewisse Ader von Moore, während die von ihm gesammelten

„Volkslieder" mich hier und da an die Klänge aus dem ſchottiſchen Hochlande erinnern.

Sie ſehen, es regt ſich bei uns; laſſen Sie nur erſt einmal das Dampfroß durch ganz Weſtfalen eilen und der Fortſchritt wird in geometriſcher Progreſſion zunehmen. Ausſicht dazu iſt vorhanden: denn eben jetzt polemiſirt man in weſtfäliſchen Blättern über die Richtung der neuen Bahn, die entweder das Ruhr- oder Möhnethal durchſtreifen ſoll.

Notizen.

Der in Berlin erſcheinende „Deutſche Sprachwart. Zeitſchrift für Kunde und Kunſt der Mutterſprache ꝛc., herausgegeben von Max Moltke" bringt in ſeinen neueſten Nummern eine leſenswerthe Abhandlung von Dr. Theodor Nölting: „Ueber den Gebrauch der deutſchen Anredefürwörter in der Poeſie." Der Verfaſſer weiſt darin nach, daß auch der poetiſche Gebrauch dieſer Wörter an ganz beſtimmte Regeln geknüpft iſt, über welche auch die Dichter ſelbſt, wenigſtens die claſſiſchen, ein deutliches Bewußtſein haben. Ueberhaupt enthält die genannte Zeitſchrift allerhand recht intereſſante und belehrende Aufſätze und dürfte das patriotiſche und ausdauernde Beſtreben des Verfaſſers daher auch wol von Seiten des Publicums eine größere Anerkennung verdienen, als ihm unſers Wiſſens bisher zutheil geworden iſt.

Von dem Ruſſen Oulibicheff, dem Biographen Mozart's, wurde ſoeben ein Werk über Beethoven veröffentlicht; daſſelbe iſt in franzöſiſcher Sprache abgefaßt und führt den Titel: „Beethoven, ses critiques et ses glossateurs" (Leipzig, Brockhaus). Iſt auch ſeine Biographie Mozart's neuerdings durch das berühmte Werk von Otto Jahn einigermaßen in den Hintergrund gedrängt, ſo gebührt dem Verfaſſer doch immerhin das Verdienſt, der Erſte geweſen zu ſein, der ſich an die ſchwierige Aufgabe gewagt und ſie mit Geſchmack und Einſicht durchgeführt hat, und ſo wird denn auch ſeine Schrift über Beethoven, der bekanntlich noch immer vergeblich eines ſeines würdigen Biographen harrt, gewiß nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der muſikaliſchen und äſthetiſchen Kreiſe auf ſich zuziehen.

Von dem „Albrecht-Dürer-Album, herausgegeben von Kaulbach und Krehling" (Nürnberg, Zeiſer), über das dieſe Blätter bei Gelegenheit der vor einigen Monaten erſchienenen erſten Lieferung ausführlich berichteten, ſteht, wie uns aus Nürnberg geſchrieben wird, in Kürze die zweite Lieferung zu erwarten. Dieſelbe wird wiederum drei Blätter enthalten, nämlich „Die Himmelfahrt Mariä", „Die Anbetung der heiligen drei Könige" und „Der Engel erſcheint dem heiligen Joachim und verkündet ihm die Verlobung der Maria und Joſeph's". Sämmtliche drei Blätter ſind ausgezeichnet durch ihre hohe künſtleriſche Vollendung und gehören überdies zu den ſeltenſten Stücken des Meiſters, ſodaß die Wahl in jeder Hinſicht als höchſt zweckmäßig bezeichnet werden muß. Wir behalten uns vor, nach Erſcheinen des Hefts noch einmal auf daſſelbe zurückzukommen und wünſchen, daß dieſe Notiz einſt-

weilen dazu beitragen möge, dem trefflichen Werk die Aufmerksamkeit der Kunstjünger und Kunstfreunde in immer höherm Grade zuzuwenden. — Ein anderes ebenfalls für die Kunstgeschichte höchst interessantes Unternehmen ist die bei Ebner und Seubert in Stuttgart erscheinende neue Ausgabe der berühmten „Denkmäler der Kunst, begonnen vom Oberbaurath von Voit in München, fortgesetzt von Dr. E. Guhl, J. Caspar und Dr. L. Lübke in Berlin". Dieses Werk, das zugleich bestimmt ist, als Bilderatlas zu Franz Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte" sowie zu der „Geschichte der Baukunst" von demselben Verfasser zu dienen, ist sowol wegen der vortrefflichen Anlage des Plans als wegen seiner Reichhaltigkeit und der Gediegenheit der Ausführung als das erste, ja man darf sagen das einzige seiner Gattung anerkannt; auf 154 Tafeln bietet es in nicht weniger als 1700 Abbildungen eine systematisch geordnete Auswahl des Schönsten und Wichtigsten, was Architektur, Sculptur und Malerei von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage hervorgebracht haben. Die erste Ausgabe, die zu ihrer Herstellung volle zehn Jahre und darüber bedurfte, wurde kürzlich vollendet; die gegenwärtige neue Ausgabe wird sich ihrer Vorgängerin in der Hauptsache vollkommen anschließen, vorbehaltlich einzelner Verbesserungen sowie einiger Prachttafeln in ausgeführtem Stich und in Farbendruck, um welche die Verlagshandlung dieselbe bereichern wird. Das erste Heft, ein sinnvolles Titelblatt und die sechs ersten Tafeln zur Geschichte der Architektur enthaltend, hat soeben die Presse verlassen; wir gedenken ebenfalls ausführlicher darauf zurückzukommen.

Bei dem außerordentlichen Beifall, mit welchem Max Duncker's „Geschichte des Alterthums" aufgenommen worden, ist es unsern Lesern gewiß angenehm zu hören, daß der vierte Band des vortrefflichen Werks, die Geschichte der Griechen bis zum Ausbruch des Peloponnesischen Kriegs enthaltend, sich bereits unter der Presse befindet und voraussichtlich noch im Laufe dieses Sommers erscheinen wird. Karl Schwarz in Gotha soll mit einem „Leben Schleiermacher's" beschäftigt sein, wozu ihm von Berlin aus interessante Materialien, theils aus Schleiermacher's Nachlaß, theils von dessen dortigen Freunden und Schülern mitgetheilt sind. Dr. Chrysander in Leipzig arbeitet an einem „Leben Händel's" und auch von Gervinus soll eine Schrift zur Charakteristik des großen Meisters, dem zu Ehren bekanntlich in seiner Vaterstadt Halle ein Denkmal errichtet werden soll, in naher Aussicht stehen.

Ein einactiges Drama von Feodor Wehl „Eine feurige Kohle" ist auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin unter lebhaftem Beifall gegeben worden. Ebenso in München Laube's „Essex" und die „Grille" der Frau Birch-Pfeiffer in Dresden. Dagegen hat die „Sophonisbe" von Hermann Hersch, bei der kürzlich stattgehabten ersten Aufführung auf dem wiener Burgtheater den Ruf, der ihr von Frankfurt a. M. vorangegangen, nicht gerechtfertigt; die Aufnahme des Stücks, freilich bei einer sehr unzulänglichen Darstellung, wird als sehr lau geschildert. Dasselbe Schicksal haben auch Dorn's „Nibelungen" auf dem dortigen Kärntnerthortheater gehabt. Auch Brachvogel's „Adelbert vom Babanberge" scheint außerhalb

Berlin keinen Boden zu finden; außer in Hamburg ist er jetzt auch in Danzig gegeben worden, aber ebenfalls ohne Erfolg.

Das soeben erschienene Märzheft von „Westermann's Illustrirten deutschen Monatsheften" bringt zuvörderst eine Reihe von Fortsetzungen früher begonnener Artikel. So namentlich führt Leopold Schefer seinen Roman „Die getreue Tochter oder das tragische Glück" zu Ende, jedoch ohne daß wir uns dadurch veranlaßt sähen, unser neulich geäußertes Urtheil zurückzunehmen. Moritz Hartmann liefert den zweiten Abschnitt seiner „Geschichten und Sagen aus Frankreich"; Frau Talvj setzt ihre Reiseschilderungen aus Virginien, ein ungenannter, aber wohlbekannter Berichterstatter seine Schilderung der jüngsten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Wien, Rudolf Marggraff seine Skizzen aus Venedig fort. Von neuen Artikeln heben wir besonders die Charakteristik Otto Nicolai's, des Frühvollendeten, von Siegfried Kapper hervor; es ist ein mit sichtbarer Liebe entworfenes Lebensbild, das durch Stoff und Behandlung gleichmäßig fesselt. Außerdem enthält das Heft noch eine Abhandlung von J. Schmidt, „Ueber die Nationalspiele der Engländer", „Die Börse und der Geldmarkt zu Anfang Februar 1857", ferner eine Anzahl kleinerer naturhistorischer Artikel, kritische Besprechungen, z. B. über das Werk „Aus Herder's Nachlaß" (über das die beiden vorhergehenden Hefte bereits eine ausführliche Abhandlung von Moriz Carriere brachten), über Guhl's „Künstlerbriefe", Rodenberg's „Pariser Bilderbuch" ꝛc., nebst Correspondenzen aus Berlin, Hamburg, München Wien, Pesth und Athen. Damit ist denn das erste Halbjahr dieser Zeitschrift, die sich in der kurzen Zeit ihres Bestehens die allgemeinste Anerkennung sowie eine ausgedehnte Verbreitung erworben hat, geschlossen; das Publicum sowol wie die Unternehmer, glauben wir, haben beiderseits allen Grund, mit Befriedigung auf den vollendeten Weg zurückzublicken. Das nächste Heft wird, wie wir einer vorläufigen Notiz der Verlagshandlung entnehmen, mit einer ausgedehnten Sammlung ungedruckter Briefe aus dem Nachlasse Joh. Arn. Ebert's eröffnet werden; es sind darunter Briefe von Klopstock, Hagedorn, Rammler, Gleim, Uz, Stolberg und andern namhaften Schriftstellern der Lessing'schen Epoche. Die Anordnung und Erläuterung derselben hat Dr. Glaser in Braunschweig übernommen; es ist dies derselbe thätige und umsichtige Gelehrte, in dessen Händen, wenn wir recht unterrichtet sind, sich die literarische Leitung der „Monatshefte" überhaupt oder doch vorzugsweise befindet.

Außer dem neulich erwähnten biblischen Gedichte „Barrabas" hat Rudolf Gottschall noch eine zweite epische Dichtung „Gaita" vollendet. Der Stoff des Gedichts gehört der ältern polnischen Geschichte an; der Held, nach dem es den Namen führt, ist ein Kosackenhetman. Beide Gedichte wurden unlängst vom Verfasser in den Vorlesungen des Wissenschaftlichen Vereins in Breslau vorgetragen und zwar, wie die breslauer Blätter berichten, unter dem einstimmigen Beifall der Zuhörer. Auch Adolf Strodtmann in Hamburg, von dessen demnächst bei E. Keil in Leipzig erscheinenden „Gedichten" wir vor längerm einige Proben mittheilten, hat ein erzählendes Gedicht „Rohana" geschrieben, das bei Würger in Hamburg erschei-

nen wird. Wolfgang Müller von Königswinter, der soeben seinen „Johann von Werth" vollendet, hat bereits wieder eine neue epische Dichtung unter der Feder; der Stoff derselben soll dem Sagenkreise vom Zauberer Merlin entnommen sein. Dagegen wird das von Wien aus verbreitete Gerücht, als ob Heinrich Laube ein fünfactiges Lustspiel schreibe oder bereits geschrieben habe, von Laube selbst als völlig aus der Luft gegriffen widerlegt.

Eine der jüngsten Nummern des „Magazin für die Literatur des Auslands" enthält eine statistische Uebersicht der norwegischen Literatur, aus welcher Nachstehendes auch für unsere Leser nicht ohne Interesse sein dürfte. Zunächst ist der außerordentliche Aufschwung bemerkenswerth, welchen die literarische Thätigkeit Norwegens in neuerer Zeit, namentlich aber seit Anfang der vierziger Jahre genommen hat. In den ersten sechs Jahren der Trennung Norwegens von Dänemark, also von 1814—20, betrug die Durchschnittszahl der jährlich erschienenen Bücher nur 42. In den nächstfolgenden sieben Jahren von 1820—27 hob diese Zahl sich auf 54; von da bis 1834 stieg sie auf 76, von 1834—41 auf 91, von 1841—48 auf 133 und endlich in dem jüngstverwichenen Sextennium von 1848—54 hat sie sich auf nicht weniger als 146 erhoben. Es sind nämlich in diesem letztern Zeitraum im Ganzen 1023 Bücher in Norwegen erschienen, darunter 870 Originalwerke, 139 Uebersetzungen und 14 Abdrücke älterer Schriften. Von den Uebersetzungen fällt beinahe die Hälfte, nämlich 67 auf die Theologie; 21 gehören der schönen Literatur an, die übrigen der Geschichte und Geographie. Von sämmtlichen 1023 Büchern sind beinahe vier Fünftel, nämlich 791, allein in Christiania erschienen; auf Bergen fallen 100 Werke, meist theologischen Inhalts, auf Drontheim nur 27, und noch geringer ist die Betheiligung von Stavanger, Skien, Christiansfand ꝛc. Am bändereichsten ist die Theologie mit 218 Werken, desto unbedeutender ist sie dem Inhalt nach, indem der größere Theil der theologischen Schriften, darunter namentlich die in Bergen erschienenen, in Tractätchen und werthlosen Erbauungsbüchern bestehen. Die Philologie ist mit 87 Werken vertreten, von denen 23 theils das Altnordische, theils die norwegische Volkssprache behandeln. In den Naturwissenschaften sind 39 Werke erschienen, darunter auch einige in deutscher Sprache, z. B. von Professor A. Strecker (Demselben, den die Universität Greifswald bei Gelegenheit ihres Jubiläums zum Ehrendoctor ernannte) und A. Kjerulf. Die Medicin zählt 22 Werke, ungefähr ebenso viel die Philosophie, die jedoch dem Inhalte nach wenig Erhebliches bietet. Dagegen hat die juridische Literatur 63 Werke aufzuweisen, die Pädagogik 65, die historischen Wissenschaften 123, Politik und Staatsökonomie 46, Handel und Schiffahrt 33 ꝛc. Die schöne Literatur und Kunst umfaßt 187 Werke, darunter 21 Uebersetzungen. Von sämmtlichen Werken haben 136 neue Auflagen erlebt, sodaß also fast auf jedes achte Werk eine neue Auflage kommt: ein ungemein günstiges Verhältniß, besonders wenn wir dasselbe mit den Erfahrungen des deutschen Buchhandels vergleichen. Die meisten neuen Auflagen kamen auf die Theologie, dann folgen schöne Literatur, Philologie, Pädagogik und Geschichte.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Sechste Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 6 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich" sind mit Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des Brahmanen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahlreiche Freunde im deutschen Publicum erworben, daß davon bereits eine **sechste Auflage** nöthig geworden ist.

Gleichfalls freundliche Theilnahme fanden seine nächsten Dichtungen: „Zu allen guten Stunden", poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

Die neueste Gedichtsammlung Julius Hammer's: „Fester Grund", wird den vielen Freunden der frühern gewiß ebenso willkommen sein, da sie sich an diese eng anschließt und namentlich als ein **zweiter Theil** zu „Schau um dich und Schau in dich" bezeichnet werden kann. „Fester Grund" heißen die neuen Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und durch Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Menschen; in die Vergangenheit zurückschauend und an die Gegenwart sich wendend, möchten sie beitragen zur Festigung und Kräftigung, zur Versöhnung und Läuterung, zur Erhebung und Erbauung, zur wahren Frömmigkeit und Humanität.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Einkehr und Umkehr. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Geschichte dieses Romans, mit dem Julius Hammer zuerst auch als Romanschriftsteller auftritt, ist dem realen Leben der Gegenwart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmonisches Gleichgewicht zu setzen bemüht ist. Sie dürfte manchem Leser und mancher Leserin nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn sie auch keine ungewöhnliche ist, doch die Nothwendigkeit eines innern festen Maßes dem Wandelnden nicht erspart, aber auch die in der Widmung ausgesprochene tröstliche Wahrheit bekräftigt: „Es kehrt sich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, wenn man nur Gott vertraut und etwas praktischen Sinn dazu mitbringt."

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 14.** 1. April 1857.

Das Deutsche Museum erscheint in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslands nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Pro Populo Germano. Von **Ernst Förster.** — Franz Baco und sein neuester Geschichtschreiber. Von **Eduard Zeller.** — Hannoversche Skizzen. Von **Adolf Bock.** I. Münden. Hameln. — Das Karl-August-Denkmal in Weimar. — Literatur und Kunst. Belletristik. („Jahrbuch deutscher Belletristik auf das Jahr 1857. Herausgegeben von Siegfried Kapper.") — Literaturgeschichte. („Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade", 6. Bd., 1. Heft; Möbius, „Katechismus der deutschen Literaturgeschichte".) — Uebersetzungsliteratur. („Gedichte von H. W. Longfellow. Deutsch von Neidhardt"; „Westward Ho! Britische und amerikanische Gedichte, übersetzt von Elze"; „Lieder aus der Fremde, herausgegeben von Harrys".) — Correspondenz. (Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Pro Populo Germano.

Von
Ernst Förster.

Geschrieben zu Meran, Februar 1857.

Unter obigem Titel veröffentlichte bekanntlich vor einigen Jahren der ehrwürdige Ernst Moritz Arndt, der Altmeister deutschen Denkens und Trachtens, eine Schrift, in welcher er die Ehre und das Recht der deutschen Nation gegen die Anmaßungen der Fremden zu schützen suchte. Sei es mir gestattet, mich heute derselben Ueberschrift zu bedienen, wennschon die nachstehenden Blätter nicht einem Gegner gelten, vielmehr einem hochverehrten Freunde, der sich aber allerdings in einem Anfall trüber Laune zu Urtheilen und Aeußerungen hat hinreißen lassen, gegen die es mir nöthig scheint, unser Volk und seine Zukunft zu vertheidigen. Der Ort selbst, in dem ich mich augenblicklich befinde, gibt mir die An-

regung dazu. In dem gesegneten Thale von Meran war es, wo Ernst von Lasaulx während der jüngsten Herbstferien seine Inauguralrede als Rector magnificus der Universität München ausarbeitete und wo er gleichzeitig die Muße gewann, ein schon früher begonnenes Werk zur Philosophie der Geschichte zu vollenden. Von der überaus trefflichen, anregenden und für München besonders bedeutsamen Rede haben die öffentlichen Blätter ihrerzeit Mittheilung gemacht; mir sei es heute gestattet, auf das Buch, das seitdem unter dem Titel „Neuer Versuch einer alten auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte" (München, Literarisch-artistische Anstalt, 1857) erschienen ist, von dem heitern und vielfach gesegneten Orte seiner Geburt aus hinzuweisen.

Und zwar ist es hauptsächlich der trübe Schluß des Buchs voll schwarzer Vorhersagungen, der mir die Feder in die Hand drückt. Lasaulx überblickt die Geschichte der Menschheit von Anbeginn bis heute und verspricht, um sie begreiflich zu machen, sich nur an die „Wahrheit der Thatsachen" zu halten. Freilich sieht er sich gleich bei Feststellung seines Fundamentalsatzes von der „Einheit des Menschengeschlechts" genöthigt, die Voraussetzung der gemeinsamen Abstammung aller Menschen von Einem Paare als Thatsache gelten zu lassen; wie er denn überhaupt den Ueberlieferungen des Alten Testament ein unbedingtes Ansehen beilegt, soweit, daß er sogar (S. 40) in der Verfluchung Ham's durch Noah für alle Zeiten das unüberwindliche Hinderniß der Aufhebung der Negersklaverei erkennt. Nach einem Blick auf die geographischen Verhältnisse der drei Erdtheile, innerhalb welcher die Entwickelung der Völker vorsichgegangen, läßt sich Lasaulx näher auf diese ein, knüpft bei den Stammsagen der Juden, der Assyrer und Perser, der Hellenen und Slawen seine philosophischen Betrachtungen zunächst über die „Dreigliedrigkeit als allgemeines Gesetz alles organischen Lebens" an und geht dann auf die Menschenracen, auf die Entstehung, Gemeinsamkeit und Verschiedenheit der Sprachen über, wobei er selbst der allmäligen Umwandlung und des Absterbens einzelner Wörter mit Beispielen gedenkt und daraus auf Stammverwandtschaften von Völkern zurückweist, deren Charakteristik er folgen läßt. Nach einer Betrachtung des Weltgangs der Völker von Osten nach Westen und der Völkerkriege nebst einer Rechtfertigung des Kriegs als „des Vaters des Lebens und als eines göttlichen Weltgesetzes" geht Lasaulx über zur Darlegung der überwiegenden Bedeutung Italiens für die Weltgeschichte, namentlich für den Verjüngungsproceß des Völkerlebens und den Entwickelungsgang der Religionen und Staatsverfassungen, von wo aus das Erblühen der Wissenschaften und Künste in Betrachtung genommen wird. Hieran reiht der Verfasser die Bilder von Heroen und großen Männern im Leben

der Völker, von Kriegern und Dichtern, von Künſtlern, Fürſten und Staatsmännern. Dann folgt der ernſte Blick über das Grab der Völker und Staaten, der Künſte und Wiſſenſchaften, der Trauergeſang vom Erlöſchen der ſprachbildenden wie der politiſchen Kraft und der religiöſen Glaubenskraft, die ergreifende Schilderung des innern Auflöſungsproceſſes des Völkerlebens. Der Schluß des Buchs beſchäftigt ſich mit der ernſten Frage, in welchem Stadium des in großen Zügen vorgeführten Lebensproceſſes der Völker die Gegenwart ſteht und eröffnet uns dabei als die wahrſcheinliche, wo nicht unvermeidliche Zukunft, die unſerer harrt — ein weites Grab. Abgeſehen von einem flüchtigen, mehr aus dem Herzen kommenden als in den Kopf ſcheinenden Hoffnungsſchimmer (S. 157 und 159), erſcheint ihm der gegenwärtige Zuſtand Europas troſtlos und jede Regung eines edlern, patriotiſchen Geiſtes wie eine Reminiſcenz aus alten verklungenen Tagen; nur dem ſlawiſchen Volke, als dem jüngſten (und doch nicht den Polen! S. 160), geſteht er die gerechtfertigte Hoffnung auf einen errettenden Heros zu, dem dann auch möglicherweiſe das Abendland, vielleicht nach einer überſtandenen öſtlichen Völkerſündflut, die Auferſtehung von den Todten zu danken haben wird.

Dieſer troſtloſe Schluß und ſeine noch troſtloſere Wendung iſt es, die mich, deſſen Seele voll Hoffnung und Vertrauen iſt und der gern jeden Schwankenden und Zweifelnden zu dieſem ſeinen (nicht blos „praktiſchen", ſondern auch „theoretiſchen", vgl. S. 157) Leben gebenden Glauben bekehren möchte, veranlaſſen, meine Reiſe nach dem ſchönen Süden um einige Tage zu verkürzen und dem ſehr geliebten Freunde und mit ihm den Leſern ſeines geiſt- und phantaſievollen, lehr- und kenntnißreichen, mit Schönheitsſinn, heiliger Wärme und vor allem mit hohem, helleuchtendem Freimuth geſchriebenen Buchs wenigſtens andeutungsweiſe Das auszuſprechen, was ſeine ſchlimmen Vorausſetzungen zu entkräften, ſeine drohenden Vorherſagungen als böſe Traumbilder eines von den Jugendidealen deutſcher Macht und Herrlichkeit in Bann gehaltenen, nicht für den Kampf, aber für deſſen ſiegreichen Ausgang entmuthigten, treuen und tapfern Streiters zu erweiſen und zu verſcheuchen hoffentlich im Stande ſein wird.

Wenn man zu einem Menſchen ſagt: „Du wirſt ſterben!" ſo wird er, wenn er ſonſt bei Sinnen iſt, antworten: „Das weiß ich." Wenn man ihm aber ſagt: „Deine Stunden ſind gezählt; die letzten verrinnen; du leideſt an einer unheilbaren Krankheit, oder der Marasmus, der ſichere Vorbote alsbaldigen Todes, iſt bereits bei dir eingetreten", ſo wird derſelbe Menſch, wenn er ſonſt bei Kräften iſt, ſich fragen, was an der Unglücksbotſchaft Wahres iſt. Wird er nun inne, daß der Leichenprophet ſein Augenmerk einzig und allein auf einige ſchadhafte Stellen der Haut oder auch der Milz und Leber oder ſonſt eines Theiles im

Aeußern oder Innern gerichtet, auf die gesunden Gliedmaßen und Werkzeuge und deren Beziehung zum Gesammtzustand aber keinen Werth gelegt, so wird derselbe Mensch auf diese gesunden Stellen hinweisen und sagen: „Herr, ganz gesund, d. h. ganz ohne allen körperlichen Fehl, ist kein Mensch, wie keiner ohne Sünde ist. Gleichwie ich aber nicht gedenke, meiner Seelengebrechen wegen ohne weiteres vom Teufel geholt zu werden, sowenig lasse ich mir — solange ich noch arbeiten, verdienen und verdauen kann — einreden, daß ich an Altersschwäche leide oder im letzten Stadium einer unheilbaren Krankheit stehe."

Das ist der Standpunkt, den ich für unsere Zeit und unser Volk den schwarzen Visionen meines verehrten Freundes Lasaulx gegenüber einnehme und von welchem aus ich mich gegen seine philosophischen Schlußfolgerungen aus den Thatsachen der Geschichte erkläre. Ich will ihm nicht folgen auf die Wege, die sein prophetisches Auge für die Errettung Europas aus unvermeidlichem Untergang vorgezeichnet sieht; denn ich verstehe nicht, wie man einen (nach des Verfassers eigenem Zugeständniß) in Haupt und Gliedern angefressenen Volksstamm, der sich bereits mit fremdländischer Cultur bis zur Blasirtheit angefüllt und der selbst in den untersten Volksschichten die Religion nur als Cultus und von den Tugenden fast allein den Gehorsam nachhaltig übt, auf gleiche Linie stellen kann mit den edeln, tugendreichen, gesunden Volksstämmen der Gothen und Vandalen, welche, obschon sie Häretiker waren, selbst von ihren zeitgenössischen Gegnern, so unter Andern von Salvianus, dem gewaltigen Bußprediger von Massilia im 5. Jahrhundert, den in alle Laster und Schlechtigkeiten versunkenen rechtgläubigen christlichen römischen Völkern in scharf gezeichneten, bis ins Einzelne durchgeführten Schilderungen als Vor- und Schreckbild vorgehalten werden. Auch frage ich nicht viel danach — Macaulay's historisches, wenn auch nicht philosophisches oder prophetisches Ansehen in Ehren —, ob die Peterskirche in Rom oder die Paulskirche in London früher in Trümmer fallen wird; ich werde keiner eine Thräne nachweinen; nur dagegen lege ich im Namen der Geschichte Verwahrung ein, daß letztere mit ihrem Betwinkel in dem öden, kahlen, kolossalen Afterbild der erstern ein Sinnbild des Protestantismus sei. Sie ist es sowenig, als der von wirklicher Lebenskraft beseelte Katholicismus (ich spreche nicht vom Papstthum oder der Hierarchie!) in der römischen Peterskirche sich wird verkörpert sehen wollen.

Ich gehe auch nicht über auf andere Nationen und Zeiten, als Beute und Zeugen des nahenden Untergangs, sondern bleibe bei Deutschland und der Gegenwart und bemerke nur, daß die grauenhafte Vision vom Ende der Dinge in Lasaulx's Buch mich viel eher weit weg von heute auf die durch einen dreißigjährigen Religionskrieg verheerten Fluren des

Vaterlands, oder auch zu der Auflöſung des franzöſiſchen Staats unter der greuelvollen Herrſchaft der Revolution führen, nicht aber als das Bild der Zeit gelten könnte, in der wir leben, und der durch ſie gereiften Zukunft. Ja, ich möchte fragen, an welcher Stelle wir heute hinter das Denken, Sein und Thun nach dem Weſtfäliſchen Frieden zurückgegangen, wo doch der Glaube an den allgemeinen Tod ein weites Leichenfeld, erfüllt mit dem Modergeruch des Vermögens der Nation, zur Grundlage gehabt haben würde? fragen, ob wir uns nicht vielmehr in einer Zeit allgemeiner, ſtets fortſchreitender Entwickelung befinden? noch mehr, ob nicht gerade die letzten Decennien vielfache Zeichen eines geſunden Lebens und einer Regung geiſtiger Kräfte gegeben wie nicht ſeit vielen Menſchenaltern und wie ſie zu einem natürlichen Abſterben im entſchiedenſten Gegenſatz ſtehen?

Die erſte entſcheidende Antwort hierauf geht von den Bevölkerungsliſten aus. Ich brauche an die bekannte Thatſache des allgemeinen rieſenmäßigen Zuwachſes der Bevölkerung kaum zu erinnern. Das ſieht nicht aus wie Vorbote des Ausſterbens! Ebenſo wenig an die zweite Thatſache der Verlängerung der mittlern Lebensdauer, deren ein ins Grab ſinkendes Geſchlecht ſich ebenſo wenig zu erfreuen haben würde.

Haben aber vielleicht Armuth und Elend in erſchreckender Weiſe überhandgenommen und droht die dadurch bewirkte Entſittlichung das Leben zu überfluten oder wird nicht vielmehr allerorten weit über alle Vorgänge hinaus von Staatswegen und durch Wohlthätigkeitsvereine dem für einen großen Theil der Menſchheit ſtets unvermeidlichen Uebel nachdrücklich und mit ſichtbarem Erfolg geſteuert? Iſt es nicht dahin gekommen, daß Leute in Lumpen, wenigſtens in den größern Städten, zu den ſeltenen Erſcheinungen gehören? Wie denn ein ſo angethaner Menſch, der mich im verfloſſenen Sommer in Friedberg in Schleſien um ein Almoſen anſprach, mir wirklich wie aus einer tiefen Vergangenheit heraufgeſtiegen vorkam. Aber auch der moraliſchen Verſunkenheit wird überall oder faſt überall entgegengearbeitet. Mehr und mehr wird bei der Ausführung der Strafe an Beſſerung der Sträflinge und nach Ablauf der Strafzeit an Fürſorge für ſie gedacht; der verwahrloſten und der Verbrecherkinder, die als Krebsſchäden der Geſellſchaft aufwuchſen, nimmt man ſich liebevoll und weiſe an, und die ſich und allem Unheil ſonſt ſelbſt überlaſſenen Kinder des Proletariats werden in Bewahranſtalten zu Ordnung, Reinlichkeit und Gehorſam gebildet. Alle dieſe und ähnliche Anſtalten und Vereinigungen ſind — ſo ſcheint mir — ohne die nachdrückliche Beihülfe einer thätigen Liebe, mithin bei einem ſchlagflüſſigen Volke, nicht möglich.

Weiter! Grundbedingung des allgemeinen Wohls in der Staatsgeſellſchaft iſt ein wohlgeordneter Landbau; Verfall von Länderſtrecken

ein bedenkliches, wo nicht ein untrügliches Zeichen von Volksmarasmus. Nun, in der That: ein Blick auf die Verhältnisse der deutschen Landwirthschaft der letzten Jahrzehnde bietet Tröstungen in Menge. Mit einem beispiellosen Eifer und gleich großem Erfolg wird danach gerungen, die Gaben der Erde zu mehren, keine einzige ungenutzt zu lassen, alle Hindernisse des Bodens zu überwinden, alle Gewalt der Elemente zu brechen oder sich dienstbar zu machen; fast überall in Deutschland ist in den letzten 10 — 20 Jahren der Bodenwerth um das Doppelte gestiegen und wer einer Jahresversammlung von Land- und Forstwirthen beigewohnt, der wird die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sich hier jugendfrische Kräfte regen, wie sie einer neuauflebenden, großer Erfolge im voraus gewissen Wissenschaft eigen sind.

Ich übergehe, um nicht zu ermüden, die Erscheinungen auf dem Gebiete der Handwerks- und Fabrikthätigkeit und des Handels und bemerke nur, daß hier überall ein Streben nach Vervollkommnung in technischer und ästhetischer Hinsicht deutlich hervortritt, und daß der Handelsverkehr in ununterbrochener Steigerung sich befindet; wie denn, um ein einziges Beispiel anzuführen, die Zahl der in Hamburg einlaufenden Schiffe, welche von 1820—24 nicht mehr als 2050 mit 73,000 Lasten (zu 6000 Pfund) betrug, im Jahre 1856 allein auf 5201 Schiffe mit 390,980 Lasten gestiegen ist.

Sind Erschöpfung und Auflösung Vorboten des nahenden Untergangs, so muß, wer unbefangenen Blicks auf Deutschland sieht, des besten Muthes sein; denn fast an allen Lebensenden sehen wir hier eine schöpferische Thätigkeit und einen Drang nach Vereinigung für gemeinsames Handeln. Wol macht sich Genußsucht breit nnd Mangel an idealer Weltanschauung wird vornehmlich bei der Jugend bitter empfunden. Das Gegengewicht ist aber unendlich schwerer. Viele von uns waren noch Zeugen der Begeisterung, durch welche im Jahre 1813 die Befreiung des Vaterlandes und zwar nicht, wie man häufig hört, durch Hülfe der Russen, sondern, wie die Geschichte unwiderleglich darthut, ungeachtet der Hülfe Rußlands gelungen ist. Einmal nur seitdem stieg in der Ferne eine gefahrdrohende Wolke in Westen auf, im Jahre 1840, und wiederum rüttelte sich die Wehrkraft des Volks und verscheuchte die Gefahr. Noch ist nicht Alles bei uns wie es sein soll und schweres Unrecht bleibt noch unabgewendet, weil es an rechter Einheit fehlt. Der Anlauf von 1848 ist mislungen, nicht weil der Einheitstrieb erstorben, sondern weil er sich überstürzt und dem ewigen Gesetz der Natur und der Geschichte zuwider an Das sich anklammerte, was der Vergangenheit und wie es ihr angehörte. Aber wenn auch das Römische Reich deutscher Nation, das 1806 zu Grabe (nicht gegangen, sondern, nachdem es lange vorher erstorben) getragen worden, nicht mehr von den Todten

auferſteht, ſo iſt mit ihm doch nicht die deutſche Nation erſtorben, nicht das Bewußtſein ihrer Einheit ausgelöſcht.

Oder wollen wir, wenn wir auch dem Deutſchen Bundestag mit unſern Hoffnungen und unſerm Vertrauen nicht unbedingt uns zuwenden können, wollen wir die Organiſation des deutſchen Bundesheeres mit den Bundesfeſtungen für nichts achten in der Frage nach der Einheit Deutſchlands? Und wenn durch ſie dem gemeinſamen Vaterland ſeine Selbſtändigkeit gegen feindliche An- und Einfälle geſichert iſt, wie ſie eine achtunggebietende Vertretung des ganzen deutſchen Volks als ſolchen in Kriegsfällen bildet, ſo haben wir in dem Deutſchen Zollverein die Vereinigung der friedlichen Intereſſen abermals, wenn noch nicht des geſammten Volks, doch nur mit Ausnahmen, die bald aufhören werden, welche zu fein. An dieſe beiden großen und troſtreichen Thatſachen ſchließen ſich aber noch viele andere an, die alle ein der Auflöſung des deutſchen Volks und Vaterlandes durchaus entgegengeſetztes Zeichen haben, die alle als die zwar langſame, aber ſichere Arbeit des deutſchen Volksgeiſtes zu einer organiſchen Einheit anerkannt werden müſſen. Hier nenne ich das gemeinſame deutſche Wechſelrecht; den deutſch-öſtreichiſchen Poſtverein; die Bemühungen für ein deutſches Handelsgeſetzbuch; die deutſche Münzconvention u. a. m.; zunächſt auch Baierns Antrag beim Bundestag auf gemeinſame deutſche Rechtsverhältniſſe überhaupt. Dahin müſſen wir auch die jährlich wiederkehrenden allgemeinen Verſammlungen rechnen, denen neben der beſondern Fachbeſtimmung vor allem das Gepräge aufgedrückt iſt, daß ſie allgemeine deutſche ſind.

Fehlen auf dieſem Gebiete der materiellen Intereſſen überall die Leichengeſichter der Auflöſung, ſo erſcheinen ſie noch weniger dort, wo die höhern geiſtigen Aufgaben eines Volks in Angriff genommen werden, auf den Feldern der Kunſt und der Wiſſenſchaft. Blicken wir an dieſer Stelle auf die Geiſter, welche die deutſche Nation im Verlauf des letzten Jahrhunderts, ihrer vermeintlichen Sterbeſtunde, aus ihrem Schooſe geboren, blicken wir auf die Arbeiten, die von ihnen im Buche der Geſchichte verzeichnet ſtehen und vergleichen wir ſie mit denen ihrer Vorgänger, ſo wird ſich da ſchwerlich irgendwo eine Abnahme des ſchöpferiſchen Vermögens herausſtellen. Deutſchland hat durch ſie eine poetiſche Nationalliteratur erhalten, deren Werke ruhmvoll neben den glänzendſten Leiſtungen aller Völker ſtehen, und die wir ſchwerlich ſchon als abgeſchloſſen betrachten dürfen; eine Philoſophie, deren weltbewegende Wirkſamkeit außer allem Zweifel ſteht; eine Auffaſſung der Geſchichte als einer Offenbarung des ſtetig ſich entwickelnden Menſchen- und Volksgeiſtes, deren große Ergebniſſe in immer neuer, an Werth ſteigender Thätigkeit zutage treten. Darein verwebt ſich eine glanzvolle Periode der Tonkunſt mit vorher nie gekannten und geahnten Kräften voll Friſche,

Eigenthümlichkeit, Schönheit und Unerſchöpflichkeit. Faſt gleichzeitig erhob ſich die bildende Kunſt, Malerei wenigſtens und Sculptur mit Genies, wie Deutſchland ſeit Jahrhunderten ſie nicht geſehen und mit Werken, die einen unvergänglichen Ruhmeskranz um unſer Vaterland legen; ja ſie ſtellte ein Beiſpiel der allerſeltenſten Lebenskraft auf, indem ſie ihren hervorragendſten Meiſter, Cornelius, ausrüſtete, daß er — was noch Keiner vor ihm gekonnt — nach zurückgelegtem ſechszigſten Jahre Werke ſchuf, die an Fülle und Freiheit der Phantaſie und Jugendfriſche der Darſtellung alle ſeine frühern Arbeiten hinterſichlaſſen. Das ſind ſchwerlich Zeichen eines einbrechenden Verfalls! Nein, es ſind Zeichen, untrügliche Zeichen geſunder Säfte im Volkskörper, verläſſige Bürgen einer noch langen Lebensdauer!

Aber noch mehr: vermag ein ſterbendes Volk eine neue Wiſſenſchaft zu gebären, oder — iſt ſie bereits geboren — in ihrer Sterbeſtunde großzuziehen und auf immer höhere Höhen zu tragen? Würden wir in Deutſchland nichts Anderes haben und ſehen als den Fortſchritt, welchen die Naturwiſſenſchaften in den letzten Jahrzehnden gemacht, es wäre allein hinreichend, uns das Vollbewußtſein eines thatenfrohen, jugendlichen, geſunden Lebens zu geben und zu erhalten. Reihen wir vollends an, was die Wirklichkeit damit verbindet, dieſe ans Wunderbare reichende Ausbildung der mechaniſchen Wiſſenſchaften, dieſe Entdeckungen und Erfindungen, die uns die ſichtbare Welt, in der wir aufgewachſen ſind, in ein Märchenreich verwandelt haben, in welchem dem Wünſchen und Wollen faſt keine Schranken mehr geſetzt ſind, und ſehen wir auf die großartigen und umfaſſenden Unternehmungen für Menſchenverkehr und Menſchenwohl, die daraus hervorgehen: ſo werden wir nicht an Volkszerrüttung und Untergang glauben, auch wenn bei der Ausführung ſolcher Pläne Werthzeichen die klingende Münze unterſtützen müſſen, auch wenn das Geſchmeiß der Faulen und Leichtgläubigen, der Blutſauger und Schatzgräber, das ja nie und nirgends ausbleibt, ſich daran hängen ſollte.

Setzten aber Entwurf und Ausführung derartiger großer Unternehmungen ſchon Kräfte voraus, wie ſie ein ins Grab ſinkendes Geſchlecht nicht hat, ſo verflüchtigt ſich vollends jede Beſorgniß des herannahenden Todes unſerer Nation, wenn wir die höhere geſchichtliche Aufgabe ins Auge faſſen, die der Gegenwart im Allgemeinen unverkennbar geſtellt iſt, und zu deren Löſung der Geiſt der neuen Zeit ununterbrochen und unaufhaltſam, und ſelbſt durch Concordate und Conſiſtorialentſchließungen nicht beirrt, alle Räder in Bewegung ſetzt, wie er die größten, ſelbſt grauenvollſten Opfer dafür gebracht hat. Dieſe Aufgabe aber iſt die Verwirklichung des Rechtsbewußtſeins im Staat; wie das Mittelalter das chriſtlich-religiöſe Bewußtſein in der Kirche ausgebildet und vollen-

bet hat, ſo arbeitet die neue Zeit am Auf- und Ausbau des Staats. Der größte Theil dieſer Arbeit iſt dem deutſchen Volke zugewieſen. Dazu gehören geſunde Kräfte und bis dieſe Arbeit gethan, kann die deutſche Nation nicht ſterben — denn ſie darf nicht!

Franz Baco und ſein neueſter Geſchichtſchreiber.

Von

Eduard Zeller.

„Franz Baco von Verulam. Die Realphiloſophie und ihr Zeitalter. Von Kuno Fiſcher.“ Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft hat ein dreifaches Intereſſe. Einmal durch ſich ſelbſt, ſofern es für den denkenden Menſchen an und für ſich ein anziehendes und lehrreiches Schauſpiel iſt, den Gang und die Ergebniſſe des menſchlichen Denkens durch die Vergangenheit zu verfolgen, die Wiſſenſchaft unſerer Tage aus ihren geſchichtlichen Vorausſetzungen zu begreifen, in der Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen das unveränderliche Weſen des menſchlichen Geiſtes und die Geſetze ſeiner Entwickelung zu erkennen, den verſchiedenen Formen, welche der Eine Geiſt unter verſchiedenen Entwickelungsbedingungen annimmt, nachzugehen. Sodann wegen ihres Zuſammenhangs mit der allgemeinen Culturgeſchichte; denn die Wiſſenſchaft einer Zeit ſpricht in der Form der Reflexion und des allgemeinen Begriffs aus, was dieſelbe im Innerſten bewegt, ſie iſt das Selbſtbekenntniß ihres Zeitalters und ſie iſt eben deshalb zugleich von unberechenbarem Einfluß nicht blos auf die geiſtigen, ſondern auch auf die ſittlichen, die geſellſchaftlichen, ſelbſt die materiellen Zuſtände der Völker, die ſie erzeugt haben. Zu dieſem geſchichtlichen kommt endlich drittens das allgemein menſchliche Intereſſe an den Perſonen, welche Träger der wiſſenſchaftlichen Bewegung geweſen ſind und wie reich und bedeutend auch dies iſt, wird Jedem klar ſein, der ſich an die Wechſelwirkung der geiſtigen Bildung und Begabung mit den Charakteren und den Lebensverhältniſſen der Menſchen erinnert, der ihren oft verborgenen Zuſammenhang aufzuſuchen, ihre ſcheinbaren Widerſprüche zu beachten und zu erklären gelernt hat. Dieſes Intereſſe ſteigt aber in jedem gegebenen Fall um ſo höher, je eingreifender die Wirkſamkeit eines Mannes, je umfaſſender ſeine Bedeutung, je vielſeitiger ſein Geiſt, je räthſelhafter vielleicht auch manche Züge ſeines Charakters und Lebens geweſen ſind. In welchem Maße dies Alles bei Baco zuſammentrifft, iſt bekannt. Franz Baco von Verulam iſt einer jener bahnbrechenden Geiſter, die der Wiſſenſchaft für Jahrhunderte neue

Wege weisen, er ist der Erste, welcher mit dem mittelalterlichen Princip der Auctorität, mit der Scholastik und ihrer Methode klar und entschieden gebrochen, der Erste, welcher mit grundsätzlichem Bewußtsein und voller Folgerichtigkeit eine voraussetzungslose Wissenschaft gefodert, der Erste, welcher die Erfahrung für die Quelle alles Wissens erklärt, die große und fruchtbare Schule der philosophischen Empiriker begründet, der exacten naturwissenschaftlichen Forschung ihre Methode vorgezeichnet und sie zugleich im Einzelnen durch zahlreiche und bedeutende Fingerzeige bewährt hat; er ist zugleich ein Mann von bedeutender Weltstellung, wie sie Gelehrten fast nie zutheil wird, der höchste Staatsbeamte und der erste Politiker des damaligen England, und wenn sein Charakter dieser Stellung und ihren Aufgaben nicht gewachsen war, wenn er Versuchungen unterlag und zu Vergehungen sich hinreißen ließ, die wir bei einem so großen Geist kaum begreifen, so gewinnt für uns die Frage nur um so größeres Interesse, welches denn eigentlich der Kern und Einheitspunkt seines Wesens war. Es liegt am Tage, daß nur eine eingehende monographische Behandlung einem so bedeutenden und reichen Stoffe gerecht werden konnte, und da nun Baco überdies bis auf den heutigen Tag vielfach mit unverdienter Ungunst oder mit einseitiger und darum fehlgreifender Bewunderung behandelt, da seine Bedeutung von Vielen verkannt, von Andern am falschen Orte und jenseit der richtigen Grenzen gesucht wurde, da es an einer erschöpfenden Darstellung seiner Philosophie bisjetzt fehlte, so sind wir Hrn. Dr. Fischer sehr dankbar, daß er seiner trefflichen Schrift über Leibniz eine ebenso tüchtige Monographie über Baco und seine Schule in gleich durchsichtiger und ansprechender Form folgen ließ, und wir hoffen uns auch den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir aus dieser Darstellung einige von den Zügen, welche nicht blos für den Fachmann interessant sind, hervorheben.

Das Erste, was uns hier ins Auge fällt, ist Baco's persönlicher Charakter. Der Mann, welchen sein Talent vom armen Advocaten bis zum Kanzler von England, zum Baron und Viscount erhoben hatte, den seine Zeitgenossen als einen Stern erster Größe anstaunten und die Nachkommen als einen Reformator der Wissenschaft bewundern, der es wahrscheinlich als eine Beleidigung empfunden hätte, wenn man einen Shakspeare auf Eine Linie mit ihm gestellt hätte — dieser selbige Mann ließ sich verleiten, die Ungerechtigkeiten des mächtigen Buckingham zu dulden und zu theilen, den schmählichen Handel mit Patenten und Monopolen, die Einmischung in die Processe und die Corruption der Richter, er ließ sich bestechen und verkaufte seine richterlichen Entscheidungen, weil er nur dadurch den Verlegenheiten zu entgehen wußte, die eine unbesonnene Prunksucht ihm zuzog, und so führte er selbst den plötzlichen und tiefen Sturz herbei, der ihn im Jahre 1621 ereilte und

seine politische Stellung vernichtete, wenn auch die weitern Folgen seiner Vergehen durch die Gnade Jakob's I. abgewandt wurden. Und was für uns fast noch schwerer ins Gewicht fällt: dieser Mann ließ sich schon früher durch den Willen der Königin Elisabeth bestimmen, die Anklage gegen Essex, der ihn wirklich geliebt und mit Wohlthaten überhäuft hatte, zu unterstützen und seine Hinrichtung in öffentlicher Schrift zu vertheidigen. Ist hier nicht ein unauflöslicher Widerspruch zwischen dem intellectuellen und dem moralischen Charakter, verhalten sich beide nicht einfach wie Licht und Finsterniß? Die Erscheinung war wirklich Manchem so befremdend, daß z. B. Macaulay in seiner berühmten Abhandlung über Baco zu ihrer Erklärung nicht blos keinen Versuch macht, sondern statt dessen sich begnügt, in schillernden Antithesen ihr Auffallendes ins grellste Licht zu setzen, durch Uebertreibung der wirklich vorhandenen Contraste ihre Unbegreiflichkeit zu vermehren. „Als Philosoph", sagt er, „war Baco ein schwebender Engel, als Mensch eine kriechende Schlange." Der deutsche Geschichtschreiber hat sich mit Recht bei einer Behandlungsweise nicht beruhigt, welche zwar den oberflächlichen Leser in Staunen versetzt und mit rednerischen Witzspielen unterhält, der denkenden Betrachtung dagegen nur Räthsel aufgibt, ohne ein Wort zu ihrer Lösung zu sagen. Er hat sich die fruchtbarere, wenn auch vielleicht weniger glänzende Aufgabe gestellt, die Erscheinung zu erklären, die sein Vorgänger bedauert, was aber freilich nur möglich war, wenn erst die Thatsachen auf ihr richtiges Maß zurückgeführt wurden. „Baco's Charakter", sagt er, „war so praktisch, so nüchtern, so geschmeidig als die Wissenschaft, die er begehrte und seinem Zeitalter vorschrieb." „Zwischen seiner moralischen Disposition und seinem wissenschaftlichen Charakter zeigt sich kein räthselhafter Widerspruch, sondern eine natürliche Analogie. Nur daß dieselben Züge seiner Wissenschaft zugute kamen, die seinem Leben nachtheilig und gefährlich wurden." „Die Natur hatte ihn nicht aus sprödem Stoffe gebildet. Er war im höchsten Grade fügsam, nachgiebig und dazu gemacht, sich nach den Verhältnissen zu richten, die er klar genug übersah; das temporibus servire entsprach seinem natürlichen Sinn, entsprach der Denkweise seiner Philosophie, die den Grundsatz hatte, der Zeit zu gehorchen durch ein wahrhaft zeitgemäßes Denken." „Er bückte sich immer, sobald er wahrnahm, daß er mit aufgerichtetem Kopfe anstieß. Es ist gewiß ein sehr unerquickliches Bild, einen so großen Geist in so schwankenden und unwürdigen Lagen zu finden, aber es läßt sich auch hier ein Zug wahrnehmen, der den Charakter Baco's auf allen seinen Wegen begleitet: ich meine die außerordentliche Leichtigkeit, sich in allen Fällen zu helfen, die schlimmen Stellen seines Wegs zu passiren und weiterzueilen, als ob ihm nichts Bedenkliches widerfahren wäre, als ob keinerlei üble Spu-

ren hinter ihm zurückblieben. So leicht glättete ſich in ihm jeder Druck, ergänzte ſich jeder Verluſt, auch der moraliſche, ſogar der letzte des guten Namens. In ſeinen Schriften wie in ſeinem Leben wird uns derſelbe Eindruck: als ob dieſem Menſchen nichts ſchwer gefallen wäre, ſowol zu tragen als auszurichten. Dieſe Leichtigkeit iſt in einem ſolchen Geiſt auch eine Stärke, ein Zeugniß unverwüſtlicher Lebenskraft und Muthes: eine natürliche Elaſticität, die ſich freilich beim Widerſtand ſtets als Schwäche äußert. David Hume hatte Recht, wenn er in dem Charakter Baco's dieſe Seelenſtärke vermißte, welche wir die moraliſche Widerſtandskraft nennen. Wir kennen keinen Philoſophen, der elaſtiſcher geweſen wäre als Baco. Er hatte im höchſten Grade die Kraft und den Trieb, ſich ins Außerordentliche zu erweitern und auszubreiten, aber ihm fehlte die Widerſtandskraft: dem Druck gab er nach, durch die eindringende Macht der Verhältniſſe ließ er ſich in die Enge treiben. Er konnte ſich vergrößern und verkleinern, Beides mit derſelben natürlichen Leichtigkeit, ohne ein übertriebenes Gefühl ſeiner hohen oder niedrigen Stellung, welches in einem Fall ſeinen Stolz aufgeregt, im andern ihn zu peinlich gedrückt hätte. So kam es, daß derſelbe Mann, der an Geiſteskraft Alle überragte und ſeinem Zeitalter eine neue Geiſtesform aufprägte, die für Jahrhunderte gelten ſollte, zugleich den weichen Stoff hergab, der ſich von fremder Hand, wenn ſie nur mächtig war, ſtempeln ließ." „Es leuchtet uns vollkommen ein, daß eine ſolche Geiſteskraft, geſchickt, wie ſie war, ins Große zu ſtreben und ſich zugleich in das Détail der Dinge einzuleben, in der Wiſſenſchaft außerordentliche Wirkungen hervorbringen mußte, daß ſie ganz gemacht war, in dieſem Gebiete ein neues Leben zu wecken, daß ſie vor allem eben ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung entſprach, die von den Particularien zu den Geſetzen emporſtrebte. Stellen wir uns dieſelbe Kraft im geſelligen Verkehr vor, ſo vereinigte dieſer reiche, bewegliche, Jedermann gefällige, jeder Lebensform zugängliche Geiſt in der That alle Talente, welche den liebenswürdigſten Geſellſchafter machen.... Aber eben dieſelbe Kraft, die ſich in der Wiſſenſchaft und im geſelligen Leben auf eine ſo glänzende und eminente Weiſe äußert, gewinnt ein ganz anderes Anſehen, wenn ſie ſich moraliſch bethätigt; das moraliſche Element iſt für eine ſolche Form der Individualität das gefährlichſte und fremdeſte. Es gibt keine elaſtiſche Moral, und Baco's moraliſches Weſen war ſo elaſtiſch, ſo leicht, ſo ſehr auf praktiſche Lebenszwecke gerichtet und nach den Umſtänden ſchmiegſam als ſein Geiſt, es ſtimmte ganz ein in dieſen Grundton ſeiner Individualität. Hier iſt der vernehmbare Einklang ſeines Charakters, den man oft überhört oder wie Macaulay ganz und gar vermißt. Wir ſehen in Baco's moraliſchem Charakter, verglichen mit ſeinem Geiſt, nicht ein anderes Weſen, ſondern nur den Schatten ſeiner

Individualität, der immer größer wurde, je mehr dieſe ſelbſt an Macht und Anſehen zunahm. Eine elaſtiſche Moral iſt lax. Die moraliſche Tugend bedarf vor allem der zähen, hartnäckigen, unerſchütterlichen Widerſtandskraft... Findet dieſe Widerſtandskraft in der Naturanlage des Individuums einen Haltpunkt, ſo iſt ſie Talent. Dieſes ſittliche Talent fehlte in der Natur Baco's, die ihm entſprechende Tugend fehlte in ſeinem Leben. Alle moraliſchen Uebel, welche dieſes Leben verunſtalten, haben wirklich ihren Grund in dieſer Abweſenheit der Tugend, in dieſem natürlichen Mangel an Widerſtandskraft, in dieſer Leichtigkeit des Geiſtes, die ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit ſo außerordentlich belebte, ſeine moraliſche ſo ſehr lähmte." „Baco war von Natur nicht böſe. Seine moraliſche Dispoſition war nichts weniger als diaboliſch. Sie war im höchſten Grade leicht und darum gebrechlich; ſie wurde auch in allen Wendungen ſeines Lebens nicht ſchlimmer, als ſie von Natur war, ſie war eine leicht verderbliche; man kann ſich kaum wundern, wenn bei der ſittlichen Verdorbenheit, die ihn von allen Seiten umgab, dieſer moraliſche Charakter in üble Verwirrungen und auf die ſchlimmſten Abwege gerieth. In ſeinem Temperament waren keine ſchwermüthigen Stimmungen, die den Druck des Lebens ihm fühlbarer gemacht hätten, er wußte ſeine Schickſale leicht zu tragen; ſogar von dem furchtbaren Schlage, der ſeine Ehre tödtlich traf, erholte ſich Baco mit erſtaunlicher Schnelligkeit und richtete ſeitdem alle Kraft in freiwilliger Einſamkeit auf die Wiſſenſchaft. Sein Gemüth glich ſeinem Temperament. Er hatte keine gewaltigen und tiefen Empfindungen, die ſeine Seele erregen und fortreißen konnten: weder die Liebe noch der Haß bemächtigten ſich je dieſes Gemüths; ſeine Liebe war nur eine kühle Neigung, ſein Haß eine kühle Abneigung...: Die heftigen Leidenſchaften waren ſeinem Gemüthe ſo fremd als ſeinem Verſtande die irrigen Begriffe, die er Idole nannte. Er war keine kalte, aber eine kühle Natur, deren Neigungen und Abneigungen ſich in der Grenze des Gleichmuths hielten... Seine praktiſchen Zwecke galten ihm mehr als gemüthliche Neigungen. Wo ſich beide miteinander vertrugen, da konnte man ſicher ſein, daß Baco einer der liebenswürdigſten Menſchen war. Aber jeder Colliſionsfall ſtörte ſofort das Gleichgewicht ſeines natürlichen Wohlwollens. Mußte er wählen zwiſchen dem praktiſchen Lebenszwecke und der gemüthlichen Neigung, zwiſchen ſeinem Nutzen und ſeinem Freunde, ſo konnte man ſicher ſein, daß Baco ſtets den erſten vorzog. Er verſuchte wol beide miteinander auszugleichen, es wäre ihm ſehr lieb geweſen, wäre der Verſuch gelungen, aber ſobald er fehlſchlug und Baco die Unmöglichkeit deſſelben einſah, war er entſchieden, den Freund zu opfern und dieſes Opfer koſtete ihm nur eine geringe Ueberwindung." (S. 10 fg.)

Es iſt, wie man ſieht, nicht die Abſicht des Verfaſſers, das auffal-

lende Misverhältniß zwischen Baco's sittlichem Charakter und seiner geistigen Größe zu beschönigen; er behauptet auch nicht, daß dieses Misverhältniß eine nothwendige Folge von Baco's Anlagen und Temperament gewesen sei, daß er nicht ein reinerer und rechtschaffenerer Mensch hätte sein können, wenn er gewollt hätte: er will uns nur zeigen, wie aus dieser individuellen Anlage ein Charakter wie der seinige sich entwickeln, wie mit so außerordentlichen wissenschaftlichen Leistungen so schwere Pflichtverletzungen sich vereinigen konnten, und hier hat er unsers Erachtens das Richtige getroffen. Baco war kein schlechter, aber ein schwacher Mann, ohne kräftige Selbstsucht, aber auch ohne die Kraft, Gefahren und Versuchungen männlich zu widerstehen; ohne Leidenschaft fürs Böse, aber leider auch ohne nachhaltige, zum Charakter gewordene Begeisterung fürs Gute. Er war wohlwollend, mild, menschenfreundlich, gefällig, für alles Schöne und Große empfänglich, von unersättlicher Wißbegierde, umfassender Gelehrsamkeit, seltener Beobachtungsgabe, nüchternem, treffendem Urtheil, großer Welt- und Menschenkenntniß, ein scharfer Denker, ein gewandter und angenehmer Gesellschafter, ein Redner, dem man nicht müde wurde zuzuhören, ein Schriftsteller, der durch die Klarheit und Bündigkeit seiner Darstellung, durch eine Fülle von großartigen Gedanken und fruchtbaren Gesichtspunkten, durch anmuthige Wendungen und sinnreiche Vergleichungen die Leser fesselte. Er besaß die Eigenschaften eines liebenswürdigen Privatmanns, eines tiefdringenden und geistreichen Forschers fast alle; er war auch mit Geschäftsgewandtheit und politischem Scharfblick wie Wenige ausgerüstet: aber seinem Charakter fehlte es zum Staatsmann gerade an der Hauptsache, an der sittlichen Energie eines festen, große und würdige Ziele ohne Rücksicht und Selbstsucht verfolgenden Willens. Für die Rolle eines Hampden war er trotz seiner geistigen Ueberlegenheit sowenig geschaffen, als Goethe für die Rolle eines Stein geschaffen war, und wenn ihn sein Unstern in die Kreise eines Hofs hineinzog, an dem Schmeichelei und Unredlichkeit, Bestechlichkeit und Rechtsverletzung an der Tagesordnung waren, so ließ sich kaum hoffen, daß er auch nur der Aufgabe eines rechtschaffenen Mannes und eines pflichtgetreuen Beamten in allen Fällen genügen werde. Wir können es daher nur beklagen, daß sich Baco verleiten ließ, eine Stellung zu suchen, für die sein Charakter nicht taugte, so vollkommen ihn auch die glänzenden Eigenschaften seines Geistes dazu befähigt hätten. Wer als Theoretiker so Außerordentliches wie er leistet, der wird immer wohlthun, seinen Ehrgeiz nicht auf das Feld der staatsmännischen Wirksamkeit auszudehnen. Die menschliche Natur verlangt einmal Arbeitstheilung und Selbstbeschränkung und dieses Naturgesetz kann nicht ungestraft verletzt werden. Gerade Das, was der Theorie zugute kommt, verdirbt nicht selten die Praxis. Um

das Weſen der Dinge zu erkennen, müſſen wir uns über die Dinge ſtellen, wir müſſen das Für und das Wider mit gleicher Vorliebe abwägen, wir müſſen uns alle Inſtanzen offenhalten, allen Erſcheinungen gleiche Berückſichtigung ſchenken. Um zu handeln dagegen müſſen wir Partei ergreifen, wir müſſen unſer Intereſſe beſtimmten und beſondern Zwecken zuwenden, wir müſſen uns für die eine oder die andere Seite entſcheiden. Die Vollſtändigkeit der Beobachtung, die Unbefangenheit des Urtheils, die wiſſenſchaftliche Vorausſetzungsloſigkeit wird durch jene Nüchternheit, jene kühle Temperatur, die Fiſcher Baco mit Recht beilegt, nur gewinnen, die praktiſche Energie und Conſequenz wird dadurch eher gelähmt werden, ſie wird bei der Einſeitigkeit und Beſchränktheit des theoretiſchen Intereſſes und Geſichtskreiſes, welche Naturen von ungewöhnlicher praktiſcher Begabung eigen zu ſein pflegt, beſſer gedeihen. Die wiſſenſchaftliche Forſchung bedarf der Ruhe und der Stille; wen ſeine Eigenthümlichkeit für ſie beſtimmt hat, der wird Störungen aus dem Weg zu gehen, andere als gelehrte Streitigkeiten zu vermeiden geneigt ſein. Der Staatsmann dagegen muß die Hinderniſſe zu bekämpfen, den Gegnern die Stirn zu bieten, ſeinen Weg mitten durchs Gedränge zu nehmen, ſeinen Gang im Gewühle des Markts einzuhalten wiſſen. Wer könnte ſich wundern, wenn ſo verſchiedene Fähigkeiten nie oder höchſt ſelten in Einer Perſönlichkeit verknüpft ſind, wenn Ariſtoteles nicht zugleich Alexander geweſen iſt, und wer möchte unſerm Verfaſſer Unrecht geben, wenn er ſelbſt einen ſolchen Widerſpruch beider Seiten, wie er bei Baco hervortritt, nichts weniger als unbegreiflich findet?

Weiter aber müſſen wir fragen, ob Baco's Philoſophie von den Schwächen ſeines perſönlichen Charakters wirklich keine Spur zeigt oder ob ſich auch an ihr wiſſenſchaftliche Mängel wahrnehmen laſſen, die den moraliſchen Mängeln ihres Urhebers analog ſind. Der berühmte engliſche Geſchichtſchreiber verwickelt ſich hier in einen ſeltſamen Widerſpruch. Einerſeits nämlich ſtellt er Baco als Philoſophen ſo hoch und als Mann ſo tief, daß dort lauter Licht iſt, hier faſt nichts als Schatten, er läßt beide Seiten ganz zuſammenhangslos auseinanderfallen. Andererſeits entwirft er aber doch zugleich ein ſolches Bild von Baco's Philoſophie, daß wir uns, wenn es getreu wäre, über ſeine ſittlichen Verirrungen noch weit weniger wundern könnten, als dies ſelbſt bei unſerer Anſicht der Fall iſt. Die Philoſophie, der Macaulay huldigt und die er bei ſeinem Helden wiederfindet, iſt eine ſo ideenloſe Nützlichkeitslehre, wie ſie eben nur ein Engländer oder ein Amerikaner für das Höchſte halten kann. Jene Unterſuchungen, welche die größten Denker aller Zeiten beſchäftigt haben, über die Möglichkeit des Erkennens, über die Freiheit des menſchlichen Willens, über das höchſte Gut und die höchſten ſitt-

lichen Aufgaben des Menschen, diese und ähnliche Untersuchungen sind für Macaulay leere Worte und nichts weiter, sie „geben nichts zu essen", sie liefern keinen Beitrag zu den Bequemlichkeiten des Lebens, sie lehren keine Eisenbahnen bauen und kein Heizungsmaterial am Dampfkessel ersparen, „sie nützen blos (!) dem Geist des Philosophen, ohne die Macht des Menschen über die Materie zu vermehren". Derartige Untersuchungen, sagt er, zunächst mit Beziehung auf die alte Philosophie, versprächen zwar die Menschen weiser und besser zu machen, und das wäre allerdings, wie er denn doch zugibt, noch mehr werth als die Entdeckung der heilsamsten Medicin oder die Erfindung der gewaltigsten Maschine. Aber dieses Versprechen, behauptet er, sei reinutopisch gewesen, in Wahrheit habe jene Moralphilosophie den Menschen nicht das Mindeste genützt. Er weiß demnach nicht, oder er will auch nicht wissen, daß es in den letzten Jahrhunderten der alten Geschichte in weiten Kreisen die Philosophie und nur die Philosophie war, welche die Geister aufrechthielt, daß die Philosophie jene Ideen in Umlauf gesetzt hat, die denn doch wol zu unserm Comfort Einiges beitragen, die Ideen der allgemeinen Menschenwürde, der natürlichen Rechtsgleichheit aller Menschen u. s. w., daß wir ohne die griechische Philosophie kein Christenthum haben würden. Er findet auch keine Veranlassung zu der naheliegenden Erwägung, daß es wenig nützt, mit den Mitteln fürs Leben, mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen, mit Blitzableitern und Telegraphen ausgestattet zu sein, wenn man über den richtigen Gebrauch dieser Mittel, über die Zwecke und Aufgaben des Lebens im Finstern tappt, und daß zur Aufklärung hierüber eben jene Untersuchungen, die er so abschätzig behandelt, über die Freiheit oder die Unfreiheit des menschlichen Willens, über das höchste Gut und die Pflichten des Menschen und über eine ganze Menge anderer Dinge, die man weder essen noch im Glaspalast ausstellen kann, von einigem Nutzen sein dürften. Er erwägt ebenso wenig (was ihm Fischer S. 363 fg. entgegenhält), daß über den praktischen Werth einer Handlung oder eines Gedankens das Bedürfniß, und über dieses die Natur der Seele entscheidet, daß das Bedürfniß zu wissen und andere ideale Bedürfnisse auch ihre Befriedigung fodern, und daß eine Philosophie, die sie ihnen verweigert, gerade deshalb unpraktisch wird, weil sie nicht theoretisch genug ist. Er hat keine Spur von jenem Idealismus, der einen Aristoteles über die Philosophie sagen läßt: nöthiger seien alle andern Kräfte, aber edler sei keine. Er zieht (buchstäblich) den Schuster, der unsere Füße vor der Nässe schützt, dem Philosophen weit vor, der unser Gemüth vor Leidenschaften zu schützen sich bemüht, und er wird demnach wol auch den Riemer, der ein Zwangshemd anfertigt, dem Dichter vorziehen, der uns im König Lear den Wahnsinn schildert. Und denselben Materialismus lobt und

bewundert er auch an Baco, ohne zu bedenken, daß er damit alle seine Ausführungen über den hohen Flug des Baco'schen Geistes und den unversöhnlichen Widerspruch seiner Handlungsweise mit seiner Philosophie lügenstraft. Wenn Baco's ganze Wissenschaft nur dem Nutzen und der Bequemlichkeit diente, dann war sie in der That nichts weniger als der Engel, welcher die Schöpfung von oben herab überschaut, sondern sie hält sich gerade ebenso gut, wie nach Macaulay sein Charakter, an der Erde; wenn der Nutzen ihr oberster Grundsatz war, dann ist schwer zu sagen, worin Baco seinem System untreu geworden wäre, da er es nützlicher fand, von den Parteien Geschenke anzunehmen als sie zurückzuweisen, dem mächtigen Günstling zu schmeicheln als ihn vor den Kopf zu stoßen, dem Willen der Königin, welche die Anklage gegen seinen Wohlthäter verlangte, zu gehorchen als sich ihm zu widersetzen. In Wahrheit jedoch, fürchten wir, hat Macaulay der Philosophie seines großen Landsmanns mit seinem Lob kaum geringeres Unrecht angethan als dem Charakter desselben mit seinem Tadel. Was er über Baco's wissenschaftliche Leistungen sagt, ist der schwächste Theil des vielbewunderten Essay und dient in unsern Augen nur zur Bestätigung des Satzes, daß es auch dem geistreichsten Mann und dem gewandtesten Schriftsteller schwer wird, einen Philosophen richtig darzustellen, wenn er selbst von der Philosophie keinen richtigen Begriff hat. Baco leidet unbestritten an der Einseitigkeit, welche allem bloßen Empirismus anhaftet, und diese Einseitigkeit wird dadurch noch verstärkt, daß auch sein Empirismus nicht das ganze Gebiet der Erfahrung, sondern zunächst nur das der naturwissenschaftlichen Erfahrung umfaßt. Aber von jener banausischen Verachtung aller Wissenschaft, die um ihrer selbst und nicht um des Nutzes willen betrieben wird, von jenem Mangel an Idealität, jenem Nützlichkeitsmaterialismus, wegen dessen ihn Macaulay preist, war er weit entfernt. Baco's Philosophie hat, wie dies auch Fischer (S. 358 fg., 383 fg.) richtig ausführt, den doppelten Mangel, alles menschliche Wissen ausschließlich aus der Erfahrung herzuleiten und die Erfahrung selbst auf die Naturbeobachtung zu beschränken. Die aprioriſchen Bedingungen aller Erfahrung, den Antheil, welcher unserer geistigen Selbstthätigkeit bei der Auffassung und Verarbeitung der Erscheinungen zukommt, hat erst Kant gründlicher beachten gelehrt; aber auch was ihm näher lag, die Thatsachen der innern Erfahrung, des sittlichen und geistigen Lebens, der Gesellschaft und der Geschichte, hat Baco viel zu wenig berücksichtigt und verstanden. Der Mangel an einem tiefern sittlichen Streben, der seine Handlungsweise verunstaltet, macht auch seine Wissenschaft einseitig. Aber soweit geht diese Einseitigkeit denn doch nicht, wie man nach Macaulay glauben sollte. Er hat die alte Philosophie nicht zu würdigen gewußt, bemerkt unser Verfasser (S. 68) ganz

wahr, und diese ungeschichtliche Denkweise war ein Mangel, den Macaulay theilt. „Aber die Theorie überhaupt, nicht blos die der Vergangenheit, sondern das ganze Geschlecht des contemplativen Geistes verwerfen, weil derselbe nicht unmittelbar auf das praktische Leben einwirkt, das ist nicht blos eine Verblendung gegen die Geschichte, sondern gegen den Menschen und die Bedürfnisse der Humanität, das heißt einen Trieb im Menschen übersehen, der zu den Elementen unserer Natur gehört. Diese naturwidrige Denkweise ist der Mangel Macaulay's, den Baco nicht theilt. Baco dachte zu groß von dem praktischen Menschengeiste, um den theoretischen zu verkleinern oder zu verengern. Er wollte jenen zur Weltherrschaft führen, darum mußte er diesen zur Welterkenntniß aufklären. Baco wußte wohl, daß unsere Macht in unserm Wissen besteht: darum wollte er, um mit seinem beliebten Ausdruck zu reden, im menschlichen Geist einen Tempel gründen nach dem Muster der Welt. Ihm schwebte die Wissenschaft vor wie ein Kunstwerk, dessen Vollständigkeit ihm Selbstzweck war." „Ihm war es mit der Wissenschaft ernst im großen Sinn. Er verwarf nur die Theorieen, welche (seiner Ansicht nach) die wahre Erkenntniß verderben." „Baco's Philosophie selbst war, wie es in der Natur jeder Philosophie liegt, nichts Anderes als Theorie: sie war die Theorie des erfindenden Geistes", und ebendeshalb fand es Baco, wie hier beiläufig bemerkt werden mag, nicht so überflüssig wie Macaulay, ein Denkverfahren, dessen sich Jeder unwillkürlich bedient, methodisch zu untersuchen, die Bedingungen der Induction ausführlich zu beschreiben, weil es ihm eben nicht blos um die praktische Anwendung seiner Regeln, sondern um die Erkenntniß der Regeln selbst zu thun war, oder weil er, genauer, jenen Gegensatz der Theorie und der Praxis, welchen Macaulay aufstellt, gar nicht zugab, weil er jede Erweiterung unsers Wissens auch für eine Erweiterung unserer Macht, jede wahre Erkenntniß auch für fruchtbar hielt. „Baco wollte die Theorie nicht einschränken, sondern verjüngen und ihr einen größern Gesichtskreis geben, als sie je vor ihm gehabt hatte." „Was uns hier so mächtig und eigenthümlich anzieht, daß wir nicht blos mit Baco denken, sondern ganz und gar mit ihm fühlen können: das ist neben dem Gewichte seiner neuen Ideen der erwachte leidenschaftliche Wissensdurst, der ihn fortreißt und alle seine Entwürfe durchdringt, dem Baco zwar immer mit besonnenem Verstande vorhält, daß er sich zähmen, zurückhalten, nicht überstürzen solle, dem er aber niemals befiehlt, zu erlöschen oder mit Wenigem satt zu sein." Daß Baco seine Wissenschaft nicht in derselben Weise auf das geistige und sittliche Leben wie auf die Natur ausgedehnt hat, dies ist die schwache Seite seiner Philosophie, welche der seines Charakters entspricht; aber daß er eine voraussetzungslose, der Wirklichkeit zugewandte, alles Erkennbare umfassende

Wiſſenſchaft verlangt und den Weg dazu gezeigt hat, dies iſt ihre Größe, und dieſe wird verkannt, wenn man ſie zur Dienerin des alltäglichen Bedürfniſſes herabwürdigt.

Der Raum verbietet uns, auf Fiſcher's Darſtellung der Baco'ſchen Lehre und Schule ausführlicher einzugehen. Wir müſſen uns hier mit der Bemerkung begnügen, daß dieſe Darſtellung nicht allein durch lebendige Klarheit, ſondern auch durch gründliche Quellenbenutzung ſich auszeichnet, daß es insbeſondere dem Verfaſſer gelungen iſt, durch genauere Beachtung des Verhältniſſes, in welchem die einzelnen Schriften des Philoſophen ſtehen, Manches in das richtige Licht zu ſtellen und an Punkten, wo man bisher nur Widerſpruch und Unſicherheit ſehen wollte, einen ſtufenweiſen Fortſchritt aufzuzeigen; daß ebenſo ſeine Skizze des nachbaconiſchen Empirismus, ſeine Erörterungen über Bayle und die Aufklärer des 18. Jahrhunderts, über Hobbes und Locke, Berkeley und Hume, die franzöſiſchen Senſualiſten und Materialiſten, im Allgemeinen recht gut und treffend ſind, und daß namentlich Berkeley in begründetem Widerſpruch gegen die herrſchende Meinung ſeine richtige Stelle zwiſchen Locke und Hume erhalten hat, wogegen uns der Verfaſſer die Bedeutung John Locke's und der ganzen ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts in den philoſophiſchen Zuſtänden vorgegangenen Veränderung — einer Veränderung, welche auch äußerlich durch die Umgeſtaltung der franzöſiſchen und die Entſtehung einer ſelbſtändigen deutſchen Philoſophie bezeichnet wird — denn doch zu gering anzuſchlagen ſcheint. Nur ein Punkt möge hier noch hervorgehoben werden, der für unſere Zeit von beſonderm Intereſſe und für Baco's Verhältniß zu ſeiner Zeit von beſonderer Bedeutung iſt: der religiöſe Standpunkt dieſes Philoſophen. Baco's Zeitalter war bekanntlich eine Zeit der eifrigſten theologiſchen Verhandlungen, zugleich eine Zeit, in welcher der Zweifel die allgemeinen Vorausſetzungen des Offenbarungsglaubens kaum berührt hatte; Baco ſelbſt war der Diener eines Fürſten, deſſen dogmatiſcher Eifer ebenſo unduldſam als groß war. Inſofern läßt ſich zum voraus erwarten, daß Baco den religiöſen Glauben ſeiner Zeit und ſeines Landes im Allgemeinen getheilt, daß er ihm keinesfalls widerſprochen haben werde. Und ſo bekennt er ſich denn auch wirklich nicht blos zum Glauben an einen Gott, ſondern auch zu dem Glauben an eine übernatürliche Offenbarung, ja er erklärt, wie ein zweiter Tertullian, je vernunftwidriger ein Myſterium ſei, um ſo mehr müſſe es zur Ehre Gottes geglaubt werden. Andererſeits jedoch iſt aus Baco's Schule nicht allein der engliſche Deismus, ſondern auch der materialiſtiſche Atheismus der Franzoſen hervorgegangen, und beide konnten ſich unbeſtreitbar auf die Conſequenz ſeiner Lehre berufen; denn wenn die Erfahrung zum alleinigen Maßſtab der Wahrheit gemacht wird, darf man nichts für wahr hal-

ten, was der Analogie aller Erfahrung widerstreitet, und wenn die Wissenschaft auf eine physikalische Naturerklärung beschränkt wird, hat man kein Recht, die Welt von einem Urheber, der jenseit der Natur läge, herzuleiten. Kein Wunder, daß die Urtheile über Baco's Religionsansicht in älterer und neuerer Zeit sehr widersprechend lauteten, daß ihn die Einen für einen Freidenker erklärten, die Andern für einen Christen, daß man ihm bald heuchlerische Anbequemung an einen Glauben, der ihm fremd war, bald ein auffallendes Schwanken in seiner eigenen Ueberzeugung zur Last legte. Unser Verfasser hat auch hier, wie wir glauben, das Richtige getroffen. Baco war kein Freidenker, weil er seine Richtung noch nicht so abschließend und dogmatisch ausbildete wie seine französischen Nachfolger. Er wußte auf dem wissenschaftlichen Weg der Beobachtung und der Induction nicht über die mechanischen Ursachen der Dinge hinauszukommen, aber er gab zugleich zu, daß sich die Einrichtung der Welt aus blos mechanischen Ursachen nicht erklären lasse, und so suchte er seine atomistische Naturphilosophie ähnlich wie in neuerer Zeit Herbart durch eine teleologische Weltansicht zu ergänzen, die ihn folgerichtig zur Idee des intelligenten Welturhebers hinführte. Dieser Urheber der Welt aber, warum sollte er ihre Theile jetzt nicht ebenso gut wie am Anfang seiner schöpferischen Thätigkeit in die ihm beliebige Verbindung bringen, die natürlichen Ursachen für seine übernatürlichen Zwecke verwenden können? Je mechanischer eine Naturansicht ist, umsoweniger kann sie zur Erklärung des Weltsystems, des organischen und des geistigen Lebens den außerweltlichen Schöpfer entbehren, und je ausschließlicher der Geist auch in der Natur von außen her, also strenggenommen übernatürlich wirkend gedacht wird, umsoweniger hat man ein Recht, sich gegen eine übernatürliche Offenbarung zu sperren. Baco freilich hätte ihrer für seine Person wol schwerlich bedurft; aber der Mann, welchem theologische Streitigkeiten über Alles verhaßt waren, in dessen Schriften während der Blütezeit solcher Verhandlungen auch nicht Eine theologische Frage berührt wird, welcher im Religionsfrieden und in der Duldung eine der ersten Bedingungen für das Gedeihen der Gesellschaft und den Bestand der Staaten erkannte — dieser Mann hatte kein Interesse, den Glauben, welchen er vorfand, anzutasten, er hatte dazu nicht einmal ein inneres Bedürfniß für sich selbst, er war zufrieden, seine eigene geistige Heimat, die Naturwissenschaft, gegen Uebergriffe zu sichern, und das hat er mit Nachdruck und Erfolg gethan, indem er den Aberglauben bekämpfte und die vollständige Trennung der Naturwissenschaft und der Theologie, die Freiheit der Wissenschaft auf ihrem Gebiet, verlangte. In das theologische Gebiet wollte er seinerseits nicht eingreifen, er war orthodox aus Indifferentismus. Nachfolger hat er darin viele gefunden, aber eine andere Frage

iſt freilich, ob heute noch angeht, was vor dritthalbhundert Jahren entſchuldbar, wenn nicht erlaubt war.

Wir ſchließen mit dieſen Bemerkungen, indem wir im Uebrigen Leſer, die ſich genauer über Baco unterrichten wollen, auf die Schrift, welche die vorſtehenden Mittheilungen veranlaßt hat, verweiſen.

Hannoverſche Skizzen.

Von

Adolf Bock.

I.

Münden. Hameln.

Im September verfloſſenen Jahres wurde das letzte noch fehlende Glied der hannoverſchen Südbahn, die Strecke von Münden nach Kaſſel, dem Verkehr übergeben. Die Leichtigkeit der Communication verlockt, aus dem Innern Deutſchlands in einem Zuge bis zum Tummelplatz der Seefahrer, nach Hamburg zu eilen; indeß reizte es mich mehr, den Weg durch das Land Hannover ſtationsweiſe zurückzulegen, um bei der Gelegenheit in bekannten und unbekannten Städten einzukehren und, aus den Bergen kommend, mich auf der Ebene umzuſehen. Denn für manche bisher gar ſtille Stadt bereitet die ſchnaubende Locomotive eine neue Epoche und ſelbſt das Reich der Erika, der Heidelbeere und des Wachholders, ſogar die ſchwarzbraune Torfprairie, die Welt der Binſen und der wilden Ente, beginnt intereſſant zu werden, ſobald die Menſchenkunſt ſich anſchickt, ſie — verſchwinden zu laſſen!

Nach Kaſſel war ich bei Nacht gelangt. Von da fuhr ich im Morgenzug nach Hannoverland und bis Münden brauchte derſelbe wenig mehr als Dreiviertelſtunden. Sobald die Bahn nicht ſehr fern von dem eben verlaſſenen Bahnhof in das Fuldathal trat, wurde die Ausſicht höchſt angenehm, indem Wieſen den Strom rechts und links begleiten und hinter ihnen die mit Buchenwald bedeckten Berge nahe herandrängen. Eine prächtige Brücke führt vor dem Dorf Wahnhauſen vom linken auf das rechte Ufer des Fluſſes, an die Stelle des Roth-Weiß Kurheſſens treten alsbald auf Barrièren und amtlichen Pfählen Hannovers Farben Gelb-Weiß. Nun zieht ſich die Bahn in ziemlicher Höhe und in mannichfachen Windungen am Waſſer hin und unter dem Vogelborn und der Großen Wemme, Wilhelmshauſen gegenüber, gibt es reizende kleine Landſchaftsbilder. Allein dem Reiſenden, welcher von der Frankfurter oder Thüringer Bahn herkommt, wo der Zug alle Viertelſtunden, ja alle zehn Minuten vor einem ſchmucken Städtchen hielt, muß

es auffallen, daß die ganze Entfernung von Kaſſel bis Münden nicht einen einzigen Haltepunkt aufzuweiſen hat. Die ſtadtbildende Induſtrie iſt hier ſparſamer geworden und der Ackerbau waltet vor. Er veranlaßt ſeine Angehörigen weniger von Ort zu Ort zu ſchweifen und fährt man nicht mit einem Zuge, welcher direct von Frankfurt a. M. nach Hamburg eilt oder eine Auswanderungsgeſellſchaft führt, ſo ſind die Perſonenwagen höchſt ſpärlich beſetzt.

Münden iſt reizend in einem grünen Keſſel gelegen. Ringsum treten die Berge dicht heran, um jedoch von der einen Seite der Fulda den Zutritt zu geſtatten; von der andern wogt die Werra heran. Sie umſchlingen die Stadt mit ihren Fluten und vereinigen ſich hinter ihr, um als Weſerſtrom den bedächtigen Weg zum Meere gemeinſam anzutreten. Von Audree's Berge geſehen, liegt die Stadt wie ein Rebhuhnſchwarm in der Wieſe und iſt das alte Schloß der Stadt zu einem Magazin geworden, ſo erſcheint es wenigſtens als ehrwürdige Glucke, welche die Küchleinſchar der bunten Bürgerhäuſer ſorglich um ſich ſammelte. Schön ſchließt ſich eine kleine Inſel, welche durch Gartenanlagen und Vergnügungshäuſer zu einem Sommeraufenthalt von Mündens feiner Welt erhoben wurde, an die alte Werrabrücke und die parallel mit ihr laufende, von ſechs ſtattlichen Bogen getragene Eiſenbahnbrücke ſowie der in weiter Curve beginnende Eiſenbahndamm um den Blumerberg gewähren dem Bilde großen Reichthum.

Als Pfahlmünden, Ratmünden, Graumünden kommt Münden ſchon im tiefen Mittelalter vor. Otto von Nordheim beſaß hier eine Burg. Heinrich der Löwe gab der Stadt Mauer und Wall. Dem noch erhaltenen Schloſſe ſtehen unter den braunſchweig-lüneburgiſchen Landesherren Erich I., Erich II. und Eliſabeth, Zeitgenoſſen der Kaiſer Maximilian I. und Karl V., am nächſten. Namentlich erhielt Herzogin Eliſabeth dort ihren Witwenſitz angewieſen und während ihr Sohn, Herzog Erich II., als Anhänger Karl's V. ſeine Reiter in die Schlacht bei Drakenburg und Sievershauſen führte, wirkte die Mutter zeitweiſe als Regentin, meiſt gegen die Wünſche des jungen Fürſten, klug und umſichtig von Münden aus für die Befeſtigung der Kirchenreformation.

Mündens für den Handel überaus günſtige Lage, wenn man will an drei ſchiffbaren Flüſſen, wurde früh benutzt. Schon unter Heinrich dem Löwen vermittelte die Stadt einen lebhaften Waarenaustauſch zwiſchen Bremen und den thüringiſchen und heſſiſchen Ländern. Strom-Aufwärts kamen flandriſche und levantiſche Producte, ſtromabwärts gingen die unter allen Culturverhältniſſen geſuchten Töpferwaaren von Großalmerode, Glas, Mühlſteine und Bauholz. Von Herzog Otto dem Kinde erlangte Münden die Stapelgerechtigkeit, welche alle auf der Fulda und Werra herab und auf der Weſer herauſkommenden Schiffer nöthigte,

ihre Fracht am Platze auszuladen und drei Tage feilzubieten oder für die Weiterverschiffung beträchtliche Abgaben zu leisten. Erst 1824 wurde dieses Stapelrecht endgültig abgeschafft. Mündensche Schiffer fuhren bis Hameln, Kassel und Wanfried. Ihr Verhältniß zu den mündenschen Kaufleuten war durch die ganze Wucht der keineswegs planlosen aber schwerfälligen Satzungen des Mittelalters eingeengt. Der dortige Kaufmann mußte seine Waaren für die Abfahrt wie für die Anfahrt den Schiffern seiner Stadt anvertrauen; dagegen durften Letztere keinen Handel treiben außer mit Korn. Kein Schiffer durfte mehr als ein Schiff und einen Bock halten; keiner durfte mehr als eine festgesetzte Fracht laden oder Fracht annehmen, wenn er nicht an der Reihe war. Nach Kassel mußten die Schiffer an bestimmten Tagen fahren; dagegen durften die Kaufleute ihr Gut dorthin nur zu den Jahrmärkten auf der Achse versenden. Auf fremder Werft gebaute Schiffe wurden im mündenschen Hafen nicht zugelassen, aber ebenso wenig durften die dortigen Schiffszimmermeister für fremde Bestellung bauen. So bildeten Kaufleute, Schiffseigenthümer und Schiffserbauer unter strenger Arbeitstheilung ein gegliedertes Gemeinwesen, das gegen die ähnlichen Corporationen der übrigen Städte an demselben Strome, sofern es mit Gewalt nicht anging, mit klug errungenen Privilegien in die Schranken trat. Im Fürstenthum Göttingen genoß Münden Zollfreiheit; allein bevor die Waaren von Bremen aus dahin gelangten, hatten schon die andern braunschweig-lüneburgschen Provinzen, hatten schon Lippe bei Erder, Braunschweig-Wolfenbüttel bei Holzminden, Hessen bei Rinteln, geraume Zeit auch Schweden bei Thedinghausen ihre Wasserzölle gefodert. Sofern jedoch an sämmtlichen Flüssen und Heerstraßen Deutschlands die landesherrlichen Zolleinnehmer Halt zu machen winkten, war Münden in dieser Beziehung vor keiner andern Stadt im Nachtheil und sein Handel blühte, soweit die Privilegien schützten, soweit es billigen Credit, geringe Provision und wohlfeile Fracht in der Umgegend zu gewähren im Stande war. Allein im 18. Jahrhundert baute und begünstigte der Landgraf von Hessen Karlshafen und dieser Platz nahm Münden wenigstens die Handelslinie von Immenhausen, Kassel, Fritzlar und Melsungen ab. Eine weitere Erschütterung erfolgte, als nach dem Frieden von Lüneville die Rheinzölle aufhörten und der rheinische Kaufmann auch im Handelsgebiet der unter der Zollbeschwerde bleibenden Weser und Elbe niedrigere Preise zu stellen vermochte. Kurhannover glaubte allerdings etwas Ernstliches thun zu müssen und hob von seinen elf Weserzöllen — keinen auf, aber legte die Zölle von Stolzenau und Landsberg in einen zusammen. Während der Napoleonischen Herrschaft drückte zwar die Continentalsperre die Commandite Münden wie das Hauptgeschäft Bremen; allein da gleichzeitig sämmtliche binnenländischen Zölle und

Stapelgerechtſame fielen, ſo belebte ſich der mündenſche Weſerhandel, indem ſich in Münden ſelber Tabacksfabriken für vaterländiſches Blatt, Fayence- und andere Fabriken etablirten.

Seitdem die Zollverhältniſſe im Innern Deutſchlands wieder ſchwieriger wurden, Hannover namentlich außerhalb des Zollvereins verharrte, ſank der Wohlſtand Mündens. Genoß es auch bei ſeinen inländiſchen Zollbehörden weſentliche Erleichterung, namentlich bei großen Quantitäten Wein ein Drittel Rabatt, ſo blieben doch von Bremen bis Münden wieder neun fremde Zollämter zu paſſiren, welche den Koſten ein volles Drittel der Fracht für jene Strecke zuſchlugen. Indeß gab es in den dreißiger Jahren noch viele Durchgangsgüter für Thüringen, Franken und weiter hinauf. Dann nahm die Auswanderung nach Amerika zu und Münden lenkte den Strom derſelben zu ſich hin, indem Dampfboote die Beförderung nach Bremen zu Waſſer übernahmen.

Die für 200—250 Perſonen berechneten Dampfer, welche ſeit 1842 vier mal wöchentlich zwiſchen Münden und Hameln gehen, ſind ſchmal und flach gebaut, ſodaß ſie höchſtens 18—22½ Zoll Fahrwaſſer beanſpruchen; allein im Sommer 1848 fehlten ſelbſt dieſe Zolle und die Fahrt mußte aufhören. Zwar ſind die nothwendigſten Flußcorrectionen vorgenommen, namentlich ſind viele Buhnen (Steindämme) zur Einengung des Waſſers errichtet; wollte man jedoch den Flußbau der Moſel, Saar oder Ruhr zum Muſter nehmen, ſo müßten bei Münden 24 Zoll Fahrwaſſer nicht allzu ſchwer zu gewinnen ſein. Die Dampfſchiffahrt auf der Fulda zwiſchen Münden und Kaſſel mußte aufgegeben werden, da die heſſiſche Regierung dem mit einem kleinen Fahrzeuge im Jahre 1843 vor Kaſſel anlangenden Capitän andeutete, daß er ſich bei 20 Thlr. Strafe nicht wieder blicken laſſen möge. Seitdem die Eiſenbahn über Göttingen und Hannover nach Bremen führt, hat dieſe den mündenſchen Dampfbooten die Paſſagiere entzogen. An Fracht tragen die größten Einmaſter und Böcke des mündenſchen Hafens 90—95 Laſt; doch haben ſich die Güter, obgleich die Weſerzölle größtentheils gefallen, noch nicht wieder auf die Waſſerſtraße gewöhnen wollen: beträgt doch die Eiſenbahnfracht von Bremen nach Gotha z. B. nur 24 Sgr. für den Centner, während die Waſſerfracht von Bremen nach Münden faſt das Nämliche koſten wird.

Indeß ſind Eiſenbahn und Zollverein für Münden noch zu neu, als daß alle möglichen Manipulationen bereits verſucht worden wären. Um nur Eins zu erwähnen, ſo zweifelt man nicht, daß der Heringshandel, welcher ſich der Elb- und Weſerzölle wegen großentheils von Hamburg und Bremen weg nach Stettin warf, um die Oder mit ihren Kanälen und Nebengewäſſern für den Transport in das Innere von Deutſchland

zu benutzen, bei dem heutigen Stande der Dinge theilweise wieder auf die Weser zu gewöhnen sein wird.

Vorläufig hat Münden freilich statt der frühern 18 nur noch einen Großhändler, welcher intime Verbindungen mit Nordamerika benutzt, um thüringische und hessische Fabrikate, Leinwand, Schmelztiegel, Spielwaaren dorthin zu spediren und dafür Taback und Colonialwaaren zu beziehen. Von den Weinhandlungen führen gegenwärtig nur zwei ein etwas größeres Geschäft. Neben der Fayencefabrik und den Tabacksfabriken besteht eine Zuckerraffinerie Neuerdings ist eine Wollspinnerei und Weberei hinzugekommen. Vielleicht hebt sich die Fabrikthätigkeit, sobald der Kohlen- und Eisengewinn der Mittelweser stromaufwärts verlangt. Die eigene Braunkohle, welche unter dem Basalt des Steinberg liegt und gegenwärtig zu etwa 25,000 Balgen durch zehn Arbeiter gefördert wird, könnte vielleicht lebhafter angegriffen werden.

Der Holzhandel, welcher das die Werra herabkommende Breter- und Bauholz für den Wesertransport in Empfang nimmt, hat sich von Münden nach dem Dorfe Grimte gezogen, wo sich die Händler mit geringster Provision und die Flößer mit dem niedrigsten Taglohn begnügen.

Im October vorigen Jahres erschien Münden als eine gar stille Stadt. Nicht ein Neubau stieg in seinem ganzen Umfange außer dem Bahnhofe empor. Kaum hatten sich einige der Bahnhofstraße benachbarte Gasthöfe aufgeputzt, um den ältern bei der Post gelegenen Concurrenz zu machen.

Folgen wir der Weser eine Strecke weit, da wir sie mit der Eisenbahn erst bei Nienburg wieder erreichen. Unterhalb Mündens weist ihr Thal den prächtigsten Buchenbestand Deutschlands auf. Erst drängt sich der Sollinger Wald heran, dann kommen die Ausläufer des Deister und Teutoburger Waldes. Mit dem Portagebirge schließt plötzlich die romantische Herrlichkeit. Zunächst ist das rechte Ufer hannoverisch und das linke kurhessisch und preußisch. Bei Polle springt der hannoversche Besitz auf das linke Ufer über, um das rechte an Braunschweig abzugeben. Nur bei Hameln hat sich Hannover eine Strecke weit beider Ufer bemächtigt. Dann aber wird der Strom diesem Königreiche bis unterhalb Schlüsselburgs ganz ungetreu.

Von der Klüt aus gesehen gibt Hameln an Schönheit der Lage Mündens nichts nach. Seine Flur und seine Waldungen, seine Kettenbrücke über die Weser, sein baumbesetzter Wall putzen die Stadt recht artig heraus. Von seinen 20 Festungsthürmen stehen jedoch nur noch drei. Die alte Münsterkirche verödete seit 1803 und auch die Marktkirche ist baufällig.

Wie alle alten niedersächsischen Städte hat Hameln in Einzelfehden

und großen Kriegen Waffengeklirr und Blut genug geſehen. Im 11. Jahrhundert ſtritten der Abt von Fulda und die Grafen von Eberſtein um ſeinen Beſitz. Unter die Botmäßigkeit der welfiſchen Herzoge gekommen, hatte es in jedem Erbſchafts- und Pfandſchaftszwiſt zu leiden, am meiſten in der hildesheimiſchen Stiftsfehde. Während des Siebenjährigen Kriegs büßte Hameln für die unverantwortlichen Fehler, welche der engliſche Oberfeldherr nach der Schlacht von Haſtenbeck beging. Die Franzoſen waren unter dem Marſchall d'Etrée vom Erbprinzen von Braunſchweig und dem Oberſt von Breitenbach bereits geſchlagen und traten den Rückzug an, als der Herzog von Cumberland, trotz der Einrede ſeines Stabs, den Rückzug ebenfalls befahl. Hameln hatte man in aller Eile in Belagerungszuſtand geſetzt; es war bereit, ſich zu halten und die Bürger hatten ſich zu dieſem Zweck bereitwillig mit der Garniſon verbunden; aber General Brunk mußte auf höhere Weiſung capituliren. Alsbald ſtanden die Franzoſen an der Elbe. Da Napoleon ſelber die Weſer erreichte, ließ er Hamelns Feſtungswerke ſammt dem Georgsfort ſprengen, damit ſie dem Feinde künftig nicht als Stützpunkt dienten. Seitdem hat die Stadt das Gewand des Kriegs, wie es ſcheint, für immer abgelegt. Hannover will ſich auf die Feſtigkeit des preußiſchen Minden verlaſſen und allerdings würde es im Siebenjährigen Kriege nicht zum Kampfe an der Weſer gekommen ſein, wenn man zu St.-James und zu Hannover dem Wunſche Friedrich's des Großen nachgekommen wäre, den Franzoſen am Rhein entgegenzugehen, ſtatt ſie in der Mitte Deutſchlands zu erwarten.

Stromaufwärts wurde Hamelns Schiffahrt und Handel wie angedeutet durch die Privilegien Mündens beſchränkt, ſtromabwärts ſtanden die nahen Landesgrenzen im Wege. Am weiteſten reichte das Handelsgebiet der Stadt in das Kalenbergiſche und Hildesheimiſche hinein. Für Erleichterung der Schiffahrt durch das Hameler Loch geſchah in älterer Zeit möglichſt wenig, weil, wenn die eigenen Fahrzeuge dadurch gehemmt wurden, gewiß auch die fremden auf Hinderniſſe ſtießen und zu Gunſten der Schenkwirthe oft wochenlang feſtlagen. Vergebens erboten ſich Münden und Bremen, auf ihre Koſten dort Waſſerwerke zu errichten. Erſt der vielgeſtaltende Miniſter Gerlach Adolf von Münchhauſen baute anſehnliche Schleuſen. Nicht früher als in den jüngſtverfloſſenen Jahren, da der Zug der Auswanderer aus Mitteldeutſchland zahlreich nach Bremen eilte, überwanden Münden und Hameln ihre Eiferſucht, um gemeinſames Intereſſe gemeinſam zu ergreifen. Es wurde die Weſerdampfſchiffahrtsgeſellſchaft gegründet, welche ſeitdem mit den leichtern Booten bis Münden, mit größern bis Bremen fährt. Sie müſſen ſchon deshalb umladen, weil die Schleuſen von Hameln für die Dampfer mit ihren Räderkaſten zu ſchmal ſind. Zu Anfang der vierziger Jahre ſtei-

gerte ſich die Frequenz, ſie ſank aber mit jeder Strecke Eiſenbahn, welche in Parallele mit der Weſer in Betrieb geſetzt wurde. Im Jahre 1847 kamen noch 2227 Segelſchiffe und 118 Dampfer in Hameln an; im Jahre 1852 nur noch 1496 Segelſchiffe und 87 Dampfer.

Indeß iſt Hameln unternehmungsmuthig. Es hat rege Fabrikthätigkeit in Cement, Wollgarn, Wollzeug, Teppichen und namentlich in Maſchinenpapier aufzuweiſen und am hamelnſchen Bier haben die feinen Herren der Hauptſtadt zuerſt das Biertrinken gelernt. Im Jahre 1842 tranken ſie es in der Spohn'ſchen Conditorei an der Leineſtraße, von Friederike „dem Candidaten-Adreßbuch" kredenzt, aus Portweingläſern und faſt wie Wein bezahlt und ſeitdem iſt der ſtadthannoverſche Durſt bis zum regelrechten Deckelglaſe und zur bairiſch eingerichteten Bierſtube emporgewachſen. Hamelns Gebräu findet gegenwärtig den Weg bis nach Südamerika.

Der würdige Dr. theol. Schläger, lange Jahre durch Wort und Schrift für Blindenanſtalt, Mäßigkeitsvereine und jede gemeinnützige Einrichtungen thätig, lebt noch in erfreulicher Rüſtigkeit als Paſtor primarius zu Hameln. Schläger's Sammlungen hatten 36,000 Thlr. aufgebracht, dann gab die Landeskaſſe einen Zuſchuß und ſo entſtand 1843 das Blindeninſtitut zu Hannover, worin ſich gegenwärtig 46 Zöglinge, Knaben und Mädchen aller Glaubensbekenntniſſe befinden und neben Wohnung, Koſt, Kleidung und Pflege religiöſen, ſchulwiſſenſchaftlichen, muſikaliſchen und gewerblichen Unterricht je nach ihren Fähigkeiten empfangen.

Das Karl-Auguſt-Denkmal in Weimar.

Aus Weimar iſt uns der nachſtehende Aufruf, das daſelbſt zu errichtende Karl-Auguſt-Denkmal betreffend, mit dem Erſuchen zugegangen, denſelben in die Spalten unſerer Zeitſchrift aufzunehmen und dadurch zu ſeiner größtmöglichen Verbreitung beizutragen. Wir kommen dieſem Wunſche um ſo bereitwilliger nach, je größer die Theilnahme iſt, die wir perſönlich dem ſchönen und patriotiſchen Vorhaben zollen und je mehr es uns zur Befriedigung gereicht, ein Unternehmen ſeiner endlichen Verwirklichung entgegengeführt zu ſehen, welches in dieſer Zeitſchrift ſchon vor Jahren als eine Ehrenpflicht nicht blos des weimäriſchen Landes, ſondern des geſammten deutſchen Volks bezeichnet ward. Was dieſe letztere Anſicht anbetrifft, ſo iſt es im hohen Grade erfreulich, daß dieſelbe auch von denjenigen Männern getheilt wird, denen die vorbereitenden Schritte zur Errichtung des Denkmals zunächſt anvertraut ſind. Bei der innigen und ungetheilten Verehrung, deren der Name Karl

August's noch gegenwärtig im Lande Weimar genießt, sowie bei dem lebhaften Interesse, welches dem Unternehmen von Seiten des regierenden Großherzogs zugewandt wird, zweifeln wir keinen Augenblick, daß auch die Kräfte des weimarischen Landes allein hingereicht haben würden, die Kosten des Denkmals zusammenzubringen. Aber wenn wir Karl Alexander zu Dank verpflichtet sind, daß er die Errichtung des Denkmals für seinen durchlauchtigen Großvater nicht blos zu einer fürstlichen Familiensache hat machen wollen, so wissen wir auch dem weimarischen Volke Dank dafür, daß es den übrigen deutschen Stämmen ebenfalls gestatten will, sich an diesem Denkmal zu betheiligen — einem Denkmal, das ja nicht blos dem unermüdlich schaffenden und sorgenden Landesvater, dem gewissenhaften und umsichtigen Regenten, sondern ebenso sehr und vielleicht in noch höherm Grade dem großsinnigen Beschützer der deutschen Kunst und Wissenschaft, dem fürstlichen Gönner und Freunde unserer größten und geliebtesten Dichter gilt. Karl August war ein durch und durch deutscher Fürst; die edelsten und werthvollsten Züge des deutschen Wesens, seine Tüchtigkeit und Frische, seine Treuherzigkeit, seine kernhafte Gediegenheit, seine Bescheidenheit und Prunklosigkeit kamen in ihm zur glücklichsten Erscheinung, zu thatkräftiger und segensreicher Entfaltung. Zu einer Zeit, wo es unter den deutschen Fürsten noch für guten Ton galt, deutsche Art und Sitte zu verachten und die Sonnenstrahlen der fürstlichen Gunst nur auf fremdes Verdienst (oder auch Scheinverdienst) fallen zu lassen, wandte er, angeregt durch das Beispiel seiner Mutter, der unvergeßlichen Anna Amalia, sich mit der ganzen Kraft und Innigkeit seiner jugendlichen Seele der deutschen Kunst und Sitte zu. Und diesen deutschen Zug seines Wesens hat er jederzeit rein und unverfälscht erhalten; er hat ihn bethätigt in der einsichtigen Pflege, die er dem deutschen Geistesleben erwies, aber nicht minder auch in der Treue und Standhaftigkeit, mit der er in schweren Zeiten an dem Gedanken des deutschen Vaterlandes festhielt. In seiner Jugend hatte Karl August mit jenem praktischen Blick, von dem er auch späterhin als Regent so viele Beispiele gab, den Beginn einer neuen Kunstepoche erkannt, mitten heraus aus den Nebeln, welche den Aufgang des neuen Gestirns damals noch umschleierten; Goethe, der Dichter des „Werther", das Idol der damaligen sturm- und drangvollen Jugend, wurde sein Freund, sein Rathgeber, sein Mitarbeiter; gemeinsam machten sie jenen Proceß der Läuterung und Selbstüberwindung durch, aus welchem Goethe als Schöpfer unserer classischen Dichtung hervorging und in welchem Karl August's sinnlich-praktische Natur sich zu geordneter segensvoller Thätigkeit abklärte. Ganz ebenso, am Abend seines Lebens, in jener trüben Epoche, welche dem Wiener Congreß zunächst folgte, war Karl August auch der einzige deutsche Fürst, den die

politischen Verirrungen der damaligen Jugend nicht abhielten, den edeln und hoffnungsreichen Kern zu erkennen, der diesen Irrthümern und Ausschweifungen bei alledem zugrunde lag; die deutsche Jugend, in ihren edelsten, hochfliegendsten Träumen, hat nie einen innigern und theilnehmendern Freund, nie einen wohlwollendern und freisinnigern Beschützer gehabt als Karl August. Der Aufruf erinnert mit Recht an das Verdienst, das Karl August sich als Gründer der ersten deutschen Landesverfassung in zeitgemäßem Geiste, sowie als standhafter und großherziger Beschirmer der Preßfreiheit erworben hat; es ist wol am Orte, auch an den glänzenden Rang zu erinnern, welchen die Universität Jena unter seiner Regierung einnahm, nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht, sondern hauptsächlich auch wegen des frischen, echtjugendlichen akademischen Lebens, das sich damals, unbehindert durch Demagogenriecherei und kleinliche Polizeimaßregeln, in Jena entwickeln durfte. Die Theilnahme, welche Karl August für Kunst und Wissenschaft hegte, ging nicht blos aus ästhetischen, sie ging noch weit mehr aus sittlichen Motiven hervor; selbst eine Natur voll sprudelnder Lebensfülle und unverwüstlicher Jugendlichkeit, liebte er überhaupt alles Schwungvolle, Begeisterte, Jugendfrische und nahm es gern unter schützende Obhut, wo und wie er es fand. Er hatte selbst eine brausende stürmische Jugend hinter sich, darum wußte er auch nichts von jener Furcht vor der Jugend, von der die Fürsten und Staatsmänner der zwanziger Jahre beherrscht waren und die dann weiter und weiter umsichgefressen und das deutsche Leben vergiftet hat, bis endlich heutigentags die Jugend selbst davon angenagt ist. Indem Deutschland ein Denkmal für Karl August errichtet, feiert es nicht blos eine der glänzendsten Epochen unserer Vergangenheit, sondern es deutet auch symbolisch auf den Weg hin, auf welchem allein etwas Tüchtiges erreicht wird, im Leben der Völker sowol wie der Individuen und auf den daher auch die deutsche Nation aus der Abspannung und Versunkenheit dieser letzten Jahre nothwendig wieder zurückkehren muß: den Weg des Muths, der Begeisterung, der kühnen jugendfrischen That!

Im Uebrigen sei es uns gestattet, hier noch daran zu erinnern, daß dies Denkmal aus Erz und Stein, welches Karl August in Weimar errichtet werden soll, keineswegs das einzige ist, welches man seinem Andenken schuldet, sondern daß es noch ein anderes, noch dauerhafteres gibt, durch welches die deutsche Wissenschaft sich einem Fürsten dankbar zu erweisen hat, der sich so große und unvergängliche Verdienste um sie erworben. Das ist eine vollständige und erschöpfende, dem heutigen Standpunkt der Geschichtschreibung angemessene Darstellung seines Lebens. Jenes eherne Denkmal wird die äußere Erscheinung des unvergeßlichen Fürsten für die späteste Nachwelt festhalten; aber auch von seinem in-

nern Leben und seiner geistigen Eigenthümlichkeit verlangen wir ein treues und erschöpfendes Abbild, wir verlangen eine Geschichte seines Lebens und Wirkens, ein geistiges Denkmal, das uns nicht nur seine Thätigkeit als Regent und Landesvater schildert, sondern in dem auch mit liebevollem Fleiß alle jene kleinen persönlichen Züge versammelt werden, welche jetzt noch unter den ältern Bewohnern des Großherzogthums von Mund zu Munde gehen und die doch, wenn man noch länger zaudert, sie zu sammeln und schriftlich aufzubewahren, der sehr dringenden Gefahr ausgesetzt sind, zu verbleichen und endlich ganz verloren zugehen. Unter so vielen tausend und aber tausend Büchern, die von Messe zu Messe erscheinen, besitzt die deutsche Literatur noch keine Biographie Karl August's, welche ihres Gegenstandes würdig wäre; die kleine Schrift, welche Professor Wegele in Jena vor einigen Jahren herausgab, ist eine verständig angelegte und wohlausgeführte Skizze, kann aber — davon ist gewiß Niemand mehr durchdrungen als der bescheidene und einsichtsvolle Verfasser selbst — das größere und quellenmäßige Werk, dessen es bedarf, auf die Dauer unmöglich ersetzen. Wir sagen: das quellenmäßige Werk und deuten damit gleich an, wie wir uns das Zustandekommen dieser Biographie allein möglich denken: nämlich indem dem künftigen Biographen der freieste und uneingeschränkteste Zutritt zu allen amtlichen Sammlungen und Documenten gestattet wird, die für die Lebensgeschichte Karl August's, als Regent und Mensch, die ja bei ihm jederzeit aufs innigste Hand in Hand gingen, irgend von Wichtigkeit sind. In dieser Beziehung hat über Karl August bisher ein eigener Unstern geschwebt: während von Goethe mit pedantischem Eifer jedes, auch das kleinste, das unbedeutendste Blättchen gedruckt ward, ist uns von Karl August verhältnißmäßig nur außerordentlich wenig aufbewahrt worden. Oder wenn es auch aufbewahrt ist, so ist es doch für die Oeffentlichkeit so gut wie nicht vorhanden; man hat uns mit Goethe'schen Briefwechseln gespeist fast bis zum Ueberdruß, aber die wichtigste von allen Correspondenzen, welche Goethe jemals geführt hat, seine Correspondenz mit Karl August, liegt noch immer unter Siegel. Welch ein Schatz darin steckt, nicht blos zur Kenntniß Karl August's selbst und seines dichterischen Freundes, sondern auch zur Charakteristik der damaligen Zeit im Allgemeinen, darauf läßt sich ein ungefährer Schluß ziehen, wenn man sich an die so höchst interessanten und inhaltreichen Briefe erinnert, welche der Merck'sche Briefwechsel sowie der Knebel'sche Nachlaß aus der Feder Karl August's enthalten. Der regierende Großherzog hat es, wie gesagt, verschmäht, das Standbild, das seinem großen Ahnherrn errichtet werden soll, zu einer bloßen Familienangelegenheit zu machen; er läßt die Bewohner seines Landes, ganz Deutschland, die ganze gebildete Welt daran theilnehmen. Aber daß auch jenes andere,

jenes geistige Denkmal ihm errichtet werde, das ist zunächst in die Hand des Regenten gelegt; hier bleibt ein Verdienst zu erwerben, mit dem Niemand wetteifern kann. Der Enkel Karl August's wird es sich erwerben, er wird die Siegel lösen, welche der Welt die Documente, ohne die eine wirkliche Biographie Karl August's nicht möglich ist, bisher noch vorenthalten haben, die Archive werden ihre Geheimnisse herausgeben und in demselben freien klaren Licht des Tags, das sich in dem Erzbild widerspiegelt, unverhüllt und Jedermann sichtbar gleich diesem, wird auch das geistige Abbild des großen Fürsten, errichtet von der Hand der deutschen Wissenschaft, sich unter uns erheben!

Wir lassen nunmehr den Eingangs erwähnten Aufruf folgen; derselbe lautet vollständig:

Aufruf

des Centralcomité für Errichtung eines Karl-August-Denkmals.

Selten mag ein mit Einleitung eines öffentlichen Unternehmens betrauter Ausschuß sich in so günstiger Lage befunden haben wie das unterzeichnete Centralcomité für Errichtung eines Karl-August-Denkmals. Noch bevor dasselbe seine Wirksamkeit begonnen, ja noch ehe es ins Leben trat, kam die von allen Seiten hochemporflammende Begeisterung für eine Sache, so volksthümlich, wie lange keine gewesen, der künftigen Leitung des Unternehmens entgegen. Der Gedanke, eine alte und heilige, durch den langen Verzug nur doppelt dringlich gewordene Schuld endlich abzutragen, zuckte gleich einem elektrischen Funken durch das ganze Volk. Wie mit Einem Schlage entstand Verein an Verein zur Förderung des allwärts mit Jubel aufgenommenen Beginnens, und rasch schloß sich Glied an Glied zusammen zu einer Kette, die bald alle Theile des Landes in einem gemeinsamen Streben verknüpfte und deren Schlußglied die Generalversammlung vom 25. Februar in unsere Hand gelegt hat.

In freudiger Erfüllung dieses uns gewordenen so schönen und dankbaren Auftrags treten wir denn nun vor das Land hin, nicht um erst Theilnahme zu wecken für das Werk, dessen Leitung uns anvertraut ist, sondern der längst schon wachen und nur unsers Rufes harrenden die rechten Wege zu ihrer Bethätigung, zur Einigung und Verwendung der schon bereitgehaltenen Mittel zu zeigen.

Es hieße dem erhabenen Andenken des Fürsten, dessen Verherrlichung es gilt, oder dem dankbaren Gedächtniß des weimarischen Volks zunahetreten, wollten wir das Ueberflüssige unternehmen und diesem Volke die Verdienste seines Karl August hier vorzählen. Denn wer ist im ganzen Umfange des weimarischen Landes, dem nicht das leuchtende Bild jenes Fürsten, wie er mitten unter den Seinen gewandelt in anspruchsloser und echtfürstlicher Einfachheit, in landesväterlicher Milde und Zutraulichkeit, in überall gegenwärtiger und eingreifender Fürsorglichkeit und Umsicht, entweder aus eigener, persönlicher Anschauung, oder aus den begeisterten und gerührten Erzählungen seiner Aeltern und Vorältern lebendig und unvergeßlich vor der Seele stände?

Aber darauf hinzudeuten sei uns verstattet, wie auch das Ausland und namentlich das übrige Deutschland die Idee eines Denkmals für den fürstlichen Gönner und Freund der größten deutschen Dichter, den Gründer der ersten deutschen Landesverfassung in zeitgemäßem Geiste, den unerschütterlichen Beschützer der Lehr- und Preßfreiheit, mit einer Lebhaftigkeit und Ungetheiltheit des Beifalls und der Theilnahme aufgenommen hat, welche unsere Verpflichtungen zur ungesäumten und würdigen Verwirklichung dieser Idee nicht wenig erhöht.

Zwar hat das weimarische Volk durch seine Versammlung vom 25. Februar es ebenso für seine Pflicht wie für sein Recht erklärt, die Verewigung des Andenkens seines Karl August selbst und allein zustande zu bringen, fremde Hülfe dazu zwar nicht zurückzuweisen, aber auch nicht zu suchen. Allein schon die freudige Zuversicht, welche aus den von auswärts eingehenden Beweisen der Zustimmung uns erwächst, daß das von uns begonnene Werk eine Bedeutung hat, die weit über Weimars Grenzen hinausreicht, die eine wahrhaft nationale und allgemein culturgeschichtliche ist, schon diese Zuversicht muß unsern Eifer des Ausführens und Vollendens auf das nachdrücklichste steigern und bestärken.

Auf denn! Gehen wir mit frischem Muthe und rechtem Sinne an ein Unternehmen, welches den seltensten Verein trefflicher Eigenschaften des Geistes und Herzens auf einem Throne verherrlichen, die unauslöschliche Dankbarkeit eines ganzen Stammes gegen seinen fürstlichen Wohlthäter bekunden und zugleich durch die Art seiner Ausführung ein schönes Beispiel einträchtigen Zusammenwirkens von Fürst und Volk geben soll. Möge Jeder in seinen Kreisen nach besten Kräften dafür thätig sein, daß die Allgemeinheit der Betheiligung redendes Zeugniß ablege für die ausnahmslose Begeisterung aller Orte und aller Volksclassen für das echtpatriotische Beginnen, daß das rasche und reichliche Herbeiströmen von Gaben — wenn auch bescheidener in ihren Einzelbeträgen — das Comité in den Stand setze, bald und in einer des hohen Zwecks würdigen Weise die wirkliche Inangriffnahme eines Werkes zu verkündigen, dessen Ausführung von allen Seiten mit so gespannten Erwartungen begrüßt wird.

Weimar, 13. März 1857.

Das Centralcomité für Errichtung eines Karl-August-Denkmals.

In dessen Namen der engere Ausschuß.

Biedermann, Bock, Freund, Fries, Martersteig, Schöll, Tröbst.

Literatur und Kunſt.

Belletriſtik.

Bekanntlich macht Oeſtreich ſeit einigen Jahren höchſt beachtenswerthe Anſtrengungen, den Verkehr zwiſchen dem öſtreichiſchen und außeröſtreichiſchen Deutſchland zu erleichtern und die Zollſchranken, die das erſtere bisher von dem übrigen Deutſchland trennten, mehr und mehr niederzureißen. Es ſind noch mancherlei Vorurtheile dabei zu überwinden, hüben wie drüben; Oeſtreich hat ſich ſolange, ſelbſt auf dem Gebiet der materiellen Intereſſen, von dem Geſammtvaterlande entfremdet, daß ſeine Rückkehr bei Einigen mehr Bangigkeit und Mistrauen als Freude erregt. Die Zeit wird das gewiß ausgleichen und durch Thatſachen den Beweis führen, daß Einigkeit auch in dieſem Falle der ſicherſte Weg zu Macht und Wohlſtand iſt. Etwas Aehnliches findet aber gleichzeitig auch auf geiſtigem Gebiete ſtatt; auch hier reichen Oeſtreich und Deutſchland ſich mehr und mehr die Hände und ſuchen die Kluft auszufüllen, die traurige, verhängnißvolle Kluft, aus der ſoviel Elend und Zerrüttung über das gemeinſame Vaterland gekommen iſt. Das Concordat iſt ein ſchlimmer Pfahl im Fleiſch, ganz gewiß; aber ſelbſt mit und neben dem Concordat läßt ſich nicht verkennen, daß das geiſtige Leben Oeſtreichs in neuerer Zeit einen gewiſſen Aufſchwung genommen hat und daß jener gewaltigen Bewegung der Induſtrie und der kaufmänniſchen Speculation, von der wir Oeſtreich in dieſem Augenblick ergriffen ſehen, auch ein gewiſſer Nachklang auf geiſtigem Gebiete nicht fehlt. Auch die Literatur, auch der Buchhandel geben von dieſer Bewegung Zeugniß. Bis vor kurzem noch war es eine ganz übliche Erſcheinung, daß öſtreichiſche Schriftſteller und zwar gerade die beſſern unter ihnen, in Oeſtreich ſelbſt keinen Verleger fanden; theils fehlte es dem öſtreichiſchen Buchhandel an Unternehmungsgeiſt, theils und vornehmlich ſtand auch das Vorurtheil im Wege, das von dem außeröſtreichiſchen Publicum gegen die öſtreichiſche Literatur gehegt ward. Daß außeröſtreichiſche Schriftſteller, Schriftſteller aus dem Reich, wie man ehedem ſagte, ſich nach Oeſtreich wenden würden, um ihre Schriften daſelbſt drucken zu laſſen, das ſchien damals völlig undenkbar und unglaublich. Und ſiehe da, nur wenige Jahre ſind vergangen und das Unglaubliche iſt geſchehen und geſchieht noch alle Tage; noch raſcher als Handel und Induſtrie haben Literatur und Wiſſenſchaft, dieſe idealen Mächte des Volkslebens, ſich verſtändigt und während die Diplomaten ſich noch ſtreiten über Zollordnungen und Tarife, ſtehen die öſtreichiſchen und deutſchen Schriftſteller und Buchhändler bereits im lebhafteſten Verkehr miteinander. Auf das Verdienſt, das ſich das in Prag erſcheinende „Kober'ſche Album" in dieſer Hinſicht erworben hat, iſt in dieſen Blättern ſchon mehrfach aufmerkſam gemacht worden; auch das „Familienjournal des Oeſtreichiſchen Lloyd" hat ſich ſeit einer Reihe von Jahren zu einem Mittelpunkt ausgebildet, an dem öſtreichiſche und deutſche Schriftſteller ſich gleichmäßig betheiligen. Dieſen und ähnlichen Vorgängern ſchließt ſich nun das „Jahrbuch deutſcher Belletriſtik auf 1857. Herausgegeben von Siegfried Kapper" an, das

soeben bei Karl Bellmann in Prag erschienen ist. Der Herausgeber selbst gehört zu den bekanntesten und geschätztesten östreichischen Schriftstellern; die Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines Talents, die theilweise Neuheit seiner Stoffe sowie die Lebendigkeit und Frische seiner Darstellung haben ihm die Gunst eines zahlreichen, über ganz Deutschland verbreiteten Publicums erworben. Auch trägt Alles was er schreibt einen gewissen Charakter der Milde und Besonnenheit, der ihn vorzugsweise geeignet macht, an dem Vermittelungswerk zwischen der östreichischen und der übrigen deutschen Literatur mitzuarbeiten. Das ebengenannte Unternehmen, das zugleich die Fortsetzung eines ältern, aber außer Oestreich, wie es scheint, wenig bekanntgewordenen „Album der Erinneruugen" bildet, liefert dazu einen nicht unerheblichen Beitrag. Neben einer Anzahl namhafter östreichischer Schriftsteller, wie Moritz Hartmann, Friedrich Hebbel, Uffo Horn, Otto Prechtler ꝛc., begegnen wir darin einer Anzahl außeröstreichischer Namen vom besten Klang, wie F. Bodenstedt, Emanuel Geibel, Gottschall, Müller von Königswinter, H. Pröhle, A. von Sternberg ꝛc. Der Herausgeber hat seine ausgebreitete literarische Bekanntschaft nicht blos benutzt, hier und da Beiträge zusammenzuraffen, sondern er ist dabei auch sichtlich von dem Bemühen geleitet worden, Arbeiten von wirklichem Werth zusammenzubringen und der einigermaßen in Miscredit gekommenen Albumliteratur durch die Gediegenheit seiner Auswahl zu neuem Ansehen zu verhelfen. Im Ganzen ist er dabei auch recht glücklich gewesen, am glücklichsten, wie uns scheint, in derjenigen Abtheilung seines Buchs, die sonst in derartigen Sammelwerken gerade am meisten vernachlässigt zu sein pflegt, nämlich in der poetischen. Namentlich sind es hier zwei Beiträge, welche dem „Jahrbuch" die allgemeinste Aufmerksamkeit zuwenden werden. Wie die Zeitungen vor längerm meldeten, ist der Stoff der Nibelungen, dieses großartigen Nationalepos, des einzigen, das die moderne Welt überhaupt hervorgebracht hat, gleichzeitig von zwei unserer bekanntesten und gefeiertsten Dichter, von Geibel und Hebbel, in dramatischer Form bearbeitet worden. Durch einen eigenthümlichen Zufall haben Beide als Beitrag für das „Jahrbuch" eine Scene ihres Drama eingesandt und wie sich von selbst versteht, hat auch der Herausgeber keinen Augenblick gezaudert, beide Beiträge zum Abdruck zu bringen. Geibel hat eine Scene aus dem vierten Act seiner Tragödie mitgetheilt; es ist diejenige, wo König Gunther, durch Brunhild und Hagen gedrängt, sich die Einwilligung zur Ermordung Siegfried's halb abzwingen, halb abliſten läßt. Von dem Hebbel'schen Stück erhalten wir die Eingangsscene, das erste Erscheinen Siegfried's am Hofe König Gunther's zu Worms am Rhein. Einen Vergleich anzustellen scheint unpassend, solange nicht das Ganze vorliegt nnd begnügen wir uns daher, den Leser auf das interessante Zusammentreffen aufmerksamzumachen. Im Uebrigen lassen beide Bruchstücke, so gering ihr Umfang ist und so wenig sie einen Schluß auf die Gesammtanlage des betreffenden Stücks gestatten, doch den Charakter der beiden Dichter sehr deutlich hervortreten; in dem Geibel'schen Bruchstück herrscht eine gewisse ruhige Würde, selbst das Furchtbarste, das Entsetzlichste kleidet sich noch in einen gewissen edeln Faltenwurf, das Gefühl der Erhabenheit herrscht vor, während das Hebbel'sche Bruchstück sich durch jene scharfe, fast grelle Charakteristik und jene raschen Uebergänge vom Erhabenen

zum Niedrigen auszeichnet, die wir aus seinen frühern Werken an ihm kennen und die er mit einer Virtuosität handhabt, welche immerhin etwas kleiner sein dürfte, ohne dem künstlerischen Werth seiner Schöpfungen Eintrag zu thun. Neben diesen beiden dramatischen Bruchstücken verdient noch ein Gedicht von Rudolf Gottschall „Mammon", ein scharfgezeichnetes und lebhaft gefärbtes Bild aus dem modernen pariser Treiben, ferner eine Anzahl kleinerer Dichtungen von Moritz Hartmann, ein umfangreiches erzählendes Gedicht von Wolfgang Müller von Königswinter „König Ramiro" ꝛc. der Erwähnung. Minder erheblich sind die „Novellen und Skizzen". Doch ist „Felicitas" von Theodor Herzog ein recht ansprechendes Seelengemälde, einfach und natürlich, von bescheidener und anmuthiger Färbung. Friedrich Bodenstedt liefert unter dem Titel „Darebshan" einen interessanten Nachtrag zu seinen Erinnerungen aus dem Kaukasus. Der „Klosterhusar" von A. von Sternberg dagegen ist ein etwas schwächliches Product; dieser Dichter ist nur noch genießbar, wenn er seiner Frivolität den Zügel schießen läßt, gleichwie gewisse Schüsseln nicht ohne Wildgeruch aufgesetzt werden dürfen; die Idylle ist nicht das Gebiet, auf welchem seine Lorbern wachsen. „Don Nadal" von Ida von Düringsfeld und „Baldnin" von Bernd von Guseck sind richtige Taschenbuchsnovellen und werden als solche von der großen Masse gewiß mit Vergnügen gelesen werden, „Ein Geisterseher" von Heinrich Pröhle ist in dem Uebergang von culturhistorischer Skizze zur eigentlichen Novelle steckengeblieben; die Einleitung läßt mehr erwarten, als der übereilte, fast zusammenhangslose Schluß leistet. Die Ausstattung des Buchs ist geschmackvoll und anständig, ohne in den herkömmlichen Luxus der Taschenbücher zu verfallen. Aber wenn der Verleger sich kein besseres Porträt von Geibel verschaffen konnte, als er dem Titelblatt vorgesetzt hat, warum ließ er dasselbe dann nicht lieber ganz weg? mmr.

Literaturgeschichte.

Dem fünften Bande des „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade" (Hannover, Rümpler), über den wir in unserer vorletzten Nummer berichteten, ist des sechsten Bandes erstes Heft auf dem Fuße gefolgt. Als Redacteur wird diesmal auf dem Titelblatte Hoffmann von Fallersleben genannt; doch ist der Inhalt nicht ganz so mannichfach wie in den frühern von diesem Herausgeber besorgten Heften. Allerdings gehört es mit in den Plan des „Weimarischen Jahrbuch", interessante und bisher noch unbekannte Materialien zur Geschichte unserer Literatur zu veröffentlichen nnd Jeder, dem es um ein eingehendes Studium unserer literarischen Entwickelung zu thun ist, wird den Herausgebern Dank wissen für die mancherlei werthvollen Gaben, welche sie uns in dieser Beziehung bereits geboten haben. Aber das „Jahrbuch" vollständig und ausschließlich in eine Materialiensammlung zu verwandeln, wie es in dem vorliegenden Hefte geschehen ist, das scheint uns doch nicht rathsam. Das „Weimarische Jahrbuch" ist kein Unternehmen für bloße Fachgelehrte,

durch den Ort seines Erscheinens und die Erinnerungen, die sich an denselben knüpfen, sowie durch den Namen wenigstens des einen der beiden Herausgeber war es von seinem ersten Erscheinen an auch der Theilnahme des größern Publicums empfohlen; wir würden es als einen Verlust für beide Theile, für die Wissenschaft wie für das Publicum betrachten, wenn dies Verhältniß eine Aenderung erleiden und das „Jahrbuch" sich zu einem bloßen Repertorium literarisch-geschichtlicher Actenstücke und Documente umwandeln sollte. Die Zeit der abstracten Gelehrsamkeit ist überhaupt vorüber, am meisten aber von allen wissenschaftlichen Disciplinen hat gewiß die Geschichte der vaterländischen Literatur den Beruf wie die Fähigkeit, über die Grenzen der gelehrten Kaste hinaus dem gebildeten Publicum im Allgemeinen verständlich und zugänglich zu werden. Auch dabei, wir räumen es ein, ist der gelehrte Apparat nicht ganz zu umgehen, im Gegentheil, es ist gut, daß auch der Laie bei Gelegenheit einen Begriff davon bekommt, wie dergleichen Studien eigentlich betrieben werden und aus welchen unscheinbaren und mühsamen Anfängen jener Baum wissenschaftlicher Erkenntniß erwächst, dessen Früchte er sich dann so behaglich herunterlangt. Doch wird man, um das Publicum nicht abzuschrecken, auch darin gewisse Schranken aufrechterhalten müssen und diese Schranken, fürchten wir, sind überschritten, wenn man dem Publicum, wie in dem vorliegenden Falle, ein Heft in die Hand gibt, das von Anfang bis zu Ende nichts als rohes, unverarbeitetes Material enthält. Noch bedenklicher freilich ist es, daß diese Materialien selbst von sehr ungleichem Werthe. So gleich der erste Artikel. Heinrich Döring veröffentlicht darin das Tagebuch einer Reise, welche Johannes Falk, der bekannte Satiriker, im Jahre 1794 von Halle aus nach Jena und Weimar unternahm. Der Reisende, damals noch ohne literarischen Namen, besuchte auf dieser Reise die Celebritäten von Jena und Weimar, insbesondere also Schiller, Schütz, Griesbach, Goethe ꝛc. Doch ist seine Reise so eilig, die Begegnungen sind so flüchtig und nichtssagend, daß er, etwa Schütz ausgenommen, kaum mehr als die äußerlichsten und oberflächlichsten Eindrücke gewinnt. Oder was kommt dabei heraus und welchen Gewinn hat die Literaturgeschichte davon, wenn Falk z. B. sich weitläufig über Schiller's krankhaftes Aeußere ergeht, oder wenn er uns von Goethe versichert, derselbe habe ihm mehr den Eindruck eines „biederherzigen Amtmanns" gemacht als eines Dichters? Aber zugegeben, daß uns von Persönlichkeiten wie Goethe und Schiller auch das Kleinste und Unbedeutendste interessirt, so würde es doch, dünkt uns, vollkommen genügt haben, wenn der Herausgeber diese und einige ähnliche Stellen herausgehoben, den übrigen sehr unbedeutenden Inhalt des ziemlich umfangreichen Documents aber dem Leser erlassen hätte. Selbst die Schilderung des jenaischen Studententumults nehmen wir davon nicht aus, da derselbe aus andern und genauern Quellen hinlänglich bekannt ist. Völlig unbegreiflich aber ist es uns, wie der Herausgeber sich entschließen konnte, selbst die Zänkereien, die zwischen Falk und seinem Reisegefährten stattfinden und die für den unbetheiligten Leser nur widerwärtig sind, in ihrer ganzen langweiligen Breite mitzutheilen; das heißt das Interesse, das wir den Namen Jena und Weimar widmen, denn doch wirklich misbrauchen. Nicht viel erheblicher ist die Fortsetzung der „Briefe von Boie, Herder, Höpfner ꝛc. aus den Jahren 1769—75", mit deren Mittbei-

lung bereits im dritten Bande des „Jahrbuch" der Anfang gemacht worden. Doch nehmen wir die Briefe von Johann Anton Deinet aus; dieſelben enthalten einige bemerkenswerthe Notizen zur Geſchichte der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" und zwar aus derjenigen Epoche des Blatts, in welcher daſſelbe für die Literaturgeſchichte überhaupt von Intereſſe iſt, nämlich aus dem Anfang der ſiebziger Jahre, wo die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" bekanntlich eine kurze Zeit hindurch das journaliſtiſche Organ des Goethe-Merck'ſchen Kreiſes bildeten. Den bedeutendſten Beitrag hat auch diesmal wieder der Herausgeber ſelbſt beigeſteuert; derſelbe betitelt ſich „Unſere volksthümlichen Lieder" und liefert eine Reihe höchſt genauer hiſtoriſcher und bibliographiſcher Nachweiſungen über Entſtehung und erſte Verbreitung von mehr als 700 deutſchen Liedern, welche, urſprünglich der Kunſtpoeſie angehörig, im Lauf der letzten 100 Jahre, vorzugsweiſe aber ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Säculums in den Mund des Volks übergegangen ſind und noch gegenwärtig darin leben. Es iſt eine überaus ſorgfältige Arbeit, die Frucht eines eiſernen Fleißes und einer außerordentlichen Beleſenheit, unſchätzbar für den Literarhiſtoriker, aber allerdings mehr zum Nachſchlagen als eigentlich zum Leſen geeignet und inſofern wird auch dieſer an ſich ſehr werthvolle Aufſatz das größere Publicum ziemlich unbefriedigt laſſen. Außerdem erhalten wir vom Herausgeber noch einen kurzen Nachtrag zu der von ihm vor einigen Jahren herausgegebenen Geſchichte der lateiniſch-deutſchen Miſchpoeſie; dieſelben gehören dem 16. und 17. Jahrhundert an und haben, wie es bei dieſer Gattung faſt regelmäßig der Fall iſt, mehr hiſtoriſchen und ſprachlichen als poetiſchen Werth. Karl Goedeke theilt eine Anzahl „Spruchgedichte aus dem 15. und 16. Jahrhundert" mit. Unter den „Findlingen" verdient beſonders die Notiz über Schiller's Geburtstag hervorgehoben zu werden. Der Dichter ſelbſt und ſeine Familie feierten ſeinen Geburtstag bekanntlich am 10. November. Dagegen wollte Guſtav Schwab in ſeinem „Leben Schiller's" die Entdeckung gemacht haben, daß Schiller ſeinen Geburtstag um einen Tag zu früh angeſetzt und daß derſelbe in der That erſt auf den 11. November falle. Schwab berief ſich dabei hauptſächlich auf das marbacher Taufregiſter, in welches die Geburt Schiller's unterm 11. November eingetragen ſein ſollte. In der gegenwärtigen Notiz jedoch wird erſtlich nachgewieſen, daß die betreffenden Stellen des marbacher Taufregiſters keineswegs beweiſen, was Schwab darin gefunden zu haben glaubte. Demnächſt aber beruft die Notiz ſich auf einen von Schiller's Vater eigenhändig aufgeſetzten Abriß ſeines Lebens, in welchem auch die Geburtsjahre und -Tage ſeiner Kinder angemerkt ſind. Und hier nun, in einer Stelle, deren Wortlaut mitgetheilt wird, findet ſich der 10. November ausdrücklich als der Tag angemerkt, an welchem Friedrich Schiller das Licht der Welt erblickte: ſodaß alſo, dieſem authentiſchen Beweiſe gegenüber, die von Schwab erhobenen Bedenken ein für allemal als beſeitigt zu betrachten ſind und der 10. November wieder allgemein in ſeine alten Rechte eingeſetzt werden muß. Den Schluß der „Findlinge" bilden „Siebzehn Briefe Schiller's, mitgetheilt von Karl Goedeke"; ſie umfaſſen die Jahre von 1788—1805 und ſind ſämmtlich an den bekannten Buchhändler Göſchen in Leipzig, Schiller's Verleger und Freund, gerichtet; auch in Betreff ihrer würde ein theilweiſer Abdruck vollkommen ausgereicht haben.

Wir benutzen dieſe Gelegenheit, auf ein kleines literarhiſtoriſches Werkchen hinzuweiſen, das bereits vor einigen Monaten die Preſſe verlaſſen hat und das, ohne gerade eigentlichen wiſſenſchaftlichen Werth zu haben, doch für manchen unſerer Leſer eine angenehme und nützliche Bekanntſchaft ſein wird. Das iſt der „Katechismus der deutſchen Literaturgeſchichte. Von Dr. Paul Möbius" (Leipzig, Weber). Der Einfall, die Literaturgeſchichte in Form eines Katechismus, alſo in Form von Frage und Antwort zu verarbeiten, hat auf den erſten Anblick etwas ſehr Wunderliches. Daß er nicht neu iſt, haben wir ſchon bei einer frühern Gelegenheit ausführlich nachgewieſen; ſchon 1721 ließ der Polyhiſtor J. F. Reimmann den Anfang ſeiner ſechsbändigen „Einleitung in die Historiam Literariam insgemein und derer Teutſchen inſonderheit" erſcheinen, die ebenfalls in dieſer ſchulmeiſterlichen Form abgefaßt iſt. Wir hielten dieſelbe bisher für vollſtändig veraltet und außer Curs gekommen; doch muß das wol ein Irrthum geweſen ſein, da der gewandte und einſichtige Verleger bereits eine ganze Anzahl ähnlicher Bücher, die ſich über die verſchiedenſten Wiſſenſchaften erſtrecken, hat erſcheinen laſſen, ſodaß alſo dieſe ſcheinbar ſo antiquirte Methode doch noch immer ihre Freunde und Anhänger haben muß. Ueber den Werth derſelben maßen wir uns kein Urtheil an, indem dabei nur praktiſche Erfahrungen auf dem Gebiet der Schule und des Unterrichts entſcheiden können; möglich, daß das Feſthalten gewiſſer Thatſachen dadurch erleichtert wird, das eigentliche wiſſenſchaftliche Verſtändniß, die Arbeit des eigenen Denkens wird es wol ſchwerlich. Dem Verfaſſer des vorliegenden Büchleins, dem die Form deſſelben ſomit vorgeſchrieben war, gebührt jedenfalls das Zeugniß, daß er ſich derſelben mit einſichtsvoller Mäßigung und ſelbſt nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack bedient hat. Dieſelbe Anerkennung verdient auch der Inhalt des Büchleins; der Verfaſſer hat gewiſſenhafte Studien gemacht und das Material unter Benutzung der beſten Hülfsmittel mit Fleiß und Sorgfalt zuſammengetragen. Auch die Anordnung des Stoffs, ſoweit ſie nicht durch die dialogiſche Form beeinträchtigt wird, iſt klar und überſichtlich und zeigt, daß der Verfaſſer ſich in ſeinem Gegenſtand wirklich heimiſch gemacht hat: ein Lob, das ſehr beſcheiden klingt und das man doch nicht Allen nachſagen kann, die ſich heutigentags bemüßigt finden, einen Abriß der Literaturgeſchichte in die Welt zu ſetzen. R. P.

Ueberſetzungsliteratur.

Gleichzeitig mit der Freiligrath'ſchen Uebertragung von Longfellow's „Sang von Hiawatha", über den wir vor einiger Zeit berichteten, ſind auch die lyriſchen Producte des bei uns ſo ſchnell beliebt gewordenen Dichters ins Deutſche übertragen worden: „Gedichte von H. W. Longfellow. Deutſch von Alexander Reidhardt" (Darmſtadt, Leske). Schon in unſerm neulichen Artikel haben wir bekannt, daß wir nicht zu den unbedingten Bewunderern des „Sang von Hiawatha" gehören; wir wollen unſer Geſtändniß heute dahin ergänzen, daß wir die lyriſchen Dichtungen des Autors ſeinen epiſchen überhaupt vorziehen. Gerade die hervorragendſten Eigenſchaften des Epikers, die Ruhe und Objectivität die Gleichmäßigkeit und Stetigkeit der Entwickelung, endlich die plaſtiſche Klarheit und Sicherheit der Zeichnung, beſitzt

Longfellow gleich allen modernen Dichtern nur in untergeordnetem Grade, während Dasjenige, was den Lyriker macht, also das Uebergewicht des subjectiven Elements, die Fülle und Tiefe der Empfindung, die rasch wechselnden Stimmungen, die Mannichfaltigkeit und Pracht der Darstellung die Hauptzüge seines poetischen Charakters bilden. Wir wissen, wie abhängig das Publicum von Autoritäten ist und bescheiden uns daher, daß die „Gedichte" den „Sang von Hiawatha" und die „Evangeline", die einmal die Mode unter ihren allmächtigen Schutz genommen hat, nicht verdrängen werden. Wol aber wünschen wir, daß der Ruf, den jene epischen Dichtungen sich erworben haben, recht vielen Lesern zur Veranlassung dienen möge, sich auch mit den lyrischen Gedichten des Autors bekannt zu machen; die Mühe, wenn es überhaupt eine wäre, wird sich belohnen. Der Uebersetzer, der sich durch seine Uebertragungen aus Walter Scott ꝛc. bereits vortheilhaft bekannt gemacht, hat den allgemeinen Ton des Dichters recht glücklich getroffen. Von der Freiligrath'schen Meisterschaft jedoch, die uns ganz vergessen macht, daß wir eine Uebersetzung vor uns haben, kein Original, ist er noch ziemlich weit entfernt; der unreinen Reime bedient er sich häufiger als billig, die Sprache ist nicht selten hart und schwerfällig, besonders durch die Umstellung des Zeitworts, welches er dem Reim zuliebe häufig an den Schluß setzt, wo es doch in den Anfang oder die Mitte des Satzes gehört. Es ist richtig genug, daß wir diesen und ähnlichen Mängeln zuweilen auch bei Originaldichtern begegnen; doch ist das keine Rechtfertigung, vielmehr muß bei der ungemeinen Ausbildung, welche unsere Dichtersprache erlangt hat, daran festgehalten werden, daß der Uebersetzer die Treue erreichen muß, ohne deshalb die Richtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks zu opfern und umgekehrt.

Diese Aufgabe ist meistentheils recht glücklich gelöst in „Westward Ho! Britische und amerikanische Gedichte, übersetzt von Karl Elze" (Leipzig, Haynel). Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erstere eine Anzahl englischer Gedichte aus älterer und neuerer Zeit wiedergibt, darunter namentlich einige melodiöse Lieder von Thomas Moore. Das zweite Buch enthält ausschließlich Uebertragungen amerikanischer Poesien; den meisten Raum darunter nehmen sechs Gedichte von William E. Bryant ein, mit dessen schwermüthiger Erhabenheit der Uebersetzer ganz besonders zu sympathisiren scheint. Auch ist das ganze Büchlein dem ebengenannten Dichter als dem „Nestor der amerikanischen Poeten" gewidmet.

Wir sprachen soeben von dem ungemeinen Formenreichthum, den unsere Sprache gewonnen hat und von der Leichtigkeit, mit der sie deshalb auch im Stande ist, fremde Muster nachzubilden. Wer sich von diesem Reichthum zu überzeugen wünscht, sowie von der Virtuosität, die unsere Uebersetzer in der That erlangt haben, dem empfehlen wir die „Lieder aus der Fremde. Herausgegeben von Hermann Harrys" (Hannover, Rümpler). Es ist eine Mustersammlung des Besten und Gelungensten, was wir in unserer Uebersetzungsliteratur besitzen. Doch beschränkt die Auswahl sich lediglich auf die modernen Literaturen, mit Ausschluß der classischen. Auf diesem Gebiet aber ist sie beinahe vollständig; neben der portugiesischen und spanischen finden wir die provençalische, französische und italienische, ferner die englische, schottische und nordamerikanische, desgleichen die norwegische, russische, ungarische, illyrische und neugriechische Literatur vertreten; den Schluß bilden zwei Bruch-

ſtücke aus dem Perſiſchen des Firduſi und Saadi. Die Ueberſetzungen ſelbſt rühren von den beſten und anerkannteſten Meiſtern her; wir nennen beiſpielsweiſe Bodenſtedt, Elliſſen (ruſſiſche, illyriſche und neugriechiſche Sachen), Freiligrath, Geibel, Anaſtaſius Grün, Moritz Hartmann, Wilhelm Hertzberg, den Ueberſetzer des Tennyſon, A. F. von Schack ꝛc. Die Auswahl iſt ſehr geſchmackvoll; das ganze Buch, das auch äußerlich ſehr zierlich iſt, darf allen Freunden der modernen Literatur ſowie namentlich Allen, welche ſich für die Fortſchritte unſerer Ueberſetzungskunſt intereſſiren, beſtens empfohlen werden. Hg.

Correſpondenz.

Aus Paris.

März 1857.

K. S. Der Unterſchied zwiſchen der engliſchen und der franzöſiſchen Thronrede bezeichnet den Gegenſatz zwiſchen dem conſtitutionellen und dem perſönlichen Regiment ſo ſchlagend, daß darin die ganze Kritik der Rede vom 16. Februar liegt, was ja auch die engliſchen Zeitungen mit mehr oder weniger Schärfe ausgeführt haben. Wenn Ludwig Napoleon gleichſam klagend von der franzöſiſchen Geſellſchaft ſagt, daß ſie Alles von der Regierung erwarte, wenn er die gebildeten Claſſen auf das Studium der Nationalökonomie verweiſt, ſo liegt darin verblümterweiſe ein Theil der Urſachen ausgeſprochen, welche das perſönliche Regiment und die Dictatur in Frankreich begründen. Kein Volk liebt die Sklaverei, ein jedes ſucht die Freiheit: aber das franzöſiſche Volk, wie ſo manches andere, ſucht ſie auf falſcher Fährte. Ludwig Napoleon, das ſieht man deutlich aus ſeiner neueſten und mancher frühern Manifeſtation, hat ein Bewußtſein dieſer Verirrung und hält ſich für das adäquate Product des allgemeinen Stimmrechts, weil er dieſen falſchen Tendenzen zu entſprechen weiß. Er würde Einſicht genug haben, mit der Veränderung der öffentlichen Ueberzeugungen auch ſeine Politik zu verändern, wäre es nicht in den Sternen, die über den franzöſiſchen Regierungen leuchten, als unverbrüchliches Geſetz geſchrieben, daß jede derſelben die Fehler ihrer Entſtehung vollſtändig durchmachen und ihre eigenen Sünden erſchöpfen muß. Napoleon III. hält ſich in der Scheinverfaſſung gleichſam den Rückzug auf das conſtitutionelle Syſtem offen; die Flotte vor Neapel bedeutet die Eventualität des Kriegs und der demokratiſchen Propaganda. In den Modificationen des franzöſiſchen Heerweſens liegt eine Annäherung an das von Ludwig Napoleon bewunderte und von ihm als Schriftſteller (vor 24 Jahren) geprieſene Landwehrſyſtem. Das neue Steuerproject auf die „Valeurs mobilières“ (d. h. Actien) ſoll dem Volke als eine Beſteuerung der Bourgeoiſie erſcheinen, während es in der That eine drückende Beſteuerung der Induſtrie ſein und von den kleinen Conſumenten und Arbeitern ſchwer empfunden werden wird. Im Ganzen erklärt die kaiſerliche Proclamation das materielle Wohl des Landes als an ſeine Regierung gebunden. Wir haben in der That ſeit dem Beginn der Autokratie in der Hauptſtadt, welche der oberflächliche Beobachter mit dem ganzen Lande verwechſelt, weil ſie allein für das ganze Land die Sprechorgane monopoli-

firt, eine gewaltige Bewegung der Capitalien geſehen, die man irrthümlich mit dem Fortſchritte der Induſtrie verwechſelt. Die Bevölkerungsſtatiſtik lehrt uns aber, im Widerſpruch mit dem Optimismus der officiellen Angaben, daß die Bevölkerung des Landes ſeit fünf Jahren faſt ſtationär geblieben iſt und daß die Zunahme einiger großen Städte, wie Paris (um 300,000 Seelen!), Lyon (um 50,000), Lille und andere mehr, auf einer Entvölkerung des flachen Landes beruht, wo, trotz der ungeheuern Parcellirung des Bodens, die Bebauung deſſelben nur mangelhaft verſehen wird. So hat ſich die ſtädtiſche Bevölkerung um ungefähr eine Million auf Koſten der ländlichen Bevölkerung vermehrt, ohne daß dieſe Vermehrung in dem Verhältniß der Induſtrie zum Ackerbau begründet wäre. Nimmt man noch die Thatſachen hinzu, daß die Lebensdauer ſich im Durchſchnitt verbeſſert haben ſoll und daß die Entvölkerung in Frankreich nicht, wie in Deutſchland und Irland, ihren theilweiſen Grund in der Auswanderung findet (die franzöſiſche Auswanderung nach Algerien, den Colonien und der Neuen Welt beträgt jährlich nur etwa 10,000 Seelen), ſo bleibt nichts übrig, als für das bedenkliche Phänomen die ökonomiſchen Gründe zu finden. Um die geprieſene Bewegung der Capitalien ihres gleißneriſchen Scheins zu berauben und auf ihren wahren Werth zurückzuführen, d. h. als fictiv und ſchwindelhaft zu charakteriſiren, bedarf es nur der einen Thatſache, daß der Zinsfuß für die Bedürfniſſe der Induſtrie und des Ackerbaus trotz aller neuen Creditinſtitutionen eher geſtiegen als gefallen iſt. Alle dieſe Erſcheinungen führen eigentlich ſchon auf das Jahr 1846 zurück und ſind ſeitdem weder durch die politiſchen noch durch die ſtaatsökonomiſchen Eingriffe weſentlich modificirt worden; ihre Begründung liegt tief unter der Schicht der Tagespolitik und müßte von durchgebildeten Statiſtikern erforſcht werden. Wenn es Frankreich ſowie Deutſchland auch an Männern wie Mayhew fehlt, ſo haben ſich doch in neueſter Zeit gewiſſenhafte Arbeiter dieſem Fache zugewandt, wie z. B. Lavergne und O'Quin, der Erſtere mit ſeinen vergleichenden Berechnungen für ganz Frankreich, der Letztere mit ſeiner verdienſtvollen Erforſchung der Nothſtände in der Bretagne. Ein alter Irrenhausdirector, Namens Mendez, hat eine ſehr merkwürdige ſtatiſtiſche Monographie über den Selbſtmord veröffentlicht, welche dieſen gleichſam als eine Folge des geiſtigen Pauperismus und der Ideenverarmung in gewiſſen Perioden darſtellt; die Religion ſchützt weniger dagegen als eine geſunde Erziehung. Unter den Prieſtern ſelbſt kommt er häufig vor, am häufigſten unter Soldaten, und in den letzten Jahren des erſten Kaiſerthums mußte Napoleon I. beſondere Armeebefehle gegen dieſe entſetzliche Epidemie erlaſſen.

Das Geſchwür der finanziellen Corruption iſt an einem Punkte aufgebrochen, ich meine den Proceß über die Docks Napoléon. Der Fall iſt durchaus kein iſolirter: denn wenn das betheiligte Bankierhaus nicht zufällig Bankrott gemacht hätte, ſo wäre es, bei den beſten Intentionen des öffentlichen Miniſteriums, doch zu keinem Proceſſe gekommen. Die Vertheidigung iſt nicht unverkürzt ins Publicum gedrungen, da ſie vielfach auf hochgeſtellte Theilnehmer hinwies, welche hinter den Couliſſen agirt haben. Als man den unglücklichen Berryer, den Sohn des berühmten Advocaten der Legitimiſten, zum Regierungscommiſſär bei der Geſellſchaft der Docks ernannte, obgleich ihn weder ſein Charakter noch ſeine Vergangenheit für eine ſolche

Stelle besonders empfahlen, da war schon die äußerste Verwirrung eingetreten und doch blieb Arthur Berryer ohne alle bestimmte Instruction. Die ganze Idee, nach Paris eine Institution zu verpflanzen, welche für Freihäfen am Meere berechnet ist, charakterisirt die Gründer dieser vom Hofe so sehr protegirten Unternehmung; es war dabei auf den Actienschwindel vorher, auf den Creditschwindel mit den Waarenbonds nachher abgesehen. Einer der Concessionäre war schon einmal vor längerer Zeit zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden. In den Vertheidigungsmitteln der Angeklagten verrieth sich der ganze moralische Cynismus der Finanzwelt; sie fanden es ganz natürlich, daß man den Verkauf sämmtlicher Actien öffentlich betheuert, während noch drei Fünftel derselben, also für mehr als 100 Millionen, unabgesetzt sind, oder daß die eingeschossenen und deponirten Capitalien in andern, äußerst gewagten Speculationen angelegt, d. h. darangesetzt werden. Jeder höhere Angestellte schöpfte auf Credit mit vollen Händen aus der Kasse. In der Verzweiflung wurden die großen Nothhelfer angerufen: Rothschild, Pereire. Zwar zogen diese sich nach Einsicht der Bücher erschreckt zurück, aber das Publicum über die Sachlage aufzuklären waren sie zu discret. Angesichts solcher Erfahrungen möchte man, statt des französischen Systems der Regierungsconcessionen, Englands drakonische Gesetzgebung für die Commandit- und Actiengesellschaften herbeiwünschen. Ein anderes, abschreckendes Beispiel ist die Grand-Centraleisenbahn, welche unter Morny's specieller Protection begonnen worden ist. Daß dabei, trotz aller Begünstigungen, wie freier Schieneneinfuhr ꝛc., ein ungeheures Deficit vorliegt, ist das öffentliche, ungedruckte, aber vielfach constatirte Geheimniß. Unter Anderm hat die Gesellschaft eine Kohlenmine für 15 Millionen acquirirt, welche noch vor einigen Jahren zu $^1/_2$ Million veranschlagt war. In wessen Tasche floß die Differenz? Die Regierung gibt sich alle erdenkliche Mühe und erbietet sich sogar zu beträchtlichen Opfern, um benachbarte Eisenbahndirectionen zu einer theilweisen oder ganzen Fusion zu vermögen. Auch die Actionäre ziehen natürlich ansehnliche Opfer einem offenen Bankbruche vor. Diese Verhältnisse haben schon in dem pariser Jargon einen Widerhall gefunden; einen leichtgläubigen Menschen nennt man einen „Actionnaire", den Betrug der Directionen nennt man „Dockage", und so kam es, daß jüngst bei einer Generalversammlung der Gascompagnie die Actienbesitzer keine „Actionnaires" mehr sein wollten und über „Dockage" schrien.

So ist die Corruption beschaffen, welche heutzutage Paris und Frankreich unterwühlt. Die geknebelte und ihrer Würde beraubte Presse befindet sich, dieser Calamität gegenüber, umsomehr ohne Waffe, als die großen Journale fast alle in die Hände einiger wenigen Financiers übergegangen sind. Daneben hat sich einerseits eine Reihe von Finanzjournalen aufgethan, deren Redactionen zugleich Geschäftsbureaux sind, wo der Journalist mit dem Handelsagenten zusammenfließt. Andererseits hat sich, unter des „Figaro" Anführung, eine skandalöse kleine Presse voll Klatsch und verleumderischer Persönlichkeiten gebildet, deren ganze Existenz eine dem Geschmack der Lorette und des Conlissiers dargebrachte Huldigung ist. Nur der „Charivari" macht hiervon eine rühmliche Ausnahme. Die Bankiers, welche Zeitungen besitzen, versammeln einen Hof hungeriger kleiner Literaten um sich, welche ihr Lob durch 20 Klatschblätter ausposaunen und leider trifft man auch die Autoren der gegen

dieſe Richtung geſchriebenen Stücke, die Ponſard und Dumas fils, ja ſelbſt Männer wie Lamartine, darunter. Derſelbe verwerfliche Geiſt dictirt auch die freilich im Auslande mehr als in Paris beliebten „Courriers de Paris", welche die „Indépendance", die „Presso", der „Nord" und andere Blätter mehr allwöchentlich ihren Leſern auftiſchen und welche größtentheils aus erfundenen Klatſchgeſchichten zuſammengeſetzt werden.

Wollte ich das traurige Gemälde dieſer blaſirten, emotionsflüchtigen und ideenarmen Geſellſchaft — auf die gleichwol ganz Europa mit Neugier und Sehnſucht blickt — vollenden, ſo müßte ich, hielt mich nicht der Ekel zurück, Ihnen von dem amerikaniſchen Caglioſtro, Hrn. Hume erzählen, der mit tiſchrückenden Mediums und anderm Geiſterſpuk einen Theil der hohen und höchſten Geſellſchaft an der Naſe herumführt, nachdem er ſich vom Pater Ravignan, dem feurigen Prediger, zum Katholicismus hat bekehren laſſen. Natürlich beſteht ſein Anhang hauptſächlich aus alternden, hyſteriſchen Damen der haute-volée. Die Jeſuiten haben ihre Freude an dieſem Treiben, wenn ſie auch zuweilen pro forma mit einem Verbote dareinfahren. Auf der andern Seite bekundet ſich ein rüſtiges Streben im Quartier latin, wo die Studenten jetzt ſelber eine neue Zeitſchrift begründet haben, die allen jungen Ideen ein Freihafen und auch den Denkern fremder Nationen eröffnet ſein ſoll. Der Student hat allerdings noch mehr zu lernen als zu lehren; aber bei all den verfälſchten und von innerm Widerſpruch angefreſſenen Doctrinen, welche man ihm heutzutage vorlegt, iſt ihm die Ungeduld des fragenden Dareinredens keineswegs zu verargen. Das jung verſtorbene „Avenir", deſſen wir früher rühmend gedachten, hatte keinen andern Urſprung. Alſo Glück auf der „Voix des écoles"!

Die Regierung denkt ernſtlich an eine Modification des Unterrichtsgeſetzes, weil ſich namentlich die ſcharfe, ſo inhumane Trennung der claſſiſchen Bildung von der mehr mathematiſchen Erziehung, die „Bifurcation des lettres et des sciences", welche den Knaben ſchon ganz früh an einen Scheideweg ſtellt, der einen Hercules erfoderte, als völlig unhaltbar erwieſen hat. Ein junger Profeſſor, Namens Berſot, hat ein gutes Pamphlet darüber geſchrieben, mit nützlichen Hinweiſungen auf die deutſche Erziehung. Die Veränderung dieſes Geſetzes wird die lebhafteſte Oppoſition der Geiſtlichkeit erregen, welche auch einer andern Urſache wegen mit dem Cultusminiſterium im Hader liegt. Das Miniſterium hat nämlich den Biſchof von Moulins wegen Misbrauchs der Amtsgewalt vor den Staatsrath citirt, weil derſelbe nach einer durchaus nicht ganz ungewöhnlichen Praxis von ſeinen Untergebenen eine ſchriftliche Unterwerfung unter die kanoniſchen Vorſchriften oder eine Demiſſion in blanco als Bedingung der Anſtellung zu verlangen pflegte, um ſich in ſeinen amtlichen Beziehungen der vom Concordate ſanctionirten Controle der weltlichen Behörden zu entziehen. Das „Univers" ergreift natürlich mit Wärme die Partei dieſes Märtyrers. Jules Simon hat ſeine in Belgien gehaltenen Vorleſungen über Gewiſſens- und Religionsfreiheit nun als Buch veröffentlicht. Das rhetoriſche Verdienſt derſelben reicht aber nicht mehr hin, dem Verfaſſer der „Naturreligion" neben dem jüngern Taine den Namen eines Philoſophen zu ſichern. In ähnlicher Weiſe wird die neuerdings veranſtaltete Sammlung von Edgar Quinet's Schriften beweiſen, wie raſch das Intereſſe an ſolchem

hohlen Pathos erblaßt. Freilich ist es nur zu loben, wenn die Partei charaktervollen Männern wie Quinet und dem geistesverwandten Eugène Pelletan in einer so anständigen Form die zum Leben nöthige Rente sichert. Auf historischem Gebiete muß H. Poirson's „Heinrich IV." empfohlen werden, eine fleißige und gelehrte Arbeit, die Frucht neunjähriger anhaltender Studien; der Verfasser verbreitet sich namentlich über die finanziellen und administrativen Zustände jener Zeit, bleibt aber bei der Würdigung seines Helden zu sehr im Geleise der populären Vorurtheile und steht somit für die persönliche Charakteristik weit hinter Jean Michelet's genialer und lebendiger Auffassung zurück.

Als der Herzog von Noailles in die Akademie der 40 Unsterblichen aufgenommen war, bestand seine literarische Bagage aus einer Biographie der Maintenon. Gerade genug für einen legitimistischen Duc! Jetzt weist sich aber aus, daß diese ganze Arbeit ein fast wörtliches Plagiat aus einer im „Journal de l'instruction publique" erschienenen „Geschichte von St.-Cyr" ist, welcher der ehrgeizige Herzog sogar falsche Citate und Druckfehler entlehnt hat. Die 40er-Akademie wird wahrscheinlich Salvandy's leeren Stuhl mit Emile Augier besetzen; sie würde alsdann folgende specifische Bühnendichter zu den Ihrigen zählen: Scribe, Legouvé, Ponsard, Augier. Wem bliebe danach nicht ein Fünkchen Hoffnung!

Notizen.

In Karlsbad in Böhmen starb ein Veteran der deutschen Aerzte, Jean de Carro, lange Jahre hindurch der beliebteste und angesehenste Brunnenarzt des Orts. 1770 in Genf geboren, studirte er in Edinburg und ließ sich dann in Wien, späterhin in Karlsbad nieder. Ein ebenso glücklicher und vielbeschäftigter Praktiker wie liebenswürdiger und geistvoller Gesellschafter, stand er mit zahlreichen ausgezeichneten Persönlichkeiten in Verkehr. Auch nahm er bis in sein hohes Alter an allen Erscheinungen der Literatur und Wissenschaft den lebhaftesten Antheil und freute sich, wo er fördernd und anregend eingreifen konnte. Auch diese Zeitschrift ist ihm zu Dank verpflichtet, insofern nämlich die Fragmente aus den ungedruckten Denkwürdigkeiten des berühmten Peter Frank und seines Sohnes Joseph Frank, welche der verewigte Guhrauer im zweiten Jahrgang dieser Zeitschrift veröffentlichte, ihm von de Carro, in dessen Besitz das vollständige Manuscript dieser interessanten Memoiren sich befand, zu diesem Behuf mitgetheilt worden waren. Auch als medicinischer Schriftsteller war de Carro in frühern Jahren thätig, besonders in Betreff der Schutzpocken, um deren Einführung in Deutschland er sich verdient gemacht hat. — Aus Prag wird der Tod des Professors des Römischen Rechts Dr. Chambon gemeldet. Der Verstorbene, der in dem jugendlichen Alter von 34 Jahren dahingerafft ward, war ein ausgezeichneter Gelehrter, ebenso geschätzt als Schriftsteller wie namentlich als Docent. Von Jena, wo er sich zuerst dem akademischen Lehrstuhl gewidmet hatte, im Jahre 1853 nach Prag berufen, hatte er sich daselbst rasch die allgemeinste Anhänglichkeit seiner zahlreichen Zuhörer erworben; die Universität verliert

an ihm eine ihrer frischesten und tüchtigsten Kräfte. — Auch die Staatsuniversität zu Brüssel hat einen empfindlichen Verlust erlitten durch den Tod des Professors der Geologie, André Dumont; der Verewigte, 1809 geboren, zählte zu den ersten Namen seiner Wissenschaft und erfreute sich auch im Auslande der allgemeinsten Anerkennung.

Unter den zahlreichen literarischen Ehrengaben, welche dem Geheimrath Böckh bei Gelegenheit seines neulichen Jubiläums überreicht wurden, befindet sich auch ein Werk von dem Schwiegersohn des Gefeierten, Professor Gneist in Berlin, über „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht" (Berlin, Springer); der erste Band desselben, der auch den besondern Titel führt: „Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England mit Einschluß der Heere, der Gerichte, der Kirche, des Hofstaats", wird in einem Umfang von beinahe 50 Bogen im Lauf der nächsten Wochen erscheinen. Professor Gneist ist allgemein anerkannt als einer der gründlichsten und zuverlässigsten Kenner englischer Zustände, die wir in Deutschland besitzen; in diesem seinem neuesten Werke behandelt er einen Gegenstand, der nicht blos bei uns, sondern sogar in England selbst bisher ohne Bearbeiter geblieben war, während er doch neben seinem wissenschaftlichen Interesse zugleich eine hohe praktisch politische Bedeutung auch für unsere eigene Entwickelung in Anspruch nimmt. Eine andere bemerkenswerthe Neuigkeit ist im Verlag von J. J. Weber in Leipzig in Vorbereitung: „Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien von Julius Fröbel." Bekanntlich sah Fröbel, bis zum Jahre 1849 einer der Hauptführer unserer Radicalen, nach der gewaltsamen Auflösung des stuttgarter Rumpfparlaments sich genöthigt, Deutschland zu verlassen; nach einem kurzen Aufenthalt in der Schweiz ging er über England nach Nordamerika, wo er sich seitdem theils durch zahlreiche und ausgedehnte Reisen, theils durch den lebhaften Antheil, den er persönlich, namentlich als Journalist, an der Entwickelung des amerikanischen Lebens nimmt, eine seltene Kenntniß der dortigen Verhältnisse erworben hat. Die Quintessenz dieser Erfahrungen hat er nun in dem obengenannten Werke niedergelegt. Dasselbe soll, nach des Verfassers eigenen Worten, „keine Reisebeschreibung, am wenigsten eine naturwissenschaftliche" sein. „Weit eher", fährt er fort, „könnte es als ein Abschnitt aus einer Lebensbeschreibung betrachtet werden. In objectiver Beziehung besteht der Inhalt aus meinen Erfahrungen, Reisen und Studien in Amerika, in subjectiver aus den Memoiren eines unfreiwilligen Kosmopoliten, der jedoch ein freiwilliger Kosmopolitiker ist." Wer Fröbel's frühere Schriften kennt, oder wer auch nur sein Auftreten in der Frankfurter Versammlung im Gedächtniß hat, durch das er selbst seinen heftigsten politischen Gegnern Achtung und Theilnahme abnöthigte, der weiß auch zum voraus, was er von dieser neuesten Arbeit des Verfassers, dessen Erfahrungen und Anschauungen sich im Lauf dieser letzten Jahre so außerordentlich erweitert haben, zu erwarten hat. Fröbel, ursprünglich zum Naturforscher gebildet, ist ein ebenso scharfsinniger wie gewissenhafter Beobachter; bei aller Entschiedenheit seines Parteistandpunkts verletzt er doch niemals die höhern Gesetze der Wahrheit und der Humanität; Alles, was er schreibt und spricht, trägt den Stempel einer edeln, liebenswürdigen Persönlichkeit und auch seine sprachliche Darstellung ist von seltener Energie und Leb-

haftigkeit. Das Werk ist auf zwei Bände berechnet, von denen der erste, des Verfassers Ankunft und ersten Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, ferner seine Reise nach Nicaragua und seinen zweiten Aufenthalt in Neuyork enthaltend, zu Anfang Mai die Presse verlassen wird; der zweite soll zum Herbst dieses Jahres nachfolgen.

Mügge's „Afraja" ist ins Französische übertragen worden; die Uebersetzung rührt von S. und W. von Suckau her und bildet einen Theil der bei Hachette in Paris erscheinenden „Bibliothek der vorzüglichsten Romane des Auslands", in welcher z. B. auch die Auerbach'schen Dorfgeschichten erschienen sind. Ins Englische wurde der Mügge'sche Roman schon früher übertragen und soll er in dieser Gestalt namentlich in Amerika eine große Verbreitung gewonnen haben. Auch von Kuno Fischer's „Baco von Verulam" wird eine englische Uebersetzung angekündigt; dieselbe erscheint bei Longman in London und hat einen jungen englischen Gelehrten, John Oxenford, der seine Gewandtheit als Uebersetzer bereits durch einige ähnliche Arbeiten bewährt hat, zum Verfasser.

Von dem provisorischen Vorstand der dresdener Schillerstiftung wird die Herausgabe eines „Jahrbuch zur Schillerstiftung" vorbereitet; der Ertrag desselben ist für die Fonds der genannten Stiftung bestimmt. Der erste Band soll bereits in einigen Wochen ausgegeben werden; er wird Beiträge von Carus („Ueber die Sixtinische Madonna"), Staatsminister von Wietersheim („Ueber die Feldzüge der Römer in Deutschland"), ferner von Gutzkow („Ueber Kaiser Julian"), Julius Hammer ꝛc. enthalten.

Die Literatur über Heine ist noch immer im Wachsthum begriffen. Nachdem erst kürzlich Alfred Meißner und Schmidt-Weißenfels ausführliche Charakteristiken des modernen Aristophanes geliefert, beide freilich von sehr entgegengesetzten Standpunkten, wird jetzt von der Kober'schen Verlagshandlung in Prag als nahebevorstehend angekündigt: „H. Heine. Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm. Von Friedrich Steinmann." Der Verfasser, als Schriftsteller nicht unbekannt, namentlich durch einige satirisch-polemische Schriften, die er zu Anfang der vierziger Jahre erscheinen ließ, gehört zu den ältesten Freunden des Dichters; schon auf der Schule sowie späterhin auf der Universität stand er in vertrautestem Umgange mit ihm und auch in der Folge fehlte es nicht an mannichfachen gegenseitigen Beziehungen, die den Verfasser vor Vielen in den Stand setzen, Beiträge zu einem Lebensbild Heine's zu liefern. Das Meiste, was bisher über Heine's persönliche Verhältnisse veröffentlicht ward, beschäftigt sich nur mit der zweiten Hälfte seines Lebens, mit dem pariser Aufenthalt; für diesen haben wir des Materials genug und sogar zu viel. Dagegen ist über Heine's Jugendgeschichte und seine Entwickelung bis zur Uebersiedelung nach Frankreich verhältnißmäßig nur wenig bekannt; von dem Steinmann'schen Buche steht zu erwarten, daß es diese Lücke ausfüllen und sich dadurch einen bleibenden Platz in der Heine-Literatur erringen wird.

Mit dem Händel-Denkmal, welches man in Halle, der Vaterstadt des großen Componisten, errichten will, wird es nun wirklich Ernst, und zwar ist es der von uns bereits früher besprochene und empfohlene Entwurf des Bildhauers Heidel in Berlin, welcher dabei zur Ausführung kommen wird. In Halle selbst haben die Sammlungen zum Besten des Denkmals bereits begonnen und auch auswärts fängt das Interesse an sich zu regen; so z. B. in Brandenburg, wo kürzlich eine musikalische Aufführung zu Gunsten des Denkmals stattgefunden hat, die erste, die außerhalb Halle zu diesem Zweck veranstaltet worden. Hoffentlich werden die großen Sitze und Pflanzstätten musikalischer Bildung in Deutschland, Berlin, Wien, Frankfurt am Main, Leipzig ꝛc. nicht säumen, dem rühmlichen Beispiel, welches das kleine Brandenburg ihnen gegeben hat, des baldigsten nachfolgen.

Von dem „Kasseler Sonntagsblatt. Wochenschrift für Literatur, Kunst und Leben" (Kassel, Bertram), auf dessen bevorstehendes Erscheinen kürzlich in einer aus Kassel datirten Correspondenz dieser Blätter aufmerksam gemacht wurde, liegt uns jetzt die Probenummer vor. Als Herausgeber nennt sich Otto Braun in Kassel, bekannt durch seine trefflichen Uebertragungen aus dem Spanischen. Dem Programm gemäß, beschäftigt diese erste Nummer sich hauptsächlich mit hessischen Zuständen. Den Anfang macht ein halb novellistischer, halb biographischer Beitrag: „Hubertus. Ein hessisches Bild von Karl Altmüller." Dann folgt eine poetische Uebertragung aus dem Spanischen von Otto Braun. Die „Bücherschau", die von dem Princip ausgeht, „daß das Schöne das Sittlichgute und das Sittlichgute zugleich das Schöne sei", berichtet kurz und bündig über Geibel's „Neue Gedichte", über Freiligrath's „Sang von Hiawatha", Auerbach's „Barfüßele", Koenig's „Seltsame Geschichten" ꝛc.; den „Reisebildern aus Spanien" von Hans Wachenhusen wird in einem längern Aufsatz aus der Feder des Herausgebers eine scharfe aber wohlmotivirte Beurtheilung zutheil. Den Schluß bilden Notizen über Literatur, Theater und Musik, nebst einem Correspondenzbericht aus Kassel, der jedoch vorläufig nur die Grundsätze entwickelt, nach welchen der Berichterstatter zu verfahren gedenkt. Wir wünschen dem Unternehmen, auf dessen locale Wichtigkeit bereits in der Eingangs gedachten Correspondenz hingedeutet ward, ein glückliches Gedeihen und werden von Zeit zu Zeit darauf zurückkommen.

Mosenthal hat ein neues dreiactiges Trauerspiel „Das verborgene Bild" geschrieben. Auch von G. zu Puttlitz, der sich seit einigen Jahren von der Bühne, die ihm einige recht angenehme kleine Lustspiele verdankt, völlig abgewendet hatte, wird ein neues Stück, aber diesmal eine Tragödie erwartet; der Stoff derselben soll der deutschen Geschichte entnommen sein. Ein dramatisches Idyll, „Die Waldschmiede" von Moritz Horn ist in Breslau zur Aufführung angenommen. Otto Roquette hat ein dramatisches Gedicht „Kain" vollendet; dasselbe wird im zweiten Jahrgang des von S. Kapper herausgegebenen „Jahrbuch deutscher Belletristik" (Prag, Bellmann) veröffentlicht werden.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Im Verlage von **Hermann Coſtenoble** in **Leipzig** erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weltgeſchichte

in Lebensbildern und Charakterſchilderungen

der Völker,

mit beſonderer Beziehung auf

Cultur und Sitten.

Ein Handbuch

für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geſchichtlicher Bildung

von

Friedrich Körner,

Oberlehrer an der Realſchule zu Halle.

Drei Bände. circa 50 Bogen, ausgegeben in 10 Lieferungen à 8 Sgr. Complet 2⅔ Thlr.

Dies Werk wird die Weltgeſchichte in weſentlich neuer Methode der Darſtellung behandeln, deren Erfolge ſich durch langjährige Praxis des als Pädagogen rühmlichſt bekannten Verfaſſers bewährt haben. Daſſelbe wird das Wichtigſte herausheben und durch detaillirte Schilderung veranſchaulichen. Der Verfaſſer gibt von den verſchiedenen Völkern und Zeiten die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten. Zu den weltgeſchichtlichen Thatſachen- und Perſonen rechnet er aber auch die Künſte, epochemachende Gelehrte und Dichter. Statt der Aufzählung vieler Schlachten hebt der Verfaſſer nur die folgenreichſten hervor und bemüht ſich beſonders die Unterſchiede der Zeiten und Völker durch Schilderungen der Culturverhältniſſe zu vergegenwärtigen.

Ausführliche Proſpecte und die erſte Lieferung ſind in allen Buchhandlungen zu finden. Bis September dieſes Jahres iſt das Werk **vollſtändig** erſchienen.

Leipzig 1857.

Hermann Coſtenoble,
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ueberſetzungen claſſiſcher Dramen von **Edmund Lobedanz** in **Miniatur-Ausgaben.**

Hamlet, Prinz von Dänemark. Tragödie des Shakſpeare. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Romeo und Julia. Tragödie des Shakſpeare. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Iphigenia in Tauris. Schauſpiel des Euripides. Geheftet 18 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Antigone. Tragödie des Sophokles. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Sakuntala. Nach dem Indiſchen des Kalidaſa. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fünf Perlen der dramatiſchen Literatur der verſchiedenſten Zeiten und Völker, in meiſterhaften Ueberſetzungen, die ſich in ihrer äußern Ausſtattung den beliebten Miniatur-Ausgaben claſſiſcher Dichtwerke anreihen und eine Zierde jeder eleganten Bibliothek bilden werden.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Narren des Glücks. Hiſtoriſcher Roman. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Ein in Norwegen und Dänemark ſpielender hiſtoriſcher Roman, der dem Leſer namentlich das noch mehrfach in Dunkel gehüllte Leben Struenſee's nach theilweiſe bisher nicht veröffentlichten Quellen in höchſt ſpannender Weiſe vorführt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 15.** 9. April 1857.

Inhalt: Aus Rom. Gedichte von **Julius Große.** 1. Geisterbotschaft. 2. Cäsarenenkel. 3. Sic transit — — 4. Cucurullu. — Die französirende Richtung der neuern deutschen Dramatik und Dramaturgie. Von **Rudolf Gottschall.** — Hannoversche Skizzen. Von **Rudolf Bock.** II. Hildesheim. — Literatur und Kunst. Naturwissenschaften. („Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien, aus dem Nachlaß von Ernst Julius Reimann. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler.") — Statistik. (Müller, „Berliner Statistisches Jahrbuch für 1854".) — Correspondenz. (Aus Königsberg. — Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Aus Rom.

Gedichte
von
Julius Große.

1. Geisterbotschaft.

Todter Cäsar, du befahlst mir,
Daß ich dir getreulich melde,
Wie sie's treiben, die da athmen
In der ew'gen Stadt der Städte.
Nicht zum besten klingt die Zeitung,
Und mir ahnt, die Schattenwange
Wird sich dir noch mehr entfärben;
Doch die Todten reden Wahrheit
Und so höre, was ich sah.

Morgens auf der Via Appia,
Wo die Disteln mannshoch stehen,
Wo bei Tag die Katzen schleichen
Und verbrannte Gartenwildniß

Niedernickt in tiefe Straßen:
Dorten hört' ich Trommeln wirbeln,
Kriegsmuſik durchdrang die Stille —
Gallier waren's, großer Cäſar!
Die du warfſt in hundert Schlachten,
Sitzen heut' in Romas Burgen,
Tanzen mit den Töchtern Romas,
Trinken Romas Wein mit Jauchzen!
Und die Römer, Herr, die Römer
Schweigen alle blaß und brütend;
Denn dein Adler wohnt in Gallien,
Gallier ſind die Herr'n der Länder! —

Mittags war's zu Porta pia,
Wo zuweilen klingt ein Glöcklein
Durch die ſtaubbedeckte Stille,
Wo hereinlacht die Campagna
Zwiſchen langen Kloſtermauern,
Dorten hört' ich Peitſchen knallen,
Ein Gefährt wie zum Triumphe
Rollt herein von Tiburs Höhen.
Drinnen ſaß mit blaſſem Antlitz
Eine Dame aus Britannien
Und auf Eſeln reichgezäumet
Folgten klappernd die Begleiter,
Borſtenhaarig, backenbärtig,
Tuchumwickelt und mit Schirmen
Einer Heerde gleich von Masken.
Doch entgegenzogen ihnen
Senatoren, Magiſtrate
Und ihr Antlitz ſtrahlt vom Glückwunſch,
Daß der ſtolzen blaſſen Dame
Tiburs Bergluft wohl bekommen,
Daß ihr dort gefiel, zu athmen,
Wo Mäcen's Palaſt in Trümmern,
Daß ſie huldvoll und gelangweilt
Nicht verſchmäht hat, dort zu angeln,
Wo die Waſſerfälle rauſchen,
Die Horaz dereinſt beſungen —
Und die Römer, Herr, die Römer,
Die von Britengolde leben,
Grüßten ſchweigend, doch ſie grüßten;
Denn Britannien ſchwingt den Dreizack,
Briten ſind die Herr'n der Meere! —

Abends ſtreift' ich um die Mauern
Bis zur Porta des Flaminius,

Wo Cypreſſendüfte wehen
Nieder von dem Berg der Gärten.
Niemand wandelt in der Däm'rung
Als der Maulbeerbäume Schatten;
Niemand lächelt mehr des Abends
Als die Sphinxe und die Wolken.
Dorten folgt' ich ſelt'nen Männern,
Die in Reihen paarweis gingen
Gleich Cohorten von Lictoren,
All' in flatternden Talaren
Schwarz und weiß aus grobem Tuche,
Bleich und mager ihre Mienen,
Doch mit finſterm Trotz im Auge,
Gleich als ſchmerzten noch die Wunden,
Wunden aus dem ew'gen Kampfe
Mit der Welt und ihren Freuden.
Herr, das ſind die Legionen
Deiner Roma, deiner Weltſtadt:
Prieſterorden, Mönchscohorten,
Rekrutirt aus allen Ländern,
Jeder Mann geſchätzt als Tauſend. —
Sah ſie wandeln und verſchwinden
Im Palaſt mit hellen Fenſtern
An dem Platze, wo die Brunnen
Rauſchten von dem Rauch umſchleiert,
Der von Oſterien emporſtieg
Und von allen Garkochfeuern.
Und die Römer, Herr, die Römer
Beugen ſich und zünden Lämpchen,
Bunte, ſchwebende Laternen,
Wann ein neuer Sieg erfochten,
Wann ein Cardinal creirt iſt;
Denn ſie ſind die Herr'n der Seelen,
Denn ſie ſind die Herr'n der Hölle. —

Nachts ich ſtand auf unſerm Forum.
Blaßroth kam der Mond aus Oſten
Ueberm dunkeln Thurm des Nero;
Ueber Palmen und Ruinen
Schritt ſein Schein und ſchlief auf Säulen,
Aus dem Tempelſchutte ragend.
Schatten warf er vom Triumphthor
An den Hügel der Paläſte,
Wo einſt wohnten die Cäſaren
Und die große Welt beherrſchten.
Heute wuchert dort die Wildniß
Und die Nachtluft ſeufzt um Trümmer.

Aus den Wölbungen des Hügels
Flogen Fledermäuse ſchwirrend
Auf zum hohen Capitole,
Dem verwaiſten Sitz der Götter;
Denn die Götter und die Herrſcher
Sind voll Grau'n von der gefall'nen
Königin der Welt gewichen. —
Den ſie heut' noch Vater nennen,
Jenſeit wohnt er von der Tiber
Bei den armen kleinen Leuten;
Selber trägt den Hirtenſtab er
Wie ein Romulus, ein And'rer:
Denn er hütet Seelenheerden
In den unſichtbaren Reichen;
Alſo daß auf Erden Roma,
Stadt des Staubes und der Gräber,
Nur ein Vorhof ward von jenem
Todumſchlung'nen Seelenweltreich. —

Weiter ſchritt ich, wo geſpenſtiſch
Noch die Rieſenmauern ragen,
Dort wo Beſtien einſt zerriſſen
Jene waffenloſen Gründer
Dieſes unſichtbaren Weltreichs. —
Mitternacht lag auf dem Machtbau,
Aber Geiſter ſchlichen nirgends
Durch die hallend weiten Gänge;
Denn die Märtyrer ſind ſelig —
Nur die ruheloſen Schatten
Königlicher Löwen ſchritten
Leiſe wimmernd als Geſpenſter
Ihre blut'gen Tatzen leckend
Um die ſtillen Heiligenbilder,
Die nun ſteh'n in der Arena.
Plötzlich mit geſträubten Mähnen
Schlichen zitternd ſie vondannen,
Und ich meint', ich hörte ſingen,
Singen voll und freudejubelnd
Wunderbare Liebeslieder,
Wunderbarer noch voll Trauer,
Leid und Heimweh, daß mir Thränen
Kamen, wenn die Todten weinten.
Deutſche waren's, großer Cäſar,
Die du jagteſt in den Rheinſtrom,
Die du ſchlugſt in ihren Wäldern!
Deutſche Maler hört' ich ſingen
Von dem Weine, von der Liebe,
Von dem Ruhm des Vaterlandes;

Deutſche, die in Roma wohnen
Ohne Schwert und Schild und Panzer
Als die Bürger deiner Weltſtadt!
Sie nur ehren noch voll Andacht
Romas ew'ge Pracht im Tode
Und die Römer, Herr, die Römer
Seh'n mit Staunen und mit Ehrfurcht:
Denn ſie ſind die Herr'n der Künſte
Deutſche ſind die Herr'n des Geiſtes! —

Alſo war ein Tag in Roma;
So iſt Alles wohl vertheilet
Von der Herrſchaft deines Weltreichs
An Barbaren und an Fremde.
Drum erlaß mir nun das Wandern
In der Nachtzeit, endlich müde
Bin ich's, unſ're einſt'ge Größe
Stets erniedert heut' zu ſehen.
Großer Cäſar, bannſt du einmal
Mich hinauf noch in das Leben,
Tauch' ich meine Hand ins Becken
An Sanct-Peter's Gnadenpforte,
Um zu ſchwören ſanft'rer Gottheit,
Die die Kaiſerherrſchaft ſtürzte,
Um zu ſchlafen dann als Freier
Und als Chriſt in ew'gem Frieden.

2. Cäſarenenkel.

Biſt du nicht, o Principe, zu preiſen!
Wer hat noch wie du ſo ſchöne Hunde,
Die ſo wachſam ſind und ſo gelehrig
Springen übern Stock und Münzen ſuchen!
Wer hat deines Hengſtes einen gleichen!
Weißgezeichnet iſt er auf der Stirne,
Von dem Hals ihm flattert roth die Mähne,
Und er hebt ſo leicht die ſchlanken Füße,
Als beſchritt' er einen Geiſtertanzplatz. —
Dennoch trübt, mein Principe, dich Schwermuth.
Ruhm hat dein Palaſt bei allen Fürſten;
Auf Korinthos Säulen ruht die Halle,
Götter blicken in die weite Landſchaft
Lebenlächelnd in todtkaltem Marmor.
Helden ragen im Cäſarenkranze,
Weltbeherrſcher ruhen an den Pforten
Und die Brunnen rauſchen in den Gärten.
Biſt du ſelber nicht aus Heldenblute
Schlank gewachſen wie ein Götterliebling?

Lockig und olympiſch wallt dein Haupthaar,
Breit und geiſtbewohnt iſt deine Stirne,
Daß ein Bildner als Apoll dich formte,
Daß die Hirten auf dem Platz Navona
Jubeln, wenn dein Zweigeſpann vorbeifährt,
Daß ich manche Schöne weiß in Roma,
Die vom flachen Dache lang dir nachſieht
Und im Schlaf noch deinen Namen lispelt.
Biſt du nicht, o Principe, zu preiſen?
Dennoch ſah ich lächeln dich noch nimmer!

Mach' ein Ende, Freund, mit deinem Rühmen!
Was ſind mir die Hunde? Hunde ſind ſie,
Wenn ſie noch ſo klug Verlor'nes ſuchen,
Nimmer finden ſie verlor'ne Ehre. —
Was iſt mir mein Hengſt der weißgefleckte?
Flattert ihm vom Hals auch roth die Mähne,
Nimmer flattert uns die rothe Fahne. —
Was ſind mir die Marmorbilder alle
Mit dem todten Weltbeherrſcherzürnen,
Als die Ahnen, die am Pranger ſtehen?
Was bin ich als ein lebend'ger Schatten,
Todtgebor'ner ohne Todesruhe,
Götterliebling ohne Gott im Himmel,
Frau'nidol, doch ohne Ruhm der Mannheit?
Was iſt all mein Glück als Schimpf und Geißel,
Seh' ich Roma ſchmachten unter Fremden,
Kön'gin einſt, jetzt aller Völker Dirne?!

3. Sic transit — —

Herr, Ihr gabt dem Blinden an der Halle,
Gebt auch mir, Signore! Schier erblindet
Sind die Augen unſ'rer heil'gen Kirche
Und des Strickes um den Leib bedarf man,
Um den Magen in Raiſon zu halten.
Seht, die Gönner ſind dahingeſtorben;
Ach, daß ſie den Cäſar uns gemordet,
Die Verfluchten! Denn er war ein Chriſt, Herr,
Und bewirthete die Armen Romas
In den Gärten. Auch den Kirchen ſchenkt' er
Gute Aecker, Pfründen und Abteien,
Zu der Ehre Gottes und Maria's.

Später kamen die Barbaren alle,
Kaiſer Karl und Friedrich mit dem Barte;
Ghibellinen waren's alle Beide,
Und ſie haben Rom ſo zugerichtet,

Daß die Spinnen ſelber hier verhungern.
Heute, ſchaut, in kühler Frühe kommen
Alte Mütterchen mit ihrem Rohrſtuhl
Oder lahme Männchen, Poverelli,
Denen wir die Kloſterſuppe geben,
Wenn die Spende reichlich für uns ausfiel.
Auch wol Damen kommen oft verſtohlen,
Hier zu beten, doch die Augen heimlich
Geh'n rundum, ob der Geliebte da ſei,
Hinter einem Pfeiler ſie erwartend,
Und dann geben doppelt ſie dem Blinden,
Wenn er ſtammelnd klappert mit der Büchſe;
Aber Männer findet Ihr hier ſelten.
Zwar, Signor — wir retteten noch Manches;
Säh't Ihr unſ're Herrlichkeiten alle,
Bilder, die einſt Rafael gemalt hat,
Als er noch im Kinderröckchen barfuß
Wie ein Jeſus ſaß im Mutterſchooſe —
Dann ein Erſtes Menſchenpaar vom großen
Budnarotti, das er nach dem Tod noch
Als ein Geiſt mit Feigenblättern ſchmückte,
Weil er Ruh' nicht fand im Fegefeuer! —
Dann vom Mönch Angelico, Ihr kennt ihn,
Der das Oel erfand, damit man malet
Und iſt doch verhungert beim Salate,
Weil er nicht den Eſſig konnt' erſchwingen. —
Endlich eine köſtliche Madonna
Guido Reni's, dem die Engel halfen,
Während er am Nachmittag geſchlafen.
Zwar die Fremden ſagen oft, man ſäh' es,
Daß ſie droben niemals zeichnen lernten,
Weil ſie ewig nur Poſaune bliefen. —
Ganz zuletzt ein Werk von Caravaggio,
Der ſich kunſtvoll an das Kreuz geſchlagen
Und ſich ſelbſt dann ſinnreich mit den Zähnen
Vor dem Spiegel auf die Leinwand malte.
Doch dies iſt das Wenigſte, Signore,
Säh't Ihr unſ're Teppiche, die Fahnen,
Purpur und Damaſt mit Gold durchwirket,
Lampen, Leuchter aus getrieb'nem Silber,
Einen heil'gen Schädel mit Rubinen
In den Augenhöhlen und den Kiefern
Und was ſonſt erfodert wird zum Cultus —
Leider liegt es lange ſchon im Pfandhaus
Bis zum nächſten Oſterfeſte wieder. —
Auch die frommen Wunder conſervirt man,
Daß ein Heil'genbild den Kopf bewege
Oder ſeine Augen lieblich wende.

Solches machte ſonſt die Menge glücklich;
Aber heute iſt des Glaubens Senfkorn
Schmacklos worden, ſeit ein jeder Freigeiſt
Seinen Senf zur Aufklärung gegeben.
Zwar der Heil'ge Vater ſieht geduldig
Alldem zu. Er weint wol ſelbſt darüber:
Aber kann er's ändern vor den Fremden,
Vor den Feinden in dem eig'nen Hauſe? —
Grade iſt es wie zu Cäſar's Zeiten:
Denn Verſchwörung ſpukt in jedem Keller,
Kugeln gießen ſie in ſchwarzer Nachtzeit,
Schleifen Dolche, bauen Mordmaſchinen
Grade wie zu Cäſar's Zeit — Ihr wißt ja,
Manche Sorge macht' ihm ſein erwachſ'ner
Sohn Auguſtus, der wol ganze Nächte
In der Schenke lag, doch größeren Kummer
Schuf ihm früh ſein Enkelchen Tiberio.
Denn er quälte frech des Vaters Leibmohr,
Tragen mußt' er ihn auf allen Vieren —
Und noch mehr, er ſtürzte ſchon als Knabe
Junge Hunde hoch vom Fels Tarpejas,
Hieb den Schwanz ab allen Katzen Romas;
Deshalb ward er ſpäter ſolch ein Bluthund.
Auch viel früher fing er an zu lieben
Als es gut iſt; alle Mädchen fragt' er
Auf der off'nen Gaſſe, wo ſie wohnten.
Denn Ihr wißt, Signor, mit ſchönen Kindern
War die ew'ge Roma ſtets geſegnet.
Wenn Ihr Neigung ſpürtet, Eccellenza,
Weiß ich eine junge, ſchöne Witwe;
Jungfrau iſt ſie noch und ſiebzehn Jahr' alt,
Denn ihr alter Mann iſt weggeſtorben
An dem Tage, wo er Hochzeit machte,
Und ſie kommt hierher an jedem Morgen,
Jeden Morgen um die zehnte Stunde.
Eines guten Wörtleins nur bedürft' es,
Denn es iſt mein Beichtkind ſchon ſeit Jahren,
Und Ihr habt es ganz das heiße Herzchen.
Darum habt für uns auch, Excellenza,
Eine milde Hand wie für den Blinden,
Der es Euch nicht lohnt. Zwar ſchier erblindet
Sind die Augen unſ'rer heil'gen Kirche,
Doch ſie findet wol den Weg im Dunkeln,
Führt Euch hin, da wo Ihr ſelig werdet
Wie in Abram's Schoos und noch darüber.

4. Cucurullu.

Wie ſchön iſt doch dein Nachbar, Tereſina!
Ein Hut von Stroh, geſalbt das krauſe Haar,
Das Kleid von ſanftem Zeuge hellgewürfelt
Von Linnen ſeine Schürze, an den Füßen
Die glanzlackirten Schuhe ſonnenſpiegelnd,
So trägt ſich Cucurullu! Keine Straße
Hat ſolchen Hexenmeiſter; tauſend Künſte
Verſteht er ohne Gleichen. Singen kann er,
Daß Wände ſchüttern, Schnecken kann er ſieden,
Citronen preſſen und Eiswaſſer wirbeln,
Ball ſchlagen, Brillen ſchleifen, Boccia ſpielen,
Pomade kochen und die Pudel ſcheren,
Sodaß ſie Troddeln an den Füßen tragen.
Laß dich erflehen, ſchöne Tereſina,
Schau' nicht nach Fremden, hör' nicht auf die Padri!
Die Einen flieh'n, ſobald der Juli kommt,
Unfähig, eure Gluten zu ertragen;
Doch in der Heimat ſingen ſie dann Lügen
Von eurer Gunſt, die niemals ſie verdienten
Und prahlen laut mit Römerinnenliebe.
Die Andern geh'n mit heiligem Spruch im Munde,
Doch wie der Schwarzrock deckt die bunten Strümpfe,
So hüllt ſich bunte Luſt in frommes Wort oft,
Und ſind auch alle nicht ſo böſe Wölfe,
Doch Füchſe ſind es alle, manch ein Hühnchen
Zu locken in das Kloſter Malepartus. —
Doch du biſt nicht geboren, Eiſenriegel
Mit Thränen zu erweichen und bei Nachtzeit
Verſtohl'nen Blicks zum Heiland aufzuſchmachten.
Er iſt ein ſtrenger Bräutigam, nur Schatten
Sind alle Heil'gen für die warme Jugend.
Und haſt du auch im Schleier gut zu leben,
Sind fette Nonnen vollends mir abſcheulich.
Und ſchließlich ſag' ich: hoffe nicht, durch Schönheit
Und Anmuth einen Nobile zu fangen,
Weil einſt Cäſaren ſchöne Kinder liebten.
Sie haben wol die erſte Welt erobert,
Doch haben auch die reiche Welt verloren
Und ſind Baſtarde aus Barbarenblute.
Drum ſei geſcheut und liebe Cucurullu,
Den Hexenmeiſter mit geſundem Bruſtbaß;
Er kann Pomade kochen, Pudel ſcheren,
Und das iſt viel für dieſe ſchlechten Zeiten.

Die franzöſirende Richtung der neuern deutſchen Dramatik und Dramaturgie.

Von

Rudolf Gottſchall.

Noch iſt kein Jahrhundert vorübergegangen, ſeit Leſſing mit der ſieghaften Schärfe ſeines Geiſtes dem damals geprieſenen Muſtertheater der Franzoſen ſeine innere Hohlheit nachgewieſen — und die deutſche dramatiſche Muſe befindet ſich wieder auf dem beſten Wege, an jenen zertrümmerten Altären ihre Opfer darzubringen. Dieſe Behauptung mag vielleicht neu erſcheinen, weil ſolche Richtungen ſich anfangs unmerkbar einſchleichen, ſolche Umwandelungen ſich ohne großes Geräuſch vollziehen, bis man plötzlich, erſtaunt über die neue Ordnung der Dinge, ſich mitten in derſelben befindet. Doch man braucht gerade nicht das Gras der Literaturgeſchichte wachſen zu hören, um die bedenklichen Symptome dieſer Umwandelung in der dramatiſchen Production und Kritik, gerade in den maßgebenden Kreiſen, zu erkennen. Denn nicht jene maſſenhaft ins Kraut ſchießende, in der Verborgenheit des deutſchen Buchhandels fortwuchernde Productivität der Muſe kommt in Betracht, über deren Exiſtenz uns faſt nur die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ in ihren ſummariſchen Artikeln Auskunft ertheilen: es handelt ſich um jene Spitzen der dramatiſchen Literatur, welche von den Bühnenverwaltungen gepflegt und von der Tageskritik aufs ausführlichſte berückſichtigt werden. Hier iſt in Tragödie und Komödie die franzöſirende Richtung in neueſter Zeit ſo vorherrſchend geworden, daß wir gar nicht ſoweit davon entfernt ſind, den Zopf der Ariſtoteliſchen Regelrechtigkeit und Gottſched'ſchen Dreſſur wieder in ſeiner alten Glorie an unſerer Melpomene und Thalia zu erblicken! Man führt Leſſing und Shakſpeare im Munde, man richtet die Shakſpeare'ſchen Stücke für die Bühne ein und würde ſich doch bekreuzigen, wenn ein junger Autor ein im Shakſpeare'ſchen Geiſte gedichtetes Stück, auch wenn es nicht entfernt an die Regelloſigkeit des großen Briten erinnerte, zur Aufführung einreichte. Wir reden der Shakſpearomanie gewiß nicht das Wort; aber wo das entgegengeſetzte Extrem ſich faſt ausſchließlich geltend zu machen ſucht, ſcheint es an der Zeit, den Schatten Shakſpeare's wieder einmal heraufzubeſchwören, der ſich jetzt gegen liebäugelnde Verehrer wenden müßte, die ihn heute küſſen und morgen verrathen. Die Gefahr iſt nahe, daß man uns wieder Corneille, Racine und Voltaire und dazu vielleicht noch Arnauld und Ponſard als die größten Dramatiker aller Zeiten octroyirt. Noch wagt man es freilich nicht, weil man nicht den Muth hat, die Conſequenzen der eige-

nen Anschauung zu ziehen; dennoch ist die Thatsache nicht fortzuleugnen und der warnende Ruf berechtigt: Videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat!

Die historische Tragödie, die große Errungenschaft Shakspeare's und Schiller's, droht vom Répertoire zu verschwinden. Daß Shakspeare'sche und Schiller'sche Stücke gegeben werden, ist gleichgültig, eine Sache der Tradition und Observanz, ein fait accompli eines gedankenlosen theatralischen Rituals. Daß es nicht mit Bewußtsein geschieht, geht daraus hervor, daß die meisten neuern Dramen, welche, im ähnlichen Stil gehalten, ein gleiches Streben bekunden, von denselben Intendanzen und Directionen zurückgewiesen werden, welche sorgfältig über die Wiederholungen der sogenannten classischen Tragödien Rechnung führen lassen. Wir sehen dabei von allen politischen Rücksichten ab, die hier und dort die Zulassung eines historischen Trauerspiels verbieten mögen. Die Gründe sind vorzugsweise ästhetischer Art und ihre Consequenzen führen geradeswegs zu Boileau zurück. Die historische Tragödie verlangt, ihrem Wesen nach, eine ins Breitere gehende dramatische Gliederung, eine umfangreichere Projection, größere Mitwirkung der Massen, um der Poesie des Weltgeistes gerecht zu werden; sie verlangt den vollen Schwung des weltgeschichtlichen Pathos, eine zündende, elektrisirende Begeisterung, hin und wieder die Aufnahme eines epischen Elements. Der britische Tragödiencyklus Shakspeare's ist freilich, mit Ausnahme von „Richard II." und allenfalls „Richard III.", in dieser Auflösung in das Epische viel zu weit gegangen und kann nicht als Muster dafür dienen; eher schon sein „Coriolan", weil da, bei aller bunten Bewegung der Massen, bei all dem unruhigen Gähren der Handlung, doch die dramatische Einheit gewahrt ist, die Entwickelung des Helden selbst den Kern der Tragödie bildet und eine großartige tragische Peripetie den Abschluß herbeiführt. Und in der That hat ja auch „Coriolan" seine Bühnenwirksamkeit hinlänglich in neuester Zeit erprobt, trotz dessen, daß er von denselben Dramaturgen, die ihn für die Bühne „beim Oel der Nachtlampen" eingerichtet, zurückgewiesen worden wäre, wenn er das Unglück gehabt hätte, selbst in dieser eingerichteten Form von einem neuen Dichter eingereicht zu werden. Man hätte auch so noch, mit der Weisheit des Polonius, die Länge des Stücks gerügt — ein Einwand, gegen den sich Shakspeare schon mit Hamlet's beißender Ironie wehrt: „Es soll mit Ihrem Barte zum Barbier" —; man hätte ihm den Mangel einer spannenden Intrigue zum Vorwurf gemacht, über das Vorwiegen des epischen Elements die Achseln gezuckt u. dergl. m. Und wäre es den Schiller'schen Tragödien, einer „Jungfrau von Orléans", einem „Wilhelm Tell" bei den tonangebenden Dramaturgen des heutigen Tags besser ergangen? Gewiß nicht! Gottsched und Boileau spuken noch in zu vielen Köpfen;

die „franzöſiſchen Muſter" haben eine ſtille Reaction gegen die großen engliſchen und deutſchen Vorbilder hervorgerufen. Daß dem wirklich ſo iſt, beweiſt die Vorliebe für „antike Stoffe", ganz wie zu den Zeiten Corneille's, Racine's und Crébillon's, nicht einmal zu antiken Geſchichtsſtoffen, welche durch die Vorführung großer öffentlicher Charaktere und politiſcher Parteibeſtrebungen verwandte Saiten der Gegenwart berühren konnten: nein, zu jenen mythiſchen Stoffen, deren Behandlung jeden poetiſch Strebenden bereits auf den Schulbänken von Tertia und Secunda anlockte, wenn ihm die olympiſchen Kränze des Sophokles und Euripides den Schlaf raubten! Bei aller Ehrfurcht vor den großen Tragöden des Alterthums können wir bei dieſen Nachdichtungen niemals den Eindruck „akademiſcher Studien" von uns abwehren; ja wir behaupten, jene Dichter wären nicht unſterblich geworden, wenn ſie nicht im Geiſte ihrer Zeit und ihres Volks gedichtet, ſondern ſich irgendeinen chaldäiſchen oder äthiopiſchen Helden geſucht hätten. Von allem Muſterhaften, durch welches ſie ſich auszeichnen, ſcheint uns dies das am meiſten Nachahmungswürdige zu ſein — und gerade das verſäumen unſere antiken Epigonen. Statt dem vernünftigen Beiſpiele der Sonne zu folgen, welche ſich längſt vom Hauſe der Atriden mit Abſcheu abgewendet, ſchwelgen wir post festum in ſeinen Gräueln — und dabei glauben wir nicht einmal mehr an die Götter und an die allwaltende Moira! In der That, eine Zeit, die ſich zu ſolchen Experimenten hinneigt, ſcheint einen unhiſtoriſchen Geiſt zu bekunden, der freilich für die echte hiſtoriſche Tragödie nicht geſchaffen iſt — wenn uns nicht etwa dieſe dramatiſchen Studien gewaltſam von jenen Bühnenleitungen octroyirt werden, die uns ſo wieder allmälig an die Regelrechtigkeit des alten franzöſiſchen Dramas und an die falſch ausgelegten Geſetze des Stagiriten gewöhnen wollen. Denn dieſe antike Dramenproduction hat doch des Nachts ihren Voltaire und Crébillon unter dem Kopfkiſſen liegen; die Stoffe ſind verwandt, ſo wird es wol auch die Behandlung ſein. Große Beſchränkung der handelnden Perſonen; Einheit von Zeit und Ort, die Laube bereits in ſeinem „Struenſee" mit Aufhebung aller höhern Intereſſen durchgeführt hat; ein abſtract gehaltenes Pathos, das ſich mit keinem hiſtoriſchen Geiſte, mit keiner beſtimmten Weltanſchauung ſättigen kann — — was fehlt da noch zum Codex Boileau's, was fehlt einer ſolchen modernen Klytämneſtra noch, außer dem Reifrock, um als eine Heldin Crébillon's über die Breter zu wandeln? Warum ſtellen wir nicht Addiſon's „Cato" hoch über Shakſpeare's „Coriolan"? Die antiken mythiſchen Stoffe ſind in Wahrheit nichts als Familiendramen auf dem Kothurn und mit tragiſchem Ausgang; ſie ſind, dem Inhalt nach, eine nur halbverkleidete Reaction gegen die moderne hiſtoriſche Tragödie; in der Behandlungsweiſe aber leiden ſie an allen, von Leſſing

bereits bekämpften und überwundenen Reifrock-Gallicismen. Glücklicherweise hat das Publicum sich, diesen dramaturgischen Experimenten gegenüber, ziemlich neutral verhalten. Wenn auch in der Einfachheit der Composition und der Oekonomie der Behandlung ein Fortschritt der Technik unverkennbar ist, so dürfen diesem doch niemals höhere Interessen geopfert werden. In der Regel ist mit diesen technischen Fortschritten eine Entleerung des geistigen Reichthums verbunden, und solche Beschränkungen sind der Armuth willkommen, die sich im engsten Kreise noch immer zur Genüge ausbreiten kann. Eine ähnliche Reaction, wie sie diese neue bis zur Aengstlichkeit regelrechte Tragödie gegen die Schiller'sche dramatische Dichtweise vertritt, finden wir in der Geschichte des englischen Theaters wieder — und zwar entwickelte sie sich dort ebenfalls unter französischen Einflüssen. Man vergleiche den „Cato" von Addison, „The mourning bride" von Congreve, „The fair penitent" von Rowe, den „Douglas" von Home, „The siege of Damascus" von Hughes und ähnliche Tragödien mit den großartigen Schöpfungen Shakspeare's; man wird die Einfachheit der Composition, die Oekonomie der Behandlung, die Sicherheit der scenischen Technik, den glatten Jambenfall anerkennen müssen — aber welche Nüchternheit des Inhalts, welche Einförmigkeit der Charakteristik, welcher Mangel an genialem Humor, an historischem Tiefblick! Kaum war ein Jahrhundert seit Shakspeare's Tod dahingegangen — und der dramatische Stil des großen Briten war bis auf die letzte Spur verschwunden, nicht einmal geächtet, sondern in Vergessenheit gerathen! Entscheidend dafür war das Herüberwirken des französischen Theaters, dessen Hauptschöpfungen in mannichfachen Bearbeitungen damals die englische Bühne beherrschten. Ist diese Situation nicht der heutigen ähnlich? Wird nicht, besonders von Wien aus, die Bühnentechnik, das antikisirende Drama, die französirend classische Richtung fast ausschließlich gepflegt, ohne dem höhern dramatischen Genius Rechnung zu tragen? Und wie damals in England von Lillo und Moore das bürgerliche Drama erfunden wurde und neben jenen am Spalier gezogenen Jambentragödien die Bretter beherrschte: so sehen wir auch an der süddeutschen Hauptbühne neben den Klytämnestren, Sophonisben und Iphigenien das Familiendrama im vollsten Flor, sodaß die Direction, nicht zufrieden mit den zahlreichen dramatischen Kindern der Frau Birch, sogar zu Iffland zurückgreift und eine „Elise von Valberg" zur Aufführung bringt. Es ist ein Hauptverdienst der berliner Intendanz, des berliner Publicums und der berliner Kritik, durch den frischen, genialen Naturwuchs der Brachvogel'schen Stücke dieser formellen Dressur, dieser altfranzösischen Classicität, die sich dem deutschen Theater aufdrängen will, einen Damm entgegengesetzt zu haben.

Natürlich beſchränkt ſich dieſe franzöſirende Richtung nicht auf das Trauerſpiel; ſie beherrſcht auch das Luſtſpiel, nur daß hier nicht die ältere, ſondern die neuere Komödie, nicht der Charaktere ſchaffende Molière, ſondern der Intriguen ſpinnende Scribe für den unbedingten Muſterſchriftſteller gilt. Hier iſt die Anſteckung mit franzöſiſchem Geiſt bereits ſoweit gediehen, daß die Kritik, wie mit ſchweigendem Uebereinkommen, ein hiſtoriſches Luſtſpiel nur nach dem Maße mißt, das Scribe mit ſeinem „Glas Waſſer“ oder „Miniſter und Seidenhändler“ an die Hand gegeben, und die deutſche Komödie in Gefahr ſteht, in einer Fortentwickelung der ſpaniſchen Degen- und Mantelſtücke aufzugehen. Dieſe einſeitige Ausbildung eines allerdings weſentlichen Beſtandtheils der Komödie, der Intrigue, iſt dem deutſchen Geiſte um ſo fremder, als er gerade für dieſe Seite die geringern Sympathien hat. Die feine, ſubtile, auf dialektiſchen Spitzen tanzende Führung der Intrigue läßt gerade die Blüten der neuern franzöſiſchen Komödie, die Stücke von Augier, Muſſet, Ponſard und Andern ungenießbar für den deutſchen Geſchmack erſcheinen und trägt nicht minder wie die Verſchiedenheit der ſocialen Zuſtände, die Schuld, daß ſelbſt „Demi-monde“, „La bourse“, „La question d'argent“ in Deutſchland kein Glück machen. Trotz dieſer entſchiedenen Thatſache und trotz aller Fiascos, die ſie damit erleben, werden einige erſte Bühnenleitungen nicht müde, immer wieder ihr Steckenpferd des franzöſiſchen Intriguenſtücks dem Publicum vorzureiten, ſei es nun in Bearbeitungen, ſei es in Originalarbeiten verwandten Geiſtes; wird die Kritik nicht müde, an jedes neue deutſche Luſtſpiel den Maßſtab des franzöſiſchen anzulegen, mag es auch in dem Geiſt und der Behandlungsweiſe um eines Himmels Weite von dieſem verſchieden ſein. Dadurch wird zuletzt auch das Publicum irregemacht, und wenn es dem franzöſiſchen Luſtſpiel keinen Geſchmack abgewinnen kann, ſo ſcheut es ſich faſt, in einem deutſchen, d. h. deutſch gedachten und durchgeführten, herzlich zu lachen, aus Furcht, daß eine ſtrafende Kritik ihm die Unfeinheit des Stücks und damit auch die Unfeinheit ſeines Lachens hinterher nachweiſt. Und doch iſt das gute äſthetiſche Recht auf ſeiner Seite! Das deutſche Luſtſpiel hat ſich von je mehr an das engliſche angelehnt, das unſerm Geiſt verwandter iſt als das romaniſche und das ſich immer von franzöſiſchen Einflüſſen freihielt, ſelbſt als die Tragödie darunter ſchmachtete. Das ſchlagendſte Beiſpiel hierfür iſt Congreve, der in ſeinem einzigen Trauerſpiele: „The mourning bride“ in Anlage und Durchführung der Eleganz der franzöſiſchen Muſter nachſtrebte, während er in ſeinen Luſtſpielen „The way of the world,“ „The double dealer“ und andern, die ganze joviale Derbheit und Luſtigkeit des engliſchen Humors entfaltete. Der freie britiſche Humor ließ ſich nicht unter das Joch beugen, das die regelrechte Eleganz der Gal-

lier uns heute wieder über unsern vielgewohnten deutschen Nacken zu werfen droht. Messen wir alle englischen Lustspiele mit dem Maße der Scribe'schen, so werden wir die Intrigue in ihnen plump finden, am plumpsten bei Shakspeare; wir werden die Feinheit der Motivirungen, der psychologischen Nüancen und Uebergänge vermissen, aber wir werden dafür einen frisch hervorsprudelnden Humor und Witz, eine joviale, das Ganze durchwehende Heiterkeit finden, welche dem Genius des Komischen weit mehr entspricht als jenes Spinnenwebennetz der Intrigue, in dessen Maschen sich die Charaktere fangen, die ja in den frühern Intriguenstücken zum Theil nur typische Masken waren, Schachfiguren, mit denen der Dichter operirte. Zunächst also wollen wir dem deutschen Lustspiele die unbefangene Heiterkeit, Frische, Jovialität des Humors, den echtkomischen Geist vor jener nicht attischen, sondern gallischen Verfeinerung retten, welche mit einem sogenannten, eleganten, aber witzlosen oder nur witzig schielenden Dialoge ihre Schuld an das Komische abgetragen zu haben glaubt. Dies gilt nicht nur von dem bürgerlichen, sondern auch von dem historischen Lustspiele, das auch in der That in einigen Versuchen neuerer Dramatiker, wie z. B. Gutzkow's, einen ganz andern Geist athmet als die Scribe'schen Komödien. Denn während diese das Stoffliche der Geschichte vermeiden oder die Geschichte gleichsam ironisch auflösen, indem sie die Intrigue zu ihrer Trägerin machen, geht das echte deutsche historische Lustspiel mit freiem Humor gerade auf das Wesentliche des geschichtlichen Inhalts ein, sucht historische Charaktere in heitern Conflict zu bringen und geht, bei der Entwerfung des Plans, in der Ausbeutung der Intrigue nie soweit wie Scribe, der das Intriguenstück zur Apotheose der Intrigue verwendet.

Um den Unterschied des französischen oder französirenden und des echtdeutschen Lustspiels schärfer zu erkennen, ist es von der größten Wichtigkeit, das Verhältniß der Intrigue und der Charaktere im Lustspiel näher ins Auge zu fassen. Der Ausspruch des Aristoteles: die Charaktere sind der Handlung wegen da und nicht die Handlung der Charaktere wegen, scheint bei oberflächlicher Betrachtung zu Gunsten des Intriguenstücks zu sprechen. Doch abgesehen davon, daß die durch das Christenthum hervorgerufene Vertiefung des innerlichen Lebens auch im modernen Drama eine größere Entwickelung des Charakteristischen nothwendig macht und man jenen Ausspruch des Aristoteles ebenso wenig unbedingt adoptiren kann wie die Maske der hellenischen Schauspieler: so ist doch zwischen Dem, was der große Stagirit „Handlung" nennt, und der französischen „Intrigue" ein sehr wesentlicher Unterschied. Auch würden die Stücke des großen Vorbildes der attischen Komödie Aristophanes nicht in den Rahmen eines Intriguenstücks passen. Der Philosoph warnt in jenem Ausspruche nur vor jener müßigen Ausmalung

des Charakteriſtiſchen, vor der Erfindung von Charakteren, welche nicht in die Handlung eingreifen, und in der That würde ſein Tadel nach dieſer Seite hin, ſelbſt nach Abzug derjenigen Momente, die ſich durch die freiere Entwickelung des modernen Dramas rechtfertigen laſſen, manches Stück von Shakſpeare mit Recht treffen.*) Die Handlung des Dramas aber ſoll aus dem Conflict der Charaktere hervorgehen, und nur darauf kann eine vernünftige Intrigue beruhen. Die Intrigue der franzöſiſchen Luſtſpiele aber verſchiebt in der Regel die Charaktere zu ihren Zwecken und verwandelt ſie in hölzerne Puppen und Marionetten. Gerade darum, weil ſie mit der innern Nothwendigkeit der Charaktere und einem naturgemäßen Fortgang der Handlung nichts zu thun hat, braucht ſie, um ſich verſtändlich zu machen, jene übermäßige Motivirung, die von ihren deutſchen Beſchützern bei den deutſchen Productionen mit Achſelzucken vermißt wird. Und doch iſt die übermäßige Motivirung ein Fehler, der eben mit dem Grundfehler des ganzen Intriguenſtücks zuſammenhängt. Schafft nur Charaktere von Fleiſch und Blut und Leben, ſo könnt ihr dreiſt an die friſche Empfänglichkeit und wache Phantaſie des Publicums appelliren und braucht nicht in jene langweilige Kleinlichkeit zu verfallen, die ihr für den ſoliden Unterbau des Dramas haltet! Man braucht nicht mit dem Ei der Leda zu beginnen, um den Trojaniſchen Krieg zu motiviren; die Kette von Urſachen und Wirkungen iſt unbegrenzt. Es kommt darauf an, wieweit, bis zu welchem Gliede der Dramatiker ihr nachzugehen hat. Ein verkünſteltes Stück, das auf lauter gemachten Vorausſetzungen beruht, muß da freilich ziemlich weit zurückgreifen, um ſich immer verſtändlich zu machen, und bei der Durchführung des Plans ſelbſt nicht blos ſo viele Hinterthüren in den Couliſſen, ſondern auch ſo viele Hinterthüren in der Seele ſeiner Helden benutzen, daß es einen hochgethürmten Aufbau und Aufputz von Motivirungen nöthig hat. Das iſt ein Fehler der franzöſiſchen Intriguenſtücke, die überhaupt in der hyperfeinen Seelenmalerei weiter gehen, als dem Dramatiker erlaubt iſt; denn eine auf Schrauben geſtellte Pſychologie iſt im Drama ungehörig. Man leſe und ſehe die franzöſiſchen Intriguenſtücke und verſuche, ihre Handlung klar und deutlich wiederzugeben — — dies iſt nur bei der geſpannteſten Aufmerkſamkeit möglich und erfodert wiederum einen Aufwand des Erzählens, der ſich ins Breite verliert, weil der gediegene Halt fehlt; man ſchlürft ſie herunter wie Schaum! Man vergleiche damit die engliſchen Luſtſpiele, nicht blos Shakſpeare's, Ben Jonſon's und Maſſinger's, ſondern auch Farquhar's,

*) Selbſt die neuariſtoteliſchen Tragiker an der Donau laſſen ſich manchen Verſtoß gegen dieſe Regel zuſchulden kommen. So iſt z. B. der ganze zweite Act des „Fechter von Ravenna" nur ein Charaktergemälde des Caligula.

Colman's, Congreve's, Sheridan's — da ist nichts zu sehen von diesem langweiligen Knäuel von Motivirungen, den die Intriguanten par excellence jongleurartig aus dem Munde ziehen; lebensfrisch treten die Charaktere auf die Bühne und interessiren uns unmittelbar für ihre Zwecke, durch deren absichtliche und zufällige Collisionen sich die Intrigue des Dramas bildet. Und dies ist auch die gute Art der ältern Schröder'schen und Kotzebue'schen Lustspiele, über welche unsere Altvordern so herzlich gelacht. Wer aber lacht in den neuen französischen oder französirenden Stücken? Das sind Lustspiele ohne Lust. Hier müssen wir noch schließlich gegen den Dialog der französirenden Stücke protestiren. Der Witz der Situation ist für das Lustspiel wesentlich, er kommt in den Intriguenstücken manchmal, obgleich in sublimirter Feinheit zur Geltung; aber der Witz des Dialogs ist es nicht minder. Keine Eleganz der Conversation kann für den fehlenden Witz entschädigen, ohne welchen man die Begabung des Autors für das Lustspiel mit Recht in Frage ziehen kann. Denn erst der Witz reinigt mit seinen zündenden Schlägen die Atmosphäre, daß wir in das Reich jener ungetrübten Heiterkeit eingehen, welche das Reich der echten Komik ist! Witzig war Aristophanes, witzig sind Shakspeare und Sheridan, und welchen schlagenden Witz besitzt auch unser sonst durchaus nicht empfehlenswerther Kotzebue! Der Witz darf schlagend und kräftig sein, ohne etwa das Lustspiel in eine niedrigere Rangstufe zu versetzen; denn diese abgeblaßten Pointen der französischen Lustspielconversation, diese kleinen Nadelstiche, die nur dazu da sind, die Intrigue festzuheften, und nicht aus dem vollen Reichthum einer echtmenschlichen Individualität entspringen, genügen keineswegs, am wenigsten für den deutschen Volksgeist.

Wir haben in der Vernachlässigung der großen historischen Tragödie, in der vorzugsweisen Betonung der Bühnentechnik, in den antikisirenden Dramenstoffen, in der Begünstigung des zusammengekünstelten Intriguenstücks von Seiten vieler Directionen und eines großen Theils der Kritik eine auf französischem Einfluß beruhende Reaction gegen die wahrhaft nationale Entwickelung des deutschen Dramas nachzuweisen gesucht und außerdem von allgemeinen ästhetischen Gesichtspunkten aus die verwerflichen Seiten der französirenden Tragödie und Komödie dargelegt. Wir behaupten nicht, daß diese Richtungen bereits einen durchgreifenden Einfluß auf die deutsche dramatische Production ausgeübt; aber nachtheilig gewirkt haben sie schon ohne Frage! Talente sind dadurch in verkehrte Bahnen getrieben worden; Directionen haben zu Gunsten des dramatischen Franzosenthums den gesunden Nachwuchs der heimischen Muse erstickt; die Kritik hat deutsche Productionen nach einem falschen französischen Maßstab be- und verurtheilt. Darum ist ein entschiedener Protest gegen diese Richtung gewiß an der Zeit! Wir

verkennen nicht, daß wir von den Franzoſen lernen können; aber wir wollen nicht das Lehrgeld mit den rühmlichſten Errungenſchaften des deutſchen Geiſtes zahlen.

Hannoverſche Skizzen.

Von

Adolf Bock.

II.

Hildesheim.

Von Münden ſteigt der Schienenweg auf einem untermauerten Damme den Blumerberg hinan, um den wegen ſeiner Curve beachtenswerthen Tunnel von Volkmarshauſen zu paſſiren und ſich in waldiger und bergiger Gegend bei den Mühlen von Ober-Scheeden vorbei nach Dransfeld zu winden. Es iſt das der einzige Haltepunkt auf der faſt fünf Meilen langen, aber keineswegs durch menſchenleeres Gebiet führenden Bahn von Münden nach Göttingen. Durch tiefe Einſchnitte, welche urweltlich finſterm Geſtein den Anblick der Sonne verſchafften und auf einer kühnen Serpentine, welche das Dorf Ellershauſen in weiter Schlinge umrankt, eilt die Locomotive ſtarken Gefälls in das Leinethal hinab und machte hier auf der Waſſerſcheide zwiſchen Weſer und Leine den ſteilſten Bergübergang, welchen die Ingenieurs nächſt der Bahn über den Semmering, über das Fichtelgebirge und die Rauhe Alp gewagt haben. Der Bahnhof von Münden liegt 476,5 Fuß über der Meeresfläche, der von Göttingen 502,5 Fuß; bei Dransfeld aber ſteht man 1051,5 Fuß über dem Meeresſpiegel. Die Steigung von Münden hinauf beziffert ſich alſo auf 575 Fuß, die Senkung bis Göttingen wieder auf 549 Fuß. Bei einer Länge von 2085 Ruthen beträgt die Steigung daher 1 : 70 und 1 : 64, während die obengenannten Bahnen das Wagniß allerdings auf 1 : 45 und 1 : 40 getrieben haben. Zwar darf man ſich keine allzu ſchroffen Abgründe unter und keine allzu hohen Gipfel über der dransfelder Bahn denken, aber intereſſant genug ſind die aus Trias, tertiären Schichten und dem braunrothen Sandſtein emporgehobenen Baſaltkuppen. Es iſt der Hohe Hagen darunter, von wo aus einſt der göttinger Gauß vermittels des von ihm erfundenen Heliotrops das zwiſchen dort, dem Inſelsberge und dem Brocken liegende Dreieck gemeſſen hat, das größte Dreieck, welches bisjetzt überhaupt vermeſſen wurde: die Summe der drei Winkel wich kaum um 0,2 einer Secunde von 2 Rechten ab. Soweit es die Hohlwege der Bahn geſtatten, erblickt man eine Menge maleriſch hingeworfener Waldecken und Thäler, hübſche Dörfer und Ge-

höfte; nur war ich auf dem neuen Wege nicht schnell genug orientirt, um zu wissen, ob nach den schönen Rittersitzen der Freiherren v. Grote oder der Götze v. Olenhusen rechts oder links vom Wagen auszuschauen sei. Eine prachtvolle Fernsicht dehnt sich bis zum Meißner, den Gleichen, dem Eichsfelde, dem hochgelegenen Dorfe Nikolausberg und der Plesse hin aus.

Von Göttingen wird an einer andern Stelle die Rede sein.

Weiter geht es an Bovenden, Kloster Stein und Nörten vorüber. Schloß Hardenberg bleibt rechts liegen. Das alte Nordheim, durch eine hohe gothische Kirche an eine schönere Zeit erinnernd, zeichnet sich neuerdings fast nur dadurch aus, daß es der Schrecken aller Feuerassecuranzen ist. Von Salzderhelden ist Eimbeck durch Omnibus und Post bald zu erreichen; Eimbeck und Alfeld entwickeln einige Fabrikthätigkeit. Elze aber und die übrigen Stationsorte bis Hannover sind nur Ackerbaustädtchen. Von Nordstemmen zweigt sich die Eisenbahn nach Hildesheim ab, dessen Berücksichtigung bei der Bahnanlage nach Braunschweig und Göttingen ein kleines unregelmäßiges Parallelogramm der Schienenzüge erzeugt hat, an Kleinheit dem Dreieck zwischen Halle, Leipzig und Corbetha vergleichbar.

In den Ausläufern des Harzes, vor der norddeutschen Sandebene gelegen, hat Hildesheim sich einer überaus fruchtbaren Umgegend zu erfreuen. Auf seinen Bergen hat es Wald, in seinen gutbewässerten Thälern vortreffliche Wiesen und Ackerflächen. Seinen Ursprung verdankt Hildesheim Ludwig dem Frommen, indem der Kaiser im Hilswalde eine Kirche baute, welche die von Karl dem Großen zu Elze gegründete überflügelte und die durch ihre Bischöfe Bernward und Godohard zu großem Ansehen gelangt ist. Das Bürgerthum des reichen Bischofssitzes erstarkte; die Stadt gehörte zum Hansebunde und behauptete das ganze Mittelalter hindurch eine gewisse Unabhängigkeit von ihrem Landesherrn.

An Hildesheims Denkmälern einer stolzen Vergangenheit kann man nicht ohne Interesse vorübergehen. Hoch und prächtig sind seine Kirchen, umfassend die ehemaligen Klostergebäude. Die byzantinische Godohardskirche, der Dom, die zu den mächtigsten Verhältnissen angelegte, aber nicht vollendete Andreaskirche tragen den Stempel einer Epoche, wo die Kirche die Kraft, die Festigkeit, die Zuversicht, die Ausdauer in den Vordergrund stellte, ohne deshalb ihre mildern Aufgaben zu vernachlässigen. Der Dom hat unter König Ernst August einen völlig neuen Thurm erhalten, um das berühmte Fismollgeläute ferner erschallen zu lassen. Der Chor des Doms ist sehr alt, noch älter sind die Kreuzgänge, welche mit dem Rittersaal darüber die Ludwig dem Frommen selber zugeschriebene Annenkapelle enthalten. An den Chor lehnt der berühmte alte Rosenstock, durch die Sage wie die Rose von Saron, von

Jericho, vom Rathskeller zu Bremen zu hoher Bedeutung gebracht. Dort, wo der Roſenſtock ſteht, las der Kaplan Ludwig's des Frommen auf einem Jagdzuge eine Meſſe. Der ehrwürdige Herr führte koſtbare Reliquien mit ſich, wie die heutige profane Welt etwa Schnupftabacksdoſe, Börſe und Lorgnette ſtets bei ſich trägt. In der Eile, wieder bei der Jagd zu ſein, hatte der fromme Mann einen werthvollen Knochen dort liegen laſſen, ſchnell umſchlang ihn der Roſenzweig und was das bedeute, konnte nicht zweifelhaft ſein. Bei einem durch Brand nothwendiggewordenen Neubau des Chors im 11. Jahrhundert wurde der in der Wurzel unverſehrt gebliebene Roſenſtock, wie eine Urkunde verbürgt, mit einem Gewölbe umgeben: er mußte alſo ſchon damals beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Seitdem mag der alte Stamm ſchon oft verdorrt ſein, aber die Wurzel trieb immer neue Schößlinge und der gegenwärtige Stock hat den ungewöhnlichen Umfang von einem halben Fuß bei einer Höhe von 25 Fuß und einer Kronenbreite von 30 Fuß erlangt. Im Domchor befinden ſich einige vorzügliche Steinmetzarbeiten, die den Chor von den Schiffen trennende Brüſtung, die oft abgebildete, acht Fuß hohe, aus einem eigenthümlichen ſchönen Kalkſpath beſtehende „Irmenſäule", welcher man lange Zeit heidniſchen Urſprung beimaß, die jedoch aller Wahrſcheinlichkeit nach von Biſchof Bernward's Hand herrührt. Von ihm ſtammen ferner die unter der Orgel aufgeſtellten, faſt 16 Fuß hohen und gegen acht Fuß breiten bronzenen Flügelthüren her, deren Hautreliefs alle Bewunderung verdienen. Von derſelben Hand wurden die rieſigen Kronleuchter zu 72 Kerzen im Schiff und Chor der Kirche, ein vortrefflich gearbeiteter, mit Cameen gezierter Kelch, ſowie die jetzt im Domhof aufgerichtete 13½ Fuß hohe Chriſtusſäule mit Reliefs aus der neuteſtamentlichen Geſchichte gefertigt. Biſchof Bernward iſt überhaupt ein ausgezeichneter Prälat des 11. Jahrhunderts. Er war der Erzieher des talentvollen Kaiſers Otto III. und deſſen Begleiter auf den unheilvollen italieniſchen Zügen. Er war ein edler, ernſter und umſichtiger Staatsmann. In Arzneikunde, Chemie, Mathematik, Malerei und Baukunſt war er erfahren und die Bildwerke des heiligen Erzgießers ſind unbedenklich denen Peter Viſcher's aus dem 16. Jahrhundert an die Seite zu ſtellen. Mit Recht fand Biſchof Bernward deshalb einen Platz in der Walhalla König Ludwig's von Baiern.

Die Martinikirche wird zu einem ſtädtiſchen Muſeum eingerichtet, da Hildesheim reich an hiſtoriſchen Alterthümern iſt. Die einſt reichen Klöſter dienen zu milden Zwecken und das vereinigte Hospital von St.-Barbara, Katharina und Trinität leiſtet Anerkennenswerthes, wie denn der Armenfonds der Stadt mir auf mehr als eine Million Thaler angegeben wurde. Im Magdalenen- und Michaeliskloſter iſt die große

Irrenanstalt untergebracht, welche 500 — 600 Kranke aus dem ganzen Königreiche aufnimmt und unter Dr. Snell's Direction den Ruf einer ausgezeichneten Anstalt bewahrt.

Unter den alterthümlichen Häusern der Stadt zeichnen sich das Rathhaus, einige Tempelherren- und Patricierwohnungen aus. Das Zunfthaus der Knochenhauerinnung wurde seiner kunstvollen Holzschnitzerei wegen vom Magistrat angekauft und angemessen restaurirt. In den Straßennamen wie „die Hölle", „das Fegfeuer" liegt eine Andeutung, wie der Ideenkreis des Klerus sich auch die profansten Dinge zu unterwerfen suchte; das „Paradies" von Hildesheim ist bedauernswerth klein. Die Alpeterstraße soll aus der Oldbetter- (Altflicker-) Straße entstanden sein. Aus Bischof Hezilo's Straße wurde die Eselsgasse. Uebrigens wird man daran, daß man sich an einem katholischen Bischofssitze befindet, bei einer Wanderung durch die Stadt wenig erinnert. Höchstens deutet darauf hin, daß ein Gypsfigurenladen neben der Büste König Georg's V. und Goethe's auch eine Anzahl von Bischof- und Heiligenstatuetten aufstellte.

Den Ruin des Bisthums Hildesheim führte die zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausbrechende Stiftsfehde herbei; sie selber aber war bereits die Folge davon, daß die regierenden geistlichen Herren längst ein sehr ungeistliches Leben führten, sich in Schulden gestürzt und in die Pfandschaften mit dem eigenen Adel und den benachbarten Fürsten verwickelt hatten. Waren doch fast alle Nachfolger der Bischöfe Bernward und Godehard derart kriegerisch, daß der gelehrte Johann Schadeland aus Köln, als er sich (zu Anfang des 14. Jahrhunderts) nach der Stiftsbibliothek erkundigte, von den Chorherren in das Zeughaus geführt wurde. Dort sehe er die Bücher, mit welchen sich ein Bischof von Hildesheim zu beschäftigen pflege. Nach Austrag der Fehde von 1523 mußte das Bisthum die Hälfte seines Territorialbestandes an die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg abtreten; es bekam infolge des Dreißigjährigen Kriegs seine alten Grenzen noch einmal wieder, aber die weltlichen Herren behielten die Anwartschaft. Seit 1711 lag eine kurhannoversche Garnison in Hildesheim, durch Händel zwischen dem Fürstbischof und den protestantischen Landständen herbeigeführt. Im Jahre 1775 war, nach dem damaligen hildesheimischen Hof- und Staatskalender zu urtheilen, der mir in die Hände fiel, der Hofhalt Sr. fürstbischöflichen Gnaden noch ganz ansehnlich. Wir fanden darin unter Fürstbischof Freiherrn Friedrich Wilhelm von Westphal ein Domcapitel von 40 gräflichen und freiherrlichen Namen, welche die Aemter des Dompropsts, des Domdechanten, der Priester, Diakonen, Subdiakonen und Domicellaren einnahmen. Fast ebenso viele Vicare, Commendatare, Lectores waren verzeichnet. Sehr stattlich nahm sich

die Reihe der Geheimenräthe, der Gesandten in Regensburg, Wien, Wetzlar und Rom aus, der Hofkammerräthe, Hofgerichtsräthe, Oberstallmeister, des Oberhofmarschalls, des Oberjägermeisters, der Kammerjunker und Edelknaben. Fünf Mundköche besorgten die Tafel des Bischofs. Da der Landesadel größtentheils zum Protestantismus übergetreten war, so standen lauter Ausländer in den Hofämtern. Preußen räumte in dieser Hinsicht während seines kurzen Besitzes von 1803—6 beträchtlich auf, das Königreich Westfalen acceptirte und die hannoversche Regierung fand keinen Grund, die einmal getroffenen Reformen zu beseitigen. Nachdem der müßige Kirchenpomp verschwunden, ist Hildesheim auf die bescheidenen Bedingungen einer größern Landstadt zurückgeführt worden. Daß es die zweite Stadt des Königsreichs sei, sucht es aber bei jeder Gelegenheit geltend zu machen.

Katholischerseits wird rühmend anerkannt, daß es seit der hannoverschen Besitzergreifung nie zu ernstlichen Reibungen zwischen dem Bischof und der königlichen Regierung gekommen ist. Billige Ansprüche des Diöcesanvorstandes wurden stets befriedigt. Mit der 1848 erlangten Freiheit und der Art, wie alle Ministerien die Verträge hielten, ist der Klerus sehr zufrieden. Auf die Vorstellung des Bischofs von Hildesheim und auf den Nachweis, daß die erfoderlichen Fonds vorhanden seien, hat König Georg V. zugesagt, daß die Diöcese Osnabrück bis Juli 1857 ihren eigenen Bischof erhalten soll. Uebrigens wirthschaftet der katholische Klerus mit den ihm gebliebenen Revenüen sehr sorglich. Bei Stellenerledigung macht er seine Ersparnisse; bei jeder Gelegenheit, wo der Bischof für kirchliche Zwecke seinen Beitrag zeichnet, lassen die übrigen Cölibathalter sich selten karg finden und so haben sie seit 1848 bereits zehn römisch-katholische Pfarren in Münden, Alfeld, Nienburg und andern Orten gegründet, wo bisher keine solche bestand. Den Ursulinerinnen in Duderstadt und Hildesheim vertrauen auch Protestanten ihre Töchter an, weil gegen die rücksichtsvolle Erziehungsart dieser Damen nichts einzuwenden ist. Der norddeutsche Katholicismus ist immer römisch, aber nicht bigot.

Eine während meiner Anwesenheit gerade im Saale des Rheinischen Hof stattfindende Industrieausstellung wies alle bürgerlichen Gewerbszweige auf, welche in einer Stadt von 15,000 Einwohnern zu siedeln pflegen. Die Leistungen anderer Städte des Königreichs waren nicht ausgeschlossen, aber nur vereinzelt eingegangen. Als Hildesheim besonders eigenthümlich war kaum etwas zu bezeichnen. Die Waaren schienen von gutem Stoff und sorgfältiger Arbeit zu sein, aber die Preise waren alle derart gestellt, daß ein Fremder schwerlich in Versuchung gekommen sein wird, hier Bestellungen zu machen. Höchstens waren die schönen Lederarbeiten als verhältnißmäßig billig anzusehen. An der

bedeutenden Flachs- und Leinwandproduction des Königreichs hat das Hildesheimische einen Hauptantheil. Da aber das Handgespinnst noch herrscht, so kommen zwar die sehr dauerhaften gröbern Linnen für den Export nach Amerika in Betracht, aber die feinen und ganz feinen Stoffe fehlen. Aus der Landdrostei Hildesheim wurden im Jahre 1850 7,347,060 Ellen Leinwand auf den Leggen für die Ausfuhr vermessen und gestempelt.

Während in Osnabrück, Ostfriesland und dem Herzogthum Bremen schon seit geraumer Zeit Gewerbefreiheit herrschte, gehört Hildesheim zu denjenigen Städten des Königreichs, worin der Zunftzwang sich erhalten hatte und worauf deshalb die Gewerbeordnung von 1847 Anwendung finden sollte. Diese Gewerbeordnung, welche die Aufgabe hatte, die bestehenden Verhältnisse mit „möglichster Schonung" abzuändern, bestimmte daher, daß man Hausgeräthe u. s. w. nur bei zünftigen Meistern machen lassen, handeln aber auch mit den von draußen eingeführten Fabrikaten darf. Dadurch ist der Zunftzwang eigentlich aufgehoben. Dessenungeachtet sind die Handwerksmeister in den meisten Städten noch träg genug, sich gegen die hereinbrechende Concurrenz nicht nur zu sträuben, sondern sogar keine Concurrenz machen zu wollen. Statt sich zu regen, seufzt und klagt man in uralten Redensarten über schlechte Zeiten. In Hildesheim beginnt indeß wenigstens, durch die Erfolge der Hauptstadt angeregt, eine größere gewerbliche Lebendigkeit. Hier gaben die Schuhmacher 1855 das erste Beispiel einer sich bildenden Genossenschaft zum Ankauf von Rohstoffen, und die erste Rechnungsablage lieferte ein ermunterndes Resultat. Bei einem Umsatz, welcher sich zwischen dem Ankauf von 4294 Thlrn. und einem Verkauf von 3902 Thlrn. bewegte, fiel für die 22 Mitglieder des Vereins eine Dividende von 100 Thlr. 6 gGr., welche jedoch zunächst nur gutgeschrieben wurde, um erst das Betriebscapital von einer Schuld von etwa 1096 Thlrn. zu entlasten. Die Verwaltungskosten hatten zwei Procent für den Lagerhalter und ein Procent für den Rechnungsführer, also etwa 128 Thlr. betragen. Da die Zahl der Mitglieder auf 41 gestiegen war, beschloß man die Genossenschaft ferner dadurch zu erweitern und zu verstärken, daß man die ländlichen Meister der Umgegend zum Beitritt einlud. Den sogenannten Altschustern aber, Gesellen, welche vom königlichen Amte auf Grund des „nachgewiesenen Bedürfnisses" concessionirt wurden, wollte man die Wohlthat des gemeinsamen Rohstoffankaufs aus nicht besiegtem Zunftstolz nicht angedeihen lassen.

Die Gegend von Hildesheim hat mächtige Salzlager, deren Quellen bei Salzdetfurt, Salzgitter, Salzderhelden und Salzhemmendorf vorbrechen und ausgebeutet werden. Schwefelquellen kommen in der Nähe der Stadt vor. Eine Reihe von Erdformen, versteinerten Conchylien

und Gloſſopetren deutet darauf hin, daß hier die See einſt mächtig gegen die Hügelketten anflutete. In neueſter Zeit zog der Eiſenſtein, welcher bei dem nördlich von Hildesheim gelegenen Peine gefunden wird, die Aufmerkſamkeit umſomehr auf ſich, als man auch Steinkohlen ganz in der Nähe in bauwürdiger Menge entdeckt zu haben glaubte. Auf dieſe beiden Naturproducte gedachte man Eiſenwerke zu gründen, welche ſich ſowol über die beckeröder Hütten bei Osnabrück wie über die hannoverſchen Harzeiſenhütten erhöben. Unternehmende Männer von Celle und Hannover bemächtigten ſich des Projects, den Abbau des Eiſenſteins und der Kohle von Peine mit einem Capital von 7 Millionen Thaler in Angriff zu nehmen. Ein Terrain von 100 Morgen wurde bei dem Dorfe Groß-Ilſede beſtimmt, um in 40 umfangreichen Häuſern eine Arbeitercolonie zu gründen, 60 Coaksöfen zu bauen, 6 Hohöfen mit Friſchhäuſern und Puddelwerken, um demnächſt gegen eine Million Centner Eiſen, zum nicht geringen Theil in Eiſenbahnſchienen zu erzeugen. Bruchſteine, Thon zu Backſteinen, Kalkmergellager für Kalk und Cement fanden ſich obendrein ganz nahe. Glänzende Ausſicht! Indeß wurden die Erwartungen einigermaßen wieder herabgeſtimmt. Das Vorkommen von Eiſenſtein in jener Gegend war längſt bekannt und Schürf- und Bohrverſuche ſtellten Lager in großer Ausdehnung feſt: darüber herrſchte Gewißheit. Auf Kohlenflötze glaubte man bei Fiſenberg, Oberg und Hoheneggelſen in abbauungswürdiger Mächtigkeit und vorzüglicher Qualität rechnen zu dürfen. Bei Oberg und Fiſenberg ſind bereits Förderungsſchachte der Vollendung nahe. Da wurden von einer geognoſtiſchen Auctorität, dem Senator Römer in Hildesheim, aufs neue Zweifel gegen die Zulänglichkeit dieſer Steinkohle erhoben; die Actionäre des peiner Unternehmens wurden unruhig, die Regierung zog die Conceſſion nicht zurück, aber ſuspendirte dieſelbe, um zu großer Beſchädigung vorzubeugen und der für ausgetragen gehaltene Streit über Vorhandenſein und Nichtvorhandenſein entbrannte aufs neue. Ganz kürzlich hat ſich wieder eine techniſche Commiſſion, bei welcher Bernhard Cotta und Karl Karmarſch ſich befanden, an Ort und Stelle begeben, um dem Geheimniß der Kohle weiter nachzuſpüren. Ganz wird das Unternehmen unmöglich ins Stocken gerathen; ob aber nicht Modificationen erfoderlich werden, muß ſich in der nächſten Zeit entſcheiden.

Literatur und Kunſt.

Naturwiſſenſchaften.

Nur mit einem Gefühl der Wehmuth können wir das kürzlich bei H. Scheube in Gotha erſchienene Werk: „Das Luftmeer. Eine phyſikaliſche Darſtellung für gebildete Laien, aus dem Nachlaß von Ernſt Julius Reimann. Mit einem Vorwort von E. A. Roßmäßler", in die Hand nehmen. Es iſt die Reliquie eines Frühverſtorbenen, der ſowol durch ſeine ungewöhnliche geiſtige Begabung wie namentlich durch die Begeiſterung und Innigkeit, mit der er ſich der Wiſſenſchaft widmete, die günſtigſten Hoffnungen erweckte und der nun plötzlich, mitten in den Anfängen ſeiner Laufbahn, durch ein feindſeliges Schickſal vorzeitig dahingerafft ward. Der Verſtorbene gehörte dem Stande der Volksſchullehrer an, dieſem ſo ſchwer belaſteten, neuerdings ſo vielfach verdächtigten Stande, deſſen Bedeutung für die Entwickelung des Volkslebens doch bei alledem ſo groß iſt und der auch noch heute, aller Vernachläſſigung und Anfeindung unerachtet, ſoviel edle und ſtrebſame Geiſter inſichſchließt. Unter dieſen ſtrebſamen Geiſtern, die leider nur allzu oft der Ungunſt der Verhältniſſe erliegen und in Armuth und Dunkelheit verkümmern, ohne daß die Welt nur ahnt, was ſie eigentlich an ihnen beſeſſen, nimmt Ernſt Julius Reimann eine der erſten Stellen ein. Er war 1827 in Tentſchel bei Wahlſtadt geboren, einem ſchleſiſchen, zum Regierungsbezirk Liegnitz gehörigen Dorfe, wo ſeine Aeltern damals als Mühlenbeſitzer lebten. Bis zu ſeinem vierzehnten Jahre beſuchte er die Schule des Dorfs, die freilich ſeinem Wiſſensdurſt nicht lange genügen konnte; unterſtützt von einem außerordentlichen Gedächtniß, das ihm, wie der Herausgeber verſichert, möglich machte, den Inhalt eines ſtarken Bandes nach einmaliger Lectüre treu wiederzugeben, griff er nach allen Bildungsmitteln, die er in ſeiner Umgebung irgend erreichen konnte und gewann dadurch frühzeitig eine Fülle von Anſchauungen und Gedanken. Bei dieſer großen geiſtigen Regſamkeit war es für ihn ein naheliegender Wunſch, dereinſt ſelbſt als Lehrer thätig zu ſein; auch gelang es ihm, alle Hinderniſſe, die der Erfüllung deſſelben entgegenſtanden, zu überwinden. Sein früherer Lehrer, ein wackerer Dorfcantor, nahm ihn zu ſich ins Haus, um ihn, ſoweit es ihm bei ſeinen vielfachen Amtsgeſchäften möglich war, zu ſeinem künftigen Berufe vorzubereiten. Von entſcheidender Wichtigkeit wurden für ihn die Dieſterweg'ſchen Schriften, namentlich deſſen „Rheiniſche Blätter für Erziehung und Unterricht", welche (wir citiren wiederum die Worte des Herausgebers) „nicht wenigſtens mit zu halten jeder ſchleſiſche Lehrer damals als eine Schande erachtet haben würde". Auch in der Schulbibliothek ſeines Heimatdorfs fehlten ſie nicht und hier war es denn, wo Reimann ihre erſte Bekanntſchaft machte. Dieſelbe wurde entſcheidend für ſein ganzes Leben; mit der Dieſterweg'ſchen Klarheit und Schärfe eignete er ſich zugleich die Wärme und Innigkeit des Strebens an, durch welche der berühmte Schulmann auf Unzählige ſeines Standes ſo wohlthätig eingewirkt hat und noch in dieſem Augenblick, allen äußern Hinderniſſen zum Trotz, einzuwirken fortwährt. Oſtern 1845 trat Reimann, nachdem er ſich ſchon das Jahr zuvor als Hülfslehrer praktiſch ver-

ſucht hatte, in das Lehrerſeminar zu Bunzlau, wo er bis 1848 verweilte und ſich durch Talent und Fleiß in hohem Grade auszeichnete; namentlich erwarb er ſich die lebhafte Theilnahme des damaligen Directors, jetzigen Stadtſchulraths Fürbringer in Berlin, der ſich ihm auch noch in ſpätern Jahren ſtets ſehr wohlwollend erwies und auf ſeine wiſſenſchaftliche Fortentwickelung den weſentlichſten Einfluß übte. Bald darauf fand Reimann eine Anſtellung als Lehrer bei einer Privaterziehungsanſtalt in Hirſchberg und hier, umgeben von zahlreichen literariſchen Hülfsmitteln, unter dem Einfluß mannichfacher politiſcher und ſocialer Anregungen, entwickelte ſich ſein geiſtiges Leben mit überraſchender Schnelligkeit. Neben ſeinen Unterrichtsſtunden hielt er eine Reihe naturwiſſenſchaftlicher Vorträge für das größere Publicum, wie er ſich denn überhaupt durch eine ſeltene Rednergabe auszeichnete; insbeſondere war er ein unermüdlicher und unerſchöpflicher Erzähler, ein Talent, durch das er vorzüglich die Jugend an ſich feſſelte. Daneben arbeitete er eifrig an ſeiner eigenen Fortbildung, theils durch Erlernung fremder Sprachen, theils durch fortgeſetzte naturwiſſenſchaftliche Studien. Auch als Schriftſteller trat er damals zuerſt auf und zwar in dem von dem bekannten Wander herausgegebenen „Pädagogiſchen Wächter", den er auch während Wander's Reiſe nach Nordamerika ſelbſtändig redigirte. 1853 ſiedelte er nach Berlin über. Auch hier war er als Lehrer thätig, ohne darum ſeine eigene Fortentwickelung zu vernachläſſigen; er hörte die Vorleſungen von Grimm, Dove, Ritter und entwickelte gleichzeitig als Schriftſteller eine fruchtbare und glückliche Thätigkeit. Seine erſte größere Arbeit war die Schrift über „Das Naturleben des Vaterlands", die von der Kritik allgemein (auch in dieſen Blättern) mit verdienter Auszeichnung aufgenommen ward, dennoch aber, wie der Herausgeber hinzuſetzt, ſowol in der Lehrerwelt als im Volk nicht hinlänglich bekannt geworden iſt. Daneben begann er die Herausgabe eines größern von ihm beabſichtigten Werks zur Pflege der Erzählung in den Schulen; doch wurde nur das erſte Bändchen mit dem Haupttitel „Des Erzählers Luſtgarten" (1855) vollendet. Auch lieferte er Beiträge für verſchiedene Zeitſchriften, darunter auch für das „Deutſche Muſeum", das in ihm einer ſeiner früheſten und anhänglichſten Mitarbeiter verloren hat. Aber dieſe geiſtige Thätigkeit war zu groß und zu anſtrengend, als daß der erſchöpfte Körper ſie auf die Dauer ertragen konnte; ein Halsleiden, auf das er ſelbſt anfangs wenig geachtet, entwickelte ſich raſch zu gefährlichſter Höhe und machte am 29. September 1855 ſeinem jungen ſtrebſamen Leben ein plötzliches Ende. Die letzte Arbeit, die ihn beſchäftigte, war das vorliegende Werk über „Das Luftmeer". Als Aufgabe deſſelben bezeichnet er ſelbſt (S. 7) die Witterungslehre auf ihrem neueſten Standpunkte, nämlich als Theil der Phyſik der Erde — oder mit andern Worten: eine Naturgeſchichte des Erdlebens, inſofern es dem Luftmeer angehört und durch daſſelbe bedingt wird. „Es gehört", ſagt er, „zu den höchſten Freuden des menſchlichen Geiſtes, ſich zu großen, allgemeinen Anſchauungen zu erheben. Solche gewährt der Blick über die Erde, wenn man in dem unaufhörlichen Leben und Treiben in ihrer luftförmigen Hülle große Geſetze entdeckt, die über das Ganze herrſchen, jedem Einzelnen aber durch beſondere Erſcheinungen nahetreten. Die Zeit iſt vorüber, wo in der Witterungslehre nur vereinzelte Beobachtungen und Einfälle zu finden waren. Sie iſt ein Glied in der

großen Naturgeſchichte des Erdganzen, aber auch eben nur ein Glied. Sie kann nicht verſtanden und nicht gefördert werden ohne Erforſchung der feſten und flüſſigen Erdoberfläche und wir werden darum die letztere mehrmals näher beſprechen müſſen. Doch gerade dieſe großartige Wechſelwirkung ruft unſere Aufmerkſamkeit wach.“ Dieſe Aufmerkſamkeit wird denn auch dem vorliegenden Werke nicht entgehen; daſſelbe iſt nach Form und Inhalt vollkommen geeignet, das jetzt ſo lebhaft erwachte Intereſſe des größern Publicums für naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zu beſchäftigen und ihm eine ebenſo gediegene wie ſchmackhafte Nahrung darzubieten. Das Ganze zerfällt in zwei größere Abſchnitte, von denen der erſtere ein allgemeines Bild der Atmoſphäre liefert, während der zweite ſich über die Wärmeverhältniſſe des Luftmeers verbreitet, namentlich alſo über die Sonne als Wärmequelle für die Erdoberfläche, über den etwaigen Einfluß, den Mond und Sterne auf die Erde ausüben, ferner über die Luftwärme im Wechſel durch Tages- und Jahreszeit, über Meer und Land, Wärme des Meers und See- und Continentalklima, Klima der Tiefe und Hochländer und Gebirge, endlich über die Einwirkung des Menſchen auf das Klima und die wirklichen oder angeblichen Veränderungen, welche das Klima gewiſſer Gegenden in geſchichtlicher Zeit erlitten hat. Hier, faſt mitten im Satz, ſchließt die Darſtellung des Verfaſſers; der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Doch hat der Herausgeber anhangsweiſe einige Abhandlungen verwandten Inhalts hinzugefügt, ebenfalls aus dem Nachlaß des Verfaſſers, durch welche der Gegenſtand zwar nicht vollſtändig erſchöpft, das Ganze aber doch in harmoniſcher Weiſe abgerundet wird. Und ſo möge das Buch denn hingehen und dem Verfaſſer noch über das Grab hinaus zahlreiche Freunde erwerben; der Ernſt und die Reinheit ſeines Strebens ſowie die Innigkeit und Tiefe ſeines Weſens haben es wol verdient, daß ſein Name in ehrendem Gedächtniß bleibe. abs.

Statiſtik.

Der große Werth, welchen die Specialſtatiſtik der größern Städte für die Statiſtik im Allgemeinen hat, iſt unbeſtritten. Die Statiſtik darf überhaupt nicht mit zu kleinen Größen rechnen; erſt die Menge der beobachteten Fälle gibt der einzelnen Beobachtung ſelbſt ihren Werth. Dieſe Menge von Beobachtungen kann natürlich in großen Städten am leichteſten angeſtellt werden; auch ſind ſie, in materieller ſowol wie in geiſtiger Hinſicht, die eigentlichen Brennpunkte des öffentlichen Lebens, deſſen Beſchaffenheit ſich daher auch aus ihnen am ſicherſten und vollſtändigſten erkennen läßt. Man weiß, was in dieſer Hinſicht durch Erforſchung der londoner Zuſtände (namentlich ſeit Mayhew's claſſiſchem „London labour and the London poor“) geleiſtet worden iſt und auch Paris, Brüſſel ꝛc. haben ein höchſt ſchätzenswerthes Material geliefert, deſſen Bedeutung und Anwendbarkeit weit über die nächſten localen Grenzen hinausgeht. Dieſen Vorgängern ſchließt ſich nun neuerdings auch Berlin an. Preußen hat ſich der Statiſtik überhaupt von jeher mit beſonderer Gunſt zugewendet; es genügt, Namen anzuführen wie Hoffmann, Dieterici ꝛc., um Jedermann ſogleich die großen Verdienſte ins Gedächtniß zu rufen, welche ihre Träger ſich um dieſen jüngſten und fruchtbarſten Zweig der modernen Wiſſenſchaft erworben haben. Unter dieſen

Umſtänden erſcheint es nur angemeſſen, wenn auch die Hauptſtadt Preußens die Pflege der Statiſtik ſelbſtändig in die Hand nimmt und den reichen Vorrath ſtatiſtiſcher Materialien, der ſich bei den berliner Behörden zuſammenhäuft, dem Publicum in regelmäßigen Ueberſichten zugänglich zu machen ſucht. Zu dieſem Zwecke iſt ſeit einigen Jahren bei dem Polizeipräſidium in Berlin ein eigenes ſtatiſtiſches Amt errichtet worden. Die erſte Frucht ſeiner Thätigkeit, den Bericht für das Jahr 1852 enthaltend, erſchien in Otto Hübner's „Jahrbuch für Volkswirthſchaft und Statiſtik", Jahrgang 1855; der zweite Jahresbericht, für das Jahr 1853, erſchien das Jahr darauf als eigenes Buch. In directem Anſchluß daran erhalten wir gegenwärtig einen ſtattlichen Octavband, betitelt: „Berliner Statiſtiſches Jahrbuch, enthaltend den Bericht des ſtatiſtiſchen Amts im königlichen Polizeipräſidium zu Berlin für das Jahr 1854. Von Dr. Eduard Müller" (Berlin, Franz Duncker). Das Werk verdient ſowol durch den Reichthum des darin enthaltenen Stoffs wie namentlich wegen der klaren und lichtvollen Anordnung die Aufmerkſamkeit Aller, die ſich überhaupt für die ſtatiſtiſche Betrachtungsweiſe der ſocialen Zuſtände intereſſiren, während es andererſeits allen Denjenigen, welche ſich ein Bild von dem raſchen Emporblühen der preußiſchen Hauptſtadt zu machen wünſchen, ein ebenſo zuverläſſiges wie unentbehrliches Hülfsmittel darbietet. In 26 Capiteln wird Alles, wodurch das berliner Leben den Statiſtiker intereſſirt, auf Grund officieller Quellen überſichtlich zuſammengeſtellt. Den Anfang machen die Witterungsverhältniſſe nebſt Beobachtung der Erdwärme und des Waſſerſtandes. Dann folgt eine Ueberſicht der Bevölkerungsverhältniſſe; ferner Wohnungen, Nahrungsmittel, Schankſtätten, Brennmaterialien. Auch der ſtädtiſchen Gasbeleuchtung, dem Poſtverkehr, dem öffentlichen Lohnfuhrweſen, der Schiffahrt ſowie dem Güterverkehr der Eiſenbahnen ſind eigene Abſchnitte gewidmet. Ebenſo den Geldinſtituten und Verſicherungsanſtalten, wie denn überhaupt Handel und Gewerbe, entſprechend dem induſtriellen Charakter unſerer Zeit, mit großer Sorgfalt behandelt ſind. Daran ſchließt ſich eine Ueberſicht der Wohlthätigkeitsanſtalten ſowie der Communalarmenpflege; ferner Medicinal- und Unterrichtsweſen ꝛc. Auch die Steuerverhältniſſe ſowie der Stadthaushalt werden in beſondern Abſchnitten ausführlich dargeſtellt. Den Schluß bilden Polizei- und Rechtsweſen, Gefängniſſe, Feuersbrünſte. Als Probe des reichen Inhalts heben wir nachſtehend einige Einzelheiten hervor, die auch für einen größern Leſerkreis hoffentlich nicht ganz unintereſſant ſein werden. Zunächſt in Betreff der Bevölkerung. Die Zahl ſämmtlicher Einwohner von Berlin, ausſchließlich des Militärs, belief ſich am Schluß des Jahres 1853 auf 430,519 Seelen; am Schluß des Jahres 1854 dagegen betrug dieſelbe 436,092, ſodaß ſich alſo eine Zunahme von 5,573 Perſonen ergibt. Davon kommen auf den Ueberſchuß der Geborenen über die Geſtorbenen 4525, während der Ueberſchuß der Zugezogenen über die Abgezogenen 1048 betrug. Die Erlaubniß zur Niederlaſſung erhielten 1126 Perſonen, alſo 174 weniger als im vorhergehenden Jahre, eine Abnahme, die ſich theils durch das ſeitdem eingeführte ſtrengere Verfahren bei Ertheilung der Niederlaſſungserlaubniß, theils auch durch die ungünſtigen Zeitverhältniſſe erklärt. Unter jenen 1126 Perſonen befanden ſich nur 30 Ausländer, dagegen 42 Juden; das Vermögen, welches ſie nach Berlin mitbrachten, betrug ihrer eigenen

Angabe nach 2,467,976 Thlr., ſodaß alſo auf Jeden etwas über 2000 Thlr. kommen würde. In der That jedoch waren bei dieſem Geſammtbetrag die 30 Ausländer mit 362,845, die 42 Juden aber mit 482,300 Thlrn. betheiligt, ſodaß alſo auf jeden der erſtern durchſchnittlich 12,000, auf jeden der letztern durchſchnittlich 10,000 Thlr. kommen. Aus dem Abſchnitt über die berliner Zeitſchriften entnehmen wir Folgendes: Die Zahl derſelben blieb im Jahre 1854 dieſelbe wie im vorhergehenden, nämlich 97. Darunter waren politiſchen und ſocialen Inhalts 15, für Wiſſenſchaften und Künſte 51, belletriſtiſchen Inhalts 12, für amtliche Bekanntmachungen und Anzeigen aller Art 19. Endlich noch einige Angaben in Betreff der Einkommenſteuer, dieſes ſo vielfach beſtrittenen Punktes, in welchem Einige das wahre Heilmittel aller modernen Finanzbedrängniſſe ſehen, während Andere darin nur eine läſtige und im Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln nicht einmal beſonders ergiebige Zwangsmaßregel erblicken. Die zur Einkommenſteuer herangezogenen Perſonen zerfallen je nach der Höhe der von ihnen geleiſteten Steuer in 24 Steuerſtufen; auf der erſten und niedrigſten beträgt die Steuer $2^1/_2$ Thlr. monatlich, alſo 30 Thlr. jährlich, während ſie in der letzten auf 250 Thlr. monatlich, alſo 3000 Thlr. jährlich ſteigt. Jenes Minimum iſt in dem in Rede ſtehenden Jahre von 2245 Perſonen, das Maximum dagegen von Niemand entrichtet worden. Auch in der vorletzten Steuerclaſſe, mit 200 Thlr. monatlich, findet ſich Niemand; dagegen zählt die ſiebente Steuerſtufe (mit 600 Thlrn. jährlich) 12, die achtzehnte (mit 720 Thlrn. jährlich) 9, die neunzehnte (mit 960 Thlrn.) 8, die zwanzigſte (mit 1200 Thlrn.) 2, die einundzwanzigſte (mit 1560 Thlr.) 3, endlich die zweiundzwanzigſte (mit 1920 Thlrn. jährlich) 1 Perſon. Im Ganzen wurden zur Einkommenſteuer herangezogen 8679 Perſonen, welche zuſammen monatlich 46,092, folglich jährlich 553,104 Thlr. aufbrachten. Da nun zur Einkommenſteuer überhaupt nur ſolche Perſonen herangezogen werden, deren jährliches Einkommen auf mehr als 1000 Thlr. abgeſchätzt wird, ſo ergibt ſich daraus, daß ungefähr jeder funfzigſte Einwohner von Berlin mehr als 1000 Thlr. jährlich zu verzehren hat. Fkg.

Correſpondenz.

Aus Königsberg.

Ende März 1857.

C. J. Sie fragen mich, Herr Herausgeber, ob unſere Stadt ſich ſeit Jahresfriſt auf einmal ſo verändert habe, auf einmal ſo kleinſtädtiſch geworden ſei, daß ſich für Ihr Blatt wirklich nichts mehr von hier berichten ließe. Damit haben Sie meinen oſtpreußiſchen Patriotismus herausgefodert und mögen es nun ſelbſt verantworten, falls mein nachſtehender Bericht durch ſeine Länge die Geduld Ihrer Leſer ermüden ſollte. Inmitten der allgemeinen Leerheit an bedeutungsvollern, über das Niveau des Alltagslebens hinausragenden Ereigniſſen bieten unſere hieſigen Zuſtände Ihrem Correſpondenten allerdings kein allzu reichhaltiges Material; erwarten Sie daher auch

heute, wo ich nach längerm Schweigen endlich Ihrer Mahnung folgeleiſte, nicht ſowol eine Reihe intereſſanter Novitäten aus dem Bereiche unſerer Tagschronik als vielmehr vereinzelte Reflexionen über Altes und Neues zur Charakteriſtik unſerer Lage.

Seit der ſichern Ausſicht zu einer friedlichen Erledigung der Neuenburger Angelegenheit hat von den politiſchen Fragen der Gegenwart, die Preußen ſpeciell intereſſiren, keine in höherm Grade die Aufmerkſamkeit unſers zeitungsleſenden Publicums in Anſpruch genommen als die kürzlich beendete Kammerdebatte über das projectirte Eheſcheidungsgeſetz. Je geringer das Intereſſe war, womit man in dieſer Zeit der politiſchen Abſpannung den Verhandlungen des Landtags folgte, um ſo lebhafter war der Eindruck, welchen die Abſtimmung über eine Frage von ſo hoher ſocialer Wichtigkeit in allen gebildeten Kreiſen hervorrief, in denen das politiſche Intereſſe noch nicht völlig abgeſtumpft und erſtorben iſt. Dies umſomehr, als die Entſcheidung in einem Sinne ausgefallen, den ſicherlich Niemand unter den Gegnern wie unter den Anhängern der berliner Kammermajorität erwartet hätte. Dieſe unerwartete Oppoſition in der „Chambre introuvable", ſelbſt auf den Bänken der Landräthe, gehört zu den ſeltſamſten Zeichen der Zeit und liefert vielleicht einen neuen Beweis, daß von allen Arten der Bevormundung dem deutſchen Geiſte die theokratiſche am meiſten widerſtrebt. In der Periode des oſtpreußiſchen Liberalismus würde ohne Zweifel dieſer Kammerbeſchluß eine Reihe öffentlicher Kundgebungen der Sympathie in der Metropole Oſtpreußens hervorgerufen, man würde damals unfehlbar in ihm einen entſchiedenen Sieg des liberalen Princips, einen neuen Meilenſtein auf der Bahn der Fortſchrittsidee erblickt haben. Im gegenwärtigen Augenblicke täuſcht ſich vielleicht unter allen Fractionen der oppoſitionellen Partei Niemand über die Tragweite dieſes Ereigniſſes, das, weit entfernt, der erſte Anſtoß zu einem ſyſtematiſchen Umſchwunge unſerer bisherigen Kammerpolitik zu ſein, vielmehr eine vereinzelte, erſt halbenträthſelte That des momentanen Oppoſitionsgeiſtes ohne principielle Folgen bleibt.

Ja vielleicht thue ich überhaupt unrecht, von einer oppoſitionellen Partei in unſerer Stadt zu ſprechen; als Partei hat die Oppoſition in Königsberg wie in Oſtpreußen thatſächlich aufgehört. Ein eigentlich politiſches Parteileben hat bei uns, ſeitdem die alte Phalanx des Liberalismus von 1840 durch die Märztage von 1848 nach links und rechts zerſprengt ward, kaum mehr Boden gewinnen können. Wie wenig auch immerhin der Standpunkt des Liberalismus von 1840 dem heutigen politiſchen Bewußtſein entſprechen mag, ſo dürfen wir doch nicht mit Geringſchätzung auf eine Entwickelungsphaſe zurückſehen, welcher Königsberg theilweiſe ſeine Bedeutung im Auslande wie in Deutſchland und eine nicht unwichtige Stelle in der Geſchichte der letzten Decennien verdankt. Eine ſo conſolidirte, ſo einige und ſchlagfertige und — mit Berückſichtigung der damaligen Zeitverhältniſſe — ſo wirkſame Oppoſition iſt in Oſtpreußen ſeitdem nicht wieder aufgetaucht. Die neue Parteibildung, eine Schöpfung des Jahres 1848, ſteht vielleicht auf dem Punkte, in der immer mehr umſichgreifenden politiſchen Lethargie unterzugehen. Die demokratiſche Partei iſt als Partei factiſch untergegangen, ſeit durch Nichtbetheiligung an den Wahlen der letzte Boden ihrer Thätigkeit, der letzte gemeinſame Vereinigungspunkt ihr entzogen iſt. Bei den letzten Wahlen für

den Landtag wie für den hiesigen Gemeinderath hat nur eine schwache und erfolglose Opposition der Gothaer Partei sich geregt. Die Vertreter unserer Stadt sind daher lediglich Candidaten der conservativen Partei, in welcher übrigens, seitdem sie das Feld fast ohne Nebenbuhler beherrscht, eine ähnliche Abspannung und Gleichgültigkeit gegen das politische Interesse wie bei der großen Masse ihrer Gegner sich zeigt. Zu einer systematischen Opposition hierorts oder in der Provinz fehlt es thatsächlich an allen Organen. Die durch die Märzrevolution hervorgerufenen Vereine von einer irgend antigouvernementalen Färbung sind längst der Macht unserer Associationsgesetze erlegen; die noch in Königsberg bestehenden Clubs, Kränzchen und Associationen verfolgen, fern von jeder politischen Richtung, ausschließlich sociale oder praktisch-gemeinnützige oder wissenschaftliche Zwecke. Die herrschende Reaction hat inmitten dieser völligen Regungslosigkeit der gegnerischen Partei ihre frühere äusige Thätigkeit auf dem Gebiete des politischen Associationswesens gleichfalls eingestellt durch die vor ein paar Jahren erfolgte Auflösung des Preußenvereins, welcher die letzte politische Vereinigung am hiesigen Orte war. Sei es, daß diese Auflösung auf einen indirecten Wink von oben, wie man behauptet hat, und gegen den Willen der Stifter dieses Vereins erfolgt ist, sei's, daß dieser Act, wie man von conservativer Seite zu verstehen gegeben, eine dargereichte Versöhnungshand zur Ausgleichung der Parteifehden bedeuten sollte: der Untergang dieses Clubs war jedenfalls eine Nothwendigkeit, die durch die Natur desselben geboten ward. Seine Organisation, welche aus den Zeiten der Märzerrungenschaften stammte, trug wesentlich den Charakter einer nach demokratischen Grundsätzen constituirten Gemeinschaft. Mochte dies immerhin nur zum Scheine, nur eine leere Form sein, es lag in dieser bis dahin unerhörten Allianz zwischen der Aristokratie der Geburt und des Geldes und der Bureaukratie auf der einen, dem arbeitenden Proletariat auf der andern Seite, immer eine Anerkennung des gegnerischen Princips, eine Huldigung der Zeitidee, welche die Gleichberechtigung Aller verlangte. Der hiesige Preußenverein mit seinen „achttausend freien Männern" beherrschte thatsächlich die Arbeiterbevölkerung Königsbergs und hatte sehr geschickt seinen Gegnern diesen volksthümlichen Boden der Wirksamkeit entzogen. Aber diese unnatürliche Verbrüderung so heterogener Elemente konnte nicht lange Bestand haben. Der Preußenverein war bei uns wie überall eine momentane Schöpfung der Noth, ein Angstschrei der gedrückten Reaction. Sobald diese ihr leckes Schifflein wieder flottgemacht und gemächlich dem sichern Hafen der Ruhe zusteuerte, stieß sie das unbequeme Rettungsboot zurück und suchte zunächst die sociale Amalgamirung mit den unfashionablen Elementen zu beseitigen. Der aristokratische Kern des Vereins sonderte sich von der rauhen Schale durch die Gründung der Königshalle, und der Preußenverein blieb nur noch eine antiquirte Reliquie, deren Nimbus die herrschende Reaction nicht mehr bedurfte und deren gänzliche Beseitigung man sichtlich erstrebte. Die „achttausend freien Männer" tagten immer seltener, wurden noch hin und wieder zu politischen Demonstrationen, zu Loyalitätsadressen u. s. w. gebraucht, bis man endlich dies demokratische Rüstzeug ganz entfernte und die niedern Elemente unter schonenden Formen durch Auflösung des Bundes ihrer alten socialen Stellung zurückgab. Die Königshalle, der aristokratische Phönix, welcher aus diesem Länte-

rungsfeuer hervorging, hat im gegenwärtigen Augenblicke den Typus einer politischen Association völlig abgestreift und setzt die Reaction mehr auf dem socialen Boden fort. Mit dem Aufhören einer organisirten Opposition von antigouvernementalem Charakter und mit dem Eingehen des Preußenvereins scheint die Fraction der Ultras in dem conservativen Lager ihre ausschließliche Herrschaft verloren zu haben, da sie heute in der That nur gegen Windmühlenflügel kämpfen könnte, und die conservative Presse hat eine mehr anständige und gemäßigte Haltung bewahrt; Localblätter wie der alte und der neue „Königsberger Freimüthige" sind seit dem Untergange des Letztern nicht wieder aufgetaucht. Dafür steht allerdings die hiesige Presse der conservativen Partei im Grunde ohne Gegner da. Die beiden politischen Organe unserer Stadt, die „Königsberger Hartung'sche Zeitung" und die „Ostpreußische", stehen principiell auf demselben politischen Standpunkt. Der „Ostpreußischen" dürfte einem Gerüchte zufolge im Laufe der Zeit ein Wechsel der Redaction bevorstehen, wenn, wie es heißt, der bisherige Redacteur eine Stelle in dem Centralpreßbüreau finden sollte. Die „Hartung'sche" bietet wol in ihrem Entwickelungsgange ein seltenes Beispiel von dem Wechsel aller irdischen Dinge, von der Wandelbarkeit menschlicher Institutionen und Ansichten. Bis zum Jahre 1840 ein bloßes Organ des königsberger Philisterthums, kaum über dem Niveau eines kleinstädtischen Wochenblatts, erlangte sie plötzlich durch den Aufschwung des ostpreußischen Liberalismus und als dessen Hauptorgan eine Verbreitung über ganz Deutschland und eine beinahe europäische Bedeutung. Nach 1848 diente sie im Wesentlichen den Ideen der gemäßigten Demokratie und unterschied sich wenig und meist nur in der Form von der „Neuen Königsberger Zeitung". Dann folgte seit 1850 eine gothaisirende Richtung; ein paar Jahre nachher zeigte sie eine völlig farblose Haltung und seit dem letzten Redactionswechsel ist sie ein entschieden conservatives Blatt. Uebrigens kann man sie in ihrer heutigen Redaction kaum noch ein politisches Blatt nennen. Die Spalten, welche für Politik offenstehen, sind auf ein Minimum reducirt. Weder ihre Leitartikel noch ihre politischen Correspondenzen, ebenso wenig als das literarische Feuilleton (in welchem nur hin und wieder Artikel von Kossak und Andern eine fruchtbare und erquickende Oase bilden und die wissenschaftliche und ästhetische Kritik den Eindruck einer mechanischen Fabrikarbeit macht) würden zur Erklärung ihrer noch immer sehr umfangreichen Verbreitung ausreichen; diese ist lediglich in dem unversiechlichen Reichthum an hiesigen und provinziellen Annoncen zu suchen, welchen sie wechselseitig wieder ihrer seit altersher großen Zahl von Lesern und der Gewohnheit des Inserirens verdankt. Abonnenten und Inserenten üben eine gegenseitige Attractionskraft aus, und dadurch erhält sich die Zeitschrift, welche nur als öffentlicher Anzeiger eine provinzielle Bedeutung hat, in dem gewohnten Geleise. Eigenthümlich ist die auffallende Hinneigung, welche das Hauptorgan der ostpreußischen Presse in letzter Zeit zu dem russischen Interesse durchblicken läßt. Die Correspondenzartikel aus Petersburg und Warschau nehmen im Durchschnitt denselben Raum wie die inländischen und deutschen Zustände ein, das Ausbleiben der erstern wird mit derselben Pflichttreue wie das der berliner Posten gemeldet und das Blatt macht nicht selten den Eindruck einer petersburger Hofzeitung. Die russischen Correspondenten der Hartung'schen Zei-

tung ſtehen offenbar im Dienſte der ſeit dem letzten Thronwechſel in dem Nachbarſtaate aufgetauchten ſogenannten „Reformpartei“ und haben ſich ohne Zweifel die Aufgabe geſtellt, den ruſſiſchen „Fortſchrittsideen“ in Oſtpreußen zur Anerkennung und zu Sympathien zu verhelfen. Sie ſehen alſo, daß es mit unſerm Zeitungsweſen im Allgemeinen traurig genug beſtellt iſt. Zur Hebung der politiſchen Journaliſtik durch Begründung eines unabhängigen politiſchen Centralblatts für die Provinz fehlt es natürlich an jeder Ausſicht, und es wäre wünſchenswerth, wenn wenigſtens für die Gründung eines umfaſſendern literariſchen Organs in unſerer Mitte ſich Unternehmungsgeiſt und Mittel fänden. Ein erfreulicher und vielverheißender Anfang auf dieſer Bahn iſt durch die Herausgabe der „Königsberger Sonntagspoſt für Religion, öffentliches Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt“ gemacht. Das Blatt, welches ſeinen zweiten Jahrgang begonnen hat und wöchentlich einmal erſcheint, ſteht unter der Redaction von Dr. Julius Rupp. Seine in populär-wiſſenſchaftlichem Tone gehaltenen Aufſätze haben die Beſprechung nicht blos der Tagesfragen, ſondern auch der allgemein-menſchlichen Intereſſen auf den verſchiedenen Gebieten des Staats und der Geſellſchaft, der Kirche und der Schule, der Wiſſenſchaft und der Kunſt zum Zwecke, anknüpfend an die Ereigniſſe und literariſchen Erſcheinungen der Gegenwart, unabhängig von jedem einſeitigen und engherzigen kirchlichen oder politiſchen Parteiintereſſe, von allem Doctrinärismus und Sektengeiſte, mit ſcharfer und vorurtheilsloſer Kritik Thatſachen und Bücher beurtheilend von keinem andern als dem Standpunkte der Freiheit, Vernunft und Sittlichkeit. Ich weiß nicht, ob das Blatt außerhalb unſerer Provinz eine weitere Verbreitung findet. Doch wäre dies umſomehr zu wünſchen, als dadurch allein der Herausgeber in den Stand geſetzt würde, die leider immer noch zu engen Grenzen ſeines Unternehmens wirkſam zu erweitern. Mit dem nächſten Quartal tritt eine neue Wochenſchrift unter dem Titel: „Der Königsberger Telegraph“, herausgegeben von Dr. Leopold Minden, ins Leben, deren Probenummer unlängſt erſchienen iſt. Es ſoll dies mit Ausſchluß der eigentlich politiſchen Tendenz ein literariſch-äſthetiſches Unterhaltungsblatt ſpeciell für das locale und provinzielle Intereſſe werden mit beſonderer Rückſicht auf die commercielle, induſtrielle und agrar-ökonomiſche Entwickelung unſerer oſtpreußiſchen Verhältniſſe.

Je mehr das politiſche Intereſſe bei uns für den Augenblick in den Hintergrund tritt, umſomehr wendet ſich in den gebildetern Kreiſen unſerer Stadt die allgemeine Aufmerkſamkeit wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu. Dies zeigt ſich vornehmlich in der regen Theilnahme an öffentlichen Vorträgen aller Art, womit das hieſige Publicum ſeit einigen Jahren gleichſam überſchüttet wird. Außer den wiſſenſchaftlichen Vorleſungen in der Deutſchen und in der Phyſikaliſch-ökonomiſchen Geſellſchaft (die nur hin und wieder durch öffentliche Sitzungen ein Lebenszeichen vonſichgeben), iſt ſeit drei Jahren in jedem Winter auf dem hieſigen Schloſſe unter dem Protectorate des Oberpräſidenten der Provinz ein Cyklus von Vorträgen aus allen Zweigen der Wiſſenſchaft gegen Eintrittsgeld abgehalten worden, deſſen Ertrag zum Beſten der „innern ſtädtiſchen Miſſion“ beſtimmt iſt. Dies Unternehmen hat, wenn auch nicht gerade eine politiſche, ſo doch eine Art kirchliche Parteifärbung, theils durch den praktiſchen Zweck, theils durch die Perſönlichkeit der

Redner, ebenso wie durch das daran theilnehmende Publicum. Der Kreis der Vortragenden besteht meist aus hiesigen Professoren der theologischen Facultät, ferner aus Geistlichen von mehr orthodoxer als rationalistischer Richtung sowie aus jungen Candidaten des Schulamts, die durch dies öffentliche Debut sich ihre wissenschaftlichen Sporen verdienen wollen. Die Vorträge selbst verrathen durch die Wahl des Gegenstandes und noch mehr durch die Art der Behandlung meist den Standpunkt orthodoxer Kirchlichkeit. Gegenüber diesem Cyklus wissenschaftlicher Vorlesungen behauptete sich ein zweiter, der, von Docenten der hiesigen Universität ausgehend, bald zum Besten des (leider noch immer nicht pecuniär garantirten) Kant-Denkmals, theils zur Förderung der Gustav-Adolf-Stiftung bestimmt war. Im letzten Winter ist jedoch von dieser Seite kein derartiges Unternehmen zustande gebracht worden. Außer diesen öffentlichen Vorträgen zu gemeinnützigen Zwecken hat es seit mehren Jahren nicht an einer Reihe von Privatcirkeln gefehlt, in denen Vorlesungen über Literatur, Geschichte, populäre Naturkunde u. s. w. namentlich zum Nutzen und Frommen der königsberger Damenwelt gehalten werden. Theilweise sind es Kreise junger Damen, die nach vollendetem Schulcursus hier eine Art von weiblicher Hochschule zur Vollendung und Abrundung ihres Wissens zu finden hoffen. Mag dies häufig genug nur ein Tribut der Eitelkeit, ein leeres Prunken mit äußerm Bildungsflitter sein, es liegt in diesem Streben doch immer — wie sehr es auch vorab bei der großen Masse als bloße Modesache erscheint — der Keim zum Bessern und ist es daher ein nicht unerfreuliches Zeichen, daß unsere Männerwelt nicht ganz in die materiellen Interessen und das Berufsleben aufgeht, daß unsere weibliche Jugend noch Sinn für geistigere Reize, als sie der Ballsaal zu bieten vermag, besitzt oder mindestens zu besitzen scheinen will. In der Reihe öffentlicher Vorlesungen, welche von hiesigen Literaten in diesem Winter geboten worden, ist auch der Cirkel, welchen Hr. Sehring für deutsche Literaturgeschichte zustande gebracht hat, zu erwähnen. Sehring, ein geborner Ostpreuße und ci-devant Liberaler von 1840, ist nach einer langjährigen Wanderung wieder in seine Heimat zurückgekehrt, um hier, wie es scheint, ein dauerndes Domicil zu suchen. Der Strom der Ereignisse seit 1848 hat auch ihn wie manchen seiner politischen Glaubensgenossen in das conservative Heerlager hinübergeführt, und so ward er, als er nach seiner Rückkehr im verflossenen Sommer mit einem Cyklus von Vorlesungen über Ostpreußen hervortrat, in den höhern conservativen Kreisen mit großem Beifall empfangen. Man muß es Hrn. Sehring rühmend nachsagen, daß er in jenen Vorträgen keineswegs den gewöhnlichen Apostatenfanatismus in der Beurtheilung einer politischen Richtung gezeigt hat, welche seinen heutigen Ueberzeugungen feindlich gegenübersteht, daß er, die historische Berechtigung aller Parteien anerkennend, auch für die gegnerischen Bestrebungen freien Spielraum auf dem kirchlichen wie auf dem staatlichen Boden verlangt hat. Obschon es schwer hält, das enthusiastische Lob zu theilen, das ein hiesiges Provinzialblatt Hrn. Sehring's Leistungen gespendet hat, indem seine Vorträge weder durch den Reichthum noch durch die Neuheit der darin entwickelten Ideen noch durch die Gabe der Darstellung den Zuhörer dauernd zu fesseln vermögen, so müssen wir doch, wenn auch weniger im Interesse der Wissenschaft als in dem der Humanität, seinem Unternehmen einen er-

folgreichen Fortgang wünschen, da Sehring durch ein unverschuldetes Unglück (er ist halb erblindet) anderer Subsistenzmittel beraubt ist. In diesem Sinne hat auch das Publicum geurtheilt und seine Theilnahme nicht versagt, und in diesem Sinne verdient es volle Anerkennung, daß der militärische Chef unserer Provinz in humaner Weise seinen Salon zur Abhaltung der diesjährigen Vorträge Sehring's über deutsche Literatur eingeräumt hat. Sie sehen daraus gleichzeitig, wie die höchsten Spitzen unserer Civil- und Militärbehörden für die Protection wissenschaftlicher Bestrebungen in unserer Stadt von gleichem Eifer beseelt sind. Außer Hrn. Sehring befindet sich gegenwärtig noch ein auswärtiger Literat zu gleichem Zwecke in Königsberg. Es ist Hr. Benedict Hirsch aus der Nachbarstadt Elbing, der Vorlesungen über „Zeitfragen" hält. Derselbe hat Vorträge ähnlicher Art bereits in seiner Heimat gehalten und zwei derselben unter dem Titel „Zeitspende der Humanität" auf dem Wege der Presse zur Oeffentlichkeit zu bringen gesucht, welche in einer hiesigen Zeitschrift eine ebenso strenge als unparteiische Beurtheilung gefunden haben. Ich weiß nicht, ob der Verfasser in Königsberg einen günstigern Schauplatz seines Wirkens als in Elbing zu finden gehofft hat. Wie man hört, ist aber die Anerkennung von Seiten des Publicums keineswegs eine unbedingte.

Vom Rhein.

März 1857.

Pl. Die erste Decembernummer Ihrer Zeitschrift vom vorigen Jahre, die mir zufällig erst jetzt zu Händen kommt, enthält unter der Ueberschrift „Nordamerikanische Zustände" einen aus St.-Louis datirten Artikel, der mir zu einer berichtigenden Mittheilung Veranlassung gibt. Der Verfasser desselben, dem ich seine genaue Kenntniß von Land und Leuten im Uebrigen nicht im mindesten streitig mache, erwähnt nämlich unter Anderm auch der „unerschöpflichen Mineralreichthümer" (a. a. O. S. 841), welche der Staat Missouri, seiner Versicherung nach, besitzt und über deren mangelhafte Ausbeutung er Klage führt. Aehnliche Versicherungen, mit ähnlichen Klagen verbunden, sind mir schon öfters begegnet und da sie leicht dazu dienen könnten, zumal in einer Zeit fieberhafter Speculation gleich der jetzigen, in auswanderungslustigen Deutschen Hoffnungen zu erwecken und Erwartungen und Projecte hervorzurufen, denen die Wirklichkeit denn wol nur in sehr geringem Maße entsprechen möchte: so erlaube ich mir, Ihnen nachstehend die Schilderung eines Ausflugs mitzutheilen, den ich selbst vor wenigen Jahren bei Gelegenheit meines Aufenthalts in St.-Louis in diejenigen Districte des Staats Missouri unternommen habe, die ihres angeblichen Mineralreichthums halber am meisten in Ruf stehen — freilich, wie Sie sich sogleich überzeugen werden, mit sehr wenig Grund. Daß es dabei nicht meine Absicht ist, mich mit dem Verfasser des Eingangs bezeichneten Aufsatzes in einen Federkrieg einzulassen, brauche ich gewiß nicht erst zu versichern; vielmehr geht meine Absicht, wie gesagt, lediglich dahin, meine Landsleute vor etwaigen Täuschungen zu behüten und werden Ihre Leser diese Zeilen daher hoffentlich ebenso unbefangen und wohlmeinend aufnehmen, wie ich sie niedergeschrieben habe.

Es war im Spätherbst 1853, als ich in St.-Louis anlangte. Zu jener Zeit hatten die Gerüchte, welche über den Mineralreichthum von Missouri cursirten, eben eine große Ausbreitung gewonnen und da, wie Ihnen nicht unbekannt ist, Stand und Beruf mich vornehmlich auf das mineralogische Gebiet hinweisen, so bemühte ich mich alsbald, zuverlässige Erkundigungen über diesen mir so naheliegenden Gegenstand einzuziehen. Doch blieben meine Nachforschungen längere Zeit ohne Erfolg; weder bei Leuten, denen ich ein competentes Urtheil zutrauen konnte, noch selbst bei den Behörden war ich im Stande, genügende Aufschlüsse zu erhalten. Endlich, nach vielerlei fruchtlosen Anstrengungen, war ich so glücklich, einige Erzproben aus den Kupferminen am Merrimack in die Hände zu bekommen; die Analyse derselben ergab einen Gehalt von 25—48 Procent Kupfer. Durch dieses Resultat wurde mein Interesse dermaßen erhöht, daß ich beschloß, die Minen am Merrimack persönlich zu erforschen. Hr. C., dessen Bruder in jener Gegend große Ländereien besitzt, schloß sich der Excursion an. Da es außerordentlich heiß war, so bedienten wir uns statt der Pferde eines leichten zweisitzigen Boggy. Hr. C. war ein guter Kutscher, das Pferd eins seiner stärksten und vorzüglichsten und somit waren die 35 Meilen, welche wir bis zu dem von uns zum ersten Nachtquartier ausersehenen Wirthshause zurückzulegen hatten, bald überstanden. Dasselbe war zwar nur ein gewöhnliches Blockhaus, im Innern aber sehr gut eingerichtet. Die Gegend, bis dahin eben und einförmig, wurde, als wir dem großen Thale des Merrimack zu abbogen, allmälig bergiger und bot dem Auge mehr Abwechselung. Folgenden Tags um 10 Uhr erreichten wir den schönen, auf der einen Seite von Felsen überragten, auf der andern von einem Urwalde überschatteten Fluß, dessen Wasser von so außerordentlicher Klarheit war, daß man noch 12 Fuß tief die am Boden liegenden Steine sehen konnte. Nachdem wir die Furt durchfahren, führte uns der Weg durch die dunkeln Laubhallen des Bottom, dessen unerschöpflichen Bodenreichthum ein gigantischer Baumwuchs bekundete. Bäume, 200 Fuß hoch und 8—10 Fuß im Durchmesser, waren häufig. Schönere Gruppirungen der mannichfaltigsten Lichenarten, Sykomoren, Baumwollpappeln, Platanen, Nußbäume, Catalpas ꝛc. kann man sich nicht denken. An ihnen rankten sich Schlinggewächse bis zu den stolzen Kronen empor und fielen dann in reichen Guirlanden zum Boden herab. Gegen Abend erreichten wir Hrn. C.'s Besitzung und besichtigten die in kurzer Entfernung befindlichen Eisenglanzlager.

Am nächsten Tage machten wir uns auf den Weg zu den Richwood-Lead-Mines. Die Straße dahin führte über das Ozarkgebirge; sie bot häufig interessante Ansichten, war aber von so schlechter Beschaffenheit, daß wir jeden Augenblick befürchten mußten, mit unserm Wägelchen zusammenzubrechen. Wir kamen jedoch glücklich daselbst an und fanden bei einem Oheim meines Reisegefährten eine sehr freundliche Aufnahme. Hier hatte ich die erste Gelegenheit, eine amerikanische Bleihütte zu sehen. Die Gebäude und Oefen waren von der möglichst einfachen Art, das Schmelzverfahren roh. Da jedoch der hiesige Bleiglanz sehr rein und nur wenig mit Gang- und Bergart verunreinigt ist, so bedarf es auch nur geringer Sorgfalt zu seiner Verschmelzung, ja es würde bei Einführung eines sorgfältigern, weniger schnell

fördernden Verfahrens bei dem hierortigen hohen Arbeitslohn ꝛc. nur wenig zu gewinnen ſein.

Nachdem wir mehre Tage damit zugebracht, alle Minen und hüttenmänniſchen Etabliſſements der Umgegend zu beſichtigen und die Analyſen der Erze vorzunehmen, traten wir die Rückreiſe zu Hrn. C.'s Beſitzung wieder an. Auf dieſer waren wir minder glücklich als auf der Herreiſe. In ein Geſpräch vertieft, achteten wir nicht auf den Weg und wurden nur zu ſpät gewahr, daß wir uns verirrt hatten. Nach einer mehrſtündigen Fahrt erreichten wir endlich eine Farm, von wo uns ein Weg gezeigt wurde, der wieder auf den rechten führen ſollte. Anfangs war dieſer ziemlich breit und gut, allmälig aber lief ein Seitenweg nach dem andern ab, bis der ganze Pfad endlich aufhörte und wir uns mit der Roſinante und dem Carröſchen mitten in einem endloſen Urwalde befanden. So gut es gehen konnte, ſchafften wir uns mit einer Axt Bahn und hoben den Wagen über alte Baumſtämme, wenn dieſe uns den einzigen Weg verſperrten. Ein noch lieblicheres Bild von Farweſt wurde uns vorgeführt, als nun auch noch ein Orkan losbrach. Der Regen goß in Strömen vom Himmel, Donner und Blitz folgten in unaufhörlicher Folge und die gewaltigſten Eichen wurden vom Sturme wie Strohhalme zerknickt. Jeden Augenblick erwarteten wir zerſchmettert zu werden, doch hatten glücklicherweiſe unſere Schädel ein beſſeres Geſchick als das Schirmdach unſers Wagens, welches von einem Baumaſt zertrümmert wurde.

Unſer Weg wurde durch die umgeſtürzten Bäume und angeſchwollenen Bäche ſchwierig und gefährlich; unſer Pferd, zum Umſinken müde, war kaum noch von der Stelle zu bringen. Schon bereiteten wir uns auf ein Nachtquartier in dieſen Wildniſſen vor, als wir zu unſerer großen Freude von einem von der Jagd heimkehrenden Backwoodman wahrgenommen wurden. Mit der dem Amerikaner eigenen Gaſtfreundſchaft lud er uns ein, in ſeiner Hütte zu übernachten. Beſtand auch die Wohnung des Wirths nur aus einem kleinen Blockhaus von ungefähr 20 Fuß im Quadrat, wo ein und derſelbe Raum als Küche, Wohn- und Schlafzimmer dienen mußte, ſo geſchah doch zu unſerer Bequemlichkeit mehr, als wir beanſpruchen konnten. Ein großes Feuer wurde im Kamin angemacht, um unſere Kleider zu trocknen, Maisbrot und Speck gebraten, wir mußten uns ſogar ſeines Bettes bedienen, während er und ſeine Frau ſich in einer Ecke ein Strohlager bereiteten. Folgenden Morgens wurden wir von unſerm freundlichen Wirthe wieder auf den rechten Weg gebracht und erreichten gegen Mittag Hrn. C.'s Beſitzung wieder. Gern hätte ich von hier aus die Excurſion zu den weiter aufwärts liegenden Kupferminen ausgedehnt; allein da C.'s Zeit zu knapp gemeſſen war, ſo mußte ich für diesmal darauf verzichten, ja es gelang mir nicht einmal zuverläſſige Nachrichten über jene Minen einzuſammeln.

Da ſomit das Reſultat dieſer erſten Expedition noch ziemlich unvollſtändig geblieben war, ſo ließ ich es, kaum nach St.-Louis zurückgekehrt, meine erſte Sorge ſein, mir einen paſſenden Reiſegefährten für eine Wiederholung derſelben zu gewinnen. Dieſen Gefährten fand ich in meinem Hausherrn, einem unterrichteten und in hohem Grade unternehmungsluſtigen Kaufmann. Am 10. Auguſt 1854 Nachmittags 5 Uhr verließen wir, nachdem wir vorher Pferde gekauft, St.-Louis. Wir ritten ſcharf und

erreichten schon um ½ 9 Uhr das 25 Meilen entfernte Sulphur-Spring-Hôtel. Früh am Morgen waren unsere Pferde wieder gesattelt. Da unser heutiger Weg uns nahe an Washington (einem Städtchen am Missouri) vorbeiführte, so wählten wir, weil Hr. K. schon mehrfach von Bekannten dorthin eingeladen worden war, dieses zu unserm heutigen Ziele. Am andern Morgen ließen wir uns über den wildflutenden Missouri setzen und gelangten am Abend zu den im herrlichen Merrimackthale gelegenen Virginia-Mines. Der Charakter der von uns durchreisten Gegend war derselbe wie auf der vorigen Tour; nur waren die Berge höher und steiler. Die Gipfel waren fast ausschließlich mit Eichenarten, die Thäler mit Sykomoren, Platanen, Nußbäumen ꝛc. bewachsen; tiefer im Lande fanden wir an einigen sonnigen steilen und felsigen Bergabhängen Cedern.*)

Was nun die Virginia-Minen anbetrifft, so waren diese vor mehren Jahren sehr ergiebig, wurden aber soweit ausgearbeitet, daß Tiefbau eingeführt werden mußte, was wegen Mangels an Betriebscapital seitens der Eigenthümer unterblieben ist. Nachdem wir die in Verfall gerathenen Hüttenanlagen in Augenschein genommen, brachen wir schon am nächsten Morgen auf zu den Kupferminen (Philips-Mines). Ein Weg führte von hier aus nicht hin; wir mußten, auf unsere Karte und die etwas confuse Beschreibung ihrer Lage seitens des Wirths fußend, uns sogut als möglich dorthin zu finden versuchen. Nach einem vielstündigen beschwerlichen Ritte durch die Dickichte des Merrimackbottom und durch die steilen ihn begrenzenden Bergreihen erreichten wir endlich eine Farm, wo wir leider vernehmen mußten, daß wir uns den Philipsminen nur wenig genähert; doch hatten wir den Vortheil, auf einen dorthin führenden Weg zu kommen. Bevor wir die Kupfergruben erreichten, mußten wir den Merrimack passiren. Sein klares Wasser und die Hitze des Tags bestimmten uns ein Bad zu nehmen. Zum Auskleideplatz wählten wir einen ins Flußbett hineinragenden alten Baumstamm. Hr. K., bereits wieder mit dem Ankleiden beschäftigt, machte mir die Bemerkung, daß wir in Zukunft besser thun würden, die alten Baumstämme zum Aufhängen der Kleider zu meiden, da unter diesen sich häufig Schlangen aufhielten. Im Begriff die Kleider zu holen, sah ich plötzlich wirklich eine solche von mehren Fuß Länge ihre gierigen Augen auf mich richten. Ich sprang ans Ufer, ergriff einen daliegenden Knüppel, Hr. K. that das Gleiche und nun schleuderten wir diese auf sie hin, worauf sie enteilte; später sahen wir sie nicht mehr. Mein Reisegefährte erkannte sie als eine Wassermocassin, deren Gift noch mehr gefürchtet wird als das der Klapperschlange.

Nachdem wir den Fluß durchritten, erreichten wir bald die Philips-Mines. Dieselben waren noch wenig bearbeitet. Die bereits gewonnenen Erze (Kupferlasur, Kupfermalachit mit andern kohlensauern Kupferoxydverbindungen) zeigten meinen Analysen zufolge einen Gehalt von 20 Procent Kupfer. Bei einem in der Nähe wohnenden amerikanischen Krämer fanden wir während

*) So schön und fruchtbar die Gegend, so ist sie doch, solange der Merrimack nicht schiffbar gemacht worden (was meiner Ansicht nach nicht viel kosten würde) dem Einwanderer wegen zu großer Entfernung vom Markte und Mangels an guten Verbindungsstraßen nicht gut zu empfehlen. Auch ist dieses Thal sehr vom Fieber heimgesucht.

der Nacht Obdach. Auch er räumte uns sein Bett ein, während er sich unter den Ladentisch legte. Am andern Morgen erboten sich mehre Amerikaner, die in den Store kamen, uns die Kupferminen zu Copperhill zu zeigen. Der Inspector derselben empfing uns sehr freundlich und beorderte sofort einen Neger, uns überall herumzuführen. Die Erze waren meistens ebenfalls kohlensaure Kupferoxydverbindungen; doch finden sich auch Kupferkiese darunter. Das Vorkommen anlangend, so finden sich dieselben in der Regel nur als Nester oder Lager in dem die Formation bildenden Gestein (meistens Kalk- und Sandstein). Regelmäßige Gänge hat man noch nicht gefunden, auch sind die Lager selten von größerer Ausdehnung, sodaß ein eigentlicher Bergbau nicht stattfindet. Obgleich daher die Minen zahlreich, so ist doch ein Reichthum an Kupfererzen durchaus nicht vorhanden. Möglich, daß bei genauern Untersuchungen mehr Erz gefunden wird; allein das ganze Vorkommen ist von der Art, daß kein Sachverständiger mit gutem Gewissen Irgendjemand ermuthigen kann noch darf, sein Geld in so ungewisse Anlagen zu stecken.

Nachdem wir uns somit hinlänglich überzeugt, daß auch von diesen Minen nicht viel zu erwarten, nahmen wir unsere Rückreise nach Washington, von wo wir, da mein Reisegefährte inzwischen einen Fieberanfall bekommen hatte, nach St.-Louis mit dem Dampfboot zurückkehrten.

Notizen.

Im Lauf der letzten Wochen ist eine beträchtliche Anzahl neuer Stücke über die Breter gegangen, doch meistentheils nur mit geringer Wirkung. In Hamburg wurde ein fünfactiges Drama von Feodor Wehl: „Eine Schule des Herzens", gegeben, aber ohne Beifall; auch desselben Verfassers einactiges Lustspiel „Eine feurige Kohle", das in Berlin viel Glück gemacht hat, soll in München nur eine kalte Aufnahme gefunden haben. Dasselbe Schicksal hat auch Julius Bacher's „Aus dem Leben", Charakterbild in fünf Acten, auf der Königlichen Hofbühne zu Berlin gehabt. „Brutus und sein Haus", von Roderich Anschütz, einem Sohn des bekannten Veteranen, ist bei der ersten Aufführung auf dem wiener Burgtheater ebenfalls nur durch den beliebten Familiennamen des Verfassers vor einem vollständigen Fiasco bewahrt worden. Dagegen soll „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich", historisches Drama in fünf Acten von B. Scholz, in Wiesbaden großen Erfolg gehabt haben; die Bestätigung wird abzuwarten sein.

Von Thiers' „Histoire du Consulat et de l'Empire" erschien soeben der 15. Band, die preußische Erhebung im Frühjahr 1813 und die darauf folgenden kriegerischen Ereignisse bis zu den Schlachten von Großgörschen und Bautzen enthaltend. — Guizot soll seine Memoiren vollendet haben; dieselben führen den Titel: „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps, depuis 1814 jusqu'au 22 Février 1848", und werden in vier Bänden bei Michel Levy in Paris erscheinen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Armuth Leid und Glück.

Roman von **Julie Burow.**

Drei Theile. 12. Geh. 4 Thlr.

Ein neues Werk von **Julie Burow**, die durch mehre Romane und Erzählungen rasch zu bedeutendem Namen gelangte, ein Roman von spannender Handlung und edler Tendenz.

Von der Verfasserin erschien früher in demselben Verlage:

Bilder aus dem Leben. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese Sammlung enthält vier Novellen: „Ein Pfarrhaus in Nathangen. Novelle aus der jüngsten Vergangenheit" (von dem „Illustrirten Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd" unter allen ihm eingesandten Novellen für die beste erklärt und mit dem ersten Preise gekrönt); ferner: „Ein Grab an der Kirchhofsmauer. Eine Jugenderinnerung"; „Im Walde. Novelle"; „Der Weg in den Himmel. Novelle." Das Bändchen verdient als unterhaltende und anregende Lectüre die allgemeinste Beachtung, besonders der Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Maria Theresia und ihre Zeit.

Historischer Roman von **Franz Carion.**

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Ueber diesen historischen Roman, in dem Maria Theresia, Joseph II. und viele andere historische Persönlichkeiten auftreten, heißt es in einer gleich nach seinem Erscheinen erfolgten Besprechung in den „Jahreszeiten" unter der Ueberschrift „Ein empfehlenswerther Roman": „Unsern gegenwärtigen staatlichen Verhältnissen und sonstigen Wirren gegenüber bietet dieser Roman ein Spiegelbild jener großen Zeit, deren Nachhall in dem Namen Maria Theresia der spätesten Nachwelt unvergeßlich bleiben wird. War die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt hatte, Maria Theresia und ihre Zeit mit treuen Farben zu schildern, eine wahrhaft deutsche, so dürfte auch der Wunsch gerechtfertigt sein, diesen bis zum Ende spannenden, und den literarischen Schöpfungen von Luise Mühlbach sich anreihenden Roman der deutschen Lesewelt ein liebes Buch werden zu sehen. Vorzüglich sind die mit Innigkeit und Wahrheit darin geschilderten weiblichen Charaktere ganz geeignet, Herz und Gemüth deutscher Frauen und Jungfrauen wohlthuend anzusprechen. Wie dieser Roman das Gepräge hoher Sittlichkeit in allen seinen Schilderungen trägt, so auch den Stempel historischer Treue und Wahrheit."

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.**

Sechster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der erste bis fünfte Band (1850—55) haben gleichen Preis.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 16.** 16. April 1857.

Inhalt: Wendung der Philoſophie in Frankreich. Von **Karl Grün.** — Der deutſche Scharfrichter. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte. — Gedichte. I. Krankenträume. Von **Heinrich von Treitſchke.** — II. Der Liebe Heil. Von **J. Herzfelder.** — III. An meine Feder. Von **Hermann Marggraff.** — Literatur und Kunſt. Religiöſe Reden. („Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von J. Caird. Mit einem Vorwort von Bunſen"; „Die Reformation des 16. Jahrhunderts im Lichte der Gegenwart. Erläutert in drei hiſtoriſch-kirchlichen Zeitpredigten ꝛc. von G. Steinacker. Nebſt einem Sendſchreiben an Hrn. Dr. Schläger in Hameln"; Sack, „Drei Dankpredigten über die von dem Großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag ꝛc.") — Correſpondenz. (Aus Pommern.) — Notizen. — Anzeigen.

Wendung der Philoſophie in Frankreich.

Von

Karl Grün.

(Jules Simon: „Le Devoir". Derſelbe: „La Religion naturelle". H. Taine: „Les Philosophes français du 19me siècle".)

In Frankreich gerade wie in Deutſchland daſſelbe Factum: greller, ſcheinbar unverſöhnlicher Gegenſatz zwiſchen Beobachtung und Gedanke, zwiſchen der Wiſſenſchaft der Dinge und der Wiſſenſchaft der Ideen, zwiſchen dem Mikroſkop und der Philoſophie. Natur und Geiſt drehen ſich einander verachtungsvoll den Rücken zu, dafern ſie nicht gar wie die Fiſchweiber übereinander herfallen. Wir überſetzen: Die Naturwiſſenſchaft iſt noch keine Wiſſenſchaft, und die Philoſophie iſt keine Wiſſenſchaft mehr, ſeit ſie, auf der Spur der früher gewonnenen Abſtractionen beharrend, nicht die Kraft und den Muth bewieſen hat, eine Welt neuer Facten und Einzelheiten in den Denkproceß aufzunehmen und zu bewältigen. Die Naturwiſſenſchaft, ohne Kenntniß, ohne Ahnung der Geſchichte der Philoſophie, hält den graſſirenden Scholaſticismus für die Philoſophie und will gar nicht denken, weil ſie glaubt theologiſch den-

ken zu müssen; die Philosophie, ohne logische Initiative und Zeugungskraft, vermag der Realität nicht gerecht zu werden, weil ihre vorgefaßten Kategorien Noth dabei leiden könnten.

Der berühmteste unter den jüngern französischen Philosophen ist Hr. Jules Simon, Schüler des Hrn. Victor Cousin, des Begründers der eklektischen Richtung. Wie die ganze Schule auf ein moralisch-politisches Apostolat ausgeht, ähnlich dem „Brei des Herzens" der Nachkantianer, so zieht Hr. Simon lehrend und predigend umher, gibt oratorische Vorstellungen, bezaubert sein Auditorium, reißt die Damen hin, rettet im Sturme das Unendliche, Gott, die Seele, deren Unsterblichkeit, die Pflicht und die Menschheit, und wiegt auf fünfviertel Stunden den Tragelaphen von Publicum, der in Toilette vor ihm sitzt, in die süße Illusion: Anch' io sono filosofo. So hat er Belgien förmlich durchreist, den Artikel Devoir „gemacht", unbändigen Applaus geerntet, Gent, Brüssel, Antwerpen beglückt; und wenn die oberflächlichsten Feuilletonisten ihr berühmtes Compte-rendu abgaben, so lautete das unwillkürlich einstimmige Urtheil: die begeisternde Darstellung des Hrn. Simon lasse wol etwas tiefere Begründung zu wünschen übrig; man wisse so recht eigentlich nicht, woher das Devoir komme.

Kein Wunder, denn Hr. Simon weiß es selbst nicht, „ich hab' es nur damit ich's habe". Schlagen wir seine „Religion naturelle" auf. Ueber die bekannten Beweise vom Dasein Gottes nach Anselmus, Descartes, Malebranche ꝛc. sagt er, diese sämmtlichen Syllogismen bedeuteten nichts. „Es ist offenbar, daß das Unendliche ist (gerade wie die Seele, gerade wie die Pflicht); es ist abgeschmackt, daß es nicht sei; nichts widersetzt sich der Existenz des Unendlichen; wenn das Unendliche nicht ist, so ist nichts möglich, und im Gegentheil Alles ist möglich, unter der Bedingung, daß das Unendliche ist." Gewiß ist bei dieser Art des Philosophirens Alles und Jedes möglich; wenn man sich nicht einmal mehr die Mühe gibt, das Absolute, denn das ist das Simon'sche Unendliche, „aus der Pistole zu schießen", so wird die Dialektik zum pastoralen Geschwätz.

„Das ist", fährt der Redner fort, „kein Raisonnement, es ist ein Princip, eine Intuition, wenn man will, eine Wahrheit der Evidenz. Nehmt sie aus unserm Geiste weg, so können wir nicht mehr denken. Gerade weil dieses Princip das Fundament unsers Denkens ist, ist es unmöglich, es zu demonstriren. Demonstriren heißt eine Wahrheit auf ein vorhergehendes Princip gründen, also können alle Principien erwiesen werden, mit Ausnahme der ersten Principien, die zur Erweisung der übrigen dienen." Das ist nun mit der abscheulichsten Willkür und geradezu Fälschung aus dem Kant geholt, Kant aber spricht von Axiomen, wahrhaftig aber nicht von dialektischen Resultaten. Die Frage aller

Fragen ist gerade: Gibt es ein Absolutes, und zwar nicht mehr auf Grund scholastischer Abstractionen, wo Hegel das Absolute glänzend nachgewiesen hat, sondern auf Grund der realen Existenz und aller seit Hegel gemachten Erfahrungen?

„Im Grunde läßt sich Gott aus nichts schließen, aber er läßt sich überall wahrnehmen (s'apercevoir). Man muß nur sehen können (savoir regarder)." Und das sagt uns ein höchst nüchterner Mensch im modernen Frack, während wir den ganzen Begriff der Ekstase nöthig haben, um das Curiosum zu verstehen, daß ein Alexandriner Gott vier mal in seinem Leben gesehen zu haben behauptete.

Und so reducirt sich denn das oratorische Moralbedürfniß der ganzen eklektischen Schule glücklich auf die folgende Pastoralexclamation: „Glücklich wer an Gott glaubt, ohne soviel Raisonnement, gleichsam durch eine natürliche Gnade, und wer in der Wissenschaft nur die Bestätigung seines Glaubens sucht!" Amen. Ist aber nicht das Bistouri des Hrn. Flourens ein unendlich gründlicherer Philosoph als dieser ganze Hr. Simon?

Es war offenbar die höchste Zeit, daß die Kritik diesen speculativen Schwindel zerstreute, daß der sämmtliche französische Eklecticismus als eine bloße Episode der französischen Philosophie überhaupt dargestellt wurde. Angesichts solcher Ausläufe mußte das Wesen, der Ursprung und Fortgang, mit einem Wort die Geschichte des Spiritualismus in Frankreich geschrieben werden; sobald Das heraustrat, was vor ihm gewesen, wo und wie er selbst eingesetzt, konnte auch die Hoffnung aufleuchten, daß und wie so etwas Anderes an seine Stelle kommen, nach ihm sein werde. Dieser Arbeit hat sich ein gelehrter und geistreicher Franzose, Hr. H. Taine, Verfasser einer gekrönten Preisschrift über Livius, unterzogen. Wer diese Arbeit glücklich zu Ende führen wollte, der mußte außer seinem unmittelbaren Stoff auch deutsche Philosophie gründlich kennen. Hr. Taine kennt sie, und wenn Kant für die Franzosen nicht neu ist, so hat doch ihrer Einer selten sagen können: „Ich habe Hegel alle Tage, ein ganzes Jahr lang, in der Provinz gelesen (ich spreche von Hegel selbst, und nicht von der plumpen Sekte, die ihn fortgesetzt und entstellt hat). Wahrscheinlich werde ich nie wieder Eindrücke empfinden gleich denen, die er mir verursacht hat. Von allen Philosophen ist keiner zu solchen Höhen emporgestiegen, kein Genie hat diese wunderbare Unermeßlichkeit annäherungsweise erreicht. Er ist Spinoza, multiplicirt mit Aristoteles, und auf jener Pyramide von Wissenschaften ruhend, welche die moderne Erfahrung seit 300 Jahren construirt." Die Pyramide der exacten Wissenschaften, auf der Hegel ruhte, ließ allerdings zu wünschen übrig, was die Solidität betrifft; der berühmte „Schallstoff" und die Abgeschlossenheit des Planetensystems waren zwei

ziemlich morſche Steine; zu dem muß die Pyramide jetzt unendlich breiter und höher conſtruirt werden; davon abgeſehen, iſt es erfreulich, Hrn. Taine als Franzoſen dem Hrn. Profeſſor Schleiden entgegenſetzen zu können.

Die Beſchämung für den deutſchen Profeſſor fällt um ſo eclatanter aus, als Hr. Taine keineswegs dem Idealismus, Spiritualismus, oder wie man dieſe Einſeitigkeit, dieſen Reſt von Scholaſtik ſonſt nennen will, huldigt, als er durchaus nicht vom „Geiſt", ſondern lediglich von den „Thatſachen" ausgeht und den letzten franzöſiſchen Denker in Condillac erblickt; ſein „Langue des calculs" bezeichnet er als das Muſter und die Höhe des realen Denkens in Frankreich und bedauert, daß Niemand mehr das Werk leſe. Der letzte Nachklang des 18. Jahrhunderts, der Erbe Condillac's, mit dem das ganze Vermögen begraben wurde, heißt Laromiguière; ihm iſt das erſte Capitel gewidmet. Der ſtrenge und würdige Royer-Collard verfällt auf den Schotten Reid, führt die „äußere Wahrnehmung" in die Pſychologie ein und gründet den Eklekticismus auf Moral, d. h. auf Beſſerung und Belehrung. Folgt der metaphyſicirende Maine de Biran, der die „Facultäten und Capacitäten" in „Weſenheiten" umſchuf, den Willen für ein „Weſen" erklärte, die Welt mit chimäriſchen „Monaden" bevölkerte und ſo viſionär wurde, daß er behauptete, er „nehme" die Kraft „wahr", gerade wie Hr. Jules Simon „Gott wahrnimmt". Bei Gelegenheit Maine de Biran's können denn auch die Deutſchen das zweideutige Monopol aufgeben, als wüßten nur ſie zu ſchreiben, daß kein Menſch ſie verſteht, ja der Philoſoph ſpäter nicht mehr ſein eigenes Werk, wie man von Fichte und ſeiner „Wiſſenſchaftslehre" erzählt hat. „Jeder kann an ſich ſelbſt beobachten, daß die directen Vorſtellungen der äußern Sinne, wie die Bilder oder Anſchauungen des innern Sinnes und die Ideen ſelbſt, die Producte der Verſtandesthätigkeit, wenn ſie ſucceſſive von dem Ich unter verſchiedenen ſenſitiven Modificationen, oder mit einem veränderlichen Gefühl der Exiſtenz, einem traurigen oder kummervollen, angenehmen oder leichten, reflectirt oder betrachtet werden, ſich bis auf einen gewiſſen Punkt dieſen Variationen proportioniren, was die Grade der Klarheit oder Dunkelheit, Beweglichkeit oder Beſtändigkeit, des Vertrauens oder des Zweifels betrifft, welche dieſen Ideen einen beſondern Charakter und gleichſam eine eigenthümliche Phyſiognomie aufdrücken." Maine de Biran.

Hr. Taine, der ein großer Meiſter im Ueberſetzen ins Genießbare iſt, interpretirt dieſen Schwulſt ſehr einfach dahin: „Wenn ihr Kolik oder Migräne habt, ſo hat euer Raiſonnement weniger Klarheit, eure Aufmerkſamkeit weniger Dauer, eure Schlüſſe ſind weniger ſicher, als wenn ihr bei guter Geſundheit ſeid." Und da Hr. Taine Humor hat

wie Hegel, nur franzöſiſchen, ſo citirt er die Geſchichte des Scholaren, der ſo ſtark im Griechiſchen und ſo ſchwach im Reiten war und der von ſeinem Mauleſel herab einen Bauern alſo apoſtrophirte: „Landmann, thu' einen Schritt der Annäherung gegen die Perſon meines Individuums, um die Aequipollenz zwiſchen den beiden Hebelarmen meiner Hippoſtaſe herzuſtellen.“ Was ſoviel heißen ſollte als: „He Kamerad, ſetz' mich doch einmal gerade auf mein Thier!“

Folgt Hr. Victor Couſin, das oratoriſche Bedürfniß in Perſon, übrigens grundgelehrt, ein wahrer Antiquar und Polyhiſtor, der Sprache mächtiger als Einer. Zuerſt ließ er ſich von Hegel und Spinoza beſtricken, ward pantheiſtiſch, erklärte, „Gott ſchaffe die Welt wie wir unſere Handlungen“, veranlaßte das Geſchrei von den philoſophiſchen Lederdiebſtählen, wie denn der Alte ſarkaſtiſch erklärte, in der Philoſophie der Geſchichte habe ihm Hr. Couſin ſeine Fiſche geſtohlen, ſie aber in eigener Sauce ertränkt; dann ſank Hr. Couſin auf der ſchiefen Ebene ſeiner officiellen Stellung mehr und mehr zum Moraliſten, endlich zum puren Prediger herab, in welcher Qualität ſein letztes philoſophiſches Buch vom „Wahren, Guten und Schönen“ das Aeußerſte erreicht, nach welchem nur noch die Leiſtungen für „innere Miſſion“ des Hrn. Simon übrigblieben. Hr. Taine weiſt ſchlagend nach, daß Couſin niemals eine einzige Ader von einem Philoſophen gehabt, daß er ſtets der Mann der „mittlern Wahrheiten“ geweſen. Man ſolle ſich nur nicht irre machen laſſen durch die Germanismen und Zweideutigkeiten des Jargon. Bei Couſin heiße es: „Mehr als jemals, der pſychologiſchen Methode getreu, anſtatt aus der Beobachtung herauszugehen, vertiefte ich mich immer mehr hinein, und durch die Beobachtung erreichte und entwirrte ich in der Intimität des Bewußtſeins, bis wohin Kant nicht gedrungen war, unter der ſcheinbaren Relativität und Subjectivität der nothwendigen Principien, das augenblickliche aber reale Factum der ſpontanen Wahrnehmung der Wahrheit, einer Wahrnehmung, die, da ſie ſich nicht ſelbſt reflectirt, unbeachtet in den Tiefen des Bewußtſeins vorgeht, aber dort die wahrhafte Grundlage Deſſen iſt, was ſpäter, unter logiſcher Form, in den Händen der Reflexion ein nothwendiger Begriff wird. Alle Subjectivität mit aller Reflexivität erſtirbt in der Spontaneität der Vorſtellung.“

Meiſter Taine überſetzt: „Zwei und zwei ſind vier. Als ich zum erſten male zwei Objecte mit zwei andern zuſammen ſah und begriff, daß ſie vier machten, bemerkte ich nicht, daß immer, überall und nothwendig zwei und zwei vier machen. Dieſe Bemerkung iſt ſpäter gekommen, als ich durch Reflexion meine Gedanken beobachtete. Man denkt zuerſt; nachdem man gedacht hat, reflectirt man über ſeinen Gedanken.“ „Sie ſehen, mein lieber Kant, daß Ihr Syſtem in Trümmer zerfällt;

denn ich habe mich in die Intimität des Bewußtſeins bis zu einem Grade vertieft, wohin Sie nicht gedrungen ſind.“

Der melancholiſch-rigoroſe Jouffroy rang ſich von katholiſcher Gläubigkeit zum denkenden Begreifen los: aber dieſer Kampf mit dem Engel drückte ſeinem ganzen Streben eine theologiſche Angſt auf, eine ſentimentale Bekümmertheit um das „Heil der Seele“, um die „Beſtimmung des Menſchen“, ein durſtiges Trachten nach perſönlicher Unſterblichkeit. Jouffroy verfaßte eine Aeſthetik, die Hr. Taine geradezu mit der ſtolzen Architektonik Hegel's zuſammenſtellt; und derſelbe Mann konnte ſowenig logiſch denken, daß er die „angenehmen Empfindungen“ durch folgenden Gallimathias zu erklären meinte: „Wenn die Senſibilität angenehm afficirt wird, ſo beginnt ſie ſozuſagen unter der Empfindung aufzublühen (s'épanouir); ſie erweitert und verbreitet ſich, gleichſam um die wohlthuende Einwirkung, die ſie erfährt, leichter und vollſtändiger zu abſorbiren. Das iſt der erſte Grad ihrer Entwickelung. Bald beſtimmt ſich dieſe erſte Bewegung näher und nimmt eine Richtung. Die Senſibilität trägt ſich aus ſich heraus und verbreitet ſich nach der Urſache hin, die ſie angenehm afficirt.“ Endlich „trachtet die Senſibilität, das Object zu ſich zu führen, ſich daſſelbe wo möglich zu aſſimiliren“. Genug, dieſe Senſibilität iſt ein ganz erſtaunliches „Weſen“ und gerade ſo rational wie die berühmte „Wehmuth“, die ſich „mit Linden paart“ und zwar „im Schatten kühler Denkungsart“.

Das Sinnverwirrendſte aber leiſtet Jouffroy in ſeiner famoſen Beſtimmungslehre. „Die Natur eines Weſens“, ſagt er, „zeigt ſeine Beſtimmung an. Die Natur des Menſchen aber iſt zuſammengeſetzt aus unendlichen Aſpirationen (ſchöne Zuſammenſetzung!), die unſere gegenwärtige Lage nicht befriedigen kann: folglich gibt es für uns eine zukünftige Beſtimmung und eine Reihe von Leben, in denen wir ſie befriedigen können.“ Glücklich, wie Hr. Simon ſagt, wer die Wiſſenſchaft nur zur Beſtärkung ſeines Glaubens ſucht! Dieſe Wiſſenſchaft wird ihn freilich nicht ſonderlich beſtärken, was dann dem Glauben nur ſoviel mehr Ehre einträgt.

Hr. Taine, der Schalk: „Die Natur eines Weſens zeigt ſeine Beſtimmung an. Dieſer Satz gilt Hrn. Jouffroy ſowol für den Ochſen als für den Menſchen. Die Natur des Ochſen iſt, 15 Jahre zu leben und ſich zu reproduciren; alſo iſt die Beſtimmung des Ochſen, 15 Jahre zu leben und ſich zu reproduciren. Aber ſeine gegenwärtige Lage hindert ihn daran, der Menſch verſchneidet ihn mit ſechs Monaten und ißt ihn mit drei Jahren. Folglich wird der Ochs, von dem ich geſtern gegeſſen habe, in einer andern Welt wiedergeboren werden, dort noch zwölf Jahre leben und Kälber erzeugen.“

Beſonders anſprechend und tief unter leichter Form iſt die Art, wie

Hr. Taine die Chronologie seiner Helden verbessert, ihnen andere Geburtsjahre und Biographien andichtet. Hr. Cousin ist z. B. 1640 geboren, ward ein berühmter Kanzelredner, Nachfolger Bossuet's, der „letzte Kirchenvater", der noch die Erstlinge Voltaire's widerlegte. Hr. Jouffroy ist 1680 in der Grafschaft Kent geboren, trieb Philosophie der Beobachtung auf der Spur Locke's, studirte „Sensationen und Ideen" anstatt „Capacitäten und Facultäten", lernte auf einer Gesundheitsreise in Italien den berühmten Theologen Cousin kennen, der ihn später in England besuchte. Dort geschah es, daß der grillenhafte Pope im Scherz Hrn. Cousin als Philosophen ins 19. Jahrhundert versetzte und Hrn. Jouffroy zu dessen Schüler machte.

Das sind die Träger des eklektischen Spiritualismus, die in unendlich höherm Grade Scholastiker sind als die deutsche Philosophie im großen Ganzen, ja die ihres Gleichen nur an den Kärrnern finden, welche wir jetzt so ämsig „thun" sehen, nachdem die deutschen Könige im Reiche des Gedankens ihre Prachtdome ausgebaut. Nothwendiger scheint Hrn. Taine der französische Rückschlag wider die Analytiker des Sensualismus und wider den größten französischen Denker, Condillac, weil die Nation unter dem Druck des Empire und der kerzentragenden Marschälle der Restauration Wärme, Erhebung, Enthusiasmus bedurft habe. Dieses praktische Bedürfniß kündigte sich mit großen Trompetenstößen in der Staël, in Châteaubriand, in Lamartine an; die Eklektiker haben lediglich dieses Bedürfniß codificirt. Aber die Logik, die Psychologie, die Philosophie überhaupt haben sie zugrunde gerichtet, und die Naturwissenschaften sprengen wie Mazeppa's Pferd ohne Regel, ohne Dressur, ohne Ziel und Zweck über die schrankenlose Haide. „Die Doctrin ist ohnmächtig und geachtet, souverän und vergessen, herrschend und stagnirend. Niemand möchte sie, wie die Alten, mit einem Strome vergleichen, der bewässert und einreißt. Kein Geräusch, keine Bewegung, keine Wirkung! Sie ist eine Badewanne, sehr sauber, sehr ruhig und sehr lau; die Väter setzen aus Gesundheitsrücksichten ihre Kinder hinein."

Sehr irrig würde nach dem Vorstehenden der Schluß sein, als ob Hr. Taine nun in die ausschließliche Analyse der Sensualisten zurückfiele, als ob er der einfachen Restauration Condillac's das Wort redete. Dazu hat er zu viel gelernt und zu viel gedacht. Er ist in den Naturwissenschaften zuhause, an denen so viele Hegelinger mit verdonnerter Stirn vorübergehen; er hat das unbesiegbare Bedürfniß, Einheit in sein Denken, Architektonik in sein Abstrahiren zu bringen. Sein Schlußcapitel „von der Methode" ist das Merkwürdigste und Ergreifendste, was wir seit sehr langer Zeit gelesen haben. Unsere ordinären „Kraft- und Stoff"-Materialisten mögen hier leicht soviel lernen als unsere geistlosen Geisterseher. In Form eines Gesprächs wird Analyse und Syn-

theſe erörtert. Peter gibt die Entwickelung der Analyſe: „Erklärung und Vervollſtändigung der Begriffe.“ Paul gibt die Methode der Abſtraction: Von einem allgemeinen Factum geht der Denker aus, dann ſtellt er eine Hypotheſe auf, die alle umliegenden Thatſachen erklären muß. Die Probe oder „Verification“ begründet entweder oder verwirft die Hypotheſe. Durch immer weiteres Aufſteigen zu noch allgemeinern Facten wird beſtändig größerer Stoff ſubſumirt, ein beſtändig weiterer Kreis von „Thatſachen und Verhältniſſen“ an ſein nothwendiges Centrum gebunden, bis endlich der Begriff der „Natur“, des Alleinen, aber nicht als Ausgangspunkt, ſondern als Errungenſchaft, als oberſte Ur-Thatſache, dem Logiker aufgeht. Ein höchſt intereſſantes Beiſpiel gibt Paul aus dem animaliſchen Leben: „Ernährung und Verzehrung“, Hypotheſen, an denen der Beweis geführt wird, ſtellen ſich als das Allgemeine des organiſchen Lebens dar. Von dieſen beiden Abſtractionen ſteigt der Logiker zum „Typus“ (Begriff des Organismus) auf, in welchem wieder „Ernährung und Verzehrung“ aufgehen. „Der Typus gehört nicht einem beſondern und begrenzten Bruchſtück der Materie an, ſondern der Materie im Allgemeinen; er iſt nicht eins ihrer Accidenzen, ſondern eine ihrer Entwickelungen; er iſt nicht der Zuſtand eines ihrer Theile, ſondern eine Form ihrer Geſchichte. Andererſeits, da er begrenzt iſt, kann er nur einen begrenzten Theil Materie umfaſſen. Wenn dieſer Theil fix wäre, ſo würde er nur einem iſolirten Theile angehören, nicht der Materie im Allgemeinen. Er wäre nicht ein Moment der Natur, ſondern die Geſtalt eines zufälligen Compoſitums. Seine Materie darf alſo nicht fix ſein, er muß durch unabläſſigen Verluſt niemals weder dieſer noch jener angehören; eine fließende, immer flüchtige und immer erneute Subſtanz muß ihn bilden, damit er, jedem begrenzten Theil der Materie entfliehend, nur der Materie im Allgemeinen angehöre. So deducirt ſich der Verluſt aus dem «Typus», mit Inbegriff der Gruppe von zerſtörenden Functionen und außerdem der Ernährung und der Gruppe enthaltender Functionen.“

Freilich muß man zunächſt die „Eigenthümlichkeiten der Dinge“ kennen, ehe man auf ihre Allgemeinheit, auf ihre „Natur“ ſchließt. Die Metaphyſiker ſuchen dieſe Natur zu definiren, ohne durch die Erfahrung hindurchgegangen zu ſein, auf Einen Schlag. „Sie haben es in Deutſchland verſucht mit einer heroiſchen Verwegenheit, einem erhabenen Genie und einer Unvorſichtigkeit, größer noch als ihr Genie und ihre Verwegenheit. Sie haben ſich mit Einem Rucke bis zum oberſten Geſetze aufgeſchwungen; ſie ſchloſſen die Augen über die Natur und unternahmen es, durch geometriſche Deduction die Welt wiederzufinden, die ſie nicht betrachtet hatten. Ohne exacte Begriffsbezeichnung, der franzöſiſchen Analyſe bar, von vornherein hinaufgeſchnellt auf den Gipfel der ſtau-

neuswerthen Pyramide, deren Stufen sie zu erklettern verschmäht hatten, haben sie einen tiefen Sturz gethan. Aber in diesem Ruin, tief unten in diesem Abgrund, übertrifft das Trümmergeröll ihres Werks noch alle menschlichen Constructionen durch Pracht und Massenhaftigkeit, und der gebrochene Plan, den man darin wiedererkennt, deutet den künftigen Philosophen durch seine Unvollkommenheit wie durch sein Verdienst das Ziel an, das man erreichen muß und die Bahn, welche vorerst nicht betreten werden darf."

Wir denken, das Verlangen, diesen interessanten Franzosen selbst kennenzulernen, hinlänglich angeregt zu haben; er hat die moralische Tendenz der eklektischen Schule bloßgelegt und bloßgestellt, er hat der deutschen Wissenschaft gesagt, weshalb sie im Düstern tappt. Auch er will construiren, aber er will sich vorher instruiren. Gehet hin und thuet desgleichen! Die alte platonische Inschrift ist mit Geist und Kraft wieder in ihre Ehren eingesetzt worden: „Wer nicht eingeometrirt ist, darf nicht herein." Nur so ist Wissenschaft möglich, nur so auch das Wissen vom Wissen.

Der deutsche Scharfrichter.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte.

Solange es Leibesstrafen gegeben hat, solange existirt das Amt des Scharfrichters, über welches sich, je nach dem Culturstande und den strafrechtlichen Anschauungen der verschiedenen Völker, hinsichtlich der Ehrenhaftigkeit oder Unehrenhaftigkeit verschiedene Ansichten gebildet haben. In den Despotien des Orients war indeß theilweise noch heute der Scharfrichter der stete Begleiter des Großherrn, gleichsam als das lebendige Symbol der unbeschränkten Gewalt des Letztern über Gut und Blut der Unterthanen. Nothwendigerweise standen und stehen die Scharfrichter in den Staaten des Orients in hoher Würde. Ein Tourist des 17. Jahrhunderts sagt darüber: „Hingegen sind die Scharfrichter bei ihnen in hohem Aestim, daß sie sich zu den Fürnehmsten, ja selbst zum Könige nähern und mit ihm reden dürffen." Wir brauchen aber nicht soweit zurückzugehen, der Orient ist auch hierin stationär geblieben. Das Gemach des Henkers befindet sich noch heute in Konstantinopel innerhalb des Serail und das Thor, das zu ihm führt, nennen die Türken Babus-Selam, Pforte des Heils. Die alten Griechen dachten anders in diesem Punkte. Ihrer heitern Lebensanschauung mußte eine Verrichtung widerstreben, die von der lachenden Erde weg in den Hades führte, sie überließen sie den Sklaven, also Denen, die keine Ehre zu gewinnen

und zu verlieren hatten, daher der Name ὁ δήμιος (sc. δοῦλος, Sklave) — ὁ δημόσιος, gleichsam der Sklave des ganzen Volks, auch wol mit dem Zusatze ἀπαραίτητος, der unerbittliche. Bei den Juden war der Dienst des Scharfrichters in den Händen des ganzen Volks, später der Aeltesten und Priester, theils weil die wichtigste Strafart (Steinigung) eine solche Gemeinsamkeit erheischte, theils weil Strafe und Vollzug derselben als ein göttliches Gebot, dessen Ausübung nicht schändet, vielmehr Pflicht ist, betrachtet wurde.

Den niedrigsten Grad der Stellung und darum den höchsten der Verachtung genoß der Scharfrichter in Rom. Er war ausgeschlossen von der Civität und infolge dessen ehrlos, denn nur Der hatte in Rom den Vollgenuß der Ehre (illaesae dignitatis status), der Bürger war. Wer aufhörte es zu sein (capitis diminutio magna), dessen Ehre war vernichtet (consumitur existimatio). An das Gewerbe des Scharfrichters war unmittelbar die Infamie geknüpft. Juvenal erzählt, im alten Latium habe derselbe nicht innerhalb der Bannmeile der Stadt wohnen dürfen, besondere Kleidung und ein Glöckchen tragen müssen, damit das Volk beim Schall desselben der Berührung des Unreinen ausweichen konnte. Cicero spricht es als einen allgemein anerkannten Volksglauben aus, daß eine Versammlung durch den bloßen Eintritt eines Scharfrichters entweiht werde. Zur Zeit der Republik waren ihm „forum et templa" verschlossen. Unter der Kaiserherrschaft wurde das Gewerbe zu den „officia abjecta, ministeria sordida", verächtlichen, schmuzigen Geschäften, gezählt. Es verrichteten dasselbe eine Art von Gladiatoren, die spiculatores (von spiculum, Lanzenspitze) genannt und von Gehülfen (optiones, scultatores) unterstützt wurden. Es erwähnt ihrer auch das Neue Testament (Marcus, VI, 17), wo es heißt, der König habe zum Speculator geschickt und das Haupt des Geköpften bringen lassen.

Die Schicksale und der Namen dieses Amts in Deutschland begleiten die deutsche Rechtsentwickelung Schritt vor Schritt. Die Germanen des Tacitus verleugnen auch hierin ihren asiatischen Ursprung nicht. Die Vollstreckung peinlicher Strafen lag weder besonders bestellten Personen ob, noch viel weniger wurde sie für schimpflich gehalten. Sie war Sache der Priester, in deren Hand auch wol das Rechtsprechen lag, sie war ein integrirendes Element, der letzte Act desselben. Darum ging auch unter den Karolingern diese Verrichtung in die Hand der Schöffen, als der Urtheilsfinder, über, deren jüngster in der Regel den Delinquenten vom Leben zum Tode zu bringen hatte, eine Sitte, die sich, wie allbekannt, bis in die Zeit der westfälischen Femgerichte forterhalten hat. Jeder Femrichter hatte das Recht und die Pflicht, den verurtheilten Verbrecher, wenn er ihn traf, an dem nächsten besten Baum aufzuhängen. Mit der Solidarität der Familie in Gutem und Bösem, deren Ausfluß

ja auch die Blutrache war, hing in älteſter Zeit die Verpflichtung des Anklägers und des nächſten Verwandten (Schwertmagen), mit eigener Hand den armen Sünder von der Welt zu ſchaffen, zuſammen.

Als die germaniſchen Begriffe und mit ihnen die Rechtseinrichtungen in der römiſchen Anſchauung zu verſchwimmen anfingen, als namentlich die deutſche Gerichtseinrichtung von der römiſchen verdrängt wurde, erlitt auch das Amt des Vollzugs hochnothpeinlicher Sentenzen eine Umwandelung. Zur Zeit der Schöffengerichte hieß der Träger deſſelben Nachrichter, weil der jüngſte Schöffe ſeine Stimme bei der Urtheilsfällung zuletzt abgab oder auch weil er, als der vollziehende, gewiſſermaßen das Nachgericht hielt. In der Uebergangszeit, da römiſche und deutſche Rechtsanſichten noch im Kampfe miteinander lagen, erhielt ſich der Namen noch eine zeitlang fort, die Sache war eine andere geworden. Man übertrug, entweder im Wege des Privilegs oder der Belehnung, den Dienſt eines Nachrichters beſtimmten Perſönlichkeiten. Doch haftete kein Makel an dieſer Verrichtung, weshalb es uns auch nicht wundern darf, wenn wir bei namhaften Geſchichtſchreibern leſen, daß Edelleute, unbeſchadet ihres Adels, das Henkeramt verwalteten, ja ſogar daß Fürſten wegen ihrer Routine in dieſer Verrichtung gelobt werden. Es ſcheint faſt, als ſeien anfangs vorzugsweiſe hohe Herren mit dieſer Würde bedacht worden. So erzählt Damhouder in ſeiner „Praxis criminalis", daß in Flandern der erſte Prätor die Execution gehabt habe; in Reutlingen war der Brauch, daß der jüngſte Senator oder Stadtrath Nachrichter und Bewahrer des Schwerts der Gerechtigkeit war. Den Laienbrüdern eines Kloſters rühmt ein Schriftſteller nach, daß ſie viel Gewandtheit in der Ausübung dieſes Dienſtes gehabt. Im Bisthum Worms waren die Bürgermeiſter gehalten, dem Nachrichter Leiter und Rad zu reichen, ihm beim Hängen hülfreiche Hand zu leiſten. Bei den Sachſen jener Zeit hieß der Exequent Frohnbote, der „Schwabenſpiegel" nennt ihn einen „belehnten Richter".

Nachdem ſo der Dienſt, der urſprünglich an keine beſtimmte Perſon gebunden war, ſich zu einer Art von Staatsdienſt fixirt hatte, traten im 13. Jahrhundert die Veränderungen, ich möchte ſagen Umwälzungen ein, deren Stempel das Inſtitut die ganze Folgezeit hindurch trug. Die herkömmliche Bezeichnung Nachrichter mußte der jetzt auftauchenden Benennung Scharfrichter weichen und die Geſetze fangen an, dieſen Titel auf das beſtimmteſte von der Benennung Frohnbote zu ſcheiden.

Und dieſer Namen, der an die obenerwähnte griechiſche Bezeichnung erinnert und von den latiniſirenden Juriſten mit carnifex überſetzt wurde, deckte ſich genau mit ſeinem Gegenſtande. Als das öffentliche Gerichtsverfahren Deutſchlands zu Grabe getragen und an ſeine Stelle der römiſch-kanoniſche Inquiſitionsproceß getreten war, da hielt mit dieſem

zugleich der nothwendige Apparat von Folterwerkzeugen und qualificirten Todesstrafen seinen Einzug. Daumen- und Beinschrauben, der Gespickte Hase, der Schwefelfaden, der Halskragen, der Spanische Stuhl in der Folterkammer, Staupbesen, Säcken, lebendig Begraben und Pfählen, Rädern, Hängen, Köpfen, Verbrennen, Viertheilen, Zungenausreißen auf dem Richtplatz — solch Handwerk foderte die ganze Kraft des Menschen heraus und setzte abgehärtete, empfindungslose Nerven und technische Fertigkeit voraus. So mußte sich der Henkerdienst zu einem förmlichen Gewerbe herausbilden. Daß sich zu einem solchen Dienst anfangs nicht leicht Jemand bequemen mochte, ist uns außer aller Frage. Man mußte, wie Boekel in seinen Disquisitionen berichtet, verurtheilten Verbrechern die Todesstrafe unter der Bedingung erlassen, daß sie sie an ihren Collegen vollzogen. Auf die Dauer ließ sich das freilich nicht halten, man mußte sich nach qualificirten Subjecten umsehen, die Courage und Fertigkeit genug besaßen und fand sie unter der Classe, deren sonstige Handtierungen das Gefühl theilweise schon abgestumpft hatten und denen die levis notae macula, die Anrüchigkeit, die, herübergeschleppt aus Rom, an dem Gewerbe haftete, keine Sorge machte. Der Schinder oder Wasenmeister war zugleich Scharfrichter, die Abdeckerei (Cavillerei) fiel mit dem Henkerdienst zusammen, zwar nicht nothwendig, aber doch regelmäßig. Die Scharfrichter, gewöhnlich durch ein Privileg bestellt und auch wol Meister genannt*), wurden mit der Auflage eingesetzt, die Schinderei und mit ihr die schmuzigsten Geschäfte zu übernehmen. So heißt es noch in einem aus dem Jahre 1619 stammenden Privileg wörtlich also: „Der Scharfrichter muß alle Gefängnisse und andere unsaubere Oerter in unserer fürstlichen Residenz reinigen, wie auch nicht weniger das umgefallene Viehe von unsern Forwerken wegschaffen und andere mehr onera und Beschwerden tragen."

Die Abneigung des Volks gegen dieses Gewerbe ist um so leichter begreiflich, als sie zu jener Zeit mehr oder minder auch andere Professionen, als Barbiere, Schweinschneider, Zöllner, Pfeifer, Bettelvögte u. s. w. traf. Sie steigerte sich bis zur vollen Verachtung und sprach sich gesetzlich in der Rechtlosigkeit aus. Hierzu gab auch das damals geltende Römische Recht, dessen Zögling gewissermaßen der Scharfrichter war, mit den bereits obenerwähnten Principien die vollste Veranlassung. Römisch war es sicher, wenn der Scharfrichter besondere Kleidung tragen, abgelegene Wohnung haben, durch einen getrennten Platz in der Kirche sich auszeichnen mußte; römisch war es, wenn

*) Daher die Drohung gegen einen ungerathenen Sohn: „Es ist besser, ich ziehe dich als Meister Benedix." Ferner die Formel nach der Hinrichtung: „Davor danke ich Gott und meinem Meister, der mir diese Kunst gelernet hat."

ihm das Bürgerrecht versagt wurde. Diese Versagung sprach sich zunächst in der dem deutschen Leben eigenthümlichen Weise, in der Ausschließung von Zünften und Gilden aus. Als die letztere durch die Reichsgesetze (z. B. Reichspolizeiordnung von 1577, Reichsschluß von 1731 u. s. w.) für eine ganze Classe von Personen aufgehoben, diese daher für rechtsfähig erklärt worden, blieben die Scharfrichter nach wie vor dieser Wohlthat verlustig. Die juristische Rabulisterei und die Volksstimme wollten dies sogar soweit ausgedehnt wissen, daß, wer eines Scharfrichters Witwe oder Kinder heirathet, unfähig wurde zur Verwaltung eines Ehrenamts. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schrieb ein namhafter Jurist eine Dissertation unter dem Titel: „Rechtliche Entscheidung der Frage, ob ein candidatus theologiae, welcher sich mit eines Scharfrichters Witwe verlobet und von solcher Verlobung nicht wieder abgehen will, zu dem ihm bestimmten geistlichen Amt dieserhalb den Rechten nach für unfähig zu halten sei?"

Je tiefer aber der Scharfrichter in der öffentlichen Meinung stand, um so näher lag die Anfoderung, ihn gegen Unbilden, besonders gegen die Ausbrüche der Volkswuth während der Ausübung seines traurigen Dienstes zu schützen. Es hatte sich namentlich in Deutschland eine Art Lynchjustiz gebildet, deren Opfer der Scharfrichter wurde, wenn er sich bei einer Hinrichtung eine Ungeschicklichkeit hatte zuschulden kommen lassen. Particular- und Reichsgesetze suchten diesem Misbrauch dadurch zu begegnen, daß sie ihn hinsichtlich der Bestrafung mit den schwersten Verbrechen in Einen Rang setzten. Prävenirend suchte man durch sicheres Geleit und durch das „Ausrufen des Friedens", d. h. durch eine Verkündigung der Verantwortlichkeit eines Angriffs auf den Nachrichter zu wirken. Andererseits suchte man sich auch des Nachrichters durch einen von ihm zu leistenden Eid, dessen Formel uns in der Bamberger Halsgerichtsordnung, Art. 9, aufbewahrt ist, zu vergewissern, ihm eine Art von Verantwortlichkeit aufzubürden; er mußte daher nach geschehener Vollstreckung eines Todesurtheils den Richter fragen, ob er mit ihm zufrieden sei. „Item" — so besagt Artikel 98 der Carolina — „wann dann der Nachrichter fragt, ob er recht gericht hab, so soll derselbig Richter ungefehrlich auff diese Meynung antworten: So du gericht hast wie urtheyl und recht geben hat, so laß ich es dabei bleiben." In der Mark hatte man statt dessen die Formel: „Herr Richter, hab' ich recht gerichtet? — Du hast recht gerichtet, wie urtheyl und recht gegeben hat, wie es der arme Sünder verschuldet hat!" Darauf replicirte der Exequent: „Davor danke ich Gott und meinem Meister, der mir diese Kunst gelernet hat."

Nachdem die Scharfrichterei ein Gewerbe, ein Monopol geworden, mußte man auch daran denken, die Gebühren, die mit derselben ver-

bunden waren, festzusetzen. Nach dem Vorgange des Römischen Rechts, welches dem Scharfrichter als Emolument die pannicularia, d. h. die Kleider und kleinern Sachen des Delinquenten zuwies, gestattete man anfangs in Deutschland dem Nachrichter die Aneignung dieser Objecte sowie der während der Tortur Verstorbener und der Selbstmörder. Später traten zu diesen noch die Erträgnisse der Abdeckerei und mitunter Freiheit von Diensten und Frohnden. Die vielen Streitigkeiten indeß, die im Laufe der Zeit über das Maß der Gebühren entstanden, sowie die veränderte Rechtsanschauung ließen ein jährliches Fixum sowie die genaue Angabe der Kosten für die einzelnen Leistungen als nothwendig erscheinen. Die peinlichen Gerichtsordnungen namentlich des 16. Jahrhunderts enthalten darüber ganz détaillirte Bestimmungen, als deren ethisches Motiv die Bamberger und Brandenburgische Halsgerichtsordnung angeben: „Allein darumb, daß sich umb gemelter sunderlichen werteten Belohnung willen einer bösen unortentlichen begierde, in vergießung des menschen blut bei solchen Nachrichtern versehen wird. Und damit dann unsern Nachrichtern zu verdammlichen Stand nicht ursach gegeben werde, sondern ihr handwerk mit gutem gewissen treiben mögen, so ist ihnen ein gemeiner jährlicher Sold geordnet." Es war das um so billiger, als der Meister auch den Lohn seiner Gesellen (Henkersknechte) bezahlen mußte. Interessant ist eine Zusammenstellung der Gebühren, wie wir sie in den Gesetzen damaliger Zeit und den Bestellbriefen der Scharfrichter finden. Die Brandenburgische Gerichtsordnung setzt für jede Hinrichtung drei Gulden fest, jedoch soll dem Henker Holz zum Brennen und das Rad zum Rädern geliefert werden. Für das Aushauen mit Ruthen, das Abschneiden der Ohren, Ausreißen der Zunge, Ausstechen der Augen, Abhauen der Finger, und zwar für jede einzelne dieser Verrichtungen erhält er einen halben Gulden, dasselbe für die Anlegung der Folterwerkzeuge. Die Instrumente mußten sich die Scharfrichter selbst anschaffen, wo nicht, so wurden sie ihm geliefert nach einem genauen Kostenanschlag. So heißt es in einem alten Bestellungsbriefe: „Eine Kette $^7/_4$ lang, eine Krampe oder Haspen, einen Spitz- und einen andern Hammer, vier Haspen die Leiter mit anzuschlagen. Strang und Schwerd schaffen sie selbst. Zum Radebrechen fordert er zwey Räder, eines, damit der Sünder gestoßen und solches nachgehends hingelegt wird, ganz leicht, hat keine Naben; das ander, da der Cörper aufgelegt wird, da kommen vier Rincken an, damit es nicht zerfället, vier eiserne Nägel, jedweder eine Elle lang, zwey zur Krippen, einen zum Haupt und einen zun Füßen. Da nun die Kosten zu hoch kommen sollten, wenn die Zimmerleute die Säule zu- und aufrichten solten, wird dem Scharffrichter absonderlich gelohnt."

Die neuere Zeit hat mit ihrer Cultur auch dies Gebiet berührt, die

Geſetze ſind milder, der Scharfrichter in den Augen derſelben ehrlich geworden. Ob auch in den Augen des Volks? Faſt ſollte man nein ſagen, wenn man die Anſtrengungen der Belletriſtik ſieht, die auch den letzten Reſt wegfegen möchte.

Gedichte.

I. Krankenträume.

Von

Heinrich von Treitſchke.

Sei mir geſegnet, kalte Winterluft,
Wie ſcharf und rauh du wehſt an meine Wangen!
So ſelig grüßt' ich nie den weichen Duft
Der erſten Blume, wenn der Schnee zergangen.
Gaſtfreundlich laſſ' ich dich zum Fenſter ein,
Ich trinke deinen Hauch mit durſt'gem Munde:
Ich war ſolang' im heißen Bett allein,
Vom Leben bringſt du mir die erſte Kunde.
— Das Fenſter zu! Noch iſt zu matt die Bruſt.
Hier will ich ruhen, nach den blauen Weiten
Des Himmels blicken und mit herber Luſt
Nochmals gedenken der entfloh'nen Zeiten.

*

Da ſtehſt du vor mir, Zimmer traut bekannt,
Der Knabenkämpfe laute Schlachtenſtätte.
Lichtſtrahlen ſpielen an der gelben Wand,
Ich liege krank im engen Kinderbette.
Zur Ecke ward der kleine Tiſch gerückt;
Der Säbel ruht, mein klirrender Begleiter,
Mein hölzern Rößlein ſtarren Auges blickt
Wie fragend nach dem lang' entbehrten Reiter.
Die Aeltern ſteh'n um einen fremden Mann —
Ich wund're mich, was ſie ſo leiſe ſprechen.
Er ſchaut ſie ernſt und achſelzuckend an —
Die Mutter weint, als ſollt' das Herz ihr brechen.....

*

O Gott! Das Fieber war ein falſches Weib!
Ihr gnügte nicht an ſchmerzensreichen Tagen,
Sie lüſtete, des Knaben friſchen Leib
Im gelben Arm zum kalten Tod zu tragen.
Auf meinem Bette ſaß ſie manche Nacht,
Das arme Kind mit ihrem Blick zu bannen.
Sie merkte bald, wie Aelternliebe wacht.
Sie war beſiegt. Und da ſie ſchon vondannen

Im Grolle zog, noch einen letzten Kuß
Zum böſen Abſchied hat ſie mir gegeben: —
O Weib, ein Zauber war in deinem Gruß,
Und ihn zu löſen heiſcht ein ganzes Leben!

*

Mein Vater trat zum Bett und hielt den Mund
Dicht an mein Ohr — ich höre jetzt noch klingen
Der Worte lieben Hall: „Du biſt geſund,
Bald wirſt du wieder froh im Freien ſpringen!“ —
Ich zog hinaus und ſah die Leute geh'n
Lautlos, ein ſtummes Heer von kalten Schatten.
Man rief mich an: ich konnte nichts verſteh'n,
Erſtaunt, was ſie ſo ſacht zu reden hatten.
Von fern, ein Fremdling, kam mir jeder Ton:
Da ward mir angſt, ich floh nach Hauſ' zurücke,
Bis mich der Vater rief: „Mein armer Sohn!“
Und mir erzählte von des Fiebers Tücke.....

*

Und wieder klingt ein Tönen an mein Ohr
Aus fernen Tagen wie ein keckes Lachen,
In bunten Kappen prangt der Freunde Chor
Und treibt mit raſchem Ruderſchlag den Nachen:
Hoch in der Hand das Horn mit gold'nem Wein,
Die durſt'ge Kehle voll von kühnen Liedern.
Aus ſeinem Schlafe fährt der alte Rhein
Und heißt die Felſen unſern Ruf erwidern.
O freies Lied, du jauchzend heller Klang,
Wie ſtolz du ſchwebteſt ob den grünen Fluten,
Wie raſch das Eis von Aller Herzen ſprang,
Wie lohte jeder Blick in Freudengluten!

*

Und wieder hör' ich, einen Märchengruß
Entfloh'ner Wonnen, Klänge ſanft und milde;
Ein Wort — ein Händedruck — ein heißer Kuß —
Und ſchon in Nacht verſchwand das Traumgebilde.
Ja, Worte waren's, Worte kurz und leer —
Ihr lachtet, nennt' ich ſie — doch in dem Tone
Der holden Stimme klang ein Freudenmeer;
Sie wären mir nicht feil um eine Krone!

*

— Seltſames Zauberwort! Was iſt ein Ton?
Der Hauch von einem Hauch, Zuſammenwogen
Bewegter Lüfte — horch! er klang, und ſchon
Iſt er vorbei, in leeres Nichts verflogen.

Doch Wunderkräfte ruh'n in seiner Hand,
Er hauchet Leben in des Säuglings Bette,
Die Völker bindet er, ein holdes Band —
Und wo er schweiget, ist des Todes Stätte.

*

— Und stiller wird es. Hin der heit're Tanz
Der Spiele, hin das Lied im Freundeskreise!
Ich trete bang in eine Welt voll Glanz,
Voll leiser Flüsterworte glatter Weise.
Ich lehne trüb' im lichterhellen Saal
Und mühe mich, aus stummen Angesichten,
Dem Lippenzucken und der Augen Strahl
Ein schweigendes Gespräch mir zu erdichten.

*

Und fremder immer wird dem Ohr der Ton,
Und stiller wird es um mich, öder immer:
Die Lust entschwand, die Freunde sind entfloh'n.....
Da bin ich wieder in dem Krankenzimmer.
Dort lehnen Krüppel mit zerschrot'nem Leib
Des Arztes harrend und verfall'ne Greise:
Ach, lieblich ist des Lebens Zeitvertreib,
Verschieben wollen sie die letzte Reise.
Hier steh' ich, hoch nnd stark, das Auge hell,
Ein frischer Junge in der Greisen Mitte:
Doch hinkend folgt, ein höhnischer Gesell,
Das Leid mir unsichtbar auf jedem Schritte.
Da kam sie über mich, die falsche Scham,
Und reizte mir das Herz mit argem Spotte,
Zum Riesen wuchs der lang bekämpfte Gram,
Und frech und lästernd flucht' ich meinem Gotte:
Was hast du nicht mit deinem Donnerstrahl —
Du bist ja reich an Schrecken — mich erschlagen?
O du bist hart! Ich soll die alte Qual,
Ein Sklave seine Fessel, ewig tragen!

*

O wilde Jugend, unerfahr'nes Herz,
Du fragst so kühn: wo seid ihr, Qual und Nöthe?
Du rufst den Allesbändiger, den Schmerz,
Daß er vor deiner frischen Kraft erröthe!
Ja, wenn er tobet wie ein bäumend Roß,
Dann muß er brechen vor dem frohen Muthe:
Doch schleicht er, ein zudringlicher Genoß,
Und saugt sich langsam groß an deinem Blute
Und folgt mit leisem Hohne deiner Lust
Und hauchet Gift in deiner Freuden jede
Und klammert sich an deine nackte Brust,
Ein böser Alp, in ruheloser Fehde:

Dann zagt und bangt das mattgejagte Herz
Und ſiecht und fällt der dunkeln Macht zur Beute.
O eine Brut der Hölle iſt der Schmerz,
Ein fremder Gaſt in dieſer Welt der Freude!.....

*

— Wenn nun das Gräßliche geſchieht, die Kraft,
Die deinem Sinn verblieben, vor dem Zauber
Der harten Zeit verwelket und erſchlafft;
Wenn du dann hülflos ſtehſt, ein armer Tauber;
Wenn du dann einſam brüteſt, früh ergreiſt,
Und ſtampfeſt auf den Boden laut und lange
Und Tollen gleich in gellen Tönen ſchreiſt,
Um kindiſch dich zu weiden an dem Klange: —
Wirſt du dann ſinken und zur Ruhe geh'n,
Du Bettlerfrembling in dem Reich der Töne?
— Nein, nein, ich will den harten Kampf beſteh'n:
Denn kampfeswürdig iſt des Lebens Schöne!

*

In alten Mären las ich, wie zum Wald
Der Ritter zog, die Jungfrau zu gewinnen:
Wie ſeiner Liebe ſiegende Gewalt
Des Zauberſchlafes Mächte trieb vonhinnen.
Wol iſt ſie hin, die bunte Wunderzeit:
Nicht mehr in Höhlen hauſt der grimme Drache,
Kein Zwergenvolk beſtraft des Menſchen Neid
Und höhnt den Narren mit geheimer Lache,
Kein Feenmärchen ſtrählt ihr gold'nes Haar,
Kein frommer Löwe folgt dem Sangesmeiſter — —
Noch heute gibt es Wunder wunderbar
Alltäglich, ſtündlich in der Welt der Geiſter!
Das Mädchen bricht der Sitte ſtrenges Band,
Und reißt ſich von den Aeltern ſonder Beben,
Und folgt dem fremden Mann zum fremden Land,
Und ihr im Buſen ſproßt ein neues Leben;
Der Sänger träumet in verſchwieg'ner Nacht,
Er kämpft geheime Kämpfe, ſinnt und ringet,
Bis hehr und herrlich ſeines Liedes Macht,
Ein ſchneidig Schwert, durch alle Herzen dringet. —
— Und du, du willſt vergeh'n in deinem Schmerz?
Du nahſt der Welt mit einer Welt voll Liebe,
Dein Zauber iſt das muthig freie Herz —
Wär's möglich, daß ſie dir verſchloſſen bliebe?

*

Nein, hören wirſt du, was nicht Einer hört,
Im Menſchenbuſen die geheimſten Töne;
Verſtehen wirſt du, was den Blick verſtört
Und was die Wangen färbt mit heller Schöne.

Und ſchaffen ſollſt du wie der Beſte ſchafft:
Des Muthes Flammentröſtung ſollſt du ſingen,
In kranke Herzen ſingen junge Kraft
Den Duldern, die mit dunkeln Mächten ringen.
Es droht dem Starken keines Leides Macht,
Das nicht die Tröſtung in ſich ſelber trüge.
Auf jedes Trittes Spur die Freude lacht —
O wie ſie ſtrahlet: — all dein Gram iſt Lüge!

II. Der Liebe Heil.

Von

J. Herzfelder.

Das iſt die allergrößte Pein,
Wenn ſo dein Herz erkrankt,
Daß ihm, mit ſich allein zu ſein,
Im tiefſten Grunde bangt.

Umſonſt, daß du mit wilder Haſt
Hinjagſt in alle Welt —
Die Stunde kommt, die dich zur Raſt
Dir gegenüberſtellt.

Die Stunde kommt, da ſich dein Blick
Vorm eig'nen Bilde ſcheut,
Und ſelbſtgeruf'nes Misgeſchick
Mit neuem Jammer dräut.

Da iſt nur Eins, das retten kann:
Wenn du dich gläubig gibſt,
Und, ganz ein hingegeb'ner Mann,
Von ganzer Seele liebſt.

Dann mögen dich Gedanken wirr
Umzieh'n — was liegt daran?
Nachtfalter ſind's, die ſcheu und irr
Sich einer Flamme nah'n.

Und Liebe iſt das heil'ge Licht,
Da flattern ſie hinein —
Es zittert wol, doch ſtirbt es nicht,
Und leuchtet wieder rein.

III. An meine Feder.

Von

Hermann Marggraff.

1.

Dir dank' ich Alles, was ich bin und habe —
Zwar wenig iſt's, doch iſt es mir genug —
Dir, kleiner Federkiel, der du mein Pflug,
Mein Spaten biſt, mit dem ich pflüg' und grabe!

Und ganz gewiß, ich halte dich im Trabe,
Und willig dienſt du mir und ohne Lug,
Und wirſt mir dienen bis zum Aſchenkrug,
Zu hoffen wag' ich's, noch mit mancher Gabe.

Und was du auch gefehlt in Drang und Haſt,
Doch ſah man dich nie bei der Menge nächt'gen,
Nein, einſam trugſt du deiner Nächte Laſt.

Nie ſchlichſt du bei Gewaltigen und Mächt'gen
Dich dienend ein als kriecheriſcher Gaſt,
Und fröhnteſt nie dem Schimmernden und Prächt'gen.

2.

Dem Einen ward das Schwert: er läßt ſich's zahlen,
Daß er es täglich ſchnallt an ſeine Lenden;
Ein And'rer wägt für Sold in ſeinen Händen
Der Themiswage zweifelhafte Schalen.

Ein Dritter lebt von ſeinem klerikalen
Sermon und von Poſtillen und Agenden;
Sein Werkzeug iſt die Schrift, aus deren Bänden
Er ſeine Themen nimmt, die paſtoralen.

Mein Werkzeug biſt nur du — ein arbeitſames!
Kein Orden wird auf meinem Sarge prangen,
Kein Ehrenſchwert mit goldener Agraffe;

Nein, legen ſoll man dich ſtatt ſolchen Krames
Auf meines letzten Hauſes Breterwangen,
Mein Rüſtzeug, dich! dich, meine Ehrenwaffe!

Literatur und Kunſt.

Religiöſe Reden.

Religiöſe Reden und Erbauungsbücher gehören für gewöhnlich nicht zu der Gattung von Schriften, mit deren Beſprechung dieſe Blätter ſich befaſſen. Indeſſen keine Regel ohne Ausnahme und eine Predigt, welche ein Mann wie Bunſen für würdig erachtet, ſie unter dem Schutze ſeines Namens beim deutſchen Publicum einzuführen, verdient ſchon deshalb, daß eine Ausnahme damit gemacht wird. Das Schriftchen, das wir im Sinne haben, iſt vor einigen Monaten bei F. A. Brockhaus in Leipzig erſchienen und lautet mit vollſtändigem Titel: „Die Religion im gemeinen Leben. Eine Predigt gehalten in Crathie Church am 14. October 1855 vor Ihrer Majeſtät der Königin von England und Prinz Albert von John Caird, Pfarrer in Errol. Mit einem Vorwort von Chriſtian Karl Joſias Bunſen.“ Ueber den Verfaſſer der Predigt ſowie über die Veranlaſſung derſelben entnehmen wir dem Vorwort des Herausgebers Folgendes. Hr. John Caird, ein noch junger Mann, der Schottiſchen Kirche angehörig, hatte ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten als einer der beliebteſten Prediger in Edinburg einen großen Ruf erworben. Bald darauf jedoch hatten ihn Geſundheitsrückſichten bewogen, ſich in die Einſamkeit einer Landpfarre zurückzuziehen und der Thätigkeit in größern Kreiſen, zu der ihm wiederholte Einladungen zugingen, zu entſagen. Inzwiſchen war der Ruf ſeiner Beredtſamkeit noch nicht vergeſſen und als Königin Victoria während des letzten Herbſtes, wie ſie es alljährlich zu thun pflegt, ſich mit dem Hofe in Balmoral in der Nähe von Edinburg aufhielt, ließ ſie Hrn. Caird auffodern, vor ihr zu predigen. Dieſe Predigt iſt es, die uns hier in getreuer und fließender Uebertragung aus der Feder einer beiden Ländern angehörigen und dem Herausgeber nahbefreundeten chriſtlichen Frau vorliegt. Dieſelbe machte auf die Königin einen ſo tiefen Eindruck, daß ſie die Veröffentlichung derſelben durch den Druck wünſchte, ein Wunſch, dem der beſcheidene Redner nur unter der Bedingung nachkam, daß auf dem Titel ausdrücklich geſagt werde: „Gedruckt auf Befehl Ihrer Majeſtät der Königin.“ Der Erfolg dieſer Veröffentlichung war außerordentlich; ſchon zu der Zeit, als der Herausgeber ſein Vorwort niederſchrieb, alſo wenige Monate nachdem die Predigt gehalten, war ſie in vielen Zehntauſenden von Exemplaren verbreitet; „ſie befindet ſich“, ſagt der Herausgeber, „in England und Schottland in Aller Händen, in der Hütte wie im Palaſt“; ja der Ertrag dieſer wenigen Blätter iſt hier ſo reichlich ausgefallen, daß Hr. Caird im Stande geweſen iſt, ſeiner Gemeinde davon eine eigene große Schule zu gründen und dieſelbe für immer auszuſtatten. Schon dieſe äußerlichen Umſtände, daß die mächtigſte Herrſcherin der Erde einen ſchlichten Landgeiſtlichen ausdrücklich einladet, vor ihr zu predigen und daß dieſe Predigt, empfohlen gleichſam und bekräftigt durch die Zuſtimmung der Königin, von der Nation als Volksbuch aufgenommen wird — ſchon dies in der Geſchichte der geiſtlichen Beredtſamkeit gewiß nicht allzu oft vorkommende Factum würde hinreichen, die in Rede ſtehende Predigt zu einer bemerkenswerthen Erſcheinung zu machen und ihre Uebertragung ins Deutſche

zu rechtfertigen. Allein in noch viel höherm Grade iſt dies der Fall, wenn wir ihren Inhalt ins Auge faſſen. Derſelbe iſt außerordentlich einfach, aber gerade in dieſer Einfachheit von großer Wirkung. Der Grundgedanke, welchen der Redner durchführt, iſt, daß die Religion nichts von dem gewöhnlichen Leben Abgeſondertes, für die gewöhnlichen menſchlichen Kräfte Unerreichbares, ſondern vielmehr etwas mit den Beſchäftigungen des alltäglichen Lebens wohl Vereinbares iſt und zu jeder Zeit und an jedem Ort von Jedem geübt werden kann, der ſein Herz der Selbſtverleugnung und der dankbaren Liebe gegen Gott und ſeine Mitmenſchen erſchloſſen hat. Die Religion iſt demnach an keine beſtimmten Formeln, keine vorgeſchriebenen kirchlichen Verrichtungen geknüpft, ſie iſt kein Buchſtabendienſt, keine beſondere geheimnißvolle Kunſt, die erſt mühſam erlernt werden muß; vielmehr iſt ſie überall, wo ein Herz ſich in freiwilliger, aufrichtiger Hingabe dem Göttlichen zuneigt und ſich losmacht von der Selbſtſucht, dieſer wahren Wurzel alles Böſen. Es begreift ſich unſchwer, wie gerade ein Geiſtlicher der Schottiſchen Kirche dazukommt, ein ſolches Gewicht auf den Begriff der Religion als etwas dem Herzen Angehöriges, ein Product der reinen hingebenden Begeiſterung zu legen; hat doch gerade er den großen Gegenſatz der engliſchen Hochkirche vor Augen, mit ihrer Verweltlichung des Göttlichen, ihren Formeln und Vorſchriften, ihrem troſtloſen Augen- und Lippendienſt. Aber dieſer Gegenſatz, wenn auch in etwas anderer Form, exiſtirt auch bei uns; auch wir haben unſere officielle Staatskirche, unſer bureaukratiſches Levitenthum, unſere privilegirten Eiferer für die Heilighaltung des Buchſtabens, die in thörichter Verblendung Gott zu dienen meinen, indem ſie die Religion herabſetzen zu einem bloßen Formelweſen, einem dürren Schematismus ohne lebendigen Inhalt und darum auch unfähig Leben zu erzeugen. Es iſt derſelbe Gegenſatz, der ſchon zu Ende des 17. Jahrhunderts Spener und die damaligen Pietiſten mit ihrem lebendigen werkthätigen, das Gemüth wahrhaft erfüllenden Chriſtenthum ins Leben rief, gegenüber der todten Gelehrſamkeit, der mechaniſchen Strenggläubigkeit, welche die damalige Kirche beherrſchte. Aber die Nachfolger Spener's ſind entartet, ſie tragen von ihm nichts als den Namen; derſelben Geiſtloſigkeit und derſelben innern Unwahrheit verfallen, aus der die Kirche einſt durch Spener erweckt ward, müſſen ſie auch mit denſelben Waffen, nämlich dem Geiſt der Freiheit, der Wahrheit und der Liebe bekämpft werden. Zu dieſem Kampfe bietet das vorliegende Schriftchen einen höchſt dankenswerthen Beitrag; Jedermann verſtändlich, in ſchlichter, ſchmuckloſer Form, ruft es dem Leſer die oft vernommene und doch immer wieder vergeſſene Wahrheit ins Gedächtniß zurück, daß der Glaube ohne Werke todt iſt und daß überhaupt nur derjenige Glaube Werth hat, der unmittelbar aus dem Herzen quillt, weil es ihm allein, als einem allgegenwärtigen, innerlichſt eingeborenen, gegeben iſt, den geſammten Menſchen heiligend und kräftigend zu durchdringen und ſich in jedem Augenblick unſers Daſeins als praktiſche Sittlichkeit zu offenbaren. Mit Recht ermahnt der Herausgeber die überweiſen Tadler, welchen die Predigt des Hrn. Caird vielleicht zu ſchlicht, zu wenig geiſtreich, zu entfernt von den Stichworten der Zeit erſcheinen möchte, ſich einmal aufrichtig zu fragen, „ob ſie mit ihrem Formel- und Verſtandeschriſtenthum jemals ein Gott ſuchendes Menſchenherz beruhigt, getröſtet und beſeligt haben"; mit Recht erinnert er an die Wir-

kung, welche der hier gepredigte Glaube, „der Glaube der Schottischen Kirche und im Wesentlichen der großen Mehrheit des ganzen angelsächsischen Stammes" gehabt hat — nämlich daß er „nicht Schwächlinge und Heuchler erzeugt hat, sondern starke und fromme Gemüther, ja daß er fortdauernd dort und anderwärts über die ganze Erde freie Bürger und verehrte Landesobrigkeiten, glückliche Völker und mächtige Reiche bildet und erhält, stärkt und läutert". Wenn der Herausgeber dann ferner den Wunsch hinzufügt, daß „dieses Wort des bescheidenen Pfarrers einer presbyterischen Landgemeinde, ausgestattet mit der Anerkennung eines wahrhaft christlichen und frommen Königspaars und eines ernsten und freien Volks", auch in Deutschland einen empfänglichen Boden finden möge, so freuen wir uns, aus den Mittheilungen der öffentlichen Blätter zu ersehen, daß dieser Wunsch bereits in Erfüllung gegangen. Wie die Zeitungen kürzlich meldeten, sind auch von der vorliegenden Verdeutschung bereits drei Auflagen erschienen (wovon die letzte in 10,000 Exemplaren für den „Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften" in Zwickau gedruckt wurde), während eine vierte soeben im Druck ist. Die Rede des schottischen Landpredigers ist also auch bei uns im Begriff zum Volksbuch zu werden; in Sachsen-Koburg-Gotha ist die Anschaffung des Schriftchens den Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften sowie sämmtlichen Geistlichen von amtswegen empfohlen worden und auch in andern Gegenden unsers Vaterlandes zeigt sich eine ebenso tiefgreifende wie nachhaltige Wirkung. Das ist denn auch ein „Zeichen der Zeit" und zwar ein sehr tröstliches: denn es beweist, daß die Macht der Wahrheit unausrottbar und daß alle Künste unserer modernen Staatstheologen noch nicht ausgereicht haben, den einfachen Sinn des Volks zu bethören und seine Empfänglichkeit für das Gute und Tüchtige zu vermindern.

Auf ein sehr entgegengesetztes Gebiet geistlicher Beredtsamkeit führen uns einige andere Predigten unter dem Titel: „Die Reformation des 16. Jahrhunderts im Lichte der Gegenwart. Erläutert in drei historisch-kirchlichen Zeitpredigten ꝛc. von Gustav Steinacker. Nebst einem Sendschreiben an Hrn. Dr. theol. F. G. F. Schläger in Hameln" (Weimar, Kühne). Der Verfasser, gegenwärtig Vorsteher einer höhern Bildungsanstalt für Töchter zu Weimar, ist bekannt durch die Verfolgungen, die er von Seiten der politisch-kirchlichen Reaction in- und außerhalb Oestreichs zu bestehen gehabt hat. Zu Anfang der vierziger Jahre Prediger in Ungarn, wurde er späterhin zum Prediger der evangelischen Gemeinde zu Triest berufen, sah sich jedoch nach dem Siege der Reaction zu Ende 1851 genöthigt, seine Stelle niederzulegen. Auch seine Wahl zum Pastor an der Kreuzkirche zu Hannover im Herbst 1852 wurde durch dieselben hierarchisch-orthodoxen Einflüsse hintertrieben, indem dem bereits Gewählten, unter willkürlicher Beseitigung aller Rechtsformen, die Bestätigung versagt ward. Damals war Pastor Schläger in Hameln, Derselbe, dessen Verdienste auch in diesen Blättern erst kürzlich dankbar hervorgehoben wurden, der einzige unter sämmtlichen Geistlichen der hannoverschen Landeskirche, der den Muth hatte, öffentlich für den Schwergekränkten aufzutreten und ein ehrenvolles Zeugniß für seine christlich-protestantische Gesinnung abzulegen. Zum Dank dafür und zugleich als Ehrengabe bei Gelegenheit seines 50jährigen Amtsjubiläums widmete der

Verfasser ihm die vorliegenden Predigten. Dieselben sind im Jahre 1850 vor der protestantischen Gemeinde zu Triest gehalten und empfehlen sich ebenso sehr durch den Ernst und die Innigkeit der darin ausgesprochenen Ueberzeugung wie durch die Lebhaftigkeit und Wärme der Darstellung. Alle drei gehören näher oder ferner dem Gebiet der Polemik an; umgeben von einer überwiegend katholischen Bevölkerung, die Gefahren vorahnend, die denn auch nur allzu bald über die protestantische Kirche in Oestreich hereingebrochen sind, hielt der Redner es doppelt nöthig, die weltgeschichtliche Bedeutung der Reformation mit Nachdruck hervorzuheben und dabei zugleich auf die Aufgaben hinzudeuten, die zu ihrer vollen Durchführung noch übrigbleiben und an deren Lösung auch unsere Zeit mitzuarbeiten berufen ist. Der Redner zeigt sich dabei überall als ein eifriger und begeisterter Kämpfer für Gewissensfreiheit und echtprotestantische Gesinnung; ohne unduldsam zu sein gegen Andersgläubige, erkennt er doch in tiefster Seele den unschätzbaren Vorzug, welchen die protestantische Kirche behauptet, nämlich den Vorzug der Geistesfreiheit, der unbeschränkten selbständigen Forschung, der freien Selbstbestimmung in den höchsten und edelsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes. Aber er weiß auch, daß dieses köstliche Besitzthum nur bewahrt wird, indem wir es fort und fort zu erweitern und zu vermehren suchen und daß nur Diejenigen wahrhaft Protestanten zu nennen sind, die auch jetzt noch fort und fort Protest einlegen gegen Alles, was die Freiheit der Geister hemmen und den lebendigen Glauben zu einer todten Menschensatzung erniedrigen will. „Selbständigkeit und Gleichberechtigung" sind die wahren Pfeiler der evangelischen Kirche; aber nur da lassen dieselben sich wahrhaft gründen, wo sich der Glaube mit dem Wissen, die Religion mit dem Leben durchdringt und versöhnt. „Die Religion", sagt der Redner, „muß dem Leben sich vermählen, der Geist Christi muß zum Streben nach allgemeiner Brüderlichkeit, zur Werkthätigkeit derselben in Armenpflege, in Geselligkeit, in Befreiung von dem leidigen Standesvorurtheil, muß die christliche Lehre immer wieder von Menschensatzung freimachen und auch bei den gottesdienstlichen Formen immer mehr nach Wahrheit im Ausdruck des Göttlichen unter dem Menschlichen streben." „Nur auf diese Art", schließt er, „wird allmälig das ganze Leben zu einem Wandel im Geiste"; nur auf diesem Wege „wird aus dem freien Christen der freie Mensch und aus dem freien Menschen der freie Bürger herangebildet".

Schließlich erwähnen wir hier noch „Drei Dankpredigten über die von dem Großen Könige Friedrich II. im Jahre 1757 erfochtenen Siege bei Prag, bei Roßbach und bei Leuthen in demselben Jahre im Dom zu Berlin gehalten von August Friedrich Wilhelm Sack, seinerzeit königlich erstem Hofprediger. Zum hundertjährigen Gedächtniß der genannten Schlachten wieder herausgegeben" (Berlin, Hertz). Auf den ersten Anblick möchte man geneigt sein, das Schriftchen nur für eine bibliographische Curiosität zu halten; der Verleger hat es in Papier und Druck genau nach dem vor hundert Jahren erschienenen Originale gehalten, sodaß es, als ein getreues Fasimile desselben, uns auch schon äußerlich in die Zeit unserer Urgroßväter zurückversetzt. Allein wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, diese etwas altmodisch aussehenden Blätter näher zu prüfen, der wird sich bald überzeugen, daß die Erneuerung dieser Predigten auch für unsere Zeit

nicht ohne Bedeutung ist und wird sich des glücklichen Einfalls freuen, der den Herausgeber, Hrn. Consistorialrath Sack in Magdeburg, einen Enkel des Redners, veranlaßt hat, das Jubelfest jener siegreichen Schlachten gerade in dieser Weise zu verherrlichen. Allerdings, wie der Herausgeber selbst einräumt, können Predigten, die vor 100 Jahren gehalten worden, weder in der Sprache die Ausbildung noch in der Gedankenverknüpfung die Form und Methode der heutigen Zeit haben. Doch war es ja auch nicht die Absicht, Musterpredigten für den heutigen Geschmack zu liefern, sondern vielmehr Das ist der hauptsächlichste Zweck dieser Veröffentlichung, ein historisches Zeugniß abzulegen für die Art und Weise, wie damals die Kriege und Siege Friedrich's des Großen auch von Seiten der protestantischen Kirche aufgenommen wurden, dieser Kirche, um die der Große König sich persönlich wenig kümmerte, aber der er dafür das Köstlichste gab, was Könige verleihen können — nämlich Freiheit. Und dieses Zeugniß ist von Wichtigkeit; mit vollen unzweideutigen Worten wird es in den vorliegenden Predigten ausgesprochen, daß die Kriege Friedrich's des Großen zugleich Vertheidigungskriege der evangelischen Kirche gewesen und daß dasselbe Schwert, welches Preußen aus allen Schlachten siegreich heimführte, zugleich auch die Freiheit der Gewissen, die Selbständigkeit und Sicherheit des protestantischen Glaubens befestigt hat. Die protestantischen Zeitgenossen in und außerhalb Deutschland (man denke nur an den Volksjubel in England!) sahen in Friedrich dem Großen nicht nur den glücklichen Feldherrn, den weisen und väterlich besorgten Regenten, sondern sie erblickten in ihm zugleich den geborenen Schutzherrn der protestantischen Kirche, den steggekrönten Verfechter geistiger und sittlicher Freiheit. Und zwar geschah dies nicht etwa blos von Seiten der Höhergebildeten, sondern auch die Masse der protestantischen Bevölkerung war sich dieses Zusammenhangs wohl bewußt; nicht blos in den Schriften der Dichter und Gelehrten wurde Friedrich als der Hort der Freiheit gepriesen, sondern auch aus der Mitte der Gemeinden, von den Kanzeln schlichter Dorfkirchen stiegen Dankgebete für den Großen König empor und jauchzte man seinen Siegen entgegen, deshalb hauptsächlich, weil man in diesen Siegen ebenso viel Niederlagen der Mönchswirthschaft und der geistigen Verdumpfung erblickte. Wie vollkommen populär diese Auffassung damals war und mit welchem gewaltigen Druck die Furcht einer gezwungenen Rückkehr zum Katholicismus auf den Gemüthern lastete, davon finden wir in der ersten dieser Predigten, gehalten zur Feier der siegreichen Schlacht bei Prag, eine überaus charakteristische Stelle. „O GOtt", heißt es hier, „du allwissender Herzenskündiger, dir war wohl bekannt, was die Feinde im Sinn hatten, und was vor Folgen es würde gehabt haben, wenn du deinen Knecht, unsern König, jetzt hättest verlassen wollen. Was würden Grausame, die keine Zucht und Empfindung von Menschlichkeit kennen, Leute von natürlichen wilden Gesinnungen, die der Aberglaube und die Raubsucht noch wütender macht; was vor eine Hölle von Unglück würden sie nicht angerichtet haben, wann unser Land ihnen wäre zum Raub geworden. Verwüstungen ohne Exempel, Brand und Mord, Schändungen und Qualen, ein fremdes Joch, härter denn Eisen, würden die Würkungen ihres Sieges gewesen seyn. Und, was noch weit grausamer und unerträglicher, als das alles ist; der Geist der Verfolgung würde ganz unbändig gewütet haben und unsere

Gewiſſens-Freyheit wäre auf immer verlohren geweſen. Die Unbefeſtigten und Leichtſinnigen, die Menſchen nach der Welt, und deren mag es leider zu Tauſenden unter uns geben, hätten den kleinen Reſt ihres Glaubens ohne Bedenken abgeſchworen; unſere Kirchen wären genommen oder verſchloſſen, Clöſter- und Heiligen-Tempel überall aufgerichtet, unſere Kinder (ach! welcher Vater und welche Mutter kann daran ohne eine Wehmuth gedenken, die das Herz zerreißt) unſere armen Kinder wären unſerer Erziehung entriſſen und vor unſeren Augen in die Kerker des Aberglaubens geſchleppt worden. — Deutſchland, Deutſchland, deine Feſſeln waren bereits geſchmiedet; deine bürgerliche und deine Gewiſſens-Freyheit wäre mit uns zugleich das Opfer von Wien und Rom geworden, und in wenigen Jahren hätte in deinen Grenzen kein Proteſtant mehr freyen und ſichern Aufenthalt gehabt, und der ſtandhafte Bekenner der Wahrheit würde denen unmenſchlichen Verfolgungen und Peinigungen, an welchen der blinde Eyfer der falſchen Bekehrer einen unerſchöpflichen Vorrath hat, unaufhörlich ausgeſetzt geweſen ſeyn." Bekanntlich fehlt es heutzutage nicht an ſcharfſinnigen Politikern, die es glücklich ausgeklügelt haben, daß Friedrich der Große ſeine Kriege gegen Oeſtreich lediglich aus Herrſchbegier und Eroberungsſucht geführt; ja Preußen ſelbſt nährt Baſtarde in ſeinem Schoos, die mit frommem Augenverdrehen ihr Bedauern darüber nicht verhehlen können, daß es eine „Auflehnung gegen die Reichsgewalt" geweſen, der Preußen die Grundlage ſeiner politiſchen Größe verdankt. Dieſen Afterpreußen, die gern noch heute einem Habsburger den Steigbügel hielten, wenn ſie damit nur die „Rebellion" des ehemaligen Kurfürſten von Brandenburg aus der preußiſchen Geſchichte ſtreichen könnten, empfehlen wir dieſe Predigten nicht; die Lehren der Geſchichte ſind ihnen ein für allemal unverſtändlich, weil ſie keinen Glauben haben an den Inhalt aller Geſchichte, die Freiheit. Wol aber empfehlen wir dieſes Zeugniß Allen, welchen unter den Enttäuſchungen unſerer Tage der Glaube an den geſchichtlichen Beruf Preußens noch nicht ganz verlorengegangen iſt. Es wird ein Troſt für ſie ſein, zu ſehen, wie dieſelbe Ueberzeugung, welche ſie erfüllt, ſchon vor 100 Jahren die Herzen des Volks belebte und wie ſchon damals alle Freunde der Freiheit und des Fortſchritts ihre Hoffnung auf Preußen gerichtet hielten. Ein ſo lebendiges, ſo tief eingewurzeltes Bewußtſein kann nicht auf einem bloßen Irrthum, einem bloßen Vorurtheil beruhen; der Adler, der die Fittige geſenkt hat, wird ſich wieder erheben, man wird ſich erinnern, daß eine große Vergangenheit zugleich große Verpflichtungen für die Zukunft auferlegt und daß dieſe Zukunft nur geſichert wird, für Preußen wie für ganz Deutſchland, wenn man zurücklenkt auf jenen Weg der Freiheit und der volksthümlichen Entwickelung, den Friedrich der Große ſchon vor 100 Jahren ſo ruhmvoll wandelte und auf dem ihn ſein Volk über ſoviel blutige Schlachtfelder hinweg treu ausharrend begleitete. r.

Correſpondenz.

Aus Pommern.

Anfang April 1856.

Est. Unmöglich kann ich ein für unſere Provinz ſo epochemachendes Ereigniß wie die ſoeben erfolgte Aufhebung des Sundzolls vorübergehen laſſen, ohne einige Zeilen an Sie zu richten und Sie aufzufodern, unſere Freude zu theilen. Dieſelbe iſt in der That allgemein; man muß in hieſigen kaufmänniſchen Kreiſen gelebt haben und muß einigermaßen vertraut ſein mit der Statiſtik des pommerſchen Handels, um dieſe wahrhaft enthuſiaſtiſchen Hoffnungen zu begreifen, mit denen man hier den Wirkungen dieſes Ereigniſſes entgegenſieht. Seit Jahrhunderten laſtete der Sundzoll wie ein Alp auf dem geſammten Oſtſeehandel, am meiſten aber auf dem Handel unſerer Provinz; einzelne Artikel, die früher ein namhaftes Object der pommerſchen Rhederei gebildet hatten, mußten geradezu aufgegeben und der Concurrenz von Hamburg und Magdeburg überlaſſen werden, weil ſie den Zeitverluſt und die Koſten nicht ertragen konnten, welche der Sundzoll mitſichführte. Dazu kommt, daß gerade einzelne pommerſche Städte, wie Stettin, Wolgaſt u. ſ. w., von alten Zeiten her durch unzweifelhafte Verträge theils ganz, theils wenigſtens theilweiſe von dem Sundzoll ausgenommen waren. Allein Dänemark hat von jeher das eigenthümliche Glück gehabt, daß die Verträge, die es ſchließt, nur für den Gegenpart verbindlich ſind, niemals für Dänemark ſelbſt, und ſo gelang es auch trotz des unzweifelhafteſten Rechts und trotz vielfacher und oft wiederholter Reclamationen nicht, jene Exemtionen däniſcherſeits zur Anerkennung zu bringen. Sie begreifen leicht, wie ſehr dies den Stachel, den Dänemark mit dem Sundzoll dem geſammten Oſtſeehandel ins Fleiſch bohrte, für unſer Bewußtſein verſchärfen mußte; eine Laſt, die unter allen Umſtänden ebenſo drückend wie gehäſſig, ja eine offenbare Verhöhnung des Völkerrechts war, mußte für uns doppelt unerträglich werden, da zu dem allgemeinen Unrecht für uns noch die ganz beſondere Willkür kam, mit der Dänemark unſerer wohlverbrieften, zum Theil mit bedeutenden Opfern erkauften Privilegien ſpottete. Der ſtettiner Kaufmannſchaft gebührt das Verdienſt, ſeit Jahrzehnden unabläſſig gegen dieſes Unrecht angekämpft und, zehn und zwanzig mal abgewieſen, immer von neuem, ein nie raſtender Mahner, an die verſchloſſenen Pforten angepocht zu haben. Freilich iſt es mehr als fraglich, ob alle dieſe Bemühungen zum Ziele geführt haben würden, hätte nicht einerſeits eine andere, minder diplomatiſche und rückſichtsvolle Macht (Nordamerika) die Angelegenheit in die Hand genommen und hätte nicht zweitens die finanzielle Lage der däniſchen Monarchie ihr ſelbſt ein endliches Nachgeben in hohem Grade wünſchenswerth gemacht. Und auch Das iſt ein einigermaßen niederſchlagender Gedanke, daß der unrechtmäßige Gewinn, den Dänemark ſeit Jahrhunderten von dem Sundzoll gezogen und ohne den es allerdings kaum hätte exiſtiren können, ihm ſchließlich noch um den Preis vieler Millionen hat abgekauft werden müſſen. Doch wollen wir uns unſere Freude durch dieſe und ähnliche Reflexionen nicht ſtören laſſen; die Vergangenheit mit ihrem Unrecht und ihren Krän-

lungen sei abgethan und frohen Muthes, wie es einem echten Küstenvolke geziemt, das von Kindheit auf gewohnt ist, in die Ferne zu spähen, schauen wir in die Zukunft. Schon der unmittelbare Gewinn, der unserm Handel aus der Aufhebung des Sundzolls erwächst, ist höchst beträchtlich; man hat mir einige stettiner Häuser namhaft gemacht, für welche der Unterschied sich jährlich auf 10,000 Thaler und mehr belaufen soll. Der eigentliche und wahre Gewinn aber ist und bleibt doch das erhöhte Zutrauen und der gesteigerte Muth, der sich infolge dessen unserer Gewerbtreibenden bemächtigt hat. Schon jetzt, auf die erste Nachricht von der Aufhebung des Sundzolls hin, ist der Aufschwung, den die Geschäfte genommen, außerordentlich; Jeder erblickt darin den Anfang einer neuen glücklichern Epoche und wagt sich mit frischem Muth auf das unsichere Meer der kaufmännischen Speculation. Soeben wird der Name des ersten Schiffes bekannt, welches ohne Zoll zu zahlen den Sund passirt hat, es ist ein preußischer Schooner, der den Namen des „Grafen von Schwerin" führt. Dieses Spiel des Zufalls wird hier mit lauter Acclamation begrüßt; Graf Schwerin zählt in unserer Provinz zahlreiche und aufrichtige Verehrer und man betrachtet es als ein günstiges Omen, daß gerade sein Name mit diesem für uns so folgenreichen Ereigniß verknüpft ist. Die stettiner Kaufmannschaft hat bereits eine eigene Deputation nach Berlin geschickt, um dem König ihren Dank auszudrücken. Man hat es hier noch nicht vergessen, wie der König im Jahre 1844 bei seiner Rückkehr von einer Zusammenkunft mit Christian VIII. den Abgeordneten der hiesigen Kaufmannschaft, die ihn ehrfurchtsvoll begrüßten, mit den Worten entgegentrat: „Nun meine Herren, diesmal hoffe ich, bringe ich Ihnen die Freiheit vom Sundzoll mit." Seitdem hat noch eine Reihe von Jahren vergehen und noch manches Unrecht, das uns von Dänemark widerfahren ist, hat ertragen werden müssen, bevor das königliche Wort zur Wahrheit geworden; aber genug, es ist jetzt zur Wahrheit geworden und darum ist auch der Dank ebenso aufrichtig und allgemein wie die Freude.

Wie nun aber die Natur des Menschen einmal so geartet ist, daß er bei dem endlich Errungenen nicht beharrt, sondern rastlos zu neuen Zielen weiterstrebt, so ist auch bereits ein neuer Gegenstand der Agitation unter uns aufgetaucht. Von der Last des Sundzolls ist der stettiner Handel, dieser eigentliche Lebensnerv unserer Provinz, befreit; schon aber weist man auf die Nachtheile hin, welche demselben durch den Umstand erwachsen, daß Stettin eine Festung ist und knüpft daran das Verlangen, die Festung zu beseitigen. Die stettiner „Ostseezeitung", lange Jahre hindurch die unermüdliche Vorkämpferin für die Aufhebung des Sundzolls, hat auch diese neue Foderung bereits in ihr Programm aufgenommen. Wahr ist es, daß die Interessen des stettiner Handels durch die Rücksichten auf die Fortification vielfach beeinträchtigt werden und auch Das ist richtig, daß Stettin, solange es der Krone Preußen gehört, also seit bald fünf Menschenaltern, sich als Waffenplatz niemals hervorgethan hat; nach der unglücklichen Katastrophe von Jena ergab es sich einer Handvoll französischer Husaren und auch übrigens hat es in militärischen Verhältnissen immer nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Dennoch werden die militärischen Rücksichten, die bei uns bekanntlich stets in erster Reihe stehen, die Aufhebung der Festung

wol kaum gestatten und auch in finanzieller Hinsicht dürften derselben schwer zu beseitigende Hindernisse entgegenstehen. Vielleicht indessen gelingt es, einen Mittelweg aufzufinden, indem die Festungswerke von der Stromseite, wo sie für Handel und Schiffahrt offenbar am hinderlichsten sind, mehr in das Innere verlegt werden. An Projecten dazu fehlt es nicht; auch sollen zwischen der Militärbehörde und der Stadt bereits seit längerm Verhandlungen in Gang sein, die ein günstiges Resultat nicht unwahrscheinlich machen.

In politischer Hinsicht ist hier Alles still und todt; selbst die Kammerverhandlungen wegen des Ehescheidungsgesetzes haben bei uns nur wenig Beachtung gefunden. Mehr Aufmerksamkeit schenkte man den Finanzdebatten; namentlich ist die Verwerfung der Gebäudesteuer auch hier mit großer Genugthuung aufgenommen worden. In religiöser Hinsicht klagt man über zunehmenden hierarchischen Druck; der alte Stamm rationalistischer Prediger, der früher in unserm Boden wurzelte, die Schüler von Wegscheider und Gesenius, sterben mehr und mehr aus oder räumen das Feld und der neue Anwuchs, mit seiner modernen wupperthaler Bildung, paßt nicht zu dem hiesigen Menschenschlag, der auch in der Religion das Derbe und Hausbackene liebt. Die alljährlich im Sommer stattfindende Auswanderung scheint auch diesmal wieder bedeutend zu werden; auch sie geht großentheils aus religiösen oder genauer gesagt aus separatistischen Motiven hervor. Unsere neuchristliche Geistlichkeit, die ja selbst weit mehr im Separatismus als in der Kirche wurzelt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, diesen Auswanderungsgelüsten entgegenzuarbeiten; aber da sie selbst nach der einen Seite hin das Uebel nährt, das sie auf der andern bekämpfen will, so müssen ihre Bemühungen natürlich erfolglos bleiben.

Notizen.

Von Vischer's „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" (Stuttgart, Mäcken) wurde soeben das vierte und fünfte Heft des dritten Bandes ausgegeben. Damit ist denn endlich, fast elf Jahre nach dem Erscheinen des ersten Bandes, ein Werk vollendet, das schon während seines bruchstückweisen Erscheinens eine neue Epoche für die Wissenschaft des Schönen herbeigeführt hat und das ebenso sehr durch die Schärfe und Tiefe der Auffassung, die Consequenz und Strenge der Entwickelung, wie namentlich durch den Umfang und die Fülle des Wissens den Rang eines wahrhaft classischen Werks in Anspruch nimmt. Bisjetzt ist dasselbe, wie wir schon einmal an dieser Stelle erinnerten und wie auch der Verfasser selbst im Vorwort zu der letzten Abtheilung andeutet, mehr laut bewundert und im Stillen ausgebeutet, als seinem wirklichen Werthe nach anerkannt worden. Allerdings ist es ein Buch, das nicht blos gelesen, geschweige denn durchblättert, sondern das studirt sein will; der Verfasser selbst räumt ein, daß die von ihm beliebte Eintheilung in Paragraphen die Mehrzahl der Leser „wie ein eisernes Stachelgitter" von den Früchten seiner Arbeit abschreckt; er bezeichnet sie als einen „einfachen, freilich groben Rechnungsfehler", den er sich in Beziehung

auf den Umfang ſeines Buchs hat zuſchulden kommen laſſen und durch den er ſich nun um einen guten Theil des wohlverdienten Erfolgs gebracht ſieht. Dieſe letztere Vorausſagung wird hoffentlich nicht eintreffen, vielmehr ſind wir überzeugt, daß das Werk, da es nun vollſtändig vorliegt, ſich einen immer größern und dankbarern Leſerkreis erwerben und einen immer nachhaltigern und wohlthätigern Einfluß auf die Läuterung der Kunſtbegriffe und -Anſchauungen ausüben wird, beim Publicum ſowol wie namentlich bei den Künſtlern, für die hier, welchem Kunſtzweige ſie auch angehören, eine unerſchöpfliche Quelle mannichfachſter Anregung und Belehrung eröffnet iſt. Von den beiden ſoeben ausgegebenen Heften umfaßt das vierte die Lehre von der Muſik; dieſelbe iſt nur theilweiſe, nämlich nur im erſten allgemeinen Theile ſowie in dem Anhange von der Tanzkunſt von Viſcher ſelbſt ausgearbeitet; das Uebrige rührt größtentheils von einem Freunde des Verfaſſers her, dem Profeſſor der Theologie, Dr. Karl Köſtlin in Tübingen. Das fünfte und letzte Heft behandelt die Dichtkunſt; es iſt das reichhaltigſte und auch der Faſſung nach populärſte des ganzen Werks.

Zur Vollendung der Dichterſtatuen, mit deren Errichtung man in Weimar beſchäftigt iſt, fehlen, nach einer Bekanntmachung des betreffenden Comité, noch 6000 Thlr., alſo ungefähr das Doppelte von Dem, was die deutſche Nation bisjetzt zu dieſem Zwecke zuſammengebracht hat, indem der größere Theil der bisjetzt entſtandenen Koſten nicht durch das Publicum, ſondern durch die Freigebigkeit einiger deutſchen Fürſten, darunter namentlich des weimariſchen Hofes, des Königs von Preußen, der Könige Max und Ludwig von Baiern ꝛc. gedeckt worden iſt. Dennoch hofft man die Enthüllung der Statuen bis zum bevorſtehenden 3. September, dem 100jährigen Geburtstag Karl Auguſt's von Weimar, bewerkſtelligen zu können, bei welcher Gelegenheit dann auch gleich der Grundſtein zu dem für Letztern beſtimmten Denkmal gelegt werden ſoll. Auch die Sammlungen für das Johann-Friedrich-Denkmal in Jena werden noch fortgeſetzt; daſſelbe ſoll im Auguſt künftigen Jahres bei dem Jubelfeſt der 300jährigen Stiftung der Univerſität eingeweiht werden. Das in Ansbach zu errichtende Platen-Denkmal hat ebenfalls noch mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen; doch hat der Magiſtrat von Ansbach ſich neuerdings bereiterklärt, die Koſten des Fußgeſtells zu decken und hofft man, den danach noch verbleibenden Reſt von ungefähr 1000 Gulden durch weitere freiwillige Beiträge zuſammenzubringen. Dagegen ſind für das Denkmal, welches die Rheinprovinz Friedrich Wilhelm III. zu Köln errichten will, bereits mehr als 40,000 Thlr. zuſammengebracht; die Ausführung des Denkmals iſt Guſtav Blaeſer in Berlin, einem geborenen Rheinländer, übertragen. Auch die Sammlungen für das Beuth-Denkmal in Berlin haben bereits einen anſehnlichen Ueberſchuß ergeben, der zu gemeinnützigen Zwecken verwandt werden ſoll. In Augsburg wird ein Standbild Johann Jakob Fugger's, geboren zu Augsburg 1516, geſtorben 1575 zu München als Kammerpräſident, errichtet; dieſelbe iſt ein Geſchenk König Ludwig's von Baiern und nach einem Modell von Brugger in München in der dortigen königlichen Eiſengießerei verfertigt.

Das Germaniſche Muſeum in Nürnberg iſt nun für die Dauer an dieſe Stadt geknüpft, die ſich ja auch ſowol wegen ihrer Lage in der Mitte Deutſchlands wie namentlich wegen ihrer hiſtoriſchen Erinnerungen zum Sitz deſſelben eignet wie keine andere. König Max von Baiern hat die nürnberger Karthauſe zur Aufſtellung für die Sammlungen des Muſeum überwieſen und dadurch die Exiſtenz deſſelben weſentlich befeſtigt. Ueberhaupt findet das Germaniſche Muſeum in immer weitern Kreiſen eine wohlverdiente Theilnahme; ſowol von der Mehrzahl der regierenden deutſchen Fürſten als namentlich von einzelnen Mitgliedern des hohen Adels ſind ihm anſehnliche jährliche Beiträge zugeſichert worden und auch das größere Publicum fängt an, ſich mehr und mehr dafür zu intereſſiren. So iſt kürzlich in Berlin ein eigener „Hülfsverein für Berlin und die Mark" zuſammengetreten, mit der Abſicht, das Germaniſche Muſeum zunächſt durch Geldbeiträge, ſodann aber auch durch Förderung ſeiner wiſſenſchaftlichen Zwecke zu unterſtützen. Die jährliche Einnahme, welche dem Muſeum aus dieſen und ähnlichen Beiträgen erwächſt, beläuft ſich bisjetzt auf 11,000 Gulden: eine ziemlich anſehnliche Summe, die aber doch nur gering erſcheint, wenn man dagegen die wiſſenſchaftlichen Schätze in Anſchlag bringt, welche die genannte Anſtalt bereits zuſammengebracht hat und die ſie dem gelehrten Publicum mit größter Liberalität zur Benutzung freiſtellt. So zählt nach einer unlängſt veröffentlichten Ueberſicht das Urkundenrepertorium bereits über 120,000, das literariſche Repertorium 40,000 Nummern, einſchließlich 19,000 Handſchriften; das Münzen- und Siegelrepertorium iſt auf 10,000, das Regiſter über hiſtoriſche Bilder und ſonſtige Antiquitäten auf 36,000 Nummern geſtiegen, während an Gemälden, Kupferſtichen und Holzſchnitten bereits über 3000 vorhanden ſind. Namentlich iſt die Urkundenſammlung in fortwährendem Wachsthum, hauptſächlich infolge anſehnlicher Schenkungen, die dem Muſeum theils von Privatbeſitzern und öffentlichen Anſtalten, theils auch von einzelnen Regierungen zugehen. In letzterer Hinſicht haben ſich beſonders die Regiernngen von Sachſen, Oeſtreich, Hannover, Heſſen-Darmſtadt ꝛc. um das Muſeum verdient gemacht; auch von der Univerſität Bonn iſt kürzlich eine reichhaltige Regeſtenſammlung als Geſchenk eingegangen.

Schon wieder ein neues Sonntagsblatt! In Wiesbaden erſcheint ſeit Anfang April ein „Wiesbadener Sonntagsblatt"; als Herausgeber nennt ſich Chriſtian Höppl, bekannt durch einige lyriſche Sammlungen. Natürlich ſind wir weit davon entfernt, dem neuen Unternehmen mit irgendwelchen Vorurtheilen in den Weg zu treten; es hat daſſelbe Recht, ſein Glück beim Publicum zu verſuchen wie alle übrigen. Aber ein gewiſſes Bedauern darüber, daß in der deutſchen Literatur und namentlich in der Journaliſtik jeder gute Gedanke durch übertriebene Nachahmung ſofort zu Tode gehetzt wird, können wir allerdings nicht unterdrücken. Jede Stadt will bei uns ihr eigenes Blättchen, jeder Schriftſteller ſein eigenes Organ haben; das iſt der ſicherſte Weg, das Intereſſe des Publicums immer mehr zu ſpalten und dadurch die Journaliſtik ſelbſt immer mehr herunterbringen.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Marie Förster.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Sammlung der Dichtungen von **Marie Förster**, die unlängst in der Blüte der Jahre dem Leben entrissen ward, darf gewiß auf eine freundliche Aufnahme hoffen, da einzelne früher daraus veröffentlichte Gedichte mit ungewöhnlicher Theilnahme aufgenommen und mehrfach componirt wurden.

In dem der Sammlung vorangestellten „Biographischen Vorwort" heißt es unter Anderm: „Viele edle Blüten der Poesie sehen wir erst durch den Tod des Dichters den Weg in das Weltlicht gewinnen, in welcher oft wiederkehrenden Wahrnehmung Trost und Schmerz sich die Hand reichen. Ein Denkstein um ein frühes Grab sind auch die nachfolgenden Gedichte, für deren unverzögerte Herausgabe Hrn. Dr. Berthold Auerbach der Dank gebührt, da sein competentes Urtheil für die Veröffentlichung entscheidend war; durch seine warme Theilnahme und die dankenswerthe Bereitwilligkeit, mit welcher er die Durchsicht derselben übernahm, geht die Sammlung vertrauend und geschirmt in den erweiterten Kreis."

Von der Verfasserin erschien in demselben Verlage:

Briefe aus Südrußland während eines Aufenthalts in Podolien, Volhynien und der Ukraine. 8. Cart. 10 Sgr.

Anmuthige, poetische Schilderungen der herrlichen, wenig bekannten Gegenden Südrußlands aus der Feder der kürzlich verstorbenen höchst talentvollen Dichterin: eine interessante und unterhaltende Lectüre auf jeder Eisenbahnfahrt. Diese Schrift bildet ein Bändchen von „Brockhaus' Reise-Bibliothek".

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Musologie.

Systematische Uebersicht des Entwickelungsganges der Sprachen, Schriften, Drucke, Bibliotheken, Lehranstalten, Literaturen, Wissenschaften und Künste, der Bibliographie und des literarhistorischen Studiums.

Von **Karl Friedrich Merleker.**

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das vorliegende Werk, eine allgemeine Geschichte der Literatur und Gelehrsamkeit, ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser an der Universität zu Königsberg gehalten hat. Es ist nach einem durchaus neuen Systeme bearbeitet, dessen Erklärung dem Werke vorangeschickt ist, und wird in der Geschichte der Literaturwissenschaft voraussichtlich eine bedeutende Stellung einnehmen. Das Werk ist für Alle, die sich für allgemeine Literaturgeschichte interessiren, von um so grösserm Werthe, als **ein ähnliches Compendium in gleicher Vollständigkeit noch in keiner Literatur existirt.** Ein ausführliches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werks.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 17.** 23. April 1857.

Inhalt: Der Verfaſſungsſtreit in Hannover. Von einem Hannoveraner. I. — Die erſten Anfänge der deutſchen Flottenbewegung. Von **Ludwig Roß.** — Literatur und Kunſt. Ein neues Buch von Ernſt Moritz Arndt. (Arndt, „Blütenleſe aus Altem und Neuem".) — Komiſche Dichtungen. („Deutſche Dramatiker und hamburger Kritiker ꝛc. vom Verfaſſer des «Mahomed»"; Mantis, „Goethe im Fegefeuer"; „Hippokrates in Berlin"; Nonſens, „Der Opernhausball".) — Correſpondenz. (Aus Berlin. — Aus Brüſſel.) — Notizen. — Anzeigen.

Der Verfaſſungsſtreit in Hannover.

Von

einem Hannoveraner.

I.

Vor kurzem ſind die hannoverſchen Stände entlaſſen worden; im tiefſten Frieden diesmal. Was hätte denſelben auch ſtören ſollen? Der Sieg der Regierung iſt ſo vollſtändig geweſen, wie ſie ſelbſt nur irgend hat erwarten oder verlangen können; die Oppoſition, durch die bekannten Wahlmanöver ſowie durch die Eintrittsverweigerungen ſeitens der Regierung auf ein Minimum zuſammengeſchrumpft, ihrer Führer beraubt, außer Zuſammenhang mit dem Lande, iſt auf allen Punkten geſchlagen, ja ſie war es bereits, noch bevor ſie den Ständeſaal betrat. Damit iſt denn, wenigſtens dem Anſchein nach, eine Angelegenheit beendet, welche eine Reihe von Jahren hindurch nicht nur das Land Hannover in ängſtlicher Spannung erhalten, ſondern auch die Aufmerkſamkeit des übrigen Deutſchland lebhaft beſchäftigt hat; Rechtsgrundſätze ſind beſeitigt, Geſetze für aufgehoben erklärt worden, die noch vor kurzem für unverletzbar galten und die durch Alles beſtätigt waren, wodurch ſtaatlichen Inſtitutionen Dauer und Gültigkeit verbürgt wird; eine neue Zeit beginnt — eine neue, die eigentlich eine ſehr alte iſt und wer ſich nur einiger Bekanntſchaft mit der Geſchichte unſers Landes erfreut, der weiß auch, was

gerade hier, in diesem Stammlande der Junkerherrschaft und der Beamtenwillkür, die „gute alte Zeit“ zu bedeuten hat.

Dies Alles, wie gesagt, dem Anscheine nach; ob derselbe nicht dennoch trügt, ob von dem Recht, das man mit der Wurzel ausgegraben und vertilgt zu haben meint, nicht dennoch hier und da in den Herzen des Volks ein Fäserchen zurückgeblieben ist, das nur der günstigen Stunde harrt, um neue Keime zu treiben, darüber wird die Zukunft entscheiden. Jedenfalls ist mit dem Schluß dieses Landtags ein Abschnitt in der Entwickelung unsers Verfassungslebens eingetreten, der es für Jeden, dessen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten unter dem Druck der Gegenwart nicht völlig erloschen ist, gewissermaßen zu einem Bedürfniß macht, einen Augenblick stillzustehen und sich im Geist noch einmal die Stufenfolge von Ereignissen zu vergegenwärtigen, durch die wir bis an diesen Punkt gelangt sind. Man kann darüber streiten, welcher Act des Dramas es ist, der soeben zu Ende gespielt ward, aber ein Act war es jedenfalls und da wir nun doch einmal zum Stillsitzen verurtheilt sind, womit könnten wir uns die Langeweile dieses Zwischenacts besser vertreiben, als indem wir uns den bisherigen Gang des Stücks noch einmal ins Gedächtniß rufen? Diese Zeitschrift, wohl erkennend, wie wichtig der hannoversche Verfassungsstreit für das Rechtsbewußtsein der Nation überhaupt, hat bereits früher verschiedene Beiträge dazu geliefert; es scheint zweckmäßig, den Faden gerade in diesem Augenblick wiederaufzunehmen, wenn es diesmal auch von einer andern Hand geschieht.

Dies diene dem Verfasser der nachstehenden Uebersicht als Uebergang, hier zunächst einige Bemerkungen über sein persönliches Verhältniß zu dem hannoverschen Verfassungsstreit sowie über den Standpunkt einzuschalten, den er principiellerweise dazu einnimmt. Wer heutzutage über politische Angelegenheiten sich vor dem Publicum will vernehmen lassen, für den, scheint es mir, ist es die erste und dringendste Pflicht, seine Parteifarbe offen herauszukehren und frei zu bekennen, zu welcher Seite er sich hält. Einigermaßen zwar ist das in diesem Falle schon durch den Ort angedeutet, an dem diese Zeilen vor die Oeffentlichkeit treten; dennoch dürften sowol zum bessern Verständniß als namentlich zur unparteiischern Würdigung des Nachstehenden einige kurze persönliche Bemerkungen nicht überflüssig sein.

Der Verfasser bekennt also, zu Denen zu gehören, die lange Zeit stolz darauf waren und es als ein Glück für das Land betrachteten, daß im Jahre 1848 die Rechtscontinuität in Hannover beibehalten, daß eine Verfassung (das Gesetz vom 5. September 1848) geschaffen worden durch Vertrag und Uebereinkunft, zunächst zwischen der Adelskammer und einer Zweiten Kammer, beide gewählt nach dem beschränkten Wahl-

geſetz von 1840; ſodann zwiſchen dieſer Ständeverſammlung und der Regierung, beſiegelt durch das königliche Wort Ernſt Auguſt's und unterſchrieben von dem damaligen Kronprinzen Georg und wiederholt beſtätigt durch das bei der Thronbeſteigung des Letztern in das Archiv der Stände niedergelegte Patent. Auch in Hannover fehlte es bekanntlich im Jahre 1848 nicht an Stimmen, die, nach preußiſchem Beiſpiel, auf eine conſtituirende Verſammlung drangen und von der „Stüve'ſchen Altflickerei", wie ſie es nannten, nichts wiſſen wollten. Der Verfaſſer zählte unter den Stimmführern dieſer Partei einige ſeiner älteſten und theuerſten Freunde; gleichwol hielt er ſich durch die höhere Rückſicht auf das Wohl des Vaterlandes verbunden, denſelben entgegenzutreten und auch der Titel eines „Heulers" und „Reactionärs", mit dem er dafür in den Jahren 1848—54 freigebig beehrt ward, konnte ihn in dieſer Ueberzeugung nicht irremachen.

In der That hat er die Macht der Reaction niemals verkannt, freilich ohne darum die Berechtigung derſelben anzuerkennen. Mit aller Ehrfurcht vor der Strenge und Heiligkeit der Grundſätze, hat er doch frühzeitig gelernt, daß in der Politik das Recht allein nicht entſcheidet und daß eine zuweit getriebene Conſequenz in politiſchen Dingen ſo gut wie anderwärts keine Tugend mehr iſt, ſondern ein Fehler. Darum war es auch, als den politiſchen Freunden des Verfaſſers 1852 und 1853 von dem Miniſterium Schele die erſten Vorſchläge zu einer Reorganiſation der Verfaſſung, insbeſondere der Erſten Kammer vorgelegt wurden, ſein dringender Rath, nachgiebig zu ſein und die Dinge nicht ohne Noth auf eine Spitze zu treiben, wo ſie der leitenden Hand nur allzu leicht entſchlüpfen. Aber allerdings mußte er auch gleichzeitig rathen, kein Proviſorium zu ſchaffen, ſondern dauernde Zuſtände; er mußte ſeinen Freunden rathen, ſich im voraus zu verſichern, daß die unzufriedenen Ritter den Propoſitionen der Regierung nun auch wirklich ihre volle Zuſtimmung geben würden; er mußte ihnen rathen, nach Garantien zu ſuchen, damit die reorganiſirte Erſte Kammer nicht blos ein Werkzeug für die reactionären Gelüſte der Ritterſchaften werde, damit die Stände nicht nöthig hätten, ſich fort und fort blos mit Verfaſſungsfragen zu beſchäftigen, ſondern damit ſie auch auf den weitern innern Ausbau der Organiſationen ihre Aufmerkſamkeit richten und für Befriedigung der materiellen Bedürfniſſe, namentlich alſo für Vervollſtändigung des Eiſenbahnnetzes, Ausbau der Häfen, Verbeſſerung der Landſtraßen ꝛc. thätig ſein könnten. Der Standpunkt, den der Verfaſſer damit einnahm, hatte allerdings wenig oder nichts, was in den Augen der Partei Glanz und Ruhm verleiht: allein um ſo gerechtfertigter erſchien er ihm in praktiſcher Hinſicht, zumal angeſichts der Erfahrung, die ſoeben erſt mit dem Ge-

setz vom 1. August 1852, betreffend die Reorganisation der Provinziallandschaften, gemacht worden war. Hier nämlich war es geschehen, daß, nachdem das Ministerium von Münchhausen sämmtliche Hauptanträge der einzelnen Ritterschaften bewilligt und mit der größten Anstrengung die ständische Einwilligung zu dem Gesetz erlangt hatte, ebendasselbe Gesetz, das den Wünschen der Ritterschaften noch das Jahr zuvor vollkommen entsprochen hatte, jetzt nachträglich von eben diesen Ritterschaften als verwerflich angefochten und sogar beim Bundestage bekämpft ward. Das war denn freilich ein Fingerzeig, den Niemand, dem es um eine wirkliche und dauernde Befestigung unserer innern Zustände zu thun war, außer Acht lassen durfte; man konnte, um die Hauptsache zu retten, in den Einzelheiten nachgiebig sein, — immerhin aber mußte man auch die Gewißheit haben, daß diese Nachgiebigkeit nicht misbraucht werde und daß nicht jedes Opfer, das man auf der einen Seite zu bringen geneigt war, auf der andern immer neue und immer maßlosere Ansprüche hervorrufe.

Aber: „Genug der Bekenntnisse", wird die Mehrzahl meiner Landsleute, soweit ihnen diese Blätter vor die Augen kommen, mich hier unterbrechen; „wir wissen jetzt bereits hinlänglich wer zu uns spricht: es ist ein Stüvianer, der sich hier vernehmen läßt!" Allein Ehre dem Ehre gebührt: soll hier doch einmal mit Parteinamen umsichgeworfen werden, so ist es nicht die Fahne Stüve's, sondern Dahlmann ist es, dem der Verfasser sich in Beziehung auf die obschwebende Streitfrage als seinem Meister und Vorbild anschließt.

Und damit mag nun der Rückblick selbst beginnen.

Schon 1852 und 1853 waren es die bekannten Ansprüche der Ritterschaften, um was es sich zwischen der Regierung und der Allgemeinen Ständeversammlung hauptsächlich, ja ausschließlich handelte. Die Aussichten zu einer gütlichen Beilegung des Streits waren damals noch bei weitem günstiger als später, wo die Foderungen der Ritterschaften immer größer und damit consequenterweise auch der Widerstand der Stände immer energischer wurde. Wenn nichtsdestoweniger eine Vereinbarung zu Gunsten der Ritterschaften damals nicht zustande kam, so war das in der That nicht blos die Schuld der Stände. Schon damals war das Mistrauen, Dasjenige, was von der Regierung als Vergleich vorgeschlagen wurde, sei nicht das Ende, sondern der Anfang eines Provisoriums von unbestimmter Dauer, allgemein, selbst auch bei der Stüve-Lehzen'schen Fraction. Gleichwol empfahl letztere die Vorschläge der Regierung dringend und wußte ihre Ansicht auch in der Verfassungscommission mit großer Majorität durchzusetzen. Allerdings wurde das starre Festhalten am Rechtsstandpunkt von der Minorität des Verfassungsausschusses, von Ellissen,

Plank und Groß, mit außerordentlicher Energie vertheidigt. Allein wer damals den Verhandlungen der Zweiten Kammer beigewohnt, der hat auch gewiß den Eindruck davongetragen, daß auch diese glänzende Vertheidigung nicht im Stande gewesen sein würde, dem Minoritätsgutachten des Verfassungsausschusses die Mehrheit im Plenum zu gewinnen, wenn nur von Seiten der damaligen Minister irgendwelche beruhigende Versicherungen abgegeben, wenn nur irgendein bestimmtes Versprechen ertheilt worden wäre, daß es in der That der Wille der Krone sei, bei diesen Modificationen des Verfassungsgesetzes vom 5. September 1848 es nun wirklich auch bewenden zu lassen und dem Andrängen der Ritterschaften über diesen Punkt hinaus nicht weiter nachzugeben.

Allein schon das damalige Ministerium kannte die wechselnden Einflüsse, von denen der allerhöchste Wille bestimmt ward, zu wohl, als daß es sich hätte entschließen können, eine derartige Erklärung abzugeben; vielmehr verweigerte es dieselbe aufs entschiedenste. Hätten Regierung und Stände damals zusammengehalten, wäre die erstere namentlich bei den sogenannten Verständigungscommissionen mit den Ritterschaften energischer aufgetreten, so wäre der Erfolg kaum zweifelhaft gewesen; weder die Bemühungen der malcontenten Ritter in den bedeutungslosen Provinziallandschaften, noch deren fruchtlose, auch bald wiederaufgegebene Versuche, die öffentliche Meinung durch eigene publicistische Organe (erst die „Neue Bremer Zeitung", dann die „Niedersächsische Zeitung") zu bearbeiten, noch endlich die Rechtsgutachten von Zöpfl und der berliner Juristenfacultät, — ja selbst nicht einmal die Beschwerden und Reclamationen beim Deutschen Bunde hätten alsdann irgendeinen Grund zu Besorgnissen gegeben. Allein die dringend erwarteten Zusicherungen blieben aus; die in beiden Kammern anwesenden Minister erklärten sowol hier wie auch in den vertraulichern Discussionen des Verfassungsausschusses, daß sie nur im Stande wären, Versicherungen abzugeben über Das, was sie selbst dem König riethen, für die Aufnahme aber, die ihre Vorschläge fänden, könnten sie sowenig einstehen wie für die Ansichten und Rathschläge ihrer etwaigen Nachfolger.

Erklärungen der Art waren natürlich nicht geeignet, eine Ständeversammlung zu bestimmen, sich selbst (oder doch einen beträchtlichen Theil ihrer selbst) den Todesstreich zu geben. Es konnte dies umsoweniger geschehen, als damals auch nicht von einer einzigen Stimme her irgendein Zweifel darüber lautwurde, daß die Aufrechthaltung der Verfassung durch das Recht und das königliche Wort garantirt sei; vielmehr beschränkte sich Alles, was man gegen den Bestand der Verfassung vorzubringen vermochte, nur auf ungewisse Drohungen mit dem Bundestag, der sich bekanntlich im Sommer 1848 selbst für aufgelöst erklärt hatte, um dann später wieder ins Leben zu

treten und dessen Ansicht in Betreff des vorliegenden Falls bis zur Stunde noch Niemand bekannt war.

Unter diesen Umständen war es denn ein so naheliegender wie berechtigter Entschluß, als die Majorität der Zweiten Kammer es ablehnte, auf die 1853 vorgeschlagenen Verfassungsveränderungen einzugehen. Das Ministerium Schele erblickte darin einen genügenden Grund, die Kammer aufzulösen. Es geschah dies in einem Augenblick, wo soeben von Seiten der Linken selbst durch den Abgeordneten von der Horst II. ein Antrag eingebracht war, das Gesetz vom 1. August 1852, die Provinziallandschaften betreffend, aufzuheben und dadurch den gerade gegen dieses Gesetz (das gegen die Abstimmung der Linken durchgegangen war) von den Ritterschaften erhobenen Beschwerden die Basis zu nehmen. Ein solcher von den Ständen selbst eingebrachter Antrag wäre ohne Widerspruch das geeignetste Mittel gewesen, den Insinuationen der beiden aus dem Ministerium geschiedenen Ritter, des Hrn. von der Decken und von Borries, vorzubeugen, und noch jetzt muß es Jedem, der in die damalige persönliche Stellung des Ministeriums Schele nicht eingeweiht war, als ein unbegreiflicher politischer Fehler erscheinen, daß dieser Antrag, der unzweifelhaft die Mehrheit in beiden Kammern erhalten haben würde, vom Ministerium nicht einmal zur Discussion gelassen ward. Vermuthlich standen hier Einflüsse entgegen, denen mit einer gütlichen Ausgleichung eben nicht gedient war; diesen mußte denn allerdings daran gelegen sein, daß das Gesetz vom 1. August nicht aufgehoben ward, so bereit auch die Kammern dazu waren.

Seit dieser Kammerauflösung kränkelte das Ministerium Schele mehr und mehr dahin; nicht blos im Lande fehlte ihm das Vertrauen, sondern auch noch an einem andern, ihm noch näherstehenden Orte fehlte es ihm und hier vielleicht in noch höherm Grade. Wenigstens wurde in gewöhnlich gutunterrichteten Kreisen schon damals davon gesprochen, daß der Schwerpunkt der Allerhöchsten Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen nicht in der eigentlichen Verfassungsfrage liege, sondern vielmehr in der Finanzfrage. Eine Ministerkrisis rückte mit jedem Tage näher; neben der Uneinigkeit, die im Ministerium selbst herrschte, wurde sie, wie man im Publicum wissen wollte, hauptsächlich durch den frühern Justizrath, dann Oberstaatsanwalt, derzeit Finanzminister Bacmeister befördert, denselben, der augenblicklich wieder der Dinge, die da kommen sollen, als einfacher Verwaltungsbeamter in Lehe, am Ausfluß der Weser, harrt und dem die öffentliche Meinung ebenso viel Ehrgeiz wie Neigung zur Intrigue beimaß.

Endlich, im November 1853, trat diese Krisis wirklich ein; es wurde ein Cabinet von Lütken gebildet, mit drei bürgerlichen Ministern. Dieser letztere Umstand sollte dem Ministerium vermuthlich in den Augen des Publi-

cums zur Empfehlung gereichen, that es bei einem Theil der Bevölkerung auch wirklich; allein der mangelnde Ruf ſtaatsmänniſcher Capacität konnte dadurch doch nicht erſetzt werden. Einer der neuernannten Miniſter, Hr. Wedemeyer, Miniſter des Innern, hatte ſich ſogar als früherer Generalſecretär im Kriegsminiſterium bei den mit den Finanzen Vertrauten durch eine nicht etatsmäßige Bewirthſchaftung bekannt gemacht. Der Juſtizminiſter Buſch hatte ſich als guter Präſident eines kleinen Obergerichts bewährt, während der Cultusminiſter Bergmann bisher nur als juriſtiſche Beihülfe bei dem Conſiſtorium fungirt hatte, auch ſeit 1849 Mitglied Zweiter Kammer für daſſelbe geweſen war; er war ohne alle politiſche Bedeutung und Befähigung, ein bloßer Geſchäftsmann.

Ein Miniſterium von dieſer Beſchaffenheit, zu einer ſo ſchwierigen Aufgabe berufen, bedurfte natürlich eines außerordentlichen Beiſtandes und man fand denſelben oder glaubte ihn doch zu finden in dem frühern Archivſecretär Zimmermann, einer Perſönlichkeit, die in Hannover ſchon von früher her hinlänglich bekannt war. Hr. Zimmermann hatte in den Jahren 1838—40 für die damalige Regierung Zeitungsartikel und Broſchüren geſchrieben, dann „Predigten von den Dächern" gegen den Zollverein gehalten und endlich als Belohnung für dieſe und ähnliche Dienſte eine Stellung am Archiv mit 600 Thlrn. Gehalt davongetragen. 1848 ſchien ihm die Luft in Hannover nicht mehr zu bekommen; er nahm bald darauf einen Ruf als Profeſſor nach Kiel an, vertauſchte jedoch auch dieſe Stellung kurz darauf mit einer andern in dem Cabinet des Königs von Dänemark. Auch ſchrieb er damals ein Buch zu Gunſten des Polizeiſtaats gegen den Conſtitutionalismus, das durch die Maßloſigkeit ſeiner Polemik ein gerechtes Aufſehen erregte, ſelbſt außerhalb Deutſchland.

Dies alſo der Mann, den das Miniſterium Lütken ſich zum Beiſtand erkieſte. Seine neueröffnete Laufbahn in Hannover war ebenſo raſch wie glänzend; mit dem Rang eines Regierungsraths fungirte er ſeit 1855 als Oberregierungsrath und Referent im Geſammtminiſterium und iſt neueſtens zum Generalſecretär im Geſammtminiſterium avancirt. Doch entſprach dieſe raſche Beförderung nur der Wichtigkeit ſeiner Perſon ſowie dem Werth ſeiner Leiſtungen. Iſt der öffentlichen Stimme Glauben zu ſchenken, ſo erfreute Hr. Zimmermann ſich von vornherein eines beſondern Einfluſſes auf den König, der ſich von ihm regelmäßig beſondere Vorträge, abgeſondert vom Miniſterium, erſtatten ließ. Da nun Hr. Zimmermann gleichzeitig der eifrigſte Verfechter der Ritterſchaften war, ſo läßt ſich leicht abmeſſen, wie ſehr dieſer fortwährende intime Verkehr, in welchem Hr. Zimmermann mit den entſcheidendſten Perſönlichkeiten des Hofs ſtand, auf die Stimmung dieſer Regionen einwirken mußte. Neben Hrn. Zimmermann wurde die Prinzeſſin Luiſe (von Heſſen) Gräfin von der Decken genannt; auch ſie ſollte den bedeutenden Einfluß,

dessen sie sich bei Hofe erfreut, hauptsächlich dazu anwenden, die ritterschaftlichen Interessen zu fördern.

Ueberhaupt fingen die Hofverhältnisse damals an, für die weitere Entwickelung unserer Verfassungsangelegenheiten eine bis dahin ungeahnte Bedeutung zu erlangen; die misvergnügten Edelleute erhielten einen mächtigen Bundesgenossen in dem Finanzbedürfniß, das plötzlich bei Hofe auftauchte. Die Mittel, mit denen die Krone Hannover dotirt ist, sind verhältnißmäßig die reichsten in ganz Deutschland; für Ernst August hatten sie hingereicht, nicht unbedeutende Privatschulden zu tilgen, einen glänzenden Hofhalt zu führen und noch einige Millionen anzusammeln. Jetzt auf einmal verbreitete sich das Gerücht, die der königlichen Hofhaltung zugewiesenen Mittel hätten sich als unzureichend erwiesen, das Bedürfniß einer Mehreinnahme sei unabweisbar, unter Anderm auch deshalb, weil man kein anderes Mittel wisse, ein bereits entstandenes Deficit zu decken. Zwar hatte der Hofmarschall von Malortie in seinem bekannten Buche den besten Rath gegeben, der sich in solchen Lagen ertheilen läßt: nämlich einen möglichst eingeschränkten und geregelten Haushalt zu führen. Daß dieser Rath ausführbar war, ohne der Würde des königlichen Hofhalts zunahe zu treten, dafür hatte Hr. von Malortie selbst unter Ernst August den praktischen Beweis geliefert. Aber weder jener Rath noch dieser Beweis erwarben sich die Zustimmung seines Nachfolgers; man wollte einen glänzenden Hof ohne Einschränkungen und ohne Ersparnisse. Der neue Premier, Hr. von Lütken, soll darauf andern Rath geschafft haben. Welchen, ist zur Stunde noch ein Geheimniß; die Folgen aber, welche die Finanzlage der königlichen Hofhaltung für das gesammte Staats- und Rechtsleben unsers Landes hatte, sollten sich in kurzem nur allzu deutlich zeigen.

Inzwischen hatten zu Anfang 1854 die neuen Wahlen stattgefunden; im ganzen Lande waren sie (wie man sich damals ausdrückte) „verfassungstreu" ausgefallen. Das Ministerium Lütken konnte in jeder der beiden Kammern kaum über 10—12 Stimmen verfügen, jene unvermeidlichen Stimmen, die bisher noch allen Ministern zugebote gestanden hatten. Bei dieser Lage der Dinge zog das Cabinet es vor, den Kammern Verfassungsfragen überhaupt gar nicht vorzulegen, da ja an eine Annahme der Regierungsvorlagen doch nicht zu denken gewesen wäre. Die Kammern gewannen auf diese Weise eine kostbare Zeit; sie benutzten dieselbe, das Budget einer scharfen Prüfung zu unterwerfen.

Allein während das Ministerium Lütken auf diese Weise die Verfassungsfrage den Ständen gegenüber anscheinend ganz fallen ließ, überreichte eben dasselbe Ministerium unterm 16. November 1854 dem Bundestag eine, angeblich von Hrn. Zimmermann verfaßte, Erklärung und Denkschrift auf die Beschwerden der Ritter- und Landschaften, in wel-

cher, in ſchreiendem Widerſpruch mit den bisher abgegebenen Erklärungen, nicht nur der Bundestag für competent, ſondern auch die Beſchwerden der Ritter ſelbſt für begründet anerkannt wurden. Die Senſation, welche dieſer Schritt in- wie außerhalb Hannovers hervorbrachte, war außerordentlich; das in Berlin erſcheinende „Preußiſche Wochenblatt" bezeichnete denſelben damals geradezu als „eine Entſagungsurkunde der Regierung eines deutſchen Königreichs auf ihre Souveränetätsrechte zu Gunſten des Junkerthums und der bundestäglichen Allgewalt". Auch im Lande ſelbſt fehlte es nicht an energiſchen Gegenbeſtrebungen. Lehzen und Stüve verfaßten gemeinſchaftlich eine Beleuchtung der königlichen Denkſchrift, welche ebenfalls dem Bundestag überreicht ward. Mit lebhaften und eindringlichen Farben wurden darin die Gefahren geſchildert, die es unvermeidlich für die ſtaatliche Einheit Hannovers haben müſſe, wenn den Ritterſchaften das von ihnen beanſpruchte Zuſtimmungsrecht wirklich eingeräumt würde; ein einziger Ritter, der vielleicht nicht einmal einen Pfenning Grundſteuer zahle, würde alsdann im Stande ſein, jede noch ſo zweckmäßige Abänderung der Provinzialverfaſſung zu hintertreiben. Es war ein wahres und kräftiges Wort und in jedem hannoverſchen Herzen klang es nach, was die Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit ausſprachen: nämlich daß, wenn die beſtehende Verfaſſung beim Bunde keinen Schutz fände, nach den Erfahrungen von 1837—40 zu urtheilen, ſich alsdann wahrſcheinlich der Glaube feſtſetzen würde, daß ein derartiger Schutz von Seiten des Bundestags überhaupt niemals zu erwarten ſei; man werde und müſſe daran verzweifeln, daß irgendeine Verfaſſungsänderung in Deutſchland noch auf unangreifbare Weiſe zuſtande gebracht werden könne, wenn der Bundestag die Hand dazu bieten ſollte, ſelbſt das Geſetz von 1848 als verfaſſungswidrig umzuſtoßen.

Während infolge dieſer Eingaben im Schooſe des Bundestags ſich einestheils der Reclamationsausſchuß mit den Beſchwerden der Ritter beſchäftigte, anderntheils der politiſche Ausſchuß (Bericht vom 23. Auguſt 1851) eine Prüfung darüber anſtellte, ob die hannoverſche Verfaſſung mit den Grundgeſetzen des Bundes in Uebereinſtimmung ſei, hob im Lande ſelbſt noch einmal eine großartige Agitation zu Gunſten der Verfaſſung an. Die Reſidenz war die erſte, die in einer direct an den König gerichteten Adreſſe um Aufrechterhaltung der Verfaſſung und des verfaſſungsmäßigen Wegs bat; faſt alle übrigen Städte des Landes folgten ihrem Beiſpiele. Die Begeiſterung war allgemein; man hielt es für unmöglich, daß die Regierung die ſo einſtimmig ausgeſprochenen Sympathien des Landes unberückſichtigt laſſen, daß ſie der Adelskaſte und ihren ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen die einmüthigen Wünſche des Volks zum Opfer bringen ſollte.

Und dennoch geſchah es; alle Adreſſen, alle Petitionen blieben ver-

geblich. Der nächste Schlag ging von Frankfurt aus; rasch hintereinander erfolgten die bekannten Bundestagsbeschlüsse vom 12. April über die Beschwerden der Ritter, auf Antrag des Reclamationsausschusses und des politischen Ausschusses vom 19. April 1855, durch welchen letztern der hannoverschen Regierung auferlegt ward, die bestehende Verfassung und Gesetzgebung sorgfältig zu prüfen und die Uebereinstimmung derselben mit den Grundgesetzen des Bundes zu bewirken. Die äußere Geschichte dieser Bundesbeschlüsse findet sich abgedruckt in von Lenthe's „Zeitschrift für Verfassung und Verwaltung im Königreich Hannover", I, 1., S. 154, sowie im „Preußischen Wochenblatt", Nr. 16—26 vom Jahre 1855.

Hiernach wurden nun der am 15. Juni 1855 zusammentretenden Ständeversammlung Revisionsvorschläge vorgelegt. Beide Kammern wählten einen Verfassungsausschuß; die Erste berief dazu den Grafen Bennigsen, Obergerichtsvicedirector Franke aus Stade, Obergerichtsvicedirector Schmidt, Dr. Wyneken, Gutsbesitzer von Esterde, Landrath Hilling aus Ostfriesland und Obergerichtsanwalt Matthäi aus Lüneburg, während die Zweite Kammer ihren Präsidenten Ellissen, die frühern Ministerialvorstände Stüve und Lehzen, die Oberappellations- und resp. Obergerichtsanwälte Gerding und Bauermeister, den Obergerichtsassessor Plank und den Gutsbesitzer Adikes erwählten. Diese Verfassungscommission war zwar einstimmig der Meinung, daß die Revisionsvorschläge in der Weise, wie sie gemacht worden, nämlich unvollständig, Nachträge verheißend, die noch nicht vorlagen, endlich von der Drohung begleitet, eine Bundescommission würde abgesendet werden, um sich mit den innern Verhältnissen des Landes zu beschäftigen — zurückgewiesen werden müßten. Zugleich jedoch erklärte sie sich Namens der Stände bereit, auf Verhandlungen über die Verfassungsrevision einzugehen, indem sie dabei nur bevorwortete, erstlich daß diese ganze Angelegenheit der unmittelbaren Einwirkung der hohen Bundesversammlung entzogen werde und zweitens, daß die königliche Regierung Angriffe gegen die Verfassung nicht begünstige. Soweit, wie gesagt, war der Beschluß der Verfassungscommission mit Einstimmigkeit gefaßt; dagegen hatte sich darüber, ob man gegen das Ministerium Lütken eine Anklage zu richten habe oder eine Beschwerde oder ob man sich mit einer einfachen Adresse begnügen wolle, eine Einstimmigkeit nicht erzielen lassen. Die Majorität entschied sich schließlich für das Letztere, aus dem sehr richtigen Grunde, weil, wenn eine Adresse ohne Erfolg bliebe, eine Beschwerde alsdann auch nichts geholfen haben würde, eine Anklage aber den Beweis einer absichtlichen Verfassungsveränderung voraussetze, der in diesem Fall sehr schwierig zu führen sein würde.

Kaum jedoch war der Entwurf dieser Adresse nebst dem Erwiderungs-

ſchreiben gedruckt und in den Kammern vertheilt, als dieſelben plötzlich am 14. Juli 1855 vertagt wurden, ohne daß das Eine oder das Andere zur Discuſſion gekommen wäre. Kurze Zeit darauf erfolgte die Entlaſſung des Miniſteriums von Lütken. An ſeine Stelle trat ein neues unter Vorſitz des bisherigen Bundestagsgeſandten Grafen Kielmannsegge, der zugleich als Finanzminiſter und Miniſter des königlichen Hauſes fungirte; Hr. von Brandis übernahm das Kriegsminiſterium; von Bothmer, 1851 Bundestagsgeſandter, ſeit 1852 Obergerichtsdirector in Celle, das Miniſterium der öffentlichen und Unterrichtsangelegenheiten; als Juſtizminiſter trat Hr. von der Decken, als Miniſter des Innern Hr. von Borries wieder ein; das Miniſterium des Auswärtigen erhielt Graf von Platen-Hallermund.

Dieſem Miniſterwechſel auf dem Fuße folgten die Octrohirungen vom 1. Auguſt. Zunächſt wurde der Bundesbeſchluß vom 19. April 1855 publicirt; ſodann wurden, wie es hieß, behufs Ausführung deſſelben, eine Anzahl von Paragraphen aus dem Geſetz vom 5. September 1848 theils geſtrichen, theils modificirt, wogegen einzelne Beſtimmungen des Verfaſſungsgeſetzes von 1840 wiederhergeſtellt wurden. Namentlich traf dies Schickſal die Beſtimmungen über die Zuſammenſetzung der beiden Kammern, wie ſie im Geſetz vom 5. September 1848 niedergelegt waren. An Stelle derſelben wurde die alte Erſte Adelskammer ſowie die Zweite Kammer nach dem Modus von 1840 mit dem entſprechenden Wahlſyſtem und Wahlmodus wiederhergeſtellt; auch die ſtändiſche Geſchäftsordnung erfuhr verſchiedene Abänderungen, alles auf Grund der Ausſtellungen und Bedenken, welche der politiſche Ausſchuß des Bundestags gegen die Verfaſſung von 1848 erhoben hatte. Was dagegen das Finanzcapitel des Verfaſſungsgeſetzes anbetraf, ſo hatte der Ausſchuß hier ſelbſt gefühlt, daß ihm das Material zur Prüfung abgehe. In der That war dies ſo ſehr der Fall und ſeine Kenntniß der betreffenden Verhältniſſe überhaupt ſo unzureichend, daß ihm ſogar eine Verwechſelung factiſcher Beſtimmungen begegnet war. Nach der Behauptung des Ausſchuſſes nämlich ſollte dem §. 154 des Landesverfaſſungsgeſetzes von 1840 der §. 91 entſprechen — freilich ein unbequemer Paragraph, durch welchen der Allgemeinen Ständeverſammlung das ausdrückliche Recht zugeſprochen wird, das Budget zu prüfen und zu bewilligen. Inſoweit alſo war die ſcharfe Kritik, welcher dieſer Paragraph von Seiten des Ausſchuſſes unterworfen ward, ganz in der Ordnung; nur darin war letzterm ein Irrthum paſſirt, daß er meinte, dieſe Beſtimmung ſei erſt durch das Jahr 1848 in die Verfaſſung gekommen. Vielmehr ſtimmt dieſer ſo misliebige Paragraph 91 wörtlich überein mit §. 150 des Landesverfaſſungsgeſetzes, ſodaß alſo auch die Polemik des Ausſchuſſes keineswegs das Geſetz von 1848 trifft, ſondern vielmehr das Geſetz von 1840, ein Geſetz, das Ernſt

August mit seinen Räthen selbst entworfen hatte und in Betreff dessen daher auch alle Welt bis dahin der Meinung gewesen war, daß es nichts Antimonarchisches enthalten könne.

Vielleicht im Bewußtsein dieser und ähnlicher Schwächen erklärte der Ausschuß denn also, daß er „nicht in der Lage sei, alle Consequenzen zu übersehen, welche es vielleicht klarmachen könnten, daß man auch bei diesen Abänderungen der Souveränetät des Landesherrn einen wesentlichen Abbruch gethan". Nur an die Kritik des §. 91 wurde nichtsdestoweniger die vorsichtige Bemerkung geknüpft, daß es nothwendig sei, den genannten Paragraphen in sehr wesentlichen Punkten theils abzuändern, theils zu ergänzen, um ihn mit den Grundsätzen des Bundes und dem monarchischen Principe in Einklang zu bringen.

Die königliche Verordnung vom 1. August 1855 ließ nun das Finanzcapitel mit Ausnahme der §§. 95 und 96, welche aufgehoben und durch die §§. 154, 155 und 156 des Landesverfassungsgesetzes ergänzt wurden, bestehen, erklärte dabei jedoch ausdrücklich, daß es auf Grund des Bundesbeschlusses vom 19. April dieses Jahres der Regierung allerdings freistehe, das ganze die Finanzen betreffende sechste Capitel des Landesverfassungsgesetzes vom 6. August 1840 wiederherzustellen. Inzwischen wünsche sie selbst die damit auszusprechende Wiederherstellung der Kassentrennung zu vermeiden und wolle sie daher von der Ausübung dieses Rechts „für jetzt Abstand nehmen unter ausdrücklichem Vorbehalt desselben".

Die Wirkung, welche diese Verordnung im Lande hervorbrachte, war ebenso tief wie schmerzlich. Am meisten fühlten sich Diejenigen davon betroffen, die 1848, unbekümmert um ihre augenblickliche Popularität, den schwierigen Kampf für Erhaltung der Rechtscontinuität muthvoll und siegreich bestanden hatten. Ihnen hauptsächlich hatte man es damals zu verdanken, daß, soviel böses Blut die Vorgänge von 1837—40 auch erzeugt hatten, im ganzen Königreich Hannover die gesetzliche Ruhe nur durch einen einzigen vereinzelten Exceß (in Hildesheim) gestört ward; sie hatten, zum Theil mit persönlichen Opfern, die Brücke mit der Vergangenheit aufrechterhalten, sie hatten Alles gethan, einen gewaltsamen Bruch abzuwenden — was war nun aus dem Werk ihrer Hände geworden? Und wozu hatten ihre Anstrengungen genützt, da die Regierung selbst jetzt diesen Bruch gewaltsam herausforderte?!

Aber das Land war gebunden und konnte nur schweigend dulden. Nur das Schatzcollegium, als die zunächst betheiligte Behörde, machte einen Versuch gesetzlichen Widerstandes. Ungeachtet der Gegenbestrebungen des Schatzraths Lang, der schon damals gewisse engere Beziehungen zum Ministerium theils angeknüpft, theils erneuert hatte, wendete dasselbe sich am 27. August 1855 an den König mit einer Vorstellung,

in welcher eine große Reihe von Punkten aufgeführt ward, in denen die Verordnung vom 1. Auguſt Verfaſſungsveränderungen octroyirt hatte, ohne daß dieſelben nach dem Ausſchußberichte erfoderlich geweſen; es wurde daran die Bitte geknüpft, „Allerhöchſtdieſelben wollen in Ihrer Weisheit und Gerechtigkeit allergnädigſt geruhen, die landſtändiſche Verfaſſung hinſichtlich derjenigen Beſtimmungen, welche durch die königliche Verordnung vom 1. Auguſt dieſes Jahres für aufgehoben erklärt werden, ohne daß ſie in dem Ausſchußberichte als bundeswidrig bezeichnet ſind oder mit den ſo bezeichneten Verfaſſungsnormen in untrennbarem Zuſammenhange ſtehen, aufrechterhalten zu laſſen".

Da das Schatzcollegium hierauf mit einer Rückäußerung nicht begnadigt wurde, ſo wendete ſich daſſelbe am 8. October 1855 mit einer Beſchwerde und Bitte an den Deutſchen Bund. Dieſelbe lautete dahin, daß „die hohe Bundesverſammlung die Verfaſſung in den vom Schatzcollegio hervorgehobenen einzelnen Punkten aufrechtzuerhalten geruhen und das weitere Fortſchreiten der königlichen Regierung, namentlich aber die Zuſammenberufung der Allgemeinen Ständeverſammlung (nach dem Landesverfaſſungsgeſetze von 1840) bis zur Entſcheidung dieſer Beſchwerden inhibiren wolle".

Als Antwort darauf wurde dem Bevollmächtigten des Schatzcollegiums der Auszug aus dem Protokolle der 29. Sitzung der Deutſchen Bundesverſammlung vom 22. November 1855 (§. 327) mitgetheilt. Darin wurde die vom Schatzcollegium eingereichte Vorſtellung erſtlich für „verfrüht" erklärt, indem aus der ſeitherigen Nichtbeantwortung der dem König überreichten Vorſtellung „noch nicht zu folgern ſtehe, daß letztere überhaupt fruchtlos bleiben werde". Allein auch davon abgeſehen, ſei die eingebrachte Beſchwerde jedenfalls für unbegründet zu erachten, indem die königlich hannoverſche Regierung durch die Verordnungen vom 16. Mai und 1. Auguſt dieſes Jahres lediglich den Bundesbeſchlüſſen vom 12. und 19. April deſſelben Jahres Genüge geleiſtet habe.

Damit war dem Lande das ſicherſte und erfolgreichſte Mittel des Widerſtands abgeſchnitten; die einzige Frage blieb jetzt noch, ob die Gerichte die Verordnung vom 1. Auguſt als rechtsbeſtändig anerkennen würden oder nicht. Nun kommen Fälle, wo das öffentliche Recht in Privatrechtsſtreitigkeiten ſo tief eingreift, daß das erſtere den letztern als Norm dienen muß, überall in der juriſtiſchen Praxis nur höchſt ſelten vor. Dennoch wollte es der Zufall, daß eben in dieſer Zeit ein Fall dieſer Art bei dem Kleinen Senat des Obergerichts Aurich in Oſtfriesland zur Entſcheidung kam. Vorausbemerkt muß dabei werden, daß gegen die Entſcheidungen des Kleinen Senats erſtlich eine Berufung an den Großen Senat freiſteht; ſtimmt aber auch dieſer der erſten Entſcheidung bei, ſo kann noch immer, natürlich ohne Präjudiz für den einzelnen, dann

bereits rechtskräftig entschiedenen Fall, eine Nichtigkeitsbeschwerde zur Wahrung des Gesetzes erhoben werden, über welche sodann der Cassationshof des Oberappellationsgerichts zu entscheiden hat.

Von dem Kleinen Senat des Obergerichts zu Aurich wurde nun auf Antrag des Referenten Obergerichtsassessors Plank aus formellen Gründen die Verordnung vom 1. August 1855 in der That für rechtsungültig erklärt. Darauf hin erließ die Regierung, ohne den Erfolg einer Berufung an den Großen Senat abzuwarten (von dem diese Entscheidung später wieder umgestoßen wurde) oder zu dem Mittel der Nullitätsquerel zur Wahrung des Gesetzes zu greifen, im Fall der Große Senat das Erkenntniß bestätigt hätte, auf Grund der im §. 122 des Landesverfassungsgesetzes anerkannten „Nothgesetzgebung"*) unterm 7. October 1855 ein Gesetz, das sich schon durch seine Ueberschrift als ein höchst merkwürdiges und ungewöhnliches ankündigte. Dasselbe betitelte sich nämlich: „Gesetz, die unmangelhafte Befolgung der Gesetze und Verordnungen sowie die Errichtung eines Staatsgerichtshofs betreffend." Die hauptsächlichsten Bestimmungen desselben waren folgende. Im Eingang wurde das königliche „Befremden und Misfallen" darüber ausgedrückt, daß „eins Unserer Gerichte unter gänzlicher Verkennung seiner Stellung sich die Befugniß angemaßt hat", die Verfassungsmäßigkeit und Rechtsgültigkeit der königlichen Verordnung vom 1. August, betreffend die Publication des Bundesbeschlusses vom 19. April 1855 ꝛc., „in den Kreis der richterlichen Prüfung und Entscheidung zu ziehen". Eine solche Entscheidung, „ob die gesetzgebende Gewalt vom Landesherrn gebührend ausgeübt worden", würde nur geeignet sein, „alle Gewalten im Staate zu verwirren, den Richter über den Gesetzgeber zu stellen und einen anarchischen Zustand hervorzurufen"; die königliche Regierung sei nicht gemeint, „derartige unerlaubte und gefährliche Eingriffe in Unsere Souveränetätsrechte zu dulden, ferner ungeahndet hingehen zu lassen" und werde daher, da „die Dringlichkeit des sofortigen Einschreitens eine zuvorige ständische Mitwirkung nicht gestatte", „zur Erhaltung der durch den obigen Vorgang bereits ernstlich bedrohten Ordnung" sowie „im

*) Außerordentliche, ihrer Natur nach der ständischen Mitwirkung bedürfende, aber durch das Staatswohl, die Sicherheit des Landes oder die Erhaltung der ernstlich bedrohten Ordnung dringend gebotene gesetzliche Verfügungen, deren Zweck durch Verzögerungen vereitelt werden würde, gehen vom Könige allein aus; dieselben dürfen jedoch Abänderungen der Verfassungsurkunde nicht enthalten und müssen außer Kraft gesetzt werden, sobald die Gefahr beseitigt ist, welche das Gesetz veranlaßt hat. Bei Verkündigung derselben ist der Grund ihrer Ausnahmen von der ständischen Mitwirkung zu erwähnen, auch sind solche den Allgemeinen Ständen bei ihrer nächsten Zusammenkunft behufs Wahrnehmung ihrer verfassungsmäßigen Rechte in Beziehung auf das Fortbestehen des Gesetzes vorzulegen.

Intereſſe des gefährdeten Staatswohls" auf Grund des §. 122 des Landesverfaſſungsgeſetzes vom 6. April 1840 nachſtehendes Geſetz erlaſſen. Wer „als Mitglied eines Gerichts oder einer Verwaltungsbehörde, einſchließlich der Magiſtrate, oder als Kirchendiener" in irgend amtlichen Erlaſſen und Handlungen die Verfaſſungsmäßigkeit und Rechtsgültigkeit der von der königlichen Regierung erlaſſenen Geſetze und Verordnungen „ſeiner Beurtheilung unterzieht und beſtreitet", ſoll wegen dieſer „Auflehnung wider Unſere königliche Prärogative und wider die Verfaſſung" im Disciplinarwege mit Dienſtentlaſſung beſtraft werden. Sobald der betreffende vorgeſetzte Departementsminiſter von einer ſolchen „Auflehnung" erfährt, ſoll er die „ſofortige Suspenſion" des fraglichen Beamten verfügen. Die Disciplinarſtrafgewalt über derartige widerſetzliche Beamte wird für das ganze Königreich einem „Staatsgerichtshof" übertragen; derſelbe ſoll ſeinen Sitz in der Reſidenzſtadt Hannover haben und aus einem Präſidenten und vier Richtern beſtehen, welche den höhern Landesgerichten angehören und dauernd vom König hierzu ernannt werden.

Soweit das Geſetz; man ſieht, daſſelbe trat ſehr ſicher und energiſch auf. In der That jedoch unterlag es ſelbſt nicht geringen rechtlichen Bedenken. Erſtlich litt es an einer gefährlichen Unbeſtimmtheit. Zweitens war es keineswegs durch die Noth geboten, indem weder die ordentlichen noch die außerordentlichen Rechtsmittel erledigt waren. Endlich verſtieß es auch gegen §. 74 des Verfaſſungsgeſetzes von 1840, wonach die Entlaſſung von „Kirchendienern" von ihrem Amte wie auch deren „Suspenſion vom Amte" nicht anders ſtattfinden kann, als nachdem die „Kirchenbehörde" eine gehörige Unterſuchung angeſtellt und „die Kirchendiener mit ihrer Vertheidigung hinreichend gehört hat".

Dennoch ſchritt man auf dem eingeſchlagenen Wege weiter vor. Unter dem 22. December 1855 wurde auf Grund deſſelben Nothgeſetzgebungsrechts der Regierung ein Geſetz, die Beſchränkung der Zuſtändigkeit der Schwurgerichtshöfe betreffend, erlaſſen, wiederum auf Grund eines einzelnen Falls, in welchem der Schwurgerichtshof zu Aurich verſchiedene Petenten aus dem Osnabrückſchen, welche ſich in einer Petition an den König wegen Aufrechterhaltung der Verfaſſung der indirecten Majeſtätsbeleidigung resp. der Amtsehrenbeleidigung des Miniſteriums ſchuldig gemacht haben ſollten, freigeſprochen hatte; „das durch die Möglichkeit der Wiederholung ſolcher Angriffe bedrohte Staatswohl" gebot, wie es in der Begründung heißt, ſofortige Abhülfe. Durch dieſes Geſetz wurden die ſogenannten politiſchen Verbrechen der Competenz der Schwurgerichte entzogen und ſtatt deſſen der Competenz eines Urtheilsſenats desjenigen Oberappellationsgerichts unterworfen, welches von der Regierung ſelbſt auf gutachtlichen Bericht des Präſidiums des Ober-

appellationsgerichts dazu ernannt wurde. Es entzog ferner strafbare Handlungen durch Druckschriften und dgl. der Competenz der Schwurgerichte, indem es sie vor den gewöhnlichen Richter verwies. Damit war denn der letzte Rest von Preßfreiheit (und wie wenig davon in Hannover noch bestand, mag man daraus abnehmen, daß in der Residenz selbst gegen misliebige Theaterkritiken mit Verwarnungen eingeschritten ward!) vernichtet; nicht genug, daß durch die erste dieser Verordnungen die Unabhängigkeit der Richter, Magistrate, Kirchendiener, Verwaltungsbeamten, ja selbst der Schatzräthe in hohem Grade gefährdet war, so wurde ihnen jetzt auch noch jede Freiheit der Aeußerung durch die Presse abgeschnitten.

Mitten unter den Eindrücken dieser Ereignisse wurden die neuen Wahlen ausgeschrieben. Das Wahlgesetz vom 6. November 1840 ist unzweifelhaft eins der beschränktesten in ganz Deutschland. Ueberdies beruht es auf einer Voraussetzung, die 1855 nicht mehr zutraf: nämlich auf der Existenz der Stadtgerichte, welche, als eine unabhängige und intelligente, dem Magistrat angehörige Behörde, bei den Wahlen vor 1848 den allergrößten Einfluß ausgeübt hatten. Diese Stadtgerichte existirten jetzt, infolge der neuen Gerichtsorganisation, nicht mehr, sodaß also die Anzahl der Magistratspersonen gegen früher um ein sehr Bedeutendes, regelmäßig um ein Viertel verringert war. Ebenso wurde auch die Zahl der mitwählenden Bürgervorsteher und Wahlbürger verringert, jedes städtische Wahlcollegium also mindestens um ein Drittel kleiner, als es die Absicht des Gesetzes von 1840 gewesen war.

Andererseits hatte die Macht der Regierung durch die immer größer gewordene Concentration, durch das Eisenbahnwesen, durch die Einrichtung von Staatsanwaltschaften und viele andere Umstände einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Auch übrigens waren die Zeitumstände den Wahlen im Sinne der Verfassungsfreunde nicht günstig; die Theilnahme des Publicums war theils nach dem Osten gerichtet, wo damals Rußland und die Westmächte im Entscheidungskampf rangen, theils drohte der sich immer mehr verbreitende Actienschwindel alles Interesse zu absorbiren. Nichtsdestoweniger fielen die Wahlen zur Zweiten Kammer im hohen Grade ungünstig für die Regierung aus, um so günstiger aber für die beiden Parteien, welche man mit den Namen der Stüve'schen Partei, d. h. der gemäßigt-conservativen, und der demokratischen Partei, d. h. den früher sogenannten Liberalen zu bezeichnen pflegte. Eine Fusion dieser Parteien hatte eigentlich schon im Verfassungsausschusse von 1855 stattgefunden. Jetzt wurde dieselbe vervollständigt, indem die eigentlichen Linken, die Anhänger des starren Rechtspunkts, wie Plank, Albrecht, Ellissen, Gerding, Bauermeister ꝛc., theils nicht gewählt worden waren, theils die Erlaubniß zum Eintritt oder den dazu gehörigen Ur-

laub nicht erhalten hatten; Letzteres geſchah namentlich gegen Stüve, Grumbrecht und andere Bürgermeiſter. Dagegen hatten die Ritterſchaften, die ſeit 1848 zum erſten male wieder als ſolche in der Kammer auftraten, ſich bei den Wahlen ſehr dankbar bewieſen: ſie hatten zum größten Theile Miniſter, Hof- und Staatsbeamte, mit Einem Wort Leute gewählt, die von der Regierung in jeder Weiſe abhängig, wie ja bekanntlich der ganze hannoverſche Adel mit ſehr geringen Ausnahmen hauptſächlich vom Staats- und Militärdienſt ſubſiſtirt, welche Dienſteinnahmen dann durch das Einkommen aus kleinen oder großen, meiſtentheils ſtark verſchuldeten Gütern ergänzt werden.

Dieſen im April 1855 zuſammengetretenen Ständen wurde nun außer einem Budget mit einem angeblich durch einen Rechnungsfehler des außer Dienſt getretenen langjährigen Generalſecretärs Bar verdeckten Deficit von circa 500,000 Thlrn. und dem Vorſchlage zu einem neuen Abkommen wegen des Militäretats mit einer Erhöhung von circa 600,000 Thlrn. auch der Entwurf zu einem neuen Finanzcapitel vorgelegt. Dieſer Entwurf war es, der ſowol im Sommer 1856 wie in der gegenwärtigen Seſſion die Hauptthätigkeit der Stände in Anſpruch genommen hat. Ja noch mehr: in der ganzen Verfaſſungsſtreitigkeit iſt er eigentlich des Pudels Kern. Das Verſtändniß alles Deſſen, was ſich in Hannover in den letzten Jahren zugetragen, hängt lediglich von dem Verſtändniß dieſer Frage ab, die, an ſich ſehr einfach, durch Hineinziehung anderer Punkte recht abſichtlich zu einer ſo ſchwierigen gemacht worden iſt, daß der gewöhnliche Bürger und Bauer zur Zeit allerdings Mühe hat, zu begreifen, um was es ſich eigentlich handelt.

Vier Punkte ſind es beſonders, in denen die Finanzvorlage der Regierung gekennzeichnet zu werden verdient. Das Staatsgrundgeſetz hatte die Frage, ob die Domänen Staats- oder Privateigenthum, weislich umgangen — weislich, ſage ich: weil in der That wol in keinem Lande die Entſcheidung dieſer Frage ſchwieriger ſein dürfte als bei uns. Von den Domänen in den alten Provinzen kann allerdings unbedingt angenommen werden, daß ſie mehr den Charakter fürſtlichen Privateigenthums hatten, mit der ſtark ausgeprägten Verpflichtung, die Laſten der Staatsverwaltung zu tragen. In Betreff der ſehr zahlreichen ſpäter erworbenen Provinzen dagegen, als da ſind die Grafſchaft Spiegelberg, die ſchaumburgſchen Landestheile, Grafſchaft Hohnſtein, Grafſchaft Bentheim, Herzogthümer Bremen und Verden, Grafſchaft Hoya und Diepholz, Fürſtenthum Osnabrück, Lingen, Emsbüren, Meppen, Fürſtenthum Hildesheim, Stadt Goslar, Oſtfriesland und Hardingerland — in Betreff aller dieſer iſt dies keineswegs der Fall; ſelbſt das Material zur Entſcheidung der Frage fehlt hier noch, es müßten erſt die umfaſſendſten

historischen Untersuchungen stattfinden, zahllose Erbverbrüderungen, Lehnsverleihungen der Kaiser, Friedensabschlüsse, Tractate aller Art müßten erst aus den Archiven hervorgesucht und geprüft werden — eine Untersuchung, die ein Menschenalter erfodern und deren Resultat dann doch noch mancherlei Anfechtungen unterliegen würde.

Statt sich also in diese unfruchtbare und selbst unmögliche Untersuchung einzulassen, hat das Staatsgrundgesetz sich begnügt, die Domänen einfach für ein dem Gesammtbestande nach stets zu erhaltendes Krongut zu erklären, wobei noch ausdrücklich ausgesprochen ward, daß man an der rechtlichen Natur dieses Kronguts nichts ändern wolle. Das Landesverfassungsgesetz von 1840 setzte statt „Krongut" das vieldeutige Wort „Fideicommiß"; das Gesetz von 1848 stellte den Wortlaut des Staatsgrundgesetzes wieder her. Jetzt dagegen, im Jahre 1856, wollte die Regierung nicht allein das Wort „Fideicommiß" wiederhergestellt haben, was ihr in der Commission zugestanden ward, sondern es verlangte auch den Zusatz „Fideicommiß des königlichen Hauses".

Was mit dieser Veränderung bezweckt ward, darüber waren an höchster Stelle in Privatunterhaltungen mit verschiedenen Deputirten Aeußerungen gefallen, die keinen Zweifel zuließen. Die königlichen Räthe im Verfassungsausschuß und den Ständen zeigten sich zurückhaltender und nur der Geheime Legationsrath von Witzendorff war in einer Rede, die er zur Befürwortung einer diplomatischen Verbindung mit Petersburg hielt, unbefangen genug, die eigentlichen Motive klar hervorblicken zu lassen. Man sollte füglich den ganzen Streit als überflüssig fallen lassen. Denn angenommen, es käme durch irgendwelche europäische Umwälzungen einmal dahin, daß das Königreich Hannover mediatisirt würde — und an diesen Fall scheint man denn doch zu denken — nun, so würde der Stärkere, der dies durchzusetzen vermag, sich auch ganz gewiß nicht durch die Worte eines beliebigen Verfassungsparagraphen binden lassen.

Es sollte ferner die Krondotation, gegenwärtig in etwa 123,000 Thlrn. aus englischen Stocks und 500,000 Thlrn. Conv.-Münze, Summa 513,888 Thlrn. 21 Gr. 4 Pf. Courant bestehend, auf 600,000 Thlr. erhöht werden. Die Stände erklärten sich bereit dazu, ohne das Bedürfniß überall einer Untersuchung zu unterziehen.

Von der entschiedensten Wichtigkeit war sodann der nächste Punkt. Ein oder das andere Domanialgut hatte der König auch nach dem Gesetz von 1848 gegen Abrechnung des Pachtwerths übernehmen können; jetzt aber wollte man die Bestimmung des Staatsgrundgesetzes wiederhergestellt haben, wonach dem König das Recht zustehen sollte, zur Deckung jener 600,000 Thlr. einen Complex des Domaniums, bestehend aus Grundstücken, Forsten ꝛc., ausscheiden und getrennt von den übrigen Domänen für die Kronkasse verwalten zu lassen, und zwar sollte bei

Ausmittelung des Reinertrags der Durchschnitt der letzten 20 Jahre zugrunde gelegt werden.

Hier war es nun, wo sich im Verfassungsausschuß die gewichtigsten Bedenken erhoben und wird es deshalb nöthig sein, bei dieser Gelegenheit den genannten Ausschuß selbst und seine Zusammensetzung etwas näher ins Auge zu fassen.

Die Erste Kammer hatte für denselben gewählt erstlich zwei Minister, den Grafen von Kielmannsegge und den Cultusminister von Bothmer; ferner zwei Oberappellationsräthe, den Grafen Kniphausen und Erblanddrost von Bar, den Präsidenten des Obersteuercollegiums von Wangenheim, den Regierungsrath von der Knesebeck und den Schatzrath von Bothmer. Von der Zweiten Kammer waren fünf Exminister gewählt worden: Graf Bennigsen, Braun, A. von Münchhausen, Theodor Meyer, Windthorst und sodann zwei Mitglieder der frühern gemäßigten Linken, Dr. Oppermann, Obergerichtsanwalt in Nienburg, und Gutsbesitzer Kröneke aus dem Bremischen. Im Schooße dieser Commission machten sich nun sofort zwei Richtungen geltend. Die eine, von den Deputirten der Ersten Kammer vertreten, neigte zu Concessionen; die andere wollte an dem bestehenden Verfassungsrechte möglichst festhalten und höchstens auf das Staatsgrundgesetz von 1833 zurückgehen. Diese letztere Ansicht wurde von den Mitgliedern der Zweiten Kammer einstimmig verfochten und da außerdem von den Mitgliedern der Ersten Kammer der Schatzrath von Bothmer fast in allen Punkten mit der Zweiten Kammer stimmte, so trug dieselbe in der Commission den Sieg davon.

Daneben gelangten an die Kammern noch drei Minoritätsvota. Zunächst das der beiden Minister; sie erklärten die Ausschußanträge für nicht geeignet, von der Regierung angenommen zu werden und gaben im Falle einer Nichtannahme der Regierungsvorschläge zu verstehen, daß man alsdann auf Grund der Bundestagsbeschlüsse zu dem Finanzcapitel von 1840 mit seiner Kassentrennung ꝛc. zurückgreifen werde. Diesem direct entgegen stand ein Minoritätsvotum der Abgeordneten Dr. Oppermann und Kröneke, welche von jeder Aenderung des Finanzcapitels, als nicht zeitgemäß und durch keine rechtliche oder politische Nothwendigkeit geboten, abriethen, der Erhöhung der Krondotation zwar nicht widersprechen, im Uebrigen jedoch jede ohne ständische Zustimmung zu publicirende Abänderung des Finanzcapitels von den Ständen als eine absichtliche Verletzung der rechtmäßig bestehenden Verfassung angesehen wissen wollten. Endlich drittens ein Minoritätsgutachten der Herren Grafen Kniphausen, von Wangenheim, von Bar, von der Knesebeck; dieselben suchten zwischen den Commissionsbeschlüssen und den Regierungsvorschlägen zu vermitteln, unter Aufgabe wesentlicher ständischer Rechte.

Die oben erwähnte Ausscheidungsfrage betreffend, erklärte die Ma-

jorität der Commission Folgendes. Die Möglichkeit einer Ausscheidung wollte sie, wie im Staatsgrundgesetz, anerkannt wissen, mit Ausschluß der Forsten jedoch, weil deren Erträge erfahrungsmäßig oft von einem Jahre zum andern um 100,000 Thlr. differirten. Daneben aber schlug sie den Ständen vor, der Regierung zu erklären, daß die Räthlichkeit einer umfassendern Ausscheidung im hohen Grade zweifelhaft erscheine und jedenfalls eine nochmalige reifliche Erwägung aller in Betracht zu ziehenden Verhältnisse voraussetze.

Mit dieser Anerkennung im Principe jedoch war die Regierung nicht zufrieden; nicht um das Princip war es ihr zu thun, sondern um die praktische Durchführung, und zwar um die möglichst leichte. Nach dem Staatsgrundgesetz von 1833 sollte der Reinertrag der auszuscheidenden Domänen „im Einverständnisse mit den Ständen" ausgemittelt werden; die Regierung legte dies jetzt dahin aus, daß vier königliche und vier ständische Commissare, zwei von der Ersten, zwei von der Zweiten Kammer zu wählende, diese Ausscheidung vornähmen. Die Commission verwarf diesen Vorschlag, indem die vier ständischen Commissare, abgesehen von allen Menschlichkeiten, schon weil sie mit den der Regierung zugebote stehenden Hülfsmitteln nicht gleichmäßig ausgerüstet wären und keinen so einheitlichen Willen haben würden als die nur nach einer vorgeschriebenen Instruction handelnden königlichen Commissare, sich nothwendig bald in der Minorität befinden müßten. Die Sache sei wichtig genug, daß die Stände selbst sie in der Hand behielten; sie von sich abwälzen auf die Schultern vier einzelner Männer würde nicht nur allem ständischen Brauch zuwiderlaufen, sondern auch diese Männer selbst würden unter der Last und Verantwortlichkeit eines solchen Auftrags nur allzu bald erliegen. Ebenso wollte die Majorität der Commission den Reinertrag nicht blos nach dem Durchschnitte der letzten 20 Jahre ermittelt wissen, sondern es sollten daneben auch alle die Ertragsfähigkeit bedingenden Umstände berücksichtigt werden. Einige Punkte von geringerm Belange, z. B. wohin die Erträge der Lehnsporteln und einzuziehenden Lehne fallen sollten, können hier unerwähnt bleiben. Diejenigen Abänderungen, die hinsichtlich der ständischen Budgetsbewilligungen vorgeschlagen waren, wurden von der Commission mit Recht als sehr wichtig bezeichnet. Doch würde ein näheres Eingehen auf diesen Gegenstand uns hier ebenfalls zu weit führen und hebe ich daher an dieser Stelle nur den charakteristischen Umstand hervor, daß der Ausdruck „Budgetbewilligung", ein guter altständischer Ausdruck, der als solcher auch 1833 wie 1840 ohne das mindeste Bedenken gebraucht worden war, diesmal bei der Regierung den beharrlichsten und lebhaftesten Widerspruch fand; sie wollte, angeblich nach einer Zimmermann'schen Theorie, von einer „Budgetsbewilligung" nichts wissen, behauptete vielmehr, die „Feststellung" des Budgets

müſſe durch „Uebereinſtimmung“ des Königs und der Ständeverſammlung geſchehen.

In Zuſammenhang damit ſollten den Ständen inskünftige nicht mehr Special- oder Nominaletats vorgelegt werden, ſondern die Prüfung und Feſtſtellung ſollte nach Hauptdienſtzweigen geſchehen, wobei, da ſolche noch nicht vereinbart waren, von den zur Zeit beſtehenden Poſitionen (die bisher jederzeit abgeändert werden konnten) ohne Zuſtimmung der Regierung nicht abgewichen werden ſollte.

Endlich fiel das beſtehende Schatzcollegium, obſchon in Wahrheit nur noch ein Schattenbild von Dem, was es nach der Verfaſſung von 1840 urſprünglich war, dem herrſchenden Syſtem und ſeinen Vertretern noch immer zu unbequem; um ſeiner läſtigen Controle zu entgehen, ſchlug die Regierung vor, zwei ſtändiſche Commiſſare für das Landesſchuldenweſen zu wählen, die dann auch die Befugniß haben ſollten, die Verfaſſung durch Beſchwerden bei dem Bunde zu vertheidigen.

Mit allen dieſen Vorſchlägen war die Regierung nun nicht blos hinter das Staatsgrundgeſetz von 1833, ſondern ſelbſt hinter die Verfaſſung von 1840 zurückgegangen und war die Majorität des Verfaſſungsausſchuſſes ſomit vollkommen in ihrem Rechte, ja ſie erfüllte nur ihre Pflicht gegen das Land, indem ſie ſich für Zurückweiſung derſelben ausſprach. Dieſer Entſcheidung ſtimmte die Zweite Kammer mit ſehr großer Majorität bei, während die Erſte Kammer gegen eine Oppoſition von 13—14 Stimmen zwar nicht die Regierungsvorſchläge, aber doch jene Vermittelungsvorſchläge der Minorität annahm, von denen oben die Rede geweſen. Conferenzen und verſtärkte Conferenzen zwiſchen beiden Kammern führten nur in Nebenpunkten zur Einigung, ohne die Hauptdifferenz zu beſeitigen, und ſo blieb denn ſchließlich kein anderer verfaſſungsmäßiger Ausweg übrig, als daß beide Kammern in getrenntem Vortrage ihre Erwiderungen der Regierung vorlegten. Ein ſtändiſcher Beſchluß, zu welchem nothwendig die Uebereinſtimmung beider Kammern gehört, war alſo nicht zuſtande gekommen und es blieb mithin das Beſtehende Rechtens. Es verſtand ſich dies eigentlich von ſelbſt, dennoch hielt die Zweite Kammer es nicht für überflüſſig, noch ausdrücklich zu erklären, daß ſie in keinem Falle die königliche Regierung für befugt erachten könne, auf Grund des Bundesbeſchluſſes vom 19. April 1855 und der unter Nr. 6 des Berichts des Bundesverfaſſungsausſchuſſes vorkommenden allgemeinen Bemerkungen und Erinnerungen einſeitig von dem verfaſſungsmäßig beſtehenden Finanzſyſteme zurückzutreten und ſtatt deſſen das die Finanzen betreffende Capitel VI des Landesverfaſſungsgeſetzes von 1840 für wiederhergeſtellt zu erklären.

In ähnlichem Zwieſpalt blieben beide Kammern auch wegen der oben erwähnten Nothgeſetze. Die Erſte Kammer ſtimmte dem Geſetze

vom 22. December 1855 ohne Weiteres, dem Gesetze vom 7. October 1855 jedoch mit dem vertrauungsvollen Wunsche bei, daß die königliche Regierung „sobald die Gefahr beseitigt sei, welche das Gesetz veranlaßt, dasselbe wieder außer Kraft setzen möge". Dagegen verweigerte die Zweite Kammer beiden Gesetzen ihre Zustimmung, indem sie zugleich ausdrücklich hervorhob, daß ihrer Ansicht nach, sobald auch nur von Einer Kammer die Zustimmung zu solchen Nothgesetzen verweigert sei, die nach §. 122 nothwendige ständische Genehmigung nicht vorliege, daher die fraglichen Gesetze selbst förderſamst außer Wirksamkeit zu setzen seien.

Endlich war noch eine der wichtigsten Aufgaben der Stände, ein neues Uebereinkommen wegen des Militäretats zu treffen. Statt der bisher bewilligten 1,700,684 Thlr. für den ordentlichen Militäretat foderte die Regierung jetzt theils infolge der Bundesbeschlüsse vom 4. Januar und 15. November 1855, theils wegen der anhaltenden Theuerung und des sinkenden Geldwerths, die Summe von 2,590,000 Thlr. Der Militäretat gehört zu denjenigen Punkten, welche in allen Staaten schwer zu tractiren sind, theils wegen der zahlreichen Specialien, die sich der ständischen Controle leicht entziehen, theils wegen der Dunkelheit der Bundesgesetze, theils endlich, weil sich Ersparungen in der Regel nicht erzielen lassen ohne Einwendungen gegen die Art und Weise der Formationen, diese aber lediglich Sache des Kriegsherrn und der Einwirkung der Stände überall entzogen sind. Dennoch ließ die ständische Militärcommission es an keiner Anstrengung fehlen; von Seiten des Generalsecretärs des Kriegsministeriums, Oberstlieutnant Schomer, mit den wünschenswerthesten Aufklärungen versehen, verhandelte sie sehr ausführlich durch Abgeordnete mit dem König selbst, um eine Herabsetzung im Wege gütlicher Vereinbarung zu erzielen. Sie ging dabei von der Ansicht aus, daß eine Bewilligung für den ordentlichen Etat von 2,056,289 Thlrn. ausreichend sein werde, den Bundesfoderungen Genüge zu thun. Da dies jedoch von der Regierung wiederholt in Abrede gestellt ward, so befürwortete sie in einem Nachtrage noch die Bewilligung von 128,463 Thlrn., jedoch unter zwei ausdrücklich hinzugefügten Bedingungen. Nämlich erstens, daß dadurch das gewünschte dauernde Abkommen erreicht werde und die im Nachtrage verzeichneten Bewilligungen als nicht geschehen anzusehen seien, wenn die königliche Regierung die hiernach vorliegende Gesammtbewilligung behufs eines dauernden Abkommens anzunehmen Bedenken haben sollte — und zweitens, daß ihr in nächster Diät Nachweisungen über nähere Vertheilung der bewilligten Aversionalsummen gemacht würden.

Von beiden Kammern wurden die Vorschläge der Commission im Wesentlichen und unter Hinzufügung einiger untergeordneter, sich auch großentheils von selbst verstehender Vorbehalte und Bedingungen angenommen; nament-

lich ſtellte die Zweite Kammer die Reſolutivbedingung, daß mit dem etwaigen Eintritt der Kaſſentrennung das Abkommen als aufgehoben zu betrachten ſei. Die Geſammtbewilligungen für den Militäretat betrugen demnach für jedes der nächſten beiden Rechnungsjahre 2,620,820 Thlr., von einer Geſammteinnahme von nur 9,658,312 Thlrn., und kann es danach der Beurtheilung jedes Leſers überlaſſen bleiben, ob die Kammern ſich in Betreff des Militärbedarfs freigebig und willig erwieſen haben oder nicht. Auch nahm die königliche Regierung in einem Erwiderungsſchreiben das Abkommen an; nur die von der Zweiten Kammer hinzugefügte Reſolutivbedingung wurde für unzuläſſig und nichtig erklärt.

Hiernach, am 5. September wurden die Stände vertagt. Zwei Tage ſpäter, am 7. September, erſchien eine Königliche Proclamation, welche das Finanzcapitel octroyirte, daneben aber die königliche Bereitwilligkeit zu einer Uebereinkunft auf Grund der von der Minorität der Commiſſion gemachten Vermittelungsvorſchläge, wenn von den Ständen desfallſige Bitten geſtellt würden, ausſprach. Gleichzeitig trat der bisherige Schatzrath Lang, der ſchon während der ganzen Diät, obgleich er noch die Functionen eines ſtändiſchen Dienſtes bekleidete, mit und für den Finanzminiſter gearbeitet hatte und von dem die Verordnung vom 7. September zweifelsohne entworfen war, aus dem ſtändiſchen Dienſt in den Dienſt der königlichen Regierung über, als Generalſecretär des Finanzminiſteriums mit dem Titel eines Geheimen Finanzraths.

Damit war denn der erſte Act dieſes Dramas geſchloſſen. Doch muß hier noch einer Epiſode erwähnt werden, die zwar damals in allen öffentlichen Blättern beſprochen ward, die aber zu einzig daſteht und zu charakteriſtiſch iſt, als daß wir nicht auch hier wieder daran erinnern ſollten. Anfang Juni nämlich wurde dem vormaligen Staatsminiſter A. von Münchhauſen officiell angezeigt, daß der König ihn und ſeine Gemahlin, eine geborene Gräfin Grote, nicht mehr bei Hofe zu ſehen wünſche; als Grund dafür wurde das Betragen des Exminiſters in der Verfaſſungscommiſſion angegeben. Auch die übrigen Exminiſter hatten ein ähnliches Schickſal; der Hof wurde ihnen zwar nicht verboten, doch erhielten ſie auch keine Einladungen mehr, ein Wink, der deutlich genug war, um ſowol von den Betheiligten ſelbſt wie vom Publicum verſtanden zu werden.

Die erſten Anfänge der deutſchen Flottenbewegung.

Von

Ludwig Roß.

Es war in der Charwoche des von Vielen ſogenannten tollen, und doch Allen unvergeßlichen Jahres 1848.

Nach dem unglücklichen Gefechte bei Bau am 9. April und vor dem Zurückwerfen der Dänen bei Schleswig durch die Preußen war Rendsburg, die ſonſt ſo ſtille Veſte, der Hauptſitz der holſteiniſchen Erhebung und der lebendige Mittelpunkt des regſten politiſchen und militäriſchen Treibens geworden. Hier hatte die proviſoriſche Regierung der Herzogthümer mit ihren eiligſt geſchaffenen Behörden ſich niedergelaſſen, hier raffte man an Streitkräften zuſammen, was die ſonſt ſo friedlichen Länder in der Eile zu bieten vermochten, hier waren bereits Preußen, Hannoveraner, Mecklenburger, Braunſchweiger und andere deutſche Bundeskämpfer eingetroffen, hier erſchien der ritterliche Herzog von Braunſchweig und zu Ende der Charwoche endlich auch der General Wrangel, deſſen Ankunft das längſt erſehnte Zeichen zum nahen Vorrücken geben ſollte. Am 20. oder 21. April ſaßen vier Männer in einem Gaſthofe Rendsburgs zum Mittagseſſen beiſammen: Der Geheimerath L. aus Kiel, jetzt in Berlin; mein Vetter der jetzt verewigte Profeſſor Chriſtianſen aus Kiel; mein Bruder Karl, der Maler, und der Erzähler ſelbſt. An einem andern langen Tiſche hatten wol 30—40 preußiſche Gardeoffiziere ein fröhliches Mahl gehalten und entfernten ſich nach Beendigung deſſelben; wir Vier blieben noch ſitzen, das Geſpräch rollte um das nahe Vorrücken und wie der Erfolg des Streits zu Lande jetzt durch das Eintreffen der Bundestruppen vollkommen geſichert ſcheine; wie mislich es aber ſei, daß man den Dänen zur See gar keine Streitmacht entgegenzuſetzen habe, wenn nicht der begeiſterte Eifer, der damals in allen deutſchen Herzen loderte, ſich ſelbſt zu helfen wiſſe. „Laßt uns verſuchen“, rief Einer aus, „die Sache ins Leben zu führen.“ Geſagt, gethan; wir Vier ſchoſſen einige Thaler und Dukaten, was Jeder eben in der Taſche hatte, ſchnell zuſammen und beriethen, was weiter zu thun ſei. Geheimerath L. entfernte ſich, um nach ſeinen Verwundeten zu ſehen; Chriſtianſen, mit der liebenswürdigen Begeiſterung, mit der er jedes Neue und Edle erfaßte und auch Andere dafür anzuregen wußte, riß uns auf und eilte quer über die Straße zu einem Buchbinderladen. Hier wurde ein Heft weißes Papier zum Einzeichnen der Namen gekauft, nebenan ein geräumiger leinener Geldbeutel; in dieſen warf Chriſtianſen die zuſammengeſchoſſenen Thaler, und nun eilten

wir in die ſogenannte Harmonie, das damals beſuchteſte Kaffeehaus Rendsburgs, in welchem ſich die aus allen Gegenden der Herzogthümer zuſammengeſtrömten Patrioten und viele Deutſche aus andern Gauen des weiten Vaterlandes, Civil- und Militärperſonen, durcheinander drängten. Chriſtianſen ließ uns einen Tiſch hart vor die Thür ſtellen, ſodaß nur ein ſchmaler Eingang übrigblieb; auf dieſen legten wir das Buch zum Einſchreiben und nun ſetzte ſich Chriſtianſen davor und klirrte mit dem Gelde in dem Beutel. Die Sache verfehlte nicht Aufſehen zu machen; man drängte ſich herzu, man fragte, und mit lauter Stimme gaben wir den Beſcheid, hier werden freiwillige Gaben geſammelt, um eine deutſche Flotte zu beſchaffen. In wenigen Stunden bis zum Abend hatten wir mehre hundert Thaler beiſammen und noch größere Summen waren von reichen Gutsbeſitzern und Kaufleuten als Verſprechen in das Buch eingetragen. Die Hauptſache war geſchehen, ein Anfang war gemacht und ein Anſtoß gegeben worden; das geſammelte Geld wurde der proviſoriſchen Regierung übergeben. Die damals in Rendsburg zahlreich anweſenden Correſpondenten deutſcher Blätter aber unterließen nicht, noch ſelbigen Abends oder am folgenden Tage das neue Schlagwort: „Freiwillige Sammlungen für eine deutſche Flotte", ihren Zeitungen mitzutheilen, und im Verlaufe weniger Wochen hatte die Bewegung ganz Deutſchland erfaßt, und ſelbſt die Regierungen vermochten nicht, ſich ihr zu entziehen. Aus dieſem erſten Anſtoße gingen die Anfänge einer deutſchen Flotte hervor, die ſich in den nächſtfolgenden Jahren auf den Fluten der Weſer ſchaukelte, bis auch ſie, gleich andern Errungenſchaften des Jahres 1848, durch den berühmten Staatsrath Dr. Hannibal Fiſcher unter den Hammer gebracht und in alle Winde verzettelt wurde. Sic transit gloria mundi. Und doch iſt es tröſtlich, nicht verkennen zu können, daß jener erſte Anſtoß, wenngleich in anderer Weiſe, auch jetzt noch fortwirkt und ſeine Früchte trägt.

Literatur und Kunſt.

Ein neues Buch von Ernſt Moritz Arndt.

Ernſt Moritz Arndt, der 88jährige, dem unter dem Schnee ſeines greiſen Hauptes noch immer friſches Jugendfeuer lodert und der uns noch kürzlich im Schad'ſchen Muſenalmanach ein Lied ſang, ſo tapfer und hoffnungsvoll, wie heutzutage kaum mehr das Herz eines Achtzehnjährigen empfindet, hat ein neues Buch ausgehen laſſen. Freilich iſt daſſelbe, wie auch der Titel andeutet („Blütenleſe aus Altem und Neuem. Von E. M. Arndt", Leipzig, Brockhaus) nur zum Theil neu, während die bei weitem größere Hälfte längſtvergangenen Zeiten angehört. Und gerade dieſer ältere Theil iſt der intereſſantere, wenigſtens was ſeine Entſtehung anbetrifft. Es

sind Uebersetzungen, theils aus dem Griechischen, theils Volkslieder, dem Schwedischen, Englischen und Schottischen nachgebildet. Die Mehrzahl davon ist in den Jahren „unsers entsetzlichen deutschen Unglücks" zwischen 1805 und 1812 entstanden. Bekanntlich mußte Arndt, der mit seinem „Geist der Zeit" (1807) den ersten Funken männlichen Widerstands in die gepreßten Herzen geworfen hatte, um den Verfolgungen Napoleon's und seiner Schergen zu entgehen, dem deutschen Vaterland, für das er mit den Waffen des Geistes so kühnlich kämpfte, den Rücken wenden. Den größern Theil seines Exils brachte er in Schweden zu und hier, getrennt von der Heimat, voll Gram über das unglückliche Schicksal seines Volks, war es, wo er bei den Griechen, diesen ewigen Mustern des Schönen, Trost und Erquickung suchte; er bildete die Meisterwerke der griechischen Dichtung in vaterländischen Lauten nach und half sich damit hinweg über die Schwere der Zeit und die trostlose Einsamkeit der Verbannung. Neben den Griechen beschäftigten ihn in derselben Zeit vornehmlich die skandinavischen sowie die altschottischen und altenglischen Sagen und Lieder; bemüht, seine eigene Nation zum Bewußtsein ihrer Volksthümlichkeit und damit auch zu volksthümlichem Handeln zu erwecken, ging er auch in der Poesie mit Vorliebe den Spuren des Volksthums nach und freute sich der frischen, freien Klänge, die ihm aus diesen alten Liedern und Sagen entgegentönten. Auch der eigenthümliche Naturdienst, der sich in diesen alten Liedern ausspricht, der frische kühle Waldesduft, der sie durchhaucht, mußte ihn, den Sohn der nordischen Wälder, den unermüdlichen Wanderer, der von früh auf stets in und mit der Natur gelebt hatte, ganz besonders anheimeln. Noch jetzt fühlt er sich von dieser Seite des nordischen Volkslieds aufs lebhafteste angezogen und weiß sie gar hübsch und sinnig darzustellen und auszudeuten. „Ich habe", sagt er in dem kurzen Vorwort, „vier Sommer in Schweden gelebt und erinnere mich noch mit Freuden, wie prächtige Sommermorgen, wie fröhliche Sternen- und Mondscheinnächte ich in lustigen Gelagen mit fröhlichen Menschen zu Schiff und zu Wagen, auf Inseln und an Küsten im fröhlichen, wirklich schwärmerisch-mystischen Naturdienst mitgefeiert habe. Wir haben bei uns kaum eine Vorstellung davon, mit welchem Entzücken dort der Ausbruch der grünenden Blätter und duftenden Blumen begrüßt, mit welcher Wonne überhaupt der Umgang mit Frühling und Sommer gepflegt und ausgebeutet wird. Dem Schotten und Schweden ist die Blume und der Baum noch ein gar anderes, ein viel lieblicheres, wunderbareres Wesen als dem Deutschen, vollends als dem Italiener oder Spanier." — Aus diesen ältern Papieren nun bietet der ehrwürdige Verfasser uns hier eine Auswahl. Der Maßstab der heutigen Uebersetzungskunst darf freilich nicht daran gelegt werden. Geschmeidigkeit der Form war niemals Arndt's starke Seite, sein starker männlicher Geist rang stets auch nach einem starken, männlichen, fast herben Ausdruck und so findet sich auch in den vorliegenden Uebersetzungen manche ungewohnte Härte, besonders in der Nachbildung der griechischen Versmaße, die zum Theil völlig regellos und willkürlich behandelt sind. Doch kommt es ja in diesem Falle weit weniger auf das Wie als auf das Was der Gabe an. Wir haben jetzt geschmeidigere und wohllautendere Uebersetzungen, ganz gewiß; Kratinus und Tyrtäus haben seitdem ein fließenderes Deutsch sprechen gelernt und auch die Distichen der „Anthologie" werden

heutzutage leichter und zierlicher wiedergegeben. Aber darum bleibt es doch immer in hohem Grade intereſſant zu ſehen, womit damals die edelſten und kräftigſten Geiſter der Nation ſich in ihren Mußeſtunden beſchäftigten und wo ſie Troſt und Erholung ſuchten gegen die Unbilden der Zeit: nämlich bei dem Urquell des Schönen, bei der Poeſie, in der ſie wirklich noch eine ideale Macht verehrten und die ſie deshalb auch wie mit Adlerfittigen über alle Beſchwerden ihres perſönlichen Daſeins hinwegtrug. Wenn Arndt damals, in der Zeit unſerer tiefſten und hoffnungsloſeſten Unterdrückung, da die Macht Napoleon's feſter gegründet ſchien denn je, die Schlachtlieder des Tyrtäus übertrug, wenn er mit den Worten des alten griechiſchen Dichters der Jugend ſeines Volks zurief, wie ſchön es ſei zu ſterben, „bei den vorderſten Streitern erliegend": ſo war das mehr als eine bloße philologiſche Uebung, es war ein Ausdruck jener patriotiſchen Sehnſucht und jenes kriegeriſchen Ungeſtüms, der ſich denn auch bald darauf in ſo herrlichen Thaten entfalten ſollte. — Die Nachbildungen nordiſcher Volkslieder ſind bei weitem fließender; auch finden ſich darunter einzelne noch nicht bekannte Stücke von hoher poetiſcher Schönheit. Der Verfaſſer hat ſein Büchlein ſeinen Freunden F. G. Welcker und F. Chr. Dahlmann gewidmet, „den treuen Alten, die dem alten Gott vertrauen". Aber auch der deutſchen Jugend, die in Arndt noch immer einen ihrer Lieblingsſänger verehrt, wird das Buch eine willkommene Gabe ſein; ganz abgeſehen von ſeinem äſthetiſchen und philologiſchen Werth iſt es jedenfalls ein intereſſanter Beitrag zur innern Geſchichte eines Lebens und einer Zeit, deren Werth wir gar nicht hoch genug ſchätzen können und deren Andenken uns daher auch niemals verlaſſen ſollte. R. P.

Komiſche Dichtungen.

1. Deutſche Dramatiker und hamburger Kritiker. Einer Satire Byron's, English bards and Scotch reviewers, frei und zeitgemäß nachgebildet von Verfaſſer des „Mahomed" (Berlin, Stuhr). 2. Goethe im Fegefeuer. Eine materialiſtiſch-poetiſche Gehirnſecretion von Dr. Mantis (Stuttgart, Scheitlin). 3. Hippokrates in Berlin (Berlin, Hollſtein). 4. Der Opernhausball. Romantiſches Epos von F. von Nonſens (Berlin, Springer).

Vier komiſche Dichtungen auf einmal, darunter drei allein aus Berlin, der Vaterſtadt des „Kladderadatſch", dieſes Hauptthpus modernen Witzes — und da klagt man noch über Unfruchtbarkeit der deutſchen komiſchen Muſe?! Freilich wol, wenn es die Menge allein thäte, ſo wäre dieſer Zuwachs ſehr ſtattlich; allein unter der kritiſchen Loupe beſehen, ſchrumpft er beträchtlich zuſammen, ja es wird zweifelhaft, ob dieſes Viergeſpann im Stande, unſere komiſche Muſe auch nur einen Schritt weiterzubringen. Zunächſt gehören alle vier weit weniger der eigentlichen Komik als vielmehr der Gattung der Satire an, mit vorwiegender praktiſcher Richtung. Am nackteſten tritt uns dieſe praktiſche Tendenz aus dem erſten der oben verzeichneten Schriftchen entgegen. Dem Verfaſſer iſt das Unglück begegnet, daß ein von ihm verfaßtes Stück, eine Tragödie „Mahomed", bei der Aufführung auf dem hamburger Stadttheater durchgefallen. Die Schuld dieſes Unfalls mißt er den hamburger Kritikern bei, ihrer Geſchmackloſigkeit, ihrer Oberflächlichkeit, ihrem Neid und andern ſchlimmen Eigenſchaften, bis hinunter zur gemeinen Käuflichkeit. Wir kennen das Stück des Verfaſſers nicht, ſind daher auch nicht

in der Lage, zu beurtheilen, ob sein Schicksal ein verdientes gewesen oder nicht. Die hamburger Theaterkritik glauben wir allerdings zu kennen und wissen — nun ja doch, daß sie nicht besser ist und vielleicht auch nicht schlechter als im übrigen Deutschland. Es gibt überall schreibendes Gesindel und überall wirft sich dasselbe, wie die Fliegen auf den Honig, vorzugsweise auf das Theater und was dazu gehört. Auch in Hamburg wird es an solchen literarischen Schmeißfliegen gewiß nicht fehlen; wenn uns der Verfasser jedoch glauben machen will, daß auch Männer dazu gehören wie Robert Heller, Glaßbrenner u. s. w., also Männer, welche die Tüchtigkeit ihres literarischen Strebens sowie die Gediegenheit und Unparteilichkeit ihres Urtheils seit Jahren zur Genüge dargethan haben, so hätte er dafür wenigstens andere und schlagendere Zeugnisse beibringen müssen als seine bloße einseitige Behauptung. Indessen auch darüber, da uns die betreffenden Actenstücke nicht zugänglich sind, enthalten wir uns des Urtheils; was wir dagegen ganz gewiß wissen, das ist, daß auch die böswilligste Kritik noch niemals im Stande gewesen, ein gutes Gedicht todtzumachen und daß daher auch ein Poet, der sich befähigt fühlt, etwas Erträgliches zu leisten, seine Zeit gar nicht schlechter anwenden kann, als indem er seinen Kritikern zuleibe geht. Besser machen, das ist die einzig richtige Art, wie ein wahres Talent, ein wahrer Dichter seine Kritiker widerlegt. Nun scheint uns der Verfasser des „Mahomed", nach dem vorliegenden Gedicht zu urtheilen, in der That nicht ohne Talent; abgesehen von einzelnen plumpen und unwürdigen Persönlichkeiten, durch die der Verfasser sich selbst mehr Schaden thut als seinen Widersachern, zeigt das Gedicht einen gewissen poetischen Schwung, es ist Kraft und Begeisterung darin und auch die Form ist großentheils edel und wohllautend. Umsomehr bedauern wir, daß der Verfasser sich mit seinem Talent auf ein solches unfruchtbares Gebiet begeben hat, wo mit aller Gewandtheit und allem Witz, ja selbst mit dem besten Recht auf seiner Seite ein reiner und künstlerischer Eindruck doch nicht zu erreichen steht. Indessen „genus irritabile vatum" und so hoffen wir denn auch, daß der Verfasser sich mit dieser geharnischten Epistel seinen Aerger vom Herzen geschafft haben und demnächst Kraft und Muth zu neuen positiven Schöpfungen gewinnen wird.

Ein ganz verunglücktes Machwerk dagegen ist Nummer 2. Seltsame Schickung, daß gerade diejenigen unserer Poeten, welche sich in dem gegenwärtigen Kampfe zwischen Idealismus und Materialismus berufen glauben, ihre Lanze für den erstern einzulegen, sich dabei selbst so verlassen zeigen von Dem, was sie eben vertheidigen und beweisen wollen — vom Geist! Auch dieser „Goethe im Fegefeuer" ist ein überaus geistloses Product; wenn der Materialismus wirklich keine gefährlichern Gegner hätte, so würde sein Sieg bald gesichert sein. Form und Inhalt, Plan und Ausführung, Alles an dieser Farce ist gleich läppisch und ungeschickt. Im Vorspiel wird uns Goethe gezeigt, wie er, auf einem Stern im Universum gebettet, sich vergebens nach vollem reinen Lichte sehnt. Mephisto, ebenfalls zwischen Erde und Himmel schwebend, schlägt ihm vor, auf die Erde hinabzusteigen und nachzusehen, was aus dem Geschlecht geworden, das der Dichter selbst gebildet. Goethe nimmt den Vorschlag an. Die nächstfolgenden Scenen spielen in Heidelberg; da ist ein „Molekülefchott", ein „Hahnebüchner", ein

„Mr. Firebachlor“: Namen, welche leicht zu deuten ſind; deſto ſchwieriger hält es, aus dem ganz zuſammenhangsloſen Unſinn, den der Dichter dieſen Figuren in den Mund legt, die Anſichten wiederzuerkennen, die er damit verſpotten will. Es folgt dann eine Scene zwiſchen Molch Daumernickel und ſeiner Tochter Anaſtaſia, die von einem modern gebildeten Theologen in die Geheimniſſe der „Düngerphiloſophie“ eingeführt wird. Goethe, der dieſe Scene ungeſehen belauſcht, reißt endlich die Geduld, er ſpringt mit Mephiſto über den Zaun, um dem Theologen zuleibe zu gehen; dieſer jedoch ſchreit um Hülfe, Goethe und Mephiſto wollen weglaufen, werden aber von Daumernickel ergriffen und mit Prügeln bedroht, bis Mephiſto endlich die peinliche Scene mit einem ähnlichen Manöver zum Schluß bringt wie im Auerbach'ſchen Keller. In der letzten Scene ſpricht Goethe dann ſeine Reue darüber aus, ein derartiges Geſchlecht, wenn auch unwiſſentlich, in die Welt geſetzt zu haben; er „ſchreit zu Jeſu Chriſt, der du der Sünder Fürſprach biſt“, daß er daherſchreite „im Richtergange“ und den „Frevel dieſer Welt zerbreche“ und „das Haupt der Schlange zertrete“. Goethe als neubekehrter Pietiſt, der Dichter des „Fauſt“ die Sprache unſerer Lämmleinbrüder lallend — in der That, ein würdiger Schluß für ein Gedicht gleich dieſem.

Auch dem Dichter des „Hippokrates in Berlin“ hat die komiſche Muſe nicht zugelächelt. Der Stoff an ſich iſt war nicht ungünſtig; gerade Berlin, die Stadt der Aufklärung, iſt zugleich ein Hauptſitz des mediciniſchen Aberglaubens; der Unterleibs-Strahl, der Apfelwein-Petſch, die elektriſchen Heilketten, die Magnetiſeure — welche Fülle von Geſtalten! Und welche ergötzlichen Gruppen könnte ein Dichter, der es verſteht, mit kecker Fauſt in dieſes Treiben hineinzugreifen, daraus zuſammenſtellen! Bekanntlich hat A. L. Frankl in Wien vor Jahren etwas Aehnliches in Betreff der mediciniſchen Zuſtände der öſterreichiſchen Hauptſtadt verſucht; auch ihm fehlte es dabei noch an der vollen Ariſtophaniſchen Keckheit, aber er iſt wenigſtens ein Dichter und wenn er ſeinen Stoff auch nicht völlig erſchöpft hat, ſo hat er ihm doch wenigſtens einzelne poetiſch wirkſame Seiten abgewonnen. Dem anonymen Verfaſſer von „Hippokrates in Berlin“ hat dies Frankl'ſche Gedicht offenbar als Muſter vorgeſchwebt. Aber das Muſter war für ihn unerreichbar; er iſt ein bloßer Reimer, kein Dichter; er mag vielleicht ein recht eifriger Schüler des Aesculap ſein, aber den Bogen des Apoll zu ſpannen und Liederpfeile zu verſenden, iſt er nach dieſer Probe nicht berufen.

Endlich Nummer 4. Es iſt von den ſämmtlichen hier beſprochenen Schriftchen dasjenige, das ſich dem Begriff des komiſchen Gedichts am meiſten nähert; der Verfaſſer wird durch eine ſcharfe und glückliche Beobachtungsgabe unterſtützt, er hat Phantaſie und Witz, wenn auch der letztere ſich zuweilen in etwas zu niedrige Sphären begibt; die Sprache hat einen leichten anmuthigen Fluß und auch der Stoff war wohl geeignet, allerhand komiſche Situationen und Effecte daraus abzuleiten. Allein der Verfaſſer hat ſich die Arbeit bei weitem zu leicht gemacht; das Ganze iſt eine lockere Reihe einzelner Bilder und Skizzen, es fehlt der Mittelpunkt eines beſtimmten Helden, ja ſelbſt nach einer eigentlichen Fabel ſehen wir uns vergeblich um. Auch die Einkleidung iſt nichts weniger als glücklich gewählt. Der Verfaſſer hat nämlich das Ganze einem hinterpommerſchen Landedelmann in den Mund

gelegt, der soeben aus Berlin zurückgekehrt ist und der erstaunten Gattin nun auf frischer That Bericht erstattet von den Wundern, die er auf dem berühmten Opernhausball gesehen und erlebt; also eine Art Pachter Feldkümmel in der Residenz. Aber der Verfasser hat es nicht verstanden oder nicht der Mühe werth gefunden, den Charakter consequent durchzuführen; alle Augenblicke legt er dem pommerschen Landjunker Bemerkungen in den Mund, welche dieser nach dem Standpunkt seiner Bildung unmöglich machen kann und in denen wir nur die Reflexionen des Poeten erkennen. Das gibt dem Ganzen eine Haltungslosigkeit und Buntscheckigkeit, die zuletzt ins Formlose übergeht, wie denn namentlich der Schluß des Gedichts vollkommen abrupt und willkürlich ist. Wir wiederholen, der Verfasser hat Talent, es sind einzelne Stellen in dem Gedicht, die an die glückliche Laune des „Hans von Katzenfingen" erinnern. Aber um etwas wirklich Erfreuliches zu leisten, muß er sein Talent noch in viel strengere Zucht nehmen und viel mehr Ernst auf seine Arbeiten verwenden. Ein gutes komisches Gedicht gehört zu dem Schwersten, was die Poesie überhaupt leisten kann, das wird nicht so aus dem Aermel geschüttelt und für die bloße leichtfertige Tagesreimerei scheint uns der Verfasser doch nicht blos zuviel Geist und Witz zu haben, sondern auch (ohne was ein komischer Dichter freilich am wenigsten sein kann) zuviel sittlichen Ernst. mmr.

Correspondenz.

Aus Berlin.

8. April 1857.

NO. Indem ich mein Notizbuch durchblättere, um meinem Gedächtniß zum Zweck dieser Correspondenz zuhülfe zu kommen, gewahre ich mit Schrecken, daß ich es bisjetzt noch ganz versäumt habe, Ihnen über das Jubelfest zu berichten, das hier vor einigen Wochen zu Ehren unsers vortrefflichen Böckh und seiner 50jährigen Doctorwürde gefeiert ward. An und für sich sind derartige Jubelfeste bei uns nichts Seltenes, im Gegentheil, fast keine Woche vergeht, ohne daß unsere Zeitungen ausführlichst berichten, wie hier ein Hofrath, dort ein Registrator — immer natürlich ein Geheimer, schon nach dem alten Grundsatz „Qui bene latuit, bene vixit" — den Tag gefeiert hat, wo er 50 Jahre zuvor seine Laufbahn als Staatshämorrhoidarius begonnen. Für die Jubilare selbst und ihre nächsten Freunde und Anverwandten mögen diese Berichte sehr interessant sein, das Publicum indessen pflegt sie nachgerade zu überschlagen und auch die goldenen Dosen, die silbernen Ehrenbecher und der unvermeidliche rothe Adlerorden, die dabei ihre hergebrachte Rolle spielen, erregen höchstens noch die Aufmerksamkeit Derjenigen, die sich mit der nahen Aussicht schmeicheln, selbst noch ein ähnliches Fest zu erleben. Aber nur umsomehr Beachtung verdient unter diesen Umständen die allgemeine und aufrichtige Theilnahme, mit welcher das Böckh'sche Doctorjubiläum bei uns begangen ward. Dieselbe beschränkte sich keineswegs auf die akademischen oder überhaupt auf die gelehrten Kreise, vielmehr wetteiferte

Alles, was bei uns irgend für die Interessen der Bildung empfänglich ist, dem verehrten Greise seine Huldigung darzubringen; selbst die große Masse, die sonst bei solchen Gelegenheiten nur allzu leicht dem alten berliner Hange zur Frivolität nachgibt, zeigte sich diesmal von achtungsvoller Theilnahme ergriffen. Freilich gehört Böckh's Name auch seit Jahren zu den populärsten unserer Stadt; es ist ein seltenes Beispiel und dürfte namentlich in Deutschland kaum vorgekommen sein, daß ein Mann, dessen Studien soweit abliegen von der großen Heerstraße, auf welcher die Masse sich bewegt, und der so ganz und allein der Wissenschaft lebt, ein Philolog, ein Alterthumsforscher, auch von Seiten des größern Publicums so gekannt und verehrt wird. Der Grund dieser Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, daß Böckh's Gelehrsamkeit, trotz ihres kolossalen Umfangs, doch niemals eine todte, eine bloße mechanische Anhäufung von Kenntnissen gewesen ist, sondern daß er aus den entlegensten Forschungen und aus den subtilsten Untersuchungen sich jederzeit einen Weg zur lebendigen Gegenwart offenerhalten hat. Böckh ist der würdige Nachfolger Friedrich August Wolf's; mit derselben Genialität wie Jener, aber mit noch größerer Stetigkeit und Gleichmäßigkeit der Forschung hat er das Studium der Alterthumswissenschaft aus einem trockenen Buchstabendienst erweitert und veredelt zu einem Dienst des Wahren, Schönen und Guten; die großen sittlichen Ideen des Griechenthums, die Ideen der Freiheit, der Schönheit, der Menschlichkeit sind ihm in Jugendfrische aufgegangen aus den zerbröckelten Resten des Alterthums und haben sich in ihm selbst einen unmittelbaren persönlichen Ausdruck geschaffen. Böckh ist nicht nur einer der größten, er ist auch einer der liebenswürdigsten Gelehrten unserer Zeit; jene attische Grazie, die seine Rede verschönert, erfüllt auch sein Herz. Und auch den Geschicken des Vaterlands und dem Gang der öffentlichen Ereignisse hat dies edle, warmfühlende Herz den lebhaftesten Antheil nie versagt. Böckh, wiewol an wirklicher politischer Kenntniß und Einsicht der Mehrzahl unserer Kammerhelden unendlich überlegen, ist doch niemals ein Politiker gewesen, noch hat er selbst es sein wollen; wenn das Publicum nichtsdestoweniger eine zeitlang einen der vornehmsten Vertreter seiner politischen Wünsche und Bedürfnisse in ihm zu sehen vermeinte, ja wenn es eine Zeit gab — im Lauf der vierziger Jahre —, wo Böckh gewissermaßen an der Spitze der hiesigen liberalen Agitation stand, so lag dies theils an der eigenthümlichen Confusion jener Zeit, die über sich selbst und ihre eigenen Elemente noch vollkommen im Unklaren war, theils war es die natürliche Folge des Freimuths und der männlichen Offenheit, mit welcher Böckh, ohne darum seinen Standpunkt als Gelehrter, als Mann der Wissenschaft aufzugeben, die liberalen Ideen der Zeit in sich aufnahm und sich zum Organ derselben machte, zu einer Zeit, wo es uns an dergleichen Organen noch völlig mangelte und wo demüthiges Schweigen noch immer als die wahre Probe eines getreuen Unterthanen galt. Aber der berühmte Geschichtschreiber des atheniſchen Staatshaushalts hatte nicht umsonst ein langes arbeitsames Leben in der freien Luft des griechischen Alterthums verbracht; er wußte, daß die echte Wissenschaft nicht mit dem Leben im Widerspruch steht, vielmehr sie ist die wahre Blüte, der innerste, tiefste Keim des Lebens, und auch Das wußte er, daß alle politische Größe und alle Kunst und Bildung ein Phantom ist, sofern sie nicht auf der lebendigen

Mitbetheiligung des geſammten Volks beruht. Dies iſt der in den mannichfachſten Formen wiederkehrende Grundgedanke jener akademiſchen Feſtreden, die Böckh's Namen bei uns ſo populär machten, namentlich während der vierziger Jahre und die auch der künftige Geſchichtſchreiber unſerer damaligen politiſchen Entwickelung nicht überſehen darf; der unerſchütterliche Freimuth dieſer Reden, verbunden mit der edeln maßvollen Form, ſowie die bewundernswerthe Feinheit, mit der der Redner es verſtand, ohne von ſeinem gelehrten Thema abzuſchweifen oder in das Praktiſch-Tendenziöſe zu verfallen, nichtsdeſtoweniger die brennendſten Fragen der Zeit in den Kreis ſeiner Erörterung zu ziehen, machten die Böckh'ſchen Reden zu einem wirklichen Ereigniß des damaligen Berlin und auch bei der Jubelfeier, die wir ſoeben begangen haben, war es wol hauptſächlich das Andenken an dieſe Reden, was das größere Publicum zu ſo aufrichtiger und allgemeiner Theilnahme veranlaßte. Den großen Gelehrten vermögen die Wenigſten zu beurtheilen; die Verdienſte, welche Böckh ſich während einer 46jährigen ununterbrochenen Thätigkeit um die Blüte der hieſigen Univerſität (deren Neſtor er neben dem Geheimen Rath Lichtenſtein iſt) ſowie überhaupt um die Pflege der Alterthumswiſſenſchaften erworben hat und die in der That nicht hoch genug anzuſchlagen ſind, können nicht beſonders ſchwer wiegen in den Augen eines Publicums, welches, blos auf den Nutzen des Augenblicks gerichtet, Wiſſenſchaft und Kunſt überhaupt für ziemlich entbehrliche Dinge hält. Dagegen der echte, thätige Bürgerſinn, die Milde und Freundlichkeit der Sitten, die Lauterkeit und Unabhängigkeit des Charakters, die Uneigennützigkeit und Reinheit des Strebens — das ſind Eigenſchaften, die auch dem größern Publicum verſtändlich ſind, und ihnen verdankt das Böckh'ſche Jubelfeſt denn auch dieſen Charakter der Volksthümlichkeit und der allgemeinen herzlichen Theilnahme, durch die es ſich von den ſonſt üblichen officiellen Jubelfeſten ſo vortheilhaft unterſchieden hat. Am erſten und meiſten ließ natürlich die akademiſche Jugend, die in Böckh ſtets einen warmen Verfechter ihrer Freiheit beſeſſen hat, es ſich angelegen ſein, den Ehrentag des geliebten Lehrers zu verherrlichen. Ein Fackelzug, an welchem ſich ſämmtliche vier Facultäten betheiligten und bei dem die ſtudentiſche Herrlichkeit ſich in ihrer ganzen buntfarbigen Pracht entwickelte, leitete das Feſt ein. Solche Schauſtellungen ſind bei uns, wo der Student als ſolcher unter den Hunderttauſenden der Bevölkerung völlig verſchwindet, überaus ſelten; um ſo größer freilich war der Eindruck. Es war ein wahres Volksfeſt, die halbe Stadt war auf den Beinen und Jeder freute ſich der rüſtigen Jugend und ſprach ſeine Hochachtung aus gegen den Lehrer, der es verſtanden hat, die Herzen derſelben in ſo ungewöhnlichem Grade an ſich zu feſſeln. Von Böckh's ehemaligen Zuhörern wurde ihm eine Erztafel mit einem Lorberkranz und einer bezüglichen Inſchrift überreicht, nebſt einer Pergamenttafel mit den Namen der Geſchenkgeber. Dies Namensverzeichniß iſt höchſt intereſſant und gibt den beſten Begriff von der außerordentlichen Ausdehnung, welche Böckh's akademiſche Thätigkeit im Lauf der Jahre erlangt, ſowie von dem ungewöhnlich reichen Segen, der ſie begleitet hat. Es ſind im Ganzen gegen 400 Namen, eine beträchtliche Summe und doch vielleicht kaum der zehnte Theil Derer, die zu Böckh's Füßen geſeſſen haben. Aber die Mehrzahl dieſer Namen zählt nicht blos, ſie wiegen auch; es iſt eine wahre Ehrengarde berühmter und verdienter Männer, die ſich hier noch einmal im Geiſte ver-

einigt haben, dem Lehrer und Meiſter, der ihnen zuerſt den Weg zum Heiligthum der Wiſſenſchaft erſchloſſen hat, ihre dankbare Huldigung darzubringen. Böckh war bereits mit 22 Jahren akademiſcher Lehrer und ſo finden ſich unter ſeinen Zuhörern Männer, die jetzt ſelbſt bereits die Schwelle des Greiſenalters überſchritten und ein zahlreiches Gefolge dankbarer Schüler um ſich verſammelt haben. Die beiden älteſten, noch aus dem Jahre 1808, ſind der Director Nizze in Stralſund und der bekannte Hiſtoriker Kortüm in Heidelberg; auch Welcker, der Staatsrechtslehrer, Loebell in Bonn, Braniß in Breslau, Twesten in Berlin, der Tübinger Fichte, Gerhard und Homeyer in Berlin gehören zu Böckh's Schülern. Ebenſo Göttling, Döderlein, Oſann, Bernhardy, alle vier ſeit Jahren ſelbſt zu den Zierden der Alterthumswiſſenſchaft zählend; den vortrefflichen Meyer in Halle, einen Lieblingsſchüler Böckh's, hat leider der Tod vor kurzem hinweggerafft. Andere allbekannte Namen ſind: Stüve in Osnabrück, Huſchke in Breslau, Hagenbach in Baſel, Steinhart in Schulpforta, Ullrich und Peterſen in Hamburg, Staatsrath Seebeck in Jena, Trendelenburg in Berlin, Nägelsbach in Erlangen, Bluntſchli in München, Franz Ritter in Bonn, Preller und Schöll in Weimar, Duncker in Halle ꝛc. Der berühmteſte unter allen hier verzeichneten Namen aber iſt unzweifelhaft der Alexander von Humboldt's, der, getrieben von jenem unermüdlichen Wiſſensdurſt, der ihn von jeher erfüllte, noch Mitte der dreißiger Jahre es nicht verſchmähte, unter Böckh's Schülern zu ſitzen. Außerdem war von ſeinen ehemaligen Zuhörern ſowie von einer Anzahl kaufmänniſcher und anderer Notabilitäten der hieſigen Stadt ein Capital von mehr als 3000 Thlrn. zuſammengebracht worden, deſſen Zinſen für ewige Zeiten als Stipendium für einen Studirenden der Philologie an der hieſigen Univerſität benutzt werden ſollen; die Verleihung des Stipendiums iſt, ſolange Böckh lebt, in ſeine Hand gelegt. Von Seiten der Stadt wurde ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen; Orden, Deputationen, Adreſſen und zahlloſe andere Ehrengeſchenke verſtehen ſich von ſelbſt. Bei dem Feſtmahl, das im Mäder'ſchen Saal veranſtaltet und von einigen hundert Perſonen, Einheimiſchen und Fremden, beſucht war, erregte neben der geiſtvollen und liebenswürdigen Dankrede des Jubilars beſonders ein Brief Alexander von Humboldt's großen Jubel, in welchem er ſich entſchuldigt, daß er leider durch Unwohlſein verhindert ſei, ſich den Feiernden perſönlich anzuſchließen. Inzwiſchen bewies der behaglich heitere Ton des ausführlichen Schreibens zur Genüge, daß der berühmte Patient wieder in der Geneſung begriffen; eine Hoffnung, die ſich denn auch ſeitdem zur allgemeinſten Freude beſtätigt hat.

Gegenüber dieſer ſchönen enthuſiaſtiſchen Feier, bei der ich wol nicht mit Unrecht mich ſolange verweilt habe, weil ſie wirklich ein Lichtblick iſt in unſerer begeiſterungsloſen nüchternen Zeit, ſieht ſich der gewöhnliche proſaiſche Verlauf der Dinge nun allerdings doppelt kläglich an. Wir leben in der „Stillen Woche". Selbſt die Politik feiert; unſere Kammern haben ihre Oſterferien angetreten. Die Debatten der letzten Wochen waren wiederum ſehr lebhaft, beſonders im Hauſe der Abgeordneten, wo die bekannten Steuervorlagen eine faſt allſeitige Oppoſition erfuhren. Leider iſt es mit dieſer Oppoſition auch diesmal wieder ergangen wie gewöhnlich: man hat den Degen tapfer in der Luft geſchwungen, um ihn ſchließlich wieder einzuſtecken. Die Gebäudeſteuer iſt allerdings, wie ich in meinem letzten Briefe voraus-

ſagte, mit einer außerordentlichen Mehrheit verworfen worden. Allein dieſer Sieg verliert weſentlich an ſeinem Werthe theils dadurch, daß er nur durch den Beiſtand der Rechten erfochten ward, die ſich dabei ausſchließlich durch ihre egoiſtiſche Furcht vor der Grundſteuerausgleichung beſtimmen ließ, theils durch die gleich darauf erfolgte Annahme der Salzſteuer. Die Gebäudeſteuer hätte vorzugsweiſe die wohlhabendere Claſſe getroffen, die Salzſteuer laſtet vorzüglich auf dem kleinen Mann. Unſere Finanzpolitiker tröſten ſich freilich damit, daß der Arme die paar Groſchen, die er infolge der Salzſteuer jährlich mehr ausgeben muß, nicht merke; aber es bedarf wol keines Beweiſes, wie trügeriſch dieſe Schlußfolgerung iſt und zu welchen gefährlichen Conſequenzen dieſelbe in ihrer weitern Anwendung auf die Steuerkraft der Bevölkerung führen müßte. Bei alledem hat die Regierung die Salzſteuer nur mit einer Majorität durchgebracht, ſo winzig, daß in England oder Belgien kein Miniſterium dabei hätte im Amte bleiben können, ebenſo wenig wie nach der Niederlage, welche unſere Miniſter in Betreff der Gebäudeſteuer erlitten. Indeſſen über dergleichen veraltete „Theorien" ſind wir ja längſt hinaus und da ein Syſtemwechſel doch nicht zu erwarten ſteht, was könnte ein bloßer Perſonenwechſel auch nützen? Selbſt wenn, wie es nach dem betreffenden Commiſſionsberichte den Anſchein hat, die Salzſteuer noch im Herrenhauſe Schiffbruch leiden ſollte, ſo wird das auf den Beſtand des Miniſteriums doch nicht die mindeſte Wirkung äußern. Unſer ganzes jetziges parlamentariſches Leben iſt nur erſt eine Einübung der Formen; das iſt wenig, aber doch immer etwas, vorausgeſetzt, daß der Geiſt nicht völlig ausbleibt.

In der Theaterwelt iſt das Gaſtſpiel des Hrn. Laroche aus Wien am Königsſtädtiſchen Theater das Ereigniß des Tages. Hr. Laroche repräſentirt die gute alte Schule in würdigſter Weiſe; auf das moderne effecthaſchende Virtuoſenthum, das ſich gegenwärtig auf den Bretern ſpreizt, iſt es eine wahre Erquickung, wieder einmal einen Darſteller zu ſehen, der von aller Manier völlig frei iſt und lediglich die Einfachheit und Wahrheit der Natur zu ſeiner Lehrmeiſterin macht. Der Beifall, den das Gaſtſpiel des Hrn. Laroche findet, iſt außerordentlich; die erſten Celebritäten der Bildung, des Rangs, des Reichthums drängen ſich in der ehemaligen Grünen Neune zuſammen, um den vortrefflichen Künſtler zu bewundern. Weit weniger Anklang fand ein anderer namhafter Gaſt, den die Königliche Bühne uns vor kurzem vorführte, Frl. Janauſcheck aus Frankfurt a. M. Der jungen Dame ging ein vortheilhafter Ruf voran; das hieſige Publicum fand denſelben im Ganzen zwar nicht unverdient, konnte ſich aber doch mit der eigenthümlich ſcharfen, grellen Darſtellungsweiſe der Künſtlerin nicht ganz befreunden. Auch Hr. Kaiſer aus Hannover, von Hrn. von Hülſen als Erſatzmann für den kürzlich verſtorbenen Reger engagirt, hat ſich bisjetzt noch kein rechtes Terrain erobern können; man klagt über die allzu große Kälte und Nüchternheit ſeines Spiels. Die Oper brachte Verdi's „Troubadour"; da ich jedoch nicht zu den Verehrern dieſes neueſten italieniſchen Klingklang gehöre, ſo bin ich auch nicht im Stande, Ihnen etwas Näheres darüber zu berichten. Die Aufnahme im Publicum ſcheint nicht beſonders günſtig geweſen zu ſein; wenigſtens ſind die Wiederholungen bisjetzt nur ſparſam geweſen. Die langverheißene Schauſpielnovität „Aus dem Leben" von Julius Bacher

hat ein glänzendes Fiasco gemacht; es iſt unbegreiflich, wie ein ſo ganz fades, werthloſes Machwerk ſich auf die Bretter der Königlichen Bühne verirren konnte. Das Königsſtädtiſche Theater kündigt eine neue Poſſe von Kaliſch nach einem franzöſiſchen Stoffe an: „Otto Bellmann“. Es iſt daſſelbe Stück, das ſchon vor einigen Monaten in Ausſicht ſtand, damals aber zurückgelegt werden mußte, weil die Friedrich-Wilhelmſtädtiſche Bühne Hrn. Wallner mit einer Bearbeitung aus anderer Feder zuvorkam. Dieſelbe machte jedoch kein Glück und ſieht unſer lachluſtiges Publicum daher dem Stück von Kaliſch, der überhaupt der Matador unſerer Localdichter und als ſolcher außerordentlich beliebt iſt, mit um ſo größerer Spannung entgegen.

Aus Brüſſel.

Mitte April 1857.

L.grn. Die letzte Hoffnung, dem fatalen Unterrichtsgeſetze zu entgehen, iſt ins Waſſer oder in den Senat gefallen. Etliche brave Leute, denen ein Steuerſatz von 1000 Fl. Holländiſch den Verſtand nicht erdrückt hat, Hr. von Schorr, Hr. Forgeur, Hr. Selys-Longchamps, thaten redlich ihre Pflicht, und bei Gelegenheit des Artikel 7, worin es ſich um die verderbliche Scheidung von Examenbranchen und Teſtirbogen handelte, theilten ſich die Tauſendguldenmänner netto in zwei Hälften, d. h. der Artikel war nicht angenommen. Alles was ſich weiter daran ſchloß, darauf gebaut war, hätte folgerecht gleichfalls zuſammenſtürzen müſſen; aber der präſidirende Vicepräſident, Hr. d'Omalius, erklärte ſofort, er habe ſich „verthan“, er habe Ja ſtatt Nein ſagen wollen! Das Remonſtriren half nichts, Hr. d'Omalius ſtimmte bei den folgenden Artikeln mit „Ja“ und bei der Abſtimmung über das Ganze ging das Geſetz mit Artikel 7 durch. Glückliches Belgien! Ich geſtehe, Hrn. Dedecker, den Miniſter des Innern, im Senate nicht mehr begriffen zu haben; ſo tapfer er in der Repräſentantenkammer für den geſunden Menſchenverſtand auftrat, ſo nachgiebig matt betrug er ſich im Senat. Als die Oppoſition ihm dieſes nach Gebühr vorwarf, erklärte er ſein Benehmen mit dem der Majorität ſchuldigen Reſpect! Aber in der Zweiten Kammer bewies der nämliche Herr Miniſter ſehr wenig von dieſem Reſpect und that gar den höchſt reſpectwidrigen Ausſpruch, der jetzt landläufig hier geworden iſt, daß eine Literatur, die ſtreng nach den Vorſchriften der Congregation des Index gemodelt wäre, aus Belgien ein „Land von Kretinen“ machen würde. Warum nun im Senate keine Spur jener militanten Stellung? Hat Pascal noch immer Recht: „Wahrheit diesſeit der Pyrenäen, Irrthum jenſeit“?

Was die Bildung und den Unterricht in Belgien betrifft, ſo bleibt vorderhand nichts Anderes übrig, als der faulen Theorie des Peſſimismus zu huldigen, der übrigens gegenwärtig wol ebenſo viele Menſchenkinder anhängen als irgendeiner Religion.

Der Ultramontanismus fährt hier mit vollen Segeln einher; zu dem ſchönen Unterrichtsgeſetz wetzt er ſoeben eine zweite Waffe in dem der Kammer vorliegenden „Wohlthätigkeitsgeſetz“, welches dem Staat, reſp. dem Juſtizminiſterium die Befugniß der Teſtaments- und Schenkungsreviſion garſtig beſchneiden ſoll, wie ſie bisher laut Napoleoniſchem Geſetz vom Jahre VII

hier geübt wurde. Die Wohlthätigkeit ist „frei", wie der Unterricht „frei" ist, wie die Kirche „frei" ist vom placetum regium, wie die Herren Ultramontanen von jeher die „Freiheit" verstanden haben! Diese Freiheit ist eben nichts als die losgebundenste Willkür, als das bon plaisir der Römlinge. Auch Ludwig XIV. war „frei", auch Napoleon war sehr oft „so frei, frei zu sein". Wie man doch mit einem hohlen Worte, mit einem ganz unerklärten Schalle Wunderdinge verrichten und Millionen von Simpeln hinter sich herziehen kann! Was aber wird bei dieser Freiheit des Staats im Staate, bei dieser permanenten Empörung, aus dem Staate selbst, aus der berühmten „sittlichen Substanz"? Nun, die Freihändler disputiren den Staat einfach weg, erklären ihn für eine scholastische Spitzfindigkeit, proclamiren das Laisser faire und Laisser aller, und die Verdummung, der Geistesmord acceptirt bestens das freihändlerische Schibboleth.

Eine schwere Kriegsmaschine wider die umsichgreifende Priesterherrschaft ist mittlerweile hier im Werke; die Wirkung wird langsam, aber gewaltig sein; und das fürchterliche Bellen der Gegner, noch ehe der Schraubendampfer mit 100 Kanonen vom Stapel gelassen worden, beweist, welche Ravage er mit der Zeit anrichten wird. Eine Gesellschaft von Männern der Wissenschaft aus allen Ländern hat sich hier in Brüssel zur Wiederherausgabe der Werke Philippe's de Marnix de Sainte-Aldegonde vereinigt. Edgar Quinet, der bereits die räsonnirende Biographie des Helden in seiner „Gründung der Republik der Niederlande" geschrieben, wird jetzt die vier Bände „Tableau des différends de la religion" („Gemälde der Religionshändel") und die zwei Bände „Bijenkorf" („Bienenkorb der römischen Kirche") mit einer Einleitung versehen. Der Prospectus kündigt an, daß die fast gänzlich verschwundenen Werke des intimsten Freundes des „Schweigsamen" erscheinen würden unter dem Patronat der Herren Van de Weyer (belgischer Gesandter in London), van Meenen (Präsident des Cassationshofs), de Facqz (Rath am Cassationshofe, Präsident des liberalen Congresses von 1846, der Hrn. de Theux umwarf), Verhaegen (Curator der Freien Universität Brüssel), Tielemans (Rector der Universität), L. Jottrand (altes Congreßmitglied von 1830, republikanische Minorität), Joseph Bonifacе (unser größter Pamphletist), van Vloeten (Professor am Athenaeum zu Deventer), Gunst und Meijer, Redacteure des „Dageraad" zu Amsterdam, Karl Rahlenbeck (sächsischer Consul), Karl Grün, Ausonio Franchi (pseudonymer Herausgeber der „Ragione" zu Turin), dall' Ongaro. Ich bemerke, daß die Werke des großen Niederländers fast völlig aus der Circulation verschwunden sind; die klerikale Partei hat sie von dem Augenblicke an, wo der südliche Theil der Niederlande bei Spanien und dem Katholicismus verblieb, also seit zwei Jahrhunderten aufgekauft und Band für Band verbrannt. Nur in Holland gibt es noch alte echte Marnixe, die in den Familien der protestantischen Geistlichen gleich einer ewigen Gesundheit forterben und im Falle des Aussterbens einer geistlichen Familie in die Auctionskataloge kommen, von wo sie zu oft sehr hohen Preisen abermals in den Privatbesitz übergehen. Zu einer neuen Ausgabe ergreift jetzt erst Belgien die Initiative.

Wunderbar, wie dieser Vandalismus der katholischen Kirche, dieses Herostratische Gebahren, dieser plumpe Omarismus zum Ziele hat gelangen können! Wer da draußen, vom Innern ganz zu geschweigen, kennt den Ge-

noſſen und Gleichen der Luther, Hutten und Zwingli? Wer wenigſtens ſchätzt die Donnerkeile dieſes Polemikers, die Gelehrſamkeit dieſes Diplomaten, den bürgerlichen und militäriſchen Muth dieſes Bürgermeiſters von Antwerpen, das unter ihm die berühmte Belagerung aushielt, nach ihrem wahren Werthe? Dieſer Mann ſchrieb drei Sprachen in höchſter Vollendung, Lateiniſch wie Erasmus oder Hugo Grotius, Franzöſiſch wie Montaigne und Rabelais, Vlaemiſch wie Keiner. Edgar Quinet, der ihn mit hingebendſter Liebe durchſtudirt hat, ſagt von ihm: „Wenn man ſich die Moquerie eines gläubigen Voltaire vorſtellen könnte, ſo wäre man nicht weit von Marnix. Man müßte das Pittoreske des Rabelais hinzufügen, auf dem ernſten Grunde einer Skizze Pascal's, den geſättigten Stil, das üppige Genie Flanderns, begleitet von den Schlägen der Verwünſchung, die aus einer durch 40 Jahre perſönlichen Kampfes erprobten Seele hervorbrechen. Marnix unternimmt es, in einem einzigen leidenſchaftlichen, gelehrten, ſpöttiſchen Werke alle Waffen zuſammenzutragen, welche jene große Epoche wider den Geiſt des Mittelalters geſchmiedet hat. Er will ein immenſes heiliges Pamphlet verfaſſen, das keine der moraliſchen Wunden der Menſchheit im Dunkel laſſen ſoll, ein Werk des geſunden Menſchenverſtandes und der Gerechtigkeit, das von den Bürgern und vom Volke in den kurzen Pauſen der Ruhe, mitten in den Religionskriegen, geleſen werden wird. In der Ironie wird er mit Erasmus wetteifern, in der Galle mit Ulrich von Hutten, im heiligen Zorn mit Luther, in Jovialität und Uebermuth mit Rabelais." Der Subſcriptionspreis des ſechs Bände beträgt 20 Francs, der ſpätere Preis iſt auf 23 Francs angeſetzt. Beſtellungen (durch Buchhändler leicht zu ermitteln) nehmen an die Herren Albert Lacroix (Verfaſſer des Buchs über Shakſpeare), Rue de la Pepinière 23, und Franz van Meenen (Ueberſetzer Channing's), Rue neuve du Pacheco 31.

Der Nordamerikaner Channing ſcheint zu einem großen Einfluß auf Belgien beſtimmt zu ſein, da ſein Deismus und Unitarismus als wohlthätige Befreiung von der Dogmenfülle willkommengeheißen werden und ſein common sense-Stil alle gedanklichen Schwierigkeiten beſeitigt. Es wird ſo eine Art Kantiſcher Rationalismus hier eingebürgert, von dem aus die Philoſophie erſt anzufangen hoffen darf. Hr. van Meenen überſetzt ſoeben die ſcharfe Kritik Channing's über den erſten Napoleon. Joſeph Boniface (der Advocat Louis de Fré) fußt bei ſeiner ganzen Polemik wider die Ultramontanen lediglich auf Channing; Edgar Quinet bevorwortet den Uebergang en masse aus der katholiſchen Kirche zum unitariſchen Proteſtantismus; und ſelbſt Eugène Sue, der Romantiker, eifert leidenſchaftlich für Channing und deſſen Auffaſſung des Chriſtenthums. Gretchen könnte freilich ihr bekanntes Veto einlegen: „Iſt aber doch kein Chriſtenthum"; das aber hat die Kleriſei zu verantworten, die das Chriſtenthum hinlänglich ungenießbar gemacht hat.

Eugène Sue, deſſen humanitären Eifer man umſomehr anerkennen kann, als dieſer Zweig ſeiner Thätigkeit ihm nichts einbringt, veröffentlicht im hieſigen „National" eine Reihe der heftigſten polemiſchen Briefe über franzöſiſche Zuſtände, worin dem Bonapartismus arg mitgeſpielt wird. Die Philanthropie, welche ziemlich gleichkommt mit der geſellſchaftlichen Ohnmacht, gedachte ſich auch in unſerer Stadt auf Actien zu gründen. Man ging mit

dem Plan um, Häuserbauten für die arbeitende Classe in Entreprise zu nehmen, und wollte diese „sociale Frage“ wie gewöhnlich auf eine anonyme Gesellschaft basiren. Das Ministerium schlug jedoch die Bestätigung ab, nur als der Herzog von Brabant, der jüngste Senator, deshalb die Minister interpellirte, erhielt er von Hrn. Bilain XIIII. die geflügelte Antwort: anonyme Gesellschaften könnten nur zu commerciellen Zwecken anerkannt werden. Das ist nun freilich historisch unwahr hierzulande: denn es besteht eine katholische Anonyme hier zur Beförderung katholischen Unterrichts der armen Jugend. Vielleicht hat der edle Vicomte an der Spitze der Regierung das Commercielle dieses letztern Zwecks richtig herausgefühlt; dann aber konnte er, den Häuserbauern gegenüber, ganz ohne Sorge sein, zu Schaden kommt die Philanthropie heuer selten.

Der Sundzoll ist auch für uns abgeschafft und Belgien kauft dafür Dänemark auf ewig vom holländischen Scheldezoll los. Die auf Dänemark fallende Jahresquote des Scheldezolls deckt die Zinsen des belgischen Ablösungscapitals in puncto Sundzoll.

Notizen.

Ueber die Höhe der Zuschüsse, welche die preußischen Universitäten von Seiten des Staats erhalten, finden wir in den öffentlichen Blättern folgende dem im Hause der Abgeordneten erstatteten Commissionsbericht über den Etat des Unterrichtsministeriums entnommene Angaben. Die Höhe sämmtlicher Zuschüsse beläuft sich auf ungefähr eine halbe Million, genauer 476,249 Thlr. Hiervon erhält Berlin den Löwentheil, nämlich 153,965 Thlr., also fast ein Drittel der ganzen Summe. Berlin zunächst steht Bonn mit 104,400 Thlrn.; dann folgt Breslau mit 79,968 Thlrn., Königsberg mit 79,721 Thlrn., Halle mit 55,445 Thlrn., während die Akademie zu Münster nur 1250 Thlr., Greifswald nur 1200 Thlr. erhält. Dagegen hat Greifswald die höchsten eigenen Einnahmen, nämlich 67,360 Thlr.; auch Halle hat aus eigenem Vermögen eine jährliche Einnahme von 34,613 Thlrn. Bekanntlich hat das Ausgabebudget des preußischen Staats sich in den letzten zehn Jahren fast verdoppelt; es wäre interessant zu wissen, in welchem Maße die Anstalten für Unterricht und Erziehung und namentlich die preußischen Universitäten an dieser Steigerung theilgenommen haben.

Julius Große in München, von dem diese Zeitschrift erst kürzlich wieder einige poetische Mittheilungen brachte, läßt bei Wigand in Göttingen eine Sammlung lyrischer Gedichte drucken. Adolf Stahr eröffnet in den „Hausblättern“ eine Reihe von „Unterhaltungen aus dem Alterthum“; der erste Abschnitt beschäftigt sich mit der Wandmalerei der Alten. Von dem Grafen Poeci, dem liebenswürdigen Münchener Romantiker, ist ein neues, sauber illustrirtes Werkchen: „Das Büchlein A bis Z“ (München, Franz), erschienen.

Eine sehr beachtenswerthe Erscheinung ist der „Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller" (Stuttgart, Cotta); es werden darin nicht nur interessante Einblicke in das innere Getriebe der Restaurationspolitik eröffnet, sondern auch zur persönlichen Charakteristik der beiden Briefschreiber enthält derselbe manche neue und lehrreiche Einzelheit. Von Ludwig Häusser's „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes" (Berlin, Weidmann), hat der vierte und letzte Band, bis auf die Bundesacte vom 8. Juni 1815 reichend, soeben die Presse verlassen. In demselben Verlage wird noch im Laufe dieses Jahres der erste Band einer „Geschichte der Hellenen", von Ernst Curtius erscheinen. Professor Rudolf Köpke arbeitet an einer „Deutschen Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit"; dieselbe wird drei bis vier Bände stark werden und ebenfalls im Weidmann'schen Verlage erscheinen. Von dem großen Reisewerk des Dr. Barth (Gotha, J. Perthes) wird der erste Band in den nächsten Tagen erwartet. Dr. Julius Oppert, ein Landsmann Barth's und gleich ihm als Entdeckungsreisender berühmt, gibt eine Beschreibung seiner Wanderungen durch Mesopotamien heraus; das Buch ist Französisch geschrieben und erscheint in Paris.

Schon wieder hat die Universität Tübingen und mit ihr die deutsche Wissenschaft einen schwer zu ersetzenden Verlust erlitten: am 5. April starb Dr. Christian Walz, Professor der Alterthumskunde, ein ebenso gründlicher wie geschmackvoller Gelehrter, der sich namentlich durch seine archäologischen Forschungen die allgemeinste Anerkennung seiner Fachgenossen in und außerhalb Deutschland erworben hat. Auch in Behandlung antiquarischer Gegenstände für das größere Publicum besaß er eine unter den deutschen Gelehrten nicht eben häufige Gewandtheit, wie die zahlreichen Aufsätze beweisen, die er in der „Allgemeinen Zeitung" sowie im „Morgenblatt" veröffentlichte. Der Verewigte war 1802 geboren; es ist dies nächst Köstlin und Schwegler der dritte Todesfall, von dem die Universität Tübingen im Zeitraum weniger Monate betroffen ward. — In Parma starb der berühmte Astronom Professor Colla, 51 Jahre alt.

Von Wittenberg aus wird ein Aufruf verbreitet zur Gründung eines Denkmals für Melanchthon; dasselbe soll in Wittenberg errichtet und wenn irgend möglich zum 19. April 1860, dem 300jährigen Todestage des großen „Praeceptor Germaniae" und Hauptmitarbeiters am Reformationswerk, errichtet werden. — In der Aula der Universität zu Berlin wird auf königlichen Befehl eine Büste des unlängst verstorbenen Mineralogen Weiß aufgestellt; die Ausführung derselben ist dem Bildhauer Heidel übertragen.

Das Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" bringt eine neue Novelle von Levin Schücking, „Die Odalisken". Robert Heller, bekanntlich Redacteur des oben genannten Feuilleton, soll mit einem größern, in der modernen Gesellschaft spielenden Roman beschäftigt sein. Von dem ebenfalls in Hamburg lebenden Bernhard Endrulat, über dessen kürzlich erschienene „Gedichte" (Hamburg, Würger) wir demnächst ausführlicher berichten werden, steht eine größere erzählende Dichtung in Aussicht.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der Hohenstaufen
und ihrer Zeit.

Von **Friedrich von Raumer.**

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr.

Die Verlagshandlung hat bei dieser **dritten Auflage** von Friedrich von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" den **Preis um ein Bedeutendes gegen früher ermäßigt** — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. —, in der Absicht, das berühmte, der allgemeinsten Verbreitung würdige Werk dadurch immer weitern Kreisen des deutschen Volks zugänglich zu machen und in dieser **wohlfeilen Volksausgabe** — die zugleich eine Ausgabe „letzter Hand" bildet — möglichst viel in den Privatbesitz gelangen zu lassen. Diese Absicht scheint auch vollständig erreicht zu werden, indem die Ausgabe sich bereits eines bedeutenden Absatzes erfreut. Um die Anschaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, erscheint diese dritte Auflage in 12 Halbbänden zu 15 Ngr., die in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen zu erhalten und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erster bis achter Band. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

Vermischte Schriften. Drei Bände. 8. 1852—54. 8 Thlr. 10 Ngr.

An die Besitzer älterer Auflagen des Conversations-Lexikon.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden von der Verlagshandlung des Werks, F. A. Brockhaus in Leipzig, gegen die neueste zehnte Auflage direct oder durch Vermittelung irgendeiner Buchhandlung umgetauscht, und zwar wird

1) gegen portofreie Einsendung eines Exemplars irgendeiner frühern Auflage und eines Geldbetrags von 12 Thalern ein Exemplar der zehnten Auflage, deren Subscriptionspreis 20 Thaler ist, geliefert;

2) werden auch Exemplare früherer Auflagen, an denen einzelne Bände fehlen oder unvollständig sind, umgetauscht, jedoch nur gegen besondere Entschädigung von ½ Thlr. für jeden fehlenden oder unvollständigen Band.

Ausführlichere Auskunft enthält ein Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist und auch auf frankirte Zuschriften von der Verlagshandlung franco übersendet wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 18.** 30. April 1857.

Inhalt: Ueber den Alp. Von Dr. J. Goldschmidt. — Was man in Paris verzehrt. Von J. E. Horn. II. — Erloschene Kohlen. Gedicht von Julius Große. — Literatur und Kunst. Kunstgeschichte. („Daniel Chodowiecki's sämmtliche Kupferstiche. Beschrieben, mit historischen, literarischen und bibliographischen Nachweisungen, der Lebensbeschreibung des Künstlers und Register versehen von W. Engelmann.") — Zur Kenntniß des alten und neuen Griechenland. (Vischer, „Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland".) — Chrestomathien. („Pharus am Meere des Lebens"; „Saat und Garben" und „In einsamen Stunden"; Schaub, „Aehre und Garbe"; Wohlfahrt, „Pädagogisches Schatzkästlein".) — Correspondenz. (Aus Breslau. — Aus Köln.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber den Alp.

Von

Dr. **J. Goldschmidt.**

„Träume sind Schäume"; — gleich Blasen aus Seifenschaum gaukeln sie eine Weile buntschillernd, um dann spurlos vor dem Lichte des Tags zu verschwinden. Die Zahl der Träume, die einen tiefern Eindruck machen, deren Bild sich nach dem Erwachen nicht verwischt, vielmehr noch längere Zeit nachher sich lebendig in der Erinnerung erhält, ist verhältnißmäßig sehr gering. Zu ihnen gehört vor allen der Alp, dies eigenthümliche Traumbild, das allen Völkern der Erde bekannt ist, das unter den verschiedensten Benennungen im grauen Alterthum, im Mittelalter wie in der Gegenwart mit gleichen oder wenigstens sehr ähnlichen Umrissen gezeichnet wird. Der gespenstische Alp geht durch alle Jahrhunderte und durch alle Völker; nur der Name wechselt, die Grundzüge seiner Erscheinung bleiben überall dieselben und dürfte es wol schon deshalb nicht ohne Interesse sein, dies wunderbare Traumbild, das seit Jahrtausenden schon so manches Menschenherz ängstigte, ein wenig näher kennenzulernen. Doch bevor wir uns zur Betrachtung desselben wenden, müssen wir ein paar Worte über Wachen und Träumen vorausschicken.

Bene, bene,
Dignus es intrare
In nostro docto corpore,

ruft in Molière's „Malade imaginaire" das Collegium der Aerzte dem Examinanden zu, der auf die Frage, woher es komme, daß Opium Schlaf bewirkt, die Antwort gibt: weil in ihm eine ſchlafmachende Kraft liege,

Quia est in eo
Virtus dormitiva,
Cujus est natura,
Sensus assoupire.

Dieſe Antwort macht uns noch heute lachen und zwar nicht nur wegen des Küchenlateins, in dem ſie abgefaßt iſt, ſondern noch mehr wegen der hochtönenden Phraſen, hinter denen ſich die Unwiſſenheit des angeblichen Gelehrten birgt. Und doch, bei Licht beſehen, haben wir Epigonen verzweifelt wenig Urſache, über die Unwiſſenheit der gelehrten Aerzte zu Molière's Zeit zu lachen. Auch heutigentags noch ſprechen wir ganz unbefangen von der ſchlafmachenden Kraft des Opiums und haben doch ebenſo wenig wie unſere Vorgänger eine Ahnung davon, woher es nun eigentlich kommt und wie es zugeht, daß das Opium Schlaf bewirkt. Die materiellen Veränderungen im Organismus, die zum Zuſtandekommen des Schlafs nothwendig, ſind uns heute noch ſo unbekannt wie zu Molière's Zeiten; wir haben noch keinen Begriff von der Revolution, welche im Organismus vorgehen muß, bevor aus dem wachenden Menſchen ein ſchlafender, aus dem ſchlafenden ein wachender wird. Allerdings iſt eine ganze Reihe von Hypotheſen aufgeſtellt worden, um das Zuſtandekommen des Schlafs zu erklären: aber alle ſind unhaltbar. Ohne uns daher bei denſelben aufzuhalten, mag es an dieſer Stelle genügen, einen Blick auf die Erſcheinungen zu werfen, durch welche der Zuſtand des Schlafs ſich von dem des Wachens hauptſächlich unterſcheidet.

Die Nerven der Sinne ſowie alle diejenigen Nerven, deren Aufgabe es iſt, durch Fortleitung der Eindrücke zum Großen Gehirn, dem Organ des Bewußtſeins, die Verbindung des Individuums mit ſeiner Umgebung zu vermitteln, verlieren beim Schläfrigwerden allmälig die Fähigkeit, ihre Aufgabe zu erfüllen. Die Eindrücke der Außenwelt mit ihren mannichfachen Reizen werden beim Einſchlafen immer ſchwächer; nur einzelne ſtärkere Reize zeigen ſich im beginnenden Schlaf noch wirkſam und erregen eine mehr oder weniger deutliche Empfindung, bis endlich im feſten Schlafe die Nerven gar keinen Eindruck mehr von der Außenwelt zum Bewußtſein gelangen laſſen, ſodaß das Individuum vollſtändig iſolirt iſt. Für das Bewußtſein iſt aber nicht nur Das Außenwelt, was außerhalb des Organismus vorgeht: ſondern alle Empfindun-

gen, die durch Vorgänge innerhalb des leiblichen Organismus erweckt werden, z. B. die durch Blutandrang bewirkten Lichtempfindungen, das Gefühl von Schmerz, Hunger und Durst u. s. w., sind dem Bewußtsein ebenso wol Außenstehendes als die Empfindungen, welche durch Eindrücke von Gegenständen der Außenwelt hervorgerufen werden. Nicht alle Nerven, welche die Empfindung vermitteln, schlafen gleichzeitig ein, noch schlafen alle gleich tief und ebenso erwachen sie auch nicht alle zu derselben Zeit. Vielmehr schlafen diejenigen Nerven, welche Eindrücke aufnehmen von den Vorgängen im Innern des Organismus, später ein als die nach außen gehenden Empfindungsnerven, die Sinnesnerven und auch unter diesen letztern wiederum schlafen die Geschmacks-, Geruchs- und Sehnerven früher ein als die Nerven des Gehörorgans.

Gleichzeitig aber verliert der Einschlafende auch die Kraft, die Muskeln willkürlich zusammenzuziehen und dadurch Spannung und Bewegung der äußern Organe zu bewirken; der Kopf sinkt auf die Brust, die Arme fallen nieder. Auch diejenigen Nerven, deren Aufgabe es ist, die zum Bewegen der Organe nöthige Zusammenziehung der Muskelfasern zu veranlassen, schlafen nicht alle gleichzeitig ein. Zuerst erschlaffen die Muskeln der Extremitäten, später die des Rückens. Am längsten erhalten sich aber diejenigen Bewegungen, welche die Physiologie die „reflectirten" nennt: das sind solche Bewegungen, die infolge einer Empfindung auch im Wachen ohne eigentliches Bewußtsein, ohne entschiedenen Willen erfolgen, z. B. das Krümmen aus Schmerz, Niesen und Husten beim Reiz der Nasen- und Lungenschleimhaut. Sowie der Schlaf jedoch fest ist, treten auch diese reflectirten Bewegungen sehr zurück. Im leichten Schlaf allerdings husten wir noch und führen die Hand zur Nase, wenn sich eine Fliege daraufsetzt; auf dem Gesicht des Festschlafenden dagegen luftwandeln die Fliegen ohne Störung.

Das Große Gehirn, das Organ der geistigen Thätigkeiten, schläft viel später als die Nerven, die dazu bestimmt sind, Eindrücke von der Außenwelt aufzunehmen und als diejenigen, die auf geistige Impulse äußerliche Bewegungen vermitteln. Wenn im leichten Schlaf schon nichts oder wenig mehr von der Außenwelt zur Empfindung gelangt, dann steigen noch tausend Bilder und Vorstellungen in uns auf, die an Lebhaftigkeit denen im Wachen wenig oder nichts nachgeben. Erst allmälig, wenn der Schlaf ein tieferer wird, verlieren die Vorstellungen an Deutlichkeit und Lebendigkeit; die Bilder, welche aufsteigen und untersinken, werden immer dunkler und farbloser, bis endlich im tiefen Schlafe die geistige Thätigkeit ganz zurücktritt. Erst nach einer längern oder kürzern Dauer des festen Schlafs beginnt sie wieder zu erscheinen, wenn wir dem Erwachen uns nähern.

Während im Schlafe das animale Leben zurücktritt, dauert das vegetative Leben ungestört fort. Alle Functionen, die der Vegetation dienen, Athmen, Blutumlauf, Verdauung ꝛc. feiern auch im tiefsten Schlafe keinen Augenblick. Im ruhigen Gange des wachen Lebens gehen alle diese Functionen im Organismus vor sich, ohne eine lebhafte Empfindung zu erregen, ohne daß wir uns ihrer bewußt werden. Der Gesunde weiß in der Regel nicht einmal anzugeben, in welcher Gegend des Leibes sein Herz oder sein Magen sich befindet. Nur dann, wenn die vegetativen Organe, Lunge oder Darm ꝛc. krank sind oder wenn sie auf anormale oder ungewöhnliche Weise functioniren, wecken sie Empfindungen und drängen sich dem Bewußtsein auf.

Da die Nerven, welche die vegetativen Organe mit dem Großen Gehirn verbinden, beim beginnenden Schlaf noch lange Zeit befähigt sind, Empfindungen zu vermitteln, wenn die Sinne und diejenigen Nerven, welche sich an die Außenseite des Körpers verzweigen, keine Eindrücke der Außenwelt mehr aufnehmen, so ist die im Schlafe fortdauernde Thätigkeit der vegetativen Organe die vorzüglichste Veranlassung der Träume. Die dadurch entstehenden Empfindungen wecken die entsprechenden Vorstellungen. Diese letztern verknüpfen sich mit den in der Seele vorhandenen, mit dem Inhalt des wachen Lebens und wandeln sich zu neuen Vorstellungen, den Traumbildern, um.

Die geistigen Thätigkeiten sind dieselben im Traume wie im Wachen, die Vorstellungen verknüpfen sich ganz auf gleiche Weise, wir urtheilen und machen Schlüsse hier wie dort. Auf die offenen Sinne des Wachenden wirken aber die mannichfaltigsten Gegenstände seiner Umgebung unaufhörlich wechselnd ein und rufen die verschiedensten Vorstellungen hervor. Im Traum hingegen bei gehemmter oder aufgehobener Thätigkeit der Sinne wird der größte Theil der Vorstellungen aus dem früher aufgespeicherten Inhalt reproducirt. Bei abgeschlossener Außenwelt bedarf es nur eines leichten Anstoßes durch eine Empfindung, um eine langandauernde buntgemischte Reihe von Vorstellungen in uns hervorzurufen, die im wachen Leben nicht aus dem Schlummer hervorkönnen, da dort die uns umgebende Welt stets neue Bilder und Vorstellungen uns aufdrängt, welche die im Hintergrund ruhenden nicht zur Geltung kommen lassen. Es muß hier die Bemerkung eingeschaltet werden, daß auch der Wachende nicht die Gegenstände der Außenwelt selbst wahrnimmt, sondern daß nur die in den Sinnesorganen geweckten Empfindungen zu seinem Bewußtsein gelangen. Wir legen in der Regel viel zu viel Gewicht auf die sogenannte Objectivität der Erscheinung. Die Bilder und Vorstellungen, die infolge eines Sinneneindrucks augenblicklich in uns erwachen, sind so lebhaft und mächtig, daß wir die nächste Ursache derselben, die materiellen Veränderungen in den Sinnesorganen,

überſehen und allein das außer uns liegende Moment berückſichtigen, das doch nur die entfernte Veranlaſſung des Eindrucks iſt. Hören wir hinter uns einen Wagen rollen, ſo drängt ſich uns plötzlich die Vorſtellung einer drohenden Gefahr auf; die Erſchütterung im Ohre, durch die wir allein den Eindruck gewahrten, bemerken wir gar nicht. Leute, die an Ohrenbrauſen oder an ſchlechten Geruchsempfindungen infolge organiſcher Störungen leiden und denen dieſe Krankheitserſcheinungen neu ſind, ſehen ſich immer nach den äußern Gegenſtänden um, die in ihnen dieſe Sinnesempfindungen weckten. Gewöhnt, daß ähnliche Sinnesempfindungen durch äußere Gegenſtände hervorgerufen werden, legt auch die Phantaſie die Urſache derſelben nach außen hin. Erſt dann, wenn ſie an die genannten krankhaften Sinnesempfindungen gewöhnt ſind, lernen ſie erkennen, daß das Geräuſch und der üble Geruch durch Vorgänge innerhalb des Organismus entſteht und daß es eine reinſubjective Empfindung iſt. Aehnlich iſt es im Traume. Die veränderten Zuſtände im Organismus, mögen ſie nun veranlaßt ſein, vermittels der noch nicht völlig ſchlafenden Sinnesorgane, durch einzelne lebhafte Bewegungen in der Außenwelt, oder durch die fortdauernde Thätigkeit der vegetativen Organe, drängen ſich dem Bewußtſein auf, das wieder, wie es im Wachen gewohnt iſt, die Urſache der Empfindung nach außen hin verlegt, und nur ſolche Vorſtellungen werden aus dem Schatze der im Bewußtſein ruhenden wach, die dem entſprechend ſind. An dieſen nun knüpfen ſich wieder neue ähnliche Vorſtellungen; es bilden ſich daraus Urtheile und Schlüſſe, deren Unrichtigkeit nicht erkannt werden kann, da die Sinne, deren Thätigkeit ausgeſchloſſen iſt, nicht helfen können, den Irrthum zu berichtigen.

Alles, was im Traume in uns vorgeht, legen wir deshalb nach außen hin und alle Traumbilder halten wir für wirkliche Erlebniſſe. Eine Krankheitserſcheinung, welche die Aerzte Illuſion nennen, beruht auf einem ähnlichen Zuſtande. Wie im Traume des Geſunden werden hier im Wachen die Eindrücke, welche die innerhalb des Organismus vorgehenden Veränderungen hervorrufen, auf einen äußern Gegenſtand bezogen und dadurch entſteht eine Reihe von eigenthümlichen, meiſt ſchreckerregenden Phantaſiebildern, indem die kranken Sinnesorgane ebenſo wie die ſchlafenden nicht fähig ſind, ſich zu überzeugen, daß nicht äußere Gegenſtände in ihnen die Sinnesempfindungen wecken. Eine leichte Störung der normalen Herzbewegung oder eine geringe Athemhemmung, die wir wachend wenig empfinden würden und die hier ohne irgend erheblichen Eindruck hervorzurufen unſerm Bewußtſein ſehr bald wieder entſchwinden würde, ruft im Traume eine Reihe der lebhafteſten Vorſtellungen hervor. Eine leichte Krankheitserſcheinung z. B. die durch Anſammlung von Gaſen in der Bauchhöhle bewirkte Hemmung des Athmens,

wiſſen wir im Wachen gleich als ſolche zu deuten. Wir kennen dieſelbe als eine häufig vorkommende und ganz ungefährliche Geſundheitsſtörung, werden dadurch nicht afficirt und warten geduldig ab, bis ſich der Zuſtand verloren hat; auf den Lauf unſerer Vorſtellung wirkt ſie wenig ein. Im Traume dagegen, wo wir die Urſache unſerer Empfindung nach außen verlegen, drängt ſich mit der Empfindung des Drucks gleichzeitig die Vorſtellung auf, daß dieſer durch eine äußere Gewalt veranlaßt ſei, und es erheben ſich die wunderbarſten Phantaſiebilder. Zu dieſen gehört vor allen Dingen das Traumbild des Alp.

Eine dunkle, häßliche, geſpenſtiſche Geſtalt ſchlüpft in das Gemach des Schlafenden, ſetzt ſich an ſein Bett, ſchwingt ſich ihm dann plötzlich auf die Bruſt, beklemmt ihm den Athem und ſucht ihn zu erſticken. Der Schlafende müht ſich mit allen Kräften, einen Angſtſchrei auszuſtoßen oder um Hülfe zu rufen, er ſucht mit Hand und Fuß ſich des Ungethüms zu erwehren, oder ihm zu entfliehen, oder durch Bewegung des Körpers es abzuwerfen. Aber vergebens, all ſein Mühen iſt eitel; die Sprache iſt ihm verſagt, kein Laut entwindet ſich der beklommenen Bruſt, Arme und Beine ſind gelähmt und alle Muskeln des Leibes verſagen ihren Dienſt. Dieſer angſtvolle Zuſtand dauert ſolange, wie der Schlaf dauert und hört erſt mit dem Erwachen auf.

Da die geiſtigen Thätigkeiten im Traume dieſelben ſind wie im Wachen, ſo rufen auch die Vorſtellungen, die im Wachen mit Affecten verbunden ſind, auch im Traume die entſprechende Gemüthsbewegung nach ſich. Was uns im Wachen erfreut und betrübt, erfreut und betrübt uns auch im Traume. Es kann demnach nicht ausbleiben, daß im Traum, in dem wir uns von einer fremden Gewalt erfaßt wiſſen, die ſchon vorhandene unbehagliche körperliche Stimmung ſich zur wahren Angſt umgeſtaltet. Dieſe Angſt ſteigert ſich aufs höchſte, wenn, wie dies in der Regel der Fall iſt, im Träumenden das Streben erwacht, ſich dieſer Gewalt zu erwehren oder ihr zu entfliehen und er ſich dann der unheimlichen Macht ganz preisgegeben fühlt. Denn es fehlen, wie ſchon erwähnt, dem Schlafe des Geſunden (im Schlafwandel und in ähnlichen krankhaften Zuſtänden iſt es anders) die gewollten Bewegungen und nur die reflectirten bleiben, das ſind diejenigen Bewegungen, zu deren Zuſtandekommen es keiner Vorſtellungen bedarf.

Da die Anlage zu ſolchen Störungen der im Schlaf fortdauernden Thätigkeit der vegetativen Organe allen Menſchen gemeinſam iſt, ſo ſind unter Umſtänden Menſchen unter allen Himmelsſtrichen und zu allen Zeiten dieſen wie ähnlichen Träumen (von einer Höhe herabfallen, fliegen ꝛc.), die von einem innern Zuſtand herrühren, unterworfen. Dieſe Traumbilder aber, zu denen ſolche krankhafte Vorgänge im Innern den Anſtoß geben, ſind bei jedem Menſchen nach ſeinem Lebensalter, nach

seiner Bildungsstufe, kurz nach seiner ganzen Entwickelungsgeschichte verschieden gestaltet. Wie den Träumen aller Art gibt das von den Vorstellungen des Tags durchdrungene Bewußtsein auch dem Traumbilde des Alps seine eigenthümliche Gestalt. Leuten, die wachend sich vor Hunden und Katzen fürchten, nimmt er leicht die Form eines dieser Thiere an. Einer meiner Kranken, auf den die wilden Bestien einer Menagerie einen tiefen Eindruck gemacht hatten, fühlte mehre Nächte nacheinander einen Tiger sich auf seine Brust wälzen, und ein Reiteroffizier sah deutlich ein wildes Pferd, mit dem er sich am Tage beschäftigt hatte, im Traume auf sich springen und gleichzeitig fehlte ihm alle Kraft, dem Unthier auszuweichen. Kurz in der heutigen Zeit nimmt bei den Gebildeten, die den Glauben an Gespenster und Spukgestalten verloren haben, der Traum selten oder niemals die Gestalt eines Kobolds an. Wer im Wachen nicht an diese glaubt, dem erscheinen sie auch nicht im Traume. Mancher, der wachend mit Bestimmtheit und wiederholt sich vorstellt und es sich entschieden klar gemacht hat, daß ihm niemals, wenn er am Alpdrücken leidet, von außen her Gewalt angethan wird, sondern daß der ängstliche Traum nur durch krankhafte Zustände seines eigenen Organismus veranlaßt wird, verlegt auch im Traum die Ursache seiner Qual nicht nach außen hin; er weiß auch im Traume, daß ihm träumt und sehnt sich nach dem vollen Erwachen, da er weiß, daß mit demselben der beängstigende Zufall sein Ende erreicht.

Krankheiten, die plötzlich und unerwartet mit dunkler unerklärlicher Gewalt ins gesunde Leben hereinbrechen und die Menschen einzeln oder massenhaft niederwerfen, wurden zu allen Zeiten göttlichen oder dämonischen Einflüssen zugeschrieben. Auch heute noch in der Mitte des klaräugigen 19. Jahrhunderts ist die größere Masse der gebildeten Nationen der Erde noch in diesem Glauben befangen. „He is in leeger (böser) Gewalt", heißt's hierzulande, wenn Jemand an einer unerklärlichen Krankheit schwer daniederliegt. Die Sprache personificirt solche Krankheiten, macht sie zu bestimmten bösen Wesen. Wenn Jemand schwer am kalten Fieber oder an Epilepsie leidet, so heißt's hier: „Det Fefer hett em mächtig anfat" (angefaßt), „Det böse Wesen (Epilepsie) hett em ganz unner."

Es konnte deshalb nicht ausbleiben, daß eine Krankheitserscheinung wie der Alp, die so plötzlich den Gesunden erfaßt, die ihn, der noch kurz vorher vollkommen Herr seiner Glieder war, an allen Gliedern gefesselt hält, die überdies Nachts, wo die Geister ihr Wesen treiben, auftritt, nicht dämonischen Gewalten zugeschrieben werden sollte, daß sie nicht selbst zu einem Dämon personificirt würde. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, wenn aller Orten und aller Zeiten auch heute noch der Theil der Bevölkerung, der in dem Zustande der Kindheit verharrt, der an der

Cultur unſers Jahrhunderts wenig oder gar keinen Antheil nimmt, die Krankheit für einen Dämon hält, deſſen Beruf und Luſt es iſt, die Menſchen im Schlafe zu quälen. Ebenſo wie andere Götter oder Dämonen nach ihren verſchiedenen Berufsarten oder nach der Aufgabe, die ſie zu erfüllen haben, im Glauben des Volks eine ganz beſtimmte eigenthümliche Geſtalt annehmen, ſo hat auch dies Nachtgeſpenſt, deſſen Geſchichte wie die Mythen von dem Thun und Treiben anderer Gottheiten im Volksmunde lebt, ſeine ganz beſtimmte Geſtalt. Iſt in den Sagen eines Landes dieſe Geſtalt einmal feſtgeſtellt, hat das wache Bewußtſein der Bevölkerung das vollkommen abgerundete Bild in ſich aufgenommen und befeſtigt, dann tritt es bei einer leichten Athemhemmung des Schlafenden als Traumbild ganz in derſelben Geſtalt auf und kehrt als ſolches bei gegebener körperlicher Veranlaſſung nach kürzern oder längern Zwiſchenräumen ganz gleichförmig wieder, wie mannichfach verſchieden auch die Gedanken waren, mit denen das Tagesleben noch außerdem erfüllt war.

Obwol die Träume bei jedem Individuum ſich verſchieden geſtalten, nach der Verſchiedenheit ſeiner leiblichen und geiſtigen Bildung und nach der Verſchiedenheit der Gedankenwelt, in der es ſich bewegt, ſo dürfen wir uns doch nicht wundern, daß das Alpgeſpenſt aller Zeiten und aller Orten unter denſelben Umriſſen gezeichnet wird und durch Zeit und Ort ſeines Erſcheinens nur eine ſehr wenig veränderte Geſtalt erhält. Er erſcheint ſtets als ein ſehr häßlicher Kobold. Da ſchlecht und häßlich Begriffe ſind, die im Volksbewußtſein ſich beinahe decken — Hexen ſind die häßlichſten alten Weiber, die böſen Stiefſchweſtern und Stiefmütter der Sagen ſind faſt nie ſchön —, ſo kann ein Kobold, deſſen Treiben ein böſes iſt, keine ſchöne Form haben. Er iſt eine Nachtgeſtalt, ſein Aeußeres ſtets dunkel und ſchwarz. Er bewegt ſich mit ungeheurer Schnelligkeit, da ſein Hereinbrechen ſtets ein plötzliches, unerwartetes iſt. Ἐφιάλτης von ἐφιάλλεσθαι (hinaufſpringen) und πνιγαλίων von πνίγειν (erdrücken) hieß der Alp bei den Griechen. Plinius nennt das Alpdrücken ludibria faunorum, Spiele der Faunen, der häßlichen, neckiſchen und ſinnlichen Feldgötter.

Unſere deutſchen Vorfahren bevölkerten ihre ganze Umgebung mit zahlloſen kleinen neckiſchen Weſen, den Wichten und Elben, die theilweiſe nicht größer waren als der Daum eines Erwachſenen, zum größten Theil aber die Statur eines kleinen Kindes, ein greiſenhaftes, häßliches Geſicht mit lebhaften feurigen Augen, mit ſtruppigem Bart und langem grauem Haare hatten. In Haus und Hof, in Küche und Keller, in Wald und Flur trieben die kleinen Kobolde nächtlicherweile ihren Spuk. Ihnen iſt die Gabe verliehen, ſich unſichtbar zu machen und außerdem können ſie, wenn ſie mit den Menſchen in Verkehr treten,

diesen mächtig nützen oder schaden, da sie trotz ihrer Zwergengestalt durch Geisterkräfte Großes leisten können. Es ist ihnen eine Lust, den Menschen allerhand Schabernack anzuthun; auch dann, wenn sie helfend eintreten, geschieht dies selten ohne einen Beischmack schalkhafter Neckerei; wo sie aber ohne oder mit Absicht verletzt sind, da rächen sie sich mit ausgesuchter, rücksichtsloser Bosheit.

Während die Mythen von den alten Göttern und Halbgöttern meistens aus dem Gedächtniß des deutschen Volks verschwunden sind und nur durch die Bemühungen der Gelehrten aus schriftlichen Quellen wieder ans Licht gezogen worden, leben die Erzählungen von dem Thun und Treiben dieser kleinen Geister noch im Volksmunde fort. Vor dem hehren, allmächtigen christlichen Gott erblaßten alle wohlthätigen heidnischen Gottheiten und nur diejenigen, die sich eine Umwandelung in Ausgeburten der Hölle gefallen ließen, können noch in der Erinnerung fortleben. Die weisen, hülfreichen, göttlichen Frauen der alten Germanen vermochten sich nur als Hexen, die mit dem Teufel in Verbindung stehen und von ihm ihre Zauberkraft empfangen, zu erhalten. Ebenso sind in den Volkssagen heutzutage die Elbe und Erdmännchen („Unnerersken", wie sie in Norddeutschland genannt werden) selten noch wie vor Zeiten die harmlosen guten Genien, die den Familien und Häusern, in denen sie heimisch waren, hülfreich Dienste leisteten, sondern es sind meistens pure Ausgeburten der Hölle, denen es Lust und Beruf ist, die Menschen zu peinigen und zu beschädigen.

So mußte denn auch der böse Geist, der plötzlich Nachts die Schlafenden so hart bedrängt und dann, wenn der Geängstigte ihn näher ansehen will, neckend im Nu verschwunden ist, zu dem Geschlechte dieser kleinen Kobolde gehören, er mußte ein Elb oder Alp sein. An die wirkliche Existenz aller andern Elbe glaubt im Volke wol Niemand mehr, anders aber ist es mit dem Nachtalp, wenigstens im Herzogthum Oldenburg, dem Wirkungskreise des Verfassers. Eine große Anzahl der Bewohner unsers Landes schüttelt ungläubig den Kopf, wenn kluge Leute sich die Freiheit nehmen, das Wesen für ein Traumbild zu erklären, das sie mit eigenen Augen gesehen haben. Auch recht viele von Denen, welche zugeben, daß es ein trügerisches Traumbild sei, welches sie nächtlicherweile gequält — „De Droom ist 'n Drogg (Trug), dat is he alltid wäsen unn is he noch —". glauben doch nicht, daß dies ein Uebel sei, gegen welches der Arzt mit seinen Mitteln und guten Rathschlägen Hülfe bringen könne. Sie wenden doch, um sich vor demselben zu schützen, die Mittel an, welche in frühern Zeiten die Kirche und in der gegenwärtigen Zeit die Volksmedicin zur Abhaltung des bösen Geistes empfiehlt. Sie verstopfen das Schlüsselloch oder ein zufälliges Astloch

in der Thür, sie setzen die Pantoffeln so vor das Bett, daß die Spitzen abwärtsgekehrt sind oder sie legen Bibel und Gesangbuch kreuzweise auf einen Schemel vor das Bett.

Der Alp heißt hier Walrüsche, wahrscheinlich zusammengesetzt aus Wal, Leiche und Rüdersche, Reiterin und diese eigenthümliche Benennung kommt nirgends anders als im Herzogthum Oldenburg vor. Hier reitet der kleine behaarte schwarze weibliche Kobold (der übrigens im nördlichen Theile des Herzogthums männlichen Geschlechts ist und hier Walrider heißt) von einem Ort zum andern. Die Pferde, die er zu diesem Ritt gebraucht, sind meistens solche, deren Wartung faulen und verschlafenen Knechten anvertraut ist; sie stehen am andern Morgen abgemattet, zitternd, mit Schweiß bedeckt und mit zerzausten verfilzten Mähnen im Stall.

Zum Schluß will ich noch die körperlichen Zustände andeuten, die dem Alpdrücken zum Grunde liegen. Derselbe tritt nur im Beginn des Schlafes oder kurz vor dem Ende der gewohnten Schlafenszeit ein. Denn der Alp kann nur dann entstehen, wenn der Schlaf ein leichter ist, wenn die geistigen Thätigkeiten nicht völlig zurückgedrängt sind, sodaß noch lebhafte Vorstellungen aufsteigen und Verknüpfungen derselben sich bilden können und außerdem den Nerven noch die Fähigkeit erhalten ist, die durch materielle Veränderungen im Organismus bewirkte Reizung zum Bewußtsein zu bringen. Der Alpdruck erscheint auch im Tagesschlaf, aber hier viel seltener als am Abend. Es ist nicht zufällig, sondern tief in der leiblichen Organisation begründet, daß die späten Abendstunden und besonders die Mitternachtszeit stets für die Zeit gehalten wurde, in denen die Gespenster ihr Unwesen treiben. Wir sind spät am Abend viel reizbarer als am Tage, bei einem leisen Geräusch, das uns am Tage unbemerkt vorübergeht, fahren wir spät Abends heftig zusammen und diese Reizbarkeit steigert sich noch, wenn wir überwacht sind, wenn die gewohnte Zeit des Einschlafens uns noch wach trifft.

Störungen und Hemmungen der Athemfunction und der Herzthätigkeit geben am häufigsten Veranlassung zur Entstehung des Alp. Individuen, die an organischen Krankheiten der Lungen und besonders des Herzens leiden, sind ihm vorzugsweise unterworfen. Doch wie im Wachen Beschleunigung und Stockung im regelmäßigen Gange der Lungen- und der Herzbewegung häufig genug vorkommen, z. B. bei lebhaften Gemüthsbewegungen, so werden sicher auch nicht selten durch lebhafte Träume bei reizbaren Menschen solche Störungen hervorgerufen, die wiederum auf die Gestaltung des Traumbildes mächtig einwirken. Je reizbarer das Individuum leiblich organisirt, je lebhafter seine Phantasie ist, eines desto geringfügigern Anlasses bedarf es, den Alp

hervorzurufen. Das Weib ist deshalb demselben viel mehr unterworfen als der Mann.

Aengstliches Zusammenfahren im Schlafe und Aufschrecken aus demselben beweisen, daß auch jüngere Kinder Zuständen unterliegen, die dem Alp verwandt sind. Doch kann das wirkliche Alpdrücken erst dann eintreten, wenn bei reiferer Entwickelung des Geisteslebens geschlossene Vorstellungsreihen aufgenommen und bewahrt werden. In keinem Lebensalter aber stellt sich der Alp häufiger ein als in dem der Entwickelung. Das Aufleben körperlicher Organe, die bis dahin geschlummert haben, weckt im Menschen eine Masse von Empfindungen, an die sich eine ganze Welt neuer Vorstellungen knüpft, zumal da in diesem Alter auch die Phantasie am lebhaftesten ist. Solche Traumbilder, die in jedem andern Alter nur mit Angst verknüpft sind, erhalten hier oft eine eigenthümliche sinnliche Färbung. Die Buhlschaften des Teufels und der nächtliche Verkehr mit Hexen, dessen sich Jungfrauen und Jünglinge im Mittelalter schuldig wähnten, waren sicherlich häufig nichts Anderes als Alpdrücken. Es ist deshalb nicht ohne Bedeutung, daß im Mittelalter der Alp bei Männern succubus und bei den Frauen incubus hieß.

Die äußern Momente, die zum Eintreten des Alpdrückens disponiren, sind vor allen Dingen solche, die auf die Athemfunction hemmend einwirken, wie eine verdorbene mit Kohlensäure überladene Luft des Schlafraums, und nicht selten trifft es sich dann, daß Alle, die in diesem Raume schlafen, vom Alp ergriffen werden.

Während der italienischen Kriege wurde ein französisches Bataillon in ein verfallenes Kloster einquartiert, welches in dem Rufe stand, daß der Teufel darin umgehe. Sämmtliche Soldaten, die auf Stroh auf dem Fußboden gelagert schliefen, erwachten mit Geschrei und sagten aus, daß sie den Teufel gesehen, der in der Gestalt eines großen zottigen Hundes zur Thür hereingekommen und ihnen auf die Brust gesprungen sei. Die Offiziere, die bei den Soldaten im Zimmer aufrechtstanden und wachten, sahen natürlich nichts. Die verdorbene Luft, die wegen ihrer Schwere sich am Fußboden hielt, wirkte auf alle Schlafende auf gleiche Weise athemstörend ein und allen erschien dasselbe Traumbild, das alle gleichmäßig durch die frühern Erzählungen in sich aufgenommen hatten.

Alles, was die normale Ausdehnung der Lungen mechanisch hindert und dadurch das Athmen stört, prädisponirt ebenfalls zum Alpdrücken, wie enganschließende Kleidung (Corset), vorgerückte Schwangerschaft und Ueberfüllung und Ausdehnung der Eingeweide, zumal wenn der Schlafende auf dem Rücken mit niedrig gelagertem Kopfe ruht. Denn wie im Wachen die Athembeschwerden bei Asthmatikern viel geringer werden,

wenn ſie Kopf und Oberkörper erheben, ſo tritt auch das Alpdrücken ſeltener in dieſer Stellung als in der horizontalen Rückenlage ein. Die häufigſte äußere Veranlaſſung zum Alpdrücken gibt deshalb eine reiche Abendmahlzeit, bei der ein feuriger Wein die Phantaſie aufregt. Wer gern von dieſem läſtigen Uebel verſchont bleiben will, der befolge die alte Regel der Salernitaniſchen Schule: Willſt du eine ruhige Nacht, ſo genieße Abends wenig! Ut sis nocte levis, sit tibi coena brevis!

Was man in Paris verzehrt.

Von

J. E. Horn.

II.

(Vgl. „Deutſches Muſeum", 1857, S. 16 fg.)

Die Gelehrten ſind bekanntlich nicht ganz einig über die Frage, welches der Urſprung des Symbols des „Galliſchen Hahns" ſei; die gewöhnlichſte Annahme iſt, daß das lateiniſche Homonym Gallus, welches den Hahn und den Gallier bezeichnet, die alleinige Veranlaſſung des Sinnbildes gegeben. Gaſtronomen können dieſer Anſicht nicht beitreten, vielmehr ſehen ſie ſich genöthigt, den Urſprung jener Bezeichnung auf die allgemeine Vorliebe der Franzoſen für die Gattung der Gallinaceen zurückzuführen. Sie haben dabei den Vortheil, die Zweifler auf Chroniken und Kalender der älteſten Zeiten verweiſen zu können, welche Documente den unwiderlegbaren Beweis führen, daß keine andere Thiergattung in der Ernährung der Franzoſen von jeher ſo populär war als das zahme Geflügel. Und ſo iſt es auch noch heute. In keinem Lande der Welt vielleicht verwendet der Landmann eine gleiche Sorgfalt auf den Hühnerhof wie in Frankreich. Beſonderer Gegenſtand dieſer Sorgfalt ſind die Truthühner. Noch nicht zufrieden mit den trefflichen Eigenſchaften, welche die Natur dieſen intereſſanten Zweifüßlern hat angedeihen laſſen, hat ſich die Kunſt ihrer bemächtigt und macht ſie zu Märtyrern, unter dem Vorwande, die Race zu veredeln. Man verhindert ſie, ſich zu reproduciren, verurtheilt ſie zur pennſylvaniſchen Iſolirtheit, wirft ſie in dunkle Löcher, füttert ſie, gleichwie die Kannibalen ihre Gefangenen, lediglich um ihnen einen ungewöhnlichen Embonpoint zu geben und ſie dann den pariſer Feinſchmeckern mit oder ohne Trüffeln zu überliefern. Wenn wir ſagen Feinſchmecker, ſo meinen wir die Pariſer im Allgemeinen; denn kaum dürfte ſich eine beſcheidene Haushaltung finden, welche nicht einige male im Jahre einen Truthahn an den Spieß ſteckte. So wie im nördlichen Europa die Gans das altherkömmliche Weihnachtsgericht iſt, ſo iſt dies in Frankreich der Truthahn. Wie un-

dankbar die Welt ist, zeigt sich recht schlagend an diesem Geschöpfe. Die Franzosen verdanken die Uebersiedelung dieses kostbaren Thiers den Jesuiten und doch hat man die ehrwürdigen Väter des Landes verwiesen, wo sie einst eine Art Musterhühnerhof für jene indischen Bewohner besaßen. In der Volksüberlieferung lebt übrigens diese Wohlthat der Jesuiten, trotz der Sue'schen Romane, noch fort; in einzelnen Gegenden nennen nämlich die Bauern den Truthahn un jésuite. Weniger lecker, deshalb aber auch den kleinen Börsen zugänglicher und somit noch viel verbreiteter sind die gewöhnlichen Hühnerarten. Heinrich IV. stellte sich bekanntlich das Problem, Frankreich zu solchem Wohlstande zu bringen, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn in seinen Suppentopf werfen könne. Das Problem ist bis auf den heutigen Tag noch ungelöst geblieben: doch steht soviel fest, daß jetzt der Verbrauch an Geflügel weit über das Doppelte von Dem beträgt, was er vor 60 Jahren betrug. Paris allein verzehrt jährlich gegen 7 Millionen Kapaunen, Hühner, Truthühner, Enten, Gänse, Tauben und wie diese geflügelten Geschöpfe sonst heißen; d. h. also, es kommen im Durchschnitt auf jeden Bewohner etwa fünf Stück Geflügel jährlich. Indessen, wie man sieht, fehlt jährlich noch 47 Sonntagssuppentöpfen jedes Parisers das Huhn.

Das Wildpret erscheint in Paris fast ausschließlich auf den Tafeln der Reichen. Eine unverständige Forstwirthschaft hat die Wälder in Frankreich so gelichtet, daß das Wild kein Obdach mehr darin findet, während die frühern schlechten Jagdgesetze dazu beigetragen haben, die Fortpflanzung der Thiere zu beschränken. Es scheint fast wie Ironie, wenn die Polizei alljährlich im Februar die Jagd im Seinedepartement für einen gewissen Zeitraum untersagt. Das Verbot kommt weniger den Thieren zustatten, als es vielmehr eine Anzahl müßiger Leute einer wirklich unschuldigen Motion beraubt. Denn wo fände der Sonntagsjäger wol im jeweiligen Umkreise von Paris Wildpret, es sei denn, daß man ein Paar verirrte Kaninchen oder Lerchen mit diesem klangvollen Namen belegen will. Nichts Komischeres, als den Pariser eine Jagdpartie antreten zu sehen. Zunächst wandert ein kleines Capital in die Tasche des Schneiders für Jagdcostüm, lange Kamaschen, Sammetkappe mit obligaten Goldborten; desgleichen in die Tasche des Sattlers und Waffenfabrikanten für Büchse, Waidtasche, Gürtel, Hirschfänger und sonstige Utensilien. Der moderne Nimrod wirft sich dann in sein Costüm und spaziert auf die Straße herunter, damit seine Nachbarn ihn auch schauen; in den Jagdmonaten kann man namentlich Sonnabend Abends auf den Boulevards den Anblick dieser „wilden" Jäger genießen. Von dem Augenblick an, wo der pariser Jäger seine Wohnung verläßt bis zu dem Augenblicke, wo er heimkehrt, ist sein Leben in völliges Dunkel gehüllt. Bis auf diesen Tag ist Niemand, der sich rühmen

könnte, einen pariſer Sonntagsjäger auf der Jagd geſehen zu haben; Nimrod verſchwindet für zwei bis drei, oft mehr Tage, erſcheint dann plötzlich wieder und legt ſeiner Gattin irgendein gutes Stück Wildpret zu Füßen. Gewiß iſt, daß, könnte das Thier ſprechen, es für die Unſchuld des Jägers zeugen würde. Das Wildpret, welches in Paris verzehrt wird, kommt meiſt aus den nördlichen und weſtlichen Departements; außer den reichen Privathäuſern ſind die Reſtaurants aller Claſſen die Hauptabnehmer. Wir ſagen „Reſtaurants aller Claſſen“: denn alle kaufen Wildpret, nur ſetzen es nicht alle ihren Gäſten vor. So ein Rehbock iſt nämlich ein treffliches Aushängeſchild; der Speiſewirth kauft oder miethet ein Thier — man leiht und miethet Alles in Paris —, bürſtet und reinigt es und hängt es vor ſeinem Schaufenſter auf, falls er nicht Platz genug hat, um es in maleriſcher Poſition vor dem Eingange auf dem Boden auszubreiten. Das argloſe Publicum ſchließt von dieſem trügeriſchen Rehbock auf die Speiſekarte, denkt, wo ſolche Leckerbiſſen zu finden, könne es nicht ſchlecht ſein und folgt der Lockſpeiſe. Tagelang werden die Hungerigen mit demſelben Rehbock geſpeiſt, endlich verſchwindet letzterer und macht einem neuen Schauthiere Platz. Welches Thier eigentlich den Speiſenden vorgeſetzt wird, iſt bisjetzt noch nicht genau ermittelt; die Angaben ſchwanken zwiſchen dem Pferde und der Kuh, vielleicht haben ſie beide Recht. Wenn nun trotz dieſer unſchuldigen Täuſchungen jährlich $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Wildpret in Paris verzehrt werden, ſo zeigt dies, daß die Zahl Derjenigen, welche 5 Francs für einen Haſen, 50 Francs für einen Rehbock oder 10 Francs für einen Faſan übrighaben, nicht ſo gering iſt.

Vermöge ſeiner Lage in der Nähe der Küſte und zahlreicher Flüſſe iſt Paris mit Fiſchen des ſüßen wie des ſalzigen Waſſers in großer Fülle verſorgt. Die Locomotive führt der Hauptſtadt um fünf bis ſechs Uhr Morgens die Cruſtaceen, Muſcheln und Fiſche zu, welche in der Nacht erſt ihrem Elemente entzogen worden ſind. Auf Auſtern ſind die pariſer Gourmands ganz beſonders lüſtern und da der Preis für das Dutzend ſelten 40 — 60 Cent. überſteigt, ſo dürfen ſelbſt beſcheidene Börſen ſich häufig dieſen Luxus erlauben. Wer zur Zeit des Diner nur eine ſtundelang in einer Reſtauration zweiten oder dritten Ranges verweilt, der kann ſich leicht einen Begriff machen, welche ungeheure Menge von Auſtern täglich in Paris verſchlungen wird. Man trifft hier nicht ſo gar ſelten Leute, welche einige Dutzend dieſer Thiere als hors d'oeuvre vor der Suppe verzehren, ohne daß dies im mindeſten ihren Appetit vermindert. Berechnungen zufolge wiegen Fleiſch und Waſſer von einem Dutzend ein viertel Pfund; die Zahl Derjenigen, welche zwei Dutzend verzehren, iſt ſehr groß, dieſe Leute haben alſo ihren Magen ſchon mit einem halben Pfund Speiſe beſchwert, ehe ſie

nur die Suppe berührt haben. Hieraus ergibt ſich am deutlichſten, wie wenig ernährend jene Muſcheln ſind. Der Geſammtverbrauch an Auſtern beläuft ſich jährlich auf über 72 Millionen Stück, mithin kämen durchſchnittlich 60 Stück auf den Kopf. Es iſt wol unnöthig hinzuzufügen, daß dieſe Durchſchnittsberechnung namentlich in einer Stadt wie Paris eine trügeriſche iſt; wie will man eine ſolche Berechnung aufſtellen in einer Stadt, wo es täglich viele Tauſende gibt, die mit einem Stück Brot zu Mittag ſpeiſen, während ebenſo Viele 20 Francs und darüber für ihr Diner ausgeben.

Zwei Fiſcharten ſind ganz beſonders die Lieblinge des Spießbürgers, nämlich der Aal und der Gründling (goujon), vornehmlich aber letzterer. Wenn unſer Bürger Sonntags mit Kind und Kegel an den Ufern der Seine und Marne den Schatten ſuchen geht — wir ſagen: ſuchen, gefunden wird dieſer Schatten dort nicht —, ſo beſchließt er ſeinen Spaziergang ſelten, ohne ſich eine matelotte oder ein Gericht goujons frits vorſetzen zu laſſen. Kenner, welche die Reihen dieſer Gründlingeſſer und die Maſſen der vorgeſetzten Gründlinge gemuſtert haben, verſichern, daß nicht ein Viertel dieſer Fiſche je nur exiſtirt habe. Woher ſtammen ſie aber? Dieſelben Kenner behaupten, daß, gleich wie Minerva aus dem Schenkel des Zeus entſproſſen, ſo der Gründling aus dem Meeraal entſteht. Vermittels einer mit ſcharfen Kanten verſehenen Form ſchneidet der Speiſewirth aus dem Fleiſche des Aals ſoviele Gründlinge als möglich, rollt ſie in Mehl ein, wirft ſie in die Pfanne in Geſellſchaft einiger weniger wirklicher Gründlinge, bedeckt ſie mit einem mächtigen Buſche Peterſilie, läßt ſie braten und — le tour est fait, die Pſeudofiſche täuſchen Augen und Magen des friedlichen Bürgers.

Welchem Bewohner einer großen Stadt iſt es nicht mindeſtens einmal begegnet, daß er, Luxus und Raffinement ſeiner Hauptſtadt fliehend, eine Partie über Land machte, irgendein Dorf aufſuchte, welches nicht auf der großen Landſtraße liegt, um dort, nachdem er Bewegung und Luft genügend genoſſen, ein ſogenanntes frugales ländliches Mahl einzunehmen? Er wird endlich ein Bauerhaus erreicht und vor allen Dingen nach einem Labetrunk verlangt haben. Was kann man wol Beſſeres auf dem Lande begehren als ein Glas Milch? Milch wird es alſo geweſen ſein, welche der ſtädtiſche Wanderer verlangt hat. Wir möchten zehn gegen eins wetten, daß, wenn das Dorf nicht mindeſtens 10—12 Meilen weit von einer großen Stadt abgelegen war, die ſtereotype Antwort geweſen iſt: „Wir haben keine Milch, die wandert nach der Stadt auf den Markt, mit Ausnahme der wenigen Tropfen, die wir zu unſerm eigenen Bedarf zurückbehalten.“ Und ſo iſt es in der That. Nirgends genießt man weniger die Gaben der Natur als gerade bei den Bauern

in der Umgegend großer Städte; das beste Schlachtvieh, das beste Gemüse, die besten Früchte werden in die Stadt gesandt.

Bleiben wir einen Augenblick bei der Milch stehen. Der Städter, der also die Milch nicht auf dem Lande findet, kehrt nun nach der Stadt zurück, um dort seinen Trunk zu suchen. Verlorene Mühe! Mag er es anstellen wie er wolle, er wird im Naturzustande wenigstens nicht finden, was er sucht. In dem Augenblicke, wo die Milch den heimatlichen Kuhstall verläßt, wird ihr Dasein ein völlig mysteriöses. Den Anstrengungen und der Aufopferung des Gelehrten wird es sicherlich einmal gelingen, die Quellen des Weißen Nil zu entdecken; wir zweifeln, daß es je gelingen werde, das Thun und Treiben der Milch während ihrer Wanderung vom Pachthofe bis zur Kehle des Consumenten aufzuklären. Die officielle Statistik belehrt uns Pariser, daß jeder von uns durchschnittlich täglich etwas über ein Viertel Litre Milch verzehrt; diese Berechnung wird nämlich einfach nach der Menge der durch die Barrière eingeführten Milch aufgestellt, zu welcher alsdann die von den in Paris selbst befindlichen Kühen gewonnene Menge hinzugerechnet wird. Allein nichts Trügerischeres als diese Zahlen. Es braucht keines großen Scharfblicks, um zu errathen, daß jeder Litre Milch, ehe er noch zur Stadt gelangt, mindestens einen Doppelgänger erhalten hat, der aus seinem Fleisch und Blut gezogen worden ist. Der Viehzüchter liefert dem Milchgroßhändler ein Getränk, das schon weit von seinem Naturzustande entfernt ist; der Großhändler rächt sich dafür, indem er dem Détailverkäufer den gleichen Streich spielt; der Détailverkäufer läßt seinen Consumenten büßen; letzterer aber büßt doppelt oder dreifach, da die Milch, ehe sie in seine Tasse gelangt, noch dem Milchjungen, häufig auch noch dem Portier und dem Dienstmädchen durch die Hände geht. Welcher Behandlung die Milch in allen diesen Stadien unterzogen wird, das, wie gesagt, ist in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Glücklich die ärmste, welche nur die Wasserprobe zu bestehen hat. Allein in Correctionstribunalsverhandlungen ertönen ziemlich oft die Namen: Cichorienkörner, Caramel, Ringelblumenstaubfäden, Mandelkleie, Mehlkleie, Mehl, Kartoffelmehl, Alles Dinge, welche dazu dienen, die verdünnte Milch entweder zu färben oder zu verdicken und so den Betrug zu bemänteln. Die Sache klingt für den Unbetheiligten ziemlich komisch und doch hat sie ihre sehr ernste Seite! Ein Siebentel der Individuen, welche jährlich in Paris sterben, erliegt der Lungenschwindsucht. Hat sich die Medicinalstatistik wol schon mit der Frage beschäftigt, ob nicht die Verfälschung eines so wichtigen Nahrungsmittels wie die Milch einigermaßen an dem häufigen Vorkommen jener Krankheit schuld ist? Mit welcher Umsicht gehen nicht die Aeltern bei der Wahl einer Amme zuwerke; würde wol nur Einer daran denken, sein Kind einer Amme anzuver-

trauen, bei der sich auch nur das geringste Symptom der Schwindsucht zeigte? Kein Mensch kümmert sich aber um den Zustand der Milch, welche zum allergrößten Theile die Nahrung der Kinder ausmacht. Auch die Strafgesetzgebung thäte wohl, diesem Gegenstand einige Aufmerksamkeit zu schenken. Man straft einen armen Teufel, der aus Hunger ein Brot stiehlt, mit einigen Monaten Gefängniß, und einen Händler, welcher wissentlich eine ganze Generation vergiftet, mit 10—100 Francs Geldbuße und höchstens einmal mit vier Wochen Einsperrung.

Der Butter geht es in Paris nicht viel besser als der Milch. Die feine Butter soll bekanntlich eine gelbe, ins Orangefarbene spielende Farbe haben, weil dies das Zeichen ist, daß die Kühe mit saftigen und aromatischen Kräutern genährt worden sind. Die Händler wissen dies und wenden allerlei Künste auf, um jene Farbe zu erzielen; Spargelsamen, Ringelblumen, Orlean, Schwalbenwurz, Ranunkeln und viele andere Blumen sind die hierbei am häufigsten angewandten Farbestoffe. Und dies sind erst die unschuldigsten Kunstgriffe; jene Pflanzen sind der Gesundheit nicht entschieden schädlich. Andere Händler, denen es mehr um die Vermehrung der Quantität als um eine Täuschung in der Qualität zu thun ist, versetzen die Butter mit Kartoffelbrei, mit Roggenmehl, mit gerösteter Milch, ja — so unglaublich es scheinen mag — zuweilen mit Talg. In Vergleich mit solchem Betrug ist ein gewöhnlicher Kunstgriff, nämlich das Vermengen guter mit schlechter Butter, eine durchaus unschuldige Sache.

Im Capitel von Milch und Butter muß auch der Käse Erwähnung gethan werden. Paris verzehrt jährlich nicht weniger als zehn Millionen Pfund Käse aller Art. Verfälschungen dieses Nahrungsstoffs sind schwierig und jedenfalls nicht lohnend; die Käsehändler klagen denn auch stets über schlechte Zeiten und geringen Verdienst — der erlaubte Profit ist im Handel und Wandel selten bedeutend. Vergessen wir endlich nicht die Eier, welche neben Milch, Butter und Käse von den crêmiers feilgeboten werden. In frühern Zeiten war das Ei ein Nahrungsmittel, welches sich der Arbeiter sehr wohl erlauben durfte. Vor 1789 kostete ein Ei selten über 3—4 Cent.; heute kostet es 10 Cent., d. h. es ist ein Luxusgegenstand geworden, mit welchem der gemeine Mann nur selten Bekanntschaft macht. Nichtsdestoweniger verbraucht Paris jährlich neun Millionen Stück jährlich, wovon allein zwei Millionen auf das Osterfest kommen. Um diese Zeit nämlich färben die Verkäufer eine große Anzahl Eier roth, grün oder gelb und bieten sie als oeufs de pâques feil, zum Ergötzen der Kinder, welche die bunte Farbe anlockt.

Der Leser, welcher zuweilen pariser Restaurants besucht und einigermaßen die Nomenclatur der Speisekarten studirt hat, wird sich erinnern,

in der Rubrik Gemüſe einen beſondern Abſchnitt mit der Aufſchrift Primeurs bemerkt zu haben. Nur einzelne Feinſchmecker vielleicht mögen ſich nach der Bedeutung dieſer Aufſchrift erkundigt haben; die beſcheidenen Eſſer werden, abgeſchreckt durch die fabelhaften Preiſe jener Artikel, das Capitel ſchnell übergangen haben. Man kann in Paris Alles für Geld haben und nur in Paris kann man dies: denn nur dort finden ſich Lebemänner genug zuſammen, um eine Reihe von Induſtrien möglich zu machen, von denen man anderwärts nur durch Hörenſagen eine Ahnung hat. In die Zahl dieſer Induſtrien gehört die der jardiniers primeuristes, eine Induſtrie, welche ſich damit beſchäftigt, alle Arten von Gemüſe den Reichen in der Jahreszeit zu liefern, wo die betreffende Gattung nicht naturwüchſig iſt. Die verſchiedenen primeurs haben in den Rechnungen der Gärten und der Reſtaurants ihren Kalender. Grüner Spargel iſt von October bis Ende März primeur. Im November beginnt die Periode des weißen Spargels, deſſen künſtliches, koſtbares Daſein bis Anfang April dauert. Vergeſſen wir nicht, daß die primeurs unter ſich noch in Kategorien zerfallen, nämlich in haute-primeur und primeur-simple. So z. B. ſind grüne Bohnen haute-primeur vom 10. Februar bis 30. März; von da ab bis Anfang Juni, nämlich dem Zeitpunkt, wo dieſe Gemüſeart auf natürlichem Wege gereift iſt, iſt ſie primeur-simple. Weiße Bohnen ſind vom 1. Mai bis 15. Juli primeur. Schotenerbſen werden von den primeuristes nicht mehr gezogen, weil ihnen Algier, Marſeille, Bordeaux und Tours mit ihren natürlichen Producten ſeit Einführung der Eiſenbahnen zu ſtarke Concurrenz machen. Auch Melonen, Gurken, Blumenkohl, verſchiedene Salatarten, Mohrrüben, Radieschen u. ſ. w. werden von den primeuristes gezogen und den Liebhabern ein bis zwei Monate früher geliefert, als dies durch die gewöhnlichen Mittel möglich wäre. Ueber den Verbrauch dieſer primeurs ſind bisjetzt nur Wahrſcheinlichkeitsberechnungen aufgeſtellt worden und auch dieſe nur über die vornehmſten Arten. So ſchätzt man den Verbrauch von weißem Spargel auf 31,000 Pfund, den der grünen Bohnen auf 800 Pfund und den der weißen Bohnen auf 850 Pfund. Der Spargel koſtet durchſchnittlich 12 Francs, häufig aber bis zu 30 Francs das Bündel; grüne Bohnen werden mit 10 Francs das Pfund und weiße Bohnen mit 2 Francs das Pfund bezahlt. Das Hauptverdienſt dieſer Kunſtproducte — Gaben der Natur kann man ſie doch ſchwerlich nennen — beſteht in den meiſten Fällen darin, daß ſie viel Geld koſten und ſomit der Eitelkeit der Gaſtgeber ſchmeicheln. In dieſer Beziehung ſtrebt Paris mehr und mehr dem alten Rom nach. Gewiſſe Bankette der Chauſſée d'Antin erinnern an jene römiſchen Gaſtmähler, wo Fiſche und Vögel zu Tauſenden gezählt werden konnten, wo man ein Gericht Gehirn von 500 Straußen oder ein Gericht von

Zungen von 5000 Singvögeln auftrug und wo die Wein-Amphoren ihr Taufzeugniß auf dem Bauche trugen, wie Horaz es erzählt in dem Verſe: O nata mecum consule Manlio!

Erloſchene Kohlen.

Gedicht

von

Julius Groſſe.

Gehe, liebe Tochter, hole Kohlen
Von der alten Nachbarin am Platze.
Tief ſchon ſank die Dämm'rung und die Schatten
Schleichen rieſenlang im ſtillen Haus um
Und mich ſchauert's. Hüte fein die Kohlen
Vor dem Luftzug; iſt die Sonn' hinunter,
Macht ſich auf der Abendwind vom Meere.
Hüt' dich ſelber auch: denn bald nun biſt du
In den Jahren, wo ein Lippenhauch ſchon
Flammen auffagt in der ſtillen Seele.
Hab' ich es doch ſelbſt an mir erfahren,
Wie auf Erden Höll' und Himmel brennen!
Einſtmals war ich jung und reich geſegnet,
Wie nur je ein Weib. Du biſt die jüngſte;
Meine Kinder alle nahm ein Gott mir,
Weil zu ſchön ſie waren für die Erde,
Weil zu ſtolz ich ſelbſt auf ſie geweſen.
Ja, geſehen hab' ich beſſ're Tage,
Als ich noch aus Silber trank und Golde,
Als noch Seide deckte meine Hüften,
Schmelz und Blumen meine Locken ſchmückten.
Jene Zeit des Glanzes und der Reue
Kommt in ſtiller Nacht mir oft im Traume,
Furchtbar ernſt wie ein Meduſenantlitz,
Himmliſch ſüß wie Maientagesanbruch,
Da ich wandelte in Jugendſchönheit,
Die zum Fluch und Elend mir geworden.
Denn die Männer wiſſen, daß wir ſchwach ſind,
Wenn wir Einen in das Herz geſchloſſen.

Meine erſte Liebe war ein Fremdling,
Ein Barbar, doch aus berühmtem Hauſe,
Der in meinem Mund die ſtolze Sprache
Romas alſo ſchön fand, ſie zu lernen.

Und die Sprache ward zu Amor's Köcher;
Raſch aus tauſend todten ſtumpfen Worten
Wurden ſoviel tauſend Liebespfeile,
Daß er Glut gewann, obgleich er kalt war.
Denn er kam aus jenem blaſſen Lande
Jenſeit unſ'rer mitternächt'gen Berge,
Wo die Nebel zieh'n an wilden Strömen
Und der Sturmwind peitſcht gezackte Wolken.
So wie Nebel war auch ſeine Seele,
Aber unſtet ſtürmiſch war ſein Werben
Und er trieb es nach des Nordens Sitte,
Wo die Frauen Heiligen gleich geachtet,
Weil ſie kalt unnahbar ſich verſchließen:
Daß auch ich erhab'ner mich gedünket
Und vergaß, wie niedrig ich geboren,
Wenn ich mit ihm fuhr im reichen Wagen,
Wenn Geſang erklang vor meinem Fenſter!
Gänzlich lebte er von meinen Blicken
Und ein leiſes Wort war ihm Befehl ſchon.
Doch ich liebt' ihn wahrhaft, heiß und heftig
Mit der Glut der Jugend hing ich an ihm,
Der mich ſelbſt zu achten erſt mich lehrte.
Kurze Zeit nur hab' ich ihn beſeſſen:
Denn gar bald begann er tief zu grübeln,
Daß er nichts als glücklich nur geweſen
Und er ſchreckte feig von meinen Lippen;
Zu gewaltig war ihm meine Liebe
Und zu ſchwach die Flügel ſeiner Seele,
Daß ſie ſich verſengt an meinen Flammen.
Und ſo ſtieß er herzlos mich ins Elend,
D'raus er mich zuvor emporgehoben. —
Geſtern als ich ging nach Santa-Croce,
Um zu beichten, hört' ich eine Stimme,
Hohl und zitternd. Eiſig überlief's mich:
Blaß und geiſterhaft war er geworden,
Als ein armer Mönch ſeit langen Jahren
Und ich bin gegangen ungebeichtet.
Denn er hätte mich nicht löſen können,
Er nur, er iſt ſchuld an meinem Unglück!
Merke das und liebe nie die Schwärmer,
Die dich erſt zur Göttin machen wollen
Und dann ſchnöd' verlaſſen, wenn ſie ſehen,
Daß du nichts biſt als ein ſterblich Weſen —

Und der Zweite dann, ach hätte Gott mir
Jene Zeit erſpart und ihre Leiden!
Doch es iſt Vorherbeſtimmung Alles,
Nur der erſte Schritt allein iſt unſer. —

Jener Zweite war ein kühner Seemann,
Düſter und tyranniſch war ſein Weſen,
Jäh und heftig ſeine Mannesſeele.
Zwar er konnte lachen, trinken, tanzen
Und mit vollen Händen Gold verſchwenden:
Doch verſchloſſen blieb mir ſeine Seele
Und ein Dämon hauſt' in ihren Tiefen,
Der mich oft aus ſeinen dunkeln Augen
Magiſch hielt wie mit geheimem Zauber
Und mich ſchlug mit unſichtbaren Feſſeln.
Salben bracht' er mir und bunte Früchte,
Die gereift des Morgenlandes Sonne,
Kleine Vögel, die nur paarweis leben,
Wo vordem das Paradies der Menſchheit,
Teppiche gewebt im Mohrenlande,
Seide in Jeruſalem geſponnen,
Gold'ne Schalen, Edelſteine blutroth,
Die ein türkiſcher Corſar getragen.
Denn ſein Schiff, es flog von Sonnenaufgang
Zu des Abendmeeres fernſten Inſeln
Und er kam nur einmal in dem Jahre,
Wenn die Störche kommen aus Aegypten
Und er blieb bei uns drei kurze Wochen.
Auf der Tiber lag ſein ſchlankes Fahrzeug.
Und ich wohnte bei ihm. Schaukelnd wiegten,
Wie das Schiff die Wogen, meine Seele
Süße Träume einer gold'nen Zukunft.
So ward mir die Zeit der Leiden Chriſti
Schon zum Maimond, ehe noch es Mai war.
Doch er weigerte ſich immer ſtandhaft,
Mich auf ſeine Bahnen mitzunehmen
Und er lachte ſtets zu meinen Schwüren,
Lachte zu dem Heiland und der Meſſe.
Ach es lag um ihn ein ſchwarz Geheimniß,
Daß ich oft gezittert und geweinet
Und doch nicht die Bande löſen konnte!
So geſchah's, daß ſchon drei Jahr' verronnen,
Als er landend einſt an der Ripetta
Brachte mit ein Papagaienmännlein
Und es hing am Maſt im gold'nen Bauer.
Und er ſchenkt' es mir als Liebeszeichen
Unſers Lebens in der Zeit der Trennung;
Denn das Weibchen ſei bei ihm zuhauſe.
Doch der dritte Tag war nicht vergangen,
Als es klang wie Flügelſchlag am Maſte
Und das Weibchen kam aus fernem Lande,
Seinem Männchen war es nachgeflogen.
So beſchämten uns die grünen Vögel

Und ſie ſprachen, zankten, pfiffen, ſchrieen
Hundert ſüße Namen in dem Käfig:
Sei gegrüßt Amirala, Zuleika,
Fatime, Zaire, Herz was machſt du,
Auf und tanzt und ſinget, groß iſt Allah!
Sieh, da fiel's wie Binden von dem Aug' mir,
Daß er fern beſaß noch viele Frauen,
Daß er war ein Moslim und ich ſelber
Nur erkaufter Zierde gleich des Harem!
Da erhob ſich Sturm in meiner Seele,
Wuth und Wahnſinn raſt' in meinem Herzen,
Und ich ſtieß ins Herz die gold'ne Nadel
Jenen Vögeln, die uns ſo beſchämten.
Doch ihm ſelber warf ich in der Nachtzeit
Brand ins Fahrzeug, wo er ſchlief im Rauſche;
Schauernd ſah ich's, wie die Flammen flogen
Haſtig, züngelnd, ſprühend in dem Tauwerk
Und ſich eitel ſpiegelten im Strome,
Daß zum hellen Tag die Nacht geworden,
Hell wie meine Seele, die mit Jubel
Ins Geprаſſel ſah und ins Getümmel,
Bis ein langer Todesſchrei erſchollen —
Manchmal hör' ich heut' ihn noch im Traume
Gellen aus der Ferne hohl und ſchaurig!
Damals klang er ſüß: doch meine Perlen,
Meine Seide, Schmuck und Federn warf ich
Zu den Todten nieder in die Wellen
Und entfloh darauf in die Gebirge.
Dieſes merk' und liebe nie die Fremden,
Die mit anderm Gott auch and're Liebe
Tragen neben dir im falſchen Herzen;
Einige Liebe ruht in Einem Gotte!

Doch der Dritte! — Mag die Welt mir fluchen:
Ewig dank' ich's Gott, daß mir beſchert ward
Aller Liebe ſüßeſte auf Erden,
Die noch heiter lächelt in mein Alter.
Jener Dritte war ein kühner Räuber,
Ihn nur einzig liebt' ich wie mein Leben,
Er nur einzig liebte als ein Mann mich,
Treu und ſtark in Freude und im Unglück.
Waren wir ja Beide doch geächtet
Von den Glücklichen und von den Frommen,
Feind den Reichen, Feind den ſich'ren Schelmen,
Die uns ſo in Noth und Schuld getrieben.
Alſo führten wir ein wildes Leben
In des Apennines grünen Schluchten

Und in Felſenhöhlen, an den Feuern,
Bald in bitt'rer Armuth, bald in Fülle,
Daß mit Caſtagnetten, Tamburinklang
Oft Geſang und Tanz ſcholl durch die Nächte.
Denn wir waren Beide ſehr gefürchtet,
Doch noch höher waren wir beneidet.
Damals war ich glücklich; meine Knaben
Lernten laufen an den Brombeerſträuchern,
Herzten, küßten ihre ernſte Mutter,
Daß ich glaubte, Gott ſei mir barmherzig
Um der Kinder unſchuldvolle Liebe.
Doch ſie alle nahm er bald mir wieder,
Weil ſie viel zu ſchön für Menſchen waren,
Weil zu ſtolz ich ſelbſt auf ſie geweſen.
Ach von damals iſt das Leid begonnen
Und bis heute iſt's mit uns gegangen!
In den Sümpfen war es bei Ciſterna,
Wo Raubvögel ſteh'n in hohen Lüften,
Wo Libellen tanzen an den Büſchen,
Doch wo unſichtbar mit Todesgeißeln
Gift'ge Dünſte zieh'n wie Heergeſchwader.
Damals war's, als wir im Kampf gefangen!
Schwer verwundet ward mein Herzgeliebter,
Doch die Ketten ſchmückten ihn wie Perlen.
Sieben Monde lagen wir im Kerker,
Doch nie ſah ich weinen ſeine Augen,
Die noch immer zärtlich auf mir ruhten —
Und als Held ſchritt aufrecht er zum Tode.
An demſelben Tag, da er erſchoſſen,
In derſelben Nacht biſt du geboren.
Viel zu früh, ein Kind der Leiden warſt du,
In den Kerker hab' ich dich getragen,
Doch in Freiheit warſt du einſt empfangen,
Und um dich nur ließ man mir das Leben.
Oede wär's und einſam mir geblieben,
Hätt' ich dich nicht, letztes Liebeskleinod
Meiner alten Tage und Erinn'rung,
Daß ich einmal glücklich doch geweſen!
Alſo war's, was ich in Leid erfahren;
Darum hüte ganz dich vor der Liebe,
Liebe Keinen! Wie wir's auch beginnen,
Leid und Thränen ſind ihr Ende immer.

Geh' nun, liebe Tochter, hole Kohlen,
Völlig ſchon iſt Nacht hereingeſunken.
Doch du weinſt und zitterſt und dein Auge
Flieht die Mutter? Gnädige Madonna,

Längſt geſcheh'n ſchon iſt, was ich gefürchtet!
Gott behüte deine arme Seele,
Selber will ich nach den Kohlen gehen.

Literatur und Kunſt.

Kunſtgeſchichte.

Das „Leben und Wirken des unvergleichlichen Thiermalers und Kupferſtechers Johann Elias Ridinger von G. A. W. Thienemann", über das wir vor einigen Monaten in dieſen Blättern berichteten und das wir bei dieſer Gelegenheit als ein Muſter deutſchen Fleißes und deutſcher Gründlichkeit bezeichnen durften, hat ein würdiges Seitenſtück erhalten in: „Daniel Chodowiecki's ſämmtliche Kupferſtiche. Beſchrieben, mit hiſtoriſchen, literariſchen und bibliographiſchen Nachweiſungen, der Lebensbeſchreibung des Künſtlers und Regiſter verſehen von Wilhelm Engelmann. Mit drei Kupfertafeln" (Leipzig, W. Engelmann). Daniel Nicolas Chodowiecki, geboren 1736 zu Danzig, geſtorben 1801 zu Berlin als Director der dortigen Akademie der bildenden Künſte, zählt zu den merkwürdigſten Erſcheinungen in der Uebergangsepoche aus der Zopfzeit zu den Anfängen der modernen Kunſt; gleich Ridinger gehört er zu den Namen, auf welche das in künſtleriſcher Hinſicht ſonſt ſo verrufene 18. Jahrhundert gerechten Grund hat ſtolz zu ſein. Mit dem berühmten Thiermaler theilt er jene Eigenſchaften, die dem wahren Künſtler zu allen Zeiten unentbehrlich geweſen ſind: innige Hingabe an die Natur, Wahrheit und Treue der Auffaſſung, Naivetät und Friſche der Darſtellung, verbunden mit einem Reichthum der Ideen und einer Mannichfaltigkeit der Erfindungen, von der viele unſerer heutigen Kunſtgrößen kaum mehr eine Ahnung haben. Aber während Ridinger ſich ausſchließlich auf die treue Wiedergabe des thieriſchen Lebens beſchränkte, ſo hatte Chodowiecki ſich das ungleich werthvollere Gebiet des menſchlichen Lebens mit ſeinen Höhen und Tiefen, ſeinen Leidenſchaften und Thorheiten, ſeinen Widerſprüchen und Lächerlichkeiten zum Tummelplatz ſeiner künſtleriſchen Laune erwählt. Auf den Ridinger'ſchen Blättern ſehen uns die Thiere des Waldes, ohne die Eigenthümlichkeit ihrer Gattung jemals aufzugeben, gleichſam wie mit Menſchenaugen an; Chodowiecki's ſatiriſcher Griffel dagegen zeichnet uns das Thier, das im Menſchen ſteckt und deſſen Capriolen um ſo ergötzlicher und lehrreicher ſind, je tiefer es ſich verſteckt und je ehrbarer es ſich zu ſtellen ſucht. Beide haben es auf bewundernswerthe Weiſe verſtanden, auf dem kleinſten Raum, mit den geringfügigſten Mitteln, eine wahre Welt voll Leben und natürlichſter Empfindung darzuſtellen, nur daß auch hier wieder Chodowiecki wegen des unermeßlich reichern und bedeutendern Gegenſtandes als der eigentliche Menſchenmaler den Vorrang behauptet. Beide gleichen ſich ferner in der bürgerlichen Einfachheit ihres Weſens, in der faſt handwerksmäßigen Naivetät und Anſpruchsloſigkeit, mit welcher ſie ihre Kunſt ausüben, ſowie endlich in der ſpielenden Leichtigkeit, mit der ſie ihre Werke in die Welt ſetzen. Von Ridinger beſitzt die Weigel'ſche Sammlung in Leipzig allein gegen 1400 Nummern; noch viel bedeutender iſt Chodowiecki's Fruchtbarkeit,

indem allein die Anzahl ſeiner Kupferſtiche, ganz abgeſehen von ſeinen allerdings nicht zahlreichen Oelgemälden, ſeinen Emaillemalereien ꝛc. ſich auf 2075 Blätter oder Darſtellungen auf 978 Platten beläuft. Chodowiecki war ohne Vergleich der beliebteſte Künſtler im damaligen Deutſchland; ſeine Kalenderbilder, von denen die noch jetzt nicht ganz ausgeſtorbene Gattung der Almanache und Taſchenbücher herſtammt und deren er allein gegen 1300 geliefert hat, machten Epoche, ſelbſt auch in der Literatur. Ueberhaupt waren damals Chodowiecki's Stiche ein unentbehrlicher Schmuck für jedes Buch, das irgendwie ſchon durch ſein Aeußeres die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich ziehen ſollte. In dem ſorgſam gearbeiteten Regiſter der durch Chodowiecki's Grabſtichel verherrlichten Bücher, welches der Herausgeber des obengenannten Werks zuſammengeſtellt hat, fehlt, von Hagedorn, Klopſtock und Thomas Abbt angefangen, faſt kein einziger bekannter Name der damaligen Literatur; Gellert's „Fabeln" und Goethe's „Götz" und „Werther", Claudius' „Wandsbecker Bote", Schiller's „Räuber" und „Cabale und Liebe", Wieland's leichtfertiger „Idris" und die ſehr moraliſchen Romane des Paſtor Hermes — Alles wollte von Chodowiecki illuſtrirt ſein, während zugleich viele unbekannte und an ſich werthloſe Bücher durch ihn gleichſam einen Empfehlungsbrief ans Publicum mit erhielten. Natürlich konnten unter einer ſo ungeheuern Maſſe von Erzeugniſſen nicht alle von gleichem Werthe ſein, die ungemeine Leichtigkeit und Raſchheit, mit welcher Chodowiecki producirte, führte nothwendig zuweilen zu einer gewiſſen Eilfertigkeit und Flüchtigkeit der Behandlung; Chodowiecki war ein zu großer Improviſator, um überall ein durchweg vollendeter Künſtler zu ſein. Aber auch die am flüchtigſten hingeworfenen Blätter enthalten noch immer Züge, welche die Hand des Meiſters verrathen. Chodowiecki iſt der wahre moderne Künſtler; er zuerſt, wenigſtens unter unſern deutſchen Malern und Zeichnern, warf die akademiſchen Regeln kühnlich beiſeite und griff mit kecker Hand unmittelbar hinein in das volle friſche Menſchenleben. Das iſt der eigentliche Kern ſeiner Größe, daß er nicht blos ein vorzüglicher Künſtler war, ſondern auch ein ausgezeichneter Sittenmaler; nicht blos der Kunſtkenner erfreut ſich an ſeinen Darſtellungen, ſondern auch dem Culturhiſtoriker eröffnet ſich in ihm eine reichhaltige Fundgrube und wenn z. B. Nicolai's langweiliger „Sebaldus Nothanker" für den heutigen Geſchmack ſchon längſt nicht mehr genießbar iſt, ſo werden die kleinen kaum zollhohen Figürchen, welche Chodowiecki dazu lieferte und in denen er gewiſſe Typen der damaligen theologiſchen Welt darſtellte, für alle Zeiten ihren Werth behaupten; das Buch ſelbſt kann verlorengehen, ſolange nur die Chodowiecki'ſchen Kupfer dazu erhalten bleiben, wird wenigſtens der Culturhiſtoriker den Verluſt nicht zu beklagen brauchen.

Ueber dieſe Tauſende von Blättern nun, die ſchon zu Chodowiecki's Lebzeiten einen Hauptgegenſtand für den Sammeleifer unſerer Kunſtkenner und Kunſtliebhaber bildeten, gibt das eingangsgenannte Werk des Hrn. Engelmann eine ebenſo genaue wie erſchöpfende Ueberſicht. Allerdings lieferte ſchon 1808 der damalige Kunſthändler Jacoby in Berlin unter dem Titel „Chodowiecki's Werke" ein chronologiſch geordnetes Verzeichniß ſämmtlicher Kupferſtiche des Meiſters: allein bei ſeiner langjährigen Beſchäftigung mit den Werken „des großen Charakter- und Seelenmalers" (wie der Verfaſſer des vorliegenden Werks ihn mit Recht nennt) konnten demſelben die vielfachen Mängel des

Jacoby'schen Verzeichnisses nicht verborgen bleiben und so faßte er denn den Entschluß, dasselbe, wenn auch zunächst nur zu seinem Privatgebrauch, zu vervollständigen, wobei ihn außer seiner eigenen ansehnlichen Sammlung auch die persönliche Ansicht und Benutzung der bedeutendsten anderweitigen Sammlungen in Dresden, Wien, Hamburg, Winterthur, Nürnberg ꝛc. unterstützte. Außerdem standen ihm einige handschriftliche Quellen zugebote, unter denen besonders das von dem Künstler eigenhändig niedergeschriebene Verzeichniß, ferner ein Auszug aus den an Chodowiecki gerichteten Briefen sowie die im Besitz des Verfassers befindliche fast vollständige Correspondenz des Letztern mit dem bekannten Hofmaler Anton Graff in Dresden von Wichtigkeit. Aus der gewissenhaften und vorsichtigen Benutzung aller dieser Quellen nun ist ein Werk hervorgegangen, das an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen läßt und das allen ähnlichen Unternehmungen, sowol was die Zweckmäßigkeit der Anlage als was den Fleiß und die Gediegenheit der Ausführung betrifft, zum Muster dienen kann. Nach einer längern Einleitung, in welcher der Verfasser sich über die von ihm befolgten Grundsätze ausspricht sowie über die Hülfsmittel, die er bei seiner Arbeit benutzt hat, erhalten wir zunächst den Wiederabdruck einer ursprünglich im Kunstblatt zum stuttgarter „Morgenblatt" von 1838 veröffentlichten Schilderung Chodowiecki's als Künstler und Mensch, zu welcher der Verfasser, Professor Weise in Halle, Mittheilungen von der Familie des Künstlers benutzt hat; dieselbe gibt eine gedrängte, doch wohlgeordnete Uebersicht über die äußern Lebensumstände des Künstlers und auch seine Persönlichkeit sowie seine sittlichen Eigenschaften werden uns in klaren und ansprechenden Zügen geschildert. Als charakteristisch für seinen naiven, echtkünstlerischen Standpunkt mag hier das schöne Wort angeführt werden, das er wenige Jahre vor seinem Tode (1799) an W. G. Becker in Dresden schrieb: „Ich liebe nicht, wenn Künstler den Titel Hofrath und dergleichen der Benennung Künstler, Mahler, Kupferstecher, Bildhauer vorziehen, gewöhnlich ist dann bei ihnen die Kunst auch nicht weit her." Es folgt eine Genealogie des Künstlers, ferner eine Uebersicht der ihn betreffenden Literatur, sowie ein Verzeichniß der von ihm existirenden Abbildungen. Danach beginnt dann die Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Platten; dieselbe reicht bis Nummer 950, indem 28 von den oben erwähnten überhaupt als existirend angeführten 978 Platten verätzt sind und durch andere in das Verzeichniß aufgenommene ersetzt wurden. Dabei befolgt der Verfasser die Ordnung, daß er jedesmal zuerst die Ueberschrift angibt, sodann die Maße, ferner bei Darstellungen, welche zu Büchern gehören, die vollständigen Titel der letztern; in diesem Punkt namentlich ist das Buch außerordentlich sorgfältig und fleißig gearbeitet und auch der Bibliograph von Fach wird darin manchen erwünschten Nachweis finden. Daran schließt sich die Beschreibung des dargestellten Gegenstandes, wobei wiederum bei denjenigen Blättern, die zu Büchern gehören, die betreffenden Stellen vollständig abgedruckt sind. Kurze Bemerkungen über die Abdrucksgattung sowie über die zahlreichen verfälschten Abdrücke machen den Beschluß. Mit besonderer Sorgfalt hat der Verfasser die sogenannten „Einfälle" behandelt, d. h. kleine Figuren, Köpfe, Gruppen komischen und ernsten Inhalts, Landschaften, Thiere ꝛc., die der Künstler, während er an der Platte arbeitete, in den Rand derselben einradirte und die dann

ſpäter, nachdem er eine Anzahl von Abdrücken davon für ſich genommen hatte, beim Druck der Platte wieder ausgeſchliffen wurden: eine Gewohnheit, die er ſchon frühzeitig, ſeit dem Jahre 1793 aber, wo ſeine Stiche und namentlich die erſten Abdrücke derſelben bei den Sammlern bereits in hohem Anſehen ſtanden, regelmäßig befolgte und der, wie der Herausgeber verſichert, viele der geiſtreichſten und genialſten Compoſitionen ihren Urſprung verdanken. Den Schluß des Ganzen bilden einige wohlgeordnete Regiſter, darunter namentlich auch das Regiſter der von Chodowiecki geſtochenen Bildniſſe, das ebenfalls zu mancherlei culturhiſtoriſchen, ſelbſt politiſchen Betrachtungen Veranlaſſung gibt. Zur Lectüre für den Laien iſt das auch äußerlich vortrefflich ausgeſtattete Werk nach alledem ſowenig geeignet wie das Buch von Thienemann über Ridinger; wol aber iſt es ein unentbehrliches Hülfsmittel für den Kunſtkenner und Sammler und auch Derjenige, der Chodowiecki's künſtleriſche Thätigkeit einer äſthetiſchen Beurtheilung unterwerfen will, wird ſich dem Verfaſſer zum lebhafteſten Dank verpflichtet fühlen für das reichhaltige Material, das er hier zuſammengetragen und durch das er nicht blos ſeinem Fleiß und ſeinem Kunſteifer, ſondern auch ſeiner kritiſchen Sorgfalt das glänzendſte Zeugniß ausgeſtellt hat. tt.

Zur Kenntniß des alten und neuen Griechenland.

„Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Von Wilhelm Viſcher, Profeſſor an der Univerſität zu Baſel“ (Baſel, Schweighauſer) iſt der Titel eines ſtattlichen Octavbandes, der ſchon durch ſeinen gewichtigen Umfang davor geſichert iſt, den leichtfertigen Erſcheinungen der gewöhnlichen Touriſtenliteratur beigezählt zu werden. Der Verfaſſer, in der philologiſchen Welt rühmlichſt bekannt, liefert darin die Beſchreibung einer Reiſe, welche er im Jahre 1853 durch Griechenland gemacht hat. Das Buch iſt aus Vorleſungen entſtanden, die der Verfaſſer im nächſtfolgenden Winter vor dem gebildeten Publicum der Stadt Baſel gehalten; der Wunſch ſeiner Zuhörer ſowie die freundliche Aufnahme, die einem Bruchſtück über den Parnaß zutheil ward, das er bei der Philologenverſammlung zu Altenburg im Jahre 1854 vortrug, haben ihn veranlaßt, daſſelbe in erweiterter Geſtalt dem Druck zu übergehen. Wir fürchten, dieſe Erweiterung iſt dem Buche nicht vortheilhaft geweſen, wenigſtens inſofern es für das größere Publicum beſtimmt ſein ſoll. Zwar verſichert der Verfaſſer ausdrücklich, keineswegs blos philologiſche Leſer im Auge gehabt, vielmehr für Alle geſchrieben zu haben, die mit allgemeiner Kenntniß der griechiſchen Geſchichte und Literatur ein lebendiges Intereſſe für das Land und Volk in alter und neuer Zeit verbinden. Allein um dergleichen Leſer zu feſſeln, fehlt es dem Verfaſſer nicht nur an Lebendigkeit und Friſche der Darſtellung, ſondern er hat dazu auch den ſpecifiſch gelehrten Intereſſen ein zu entſchiedenes Uebergewicht eingeräumt. Natürlich wollen wir damit keinen Tadel ausgeſprochen haben, ein Jeder reiſt mit den Intereſſen und ſieht die Welt von denjenigen Geſichtspunkten an, die ihm zunächſt liegen und in denen er ſich am meiſten zuhauſe fühlt, und da der Verfaſſer nun ein gelehrter Philolog iſt, ſo iſt es auch ganz in der Ordnung, daß das gelehrte philologiſche Intereſſe bei ihm durchweg die Oberhand behauptet. In der That bietet das Buch in dieſer Hinſicht viel Schätz-

bares und darf als eine dankenswerthe Ergänzung der bekannten Werke von Roß, Ullrichs, Curtius ꝛc., deren der Verfasser selbst überall mit der größten Anerkennung gedenkt, betrachtet werden. Namentlich in dem wichtigen Punkt der Topographie hat der Verfasser höchst genaue und sorgfältige Forschungen angestellt und dadurch manche bisher zweifelhafte Punkte ins Klare gebracht. Auch in der Darstellung derartiger Gegenstände entwickelt er eine anerkennenswerthe Klarheit und Anschaulichkeit; wir verweisen beispielsweise auf seine Darstellung des Schlachtfeldes von Marathon oder auf seine Schilderung der Localität von Salamis, die auch dem nichtgelehrten Leser ein ansprechendes Bild gewährt. Auch die zahlreichen archäologischen und historischen Excurse enthalten ein schätzenswerthes Material, das von den gelehrten Collegen des Verfassers gewiß vielfach mit Dank benutzt werden wird; ebenso die gelegentlichen Beiträge zur Inschriftenkunde. Im Ganzen jedoch hat die Darstellung etwas Eintöniges und Farbloses; das individuelle Element sowie die Detailmalerei von Menschen, Sitten, Landschaften, dieser vornehmste Reiz aller Reisebeschreibungen, tritt zu sehr in den Hintergrund. Von Interesse sind die eingestreuten Bemerkungen über das heutige Griechenland; der Verfasser, dessen Urtheile sonst eben nicht an allzu großer Milde leiden, namentlich was die politische Auffassung betrifft, zeigt sich darin als ein warmer Freund desselben und voll Hoffnung für sein künftiges Emporblühen. „Ich habe", sagt er, „den Griechen durchschnittlich in seiner Weise streng religiös, gastfrei, gefällig und in vielen Beziehungen treu und ehrlich gefunden.... Im Handel und Verkehr ist er sehr betriebsam und gewandt, dabei allerdings gewinnsüchtig und häufig unzuverlässig;.... doch beweist die Achtung, welche zahlreiche griechische Häuser in den ersten europäischen Handelshäusern genießen, hinlänglich, daß er auch im ehrenhaften Geschäftsbetriebe hinter andern Nationen nicht zurücksteht und in Griechenland selbst sind Häuser, denen von Westeuropäern unbedingtes Vertrauen geschenkt wird. Zur See ist bekanntlich der Grieche fähig, mit allen Nationen glücklich zu concurriren. Wo er freies Grundeigenthum besitzt, ist er auch als Landmann fleißig und thätig... Daneben hat er besonders in größern Städten einen Hang zu müßigem Herumstehen und Schwatzen. Er ist stolz und darum findet man im ganzen Lande sozusagen keine Bettler; ich bin, die Blinden und Krüppel ausgenommen, welche an den Straßen sitzen und den Vorbeigehenden um ein Almosen ansprechen, während meines ganzen Aufenthalts in Griechenland zwei mal angebettelt worden....: Er ist aber auch eitel und liebt es sehr, äußerlich glänzend aufzutreten. Bei aller Gewinnsucht ist er freigebig und wohlthätig und das selbst in großartigem Maßstabe, wie es die für ein Ländchen von ungefähr einer Million Einwohner ungemein zahlreichen Stiftungen aller Art beweisen." Der Verfasser spricht den Griechen ferner Aufopferungsfähigkeit, natürliche Intelligenz und Lernbegierde zu, wenn er auch nicht ganz in Abrede stellen mag, daß die Wissenschaft bei ihnen (aber freilich nicht blos bei ihnen) mehr als ein Mittel zu Ehre und Reichthum als um ihrer selbst willen getrieben wird. Ebenso rühmt er ihren Muth, ihre Genügsamkeit und Ausdauer in Strapazen. Der Hang zur Lüge ist weit verbreitet, wird aber kaum als etwas Arges angesehen. Den Grund dafür findet der Verfasser mit Recht in der Unzweckmäßigkeit der religiösen Erziehung und der mangelhaften Ausbildung der Geistlichkeit sowie überhaupt in dem blos me-

chanischen Einfluß, den die Kirche in Griechenland ausübt. Nationalgefühl und Patriotismus sind bei ihnen außerordentlich lebhaft; doch stehen dieser Glanzseite des griechischen Charakters der schon aus dem Alterthum ererbte Parteigeist, unmäßiger Ehrgeiz und die üble Sucht, sich im Staatsdienst zu bereichern, als schlimme Schattenseiten gegenüber. Im Ganzen geht das Urtheil des Verfassers dahin, daß die Griechen alle Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, welche dazu gehören, um unter einer kräftigen, wohlwollenden und gerechten Regierung Tüchtiges zu leisten und die Aufgabe zu erfüllen, welche dem jungen Reich nach der Ansicht des Verfassers von der Geschichte selbst gestellt ist: nämlich für den Fall des dereinstigen Zusammensturzes der europäischen Türkei, der früher oder später unausbleiblich eintreten muß, unter Benutzung aller Hülfsmittel und Entwickelung aller Kräfte sich zum Kern und Anhaltspunkt der neuen Entwickelungen heranzubilden, die dann durch diesen Fleck der Erde mit Nothwendigkeit stattfinden werden. In Betreff der Reiseroute, welche der Verfasser einschlägt, bemerken wir noch, daß er mit einem Dampfer des Oestreichischen Lloyd von Ancona über Korfu, wo ihn die üble Witterung einige Tage zu verweilen nöthigt, nach Athen reist. Von dort macht er die üblichen Rundreisen durch Attika, den Peloponnes und das nördliche Griechenland. Die Rückreise geht über Konstantinopel und die Donau aufwärts, wird indeß in dem vorliegenden Werke, das sich ausschließlich mit Griechenland beschäftigt, nicht näher geschildert. gr.

Chrestomathien.

Mit dem Zeitalter der schwärmerischen Jugendfreundschaften (denn wofür schwärmte die heutige Jugend wol überhaupt noch?!), der Stammbücher und Gedenkblätter, glaubten wir bisher, wäre auch die Epoche der Sentenzensammlungen, der ausgewählten „schönen Stellen" und ähnlicher Werke vorüber. Indessen ein Blick auf die Verzeichnisse unserer Buchhändler lehrt uns, daß wir uns damit im Irrthum befunden haben; fast kein Monat vergeht, ohne daß eine derartige Sammlung ans Licht tritt, ja die buchhändlerische Industrie (und in den meisten Fällen ist es ja doch nur die Industrie, der diese und ähnliche Unternehmungen ihren Ursprung verdanken) scheint es sich zu einer besondern Aufgabe gemacht zu haben, diese einigermaßen veraltete Gattung wieder in Mode zu bringen. In diesem Augenblick haben sich nicht weniger als fünf derartige Werke auf unserm Schreibtisch zusammengefunden. Das umfangreichste darunter ist der „Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Classiker aller Völker", der in fünf Lieferungen von zusammen nicht weniger als 50 Bogen bei Bädeker in Iserlohn erschienen ist. Es ist eine wüste Masse von sehr ungleichem Werth. Insbesondere hat der Herausgeber dem Begriff des Classischen eine ganz unstatthafte Dehnbarkeit beigelegt; nicht nur sind viele der Autoren, bei denen er seine Blumen gepflückt hat, ganz namenlose Gesellen, die auf literarische Geltung nicht den mindesten Anspruch haben, sondern auch unter den einzelnen Sprüchen selbst findet sich vieles höchst Flache und Unbedeutende. Und doch ist der Geschmack und die Strenge der Auswahl das einzige Verdienst, das sich bei Zusammenstellung derartiger Werke überhaupt

geltend machen kann; die bloße Masse kann dafür unmöglich entschädigen, da gute Gedanken bekanntlich nicht gezählt, sondern gewogen werden.

Bei weitem empfehlenswerther sind die beiden bei Guttentag in Berlin erschienenen Sammlungen „Saat und Garben" und „In einsamen Stunden". Dieselben ergänzen sich gegenseitig, indem die erstere eine Blumenlese aus den vorzüglichsten deutschen Prosaikern, die andere aber eine Auswahl poetischer Stücke liefert von Luther, Paul Gerhardt und Andreas Gryphius an bis auf Rückert, Sallet und Kinkel. Beide zeigen ein vorwaltend religiöses Gepräge, besonders die letztere; doch tritt dasselbe ohne Parteirichtung auf, in edler, maßvoller Weise, sodaß das ästhetische Interesse dadurch nirgends beeinträchtigt wird. Auch äußerlich gehören beide Sammlungen, von denen die poetische bereits eine zweite Auflage erlebt hat, zueinander; sie sind höchst geschmackvoll ausgestattet und eignen sich auch in dieser Hinsicht besonders zu Festgeschenken, namentlich für Frauen und jüngere Leser.

Eine ähnliche Sammlung, aber gemischt aus Versen und Prosa, erschien bei G. Mayer in Leipzig: „Aehre und Garbe. Eine Perlenschnur von Ideen, Sentenzen, Reflexionen und Charakteristiken aus deutschem Schriftthum gesammelt und geordnet von J. Schaub." Die Anlage des Werks unterscheidet sich von den oben besprochenen hauptsächlich dadurch, daß neben allgemeinen Sentenzen über Poesie, Kunst, Schönheit ꝛc. auch eine Anzahl specieller Urtheile und Aeußerungen über unsere namhaftesten Dichter mit aufgenommen ist. Freilich können solche Aeußerungen, aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange gerissen, immer nur einen sehr einseitigen Maßstab des Urtheils abgeben; im Ganzen indeß hat sich der Herausgeber auch dieses schwierigsten Theils seiner Aufgabe mit der Belesenheit und dem Geschmack entledigt, welche die ganze Sammlung auszeichnet.

Auf ein specielles Fach beschränkt sich das „Pädagogische Schatzkästlein. Eine Erziehungslehre in den wichtigsten Aussprüchen älterer und neuerer Weisen für gebildete Aeltern und Lehrer von Dr. F. Th. Wohlfahrt, herzoglich sächsischem Kirchenrath" (Gotha, Scheube). Der Name des Verfassers hat in der pädagogischen Literatur einen guten Klang, besonders durch seine „Geschichte der Pädagogik vom praktischen Standpunkte". Das vorliegende Werk bildet gleichsam einen Commentar dazu; die wichtigsten Gegenstände der Erziehungslehre sollen darin unter bestimmten Rubriken durch besonders schlagende und körnige oder sonst bemerkenswerthe Aussprüche alter und neuer Schriftsteller erläutert werden. Wir lassen dahingestellt, ob ein solches Werk, bei dem der Verfasser, wie er ausdrücklich bemerkt, nicht blos an gebildete Aeltern, sondern auch an Schulaufseher, öffentliche und Privatlehrer gedacht hat, ein wirkliches Bedürfniß ist, namentlich für diese letztgenannten Classen, von deren geistiger und ästhetischer Bildung wir in der That zu gut denken, als daß wir glauben sollten, eine derartige Auswahl „schöner Stellen", die denn doch im Ganzen immer nur für halbgebildete, dilettantische Leser berechnet ist, könne ihnen wirklich zum Nutzen gereichen. Aber wenn wir auch in dieser Hinsicht vor der größern praktischen Erfahrung des Verfassers die Segel streichen, so können wir doch nicht den Wunsch unterdrücken, derselbe möchte bei seiner Auswahl etwas strengern Grundsätzen gefolgt sein und mehr den Werth als die Masse des Mitgetheilten ins Auge

gefaßt haben. Viele der hier mitgetheilten Sentenzen verdienen kaum, daß man ſie einmal lieſt, geſchweige denn daß man ſie ſeinem Gedächtniß einprägt oder ſie zum Gegenſtand beſondern Nachdenkens macht. Auch nimmt es ſich, um wenig zu ſagen, etwas wunderlich aus, wenn neben Moſes und Jeſus Sirach, neben Plato und Ariſtoteles, neben Goethe und Schiller auch die Herren Pölitz, Baur, Oeſer, Greverus, Demme ꝛc. unter den „ältern und neuern Weiſen“ aufgeführt werden. Einzelne dieſer angeblichen Gedenkſprüche ſind ſogar bloße rhetoriſche Wendungen, abgeriſſene Phraſen ohne allen tiefern Sinn und Zuſammenhang; ſo z. B. wird in dem Abſchnitt „Muſik“ als Sentenz Nr. 541 die Phraſe aufgeführt: „Gruß ſei dir, allmächtige Harmonie!“ Nun wahrhaftig, um ſich zu einer derartigen Apoſtrophe emporzuſchwingen, braucht man noch kein Weiſer zu ſein, weder ans alter noch aus neuer Zeit. Summa: das Buch iſt, wenn nicht ganz und gar überflüſſig, doch viel zu dickleibig gerathen und können wir dem Verfaſſer, falls daſſelbe deſſenungeachtet zu der Ehre einer zweiten Auflage gelangen ſollte, den Rothſtift nicht dringend genug empfehlen. rn.

Correſpondenz.

Aus Breslau.

April 1857.

R. T. Eine ſo glänzende Saiſon wie die nun beendete hat Breslau ſeit Jahren nicht erlebt. Wir verdanken dieſelbe hauptſächlich, wenn nicht ausſchließlich der Anweſenheit des Prinzen Friedrich Wilhelm, des dereinſtigen Thronfolgers, der bekanntlich für einige Zeit zu uns übergeſiedelt war, um die Führung des 11. Infanterieregiments zu übernehmen und gleichzeitig, wie er auch ſchon früher in Potsdam gethan, an den Sitzungen der Regierung theilzunehmen. Ueber ſeinen erſten flüchtigen Aufenthalt im October vorigen Jahres habe ich Ihnen ſchon in einem frühern Briefe berichtet; wenige Tage nach Neujahr kehrte der Prinz wieder zu uns zurück und zwar diesmal auf längere Zeit. Nachdem die Vorſtellung des Militärs und der Regierung ſowie der Spitzen der übrigen Behörden erfolgt war — die Beamten waren dabei in Uniform befohlen —, nahmen die Feſtlichkeiten ihren Anfang; alle Stände wetteiferten, die Anweſenheit des erlauchten Gaſtes zu feiern. Der Oberpräſident der Provinz, der commandirende General, die reichen Magnaten, deren unſere Provinz bekanntlich eine nicht unbeträchtliche Zahl aufzuweiſen hat, veranſtalteten eine ununterbrochene Reihe von Bällen und andern Feſten, denen der Prinz beiwohnte. Auch die Koryphäen unſerer Handelswelt folgten dem gegebenen Beiſpiel und überall bewegte der hohe Gaſt ſich mit der ihm eigenthümlichen Leichtigkeit und chevaleresken Ungezwungenheit. Mit einer Aufzählung oder Beſchreibung der einzelnen Feſtlichkeiten darf ich Ihre Leſer natürlich nicht behelligen, ſo ſehr auch ſolche wichtige Angelegenheiten, wie z. B. wie viel Tauſende der Ball des Fürſten Y) oder das Brillantenbouquet der Prinzeſſin X gekoſtet, den Tagesklatſch der hieſigen Geſellſchaft beſchäftigen. Nur zwei Feſtlichkeiten mögen hier erwähnt werden, bei denen der Prinz auch mit weitern Kreiſen

in Berührung kam: der Ball, den die Stadt dem Prinzen zu Ehren veranſtaltete und der alljährlich ſtattfindende Börſenſubſcriptionsball. Erſterer wurde in unſerm Theater abgehalten, das dabei trotz ſeiner anſehnlichen Räume ſowie trotz der ſtrengen Auswahl bei Vertheilung der Einladungen und der verkäuflichen Billets (der Preis der letztern war auf drei Thaler das Stück feſtgeſetzt) dennoch faſt überfüllt erſchien. Das Innere unſers ſogenannten Muſentempels war mit entſprechendem Glanz und vielem Geſchmack decorirt — „Das erinnert mich an ein Feſt, dem ich in Venedig beiwohnte", ſagte der Prinz, indem er ſeine Freude darüber wiederholt in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zu erkennen gab. Die Tanzluſt der Jugend freilich fand ihre Rechnung bei dem Feſte nicht; theils fehlte es dazu an Raum, theils war auch die allgemeine Aufmerkſamkeit viel zu ſehr durch den dereinſtigen Thronfolger in Anſpruch genommen, der nach der Polonaiſe langſam unter der Maſſe umherwandelte, welche ihn rings umdrängte und einen hermetiſch geſchloſſenen Kreis bildete, ſo oft der Prinz ſtehenblieb. Er unterhielt ſich dann regelmäßig mit Allen, die in der vorderſten Reihe ſtanden, ſprach überhaupt faſt mit Jedem, der ſich in ſeine Nähe drängte, was beſonders von den Damen in ſehr auffallender Weiſe geſchah. Auf dieſe Weiſe wurden denn Hunderte durch eine Anrede des künftigen Königs beglückt und da dieſe Vorgänge ſich bald darauf bei Gelegenheit des ſchon erwähnten Börſenballs in ganz ähnlicher Weiſe wiederholte, ſo ſind nach dieſer Richtung hin wol ſo ziemlich die Wünſche Aller befriedigt worden.

Und doch nicht Aller. Es herrſcht nämlich bei uns wie in andern größern Städten die Sitte, daß jede Corporation, jede Genoſſenſchaft und jeder Stand alljährlich wenigſtens einen Ball veranſtaltet. Dieſer Gebrauch erſtreckt ſich bei uns ſelbſt bis auf die Droſchkenkutſcher, die Hausknechte, die Lampenputzer und die Nachtwächter, mit dem Unterſchied nur, daß die Bälle der Letztern am Tage ſtattfinden, falls ſie nicht, wie es in dieſem Winter geſchah, überhaupt unterſagt werden. Als nun in dieſem allgemeinen Ballturnus die Unteroffiziere und Gemeinen des 11. Regiments an die Reihe kamen, luden ſie den Prinzen als ihren Chef zu ſich ein. Wirklich nahm derſelbe die Einladung an; er eröffnete den Ball und beglückte auch hier viele der Anweſenden durch eine freundliche Anſprache. Charakteriſtiſch für die Sitten unſerer Zeit und die Alles ausgleichende Macht der Mode war dabei, daß die Tänzerinnen, die faſt ohne Ausnahme dem dienenden Stande angehörten, größtentheils in Atlaskleidern und Ueberwürfen von Flor und ähnlichen koſtbaren Stoffen erſchienen. Und warum ſollten ſie nicht? Sehen ſie ja doch täglich, daß ihre Herrſchaften ſich ſo coſtümiren und kann doch das Bewußtſein, in dem Anzuge einer vornehmen Dame zu ſtolziren, nicht zu theuer erkauft werden, ſelbſt wenn der Preis dafür ein durch jahrelanges Mühen erſpartes Kapital oder noch etwas Koſtbareres ſein müßte. Bald darauf ſollte nun der Böttcherball ſtattfinden und bei der bekannten und eben erſt wieder ſo glänzend bewieſenen Herablaſſung des Prinzen, ſowie bei der großen Popularität, deren er ſich hier erfreut, konnten die ehrſamen Meiſter es ſich natürlich nicht nehmen laſſen, denſelben ebenfalls zu ſich einzuladen. Die Frauen und Töchter, aus deren erfindſamem Hirn ohne Zweifel der erſte Gedanke dazu hervorgegangen war — konnte doch jeder von ihnen das Glück zutheil werden, mit dem künftigen König zu tanzen — kauften

die erfoderlichen Ballanzüge, Alles natürlich in reichſter Auswahl, und harrten voll Sehnſucht des ereignißvollen Abends. Der Abend kam, der erwartete Gaſt aber blieb aus, ließ ſich jedoch durch ſeinen Adjutanten, oder wie Andere erzählen, durch ein ſehr freundliches Handſchreiben entſchuldigen. So mußten die Damen der ehrſamen Böttcherinnung ſich denn für diesmal mit dem Bildniß des Prinzen begnügen, das hier in allen Gewölben in Medaillonform zu haben iſt; nach einem ungefähren Ueberſchlage ſollen ſeit Neujahr 5—6000 Stück davon verkauft ſein und können Sie daraus auf den Enthuſiasmus ſchließen, der ſich der hieſigen Bevölkerung zu Gunſten des Prinzen bemächtigt hat. Viele Damen der guten Geſellſchaft machten anfangs ſogar Miene, das Porträt, das zuerſt bei einer Cotillontour in Aufnahme gekommen war, an einer Schleife auf der Bruſt zu tragen, etwa nach Art des Luiſenordens; in der Folge mögen ihnen denn aber doch wol Bedenken gegen dieſe Art der Huldigung aufgeſtiegen ſein, indem dieſer Brauch bald wieder verſchwand. Auch Confetti, welche der Prinz bei den ihm zu Ehren veranſtalteten Corſofahrten geworfen, wurden begierig geſammelt und als Reliquien aufbewahrt; einem künftigen Hiſtoriker können ſie zugleich als Denkmale der völlig wiederhergeſtellten Loyalität unſerer Stadt dienen, die es ſich vor 10 und 15 Jahren gewiß ſelbſt nicht träumen ließ, daß ſie noch einmal dergeſtalt an der Spitze royaliſtiſcher Begeiſterung ſtehen würde. Daß unter dieſen Umſtänden jedes Wort des Prinzen begierig aufgefangen und in der mannichfachſten Weiſe ausgelegt ward, verſteht ſich von ſelbſt. Als der Prinz auf dem Börſenball bei einigen Damen vorüberging und ihm dabei zufällig der Degen entfiel, ſagte er ſcherzend: „Das bedeutet Krieg; zupfen Sie fleißig Charpie, meine Damen.“ Da nun die Neuenburger Frage damals noch ein ziemlich bedrohliches Ausſehen hatte, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, welches Aufſehen dieſe harmloſe Bemerkung machte und wie viel hundert Köpfen ſie einen erwünſchten Stoff zu den verſchiedenartigſten politiſchen Conjecturen lieferte. In Wahrheit jedoch hat der Prinz, mit wie Vielen er auch geſprochen und wie lange manche dieſer Unterredungen gedauert hat, niemals, ſoweit irgend im Publicum bekannt geworden, eine Bemerkung fallen laſſen, die von irgendeiner Partei zu ihren Gunſten hätte ausgebeutet werden können. Vielmehr war der Gegenſtand ſeiner Unterhaltungen durchweg unverfänglich, der Ton unbefangen und würdig.

Neuerdings hat unſer hoher Gaſt auch den Prüfungen einiger hieſiger Lehranſtalten ſowie einer Sitzung des Vereins für vaterländiſche Cultur beigewohnt. Eine großartige Unternehmung, die ſpeciell unter ſein Protectorat geſtellt iſt, ſieht ihrer endlichen Vollendung entgegen: nämlich eine ſchleſiſche Induſtrieausſtellung, ähnlich derjenigen, die ſchon vor einigen Jahren hier ſtattfand, aber in ihrer Anlage und, wie man hofft, auch in ihren Reſultaten ungleich bedeutender. Das Unternehmen ſtieß gleich anfangs auf große Schwierigkeiten, an denen es beinahe geſcheitert wäre. Die bedeutendſte darunter war, einen hinreichend großen Platz ausfindig zu machen, da unſere Stadt bekanntlich an großen und wohlgelegenen Plätzen nichts weniger als reich iſt. Endlich entſchied man ſich für den Tauenzienplatz; die vorläufige Erlaubniß des Polizeipräſidenten war ertheilt, ſchon war das Baumaterial an Ort und Stelle geſchafft und ſchon ſollte der Bau ſelbſt

beginnen, als plötzlich die königliche Regierung dazwischentrat; der über den Tauenzienplatz führende Weg sei eine dem königlichen Fiscus zugehörige für den öffentlichen Verkehr bestimmte Chaussée und dürfe als solche weder ganz noch theilweise abgesperrt werden. Schon fürchtete man, einen andern geeigneten Platz zur Errichtung des Ausstellungsgebäudes gar nicht mehr auftreiben zu können, da erklärte sich endlich der commandirende General bereit, auf dem in der Stadt belegenen Exercirplatz den erfoderlichen Raum zu bewilligen und da inzwischen auch der Prinz das Protectorat übernommen hatte, so wurde der Aufbau der kreuzförmigen Halle nun unverzüglich in Angriff genommen. Gegenwärtig ist sie bereits zur Hälfte vollendet. Allerdings lassen sich über den praktischen Werth derartiger Ausstellungen sehr verschiedene Ansichten geltend machen. Ich weiß wohl und wir haben es in frühern Jahren hier und anderwärts zur Genüge erlebt, daß auch dabei nicht Alles Gold ist was glänzt und daß die Eitelkeit, die Marktschreierei, der Humbug gerade auf diesen Ausstellungen einen sehr bequemen Tummelplatz findet. Andererseits jedoch steht auch die Thatsache fest, daß unsere erste Industrieausstellung eine außerordentliche Steigerung in der Zahl der Bestellungen, namentlich aus dem Auslande, herbeigeführt und daß die Industrie unserer Provinz seitdem einen durch Zahlen nachweisbaren sehr bedeutenden Aufschwung genommen hat, sodaß wir also als gute Schlesier das Unternehmen nur willkommenheißen können. Da der Beginn der Ausstellung in die Zeit des Wollmarkts fällt, so wird die Zahl der fremden Besucher voraussichtlich sehr beträchtlich sein. Freilich wird der bei uns herrschende Wohnungsmangel, der bereits unter gewöhnlichen Umständen höchst empfindlich ist, dadurch noch fühlbarer werden; schon jetzt rüstet man sich, ganze Etagen in Chambregarnies umzuwandeln.

Ueberhaupt können wir, was die jetzt allgemein so verhängnißvoll werdende Wohnungsfrage anbetrifft, mit den Berlinern dreist in die Schranken treten; in den elegantern Theilen unserer Stadt hat der Miethpreis sich in wenigen Jahren fast verdoppelt und noch immer ist er im Steigen begriffen; ja bei dem jüngsten Quartalwechsel sollen Fälle vorgekommen sein und nicht eben selten, daß Familien, die gern 200 und 300 Thlr. Miethe zahlen, sich genöthigt sahen, in ein Gasthaus zu ziehen, weil sie buchstäblich außer Stande waren, eine diesem Preise und ihren Bedürfnissen entsprechende Wohnung zu finden. Es beruht aber diese Wohnungsnoth bei uns lediglich auf dem starken Anzuge von außen her; allein aus der Stadt Posen sind in diesen Tagen einige 40 jüdische Familien hierher übergesiedelt. Innerhalb der hiesigen Einwohnerschaft dagegen nimmt die Bevölkerung ab. Auch im letzten Jahre hat die Zahl der Todesfälle die der Geburten überstiegen, eine sonst in Preußen unerhörte Erscheinung, die den Ausspruch einer hiesigen medicinischen Celebrität, wonach Breslau die ungesündeste von allen Städten der Monarchie, nur allzu sehr zu bestätigen scheint. Insbesondere ist die hiesige Universität von zahlreichen Todesfällen heimgesucht worden; die Reihe der Verluste, welche sie im vergangenen Halbjahr erlitten, beschloß der Tod ihres Curators, des vormärzlichen Polizeipräsidenten Geheimen Oberregierungsrath Heinke. Sprößling einer altbreslauischen Bürgerfamilie und in jeder Beziehung ein echtes breslauer Kind, hatte er sich in beiden Stellungen viel Liebe und Anhänglichkeit erworben; sein Anden-

ken wird bei der Einwohnerſchaft noch lange in Ehren bleiben. Auch die Kunſt, die ſonſt bei uns eben nicht auf Roſen gebettet iſt, verliert an ihm einen ihrer eifrigſten Beſchützer; nicht nur war ſein Haus hieſigen und fremden Notabilitäten gaſtlich geöffnet, ſondern der Verewigte hat auch durch ſeinen perſönlichen Beiſtand manchem unbekannten oder mittelloſen Talent zu Ausbildung und Bekanntſchaft verholfen. Noch kurz vor ſeinem Tode, der ohne vorhergehende Krankheit ſchnell und ſchmerzlos erfolgte, betheiligte er ſich an dem Zuſtandekommen einer Feſtlichkeit, deren Ertrag für verſchämte Arme beſtimmt war und durch die in der That eine Summe von mehr als 1500 Thlrn. erzielt wurde.

Ob und durch wen die Stelle eines Univerſitätscurators wieder beſetzt werden wird, iſt zur Zeit noch völlig unentſchieden. Von einigen Seiten wünſcht man, der Oberpräſident von Schleinitz möchte das Amt übernehmen; doch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß dieſer hohe Beamte, der ſich mit ſeltenem Eifer der Ausübung ſeines umfaſſenden Amtes unterzieht, zu der ſchon jetzt auf ihm ruhenden Arbeitslaſt noch dieſe neue wird übernehmen können oder mögen. Gegenwärtig iſt der eben Genannte noch in Oberſchleſien, wo wiederum die Rinderpeſt ausgebrochen iſt und zwar an verſchiedenen Orten gleichzeitig. Infolge davon ſind bereits, da ein energiſches Einſchreiten gleich im Beginn der Krankheit die Ausbreitung derſelben allein abzuhalten vermag, große Rindviehbeſtände getödtet worden und ſo hofft man der Seuche für diesmal noch Meiſter zu werden. Die Erſcheinung derſelben in unſerer Provinz iſt um ſo beklagenswerther, als die Wunden, welche wiederholte Miſernten, Ueberſchwemmungen und das vorjährige verheerende Auftreten der Rindviehpeſt dem Wohlſtand unſerer Bevölkerung geſchlagen haben, noch keineswegs ausgeheilt ſind. Glücklicherweiſe laſſen die Ernteausſichten ſich bisjetzt ſehr günſtig an. Die Witterung iſt außerordentlich gut und der Preis des Getreides demzufolge fortwährend im Weichen. Die Nahrungsnoth der untern Claſſen iſt dadurch bedeutend erleichtert und wo das Elend gar zu drückend war, da haben gemeinnützige Anſtalten wohlthätig eingegriffen. So beſonders die allgemeine Speiſeanſtalt, wo für $1\frac{1}{2}$ Silbergroſchen eine Portion Eſſen verabreicht wird, beſtehend aus 5—6 Loth Fleiſch und einem preußiſchen Quart Gemüſe oder Hülſenfrüchte, reichlich genug, um auch den geſündeſten Appetit zu befriedigen. Dagegen fehlt es uns noch an einer allgemeinen Badeanſtalt, die auch dem Armen geſtattete, ſich zu jeder Zeit für eine Kleinigkeit gründlich reinigen zu können; ſolange, wie es bei uns der Fall iſt, auch die billigſten Wannenbäder immer noch zu Preiſen abgegeben werden, die für die untern Stände völlig unerſchwinglich ſind und ſolange die letztern ſich daher auf die nur in den Sommermonaten zugänglichen Flußbäder beſchränkt ſehen, ſolange wird auch der von dem phyſiſchen Schmuz, wo derſelbe gewohnheitsmäßig iſt, unzertrennliche moraliſche unvermindert fortbeſtehen. Und wenn der Gemeinſinn bei uns nicht lebhaft genug iſt, ſo ſollte man eine derartige Anſtalt doch ſchon aus Speculation errichten, da, wie das Beiſpiel von Berlin gezeigt hat, auch die pecuniären Reſultate dabei ganz befriedigend ausfallen. Ein Gleiches gilt übrigens auch von unſerer allgemeinen Speiſeanſtalt, bei welcher die Zinſen des Capitals jedenfalls, vielleicht ſogar noch kleine Ueberſchüſſe zu erwarten ſind.

Aus Köln.

April 1857.

Rf. Marie Seebach hat uns verlassen, Thaliens Tempel steht fast leer, seit ihr Spiel aufgehört hat. Die Kölner haben aufs neue gezeigt, daß sie wahre Kunst zu würdigen wissen: das Haus war zu enge, um die Zahl der Zuschauer zu fassen, die sich durch die erhöhten Preise nicht abschrecken ließen. Sie ist fort und der Theaterdirector Kahle übersieht mit trüben Blicken die leeren Logen, die sich nicht mehr füllen wollen. Mittlerweile hat draußen in den Promenaden der Lenz seinen Einzug gehalten. Alles knospet und sprießt und grünt, daß es eine Freude ist. Dieser schmale Streifen mit Bäumen und Sträuchen besetztes Land, der sich als grüner Gürtel um die alten Mauern Kölns zieht, ist für unsere Bureaumenschen ein wahres Eldorado, eine Oase in der Wüste. Der Städtische Garten liegt ihnen schon zu fern und der Botanische Garten, den die Jesuiten angelegt, bietet in seinen engen Grenzen nicht Raum genug für rüstige Spaziergänger, obgleich die in der Nähe liegende Anstalt zur Fabrikation künstlicher Mineralwasser manchen Leidenden anzieht. Die Industrie, die keine Rücksichten kennt, wo es Förderung ihrer Zwecke gilt, wird auch diesen grünen Fleck innerhalb der Mauern Kölns zerstören. Wie verlautet, beabsichtigt die Rheinische Eisenbahn an der Stelle des Botanischen Gartens einen Bahnhof anzulegen, in welchem die Verbindungsbahn einmünden soll, die in dem großen beim Städtischen Garten anzulegenden Centralbahnhof münden soll. Da ich eben von Gärten spreche, so dürfte Ihren Lesern die Notiz nicht unwillkommen sein, daß man beabsichtigt, hier einen zoologischen Garten anzulegen. Bereits steht man in Unterhandlung wegen Ankaufs des nöthigen Grundstücks, das wol in der Nähe des Städtischen Gartens gesucht werden dürfte.

Durch die vorhin erwähnte Verbindungsbahn wird auch der Flügel des Priesterseminars, in welchem sich die unter Aufsicht von Dr. Heinrich Düntzer stehende Gymnasialbibliothek befindet, abgebrochen werden müssen. Wie es heißt, wird diese Bibliothek in das sogenannte Wallraf'sche Museum verlegt und dort mit der auf dem Rathhause stehenden Bibliothek Wallraf's vereinigt werden. Für die von ihm herrührende Gemälde- und Alterthumssammlung wird ein neues Museum gebaut, zu dem der Rentner Richartz in wahrhaft edelm Gemeinsinn die sehr beträchtlichen Mittel hergegeben hat. Bereits bricht man das alte Minoritenkloster ab, in dessen Sälen einst der berühmte Schotte Johann Duns, wegen seines Scharfsinns Doctor subtilis genannt, mit so großem Beifall lehrte, daß die weiten Räume die Zuhörer nicht fassen konnten. Ist dieses Gebäude vollendet und mit einem Kranze geschmackvoller Anlagen umgeben, so wird die Stadt Köln auch wol daran denken, dem verstorbenen Professor Wallraf, der sie zur Erbin seiner reichen Kunstschätze und Sammlungen machte, ein beider würdiges Denkmal zu setzen. In seinem Testamente findet sich die Bestimmung, daß seine Sammlungen zu ewigen Tagen bei der Stadt zum Nutzen der Kunst und Wissenschaft verbleiben sollen. Bisher war nur die Kunstsammlung in einem Gebäude der Trankgasse aufgestellt; die reichhaltige Bibliothek war auf dem Rathhause hinter Schloß und Riegel Jedem unzugänglich. In Walraf's Nachlasse befanden sich 521 Handschriften, 488 Urkunden, 1055 alte Drucke, 13,248 sonstige Bücher, 107 Karten, 9923 Mineralien, 1616 Gemälde, 3875 Handzeichnungen, 38,254 Kupferstiche, 3765 Holz-

ſchnitte, 38 Marmorantiken, 104 vaterländiſche Alterthümer, 323 geſchnittene Steine, 1297 Anticaglien, 5058 Münzen, ſowie 96 Rüſtungen und andere Waffen. Dieſe Gegenſtände werden, mit Ausnahme der Bücher und Handſchriften, eine würdige Stelle im neuen Muſeum finden. Bei dem in Köln ſo überaus regen Gemeinſinn ſteht zu erwarten, daß ihre Zahl ſich bald durch Geſchenke aller Art ſehr vermehren werde. Es befinden ſich hier im Privatbeſitz noch eine große Anzahl Gemälde aus der altkölniſchen Malerſchule, die, am beſten in einer ſtädtiſchen Galerie vereinigt, dem Kunſtfreunde Gelegenheit zu umfaſſenden Studien geben. Dieſer Abſchnitt der mittelalterlichen Kunſtgeſchichte iſt bekanntlich noch ſehr dunkel.

Nach dem Tode des Oberſecretärs und ſtädtiſchen Archivars Dr. Fuchs iſt die Frage angeregt worden, wer ihn in ſeiner Eigenſchaft als Bewahrer der reichen urkundlichen Schätze erſetzen ſoll. Bekanntlich iſt das hieſige Archiv für die Geſchichte Deutſchlands und beſonders des Rheinlands überaus wichtig. Bisher war ſeine Benutzung ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich geworden. Man hofft nunmehr, daß ein eigenes Archivlocal eingerichtet und dieſes dem Publicum behufs Ausbeutung der Urkunden u. ſ. w. zugänglich gemacht werde. Unter den Bewerbern um die Archivſtelle nenne ich Ihnen Dr. Wolfgang Müller von Königswinter, Dr. Eenen, Rentner Merlo, Profeſſor Springer in Bonn und Andere. Man ſieht hier in literariſchen Kreiſen dem Ausfall dieſer Angelegenheit mit lebhafter Spannung entgegen. Wolfgang Müller, den Sie früher ſo treffend den wahren rheiniſchen Dichter nannten, iſt im verfloſſenen Winter ſehr fleißig geweſen. Er hat ein größeres Epos „Johann von Werth“ vollendet und darin den großen Heerführer des Dreißigjährigen Kriegs, den rheiniſchen Helden, der der Sage zufolge in ſeiner Jugend Schweinehirt war, im Liede verherrlicht. Die Dichtung iſt eine Frucht ſorgfältiger hiſtoriſcher Studien und reiht ſich in Bezug auf Kunſt der Sprache und Lebendigkeit der Bilder den beſten neuern Epen an. Außerdem ſchrieb Müller ein Epos „Merlin“, das in einer Sammlung nichtdeutſcher Sagen erſcheinen wird. Guſtav Pfarrius iſt mit einer Sammlung ſeiner Gedichte beſchäftigt. Der „Kölniſchen Zeitung“ liegt augenblicklich eine Novelle des Dichters der „Waldlieder“ vor, die binnen kurzem im Feuilleton erſcheinen wird. Von N. Hocker iſt ein Werk im Druck „Der Schwanenritter und die weiße Frau“: ein Beitrag zur deutſchen Mythologie und Heldenſage, in dem beſonders die Nibelungen- und Arundelſage aus neuen Geſichtspunkten betrachtet werden. Derſelbe arbeitet außerdem an einem größern culturhiſtoriſchen Werke, das im Herbſte unter dem Titel „Vom deutſchen Geiſte. Eine Culturgeſchichte in Liedern und Sagen deutſcher Dichter“ bei W. Greven hier erſcheinen wird; der Herzog Ernſt von Koburg-Gotha hat die Dedication angenommen. Eine Geſchichte des Actienweſens von demſelben Autor iſt nahezu vollendet.

In der Tenzer'ſchen Gemäldeausſtellung feſſelt in dieſem Augenblick ein Bild von J. Tyſiewicz, „Die büßende Magdalena“, die öffentliche Aufmerkſamkeit. Die Büßerin ſitzt in einer Grotte, die Hände inbrünſtig zum Gebet gefaltet, die emporgehobenen, an die Bruſt gepreßten Arme auf den Tiſch geſtützt. Hinter einem Todtenkopfe ſchimmert das Licht der Lampe. Durch einen Felſenſpalt dringt ein Strahl des anbrechenden Tages, ſodaß eine doppelte Beleuchtung von wunderbarem Effect entſtanden iſt. Die Geſtalt

ſcheint aus der Leinwand herauszutreten, man glaubt, ein lebendes Weſen vor ſich zu haben, den Schlag ihres Herzens zu hören, ſo meiſterhaft wußte der Maler ſeinen Gegenſtand zu behandeln.

Das in Trier erſchienene Machwerk „Heine's Himmelfahrt" wird der Dichterin Emilie Emma von Hallberg zugeſchrieben. Wie es heißt, haben die Herren Arnz und Comp. in Düſſeldorf den Verleger wegen Injurien belangt; Näheres behalte ich mir vor.

Unſer altehrwürdiges Tanzhaus Gürzenich, das vollſtändig reſtaurirt und durch einen Anbau in gothiſchen Stile vergrößert wurde, geht ſeiner Vollendung entgegen. Es fehlt dem Comité noch eine bedeutende Summe zur innern Ausſchmückung, die durch freiwillige Zeichnungen aufgebracht werden ſoll. Jenes Tanzhaus war oft der Schauplatz großartiger Feſte, die von der Stadt Köln den deutſchen Kaiſern oder ſonſtigen hohen Perſonen gegeben wurden. Als Kaiſer Friedrich III. im Jahre 1473 mit ſeinem Sohne Maximilian nach Köln kam, äußerte er den Wunſch, die ſchönen Frauen Kölns, die Petrarca ſo begeiſtert gerühmt, verſammelt zu ſehen. Der Rath ſtellte einen feierlichen Tanz auf dem Gürzenich an und der Erzherzog Maximilian eröffnete dieſen mit einem Frl. von Vießingen. Nachher faßten die anweſenden Schönen ſich mit Händen paarweis und tanzten vor dem Kaiſer auf und nieder. Dazu wurde Kuchen und Wein gereicht. Am 20. Juni 1505 hielt Kaiſer Max ſeinen Reichstag auf dem Gürzenich ab und am 15. Juli fand dort ein großes Bankett ſtatt. Karl V. war im Herbſt 1520 gleichfalls auf einem Balle, der im Tanzhauſe Gürzenich ſtattfand, wobei ihm Albrecht Dürer vorgeſtellt wurde. In ſeiner neuen Geſtalt wetteifert der Gürzenich mit den erſten Städten Deutſchlands und ſchwerlich dürfte ſich ſo leicht ein Saal finden, der wie dieſer den ungeheuern Raum mit der Pracht der Ausſchmückung und der reichen Geſchichte vereinigt. Iſt der Bau vollendet, ſo wird unſer Carneval einen ganz andern Charakter annehmen; der letzte war ein ſchwacher Abglanz früherer ſchöner Zeiten und kaum werth, über ihn etwas zu berichten.

Notizen.

Von dem in dieſen Blättern ſchon mehrfach beſprochenen neuen encyklopädiſchen Werke „Unſere Zeit. Jahrbuch zum Converſations-Lexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus) wurde ſoeben das dritte Heft verſandt. Aus dem reichen Inhalt deſſelben heben wir namentlich hervor: „Die öſtreichiſchen Geld- und Creditverhältniſſe im Jahre 1856", von ſachkundiger Hand klar und überſichtlich dargeſtellt; „Das Heerweſen der Schweiz und ihre Rüſtungen im Winter 1856—57", allen Anzeichen nach aus derſelben geiſtreichen Feder, die erſt kürzlich ein eigenes Werk über „Militärpolitik", ebenfalls mit beſonderer Beziehung auf die Schweiz, veröffentlichte. Der nächſtfolgende Artikel verbreitet ſich über „Die Fürſten Gortſchakow", eine altruſſiſche Familie von vornehmer Abkunft, die ſich jedoch im Lauf der Jahrhunderte in Dunkelheit verloren hatte, bis ihr gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Verſchwägerung mit dem berühmten Suworow zuerſt wieder der Weg

zu höhern Ehrenstellen und politischer Bedeutung eröffnet ward. Die bekanntesten Mitglieder der Familie aus neuester Zeit sind: Fürst Alexander Iwanowitsch, russischer Kriegsminister während des großen Krieges gegen Napoleon; Fürst Dmitri Petrowitsch, geboren 1756, gestorben 1824, geschätzt als Dichter zu einer Zeit, da die russische Poesie noch ausschließlich unter der Herrschaft des französischen classischen Geschmacks stand; endlich die drei Brüder Peter, Michael und Alexander, von denen der erste im letzten Kriege in der Krim unter Menschikow befehligte, der zweite, gegenwärtig Statthalter in Polen, sich als Vertheidiger von Sewastopol berühmt gemacht hat, während der dritte augenblicklich an der Spitze des russischen Ministeriums des Auswärtigen steht. Den Schluß der größern Abhandlungen bilden zwei Aufsätze naturwissenschaftlichen Inhalts: über das schon 1818 von Fuchs in München erfundene, aber erst neuerdings durch das Beispiel der französischen Industrie auch bei uns in Aufnahme gekommene „Wasserglas" und über die fossilen Leuchtstoffe, wie „Paraffin, Hydrocarbür ꝛc.", deren Herstellung in diesem Augenblick auch bei uns die kaufmännische Speculation so lebhaft beschäftigt. Die „Kleinern Mittheilungen" liefern zahlreiche biographische, geographische und nekrologische Notizen; den Schluß bildet der „Nekrolog zum Conversations-Lexikon", der im vorliegenden Heft bis zum Schluß des Buchstabens B fortgeführt wird. — In demselben Verlag erscheint eine zweite wohlfeile Auflage der ersten, aus zwölf Bänden bestehenden Folge des „Neuen Pitaval". Diese Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder und Zeiten, gegen Ende der dreißiger Jahre von dem verstorbenen Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis) begründet und seitdem von Letzterm mit wachsendem Erfolge fortgesetzt, gehört seit Jahren nicht nur zu den beliebtesten Unterhaltungsschriften, sondern auch zur Aufklärung und Berichtigung der Rechtsbegriffe im größern Publicum, zunächst auf dem Gebiete der Criminalistik, hat sie nicht wenig beigetragen; wir erinnern beispielsweise an die gründliche und besonnene Weise, mit welcher der „Neue Pitaval" das Institut der Geschworenengerichte befürwortete, zu einer Zeit, da dasselbe bei den deutschen Juristen sowie bei den Regierungen noch sehr unbeliebt war, während das größere Publicum nur eine sehr unvollständige und oberflächliche Kenntniß davon besaß. Die jetzt nöthig gewordene neue Auflage des bändereichen Werks ist der beste Beweis für die große und wohlverdiente Verbreitung, welche es gefunden. Sämmtliche zwölf Theile werden in rascher Folge erscheinen; der Preis ist auf die Hälfte des frühern herabgesetzt, sodaß also jeder Band nur 1 Thlr. kostet.

Gutzkow's „Uriel Acosta" ist ins Polnische übertragen und in dieser Gestalt auf den Theatern zu Krakau und Lemberg mit großem Beifall gegeben worden. Von Freytag's „Soll und Haben" ist eine englische Uebersetzung erschienen. Bei der französischen Lesewelt macht eine Uebertragung von W. Hauff's „Novellen" großes Glück.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unſere Zeit.

Jahrbuch zum Converſations-Lexikon.

Das dritte Heft dieſes neuen populär-encyklopädiſchen Werks iſt ſoeben erſchienen und nebſt den frühern Heften ſowie einem ausführlichen Proſpect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Daſſelbe enthält Folgendes:

Die Geld- und Creditverhältniſſe Oeſtreichs im Jahre 1856. — Das Heerweſen der Schweiz und ihre Rüſtungen im Winter 1856—57. — Die Fürſten Gortſchakow. — Das Waſſerglas. — Paraffin, Hydrocarbür und die übrigen aus Foſſilien gewonnenen Leuchtöle.

Kleinere Mittheilungen: Anthon (Charles). — Bebutow (Fürſt Waſſiljj Oſſipowitſch). — Bibra (Ernſt, Freiherr von). — Buſchir. — Châtel (Fernand François). — Desnoyers (Auguſte Gaſpard Louis Boucher, Baron). — Kharek. — Komrat. — Larochejaquelin (Marie Louiſe Clotilde Victoire, Maraniſe de). — Lyons (Edmund, Lord). — Merode (Philippe Felix Balthaſar Otto Ghislain, Graf von). — Müchler (Karl). — Saint-John (Bayle). — Schiller (Friedrich von). — Nekrolog zum „Converſations-Lexikon" bis Ende 1856.

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Beſitzer der zehnten Auflage des Converſations-Lexikon

ſowie für die der „Gegenwart" und der verſchiedenen Converſations-Lexika. Daneben hat daſſelbe jedoch einen durchaus **ſelbſtändigen Werth**, indem es beſtimmt iſt, **das Zeitleben in Staat, Geſellſchaft, Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur** zu ſchildern, und alle neuen Ereigniſſe, Perſönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetiſche Reihenfolge friſch und anſchaulich darzuſtellen.

Das Unternehmen iſt von der deutſchen Preſſe mit ſeltener Einſtimmigkeit höchſt anerkennend begrüßt worden und hat ſich bereits einen ſehr anſehnlichen Leſerkreis erworben.

Monatlich erſcheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., ſodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zuſammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Platon's ſämmtliche Werke.

Ueberſetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.**

Erſter bis ſechster Band. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

Die Ueberſetzung der Werke **Platon's** von **Hieronymus Müller** iſt von den competenteſten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von **Karl Steinhart** noch bedeutend erhöht.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 19.** 7. Mai 1857.

Inhalt: Das Judenthum und die Neuzeit. (Bei Gelegenheit der von Dr. Stern in Frankfurt a. M. gehaltenen Vorleſungen über innere Geſchichte des Judenthums.) — Was man in Paris verzehrt. Von **F. E. Horn.** III. — Volkslieder aus der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg. Mitgetheilt von **Rudolf Parisius.** — Literatur und Kunſt. Zur Kenntniß Amerikas. („Atlantiſche Studien. Von Deutſchen in Amerika." — Hohbach, „Aus Amerika".) — Correſpondenz. (Aus Stuttgart.) — Aus Südfrankreich.) — Notizen. — Anzeigen.

Das Judenthum und die Neuzeit.

(Bei Gelegenheit der von Dr. Stern in Frankfurt am Main gehaltenen Vorleſungen über innere Geſchichte des Judenthums.)

Kein Weg iſt ſo geeignet, aus dem verwirrenden Parteigetriebe der Gegenwart herauszuführen und uns einen höhern vorurtheilsfreien Standpunkt zu verſchaffen als der Weg der Geſchichte. Im Judenthum iſt derſelbe noch nicht lange betreten. Das Mittelalter ließ bei ihm den Sinn für geſchichtliche Forſchung nicht aufkommen. Schien doch während dieſes Zeitraums das Leben des jüdiſchen Volks ſelbſt im geſchichtlichen Stillſtand begriffen, da ſich ſein Pfad ſeitab von allen Bahnen europäiſcher Culturentwickelung in abgeſperrte Winkel verlor, wo nur Leiden aber keine Thaten, ein dunkles Märtyrerthum ohne den Glanz eines einzigen Heldenruhms ſein Daſein bezeichneten. Alle ſeine geiſtige Kraft war damals nur auf Sicherung ſeines Glaubens gerichtet und erſchöpfte ſich in ſtarrer Ausgeſtaltung deſſelben, ähnlich wie manche Geſchöpfe im Winterſchlaf ihren ganzen Schaffungstrieb auf Bildung einer harten Schutzhülle verwenden. In ſich ſelbſt verſunken und befangen konnte das Judenthum in dieſer Zeit ſich nicht zur Freiheit des objectiven geſchichtlichen Blicks erheben.

Ebenso wenig konnte aber auch die Neuzeit ihm sogleich diesen Blick verschaffen. Denn ihr Mahnruf kam nirgends so überraschend als hier, wo das Alte auf unnatürliche Weise seine Herrschaft um mehre Jahrhunderte verlängert und jedem vorbereitenden Uebergang den Raum verwehrt hatte. Der Bruch mit der Vergangenheit und dadurch mit jedem geschichtlichen Interesse konnte daher auch nirgends so schroff ausfallen als hier. Wie im Leben setzte man auch in der Wissenschaft jetzt seine Ehre viel mehr darein, das Vergangene zu vergessen als dessen Entwickelungen nachzuspüren. Eine solche Vernachlässigung der eigenen Geschichte mußte sich rächen; ein Volk, dem diese abhandenkommt, lebt gleich einem Menschen, der durch Krankheit sein Gedächtniß eingebüßt hat, haltungslos nur dem Augenblick.

Besonders am jüngern Geschlecht mußten sich bald die übeln Folgen zeigen, da auf dieses alle Versäumnißschulden der vorausgegangenen Zeiten sich zusammenhäuften. Daher das unglückliche Schwanken des modernen Judenthums zwischen Dünkel und Selbstverachtung, zwischen dreister Vordringlichkeit und schüchterner Demuth, zwischen charakterloser Nachahmungssucht und verstockter Unempfänglichkeit.

Als ein erfreuliches Zeichen eintretender Sammlung und Klärung muß es somit betrachtet werden, daß in den letzten Jahrzehnden das Streben nach geschichtlicher Selbstbetrachtung im Judenthum erwacht ist. Nur dadurch ist es möglich, daß ihm die Selbsterkenntniß aufgehe; nur dadurch kann es lernen, sich selbst und seine Stellung zu andern Kreisen gebührend zu würdigen.

Diese höchste Aufgabe, welche die Gegenwart an eine Geschichte des Judenthums stellen kann, war es vorzüglich, deren Lösung Hr. Dr. Stern in Frankfurt a. M. in den Vorlesungen versuchte, die im Laufe dieses Winters einen zahlreichen Zuhörerkreis um ihn versammelten und Jeder, der mit uns den Genuß theilte, denselben zu folgen, wird unserer Meinung beipflichten, daß Keiner diesen Versuch mit mehr innerm Berufe unternehmen konnte.

Das Thatsächliche des behandelten Geschichtsabschnitts war von Hrn. Dr. Stern schon früher für das encyklopädische Werk „Die Gegenwart" in pragmatisch klarer Uebersicht bearbeitet worden. Mannichfaltig erweitert und vermehrt bildete dieser Aufsatz auch die Grundlage der erwähnten Vorträge; aber die hinzugekommenen Ausführungen über die religiösen, socialen und politischen Seiten des Stoffs sind so umfangreich und gewichtig, daß auf der Grundlage ein neues Ganzes von ungleich größerm Werth und höherer Bedeutung erwachsen ist. Wir begnügen uns hier, nur die erwähnten Ausführungen kurz zu besprechen, da sich in ihnen die geistige Richtung des Ganzen am deutlichsten erkennen läßt.

Als Ziel der geschichtlichen Entwickelung des Judenthums seit Mendelssohn ward von dem Redner theils ausdrücklich, theils stillschweigend durch die Art seiner historischen Auffassung, „das Heraustreten des jüdischen Volks aus dem Kreise seiner erstorbenen Nationalität und das Eintreten desselben in die lebendigen Nationalitäten der civilisirten Welt bezeichnet".

Der lebendige Mittelpunkt aber, von dem ausgehend er diese Entwickelung verfolgte, ist die in ihm selbst lebende und gleichmäßige unerschöpfliche Begeisterung für alle Interessen des Judenthums auf der einen und für deutsches Nationalleben auf der andern Seite. Beide scheinbar so verschiedenartigen Elemente durchdringen sich bei ihm zu einer einzigen Liebe; beide sind ihm zur Herzenssache geworden und jeder Vortrag gab davon Zeugniß, daß der Redner nur ein Bedürfniß seiner Seele erfüllte, indem er seine Ueberzeugungen in diesem Sinn nach außen kundgab.

In der That ist es ja auch eine Art von Naturnothwendigkeit, die den deutschen Juden bestimmt, Deutschland als sein Vaterland zu betrachten. Kann man doch sein Vaterland ebenso wenig sich wählen als seine Aeltern. Es wird uns ohne unser Zuthun durch unsere Muttersprache gegeben. Durch sie verschmelzen wir unwillkürlich mit der ganzen Denk- und Fühlweise eines Volks, die in seiner Sprache ihren vollsten Ausdruck finden; durch sie sind wir von selbst an allen geistigen Besitzthümern der Gesammtheit betheiligt, deren Schöpfung sie ist, an ihrer Literatur, Kunst und ihrer ganzen Cultur. Und da diese innern Factoren zugleich auch mehr oder weniger die äußere Geschichtsgestaltung eines Volks bestimmen helfen, so gehören wir auch dieser nach ihrem gesammten Verlauf an, selbst wenn wir noch so spät in deren Bewegung eingetreten sind. Bei der deutschen Nation kommt nun diesem Streben des Judenthums, mit ihr zu verschmelzen, ohnehin noch ihr kosmopolitischer Sinn und die reiche Mannichfaltigkeit der eigenen Nationalbildung fördernd entgegen und man kann daher fast eine Absicht der Vorsehung darin erblicken, daß die Mehrzahl der europäischen Juden früher vorzugsweise in Deutschland ihren Wohnsitz genommen und selbst bei ihrer Ausbreitung nach West und Ost, und namentlich in die slawischen Länder, diesen Zusammenhang mit dem zweiten Mutterland noch in dessen Sprache bewahrt hat. Deutschland war deshalb und ist noch immer der Herd, von dem der Geist der Neuzeit aufs Judenthum der andern Länder hinübergetragen wird, auf Deutschland sind vorzugsweise bei jeder materiellen und geistigen Noth im öffentlichen wie im Privatleben die Blicke fast der gesammten europäischen Judenheit gerichtet und der deutsche Jude ist daher wie durch eine historische Bestimmung schon im Interesse seines Stammes fest an sein neuerrungenes

Vaterland geknüpft und darf seine Hingebung für dasselbe selbst dann nicht verleugnen, wenn es ihn zurückzustoßen scheint. Mit einem gewissen freudigen Trost wies demnach auch Hr. Dr. Stern auf die Thatsache hin, daß sogar die spröde Bedächtigkeit, die von jeher das deutsche Volk dem Streben der Juden nach politischer Gleichstellung entgegengesetzt, diesen selbst nur zum Vortheil, ja zum Glück gereicht hat. Denn in andern Ländern, wo diese Gleichstellung ihnen freiwillig entgegengetragen wurde, blieb dieselbe auch für die große Mehrzahl immer nur Das, was sie anfangs war, eine bloße Nivellirung auf dem formellen Gebiet der Gesetzgebung: in Deutschland hingegen war der arbeitsvolle Kampf, den sie aufwenden mußten, um allmälig ihre Emancipation zu erringen, für die Juden gerade das förderlichste Mittel, um an sich selbst das Werk der Germanisirung zu vollbringen und so die unumgängliche Vorbedingung zu erfüllen, vermöge welcher allein die politische Gleichstellung eine natürlich begründete und eine wirklich und durchaus vollziehbare werden kann.

Wenn demnach für das Judenthum das Eingehen in das deutsche Bildungsleben stets die Hauptaufgabe bleibt, so soll diese aber doch nicht durch eine gänzliche Selbstverleugnung, nicht durch ein passives Aufgehen in der herrschenden Nation erreicht werden. Das Judenthum hat auch eine viel zu scharfe Eigenthümlichkeit, ein viel zu festes Naturgepräge, als daß dies nur möglich wäre. Es ist nicht wie neutrales Wasser, das sich gleichgültig mit andern Substanzen mengen läßt; man hat es im Gegentheil nicht mit Unrecht als ein „ätzendes" Element bezeichnet: und gleich wie eine starke Säure wol eine innige Wahlverwandtschaft zu einem andern Stoff in sich hegen kann, aber wahrlich in der Verbindung mit demselben nicht charakterlos untergeht, so darf und soll auch das Judenthum bei seiner Verschmelzung alle seine erhaltungswürdigen Eigenthümlichkeiten activ bewähren und bewahren. Der Theil der Geschichte, in welchem der deutsche Nationalgeist sich am reinsten, weil ideell spiegelt, die Literaturgeschichte, zeigt auch am deutlichsten, auf welche Weise eine solche organische Mischung zustande kommen kann. Es ist eine Thatsache, die gerade bei den Gegnern der Juden oft ein Anlaß zur Klage wurde, daß sich seit 50 Jahren auf dem großen Stamm der deutschen Nationalliteratur ein jüdisches Pfropfreis angesiedelt hat; in den herangereiften Früchten desselben hat sich aber sowol die Verwandtschaft als der Gegensatz des deutschen und jüdischen Geistes auf eine merkwürdige Weise zu einer neuen Bildung vereinigt und organisch durchdrungen. An den hervorragenden Gestalten auf diesem Gebiet zeigt sich dies am deutlichsten. Börne und Heine, so verschieden auch sonst der Genius dieser Männer ist, gleichen sich doch darin, daß Beide auf der einen Seite durch und durch deutsch, auf der andern durch und

durch jüdisch sind, und es läßt sich nicht angeben, wo das eine Element bei ihnen aufhört und das andere anfängt. Börne's kritischer Witz fließt aus dem bekannten den Juden eigenthümlichen Verstandeshumor, der deshalb so frappirend wirkt, weil er von einem oft verdeckten Umweg plötzlich scharf und mit einer gewissen naiven Geradheit auf sein Ziel losfährt: aber dieser Witz ist bei ihm gezügelt und gelenkt durch deutschen Ernst und ein deutsches Gemüth und er wühlt sich oft in eine Tiefe herab, die nur dem deutschen Gedanken zugänglich ist. Die Gewalt und Würde seines sittlichen Gefühls stammen unverkennbar aus einer deutschen Seele: aber die reizbare Empfindlichkeit dieses Gefühls, das so oft in grimmes Lächeln sich verzieht und selbst in grelle Leidenschaft ausbricht, ist jüdische Art, ebenso wie die dialektische Fertigkeit, mit der er es ausspinnt, um seine Beute damit zu umstricken. Nicht weniger ist Heine nur dadurch so originell, daß die deutsche Romantik seiner Phantasie mit ihrer orientalischen Farbenpracht von seinem jüdischen Verstand immer epigrammatisch zugespitzt wird, wobei dieser mit jüdischer Neckſucht nicht unterlassen kann, die Spitze gegen die arme Schwester, ja im Ueberwitz gegen sich selbst umzukehren. Beide Männer aber konnten von den Erinnerungen ihrer Jugend und den Ueberlieferungen ihres Stammes nicht lassen, obwol sie äußerlich längst dem Christenthum angehörten; der arge Spötter mußte selbst seine letzten Seufzer noch in die wundersamen Klänge hebräischer Melodien aushauchen. Begabte Naturen können aber nicht so leicht wie die flache Gewöhnlichkeit sich dem Naturgebot der Treue entziehen.

Darum verfehlte denn auch Hr. Dr. Stern nicht als zweite Pflicht, seinen Zuhörern bei jedem Anlaß die Pietät für das ehrwürdige Erbe der jüdischen Abstammung ans Herz zu legen. Diese Sinnesrichtung ist in der That auch sehr wohl vereinbar mit einer natürlichen Hingebung an deutsches Nationalleben. Denn die Pietät ist ja von jeher als ein bezeichnendes Merkmal deutschen Wesens anerkannt worden und Diejenigen unter den jüdischen Stammgenossen, die diese Gemüthsrichtung in sich hegen, sind daher eigentlich dem deutschen Volk verwandter und stehen ihm näher als solche, die ihr Judenthum sich und Andere durchaus vergessen machen wollen.

Nachdem wir diese beiden leitenden Grundsätze des Redners näher besprochen, können wir uns in Betreff des Inhalts seiner Vorlesungen kürzer fassen.

Die Einleitung gab eine allgemeine Uebersicht, in der besonders die Ideen erörtert wurden, welche dem gesammten geschichtlichen Verlauf des Judenthums innewohnen sollen und wonach demselben in seiner ersten Epoche eine Bestimmung für den engen Familienkreis der Patriarchen, in der zweiten für den besondern jüdischen Staat und in der dritten

eine weitere für die Welt zugewiesen wurde — Bestimmungen, die, in ihrer Ausdehnung zu einer philosophischen Construction der Geschichte, wie der Redner sie andeutend aufstellte, gewiß von ihm selbst nur als Hülfslinien zur subjectiven Orientirung betrachtet werden, ähnlich den Meridianen des Mathematikers, die auch in Wirklichkeit auf der Erde nicht existiren. Eine besondere Aufmerksamkeit ward in dieser einleitenden Uebersicht der Zeit gewidmet, in der das Judenthum, nach Zerstreuung seiner Bekenner unter die orientalischen Culturvölker, eine gänzliche Umgestaltung an sich selbst vollzog. Die deutliche Absicht des Redners war hierbei, die Berechtigung des Judenthums, sich zeitgemäß fortzuentwickeln, durch einen anerkannten Vorausgang geschichtlich zu begründen, um so diese Berechtigung auch für unsere gegenwärtige Zeit in Anspruch nehmen zu können. Das Princip, das in damaliger Zeit bei dieser Veränderung leitend war, gehört dem Pharisäismus an, der in den christlichen Evangelien nur von seiner moralischen Schattenseite sich darstellt, während dessen geistige Richtung, die dort ungewürdigt bleibt, für die Erhaltung des alten Glaubens unter veränderten Umständen allein fruchtbar und wirksam war und deshalb auch vom Redner gebührend anerkannt wurde. Die eigenthümliche Anwendung, die man in der erwähnten Zeit von diesem Princip machte, bestand darin, die biblischen Gesetze und Gebote dem Buchstaben nach ängstlich streng festzuhalten und dennoch sie durch dialektische Umdeutung den unumgänglichen Anfoderungen der Zeit anzupassen — eine kleinliche Riesenarbeit, deren Ergebniß der Talmud war und die Ihresgleichen in keinem andern Werk menschlichen Geistes, sondern nur in jenen merkwürdigen Naturprocessen hat, wo ein starrer Fels seine äußere Form anscheinend ganz bewahrt, während unmerklich alle Atome seines Stoffs gegen ganz andere, von den frühern verschiedene, sich austauschen. Der ganze Charakter des jüdischen Volks erhielt durch diese mehre Jahrhunderte hindurch dauernde Geistesarbeit eine eigenthümliche Mischung von zäher Starrheit auf der einen und leichter Anschmiegsamkeit auf der andern Seite. Nur hierdurch ward es vor allen andern Völkern befähigt, die Mission des Monotheismus für eine Welt zu übernehmen, die für diese abstracte Idee noch wenig empfänglich war. Denn indem es den Glauben an seinen einzigen Gott unnachgiebig festhielt und doch in dessen Ausgestaltung viele Culturelemente anderer Völker, wie des ägyptischen, babylonischen, persischen und griechischen aufnahm, bereitete es unter diesen Völkern die Keime vor, die nachher das Christenthum und der Islam zu einer weltumfassenden Entwickelung brachten. Diese Mission des jüdischen Volks ward natürlich auch äußerlich unterstützt durch seine Beschäftigung mit dem Handel, zu dem es die Neigung von seinem

phönizischen Nachbar und Stammbruder erhalten hatte und durch den ihm ein bedeutender Einfluß auf den Weltverkehr verschafft wurde.

Hieran schloß sich nun weiter das Gemälde der germanisch-mittelalterlichen Zeit, naturtreu in Zeichnung und Colorit und besonders darum so ergreifend, weil der Redner mit schonendem Takt hier nur die Thatsachen ihre dürre, absichtslose Sprache reden ließ und selbst keinerlei schmerzliche Bitterkeit dabei einmischte; er enthüllte nur Narben, riß aber keine Wunden auf. Eine hinzugefügte Bemerkung wirkte ebenso trostreich, als sie wol Vielen als eine paradoxe erscheinen muß, daß nämlich der entwürdigende Druck damals von den Betroffenen selbst in hochmüthiger Selbstgenügsamkeit gar nicht gefühlt wurde, sodaß „der knechtisch kriechende, unter den Fußtritten einer brutalen Gewalt demüthig sich bückende Jude jener Zeit seine Bedrücker nicht so sehr haßte, als er sie verachtete und in seiner scheinbaren Niedrigkeit sich unendlich über sie erhoben fühlte". Die Geschichte übt eben wie die Natur, von der sie ja nur ein Theil ist, überall eine ausgleichende Gerechtigkeit und vertheilt Glück und Unglück, Befriedigung und Leiden durch alle Zeiten durchschnittlich in gleichem Maße. Erst mit dem Nachlassen des Drucks stellte sich auch die Empfindung desselben ein, und wo er fast gänzlich aufgehört hat, bleibt noch längere Zeit gleichsam wie der letzte Schatten des weichenden Fluchs jene reizbare Empfindlichkeit zurück, wie man sie so häufig bei den modernen Juden antrifft, die aus dem Arglosesten sogleich eine Zurücksetzung herauszudeuteln suchen.

Auf seinen eigentlichen Gegenstand übergehend, verweilte der Redner in besonders ausführlicher Betrachtung bei dem Streben und Wirken Mendelssohn's. Es gewährt in der That dem Gemüth eine Befriedigung eigenthümlich rührender Art, beim Anblick eines Mannes zu verweilen, welcher unter Mühseligkeiten, Entbehrungen und Hinderuissen aller Art der erste Träger einer fruchtbaren, weitwirkenden Idee ward. Diese erscheint in ihm gleichsam noch in ihrer ersten ahnungslosen Unschuld, noch unbefleckt vom Staub des Kampfs, noch unentstellt von Auswüchsen und Verzerrungen, gerade so wie die erste Skizze eines Kunstwerks die Grundidee desselben am reinsten und in naivster Frische wiedergibt. Mit einer gewissen Sorgfalt der Vorliebe suchte daher der Redner auch die ehrwürdige Gestalt des milden, tiefreligiösen Denkers gegen die Verkennung zu schützen, die eine spätere übermüthige Zeit sich gegen ihn hat zuschulden kommen lassen. Er stellte dessen vorsichtige Zurückhaltung ins rechte Licht, ins Licht seiner Zeit, und wies nach, „daß Mendelssohn, ebenso wie Luther, nur dadurch, fast ohne es zu wollen und zu wissen, der berufene und einzig befähigte Reformator seiner Zeit geworden war, weil er, wie Jener, nicht zu hoch über derselben stand und selbst noch in derjenigen religiösen Vorstellungsweise befangen

war, von der er seine Glaubensgenossen nicht zu befreien im Stande gewesen wäre". Merkwürdigerweise vollendet sich die Aehnlichkeit beider Männer noch dadurch, daß Mendelssohn's Uebersetzung des Pentateuch für seine Glaubensgenossen in gewisser Hinsicht von denselben weitgreifenden Folgen ward als die Bibelübersetzung Luther's für das gesammte deutsche Volk. Sie lernten nämlich daraus zum ersten mal die reine hochdeutsche Sprache, indem ja früher bekanntlich das Lesen jedes deutschen Buchs den Juden aufs strengste verpönt war. Und diese weise Vorsicht des Reformators bewährte sich auch hier wieder auf richtige Weise in dem äußern Umstand, daß er seine Uebersetzung in hebräischen Lettern dem Urtext nebenansetzte, wodurch allein die unerhörte Neuerung den Widerstand der Rabbiner besiegen konnte. Daher die interessante Thatsache, daß damals die Juden der deutschen Schriftsprache viel früher mächtig wurden, als sie die Buchstaben derselben kannten. Der Glanzpunkt in dem vorgeführten Bilde war, ebenso wie im Leben Mendelssohn's selbst, seine Verbindung mit den hervorragendsten christlichen Schriftstellern seiner Zeit und besonders sein Geistesbund mit Lessing. Wol darf es als ein bedeutsames Schicksalszeichen betrachtet werden, daß an der Schwelle der Neuzeit die Heldengestalt des Vorkämpfers für deutsche Geistesfreiheit Arm in Arm umschlungen steht mit dem schüchternen jüdischen Weisen, der eben erst seinen Blick aus dem Staub zum Licht emporrichtet. Sie weisen vereint auf die Bahn hin, die auch das deutsche und das jüdische Volk vereint durchwandern sollen bis ans Ziel.

Die nächstfolgende Zeit setzte das begonnene Werk eifrig, ja mit Ungestüm fort und der Redner konnte das Urtheil über sie nicht zurückhalten, daß dieser Ungestüm den fühlbargewordenen Widerspruch zwischen Leben und religiösem Gesetz zu einer principlosen Emancipation des erstern vom letztern erweiterte. Die ganze Strenge seiner sittlichen Entrüstung wandte er aber gegen jene Zeit, wo infolge der Französischen Revolution „unter den tonangebenden wohlhabenden Juden jene Scheinaufklärung zur Tagesordnung ward, die sich in einem ostensibeln Prunken mit der Nichtachtung alles Dessen gefiel, was bisher den Juden eigenthümlich werth und heilig gewesen war; wo gebildet scheinen und für gebildet gelten zum Gegenstand des allgemeinen Ehrgeizes wurde, und der Erfolg, den man erstrebte, kein anderer war als die Aufnahme oder doch die Zulassung in die christlich gebildete Gesellschaft. In diesen Kreisen mußte mit der Misachtung vor den äußern und veralteten Formen der Religion auch das Unkraut des frivolen Indifferentismus gegen die Religion überhaupt und gegen das Judenthum insbesondere emporwuchern, indem man ohne Wahl und Kritik Alles von sich warf: die schöne und bedeutungsvolle Sitte mit der form- und bedeutungslosen

Unsitte, die Sabbathfeier mit den Speisegesetzen, den Gottesdienst mit den Misbräuchen desselben, die Feier der bedeutsamsten historischen und religiösen Feste mit den Ceremonien, die mit dieser Feier verbunden waren."

Aber eine negative Zeitbewegung kann wol in der allgemeinen Entwickelung bedingt sein und in derselben ihren nothwendigen Platz finden, niemals jedoch von langer Dauer bleiben. Die Rückkehr des Judenthums zu sich selbst und zu seiner positiven Aufgabe begann daher wieder in den ersten Jahrzehnden des neuen Jahrhunderts. Jedoch auch diesen Zeitabschnitt konnte der Redner nicht freisprechen von einer sehr fühlbaren Hingebung an den „nicht selten irreleitenden Einfluß des Christenthums, dessen politische und religiöse Institutionen zum Gegenstand einer ungeschichtlichen Nachahmung, besonders in der Neugestaltung des Cultus wurden". Man folgte bei dieser weniger einem religiösen als einem ästhetischen Princip, indem man Misbräuche und Unsitten beseitigte und neue wohlthuende Anregungen des Gemüths einführte. Aber der eigentliche Lebensgeist fehlte diesen neuen Elementen, da sie nicht aus dem fortströmenden Quell des Judenthums, sondern aus den Vorräthen einer allgemeinen Zeitbildung und der allgemeinen Sittenlehre entlehnt waren. Auch andern durch einen äußern Eingriff hervorgerufenen, wenn auch noch so wohlgemeinten Schöpfungen konnte der Redner wie keine innere Berechtigung, so auch keinen besondern Erfolg zugestehen. Das glänzende Schauspiel des französischen Synedrium, mit dem Napoleon damals fast sämmtliche jüdische Zeitgenossen so imponirend überraschte, daß ihre berauschte Phantasie in ihm den verheißenen Messias erblicken wollte, verklang fast spurlos; und die in manchen Staaten eingeführten Consistorialverfassungen mit ihrer büreaukratischen Einrichtung übten nirgends einen merkbaren Einfluß auf eine allgemeine geistige Hebung der Juden aus. Diese ward vielmehr erst gründlich und von innen heraus zustande gebracht durch jene stillen, aber um so tiefer eingreifenden Arbeiten, die Männer wie Jakobson in Kassel, Samson in Braunschweig, Fränkel in Dessau, Haindorf in Münster, Geisenheimer in Frankfurt und viele Andere auf dem Gebiet des Jugendunterrichts unternahmen und durchführten. Zahlreiche Elementarschulen entstanden, Seminare wurden gegründet, ansprechende deutsche Lehrbücher für den Religionsunterricht eingeführt, Vereine zur Förderung des Handwerks und des Ackerbaus unter den Juden in fast allen größern Städten gebildet, die Verwaltung der Gemeinde geregelt und geordnet und diese gesammte Wirksamkeit war das Product einer freien, durch keine Organisation zusammengehaltenen, durch keine Staats- und Kirchengewalt geleiteten Thätigkeit. Erst durch diese echtpositiven Bestrebungen ward langsam die Zeit zur Reife gebracht, in der Rießer mit der vollen Kraft und Würde,

die nur das Bewußtsein eines guten Rechts verleihen kann, die Emancipation seiner Glaubensgenossen foderte, in der von Zunz, Rapoport, Luzzato und Andern erst eine Wissenschaft des Judenthums geschaffen und dadurch der geschichtliche Zusammenhang seiner Entwickelung wiederhergestellt wurde; in der Geiger mit jugendlichem Muth und mit fruchtbarer Verwerthung von Gelehrsamkeit die Reform des Rabbinenthums anstrebte, Philippson und Andere eine rege und wache Journalistik des Judenthums organisirten und so endlich eine nicht blos formelle und willkürliche, sondern inhaltsvolle und begründete Reform der socialen, politischen und religiösen Zustände angebahnt ward, mit deren Gestaltung die Gegenwart noch in mancher Verwirrung ringt.

Bei der Darstellung dieser letzten Geschichtsepoche, welcher der Redner seine volle freudigste Theilnahme widmen konnte, trat es nun besonders deutlich hervor, wie derselbe nur vermöge der ihm inwohnenden unbedingten Pietät fürs Judenthum den verfänglichen Stoff mit Entschiedenheit zu handhaben vermochte, ohne nach irgendeiner Seite einen Anstoß zu geben und allen Parteien gerecht werden konnte, ohne selbst in farblose nihilistische Gleichgültigkeit zu verfallen. Jeder, der diese Pietät in irgendeiner Beziehung mit ihm theilte, galt ihm schon als ein Glaubensbruder und von der äußersten Grenze her war er bemüht, die zerstreuten Theile auf diesen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zurückzuführen und darum zu sammeln. Ja, wir müssen gestehen, daß zu diesem Zweck der Begriff des Judenthums so umfassend aufgestellt wurde, daß dessen Faßlichkeit gefährdet schien. Doch hier, wo das Gebiet der Thatsachen aufhört und das der subjectiven Meinung beginnt, können wir umsoweniger mit den edeln Gesinnungen des Redners rechten, da er aus ihnen für die unmittelbare Gegenwart die erfreulichsten Grundsätze als eine nothwendige Folgerung ableitete. Wiederholt hob nämlich derselbe hervor, daß eine unbedingte Duldung aller religiösen Meinungen und die freieste Mannichfaltigkeit in der Gestaltung der religiösen Formen ebenso wie die vollständigste Autonomie der Gemeinden im innern geschichtlichen Wesen des Judenthums begründet seien.

Seiner eigenen Betheiligung an den Reformbestrebungen ward vom Redner mit der bescheidensten Zurückhaltung gedacht und er erkannte selbst die Unfähigkeit der von ihm in Berlin hervorgerufenen Reformgenossenschaft an, eine allgemeine Ausbreitung und Organisirung der Reformbewegung zu erzielen, sowie ihre Unzulänglichkeit zur Lösung der schwierigen Frage, die sie sich hierin gestellt hatte. Es würde ihn daher schmerzen, fuhr er fort, wenn man seinen Vorträgen den Zweck unterlegen wollte, hier in Frankfurt zu ähnlichen Reformbestrebungen den Anstoß zu geben. Der hauptsächlichste Grund, der ihn zu diesen Vorlesungen bestimmt habe, sei nur der gewesen, bei seiner Hierherberu-

fung als Director der israelitischen Realschule den Aeltern der ihm anvertrauten Zöglinge seine Ansichten über Bedeutung und Stellung des Judenthums darzulegen.

Der sittliche Ernst, die besonnene Gerechtigkeit und vor allem die maßvolle Haltung, die Hr. Dr. Stern in Vollführung seiner Aufgabe kundgab, konnten auf alle Zuhörer, welcher Parteirichtung sie auch angehörten, den günstigsten Eindruck nicht verfehlen. Sein Urtheil hatte bei aller bestimmten Geradheit nie etwas Verletzendes, da er stets auch im Gegner die redliche Ueberzeugung voraussetzte und zu ehren suchte. Es ward daher schon im Laufe der Vorlesungen von vielen Seiten der Wunsch laut, dieselben auch bald gedruckt besitzen zu dürfen. In der That konnte man nicht ohne Bedauern so Manches nur flüchtig an sich vorübergehen lassen, an dem man gewiß schon wegen seiner stilistischen Form sich dauernd würde erfreuen können. Denn auch der Ausdruck kam dem Redner aus dem Innern der Seele und der körnigen Gedrungenheit des klaren Gedankens ward dadurch meist eine Wärme verliehen, der sich auch die Seele der Zuhörer erschloß. Bei aller rhetorischen Meisterschaft, die sich oft in einer reichen Fülle scharfer Antithesen erging, fehlte deshalb auch nie die Natürlichkeit, wie sie stets als freier Erguß aus einer lebendigen Ueberzeugung hervorgeht. Wir können uns daher nur eifrig dem Wunsche anschließen, daß diese Vorlesungen auch der weitern Oeffentlichkeit nicht vorenthalten bleiben; für jüdische Kreise kann ihre Wirkung nur die wohlthuendste und wohlthätigste sein und auch in christlichen wird ihnen gewiß die wünschenswerthe Theilnahme nicht fehlen.

Was man in Paris verzehrt.

Von

J. E. Horn.

III.

Aehnlich wie mit den Gemüsen, verhält es sich mit dem Obst; auch dieses ist Gegenstand einer künstlichen Treiberei, welche ihre Rechnung dabei findet, während der Wintermonate für die Tafeln der pariser Krösus ein winziges Quantum von Früchten zu ziehen, die sonst nur in den hohen Sommermonaten gedeihen. Von Mitte Februar ab bis Anfang Juni wird ein bedeutender Handel mit Erdbeeren getrieben, deren Erstlinge in der Regel zu einem Franc das Stück bezahlt werden; man berechnet, daß etwa 50,000 Töpfchen solche Erstlinge verkauft werden, jedes Töpfchen enthält 6—8 Erdbeeren, was somit ein Capital

von ziemlich einer halben Million darstellt. Zu den zahlreichen Illusionen, welche im Auslande über „das schöne Frankreich“ gäng und gäbe sind, gehört auch die, daß Frankreich ein Obstland sei. Nichts ist irriger als diese Vorstellung. Wenn man die Weintraube ausnimmt, die Pfirsiche und höchstens noch den Apfel, so bleibt keine Obstsorte, welche Deutschland nicht in größerer Fülle und vorzüglicherer Art aufzuweisen hätte. Es ist oft ein wahrer Jammer, die Kirschen, Pflaumen, Birnen und Aepfel zu sehen, welche in den Straßen von Paris feilgeboten werden und doch betrachten Tausende von kleinen Leuten diese Früchte als einen kostbaren Leckerbissen. Unglaublich ist namentlich die Menge von Aepfeln, welche jährlich in Paris verzehrt werden. Statistiker schlagen sie auf über 225 Millionen Pfund an; diese Summe erklärt sich, wenn man sieht, in wie verschiedenartigen Gestalten diese Obstart absorbirt wird. So z. B. besteht während der Herbst- und Wintersaison ein eigener großartiger Handel mit Bratäpfeln. Gewöhnlich dienen die Läden der Weinschänker als Verkaufslocale dieser Leckerei. Die Weinschänker vermiethen nämlich in der Regel den vordersten Winkel ihres Ladens oder selbst den Winkel vor der Eingangsthür irgendeinem Händler, dessen Geschäft den selbständigen Besitz eines Locals nicht mitsichbringt: bald sind es Streichzündhölzchen, bald Kastanien, bald Austern, bald Journale, bald Melonen, bald Bratäpfel, welche unter dem Schutze des Bacchus irgendeinem armen Teufel das Dasein fristen. Ein ganz respectabler eiserner Bratofen ist fortwährend angezündet und bereitet die in rohem Zustande völlig ungenießbaren Aepfel für den Gaumen der Vorübergehenden zu; die Speculation gelingt umsomehr, als sie, „utile cum dulce“ verbindend, dem Käufer gestattet, seine Bratäpfel zu verzehren und dabei die erstarrten Finger über dem Feuer des Bratofens zu erwärmen. Eine andere Art, die Aepfel zu absorbiren, ist die Verwandlung derselben in Cider; in den kleinen und kleinsten Haushaltungen vertritt dies Getränk die Stelle des Weins und ein Glas Cider mit obligater Begleitung eines Biscuit oder eines Pfefferkuchens gilt in diesen Kreisen als das non plus ultra der Leckerei. Nächst den Aepfeln sind die Birnen die gesuchteste Obstart und nach ihnen kommen die Kastanien, mit welchen letztern ein ähnlicher Handel wie mit den Bratäpfeln getrieben wird. Vergessen wir nicht die Apfelsinen, welche von Anfang December bis in das Frühjahr hinein in so ungeheurer Menge in Paris erscheinen, daß man sie fast für ein Landesproduct halten könnte; Paris soll deren jährlich nahe an 5 Millionen verzehren. Der französische Geschmack für Ausstellung und Anordnung der feilgebotenen Waaren zeigt sich bei dieser Gelegenheit auf das schlagendste. Ganze Pyramiden von Apfelsinen schmücken die Vorfenster der Epiciers und maskiren für einige Zeit Heringstonnen, Butter und Käse und deren

Ausdünstungen. Den bunteſten Anblick bieten aber die Straßen Abends dar; ein Heer von Karren, welche unter der Wucht ihrer goldenen Früchte faſt zu erliegen drohen, macht ſich von fern durch purpurrothe papierene Laternen bemerkbar, Leuchtthürmen ähnlich, die am dunkeln Horizont auftauchen; auf den Boulevards und auf den Hauptplätzen erheben ſich ganze Reihen von Buden, deren Laternen mit den Früchten wetteifern, die Umgebung in einem blutrothen Feuermeer erſcheinen zu laſſen.

Wir gelangen zu einer der wichtigſten Nahrungsſubſtanzen, dem Zucker und zu den Producten, deren weſentlichſtes Element der Zucker iſt. Kein Schriftſteller hat in ſo vollſtändiger und in ſo anmuthiger Weiſe die verſchiedenartige Verwendung des Zuckers beſchrieben wie Brillat-Savarin. „Mit Waſſer gemiſcht", ſagt der Verfaſſer der «Physiologie du goût», „gibt er als Zuckerwaſſer ein erfriſchendes, geſundes, angenehmes Getränk, das zuweilen als Heilmittel wirkt. In ſtarker Doſis mit Waſſer gemiſcht und durch Feuer concentrirt, gibt er die Syrupe, welche alle Arten von Parfüms aufnehmen können und jederzeit eine Erfriſchung darbieten, die von aller Welt geliebt wird. Mit Waſſer gemiſcht und durch künſtliche Mittel ſeiner Wärme beraubt gibt er das Eis, welches italieniſchen Urſprungs iſt und von Katharina von Medici eingeführt worden zu ſein ſcheint. Mit Wein gemiſcht gibt er ein Magenmittel. Mit Mehl und Eier vermengt gibt er die Biscuits, Macaronen und jene Menge von leichten Kuchenwaaren, welche die Kunſt des Paſtetenbäckers ausmachen. Mit Milch vermengt gibt er die Crêmes, das Schneeweiß und andere Präparate, welche den zweiten Gang einer Mahlzeit in ſo angenehmer Weiſe beſchließen und dem ſubſtantiellen Geſchmack des Fleiſches einen feinern und ätheriſchern Geruch folgen laſſen. Mit Kaffee vermengt hebt er deſſen Arom hervor. Mit Milch und Kaffee zuſammengethan liefert er ein leichtes, angenehmes, leicht zugängliches Getränk, das beſonders Denen zuſagt, welche ſofort nach dem Frühſtück in ihrem Zimmer oder in ihrem Büreau zu arbeiten haben. Mit Früchten und Blumen gemengt liefert er die Confitüren, Marmeladen, Bonbons und Candis, eine Methode, welche uns den Wohlgeruch dieſer Früchte und Blumen noch lange Zeit nach ihrer Blüte zu genießen erlaubt. Endlich mit Alkohol gemiſcht liefert er die Liqueure, welche bekanntlich erfunden wurden, um Ludwig's XIV. Greiſenjahre zu erwärmen und welche, den Gaumen durch ihre Kraft und den Geruch durch ihre duftenden Gaſe feſſelnd, das non plus ultra der Freuden des Geſchmacks ausmachen. Hierauf beſchränkt ſich aber der Gebrauch des Zuckers keineswegs. Man kann dreiſt behaupten, daß er das Univerſalgewürz iſt und daß er nichts verdirbt. Viele Perſonen nehmen ihn mit dem Fleiſch zuſammen, zuweilen mit dem Gemüſe und

oft mit dem Obſt. Er iſt in den meiſten Getränken durchaus nothwendig, wie z. B. im Punſch, Glühwein u. ſ. w., und ſeine Verwendung wechſelt ins Unendliche, weil ſie je nach Völkern und Individuen eine andere iſt. So iſt jene Subſtanz, welche die Franzoſen zur Zeit Ludwig's XIII. kaum dem Namen nach kannten, für die Franzoſen des 19. Jahrhunderts eine Waare des dringendſten Bedürfniſſes geworden; denn man findet keine Frau, beſonders keine wohlhabende, welche nicht mehr Geld für ihren Zucker als für ihr Brot ausgäbe."

Was Brillat-Savarin vor 30 Jahren ſchrieb, iſt heute mehr als je wahr. In keiner Stadt der Welt vielleicht wird eine ſolche Menge von Zucker in den verſchiedenartigſten Formen und Verwandlungen abſorbirt wie in Paris. Man ſchlägt den jährlichen Verbrauch von raffinirtem Zucker auf 25 Millionen Pfund an, wovon allein 14 Millionen Pfund, alſo etwa 2 Pfund per Kopf, auf den häuslichen Verbrauch kommen. Dieſe Zahl wird Niemanden in Erſtaunen ſetzen, der die pariſer Gewohnheiten nur einigermaßen kennt. Man braucht nur in ein Kaffeehaus zu treten und den kleinen Berg von Zucker zu betrachten, welcher jede Taſſe Kaffee begleitet und man wird danach auf den Verbrauch im Allgemeinen ſchließen können. Die Fabrikation von Zuckerwaaren bildet, wie man weiß, eine der Hauptinduſtrien von Paris. Das Quartier des Lombards, in der Nähe der großen Markthallen, iſt der Hauptſitz dieſer Induſtrie. Wenn man in den glänzenden Schaufenſtern der pariſer Confiſeurs jene zahlloſen kleinen Wunderwerke der Leckerei ſieht, ſo ahnt man gar nicht, welcher ingeniöſen Mittel und welcher Arbeit es bedarf, um dieſe frivolen Producte herzuſtellen. Nichts Intereſſanteres als der Anblick, den ſo ein Confiſeuratelier darbietet. Hier, auf einem mächtigen mit Steinkohlen geheizten Feuerherde, wird der Zucker abgekocht, man bereitet die Syrupe, vermengt den Zucker mit dem Safte oder dem Fleiſche der Früchte und fabricirt die Confitüren. Eine Dampfmaſchine, die durch mehre Etagen hindurch eine Reihe der verſchiedenſten Apparate in Bewegung ſetzt, treibt die Maſchine, welche die Chocolade zermalmt und jene andere Maſchine, die in ihren metallenen Becken die Mandeln hin- und herwiegt; letztere, in flüſſigem Zucker getränkt, trocknen an den heißen Wänden der Behälter und geben jene weiße oder rothe Dragée, welche morgen vielleicht als Geſchenk überreicht wird. Man findet in dieſen Ateliers wahre Künſtler, deren Erfindungstalent beſtändig beſchäftigt iſt, neue Formen zu erſinnen; denn das Gewerbe des Confiſeur hängt mehr als irgendeins von der Mode ab und muß ſich hüten, in ausgetretenen Bahnen zu wandeln. Der Confiſeurkünſtler hat weder Pinſel noch Meißel; ſeine Inſtrumente ſind elaſtiſche Düten, mit flüſſigem Zucker von allen Farben gefüllt. Dieſe kleinen und einfachen Apparate werden mit den Fingern gedrückt und ſpritzen dann

durch ein kleines unſcheinbares Loch den Zuckerſtoff aus, der, mit erfahrener Hand geleitet und entladen, die Geſtalt von Figuren, Thieren, Bäumen aller Art annimmt. In einem andern Zimmer der Werkſtatt ſieht man eine Schar von Frauen und Mädchen beſchäftigt, Gerſtenzucker langzuziehen und ihn in kleinen Cylindern zu formen, zum künftigen Ergötzen der Kinderwelt. Daneben ſteht der Paſtillenmann; er iſt ebenfalls eine Specialität. Dieſer Künſtler hält in der einen Hand eine Pfanne mit länglicher Schnauze, gefüllt mit flüſſigem, weißem oder gefärbtem, aber ſtets aromatiſch duftendem Zucker, den er tropfenweiſe auf einen Bogen weißen Papiers ausgießt und mit einem Meſſer zu Paſtillen ſchneidet; dieſe Operation, welche ihre praktiſchen Schwierigkeiten hat, liefert täglich bis 50 Pfund Paſtillen. Wieder eine Schar von Frauen ſchälen die Früchte ab, fortiren die Roſen, reihen die Bonbons zierlich in eleganten Schachteln auf oder hüllen ſie in bunte Papiere ein. Es iſt unmöglich, den Katalog aller dieſer Süßigkeiten auch nur annähernd zu erſchöpfen; die gangbarſten Artikel ſind die Dragées, Deſſertbonbons, Zierbonbons, Geſundheits- und Erfriſchungsſyrupe, trockene und flüſſige Confitüren, Gerſtenzucker, Aepfelzucker, Kirſchenzucker, Paſtillen, überzuckerte Kaſtanien, Bruſtbonbons, Chocolade u. ſ. w. Paris fabricirt von dieſen Waaren nicht weniger als drei Millionen Pfund jährlich und verzehrt davon weit über eine Million Pfund, wozu noch 100,000 Litres Syrupe und Liqueure hinzutreten. Hiermit aber iſt das Capitel der Zuckerwaaren noch nicht abgeſchloſſen. Es bleiben noch zu erwähnen die Gelées und Marmeladen von Früchten, deren Conſum auf nahe zwei Millionen Pfund anzuſchlagen iſt; ferner gehören hierher die Liqueure, von denen jährlich 1,200,000 Litres abſorbirt werden; die Syrupe aus Früchten, welche von Deſtillateurs und Gewürzkrämern fabricirt werden und deren jährlicher Abſatz 620,000 Litres beträgt. Nicht zu vergeſſen die in Branntwein eingelegten Früchte; dieſe bilden für ſich allein einen ungeheuern Induſtrie- und Handelszweig. Dieſe Branntweinfrüchte ſind ſeit einigen Jahren ſehr beliebt geworden; neben Kaffeehäuſern, Weinſchänken und Kuchenläden ſieht man jetzt prachtvolle Läden entſtehen, in welchen von elegant gekleideten Damen jene mit Alkohol geſchwängerten Früchte den meiſt der jungen Herrenwelt angehörigen Beſuchern dargeboten werden. Das jährliche Conſum dieſes Artikels beträgt über eine Million Pfund. Endlich, um dies Capitel der Süßigkeiten zu ſchließen, haben wir noch des Gefrorenen und der Crêmes zu gedenken, zwei Kategorien, deren Conſum ebenfalls mehr als eine Million Pfund für jede beträgt. Man mag hiernach ermeſſen, ob die Pariſer ſich ihres Zuckerzahns rühmen dürfen!

Die Producte der Paſtetenbäcker und was damit zuſammenhängt bilden nicht minder einen ſehr wichtigen Beſtandtheil des pariſer Con-

sums. Dieser Industriezweig unterliegt ebenfalls allen Launen der Mode und besitzt seine Genies und Künstler. Die meisten von den größern Pastetenbäckern haben ihre Specialität. Dieser bereitet bis zur Vollendung die brioches, eins der schwierigsten Probleme dieser edeln Kunst; jener zeichnet sich durch seine galette aus; andere glänzen durch ihre kleinen Pasteten, noch andere durch die Fleischpasteten. Was letztere anbelangt, so wird ein großer Theil davon von der Provinz geliefert. Welcher Feinschmecker der Welt kennt nicht die Gänseleberpasteten von Strasburg, Colmar und Toulouse, die Wildpretpasteten von Ruffec, Angoulême und Nérac, die Entenpasteten von Amiens, die Rebhühnerpasteten von Chartres, die Lerchenpasteten von Pithiviers, die Schnepfenpasteten von Montreuil und Abbeville. Alle diese Producte werden in unglaublichen Quantitäten nach Paris zugeführt und gesellen sich den dort fabricirten analogen Producten zu. Die eigentlichen Kuchenwaaren zerfallen in feine und ordinäre. Die feinen sind diejenigen, welche in den Läden feilgeboten werden. Die ordinären Kuchen werden auf den Straßen meist von ambulanten Verkäufern debitirt, welche sie aus den betreffenden Bäckereien abholen; man zählt nicht weniger als 128 Etablissements, welche lediglich diese Kategorie von Kuchen bereiten. Eine dritte Classe von Producten der Kuchenbäckerei bilden die sogenannten biscuits de Reims, die aber in Paris verfertigt werden. Der Pariser verzehrt diese Biscuits gewöhnlich als Dessert, indem er sie im Weine feuchtet; auf diese Weise werden jährlich mehr als $2^1/_2$ Millionen Dutzend verzehrt. Ferner gehören hierher die Pfefferkuchen und Macaronen. Letztere namentlich sind Gegenstand einer wahrhaft großartigen Fabrikation. Während der Sommerzeit nämlich werden in den Champs Élysées und auf den zahlreichen fêtes patronales der Umgegend von Paris kleine Hazardspiele etablirt, sehr unschuldiger Natur allerdings, indem die Regierung alle hohen Spiele untersagt und in der Regel nur solche zuläßt, bei welchen Pfefferkuchen und Macaronen die Gewinne sind. Gewöhnlich besteht der Gewinn in einem Dutzend solcher Macaronen, welche mit rosenfarbenem Zwirn auf einem Streifen Papier aufgeheftet sind. Hiernach wird man begreifen, wie die jährliche Fabrikation dieses scheinbar winzigen Artikels 1,500,000 Dutzend ausmachen kann.

Kaffee, Chocolade und Thee sind drei Nahrungsmittel, welche, wenn auch in verschiedenem Grade, eine sehr bedeutende Rolle in der pariser Verzehrung spielen. Vor allen der Kaffee, dessen Gebrauch erst gegen Mitte des 17. Jahrhunderts von dem Reisenden Thévenot in Paris eingeführt wurde. Ein osmanischer Gesandter, Soliman-Aga, brachte ihn 1669 in Mode und im Jahre 1672 wurden die ersten öffentlichen Kaffeehäuser, nach dem Muster der damals in Konstantinopel bestehen-

den, in Paris errichtet. Das erſte Kaffeehaus dieſer Art wurde auf dem Jahrmarkt von St.-Germain eröffnet und bald darauf entſtand das Café Procope, das noch heute in ſeinem urſprünglichen Locale in der Rue de l'ancienne Comédie exiſtirt. Das Café Procope ward der Sammelplatz aller Notabilitäten der Literatur und der Wiſſenſchaft und ein ſo gewichtiges Beiſpiel wirkte alsbald anſteckend. An verſchiedenen Punkten der Hauptſtadt entſtanden ähnliche Etabliſſements, welche wahrſcheinlich auf die allgemeine Verbreitung des Kaffees in Paris von weſentlichem Einfluſſe geweſen ſind. Arm und reich genießen den Kaffee zum erſten Frühſtück, allerdings ſehr reichlich mit Milch gemiſcht und Wenige ſtehen von ihrer Mittagsmahlzeit auf, ohne ihre demi-tasse ſchwarzen Kaffee genommen zu haben. Von ſechs Uhr Abends ab füllen ſich auch die Tauſende von öffentlichen Kaffeehäuſern, welche hier wahrhaft den Rang einer ſocialen Inſtitution einnehmen. Man hat oft geſagt, Paris ſei das Paradies der Junggeſellen; wenn das wahr iſt, ſo tragen die Cafés weſentlich dazu bei. Alle Diejenigen, deren Häuslichkeit der erſten Bequemlichkeiten des Salon ermangelt, dürfen nur in ein Café gehen. Dort finden ſie bequeme Ruhepolſter, Zeitungslectüre, Erleuchtung, Heizung, Spiele aller Art, Geſellſchaft und alle dieſe Genüſſe können ſie ſich für einen ganzen langen Abend mit der mäßigen Summe von 30—50 Cent., dem Preiſe einer Taſſe Kaffee, verſchaffen. Wollen ſie ihre Correſpondenz abfertigen: das Café liefert ihnen Papier, Feder und Tinte gratis. Wollen ſie mit Privat- oder Geſchäftsfreunden zuſammentreffen: ſie können es im Café thun. Ein beträchtlicher Theil der männlichen Bevölkerung lebt denn auch ſo recht eigentlich von früh bis ſpät in den Kaffeehäuſern, ſo Mancher empfängt ſeine Beſuche und ſeine Briefe nur im Café, er hat dort ſeine Stunde, wo man ſicher iſt ihn zu finden. Hiernach kann man ſich leicht eine Vorſtellung von dem Conſume in den Kaffeehäuſern machen, ein Conſum, in welchem der edle Mokka und ſeine Baſtarde die Hauptrolle ſpielen. Paris iſt aber auch vielleicht die einzige Stadt in Europa, wo der Kaffee in mehr oder weniger reinem Zuſtande genoſſen wird und namentlich der Süddeutſche, welcher an das heimiſche hellbraune Kaffeewaſſer gewöhnt iſt, pflegt große Augen zu machen, wenn er in Paris zum erſten male das kohlſchwarze Getränk ſieht, welches ihm ſelbſt in den Kaffeehäuſern der unterſten Claſſe dargereicht wird.

Chocolade und Thee ſind, im Vergleich mit dem Kaffee, viel weniger in Gunſt in Paris. Der Thee fängt neuerdings an, gleich manchem andern engliſchen Laſter, in Aufnahme zu kommen. Allein die Pariſer verſtehen ihn ſowenig zu bereiten, als die Engländer verſtehen, den Kaffee zu bereiten.

Es bleibt uns von einem Nahrungsſtoffe zu ſprechen, welcher haupt-

ſächlich von dem männlichen Theile der pariſer Bevölkerung genoſſen wird: man erräth, daß es ſich um den Taback handelt. Wir ſagen, daß hauptſächlich die männliche Bevölkerung an dieſem Genuſſe theilnimmt, nicht aber ausſchließlich: denn es iſt bekannt, daß namentlich die Damen des demi-monde und des quart de monde das Rauchrecht längſt als ein geheiligtes Princip der Frauenemancipation betrachten. Fügen wir indeſſen gleich hinzu, daß das von dieſen Schönen abſorbirte Tabacksquantum nur einen ſehr kleinen Bruchtheil des Geſammtverbrauchs ausmacht. Vor kaum zehn Jahren noch gehörte es in Paris zum guten Ton, nicht zu rauchen. Man überließ dieſes Laſter den Beſuchern der Eſtaminets, den Bewohnern des Quartier latin und der Bevölkerung der Künſtlerateliers. Vielleicht haben die Eiſenbahnen auch hierin einen Umſchwung der Ideen hervorgebracht; die Pariſer moquiren ſich nicht mehr über die deutſchen Raucher; „Charivari" läßt nicht mehr den Deutſchen mit einer Tabackspfeife geboren werden. Der Grund dieſer Sinnesänderung iſt der, daß die Pariſer ſelbſt Raucher geworden ſind, zur größten Genugthuung des Staatsſchatzes, welchem bekanntlich das Tabacksmonopol gehört. Früher gehörten die Kaffeehäuſer, in denen man rauchen durfte, zu den Ausnahmen; jetzt iſt es eine Seltenheit, ein Kaffeehaus zu finden, wo nicht geraucht wird. Die Zahl der Tabacksläden iſt Legion und täglich entſtehen neue. Auf der Straße kann man durchſchnittlich auf zehn Vorübergehende acht Raucher zählen und die Boulevards bieten Abends den Anblick eines Heeres von Irrlichtern dar, ſo groß iſt die Menge der glimmenden Cigarrenſtengel. Es gibt eine eigene Claſſe von Leuten in Paris, welche von früh bis ſpät die Straßen durchwandern, aufpaſſen, ob Jemand ſein Cigarrenende wegwirft, in dieſem Falle den Stummel aufheben, ihn ab- oder zerſchneiden und ihn dann den Kutſchern oder ſonſtigen Liebhabern verkaufen. Das Gewerbe, das früher kaum ſeinen Mann ernährte, iſt jetzt ein ſehr einträgliches geworden und man übertreibt nicht, wenn man den Profit eines fleißigen Cigarrenſuchers auf fünf Francs täglich anſchlägt.

So lebt immer ein großer und der größte Theil der Menſchheit von dem Ueberfluſſe der Minderheit; in Paris iſt das noch mehr als anderswo der Fall. Vergeblich iſt das Bemühen der Statiſtiker, eine Durchſchnittsberechnung für die Ernährung der Bevölkerung einer ſo großen Hauptſtadt aufſtellen zu wollen; dieſe Durchſchnittszahlen ſind rein illuſoriſch, höchſtens treffen ſie bei dem Brote zu, weil dieſes ziemlich gleichmäßig von Armen wie Reichen genoſſen wird. Für alle übrigen Nahrungsmittel wird man auf eine wenn auch nur annähernde Kopfberechnung verzichten müſſen. Wenn uns daher ein officieller Statiſtiker ſagt, daß jeder Pariſer durchſchnittlich täglich 1 Franc 32 Cent. für ſeine Nahrung ausgibt, ſo mag das Rechenexempel richtig ſein, beweiſt aber nichts,

da erweislich viele und viele Tausende kaum 50 Centimes täglich für Brot ausgeben. Nur bei gleichartigen Verhältnissen ist die Aufstellung eines Verhältnisses zulässig.

Volkslieder aus der Altmark und dem Herzogthum Magdeburg.

Mitgetheilt
von
Ludolf Parisius.

Die letzten beiden Jahrzehnde haben uns so zahlreiche und auch meist so vortreffliche Sammlungen deutscher Volkslieder gebracht, daß ein Jeder, der aus dem Volksmunde zu sammeln beginnt, anfänglich nur geringe Hoffnung hegen wird, neue Schätze aus diesem so vielfach bearbeiteten Schacht zutage zu fördern. Bei näherer Prüfung werden diese Zweifel jedoch bald verschwinden und der Ueberzeugung Raum geben, daß der Born deutscher Volksdichtung als einigermaßen ausgeschöpft erst dann anzusehen sein wird, wenn dereinst aus allen Gauen unsers Vaterlandes gründliche und gewissenhafte Sammlungen vorliegen. Nicht etwa weil sich immer neue Quellen eröffnen; was jetzt im Volke neu gedichtet wird, ist selten des Aufschreibens werth. Das Volkslied, dessen zaubervolle Schönheit immer wieder die Herzen entzündet, ist „die eigentliche Poesie des Reformationszeitalters“ (vgl. R. Prutz in „Deutsches Museum“, 1852, I, 517); seitdem hat die mündliche Tradition verkürzt und zugethan, verschmolzen und umgedichtet und so das Vorhandene fortgestaltet, ohne eigentlich Neues zu erzeugen. Neuern Ursprungs freilich, aber auch abweichenden Charakters sind die meisten Kriegs- und Soldatenlieder. Abgesehen von ihrem culturgeschichtlichen Werthe erfreuen sie zwar öfters trotz handwerksmäßig roher Form durch derben, keck übersprudelnden Humor, durch kernhafte Gesinnung und naturwüchsigen Haß des Fremdländischen. Allein auf wirkliche poetische Schönheit können sie nur in den seltensten Fällen Anspruch machen; namentlich fehlt ihnen in der Regel die unmittelbare Frische, welche für jede wahre innige Empfindung sofort das rechte Wort bereit hat und die jenen alten Liedern eine so lebenswarme Färbung gibt.

Wer aus dem Volksmunde sammeln will, mag sich übrigens beeilen; die Volkslieder verklingen eins nach dem andern. Selbst in Gegenden, wo es noch einen Bauernstand gibt, der mit deutscher Bauernzähigkeit am Ererbten und Altüberlieferten festhält, kommen sie von Tage zu Tage mehr „aus der Mode“ und machen guten und schlechten kunstmäßigen

und Bänkelſängerliedern Platz. Darum muß der Sammler auch in der Altmark und im Magdeburgiſchen ſich vorzugsweiſe an bejahrte Bauerfrauen wenden und ihnen die Lieder ablauſchen, die ſie als junge Dirnen Abends „in der Koppel“ — im Sommer auf der Straße und im Winter in der Spinnſtube — geſungen haben.

Die nachfolgende Auswahl von Volksliedertexten bietet unbedingt Neues nur zum Theil. Wenn ich darunter auch Texte von zwei allgemein verbreiteten Liedern mittheile (Nr. 1 und 5), ſo geſchieht es, um zu zeigen, daß ſich ſogar von ſolchen in meiner Heimat eigenthümliche und in Einzelheiten hervorragend gute Faſſungen erhalten haben.

1. Unter der Linde.

1. Es ſtand eine Linde in jenem Thal,
   War oben breit und unten ſchmal.

2. Darunter zwei Verliebte ſaßen,
   Die vor Liebe ihr Leid vergaßen.

3. Feinsliebchen wir müſſen voneinander,
   Sieben Jahr' muß ich noch wandern.

4. Mußt du noch ſieben Jahr' wandern,
   Heirath' ich keinen Andern.

5. Und als die ſieben Jahr' umwar'n,
   Sie ging wol in den Garten,
   Feinsliebchen zu erwarten.

6. Sie ging wol in das grüne Holz,
   Da kam ein Reiter geritten ſtolz.

7. Guten Tag, du Hübſche, du Feine,
   Was thuſt du hier alleine?

8. Iſt dir dein Vater oder Mutter gram,
   Oder haſt du heimlich einen Mann?

9. Mein Vater und Mutter iſt mir nicht gram,
   Heimlich hab' ich auch keinen Mann.

10. Geſtern waren's drei Tage über ſieben Jahr',
    Daß mein Feinsliebchen Abſchied nahm.

11. Geſtern bin ich geritten durch eine Stadt,
    Da dein Feinsliebchen Hochzeit hatt'.

12. Was thuſt du ihm wol wünſchen,
    Wenn ich zurück werd' reiten?

13. Ich thu' ihm wünſchen das Beſte,
    Soviel der Baum trägt Aeſte.

14. Ich thu' ihm wünſchen eine gute Zeit,
    Soviel als Sand am Meere leit.

15. Ich thu' ihm wünschen eine tausendgute Nacht,
Daß er nicht hat an mich gedacht.

16. Was zog er von seinem Finger?
Einen Ring von Gold und Silber.

17. Er schmiß den Ring in ihren Schoos,
Sie weinte, daß das Ringlein floß.

18. Was zog er aus seiner Tasche?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.

19. Trocken ab, trocken ab deine Aeugelein,
Hinfort sollst du mein eigen sein.

20. Mein eigen sollst du werden,
Solang' ich bin auf Erden.

21. Da nahm er ab seinen breiten Hut,
Daran sie ihn erkennen thut.

22. Feinsliebchen, was vexirest du mich
Und machest mir mein Herz so schwer?

23. Ich wollte dich nur versuchen,
Ob du thätest schwören oder fluchen.

24. Hättest du einen Schwur oder Fluch gethan,
Von Stund' an wär' ich geritten davon.

Aus Cassieck bei Gardelegen und Samswegen bei Wolmirstedt.

Man findet das Lied in jeder Sammlung. Der vorstehende Text unterscheidet sich von allen übrigen durch die Strophen 21 und 22, die sonst fehlen, aber eine unverkennbare Lücke der Erzählung ausfüllen. Dadurch tritt er der ältern Gestalt des Lieds näher, wie sie Uhland (Nr. 116) und das „Weimarische Jahrbuch" (V, 255) nach Handschriften und Drucken des 16. Jahrhunderts mittheilen:

Da zog er ab sein seidenhût — bis gott willkommen, du schöns mein lieb!
erst kennet in die jungfrau gut: — Wie lang' liesst mich in trauren hie!

Große Mannichfaltigkeit herrscht in den Texten in Betreff der Wünsche des Mädchens (Strophe 13—15). So heißt es z. B. in Kähnert bei Burg:

Ich wünsch' ihm soviel Gäste, — Ich wünsch' ihm soviel Segen,
Als wie der Baum trägt Aeste, — Als wie nur Tropfen im Regen.
Ich wünsch' ihm soviel Ehre, — Ich wünsch' ihm soviel Kindelein,
Als wie nur Sand am Meere. — Als wie nur Stern' am Himmel sein.

oder in Alvensleben:

Ich wünsch' ihm soviel Geld und Gut, — Die ihm von Adel angetraut.
Wie Sand im Meere fließen thut. — Ich wünsch' ihm soviel Wasser und Wind,
Ich wünsch' ihm eine junge Braut, — Daß er sich wieder im Land einfind't.

in Samswegen: Ich thu' ihm wünschen zum Zeitvertreib
Ein ehr- und tugendsames Weib.

und so fort.

2. Der Glücksjäger.

1. Es trug ein Jäger einen grünen Hut,
Darauf trug er drei Federn roth,
Hi hei heysa jung
Hi hei valderallala
Darauf trug er drei Federn roth.

2. Die Federn die waren mit Golde beschlagen,
Die durfte ein jeder Jäger nicht tragen.

3. Es blies der Jäger wol in sein Horn,
Er blies das Wild wol aus dem Korn.

4. Wol aus dem Korn wol in den Wald,
Da begegneten ihm drei Jungfern bald:

5. Gott grüß' euch, Jungfern, alle drei! —
Doch diese soll meine Allerliebste sein.

6. Deine Allerliebste kann ich nicht sein,
Ich bin eines Kaufmanns Töchterlein.

7. Bist du eines Kaufmanns Töchterlein,
So bin ich ein Jäger jung hübsch und fein.

8. Bist du ein Jäger jung hübsch und fein,
So geb' ich meinen Willen drein. —

9. Er faßte die Jungfer bei dem Rock
Und schwang sie hinter sich auf sein Roß.

10. Und als er nun nach Hause ritt,
Die Mutter ihm entgegenrief:

11. Ach Sohn, ach Sohn, ach Söhnelein,
Was bringst du für ein Häselein?

12. Es ist doch wol kein Häselein,
Es ist eines Kaufmanns Töchterlein!

13. Er faßte die Jungfer bei der Hand
Und ging mit ihr den Saal entlang.

14. Sie setzten sich Beide hinter den Tisch,
Es wurden aufgetragen gebratene Fisch'.

15. Er schenkte ihr ein eine Kanne Wein:
Da iß und trink, du bist nun mein!

16. Er faßte die Jungfer bei der Hand
Und ging mit ihr in die Kammer und die war blank.

17. Da stand ein Bettchen wol bereit,
Das war mit Silber und Golde bekleid't.

18. Drin schliefen sie die ganze Nacht,
Bis daß der helle Tag anbrach:

19. Steh' auf, steh' auf, mein Söhnelein,
Die Vöglein singen hoch herein!

20. Laß sie nur singen immer her,
Von meinem Feinsliebchen scheid' ich nicht mehr,
Hi hei hopsa jung
Hi hei valderallala,
Von meinem Feinsliebchen scheid' ich nicht mehr!

Aus Estedt bei Gardelegen.

Die bisher aufgefundenen Texte dieses Liedes (Hoffmann und Richter, „Schlesische Volkslieder", Nr. 175; Meier, „Schwäbische Volkslieder", Nr. 229; Erk, „Liederhort", Nr. 10) sind sehr mangelhaft. In Bd. II, S. 154 des „Wunderhorn" ist ein gleich mangelhafter Text mit Bruchstücken anderer Lieder („Es blies ein Jäger wol in sein Horn", „Auf dieser Welt hab' ich keine Freud'" und „Es hütet ein Mädchen die Lämmelein im Holze") willkürlich zusammengeschweißt.

3. Höllenstrafe.

1. Es fielen drei Sternlein vom Himmel herab,
Die fielen auf einer Frau Witwe ihr Grab.

2. Frau Witwe hatte drei Töchterlein,
Die Töchterlein starben ihr alle drei.

3. Die eine starb als Abend ward,
Die and're starb um Mitternacht,
Die dritte starb als der Tag anbrach.

4. Sie faßten sich alle drei bei der Hand,
Sie gingen den himmlischen Weg entlang.

5. Da kamen sie wol vor die himmlische Thür
Und klopften da so leise für.

6. Da sprach der Herr Jesus: Wer ist dafür? —
Es sind drei arme Seelen für,
Die wollen so gern zu Gnaden hier.

7. Ihr zwei kommt herein, die Jüngste bleibt da! —
Ach liebster Herr Jesus, was hab' ich gethan,
Daß ich muß vor dem Himmel stah'n?

8. Wenn die andern nach der Schule gegangen,
So hast du hinter dem Feu'rherd gestanden.

9. Wenn die andern nach der Kirche gegangen,
So hast du vor dem Spiegel gestanden,
Das Haar gekrönt, den Leib geschmückt.

10. Darum sollst du geh'n den breiten Weg,
Dann wirst du wol finden den hölliſchen Steg.

11. Als sie nun kam an die hölliſche Thür,
So klopft sie da so leise für.

12. Da ſprach der Böſe: Wer iſt dafür? —
Es iſt eine arme Seele für,
Die wollt' ſo gern zu Gnaden hier.

13. Da nahm ſie der Böſe in ſeinen Arm
Und ſetzt ſie auf den blanken Stuhl
Und puſt't ihr all die Flammen zu.

14. Er gab ihr einen glühenden Becher in die Hand,
Daß ihr das Blut aus den Adern ſprang.

15. O weh, o weh meiner Mutter Hand,
Daß ſie mich nicht nach der Schule zwang.

16. O weh, o weh meines Vaters Hand,
Daß er mich nicht nach der Kirche zwang.

17. Was helfen mir meine ſammetnen Schuh,
Wenn ich muß ſitzen auf dem blanken Stuhl?

18. Was hilft mir all mein Geld und Gut,
Wenn ich muß ſchmelzen in der hölliſchen Glut?

Aus Eſtedt.

Der Schluß eines kürzern Textes, den ich in Caſſieck von einer 75jährigen Frau aufzeichnete, lautet:

8. Wenn die andern nach der Schule gah'n,
Dann haſt du auf der Straße ſtah'n;

9. Wenn die andern nach der Kirche gah'n,
Dann haſt du vor dem Spiegel ſtah'n
Und haſt dir deine Haare gekrullt.

10. Was helfen mir meine krauſen Haar',
Was helfen mir meine feinen Schuh,
Sie tragen mich doch zur Hölle zu.

Die ſonſt bekannten Texte dieſes ſeltenen Liedes findet man in Mittler's „Volksliederſammlung" unter Nr. 481—485 zuſammengeſtellt.

4. Der Meiſter der Blumen.

1. Ein Sultan hatt' ein Töchterlein,
Die war früh aufgeſtanden,
Zu pflücken ſchöne Blümelein
In ihres Vaters Garten.

2. Sie ſtund und ſah die Blümlein an,
Sie gedacht' in ihren Sinnen:
Wer mag der Blümlein Meiſter ſein?
Wie gern möcht' ich ihn kennen!

3. Das muß ein großer König ſein,
Ein Herr von Macht und Ehren,
Der dieſe ſchönen Blümelein
Läßt wachſen und ſich mehren.

4. Ich hab' ihn in dem Herzen lieb,
Möcht' ihn gern einmal ſchauen,
Ich wollt' verlaſſen meines Vaters Reich
Und ihm allein vertrauen.

5. Es kam gleich um die Mitternacht
Herr Jeſus vors Fenſter gangen:
Steh' auf, ſprach er, o liebe Magd,
Mit meiner Lieb' umfangen.

6. Sie ſtund gleich auf und fürcht'te ſich,
Mit ſittſamen Geberden
Neigt ſie ſich freundlich ſichtbarlich
Vor ihm bis auf die Erden.

7. Ach allerliebſter Jüngling ſchön,
Wo ſeid Ihr hergekommen?
Wie habt Ihr Euch ſo große Müh'
Zu mir zu geh'n genommen? —

8. Wie ich zu Euch gekommen bin,
Das darf ich Euch wol ſagen,
Und was Ihr wünſcht in Euerm Sinn,
Das werd' ich Euch gewähren.

9. Ich bin des großen Königs Sohn,
Der Himmel und Blümlein erſchaffen
Und unter deſſen Allmacht kann
Ein Jeder ſicher ſchlafen.

10. Seid Ihr mein allerliebſtes Herz,
Nach Euch ſteht mein Verlangen,
Ich wär' ſchon längſt vor allem Schmerz
Vonhinnen zu Euch gangen. —

11. Und woll't Ihr Schönſte mit mir geh'n
Und Euer Reich verlaſſen,
Wolan, ſo kommt und bleibt nicht ſteh'n,
Zu wandeln meine Straßen.

12. Als ſie nun weit gegangen ſchon
Durch vielgelobte Haiden,
Sie kamen vor des Himmels Thor, —
Herr Jeſus von ihr ſcheidet.

13. Sie lief ihm nach und klopfte an,
Sprach: Mein Schatz iſt darinnen!
Es wurd' ihr auch bald aufgethan,
Weil ſie ſo thät' beginnen.

14. Wer klopfet an? — ſprach Jeſus bald
Als er die Thür aufmachte —
Stürm' doch nicht mit ſo großer Gewalt,
Thu' doch ein wenig ſachte!

15. Sie eilte aber geſchwind hinein,
Thät' ihn freundlich umfaſſen,
Sie ſprach: Ihr müßt mein eigen ſein,
Von Euch kann ich nicht laſſen.

16. Es wurd' ihr auch bald Alles gewährt,
Weil ſie hereingekommen,
Sie wurde von Allen hochgeehrt,
Weil ſie Jeſus zu ſich genommen.

Aus Eſtedt bei Gardelegen.

Eine Aufzeichnung dieſes Liedes aus dem Volksmunde war meines Wiſſens bisher nicht vorhanden. Aus Handſchriften und Drucken früherer Jahrhunderte iſt es öfters mitgetheilt; der älteſte Text (16. Jahrhundert) bei Uhland Nr. 331. Ueber das verwandte niederländiſche Lied vgl. Hoffmann von Fallersleben, „Niederländiſche Volkslieder" (2. Ausgabe), Nr. 199. Aehnlich dem Stoffe nach iſt Nr. 288 bei Meier's „Schwäbiſche Volkslieder".

5. Wenn ich ein Vöglein wär'.

1. Wenn ich ein Vöglein wär'
Und daß ich zwei Flüglein hätt',
Flög' ich zu dir.
Dieweil es aber nicht kann ſein,
Bin ich weit von dir.

2. Biſt du gleich weit von mir,
Biſt du doch im Schlaf bei mir
Und red'ſt mit mir.
Wenn ich erwachen thu',
Bin ich ganz allein.

3. Es vergeh'n auch viel Stunden in der Nacht,
Daß mein' Herzallerliebſte wacht
Und gedenkt zu mir.
O wie viele tauſend mal
Seufzer ſchick' ich dir.

4. Ei ſo ſoll die Einſamkeit
Meine Luſt und Freude ſein,
Bleibſt mir nur getreu;
Bleibſt mir aber nicht getreu,
So gereut es mich.

5. Lebe wohl, du kleines Kind,
Reich' mir dein'n zuckerſüßen Mund geſchwind
Und laſſ' nicht ab, —
Bis dich denn der bitt're Tod
Stürzet in das Grab.

Aus Gardelegen.

Andere Texte: Herder I, 104; Meinert, S. 34; Simrock, Nr. 170; Mittler, Nr. 754 und 755; Erk, „Liederhort", Nr. 90; Ditfurth, „Fränkiſche Volkslieder", II, Nr. 115—118.

Der hier mitgetheilte weicht namentlich durch die Strophen 4 und 5 von allen ſehr ab.

6. Schätzchen, gräme dich nicht so sehr.

1. Schätzchen, gräme dich nicht so sehr,
Ich werde bald wiederkommen,
Geschieht es diesen Winter nicht,
So geschieht's im Sommer.

2. In dem Sommer, wenn's grünen thut,
Geh'n wir Beid' im Garten,
Da werd' ich, herztausendschönster Schatz,
Deiner wol erwarten.

3. Meiner erwarten kannst du wol,
Will es dir nicht wehren —
Aber nur, herztausendschönster Schatz,
Aber nur in Ehren.

4. Einen Ring hab' ich von dir,
Trag' ihn auf meinem Finger;
Diesen Ring, mein liebes Kind,
Diesen lieb' ich immer.

5. Schätzchen, wenn du krank wirst sein,
Wo werd' ich's erfahren? —
Schreibe mir ein Briefelein,
Antwort sollst du haben.

6. Schätzchen, wenn du todt wirst sein,
Wem klag' ich mein Leiden? —
Klag' es einer grünen Tann',
Die dich nicht verrathen kann.

Aus Samswegen. Ohne Strophe 5 und 6 in **Mose** bei **Woimirstedt** und **Rechan** bei **Magdeburg**.

In Kaehnert bei Burg kommt nach der 4. als Schlußstrophe:

5. Draußen, wo die Lämmlein geh'n,
Draußen auf grüner Haiden,
Werden wir uns wiederseh'n, —
Und nun muß ich scheiden.

In Olvenstedt bei Magdeburg schließt das Lied weniger zärtlich:

5. Bist du reich und hast viel Geld,
Will mich drum nicht grämen:
Wer es dir gegeben hat,
Der kann dir's wieder nehmen.

6. Hätt' ich ein klein Schlüsselein,
Könnt' dein Herz aufschließen,
Könnte seh'n die Falschheit drein
So würd' es mich verdrießen.

Statt „herztausendschönster" heißt es auch „herztausiger" oder „herztausender" Schatz.

Nr. 163 der „Schlesischen Volkslieder" von Hoffmann und Richter besteht aus der 4. und 1. Strophe unsers Textes.

7. Jetzt geht der Marsch ins Feld!

1. Jetzt geht der Marsch ins Feld,
Jetzt heißt's: Soldaten schlaget auf euer Zelt!
Des Morgens müssen wir exerciren,
Halb links halb rechts drei Glieder formiren,
Sobald der Tag anbricht,
Das Gewehr auf der Schulter liegt.

2. Und wo die Pferde und Geſchütze ſteh'n,
Da iſt viel tauſend Freude anzuſeh'n:
Denn wo die Bomben knallen,
Franzoſen die müſſen fallen,
Sonſt geh'n wir All' zu Grund'
In einer Viertelſtund'.

3. Da rufet ſo mancher jnng braver Soldat:
O weh! wo iſt mein lieber Kamerad? —
Er liegt auf grüner Haiden,
Schneeweiß woll'n wir ihn kleiden;
Mein Kamerad und der iſt todt,
Er iſt aus ſeiner Noth.

4. Und dann kommen auch die Weiber heran:
O weh! wo iſt mein lieber, lieber Mann? —
Er liegt auf grüner Haiden,
Schneeweiß woll'n wir ihn kleiden;
Mein Mann und der iſt todt, —
Wer ſchafft unſern Kindern Brot?

5. Und zuletzt kommen auch die Jungfern auf den Platz:
O weh! wo iſt mein lieber, lieber Schatz? —
Er liegt auf grüner Haiden,
Schneeweiß woll'n wir ihn kleiden;
Mein Schatz und der iſt todt, —
Wer hilft uns aus der Noth?

Aus Eſtedt.

Unbedeutende Trümmer dieſes Liedes kommen in Nr. 223 von Ditfurth's „Fränkiſchen Volksliedern" und Nr. 105 von Meier's „Schwäbiſchen Volksliedern" vor.

8. Das Lied der ſchwarzen Huſaren.

(16. Juni 1815.)

1. Den Sechzehnten ging es los
Unſers Herzogs Jammer groß;
Und als die erſte Kartätſche kam
Da fing ſich unſer Unglück an,
Wir Schwarzen wir rufen Hurrah! Hurrah!
Ganz blutig ſtehen wir da, Ballera!

2. Und gleich der erſte Schuß
Ging unſerm Herzog durch die Bruſt,
Unſern Herzog, den haben wir verloren!
Ach wären wir Schwarzen nicht geboren!
Wir Schwarzen wir rufen Hurrah, Hurrah!
Ganz blutig ſtehen wir da, Ballera!

3. Ganz ſchwarz ſind wir montirt,
Mit Blut wol ausſtaffirt,
Vor dem Czakot da tragen wir den Todtenkopf,
Wir haben verloren unſern Herzog,
Wir Schwarzen wir rufen Hurrah, Hurrah!
Ganz blutig ſtehen wir da, Ballera!

4. Nach Braunſchweig da brachten ſie ihn 'rein,
Da fingen viele Tauſend an zu wein'n:
Unſern Herzog, den haben wir verloren!
Ach wären wir Schwarzen nicht geboren!
Wir Schwarzen wir rufen Hurrah, Hurrah!
Ganz blutig ſtehen wir da, Ballera!

5. Wer hat das Lied erdacht?
Das haben zwei Schwarze gemacht,
Es waren zwei ſchwarze Rekruten,
Die ſah'n unſern Herzog bluten.
Wir Schwarzen wir rufen Hurrah, Hurrah!
Ganz blutig ſtehen wir da, Ballera!

Aus Olberſtedt bei Magdeburg und Eſtedt bei Gardelegen.

Vgl. Soltau-Hildebrand's „Hiſtoriſche Volkslieder", 2. Hundert, Nr. 87. Hier vollſtändiger und beſſer.

9. Angeſchmiert!

1813.

1. Napoleon der große Held,
Der lief bei Leipzig aus dem Feld,
Er lief wol über Stock und Stein,
Bis daß er kam wol über den Rhein.

2. Wol an dem Rhein da hielt er ſtill,
Weil er ſich widerſetzen will,
Er ſprach: Ihr Brüder, haltet euch fein,
Sonſt büßen wir ganz Frankreich ein.

3. Das hätt' ich aber nicht geglaubt,
Daß mir das Deutſchland würd' geraubt;
Nun trau' ich keinem Monarchen mehr,
Und wenn's gleich Friedrich Wilhelm wär'.

4. Dem Kaiſer Franz hätt' ich getraut,
Auf ihn hätt' ich ein Haus gebaut, —
Er hat ſich aber excuſirt
Und mich dazu recht angeſchmiert.

Aus Samswegen.

Die 4. Strophe iſt ſchon durch Pröhle in der Vorrede zu ſeinen „Weltliche und geiſtliche Volkslieder und Volksſchauſpiele" (Aſchersleben 1855) mitgetheilt.

10. Napoleon iſt nicht mehr ſtolz!

1815.

1. Hört ihr Menſchen groß und klein:
Friedrich Wilhelm der muß gellebet ſein,
Wer wollte nicht ſein'n Leib und Leben
Für einen ſolchen König geben.

2. General Blücher den großen Held
Schickt Friedrich Wilhelm in das Feld,
Und Blücher ließ ſich's nicht verdrießen,
Er ließ mit Bomben und Granaten ſchießen.

3. Napoleon dacht' in ſeinem Sinn:
Wo ſoll ich mich doch wenden hin,
Denn Blücher der iſt voller Wuth
Und kriegt er mich, ſo thut's kein gut.

4. Napoleon du großer Held,
Was nützet dir die ganze Welt?
Was nützet dir dein ſtolzer Sinn —
Du mußt nach der Inſel St.-Helena hin.

5. Napoleon iſt nicht mehr ſtolz,
Er handelt jetzt mit Schwefelholz,
Er läuft die Straßen auf und ab:
Ihr Leut' kauft mir mein Schwefelholz ab.

6. Drum Preußen ſeid doch nicht betrübt,
Habt Gott und enern König lieb,
Denn mit Napoleon iſt's aus,
Vivat, es lebe das preuß'ſche Haus!

7. Dies Liedlein iſt jetzt neu erdacht,
Es hat's ein Kanonier gemacht;
Drum treibt mit dieſem Lied kein'n Scherz,
Ein Jeder hab' ein preußiſch Herz!

Aus Eſtedt.

Literatur und Kunſt.

Zur Kenntniß Amerikas.

Von den bei Wigand in Göttingen erſcheinenden „Atlantiſchen Studien. Von Deutſchen in Amerika" wurde kürzlich das Schlußheft des achten Bandes verſandt. Wiewol dieſe Zeitſchrift während ihres jetzt fünfjährigen Beſtehens nicht ganz diejenige Verbreitung beim Publicum gefunden zu haben ſcheint, die ihr im Intereſſe der Sache zu wünſchen wäre, ſo iſt ſie doch auf die Entwickelung der öffentlichen Meinung über die amerikaniſchen Zuſtände nicht ohne ſichtbaren Einfluß geblieben. Die „Atlantiſchen Studien" waren die erſten, welche es wagten, der damals noch allgemein ver-

breiteten Ansicht von der unbedingten Vortrefflichkeit des nordamerikanischen Lebens entgegenzutreten; zu einer Zeit, da Nordamerika der Sehnsucht unserer Auswanderer noch allgemein als das Gelobte Land vorschwebte, sprachen sie es offen aus, daß auch dies Gelobte Land seine sehr erheblichen Schattenseiten und daß namentlich der deutsche Einwanderer mit seiner humanen und ästhetischen Bildung, mit seinem Respect vor der sittlichen Berechtigung des Individuums hier gar Manches vermissen muß, was ihm durch keine äußern Vortheile ersetzt werden kann. Die „Atlantischen Studien" gingen dabei nicht von irgendeiner vorgefaßten Meinung aus, sie setzten nicht, wie es dann wol neuerdings geschehen ist, nur ein Vorurtheil dem andern entgegen: vielmehr suchten sie das Urtheil des deutschen Publicums dadurch zu berichtigen, daß sie in einer Reihe genauer und sachgemäßer Schilderungen ein möglichst reichliches Material zur Kenntniß der dortigen Zustände lieferten. Die Unparteilichkeit, mit der sie dies thaten, die scharfe, nüchterne Beleuchtung, in welche sie die Thatsachen rückten und die denn freilich gegen das künstliche Rosenroth der üblichen Betrachtungsweise sehr abstach, war dazumal etwas so Neues und Ungewohntes, daß sie deshalb mancherlei Anfechtungen zu bestehen hatten und sich mehr als einmal in der Lage sahen, den Verdacht, als ob es ihnen um geflissentliche Verkleinerung des bis dahin so gepriesenen Landes zu thun sei, nachdrücklich von sich abzulehnen. Seitdem haben die Thatsachen selbst die Rechtfertigung der „Atlantischen Studien" übernommen; wenige Jahre haben genügt, den Nimbus, der den Namen Nordamerikas in den Augen unserer Europamüden solange umgab, zu zerstören und die Widersprüche und Mängel, an denen auch die amerikanische Gesellschaft nicht weniger leidet wie irgendeine menschliche Schöpfung, zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen. Es sind gewiß nicht blos die gestörten Verkehrsverhältnisse Nordamerikas oder das Geschrei der Knownothings und Sklavenhalter, was die Zahl der deutschen Auswanderer in den beiden letzten Jahren auf noch nicht ein Drittel der frühern Höhe herabgesetzt hat, sondern auch die genauere Kenntniß der dortigen Zustände, die sich seitdem auf dem Wege der Literatur verbreitet hat und vor der so manche bunte Seifenblase zerplatzt ist, hat daran gewiß einen sehr wesentlichen Antheil. Und wer nur einen ungefähren Begriff hat von dem unermeßlichen Capital von Geld und Arbeitskräften, von Bildung, Muth und sittlicher Tüchtigkeit, das soviel Jahre hindurch dem Vaterland durch die unmäßig gesteigerte Auswanderung verlorengegangen ist, der wird dies Verdienst unserer Literatur gewiß nicht gering anschlagen und noch weniger wird er den Männern, welche diesen Weg einer richtigen Erkenntniß zuerst anbahnten, selbst auf die Gefahr hin, von ihren eigenen Freunden und Parteigenossen verkannt zu werden, die aufrichtigste Hochachtung versagen. Aber noch in einem andern Punkte verdienen die „Atlantischen Studien" unsere Anerkennung, nämlich wegen der Gleichmäßigkeit, mit der sie ihren ursprünglichen Standpunkt festgehalten haben; sowenig sie sich zur Zeit ihres ersten Erscheinens von der damals ihnen entgegenstehenden öffentlichen Meinung einschüchtern ließen, sowenig hat der Sieg, den die von ihnen verfochtene Ansicht seitdem davongetragen, ihnen zur Veranlassung werden können, die Schranken der Mäßigung zu überschreiten und in jenes einseitige Verdammungsgeschrei mit einzustimmen, das, als das natürliche Gegenstück zu der frühern unbedingten Vergötterung, jetzt von einem nicht unbeträchtlichen

Theil unſerer periodiſchen Preſſe erhoben wird. Die „Atlantiſchen Studien“ ſind ihrem Programm treugeblieben; ausſchließlich von Männern, welche durch eigenen langen Aufenthalt in Amerika die dortigen Verhältniſſe praktiſch kennengelernt, keiner Partei angehörig, keiner Coterie ſchmeichelnd, haben ſie ſtets mehr durch Thatſachen als durch Raiſonnements zu wirken geſucht und auch dieſe Thatſachen haben ſie den Leſern durchweg in einer Form vorgeführt, deren Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit für die Treue der Beobachtung Bürge leiſtet. So ſind die acht Bände dieſer Zeitſchrift denn eine wahre Schatzgrube für Jeden, der ſich mit der modernen Atlantis jenſeit des Oceans vertraut machen und ſich, ſei es perſönlich als Auswanderer, ſei es bei Anwendung der dortigen Zuſtände auf die unſerigen, vor Irrthum und Enttäuſchung hüten will. Auch der jüngſt vollendete Band enthält eine Reihe höchſt ſchätzbarer Beiträge, unter denen wir beſonders die Aufſätze über die letzte Präſidentenwahl, „Hat Amerika eine eigene Literatur?“ „Welche Chancen haben die Vereinigten Staaten im Fall eines Kriegs gegen die europäiſchen Weſtmächte?“ ſowie die Fortſetzung der Abhandlung über die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten hervorheben. Mit beſonderm Intereſſe wird man auch die „Briefe über die Kunſt in Amerika, mit beſonderer Beziehung auf Malerei“, von Theodor Kaufmann, Demſelben, der ſonſt; irren wir nicht, als Maler in Dresden lebte, leſen; ſie beſtätigen in eigenthümlich pikanter Weiſe, was man freilich auch ſchon ſonſt gewußt hat, nämlich daß die Nordamerikaner alles wahren Kunſtſinns entbehren, indem ſie von der Muſik nur das Geräuſch, von der Malerei nur die bunte Farbe und die breiten Goldrahmen wollen, und in dieſem Maßſtab weiter. Vorzügliche Beachtung verdient ferner die „Geſchichte der deutſchen Anſiedelungen des weſtlichen Texas und deren Bedeutung für die Vereinigten Staaten“. Es iſt ein Auszug aus einem Vortrage, den Friedrich Kapp, der bekannte kölner Socialiſt, im letztvergangenen Winter zu Neuyork gehalten. Mit großer Schärfe kritiſirt der Verfaſſer die unglücklichen Anſiedelungsverſuche, welche von Deutſchland aus in Texas gemacht wurden, namentlich den Verein deutſcher Fürſten und Herren, der 1840 durch den Grafen von Caſtell ins Leben gerufen wurde und der, wie der Verfaſſer ausführlich nachweiſt, an ſeinen leichtſinnigen und unpraktiſchen Veranſtaltungen, hauptſächlich aber durch die verhältnißmäßige Geringfügigkeit ſeiner Mittel ſo ſchmählich zugrunde ging. Bei alledem hält Hr. Kapp Texas nicht nur für ſehr geeignet für deutſche Einwanderer, ſondern er ſchildert auch die Deutſchen, welche ſich bereits daſelbſt angeſiedelt haben und deren Zahl er auf etwa 15,000 ſchätzt, als einen beſonders tüchtigen und hoffnungsreichen Menſchenſchlag, von ungewöhnlicher Bildung und einem durch nichts zu erſchütternden Unabhängigkeitsſinn. Dieſe Deutſchen cultiviren die Baumwolle eigenhändig und zwar, wie der Verfaſſer verſichert, mit einem beſſern Erfolg, als die Sklavenarbeit es vermag. Bekanntlich iſt es bisjetzt ein Hauptargument der Sklavenhalter, daß ſie behaupten, die Sklavenarbeit nicht entbehren zu können, namentlich zur Production der Baumwolle, dieſem wichtigſten Handelsartikel, auf welchem die mercantile Größe Nordamerikas vornehmlich beruht; ſollten daher die ebenerwähnten Mittheilungen des Hrn. Kapp ſich beſtätigen, ſo würde das für die endliche Löſung der Sklavenfrage nicht ohne Wichtigkeit ſein, während dabei

zugleich die weltgeſchichtliche Miſſion des deutſchen Stammes, „als der wahren Avantgarde der Freiheit" einen neuen glänzenden Sieg feiern würde.

Eine ähnliche Tendenz wie die „Atlantiſchen Studien" verfolgt die Schrift „Aus Amerika, geſammelt von Fr. W. Hohbach" (Leipzig, Wengler). Aber freilich mit ſehr viel geringern Kräften und nach einem wiſſenſchaftlich wie äſthetiſch ſehr viel beſcheidenern Maßſtab. Es ſind Schilderungen und Betrachtungen, Anekdoten und Einfälle des verſchiedenſten Inhalts; das Meiſte iſt ziemlich planlos hier und da zuſammengeleſen und auch die Darſtellung ſtreift ſtellenweiſe ſtark an das Triviale. Doch pflegt dasjenige Publicum, für welches das Buch zunächſt beſtimmt iſt, allerdings keine beſonders empfindlichen Geſchmacksnerven zu haben und ſo mag ihm bei ſeiner unzweifelhaft tüchtigen Tendenz ſowie bei der bunten Mannichfaltigkeit des Inhalts, die es auch als Unterhaltungslectüre nicht ungeeignet macht, ſein beſcheidenes Plätzchen in der Literatur über Amerika immerhin gegönnt werden. Lr.

Correſpondenz.

Aus Stuttgart.

Ende April 1857.

F. G. Nachdem ſich unſer Winter weniger durch Strenge als durch eine erkleckliche Dauer ausgezeichnet hat, ſodaß wir ſelbſt noch am Oſtermontag mit ſehr heftigen und empfindlichen Schneegeſtöbern heimgeſucht wurden, iſt jetzt endlich der Frühling mit reinem blauem Himmel und milder Temperatur angebrochen. Noch ſtehen zwar unſere obſtbaumbeſäeten Thäler nicht in dem farbenreichen Blütenſchmuck, wie man ihn andere Jahre um dieſe Zeit bereits zu ſehen gewohnt war; allein die Obſtbäume ſind außerordentlich knospenreich und unſere Bauern verſprechen ſich — Gottes Gewalt und Uebermacht vorbehalten — heuer eine Obſternte, wie wir ſie ſchon lange Jahre nicht mehr gehabt haben. Auch die Saaten ſtehen ſchön und verheißungsvoll, ſodaß es uns vorderhand wenigſtens an den beſten Hoffnungen für die Sicherſtellung unſers leiblichen Wohles nicht fehlt.

Eben deshalb — da der Wohlſtand des Volks wieder eine feſtere Grundlage gewinnt und auch der Friede mit den gegebenen Zuſtänden wieder in die Gemüther eingekehrt iſt, konnte es ein officiöſer Artikel, der gegen Ende des letzten Monats im hieſigen „Staats-Anzeiger" erſchien, nicht begreifen, daß die Kammer der Abgeordneten von der Rede- und Wahlfreiheit auf eine Weiſe Gebrauch machte, die mit der miniſteriellen Anſicht nicht wohl im Einklang war. In Betreff der Vorlagen über neue Eiſenbahnbauten befand ſie ſich in der Hauptſache ſogar in vollſtändigem Widerſpruch mit dem Finanzminiſter. Es wurde ihm namentlich vorgeworfen, daß er die Bedeutung und die Tragweite der Eiſenbahnen nicht zu verſtehen ſcheine, daß er ebendeshalb bei der ganzen Angelegenheit nicht ſyſtematiſch zuwerke gehe, ſich blos mit ſtreckenweiſem, ſackgaßartigem Bau begnüge ꝛc. Das Alles wurde ſo klar und bündig, ſo objectiv und überzeugend nachgewieſen, daß der Finanzminiſter mehrmals ſehr misgeſtimmt von den Sitzungen nach Hauſe zurückkam.

Allein der erwähnte Artikel des „Staats-Anzeiger" war umsoweniger am Platz, als nicht blos etwa eine Fraction der Kammer, etwa der oppositionelle Theil derselben so siegreich gegen den Finanzminister focht, sondern selbst vom conservativen Theil derselben, an ihrer Spitze der kenntnißreiche und geistvolle Frhr. von Varnbüler, gegen die ministeriellen Ansichten Fronte machte. Besonders scheinen es aber die Wahlen, diejenige für die Vicepräsidentur, die Finanzcommission und die Commission für Berathung des Landesculturwesens gewesen zu sein, die jene höhere Inspiration des „Staats-Anzeiger" hervorgerufen haben. Diese Wahlen sind nun allerdings überwiegend nicht im Sinne unsers conservativen Ministeriums ausgefallen, allein keineswegs in der Weise, daß sie eine Kammerauflösung, wie solche zwischen den Zeilen des „Staats-Anzeiger" in Aussicht gestellt war, hätten rechtfertigen können. Hat doch die Krone selbst von den drei designirten Candidaten für die Vicepräsidentschaft gerade Denjenigen ernannt, den sie auch im März jenes unaussprechlichen Jahres für würdig befunden hatte, an das Steuerruder des Staats berufen zu werden — Duvernoy!

Die diesjährige Session des Landtags begann am 10. März und wurde am 7. April auf unbestimmte Zeit vertagt. Der Hauptverhandlungsgegenstand war die Eisenbahnfrage. Abgesehen von einzelnen Betrachtungen machten sich hierbei zwei Umstände bemerkbar: nämlich einmal das in beiden Kammern so ziemlich einstimmig kundgewordene Gefühl, daß man in dem Weiterbau von Eisenbahnen sichtlich zurückgeblieben sei und daher Vieles nachholen müsse, und sodann die Erkenntniß, welche ebenso gleichmäßig in den beiden Kammern sich Bahn gebrochen hat, daß man bei dem Weiterbau von Eisenbahnen nicht lediglich das speciell-würtembergische Interesse im Auge haben dürfe, sondern daß man sich mit Baiern und Baden über die Anschlüsse auf eine den gemeinsamen Vortheil von ganz Süddeutschland bezweckende Weise verständigen müsse. Definitiv wurde die Bewilligung des Baus von Plochingen nach Reutlingen sowie eine Petition um den Weiterbau wenigstens bis Rottenburg beschlossen. Außerdem haben überhaupt die Verhandlungen der Zweiten Kammer über die Eisenbahnfrage wesentlich dazu beigetragen, die vielfach noch unbestimmten Ansichten in dieser Sache aufzuklären.

Außer den Eisenbahnberathungen waren es namentlich die Verhandlungen über die Gesetzesentwürfe betreffend die Einführung der Zellenhaft und die Wirkungen der Stellung unter polizeiliche Aufsicht, welche einiges Interesse darboten. Sowol die ministeriellen Vorlagen als die Berathungen derselben waren von dem erfreulichsten Geiste der Humanität beseelt. Die schon erwähnten Wahlen sind insofern von Bedeutung, als an ihnen die verschiedenen Parteien in der Kammer ihre Kräfte zu messen pflegen und daher aus ihnen mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Richtung der Kammer im Allgemeinen geschlossen werden darf. Bei diesen Wahlen nun hat diejenige Partei, welche ihre Vorberathungen im Bürgerhause hält, die Oberhand gegen die mit dem Adel verbundene Schulzenpartei gewonnen, während bei den vorjährigen Wahlen das umgekehrte Verhältniß stattfand. Welches ist wol das gemeinsame Band, das jene Partei zusammenhält, die aus Personen mit so verschiedener politischer Denkweise und theilweise einander feindseligen Antecedentien zusammengesetzt ist? Man bedenke, daß sich in

dieſer Partei die Demokraten mit den Märzminiſtern und dieſe wieder mit dem vor- und nachmärzlichen Miniſter Schlayer zuſammengefunden haben, der Unterſchattirungen zu geſchweigen. Dieſes gemeinſame Band iſt die Ueberzeugung, welche ſich ſchon auf dem aufgelöſten Landtage vorbereitet hat, daß die Freunde der Wiedergebnrt Deutſchlands zuſammenſtehen müſſen, um die wenigen noch übrigverbliebenen Inſtitutionen aus den Jahren 1848 und 1849 zu vertheidigen und an den damals von den deutſchen Regierungen für eine Beſſerung des deutſchen Rechtszuſtandes gegebenen Verheißungen feſtzuhalten. Die Adelsentſchädigungsfrage, die zum Abſchluſſe reifgeworden, ſowie die Erhöhung der Miniſterbeſoldungen kamen in der vertagten Seſſion nicht mehr zur Sprache und ſo war es unſern Abgeordneten vergönnt, die Oſterfeiertage bereits wieder bei den Ihrigen zuzubringen.

Ein erfreuliches Oſtergeſchenk brachte der Telegraph von Rom unſern Katholiken, nämlich die Nachricht des endlichen Abſchluſſes eines Vertrags zwiſchen dem König von Würtemberg und dem Papſt in Betreff der katholiſch-kirchlichen Differenzen. Derſelbe wurde am 9. April in Rom unterzeichnet.

Aus Südfrankreich.

April 1857.

HO. Die Vollendung der Südbahn, welche Bordeaux mit Cette, den Atlantiſchen Ocean mit dem Mittelländiſchen Meere verbindet, iſt unſers Erachtens das wichtigſte Ereigniß, das ſich im Laufe der letzten Monate in Frankreich zugetragen. Als Augenzeuge kann ich Ihnen den tiefen Eindruck beſtätigen, welchen dieſe Thatſache auf die Bevölkerungen des Südens gemacht, den Enthuſiasmus, den ſie erregt hat. Bordeaux, deſſen Schiffahrt, auf den Weinexport der Gironde reducirt, der Concurrenz mit dem mächtig aufſtrebenden Havre-de-Grâce faſt erlag, hofft durch dieſe neue Communication von dem drohenden Verfall errettet zu werden. Dieſe Stadt, faſt zu groß für die bisherige Einwohnerſchaft, wird hoffentlich bald nicht mehr über dieſes exceptionelle Leiden zu klagen haben. Cette auf der andern Seite, eine junge Stadt von noch nicht zwei Jahrhunderten, mit einem herrlichen Hafen und auch als Badeort beſucht, iſt ſeit einiger Zeit durch den Handel mit Algier aufgeblüht und träumt ſchon von künftiger Concurrenz mit Marſeille. Aber Marſeille fürchtet nichts, es hat ſeine Blicke dem Oſten zugewendet und baut auf den Suezkanal, um das Venedig des 20. Jahrhunderts zu werden. In der That kann man ſich kein regeres Leben denken! Da werden neue Häfen gegraben, ganze neue Stadttheile abgemeſſen, und die Bevölkerung iſt ſeit fünf Jahren um mehr als ein Drittheil geſtiegen. Nach dem Hafen von Liverpool bietet der von Marſeille das mannichfaltigſte und bunteſte Treiben.

Bei Cette ſchließt ſich eine Zweigbahn der mittelländiſchen Linie (Lyon-Marſeille) der neuen Südbahn an, und ſomit wäre das Eiſenbahnnetz für Languedoc und die Provence endlich fertig. Cette, mit dem rückwärtsliegenden Montpellier, vertritt gleichſam den Reichthum Languedocs dem Mittelländiſchen Meere gegenüber, wie Marſeille den der Provence, aber auch Frankreichs überhaupt. In Toulouſe, dem claſſiſchen, kunſtreichen, einſt

so blühenden Toulouse, wo jeder Schritt historische Erinnerungen weckt, hat der Cardinal-Erzbischof von Bordeaux die segenverheißenden Locomotiven eingesegnet, gerade unter dem Standbilde Riquet's, der unter Ludwig XIV. den Seitenkanal der Garonne, welcher gleichfalls die beiden Meere zu verbinden bestimmt war, erdacht und unternommen hatte. Auch Riquet wurde von einem Erzbischof von Bordeaux protegirt; sein Kanal aber gehört jetzt zum Eigenthum der Midi-Compagnie und wird also dieser keine Concurrenz machen.

Wenn auch die kirchliche Locomotivenweihe nicht gerade unmittelbar günstig auf den Curs der Actien gewirkt hat, so hat sie in dem frommen Süden doch einen guten Eindruck hervorgebracht und Monseigneur Donnet, zwischen den Brüdern Pereire tafelnd, war immerhin ein erfreuliches und erbauliches Bild moderner Toleranz. Möge nun noch das „Univers" es wagen, gegen die „Orgien des Industrialismus" zu declamiren! Das wäre so recht eine Fastenpredigt nach Tische, wenn Alle satt sind — jetzt, wo selbst Pio nono, als gelte es einen heiligen Krieg, zur Zeichnung für die römischen Eisenbahnactien aufruft! Es fehlte nur noch, daß Isaak Jakob Mirès als neuer Bernhard von Clairvaux, einen Sack voll Indulgenzen umgegürtet, die Subscriptionsbogen in der Hand, auf einem Esel predigend und lehrend, die Lande der Christenheit durchzöge. Vielleicht rechtfertigt auch der heilige Zweck die entsetzliche unreelle „Tripotage", welche des besagten J. Mirès' „Caisse des Actionnaires" schon jetzt mit den römischen Promessen treibt. Im Grunde hat der Papst Recht; was liegt dem großen Ganzen daran, ob einige Capitalisten und Börsenspieler ihr Geld verlieren? Möge der Crédit mobilier zugrunde gehen, wenn wir nur die civilisirenden Eisenbahnen bekommen, welche, zum Beispiel wie die obenerwähnte, die Provinz von Paris unabhängiger machen und ihr selbständiges Leben befördern.

Bisjetzt freilich ist das selbständige Leben, welches man im Süden Frankreichs gewahrt, mehr negativer Art. Diese Provinzen haben allerdings den Stolz historischer Erinnerung, sie richten sich wenig nach der Hauptstadt, selbst nicht in ihren Trachten, sie haben noch ihre localen Poeten, die provençalisch singen, wie der langweilige, aber gefeierte Jasmin, Coiffeur von Agen, der bei allen Zwecksessen zum Dessert dasselbe Gedicht improvisirt und auch schon zum Ritter der Ehrenlegion ernannt ist; die Regierungen, welche Paris fabricirt und ihnen fertig zuschickt, sind ihnen ein fremdes Element, dem sie sich nicht assimiliren. Aber eigene Thätigkeit, eine unabhängige Richtung haben sie auch nicht; — kurz, der Provinzialismus versteht es bisjetzt noch nicht, dem Princip der Decentralisation eine anschauliche Berechtigung zu geben.

So gelten hier manche Departements fälschlich für legitimistisch, nur weil einige alte Familien darin Einfluß haben; andere erscheinen loyal, weil sie von der Regierung etwas zu erbitten haben. Die Regierung täuscht sich über diesen Zustand keineswegs und wendet das allgemeine Stimmrecht demzufolge an. Mit den Mitteln, welche ihr gegenwärtig zugebote stehen, hat sie sicherlich von dieser Seite keinen directen Angriff zu befürchten und die entdeckten Verschwörungen, die vielen Verhaftungen und andern Schreckschüsse, welche zu Ehren der bevorstehenden Wahlen abgefeuert wurden, sind ein reines opus supererogationis. Auch der Schatten einer Opposition soll,

unter der beſten aller Conſtitutionen, nicht vorkommen. Beruhigt euch! Von dieſer Seite droht keine Gefahr. Da wird kein Steuergeſetz durchfallen, wie in dem demagogiſch unterwühlten Preußen, und auch das neue Adelsgeſetz wird votirt werden, wie ſehr es auch allen nationalen Anſchauungen und dem ganzen Rechtszuſtande des Landes widerſpricht. Ein neuer imperialiſtiſcher Adel mit Majoraten, das reicht noch nicht aus; auch ein Heroldsamt zur Prüfung der bisher getragenen Adelstitel wird nöthig werden. Ein ſolches Heroldsamt würde viel zu thun haben, ſelbſt bei Hofe, oder vielmehr gerade bei Hofe. Es wäre eine Lächerlichkeit, beſtimmt zur Ausrottung einer andern Lächerlichkeit, nämlich der wahnwitzigen Adelsmanie der heutigen Franzoſen. Si duo faciunt idem, non est idem! Das heißt: wenn Ludwig Napoleon, der Verfaſſer einer Schrift gegen die modernen Adelsdiplome, eine Feudalinſtitution wieder aufwärmt, ſo geſchieht das doch im demokratiſchen Geiſte. Wenigſtens hat der Bericht des Staatsraths über die Dotation des Herzogs von Malakow das bewieſen und der Geſetzgebende Körper war ſo überzeugt davon, daß er ohne Discuſſion faſt einſtimmig den Geſetzentwurf adoptirt hat. Ein Widerſpruch wäre natürlich „halber Landesverrath" geweſen, es hätte ausgeſehen, als bedauerte Einer die Einnahme von Sewaſtopol; das iſt der herkömmliche Vogelleim für politiſche Gimpel! Der Krieg gegen Rußland war gewiß eine ſchöne Sache, eine heilſame Unternehmung, aber koſtſpielig war er, ſehr koſtſpielig. Für Das, was er gekoſtet, hätte Napoleon I. ein ganzes Land erobert, und ich glaube, daß dieſe verſchwenderiſchen Gewohnheiten nebſt ihren nothwendigen Folgen zunächſt eine der perſönlichen Bürgſchaften des europäiſchen Friedens ſind. Man ſpricht wieder viel von einem Feldzuge in Italien, aber wir kommen ja ſchon im Frieden mit unſern Reſſourcen nicht aus. Und obgleich die indirecten Steuereinnahmen auch in dieſem Jahre eine bedeutende Zunahme aufweiſen, werden dennoch neue Steuern ausgeheckt und macht die Regierung mit der Bankdirection, deren Privilegium erſt in neun Jahren ablaufen wird, ſchon jetzt einen dem Commerz höchſt ungünſtigen und wenig behagenden Vertrag für neue 40 Jahre, hauptſächlich um für etwa 90 Millionen Schatzſcheine durch Vermittelung der Bank in feſte Renten umwandeln zu können. Und doch iſt die jetzige Bankdirection (durch fortwährende Goldeinfuhr und Silberausfuhr, welche Rothſchild mit der engliſchen Bank vermittelte) ungeſchickterweiſe an der ganzen drückenden Geldkriſis ſchuld, worüber unter den Sachverſtändigen kein Zweifel waltet. Der „Moniteur" muß natürlich jede Zunahme der indirecten Steuern als ein Symptom des wachſenden Nationalreichthums verkünden und Niemand erlaubt ſich einzuwenden, daß die vermehrte Importation und ſelbſt ein Theil der Exportation, auf welchen die ergiebigern Zölle beruhen, größtentheils nur eine unmittelbare Folge der Miſernten und anderer Nothſtände iſt.

Notizen.

Zum Besten des jenaischen Johann-Friedrich-Denkmals, auf dessen zum August 1858 bevorstehende Einweihung wir erst kürzlich aufmerksam machten, hat die Königin von Hannover, bekanntlich eine geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg und also dem Ernestinischen Hause angehörig, ein Geschenk von 1000 Thlrn. übersandt. Dadurch ist nun zwar das Zustandekommen des Denkmals gesichert, man hofft sogar, die Reliefs, welche nach dem unsprünglichen Entwurf das Fußgestell schmücken sollen und auf die man bisher wegen Unzulänglichkeit der Mittel verzichtet hatte, davon ausführen zu können. Zur gänzlichen Vollendung des Denkmals indessen ist noch immer eine ziemlich beträchtliche Summe erfoderlich; zur Herbeischaffung derselben rechnet man vorzugsweise auf die ehemaligen Jenenser, welche sich diese Gelegenheit, ihre Anhänglichkeit an den alten Musensitz zu bethätigen, gewiß nicht entgehen lassen werden. Von allen deutschen Universitäten ist Jena diejenige, welche den eigenthümlichen poetischen Duft des deutschen Studentenlebens am reinsten und längsten bewahrt hat; die ehemaligen Jenenser werden auch bei dieser Veranlassung zeigen, daß die Erinnerung an diese schöne poetische Jugendzeit sie noch jetzt, mitten in der Schwüle des praktischen Lebens, nicht ganz verlassen hat und daß das alte „Stoßt an, Jena soll leben!" noch jetzt jeden Augenblick in ihren Herzen widertönt.

Bei der Aufmerksamkeit, welche man neuerdings der ökonomischen Lage der Beamten sowie den Gefahren zuwendet, mit denen das Heranwachsen eines Beamtenproletariats Staat und Gesellschaft bedroht, werden die nachstehenden Angaben über die Besoldungsverhältnisse der preußischen Beamten unsern Lesern hoffentlich nicht unwillkommen sein; dieselben sind einer Rede entnommen, welche der preußische Finanzminister kürzlich im Hause der Abgeordneten hielt und dürfen daher als authentisch gelten. Die Zahl sämmtlicher von Preußen zu besoldender Beamten beläuft sich danach auf 46,942. Davon haben mehr als drei Viertel, nämlich 35,724, einen Gehalt von höchstens 400 Thlrn.; 5—600 Thlr. erhalten 2500, 600—700 Thlr. 2200, 700—800 Thlr. 3100 Beamte. Von hier an tritt für die beiden nächsten Gehaltsclassen eine auffällige Verminderung ein, indem ein Gehalt von 800—900 Thlrn. nur 798, von 900—1000 Thlrn. nur 824 Beamten zutheil wird. Dagegen beträgt die Zahl Derjenigen, welche über 1000 Thlr. erhalten, nicht weniger als 1996, also mehr als die beiden vorhergehenden Classen zusammengenommen. Eine weitere Specification der Gehalte über 1000 Thlr. hinaus hat der Herr Minister nicht gegeben.

Oestreich hat einen seiner namhaftesten und einflußreichsten vormärzlichen Staatsmänner durch den Tod verloren: am 7. April starb zu Venedig Graf Karl Ludwig von Ficquelmont, geboren 1777 aus einem altadeligen, aus Lothringen stammenden Geschlecht. Mit 16 Jahren in östreichische Kriegsdienste getreten, hatte er bereits Anfang 1813 den Rang eines Generalmajors erstiegen. In demselben Jahre ging er zur Diplomatie über.

Er war nacheinander Gesandter in Schweden, Toscana und Neapel; 1829, während des russisch-türkischen Kriegs, wurde er zu einer außerordentlichen Sendung nach Petersburg verwandt, deren er sich mit großem Glück entledigte. 1840 wurde er, nachdem er schon das Jahr zuvor den Fürsten Metternich während dessen Reise nach dem Johannisberg in den auswärtigen Geschäften vertreten hatte, zum Staats- und Conferenzminister und Chef der Kriegssection im Departement des Auswärtigen ernannt. In dem nach der Märzrevolution von 1848 gebildeten ersten verantwortlichen Ministerium, an dessen Spitze Graf Kolowrat stand, übernahm er das Departement des Auswärtigen; unter seiner Verwaltung wurde der Krieg gegen Sardinien erklärt. Nach Kolowrat's bald darauf erfolgtem Rücktritt trat er selbst an die Spitze des Ministeriums; die Verfassung vom 25. April, die ebenso rasch verschwand wie sie entstanden, war sein Werk. Allein weder sie noch die sonstigen einzelnen Concessionen, zu denen Ficquelmont sich herbeiließ, vermochten das Mistrauen des Volks, das in ihm nur den Schüler und Nachfolger Metternich's erblickte, zu beseitigen; die Demonstration vom 4. Mai nöthigte ihn, sein Portefeuille niederzulegen. Seitdem blieb er ohne öffentliche Anstellung, aber nicht ohne bedeutenden und vielfach verzweigten Einfluß. Namentlich machte er sich in den letzten Jahren seines Lebens durch verschiedene politische Schriften bemerkbar, unter denen besonders seine „Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848" sowie seine Schrift gegen die Palmerston'sche Politik („Lord Palmerston, England und der Continent 1852") viel gelesen und besprochen wurden. — In Madrid starb Manuel Jose Quintana, 85 Jahre alt, einer der namhaftesten unter den modernen Dichtern Spaniens, sowol als Lyriker wie als Tragödiendichter von seinen Landsleuten hoch gefeiert; in England John Mitchell Kemble, ein Sohn des berühmten Schauspielers Charles Kemble, geboren 1807, bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der angelsächsischen Literatur sowie der ältern englischen Geschichte, auch seit 1835 Redacteur des „British and foreign review"; in Havana Elisha Kent Kane, berühmt als Entdeckungsreisender, besonders durch seine Expedition zur Auffindung Sir John Franklin's. Kane, 1822 zu Philadelphia geboren, hatte ursprünglich Medicin studirt, aber sein brennender Wissensdurst, verbunden mit einem kühnen und hochstrebenden Geist, führte ihn frühzeitig in fremde Länder; er war ein Mann von vielfachen und gründlichen Kenntnissen, von unerschütterlicher Charakterstärke und reiner thätiger Menschenliebe.

Karl Gutzkow hat sein Drama „Lorber und Myrte", im Druck erscheinen lassen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Von A. von Sternberg erschien in demselben Verlage „Die Dresdener Galerie", eine Sammlung von Novellen und novellistischen Skizzen, an die bekanntesten Gemälde der Dresdener Galerie anknüpfend. Von Professor Düntzer in Köln, dem Unermüdlichen, erhielten wir schon wieder eine neue Sammlung von Briefen zur innern Geschichte unserer classischen Literatur: „Aus dem Briefwechsel zwischen K. L. von Knebel und seiner Schwester Henriette 1774—1813" (Jena, Mauke).

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der „Neue Pitaval" in zweiter wohlfeiler Auflage.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben vom Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig** und **Dr. W. Häring (W. Alexis)**.

Zweite Auflage. Erster Theil. Erste Hälfte. 12. Geh. 15 Ngr.

Die hiermit beginnende **zweite wohlfeile Auflage** der Ersten Folge des „Neuen Pitaval" **ist im Preise um die Hälfte ermäßigt gegen früher**, damit diese anerkannt vortreffliche und einzig in ihrer Art dastehende Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publicums erfreut, in immer weitere Kreise eindringen und namentlich mehr in den Privatbesitz übergehen kann.

Die 12 Theile, aus denen diese neue Ausgabe besteht, werden in rascher Folge erscheinen. Jeder Theil kostet 1 Thlr. Der Erste Theil (der eine neue Vorrede enthält) wird ausnahmsweise in zwei Hälften ausgegeben.

Alle Buchhandlungen nehmen Unterzeichnungen an und ist daselbst das bereits Erschienene sowie ein ausführlicher Prospect vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arndt (E. M.), Blütenlese

aus Altem und Neuem.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine neue poetische Gabe des alten Arndt, die schon als solche seinen vielen Verehrern im deutschen Volke gewiß willkommen sein wird. Es sind poetische Uebersetzungen in drei Abtheilungen: „Griechisches", „Schwedisches", „Englisches und Schottisches", meist in der Jugend des Dichters, wie er sagt „in den Jahren unsers entsetzlichen deutschen Unglücks, zwischen 1805 und 1812", zum Troste und zur eigenen Erheiterung, oder in Schweden, wo er vier Sommer lebte, gedichtet. Auch fehlt es hier und da nicht an Beziehungen auf die Gegenwart, namentlich in der kräftigen Widmung an seine Freunde Welcker und Dahlmann.

Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 20.** 14. Mai 1857.

Inhalt: Ueber Adolf Helfferich's „Organismus der Wissenschaft". Von **Karl Rosenkranz.** — Der Verfassungsstreit in Hannover. Von einem Hannoveraner. II. — Literatur und Kunst. Populäre Journalistik. („Der Feierabend. Illustrirtes Volksblatt zur Belehrung und Unterhaltung für Jedermann"; „Die Sonntagspost".) — Neue Dorfgeschichten. (Becker, „Novellen".) — Correspondenz. (Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Ueber Adolf Helfferich's „Organismus der Wissenschaft".

Von
Karl Rosenkranz.

„Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. Von Adolf Helfferich." (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1856.)

Wir haben Sympathien und Antipathien auch auf dem literarischen Gebiet. So habe ich für Helfferich von Anfang an, da er seine Geschichte der „Christlichen Mystik" herausgab, durch alle seine spätern Leistungen, seine „Metaphysik" 1846, seine „Briefe aus Paris" zur Zeit der Februarrevolution, seine Parallele der „Engländer und Franzosen" 1852, seine Schrift über „Kunst und Kunststil" u. s. w., immer eine lebhafte Sympathie gefühlt. Das gründliche Wissen, die vielseitige Bildung, das humane Bestreben und die einfache Schreibart machten mir den Mann werth, zumal in einer Zeit, in welcher die bloße Fabrikarbeit und die Koketterie des Charlatanismus so epidemisch geworden. Mit großer Spannung nahm ich daher sein neuestes Werk: „Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte", zur Hand, das Resultat ausgedehnter und nach allen Richtungen gewendeter Studien. Die Aufgabe, die Helfferich hier hat lösen wollen, spricht er selbst S. VI dahin aus: „Den weltgeschichtlichen Proceß der Ideenwelt und deren unmittelbaren Zusammenhang mit den Thatsachen unsers Selbstbewußt-

seins" darzulegen. Er hat seinen Gegenstand in folgende neun Abschnitte gesondert: 1) die Universität und die Wissenschaft; 2) der Mensch als Individuum; 3) das Selbstbewußtsein; 4) die Persönlichkeit; 5) die Medicin; 6) die Philosophie; 7) die Philologie; 8) die Rechtswissenschaft; 9) die Theologie. Jeder dieser Abschnitte bildet für sich ein Ganzes, das, in sich vollkommen selbständig, seine Stelle verändern könnte, ohne dadurch selbst verändert zu werden oder die übrigen Abhandlungen sonderlich zu bedingen. Man kann das Buch überall aufschlagen und jeden Abschnitt bequem für sich lesen. Die Art der Behandlung ist nämlich eine historisch-kritische. Helfferich hat das Material jedes Themas mit Berücksichtigung der wichtigsten neuern Forschungen übersichtlich zusammengestellt. Er hat sowol den Gegenstand selbst als die Hauptansichten, die über ihn bisher lautgeworden, die Revue passiren lassen und verbindet mit dieser Erzählung seine Erklärung, welcher Ansicht er selber zugethan sei. Er behauptet zwar, eine genetische Methode zu verfolgen, welche die Vortheile der analytischen Untersuchung und synthetischen Construction in sich vereinigen soll: allein er nimmt es damit nicht streng, sondern liebt den Ton des Berichterstatters, der seine Erzählung mit kritischen Randglossen durchbricht.

Helfferich will keine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften geben, wie er ausdrücklich mit einem unstreitig auf Noack's Propädeutik zielenden Seitenblick sagt. Er beginnt sofort mit dem Menschen als Individuum und steigt von da bis zur Religion auf, in welcher sich der Mensch zu Gott als zur absoluten Persönlichkeit verhält. Eine tiefere Ableitung aber der einzelnen Wissenschaften und ein Nachweis ihres innern, gegenseitigen Zusammenhangs fehlt. Die Wissenschaft wird ein Organismus genannt, allein die Organisation der Wissenschaft selbst wird nicht entwickelt. Zwischen den einzelnen Wissenschaften wird nur zuweilen eine oberflächliche Verbindung gesetzt. Betrachtet man z. B. die oben mitgetheilte Anordnung des Stoffs, so wird man sich wundern, auf den Begriff der Persönlichkeit die Medicin, auf die Medicin die Philosophie, auf die Philosophie die Philologie, auf diese die Rechtswissenschaft folgen zu sehen. Man wird begierig sein, die Rechtfertigung dieser in der That neuen Folge kennenzulernen. Diese Rechtfertigung sucht man umsonst. Der Verfasser hat sich vorgesetzt, alle Wissenschaften aus dem Menschen, aus den Thatsachen des Selbstbewußtseins abzuleiten. Die Wissenschaft soll nach ihm gar kein realer Vernunftzweck, sondern nur ein Standpunkt des menschlichen Verhaltens sein. Solche Allgemeinheiten, wie der Mensch oder die Thatsachen des Bewußtseins, sind sehr elastisch, wie die Geschichte der Philosophie nun schon oft genug gezeigt hat. Auf den Menschen kann Alles bezogen, aus dem Menschen kann Alles hervorgeholt werden und ebenso gibt es kein Moment der

Wissenschaft, das nicht in der Form einer unmittelbaren Thatsache unsers Selbstbewußtseins ausgesprochen werden könnte. Allein bei dem Menschen ist eben die große Frage, wie er zu seiner Existenz kommt, und bei den Thatsachen des Bewußtseins, die uns als Unmittelbarkeiten erscheinen, wie sie vermittelt sind. Erst mit dieser Frage beginnt die Philosophie. Wie die Medicin dazu kommt, in einem Organismus der Wissenschaft die Mitte zwischen dem Begriff der Persönlichkeit und der Philosophie auszumachen, wird sich niemals begründen lassen, wenn auch die Philosophie es nicht ungern sehen wird, daß die Herren Philosophen zu ihr eine mens sana in corpore sano mitbringen. Helfferich sagt, die Medicin sei vorzüglich geeignet, zu zeigen, daß das Wissen nur einen Standpunkt der menschlichen Persönlichkeit bilde. Ist das aber eine Ableitung der Nothwendigkeit des Begriffs der Medicin aus dem der Persönlichkeit? Helfferich entwickelt bei diesem schon den Begriff des Rechts, der Sitte, ja des Gottesbewußtseins. Sollte man da nicht den Fortgang statt zur Medicin vielmehr zur Rechtswissenschaft erwarten? Wie vieles Andere schiebt sich jedoch dem Verfasser noch dazwischen!

Ebenso unerhört und grundlos ist der Uebergang von der Medicin zur Philosophie, die Helfferich eigentlich nach seiner Definition derselben, das Selbstbewußtsein zu ihrem ausschließlichen Object zu haben, schon unter dem Begriff des Selbstbewußtseins hätte abhandeln können. Consequent hätte er, wie Fichte, eine Wissenschaftslehre geben müssen. Helfferich hätte die Philosophie auch in dieser beschränkten Form, wodurch sie auf die Psychologie reducirt wird, an die Spitze stellen und Natur wie Geschichte aus der Analyse des Selbstbewußtseins ableiten müssen. Sieht man näher zu, so findet man, daß er unter dem Titel der Philosophie eine Skizze der formalen Logik und der Metaphysik ziemlich in Aristotelischer Weise gibt, weil er die Erforschung des Selbstbewußtseins, auch in seinen logischen Functionen, in der That schon vorweggenommen hat. Als das subjective Band der logischen Formen hält er die Sprache fest, durch welche uns dieselben gegeben werden sollen.

Verhielte es sich so, dann müßte das Capitel der Philologie dem der Philosophie nicht folgen, sondern ebenfalls vorangehen, wie denn auch wirklich die Sprache S. 92—100 im Begriff des Selbstbewußtseins schon dargestellt ist. Daß also die Philologie, unter welchem Namen Helfferich auch die Linguistik mitbegreift, noch einmal außerhalb der Psychologie von neuem abgehandelt wird, ist keine organische Verknüpfung und, selbst vom Standpunkt des Verfassers aus, ungenau, da nach ihm die Sprache es sein soll, aus welcher die Philosophie die logischen Formen entnimmt. Das Sprechen hat nach ihm die Priorität vor dem Bewußtwerden der in ihm vorhandenen logischen Gesetzmäßigkeit und der Philosoph muß daher nach ihm Grammatiker sein. Daß

wir eher sprechen als ein Bewußtsein der in dem sprachlichen Ausdruck enthaltenen logischen Formen gewinnen, ist gewiß und ebenso gewiß ist es, daß es nichts schadet, wenn der Philosoph auch Grammatiker ist. Den Begriff der logischen Bestimmungen aber nicht in ihnen selbst zu suchen, sondern sie lediglich aus den grammatischen Formen herauszuklauben, heißt die Autonomie des Denkens gänzlich verkennen. Alle tiefern Philosophen haben den Zusammenhang des Sprechens mit dem Denken, den Parallelismus der grammatischen und logischen Formen beachtet, aber ein Grammatiker als solcher ist deshalb noch kein Philosoph. Daß die Sprache durch ihre empirische Ausbreitung verschiedene Lautsysteme, daß sie Wurzel- und Stammsprachen u. s. w. erzeugt, ist eine geschichtliche Thatsache. Die comparative Sprachwissenschaft wird das Mittel einer Erkenntniß der Einheit des unendlich mannichfaltigen Sprachgebiets. Für eine Uebersicht desselben, wie sie nach den neuern Forschungen von Bopp, Schott, Grimm, Pott, Steinthal, Humboldt, Buschmann, Böcklingk und Andern schon möglich ist, hat Helfferich eine recht schätzenswerthe Zusammenstellung gemacht, bei der wir uns freilich nicht verhehlen wollen, daß unstreitig Vieles, was er von afrikanischen, oceanischen und amerikanischen Sprachen sagt, höchst zweifelhaft ist, da Grammatik wie Lexikon dieser Sprachen noch in der Kindheit begriffen sind.

An die Philologie schließt Helfferich die Rechtswissenschaft an. Auch hier sieht man keinen Zusammenhang. Daß im Eingang von Leibniz' Versuch einer Weltsprache die Rede ist, begründet noch keine objective Synthese zwischen dem Begriff der Sprache und dem des Rechts. Der Begriff des Rechts und der Sitte ist schon bei dem Begriff der Persönlichkeit abgehandelt worden. Das Capitel, welches der Rechtswissenschaft als solcher gewidmet ist, enthält nur eine breitere historische Darlegung des Familien-, Civil- und Criminalrechts der Völker, die theilweise auch in das Staatsrecht hinaufreicht. Ich halte diese aus Gans, Unger, Fallati, Klemm und Andern gemachte Uebersicht für eins der besten Capitel des Buchs, wenn auch von Philosophie darin gar nicht die Rede sein kann.

Auf die Rechtswissenschaft folgt zum Schluß die Theologie. Wäre die Wissenschaft wirklich als ein Organismus entwickelt, so hätte hier die Integration aller früher abgeleiteten Begriffe und die Nothwendigkeit eines Endes nachgewiesen werden müssen. Der Schluß einer wissenschaftlichen Organisation muß die Probe des Anfangs machen. Um dergleichen ist Helfferich unbekümmert und der Versuch, den er anstellt, die Rechtswissenschaft mit der Theologie in einen gewissen Zusammenhang zu setzen, ein bloßer Schein, indem er die Theologie mit folgenden Worten anhebt: „So wie das Recht das persönliche Selbstgefühl weckt, so

die Religion die sich selbst verleugnende Demuth; umspannt jenes das sinnliche All, um es zu besitzen, so läßt diese das Endliche hinter sich, um das Unendliche, Ewige, Absolute sich nicht etwa anzueignen, sondern von ihr angeeignet zu werden." Dies ist mindestens sehr schlecht ausgedrückt, abgesehen davon, daß es den Unterschied von Recht und Religion höchst einseitig nur auf eine psychologische Differenz des affirmativen und negativen persönlichen Selbstgefühls reducirt. Recht und Religion sind sich dem Begriff nach nicht entgegengesetzt. Das ethische Element hebt sich im religiösen als seiner tiefern Begründung auf, wie Helfferich im Capitel von der Persönlichkeit den Uebergang des Rechts in die Religion, namentlich an der Rechtssymbolik, selber aufgezeigt hat. Die Religion kann daher auch selbst in der Form des Rechts erscheinen, wie z. B. die jüdische die Form eines Vertrags zwischen Jehovah und seinen Anhängern hat. Das Sinnliche ist ebenfalls ein Moment innerhalb der Religion, gegen welches sie sich nur insoweit negativ verhält, als es die Verwirklichung der absoluten Freiheit hemmt. Wie diese gefaßt ist, entscheidet über ihre Behandlung des Sinnlichen. Im Buddhismus z. B. wird von demselben in strenger Askese abstrahirt, im Judenthum wird sein Genuß accentuirt. Kanaan wird den Juden von ihrem Gott verheißen als das Land, darin Milch und Honig fließt und vom Wein rühmt Salomo, daß er des Menschen Herz erfreue. Inhalt des Rechts ist, der Idee nach, wahrlich nicht das sinnliche All, sondern der vernünftige Wille, der an sich selbst heilig ist. Die Religion macht allerdings auch demüthig, allein ihre Demuth, wenn sie rechter Art ist, schließt ein vernünftiges und berechtigtes Selbstgefühl sowenig aus, daß sie es sogar der Gewalt der Natur, dem Erdulden von Unrecht und dgl. gegenüber erweckt. Christus erinnert z. B. seine Jünger daran, daß sie doch viel mehr seien als Sperlinge, ermahnt sie, daß sie die Perlen nicht vor die Säue werfen sollen u. s. w.

Das Gesagte wird ausreichen, darzuthun, daß Helfferich eine Organisation der Wissenschaft, worin ein nothwendiger Zusammenhang der einzelnen Glieder aus der Einheit des Ganzen entwickelt wäre, nicht gegeben hat. Er hat einzelne, an sich werthvolle Rhapsodien über einzelne Wissenschaften geschrieben, aber keineswegs, wie er wünscht, den „Kosmos der Ideen" dargestellt. Das erste Capitel: die Universität und die Wissenschaft, ist ganz zweckmäßig, eine akademische Vorlesung über philosophische Encyklopädie zu eröffnen, hätte hier aber wol einem andern weichen müssen, worin der Begriff eines Organismus der Wissenschaft und der Philosophie der Geschichte vorläufig auseinandergesetzt wäre. Das zweite, dritte und vierte Capitel enthalten, was wir gewöhnlich Psychologie nennen. In der Unterscheidung des Menschen als Individuum, als Selbstbewußtsein und als Persönlichkeit schimmert die

Hegel'sche Trias des anthropologischen Individuums, des phänomenologischen Subjects und der pneumatischen Person deutlich genug hindurch, obwol der Verfasser es liebt, sich gegen Hegel polemisch zu stellen. Die Medicin schließt bei Helfferich die Naturwissenschaft, die Philosophie die Logik und Metaphysik, die Philologie die Aesthetik und die Theologie die Religionsphilosophie in sich. Diese Manier, historisch durchgebildete Wissenschaften um ihr gutes Recht auf Selbständigkeit zu verkürzen und sie nur gelegentlich unterzubringen, ist nicht zu billigen. Die Medicin bedarf unstreitig der Naturwissenschaft, zumal sie nicht blos, wie Helfferich meint, „den individuellen Menschen", sondern auch die Thiere zu ihrem Object hat. Allein die Medicin ist nicht, wie die Naturwissenschaft an sich, von ursprünglicher Selbständigkeit, sondern, wie die Pädagogik, eine gemischte Wissenschaft. Sie muß den kranken Organismus mit dem gesunden vergleichen, die Mittel zur Genesung suchen und ebensowol durch psychische als durch materielle Mittel wirken. Daß die Existenz der Natur durch die des Menschen teleologisch gleichsam erst gerechtfertigt wird, ist kein Grund, die Naturwissenschaft als solche nicht unabhängig vom Begriff des Menschen zu behandeln. Daß, wie Helfferich S. 211 sagt, das Object der Medicin und der Naturwissenschaft nicht eine Idee, sondern nur eine Thatsache sei, ist ebenfalls eine craß empirische, grell realistische Fassung, über welche wir den Verfasser bedauern. Freilich ist die Existenz eines Kranken wie die Existenz der Natur Thatsache, die auch sinnlich erfahren werden kann: allein der Gegenstand der Wissenschaft ist doch nicht das vereinzelte Factum, sondern der an und für sich unsinnliche, ewige, sich selbst gleiche Begriff, der in den concreten Thatsachen sich realisirt. Helfferich erkennt auch für die Wissenschaft die Bedeutung der Geschichte in hohem Grade an und so muß man sich denn wundern, wenn er S. 132 Idee nur in praktischem Sinn definirt: „Der frei producirte, durch den Willen realisirte Vernunftzweck ist die Idee." Warum denn den Begriff der Idee auf solche Weise gegen den einmal durch die Geschichte gegebenen Begriff des Platonischen Ausdrucks auf ein particulares Gebiet abschränken? Gegenstand der Naturwissenschaft wird immer die Idee der Natur, d. h. der Vernunftbegriff der Natur, sein müssen, wenn auch die Erkenntniß dieses Begriffs von der analytischen Seite her durch die Empirie der Thatsachen, d. h. der Naturerscheinungen, vermittelt wird, die für uns immer eine Grenze hat, über die wir mit dem Gedanken hinausgehen müssen. Es ist merkwürdig, heutzutage zu beobachten, wie sehr man wissenschaftlicher und gründlicher zu sein glaubt, wenn man nur des Wortes Thatsache sich so oft als möglich bedient und die Versicherung abgibt, nicht dem Idealismus, sondern dem Realismus zu huldigen. Man kann jetzt namentlich von der Hegel'schen Philosophie Beschreibungen lesen, nach

denen man sich ihren Idealismus lediglich als eine logische Abstraction vorstellen sollte, während schon ihre Definition des Begriffs der Idee als der Einheit des Begriffs und seiner Realität einer solchen Auffassung widerspricht. Die logische Idee als solche hat Realität im Denken als ihrem Sein und die Idee der Natur hat Realität im Kosmos.

Auf die Medicin folgt bei Helfferich die Philosophie, die, wie wir schon vorhin sahen, bei ihm eigentlich nur ein Moment der Psychologie, der Begriff des Selbstbewußtseins, ist. Wir finden hier noch einmal die formale Logik mit Beziehung auf die grammatischen Formen vorgeführt, außerdem aber die Metaphysik. Obwol der Verfasser 1846 selbst eine „Metaphysik als Grundwissenschaft" herausgegeben hat, so ist dieselbe doch hier nur nebenher in einer dürftigen Skizze auf wenigen Seiten abgethan. Sie hat nach ihm zu zeigen, wie die Kategorien des Wesens, der Beziehung, des Zwecks, rein begrifflich, die Sphäre alles Daseins ausfüllen, weshalb er S. 271 sogar die Abhängigkeit der logischen Functionen von der Lösung der metaphysischen Frage zugesteht. Wenn sie, nach seinem Ausdruck, die absolute Synthese des Realgrundes entwickelt, so muß man sich wundern, weshalb sie nicht an die Spitze der ganzen Untersuchung gestellt ist. Die Mathematik macht er zu einer angewandten Logik. S. 253: „Verlassen wir den formalen Boden der Logik, um den durch sie gewonnenen Begriff thatsächlich und systematisch an dem objectiven Sein zu vollziehen, so befinden wir uns sofort im Bereich der Mathematik. Die Mathematik hat es nicht mit logischen Begriffen zu thun, sondern mit den einfachsten Bestimmungen des Seins, denn Raum und Zeit sind die allgemeinen Voraussetzungen, die Grundbedingungen, ohne welche kein Reales als solches gedacht werden kann." Dies ist eine sehr unbestimmte Definition. Alles Reale ist eine thatsächliche Vollziehung der logischen Formen. Die Immanenz des Logischen, die allem Natürlichen und Geistigen zukommt und ohne welche es nur eine begrifflose Realität wäre, macht nicht das Unterscheidende der Mathematik aus. Raum und Zeit aber sind wol die Bedingungen für alle Endlichkeit der Erscheinung, nicht aber für den Begriff der Realität überhaupt, denn Gott z. B. ist zwar ein Reales, allein ein solches, bei welchem wir ausdrücklich die Unbedingtheit durch Raum und Zeit denken müssen. Daß die Mathematik als solche die Arithmetik und Geometrie enthält, ist richtig, unrichtig jedoch, die Arithmetik als die Wissenschaft der Zeit zu fassen, in der That aus keinem andern Grunde, als um der Geometrie als der Wissenschaft des Raumes einen Pendanten zu geben. Helfferich sagt: „Wie verhält sich der Raumpunkt zum Raumpunkt, der Zeitpunkt zum Zeitpunkt? Mit der Beantwortung dieser Frage hat es die Mathematik zu thun." Dies ist nur halb wahr, denn die Arithmetik hat es gar nicht mit dem Begriffe der Zeit zu thun. Sie

haftet an dem Begriffe der abstracten Größe, des Eins überhaupt, in welchem das Princip der Zahl mit allen möglichen Combinationen derselben liegt. Sie ist daher im höchsten Sinn ein Theil der Metaphysik, ein Moment der Ontologie als der Wissenschaft vom abstracten Begriff des Seins. Die Arithmetik als die Wissenschaft vom Begriff der Größe und ihren Verhältnissen überhaupt im Gleich- und Ungleichsein, im Größer- oder Kleinersein, in der Discretion oder Continuität, in der arithmetischen oder geometrischen Proportion u. s. w. ist daher schon die Bedingung für die Geometrie als die Wissenschaft von den abstracten Figurationen, die aus dem Raumpunkt und der Linie entstehen. Diese Wissenschaft fällt aber nicht mehr der Metaphysik, sondern der Naturwissenschaft anheim, weil sie die abstracten Elemente aller Naturformen enthält. Es ist schwer, althergebrachte Vorurtheile zu zerstören. Zu diesen gehört das Verhältniß der Arithmetik und Geometrie, als ob jene ebenso durch den Zeitbegriff, wie diese durch den Raumbegriff vermittelt wäre, wärend doch Raumpunkte, weil sie Eins sind, sich gerade ebenso gut zählen lassen als Zeitpunkte und der Calcül nicht im geringsten mit den Dimensionen der Zeit, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu schaffen hat. In seiner „Metaphysik", §. 54, hat Helfferich auch selbst dem Begriff der Zahl seine Stelle angewiesen. Durch die Differentialrechnung und den Begriff der imaginären Größe, der schon so unermeßliche Erfolge gehabt hat, ist die Arithmetik zu einer der interessantesten metaphysischen Wissenschaften geworden; eine Höhe des Standpunktes, die in der Herrschaft des Calcüls über alle geometrischen Probleme zur thatsächlichen Erscheinung kommt und sich nur deshalb dem gewöhnlichen Auge verbirgt, weil dasselbe an dem Mechanismus der arithmetischen Technik haften zu bleiben pflegt. Noch ein Irrthum auf diesem Felde ist der, daß die Mathematik alle Wissenschaften an logischer Evidenz übertreffe. Helfferich sagt: „Die Mathematik ist die einzige Wissenschaft, die in strenglogischer Beweisform weiterschreitet und deren Sätze und Lösungen als vollständige Schlüsse ausgedrückt werden können." Dies sollte nun wenigstens bei der Logik ebenso sehr der Fall sein. Es ist zuzugeben, daß bei der Mathematik wegen der Einfachheit ihres Inhalts die logischen Formen greller hervorstechen, allein es ist nur ein Mangel an Ausbildung und eine Folge der größern Schwierigkeit im reichern Stoff, wenn das logische Element in den übrigen Wissenschaften nicht mit ähnlicher Strenge behandelt wird; wir sagen, mit ähnlicher, denn die Schärfe der todten Aeußerlichkeit, die in der Zahl und in der Linie liegt, ist auf den höhern Stufen des Lebens und des Geistes nicht darstellbar. Diese Unmöglichkeit ist aber nicht eine Schwäche oder ein Mangel der höhern Wissenschaften, sondern ihre Nothwendigkeit und der Versuch, sie gegen ihren Begriff durch Zahlenbestimmungen und

intuitive Constructionen zu mathematisiren, verdirbt daher sogar bei ihnen die richtige Erkenntniß, für welche der arithmetische oder geometrische Ausdruck unzulänglich bleibt und höchstens zum approximativen Symbol wird.

Bei der auf die Philosophie folgenden Philologie hat Helfferich seltsamerweise die Aesthetik untergebracht. Es könnte unglaublich scheinen, aber es ist so. Auf vier Seiten handelt er die gesammte Kunst ab und macht dann von der Poesie, indem er die Allseitigkeit derselben hervorhebt, zur Philologie folgenden Scheinübergang: „Dieser Kunstuniversalismus ist bedingt durch die universelle Natur der Sprache. Ihre geschichtliche Seite zu erforschen ist Aufgabe der Philologie.“ Und nun geht es tapfer und weitläufig auf die Sprachwissenschaft los. Eine solche Deplacirung und stiefväterliche Behandlung der Kunst hat natürlich weder in Unkenntniß noch Interesselosigkeit des Verfassers ihren Grund, sondern offenbar nur in seiner Willkür, die aber in einem Organismus der Wissenschaft nicht platzgreifen sollte.

Der folgende Abschnitt von der Rechtswissenschaft hat ein ungemein reiches Material aus der empirischen Rechtsgeschichte zusammengetragen, ist aber in wissenschaftlicher Hinsicht sehr ungenügend, da sich Niemand aus ihm über den Unterschied und das Verhältniß der Moral, des Civil- und Criminalrechts, der Pädagogik, der Oekonomik, des Staats- und Völkerrechts wird unterrichten können, weil alle diese Begriffe nur in der Form ihrer factischen Erscheinung, nicht aber in der Form der Idee an und für sich dargestellt sind, obwol man gerade hier eine „Ideenwelt“ hätte erwarten dürfen, da nach Helfferich, wie wir sahen, Idee nur der frei producirte durch den Willen realisirte Vernunftzweck sein soll.

Aehnliches muß vom letzten Abschnitt, von der Theologie, gesagt werden. Eine Theologie, d. h. eine Wissenschaft von Gott wird darin nicht gegeben. Auch nicht eine Philosophie der Religion an sich, die Helfferich als unmöglich ablehnt. Statt dessen breitet er mit regem Sammelfleiß eine Galerie merkwürdiger Züge aus den verschiedensten Religionen aus, die er bis zu den neuesten Zuständen des Christenthums verfolgt und dann plötzlich abbricht. In seiner „Metaphysik“, §. 103—128 hatte Helfferich noch die Idee Gottes abgehandelt; hier will er von einer speculativen Begründung der Religion nichts wissen, sondern findet S. 532, daß es ein „sittliches Bedürfniß“ ist, die „Dialektik der Sünde“, wodurch der Mensch zur Religion getrieben werde; die rationale Theologie, den metaphysischen Beweis für das Dasein Gottes, erkennt er zwar als Möglichkeit an, läßt sich aber nicht darauf ein. Er tadelt mit Recht, daß die metaphysische und ethische Betrachtung der Religion gegenwärtig oft nicht gehörig gesondert wird, d. h. daß einerseits die

Idee Gottes, wie eine Religion ſie faßt, andererſeits der Cultus, der aus der beſondern Vorſtellung Gottes entſpringt, nicht in ihrem Unterſchied wie in ihrer Einheit dargeſtellt werden, allein er ſelbſt hat dieſer richtigen Anfoderung auch nicht genügt. Erſt durch ihre Erfüllung würde in die Menge von Thatſachen, die er anhäuft, eine innerlich fortſchreitende Bewegung gebracht ſein, während man ſich jetzt vergeblich nach dem Grunde umſieht, weshalb gerade in dieſer und nicht in einer andern Ordnung von den verſchiedenen Religionen erzählt wird, z. B. von dem Monotheismus der Juden und Mohammedaner eher als von dem indiſchen Pantheismus und dem helleniſchen Polytheismus.

Das Reſultat unſerer bisherigen Ueberſicht würde alſo ſein, daß Helfferich dem Begriff eines Organismus der Wiſſenſchaft nicht entſprochen hat, weil es an Klarheit der Sonderung, an Zuſammenhang und an ſyſtematiſcher Ausgliederung der Begriffe fehlt, weil die einzelnen Wiſſenſchaften zu ungleich behandelt ſind und die Verbindung, worin einige gebracht worden, z. B. die Aeſthetik mit der Philologie, eine nur zufällige iſt. Die zweite Aufgabe, die der Verfaſſer hat löſen wollen, iſt die einer Philoſophie der Geſchichte. Dieſer Ausdruck iſt ein beliebtes Modewort. Soll es einen Sinn haben, ſo kann derſelbe nur darin beſtehen, in dem Verlauf der menſchlichen Thaten trotz der darin mitgeſetzten Coëfficienten von Zufall und Willkür doch einen Zuſammenhang aufzuſuchen, der als eine nothwendige Folge aus dem Zweck der Geſchichte begriffen werden kann. Eine ſolche Darſtellung der Univerſalhiſtorie vermiſſen wir aber bei Helfferich, obwol bei ihm das hiſtoriſche Element das begriffliche bei weitem überragt. Es erſcheint jedoch nur innerhalb einer jeden Abtheilung als Particulargeſchichte, die gewöhnlich nicht blos die Geſchichte der Sache ſelbſt, z. B. der Sprache, des Rechts, der Religion, ſondern auch die ihrer wiſſenſchaftlichen Erkenntniß erzählt. Wir verwerfen dies nicht, allein es hätte nicht gehindert, den großen Gang der Geſchichte ſei es vorher als allgemeine Grundlage, ſei es nachher als Reſultat alles Beſondern in eine einfache Ueberſicht zuſammenzufaſſen und dieſe ganze Breite der Entwickelung ſchließlich in die Geſchichte der philoſophiſchen Selbſterkenntniß der Menſchheit zu vertiefen, ſodaß der Organismus der Wiſſenſchaft mit ihrer Geſchichte und durch dieſe mit der Weltgeſchichte überhaupt in ein Verhältniß geſetzt wäre. So wie Helfferich jetzt verfahren iſt, liegt die Philoſophie der Geſchichte mit tauſend Wiederholungen über alle Particulargebiete zerſtreut und die Geſchichte der Wiſſenſchaft wird oft mit einer Haſtigkeit abgehandelt, die in ihren kategoriſchen Abbreviaturen alles Intereſſe einbüßt. Der Verfaſſer will zwar eine genetiſche Methode beobachten, allein thatſächlich überläßt er ſich einem dogmatiſchen Aufſtellen ſowol von Definitionen als von Facten. Wenn er ſich davor ſcheute, eine ſo-

genannte Conſtruction a priori zu geben, ſo brauchte er deshalb noch nicht in das andere Extrem zu fallen, gar keine Ableitung der Thatſachen auseinander zu verſuchen. Nachdem er z. B. von der jüdiſchen Religion geſprochen hat, wendet er ſich S. 568 ſofort mit dieſen Worten zum Mohammedanismus: „Der Mohammedanismus kann höchſtens ein glücklicher Einfall heißen, dem rohen arabiſchen Semitenthum durch die ſittlichen Motive der altteſtamentlichen Religion aufzuhelfen. Mohammed war ein epileptiſcher Convulſionär, was Weil durch das Zeugniß ſeiner älteſten und zuverläſſigſten Biographen belegt hat, und ſein angeblicher Prophetenberuf oscillirte zwiſchen den Mordſcenen eines erbarmungsloſen und blutdürſtigen Beduinenhäuptlings und den Lüſten und Verdrießlichkeiten des Harems andererſeits hin und her.“ Wenn der bloße glückliche Einfall eines kranken Menſchen ſo große welthiſtoriſche Erfolge haben konnte, ſo iſt die Geſchichte des Islam eine der wunderbarſten, die wir kennen. Helfferich hat ſich philoſophiſchen Beſtimmungen der Geſchichte faſt mit Aengſtlichkeit entzogen, was ihn nicht davor geſchützt hat, dafür in ethnographiſche Abſtractionen zu verfallen, wohin z. B. die übergroße Ausdehnung zu rechnen iſt, die er dem heutzutage als Modebegriff graſſirenden Gegenſatz ariſcher und turaniſcher Völker gibt, welcher letztere Begriff ihm eigentlich mit dem des Nomadenthums zuſammenfällt. Daß bei der wirklich unendlichen Menge von Thatſachen, die er zuſammenpreßt, auch Fehler vorkommen, iſt natürlich und entſchuldbar. So verſichert er z. B. S. 574 von den Göttern der indiſchen Trimurti, daß nur Viſchnu und Siva mit Göttinnen gepaart wären. Allein Brahmâ iſt es auch; ſeine Gattin heißt Saraswati. Wollte man hier in das Einzelne ſich einlaſſen, ſo würde ſich Mancherlei zu berichtigen finden. So ſagt der Verfaſſer S. 89: „Die von Hegel gegebene Deutung, die Intelligenz ſei Attractionskraft der ähnlichen Bilder und die Aſſociation der Vorſtellungen Subſumtion der einzelnen unter eine allgemeine, welche den Zuſammenhang ausmacht, iſt inſofern irrig, als bei der Vorſtellung, falls ſie ihrer Natur getreubleibt, von der Beſtimmung des Allgemeinen überhaupt nicht die Rede ſein kann.“ Hegel will erklären, wie eine Vorſtellung, z. B. Baum, Krieg und dgl., als ein Allgemeines inſofern geſetzt werde, als wir den einzelnen Baum, den beſtimmten Krieg u. ſ. w. unter das unbeſtimmtere, abſtracte Schema, Baum, Krieg überhaupt, ſubſumiren und behauptet, daß ſolche Verallgemeinung bei der urſprünglichen Bildung der Vorſtellung nicht durch ein Aufeinanderfallen vieler ähnlicher Bilder, ſondern durch die Erinnerung der Intelligenz hervorgebracht werde, weil dieſelbe ihrem Weſen nach allgemeiner Natur iſt. Eine Attractionskraft weiſt er ausdrücklich zurück, denn in der betreffenden Stelle, Werke VII, 330, ſagt er: „Damit dies Aufeinanderfallen nicht ganz der Zufall, das Begriffloſe ſei,

müßte eine Attractionskraft der ähnlichen Bilder oder dergleichen angenommen werden, welche zugleich die negative Macht wäre, das noch Ungleiche derſelben aneinander abzureiben. Dieſe Kraft iſt in der That die Intelligenz ſelbſt, das mit ſich identiſche Ich, welches durch ſeine Erinnerung ihnen unmittelbar Allgemeinheit gibt und die einzelne Anſchauung unter das bereits innerlich gemachte Bild ſubſumirt."

In der Vorrede erklärt ſich Helfferich für einen Anhänger Schleiermacher's. Aus dem Buch heraus würde man das wol ſchwerlich errathen, weder was den Inhalt, noch was die Form angeht, denn in jener Beziehung müßten doch Schleiermacher'ſche Begriffsbeſtimmungen über Sprache, Kunſt, Erziehung, Staat, Kirche u. ſ. w. durchſchlagen, wovon ſich, höchſtens mit Ausnahme des Begriffs der Sitte, keine Spur zeigt; in dieſer Hinſicht aber müßte ſich das dialektiſche Verfahren Schleiermacher's kundgeben, von welchem noch weniger eine Spur zu finden. Schleiermacher, wie er in ſeiner Dialektik ausführt, erkannte durchaus an, daß das Wiſſen an ſich Einheit, Totalität, Syſtem, Organismus iſt; daß die philoſophiſche Kunſt darin beſteht, durch Vermittelung des heuriſtiſchen Erkennens zum architektoniſchen Wiſſen aufzuſteigen und hat in ſeiner Ethik und Dogmatik ſelber ein Syſtem verſucht. Helfferich wünſcht nun freilich in der Vorrede ſeinem Leſer, daß ihn durch alle Wendungen des Syſtems das Gefühl begleiten möge, daß der Verfaſſer in dem Weltall etwas mehr ſucht als eine Aufgabe für den menſchlichen Verſtand. Er gibt alſo zu, ein Syſtem gewollt zu haben. Auch nennt er ja ſein Werk ſelbſt einen Organismus der Wiſſenſchaft. Aber in ſeiner Darſtellung ſtellt er nur Thatſachen in einer gewiſſen Ordnung locker zuſammen und verwirft am Schluß des Capitels von der Philoſophie S. 275 das Syſtem als Ziel des Erkennens mit dieſen ausdrücklichen Worten: „Was wir unter Philoſophie verſtehen, iſt ſonach die wiſſenſchaftliche Betrachtung aller der Vorausſetzungen, die dem Denken als Stützpunkte dienen. Es handelt ſich nicht um eine einzige, ſondern um eine Mehrheit von Aufgaben und in die Zunftlade eines Syſtems läßt ſich der philoſophiſche Gedanke nicht einſperren. Das Syſtem iſt die Kindheit der Philoſophie, ihre Mannheit die Forſchung." Dies ſcheint uns bei Helfferich ſelber ein Widerſpruch, an ſich aber ein Irrthum, denn der Begriff der Wiſſenſchaft iſt auf ſeiner höchſten Stufe von dem der ſyſtematiſchen Geſtaltung unzertrennlich. Daß ein empiriſch vorhandenes Syſtem ſich zum unendlichen Ziel der Wiſſenſchaft nur approximativ verhält, iſt kein Grund, ſeinen Begriff nicht als oberſte Norm der Wiſſenſchaft anzuerkennen. Als eine Einſeitigkeit verfällt das einzelne Syſtem der Geſchichte. Es wird ein Moment der Forſchung, die ſeine Grenzen überſchreitet. Das Bewußtſein der Nothwendigkeit einer ſolchen Zukunft wird aber den Forſcher nicht abhalten, es zu ver-

suchen. Wenn Helfferich den Begriff des Systems mit dem Beisatz Zunftlade verächtlich machen will, so hat der Begriff selbst, weil er in dem Postulat der Harmonie des Erkennens liegt, solche Schmach nicht verschuldet. Es kann Menschen geben, die sich in einem System verhärten, die sich gegen die Kritik verschließen, die der Forschung absterben und sich vor der Freiheit der Bewegung, vor dem Fortschritt fürchten, allein der Begriff des Systems ist nicht Ursache solcher Beschränktheit.

Wenn nun das vorliegende Buch, im Widerspruch mit seinem Titel, weder ein Organismus der Wissenschaft noch eine Philosophie der Geschichte ist, so ist es dennoch ein gutes Buch, das, wie wir vermuthen möchten, aus hodegetischen Vorträgen für Studirende in ähnlicher Absicht als Schelling's „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" entstanden ist. Nehmen wir diese Hypothese an, so erklärt sich, weshalb zuerst von der Universität gesprochen, weshalb die Naturwissenschaft bei der Medicin, die Aesthetik bei der Philologie untergebracht, Rechtswissenschaft aber und Theologie am ausführlichsten behandelt sind. Die Stärke Helfferich's ist nicht die Speculation, sondern die Kritik, die ihn befähigt, in der Auswahl der Thatsachen wie in dem Annehmen oder Ablehnen gegebener Begriffe einen gesunden Takt zu zeigen. Sein Werk ist daher nicht nur Studirenden als ein zweckmäßiges Sammelbuch des Wissenswürdigsten zur Orientirung zu empfehlen, sondern auch jeder gebildete Mann überhaupt wird sich daraus die wichtigsten Resultate der heutigen Wissenschaft in einer angenehmen und würdigen Form aneignen können.

Der Verfassungsstreit in Hannover.

Von

einem Hannoveraner.

II.

Ein Bundesbeschluß hat das Privilegium, dunkel und delphisch zu sein; ist er doch von Diplomaten verfaßt. Ausnahmsweise war der in der hannoverschen Verfassungsangelegenheit verfaßte Bundesbeschluß vom 19. April 1855, soweit er das Finanzcapitel betraf, vollkommen unzweideutig; selbst die „Neue Preußische Zeitung" (Nr. 260 von 1856) mußte anerkennen, daß er der hannoverschen Regierung das Recht nicht gab, das Finanzcapitel einseitig aufzuheben. In Beziehung auf die in der Verordnung vom 1. August in Aussicht gestellte Eventualität hatte die Zweite Kammer mit der größten Majorität ein einseitiges Vorschreiten der Regierung als verfassungswidrig und als mit den schwersten Nach-

theilen für das Land verbunden erklärt. Dagegen hielt die Erste Kammer es noch nicht an der Zeit, ihre Ansicht über diese Frage auszusprechen. In der letzten verstärkten Conferenzsitzung zur Ausgleichung der verschiedenen Kammerbeschlüsse hatten die Mitglieder Zweiter Kammer, um das Zeitgemäße dieser Frage darzuthun, nicht nur auf den Vorbehalt in der Verordnung vom 1. August hingewiesen, sondern auch darauf aufmerksam gemacht, daß in den Debatten der Zweiten Kammer von dem Minister des Innern, desgleichen von Männern, die schon allgemein und, wie die Folge gezeigt hat, mit gutem Grund für Organe der Regierung galten, obgleich sie noch nicht in ihrem Dienst standen, wie namentlich von dem Schatzrath Lang, der Regierung offen das Recht zum einseitigen Vorschreiten zugesprochen sei. Die Mitglieder Erster Kammer waren aber so dankbar, daß sie nicht hören noch sehen wollten. Der Regierung ein derartiges Recht ausdrücklich zuzugestehen, hinderte sie allerdings ein sehr natürliches Gesicht von Scham; allein der von ihnen gefaßte Beschluß, sich zur Zeit noch nicht aussprechen zu wollen, was war er wol anders als eine indirecte Erklärung, daß sie einer etwaigen Octroyirung, wenn sie nur erst vollbracht wäre, sich bereitwillig fügen, ihr keine Beschwerde beim Bunde, keine Anklage auf Verfassungsverletzung, keine Vorstellungen beim Könige entgegenstellen würden?!

So scheint wenigstens die Regierung die Sache aufgefaßt zu haben: denn schon zwei Tage nach der Vertagung der Stände schritt sie zu der rettenden That des 7. September, der einseitigen Feststellung des Finanzcapitels.

Die Verordnung vom 7. September gab sich zwar den Anschein, als ob sie das Finanzcapitel vom 1840 wiederherstelle, in Wahrheit jedoch that sie dies nicht, noch konnte sie es thun. Vielmehr hob sie das Finanzcapitel von 1848 einfach auf und stellte von dem Finanzcapitel von 1840 nur soviel her, als ihr eben beliebte. Das Finanzcapitel der Verfassung von 1840 beruhte auf dem System der Kassentrennung, die wiederum ihrerseits auf einer Vereinbarung über die Vertheilung der Ausgaben zwischen königlicher und Landeskasse basirte (Anlage B der Verfassung). Nach §. 140 des Verfassungsgesetzes von 1840 sollte diese Vereinbarung solange in Geltung bleiben, bis sie entweder vom Könige oder von den Allgemeinen Ständen gekündigt sei. Eine derartige Kündigung sollte vor dem 1. Juli 1847 überhaupt nicht geschehen können, nach dieser Zeit aber nur nachdem zuvor das Budget auf zwei Jahre bewilligt worden. Werde die Vereinbarung alsdann von der einen oder der andern Seite wirklich gekündigt, so sei in der nächsten Diät eine neue Verhandlung über die künftige Vertheilung der Ausgaben vorzunehmen.

Es war nun aber 1848 die von Seiten des Königs Ernst August freiwillig angebotene Kassenvereinigung erfolgt, ohne daß eine Kündigung des Vertrags vorhergegangen wäre; sollte also die Verfassung wiederhergestellt werden, so schien es selbstverständlich, daß bis zu einer neuen Vereinbarung über die Vertheilung der Ausgaben auf die königliche und die Landeskasse die bis 1848 bestandene Vertheilung gleichfalls wiederauflebte. Dies umsomehr, da der §. 141 der Verfassung von 1840 ausdrücklich sagte: „Neu entstehende Kosten der Landesverwaltung fallen zunächst auf die königliche Kasse."

Allein mit dieser einfachen Rückkehr zu dem Zustande vor 1848 konnte der Regierung nicht gedient sein; weit entfernt, der königlichen Kasse den beabsichtigten Vortheil zu verschaffen, würde sie höchst wahrscheinlich ein Deficit veranlaßt haben, indem seit 1848 gerade diejenigen Ausgaben, welche auf der königlichen Kasse ruhten, als da sind die Besoldungen der Beamten (Aemter und Amtsgerichte), die Ausgaben für Mittelgerichte, jetzt Obergerichte, die Besoldungen der Post- und der Forstbeamten u. s. w. bedeutend gestiegen waren. Statt dessen also ordnete die Verordnung vom 7. September ein beliebiges Provisorium an, wonach bis zu einer neuen Vereinbarung über die Vertheilung der Ausgaben der Zustand von 1848 mit einigen Modificationen bestehen bleiben sollte. Namentlich wurde die Bedarfssumme für die königliche Familie außer den Zinsen der in England belegten 600,000 Pfund Sterling einseitig auf 600,000 Thlr. erhöht. Das Schatzcollegium sollte zwar bleiben, die Rechnungen über die Verwaltung der Domänen und Regalien aber sollten ihm nicht mehr zugehen. Ferner wurde das Bestätigungsrecht der Schatzräthe auch während des Provisoriums in Anspruch genommen, da die gegenwärtige Einrichtung dem monarchischen Princip widerspreche. Verhandlungen über die Ausgabenvertheilung sollten baldthunlichst mit den Allgemeinen Ständen eingeleitet werden. Schließlich, falls die Allgemeine Ständeversammlung auf Wiedereinführung der Kassenvereinigung gerichtete Wünsche bezeugen sollte, erklärte die Regierung sich zwar geneigt darauf einzugehen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die von der Regierung alsdann zu machenden Vorschläge eine genügendere Berücksichtigung fänden, als dies in der letzten ständischen Diät seitens Zweiter Kammer der Fall gewesen sei. Begründet wurde diese Octroyirung überhaupt einfach dadurch, daß infolge des Verhaltens Zweiter Kammer eine Vereinbarung über das Finanzcapitel nicht zustande gekommen sei und sich die Regierung nunmehr der Ausführung des Bundesbeschlusses vom 19. April 1855 nicht länger entziehen könne noch wolle.

Ueber den Zweck des Ganzen konnte Niemand in Zweifel sein. Weder auf die wirkliche Herstellung der Kassentrennung war es abge-

ſehen, noch auch darauf, eine Verhandlung über die Vertheilung der Ausgaben vorzunehmen, eine Verhandlung, deren Unannehmlichkeiten man noch von 1840 her genügend im Gedächtniß hatte: ſondern Das war der Zweck, Dasjenige, was der Drohung bisher nicht gelungen war, nunmehr durch die vollendete Thatſache zu erreichen. Einſchüchtern wollte man das Land mit dem Schreckbilde einer Kaſſentrennung und von den demnächſtigen Ständen eine „Vereinbarung" erlangen, welche das Odium, auch das Finanzcapitel octroyirt zu haben, von der Regierung abnehme, dieſer aber Alles verſchaffe, was ſie wünſche, namentlich alſo eine Schwächung der ſtändiſchen Rechte hinſichtlich der Finanzen, die an die Stände der Rheinbundsverfaſſungen erinnerte.

Wie das Land dieſe Octroyirungen aufnahm? Die hannoverſche Preſſe ſchwieg gänzlich; durch nichtofficielle Verwarnungen war dieſelbe dermaßen eingeſchüchtert, daß ſie nicht einmal das ſtändiſche Erwiderungsſchreiben auf das Finanzcapitel, das in ſeiner ausführlichen Begründung die beſte Antwort auf dies Octroyiren geweſen wäre, brachte.

Um ſo lauter jubelten die Peſſimiſten ſowie überhaupt alle Diejenigen, welche die Revolution als das einzige Mittel ſtaatlicher Entwickelung betrachten. Und ſie hatten Grund; war nun doch eingetroffen, was ſie ſeit Jahren vorausgeſagt hatten, eine Verletzung der Verfaſſung war der andern gefolgt und alle Anſtrengungen, die 1848 gemacht worden waren, die Rechtscontinuität aufrechtzuerhalten, erwieſen ſich gegenüber den Maßregeln der Regierung als fruchtlos.

Die Demokraten, namentlich diejenigen von ihnen, die an dem frühern ſtändiſchen Leben theilgenommen und deren Wahl nach dem octroyirten Wahlgeſetz von 1840 unmöglich geworden war, konnten den Spott über ihre frühern Genoſſen, die in der Zweiten Kammer von 1856 geſeſſen und ſich zu den nach dem Bundesrecht „allercorrecteſten" Vergleichungsvorſchlägen der Exminiſter A. von Münchhauſen und Braun bekannt hatten, nicht beißend genug ausdrücken. Da ſieht man nun, hieß es, was das leidige Gothaerthum wieder einmal genützt hat! Dem Miniſterium ſeid ihr im Geiſte der Verſöhnung viel weiter entgegengekommen, als es irgend nothwendig oder nützlich war, ihr habt in die Domanialausſcheidung gewilligt, habt Alles, was nur den Anſchein hatte, möglicherweiſe einmal als bundeswidrig betrachtet werden zu können, geſtrichen, habt die Macht der Regierung in Betreff der Finanzen weſentlich geſtärkt — aber ihr habt nicht in allen und jedem Punkte nachgegeben und darum jetzt dies euer Dank! Zugeſtanden, daß eine feierliche Proteſtation gegen die Octroyirungen vom 1. Auguſt factiſch und für den Augenblick nichts geändert haben würde: ſo würde ſie doch mindeſtens das Rechtsbewußtſein des Volks aufrechterhalten, ihm einen ſittlichen Halt gegeben und zugleich für die Zukunft die formelle Möglichkeit be-

wahrt haben, zu dem Rechte von 1848 zurückzukehren. Ihr habt damals geglaubt, eine Proteſtation dieſer Art entbehren zu können; nun wundert euch nicht, daß man euch ſelbſt entbehrlich findet, hüben wie drüben, auf Seiten der Regierung wie des Volks!

Vielleicht minder laut, aber darum nicht weniger tief war die Unzufriedenheit Derjenigen, die ſowol in den ſchweren Jahren von 1837—41, wie auch unter der allgemeinen Bewegung des Jahres 1848 an dem beſtehenden Rechte feſtgehalten, weil ſie auch im Staatsleben nicht die wechſelnden Anſichten der politiſchen Combination, ſondern allein das Recht als das wahre Fundament jeder dauernden und wirklich ſegensreichen Schöpfung betrachteten. In Hannover werden dieſe Leute im Allgemeinen mit dem Namen Stüvianer bezeichnet. Doch bilden dieſelben keine Partei im eigentlichen Sinne des Worts, vielmehr ſind ſie ein Gemiſch der allerverſchiedenſten Parteien, die eben nur in dem einen Punkte einig ſind, daß die Stetigkeit und der Zuſammenhang des Rechtslebens gewahrt, daß alles Recht auch in der Form des Rechts ausgeübt und verwirklicht werden müſſe und daß ein jedes Zerbrechen der Form in Beziehung auf das öffentliche Recht mehr oder weniger ein Zerbrechen und Zerberſten auch des Privatrechts nachſichziehe, ſodaß damit alſo jeder innere Halt verlorengehen und einer ſittlichen Verwirrung die Bahn gebrochen würde, deren Ende unabſehbar. Derjenige Theil des hannoverſchen Volks, der alſo denkt, umfaßt zwar nur eine Minderzahl, wir räumen es ein: allein unter dieſer Minderzahl befindet ſich die durch keine Privatintereſſen und Leidenſchaften beirrte Intelligenz des Richter- und Anwaltſtandes, ferner der Aerzte, der Univerſitätslehrer, der Lehrer und zahlreicher Geiſtlichen. Auch ein großer, wenn nicht der größte Theil der ſonſtigen Staatsdienerſchaft hängt derſelben Meinung an, wenn es ihm auch an Muth gebricht, dieſelbe überall öffentlich zu bekennen.

In allen dieſen Kreiſen herrſchte über die Octroyirung vom 7. September nur eine Stimme; es iſt dieſelbe, die ſich in dem „Preußiſchen Wochenblatt", der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und auch wol in der „Kölniſchen Zeitung" Luft machte, während die hamburger Blätter und die „Weſer-Zeitung", die im Hannoverſchen am meiſten geleſen werden, es vorgezogen, ein weiſes Stillſchweigen zu beobachten. Die Energie, mit welcher dieſe Stimme ſich äußerte und der Widerhall, den ſie im Lande fand, war ſo groß, daß auch die gemäßigten Demokraten, die ſich bei den letzten Wahlen aus einem verhängnißvollen Eigenſinn der Theilnahme an denſelben enthalten hatten, ſich nicht länger der Einſicht verſchließen konnten, daß jetzt der Augenblick gekommen, wo ſie entweder der Theilnahme an den öffentlichen Dingen gänzlich entſagen oder aber, mit Beſeitigung aller Parteidoctrinen, thätig eingreifen müß-

ten, um das Land wenigstens vor einer Vereinbarung über das Finanzcapitel im Sinne der gegenwärtigen Regierung zu schützen. Denn dies war das größte Uebel, das dem Lande nur widerfahren konnte; die Octroyirungen, welche die Verordnung vom 7. September abermals in Aussicht stellte, waren ein Unglück, ohne Zweifel, aber doch lange nicht so groß, als wenn die Regierung zu ihrem Zwecke kam ohne die Octroyirungen, durch ein „Friedenswerk", zu welchem, wie im Jahre 1840, das Volk selbst in Demuth die Hände bot.

Sehr niederschlagend war es dabei für den Patrioten, zu sehen, wie die große Masse des Volks gar nicht begriff, um was es sich eigentlich handelte. Octroyirt war einmal; das Wahlgesetz von 1848 war umgestoßen, die Adelskammer war wiederhergestellt, den Gerichten die Befugniß, über ihre Competenz zu bestimmen, genommen, lauter Dinge, deren praktische Wichtigkeit auch dem beschränktesten Verstande einleuchtet — woher denn nun auf einmal dieser Eifer? Warum jetzt so gewaltig ins Horn stoßen, da dies Feuer schon seit so langem brannte, da man es selbst bisher so bereitwillig genährt hatte? Alle jene praktischen und wichtigen Dinge waren von der Regierung erreicht und durchgesetzt worden, ohne daß, wenigstens dem Anschein nach, von den aufgelösten Ständen selbst etwas dagegen geschehen; warum sollte nur das Finanzcapitel eine Ausnahme bilden? Die Wahlfreiheit des Volks, die beabsichtigte Selbständigkeit der Gerichte hatte man preisgegeben; woher nun auf einmal dieser ungeheure Werth, den man auf Rettung des Finanzcapitels legte?

Mittlerweile ging das Ministerium seinen Gang; zu Dem, was es that, gesellte sich noch Das, was es nicht that, und in einzelnen Fällen war dies Letztere fast noch schlimmer als das Erstere. In Gemäßheit des §. 122 der Verfassung hatten die Nothgesetze über den Staatsgerichtshof, die Beschränkung der Schwurgerichte und Verfolgung der Preßvergehen ꝛc. den Ständen nachträglich zur Genehmigung vorgelegt werden müssen. Dieselbe war von der Zweiten Kammer ausdrücklich versagt worden. Die gesetzliche Billigung der Stände fehlte mithin und mußten dieselben daher verfassungsmäßig zurückgenommen werden. Allein Das geschah nicht; trotz der mangelnden Zustimmung der Stände legte die Regierung diesen Verordnungen gesetzliche Kraft bei und drückte dadurch eine Misachtung der ständischen Theilnahme an der Gesetzgebung aus, die gar nicht größer gedacht werden konnte. Es war das von Frankreich ausgegangene Princip, das leider im deutschen Boden nur allzu bereite Aufnahme gefunden hat, wonach Stände überall nur solange etwas gelten, als man ihnen eine Bedeutung zulegt....

Nach diesem Allen war es dann auch nur eine naheliegende und unvermeidliche Consequenz, als durch Proclamation vom 8. November 1856 die Allge-

meine Ständeverſammlung aufgelöſt und unter Anordnung von Neuwahlen die Eröffnung einer außerordentlichen Diät auf den 10. Februar 1857 feſtgeſetzt ward. Trotz der ungeheuern Uebermacht materieller Gewalt, die ſich auf Seiten der Regierung befand, ſchien dieſelbe dem bevorſtehenden Wahlkampf doch nicht ohne alle Beſorgniß entgegenzuſehen; wenigſtens hielt ſie es für zweckmäßig, ſich beizeiten zu rüſten. Hr. Oberregierungsrath Zimmermann hatte, wie wir uns aus dem erſten Abſchnitt erinnern, ſeinen Weg weſentlich durch die Preſſe gemacht; er kannte alſo auch die Macht, die in der Preſſe liegt und verſchmähte es nicht, ſie in ſeine Dienſte zu nehmen. Unter dem Titel „Hannoverſche Dorfzeitung" gab ein Buchhändler Weichelt in Nienburg ein bis dahin ziemlich unbedeutendes Blättchen heraus. Hr. Weichelt hatte in ſeinen geſchäftlichen Unternehmungen mehrfache Unfälle gehabt, auch die „Hannoverſche Dorfzeitung" wollte, wie geſagt, nicht beſonders proſperiren und ſo ließ er ſich gern bereitfinden, dieſelbe an die Klindworth'ſche Buchhandlung in Hannover zu verkaufen. Der Ankauf geſchah, wie das Gerücht allgemein behauptete, im Auftrag der Regierung; ein junger Mann, der bis hierher für liberal gegolten, Advocat Ubbelohde, übernahm die Redaction, deren Oberleitung, wie das Gerücht hinzuſetzte, ſich in den Händen eines Comité befand, beſtehend aus dem Generalpolizeidirector, frühern Advocaten Wermuth, dem Hrn. Oberjuſtizrath Dankert und — the last, not least — Hrn. Oberregierungsrath Zimmermann.

Den Reigen eröffneten die Wahlen der Ritterſchaften. In Betreff ihrer genügt es zu ſagen, daß die Ritter es ſich zum Geſetz machten, keinen ihrer Genoſſen wiederzuwählen, der (wir erinnern an den luſtigen Epilog unſers erſten Abſchnitts) durch ſein Betragen in der letzten Diät die Einladung zu den Hofdiners verwirkt hatte. So wurde von der Kalenberg-Grubenhagenſchen Ritterſchaft der Landſyndicus von Lenthe nicht wieder gewählt, obwol er einer der eifrigſten und unbeſtritten einer der kenntnißreichſten Vertheidiger der ritterſchaftlichen Beſchwerden geweſen war; auch als Herausgeber einer „Zeitſchrift für Verfaſſung und Verwaltung im Königreich Hannover" ſowie als guter Redner, woran die Erſte Kammer bekanntlich keinen Ueberfluß hatte, ſtand er in wohlverdientem Rufe. Allein alle dieſe Verdienſte, auch diejenigen um ſeine Standesgenoſſen nicht ausgeſchloſſen, wurden dadurch verdunkelt, daß er ſich als Mitglied der Erſten Kammer hatte beikommen laſſen zu behaupten, das Finanzcapitel von 1848 ſei vertragsmäßig feſtgeſtellt, enthalte nichts Bundesgeſetzwidriges und könne alſo auch ohne Verfaſſungsverletzung nicht einſeitig aufgehoben werden. Das gleiche Schickſal traf den Frhrn. Grote aus Jühnde. Der Rittmeiſter von Münchhauſen, genannt der Bärtige oder Wilde, wurde zwar wiedergewählt, lehnte es jedoch ab, in dieſer Kammer zu ſitzen; er hatte ſeit 1849 in der aus den großen Grund-

besitzern, dem Handels- und Lehrerstande, der Geistlichkeit und dem Richter- und Anwaltsstande gebildeten Ersten Kammer gesessen, weil er sich auch während dieser Zeit das Vertrauen der großen Grundbesitzer zu bewahren gewußt hatte. Ebenso ließ die lüneburgsche Ritterschaft den Kammerrath von der Decken durchfallen; hatte er doch gewagt, bei der Domanialausscheidungsfrage seine eigenen Ansichten zu haben und war überhaupt ungefügig und schwer zu behandeln gewesen. Auch der Kammerherr Frhr. Grote wurde aus denselben Gründen nicht wiedergewählt. Dasselbe Schicksal hatte der langjährige Deputirte und Generalsyndicus von Trampe bei der hoyaschen Ritterschaft; unterstützt von den hoyaschen Freien, wählten letztere ihn ebenfalls nicht wieder, wenn auch freilich aus umgekehrten Gründen. Doch trat derselbe späterhin als dritter Ersatzmann dennoch in die Kammer, die ihm die erlittene Niederlage dadurch zu versüßen suchte, daß sie ihn zum Präsidenten wählte.

Die Wahlen zur Zweiten Kammer begannen mit denen der Universität, der Consistorien, Stifter u. s. w., während die Wahlen der Städte und Landbezirke auf Ende Januar hinausgeschoben waren, wo sie sämmtlich an einem und demselben Tage stattfinden sollten; an welchem, war zur Zeit noch unbekannt.

Um die Haltung der Universität zu sichern, namentlich um die Wiederwahl des Exministers Theodor Meyer zu hintertreiben, verschmähte es Hr. von Borries nicht, sie mit einem persönlichen Besuch zu beehren. Doch sollen die Antworten, die den Ermahnungen des Ministers zutheil geworden, nicht immer ganz günstig gelautet haben; insbesondere soll man sich darauf berufen haben, daß es einer Corporation wie die Georgia Augusta unwürdig, die Farbe zu wechseln, so oft ein Ministerium wechsele. Auch blieben die Bemühungen des Herrn Ministers ohne Resultat: Theodor Meyer wurde mit großer Majorität erwählt, als sein Ersatzmann aber der Minister außer Diensten von Hammerstein, von dem man im Publicum annahm, daß er mit dem gegenwärtigen System unzufrieden. Die Wahl des Hrn. Meyer fiel umsomehr ins Gewicht, als derselbe in der Verfassungscommission erklärt hatte, er hoffe, daß sich niemals ein Minister finden würde, der dem König den Rath zu ertheilen wage, das Finanzcapitel einseitig abzuändern. Diese Aeußerung war durch die Presse (die ausländische natürlich) bekannt geworden und so lag in dem Umstand, daß die Universität nichtsdestoweniger Hrn. Meyer wählte, allerdings ein Act der Entschiedenheit, der denn auch nicht verfehlte, dieser gelehrten Körperschaft von Seiten der officiösen Presse die heftigsten Vorwürfe zuzuziehen.

Consistorien und Stifter haben von jeher nur die von der Regierung bezeichneten Candidaten gewählt, ebenso der Ober- und Unterharz (mit Ausnahme Goslars), sodaß die Regierungsansichten zu allen Zeiten in

Zweiter Kammer hinreichend vertreten waren. Auch diesmal wählten die beiden Consistorien einen Staatsanwalt, Hrn. Heise, und einen Regierungsrath, Hrn. Wyneken, die Stifter dagegen Superintendenten und Prediger, die sich durch eine strengorthodoxe und conservative Richtung auszeichneten. Die drei Mitglieder für den Klosterfonds werden vom Könige ernannt.

Daß inzwischen, während die Regierung solchergestalt ihre Reihen verstärkte, auch die Führer der aufgelösten Kammer die Hände nicht völlig in den Schoos legten, sondern sich über die bevorstehenden Wahlen mündlich und schriftlich zu verständigen suchten, war gewiß sehr natürlich. Wenn indeß die „Hannoverschen Nachrichten" schon unter dem 18. November von einem eigenen Wahlcomité der Opposition berichteten, das aus den Ministerialvorständen außer Diensten Braun und Graf Bennigsen, dem Staatsminister außer Diensten Windhorst, den Obergerichtsanwälten von der Horst, Oppermann, Miquel, Bauermeister und Albrecht, dem Gutsbesitzer von Bennigsen, Dr. Schläger, Dr. Ehrenreich Eichholz (Redacteur der „Zeitung für Norddeutschland") und dem Schatzrath Merkel bestehen sollte, so war dies eine Fabel, bei der Diejenigen, welche sie in Umlauf setzten, sehr wohl wußten, was sie bezweckten. Auch wurde diese Fabel gehörig ausgebeutet und fortgesponnen; die „Hannoverschen Nachrichten" wurden nicht müde, immer wieder auf dies Comité und seine angeblichen Candidaten zurückzukommen. Sie verfolgten damit eine doppelte Absicht; erstlich verdächtigten sie die Exminister und lieferten gleichsam eine Folie zu den Ausnahmsverordnungen, die schon gegen die genannten Männer in Vorbereitung waren und zweitens wurde das Publicum selbst dadurch irregeführt. Denn nach jener Candidatenliste sollten die Führer in zwei, drei, ja vier verschiedenen Wahlbezirken gewählt zu werden Aussicht haben. Gelang es, dieser Uebertreibung, an die gewiß Niemand weniger dachte als die Gründer des angeblichen Wahlcomité, Glauben zu verschaffen, so erfoderte es dann kein großes diplomatisches Talent mehr, den Wählern am Tage der Wahl das eben zur rechten Zeit eingetroffene Zeitungsblatt mit der treuherzigen Versicherung vorzulegen, wenn Hr. A. hier auch nicht gewählt werden sollte, so stehe seine Wahl doch in B. und C. nicht im mindesten zu bezweifeln, Doppelwahlen aber seien immer von Uebel, wie noch das vorige Jahr, wo Lehzen nicht mehr als sieben mal gewählt worden, zur Genüge bewiesen hätte. Es ist dies nur eins, noch dazu ein ziemlich untergeordnetes, ja verhältnißmäßig unschuldiges von den zahllosen Manövern, mit denen die Wähler damals von Seiten der Regierungspartei bearbeitet wurden....

Der frühere Deputirte, Obergerichtsanwalt Oppermann in Nienburg, der bei seinen Bewerbungen für seinen frühern Wahlkreis, die Hoyaischen Flecken, unterlegen war, die Wiederwahl für seinen letzten

Wahlort Nienburg aber, als unmöglich, aufgegeben hatte, hat in öffentlichen Blättern um Beiträge zu einer geheimen Geschichte der jüngsten Wahlen aufgefodert. Wir unsern Theils halten ein solches Unternehmen, wie wohlgemeint es sei, doch für ziemlich resultatlos; zum höchsten würde dadurch eine Anzahl von Persönlichkeiten, die an sich kaum der Beachtung werth sind, nur öffentlich an den Pranger gestellt werden, an dem sie in den Augen vieler ihrer Ortsgenossen zum Theil schon jetzt stehen. Solche Wahldétails haben für die Gegenwart kein Interesse mehr, die Zeiten, wo Enthüllungen, wie sie der erste Band des „Deutschen Staatsarchiv" in Betreff der Jahre 1838 und 1839 brachte, gleich einer Bombe einschlugen und zündeten, sind vorüber — warum? Es ist beschämend zu sagen: weil wir auch in dieser Hinsicht abgehärtet sind und weil Das, was vor zwei Jahrzehnden unerhört und unglaublich klang, heute etwas ganz Gewöhnliches und allgemein Uebliches geworden ist, die Regel heutzutage wie damals die Ausnahme. Die Wahloperationen der genannten Jahre, verglichen mit denen von 1856 und 1857, erscheinen nicht blos plump und ungeschickt, sondern geradezu unschuldig; es sind die naiven Versuche eines Anfängers, verglichen mit der Routine des seiner selbst gewissen Virtuosen.

Wie man auch über Hrn. von Borries und seine politischen und administrativen Fähigkeiten denken mag, Eins muß man ihm jedenfalls zugestehen: daß er Alles was er ergreift mit größter Energie ergreift, während er andererseits auch darin eine ungemeine Virtuosität besitzt, Dasjenige, was sein Interesse nicht erregt oder ihm wol gar entgegen ist, durch geflissentliches Uebersehen und Vergessen zu beseitigen. Auch mit Rücksicht auf die bevorstehenden Wahlen entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit; seine angestrengten und kostspieligen Wahlreisen durch einen großen Theil des Landes sind bekannt. Außerdem wurden sämmtliche Landdrosten (Chefs der Provinzialregierungsbehörden) nach Hannover beschieden, um dort persönlich ihre Anweisungen zu empfangen. Von den mancherlei Centralstellen, die es in Hannover noch gibt, ergingen an die bei den Eisenbahnen, Posten, Forsten, Steuern Angestellten die gemessensten Weisungen. Ebenso von dem Justizminister an die Staatsanwaltschaften und durch diese an ihr Unterpersonal. Die Generaladjutantur ließ sich sogar die pensionirten Landwehroffiziere von 1813—15, die jetzt als Gutsbesitzer oder sonst einflußreiche Leute auf dem Lande oder in kleinen Städten wohnen, nicht entgehen und auch das königliche Oberhofmarschallamt versäumte nicht, seine besondern Auffoderungen behufs der Vorwahlen in der Residenz bis auf Orchestermitglieder und Hofbediente aller Gattungen auszudehnen. Gleichzeitig wurden über die persönlichen Beziehungen aller Derer, die sich seit 1848 bei den Wahlen hervorgethan, Berichte eingefodert; wo die Umsicht und

Thätigkeit der Unterbehörden nicht völlig auszureichen ſchien, wurden beſondere Inſtructionen ertheilt. Die Mittel des Staats, auf die Wahlen einzuwirken, waren, wie wir ſchon an einer frühern Stelle erinnerten, im Lauf der letzten Jahre unendlich geſtiegen; überall konnte der Staat eingreifen, er konnte Bedingungen ſtellen und Vorſchriften geben, weil man aller Orten Anſprüche an ihn machte. Hier wollte man Eiſenbahnen, dort Kanäle, dort Chauſſéen und Landſtraßen; hier Häfen und freie Niederlagen, dort Schiffahrtsſchleuſen, dort Deiche. Jene Stadt hoffte auf eine Garniſon, in dieſer fürchtete man, ein Obergericht, ein Amt oder Amtsgericht zu verlieren. Auch die Perſonalkenntniß der Regierung — ein ſehr wichtiger Punkt — war bei weitem reicher und concentrirter geworden; man hatte ſich gegenſeitig kennengelernt und die den Markt beherrſchten, wußten, zu welchem Preis die Waare käuflich war....

Rechnen wir dazu nun noch die Einwirkungen der Regierungspreſſe, die in demſelben Maße thätig war, wie die liberale Preſſe, gebunden durch die Maßregeln der Regierung, auf jede Thätigkeit zu Gunſten der Oppoſition verzichten mußte: ſo war das Reſultat der Wahlen, wie ſie am 17. Januar bis auf ſehr wenige Ausnahmen vollzogen wurden, ein durchaus natürliches und unvermeidliches, an dem nichts zu verwundern, es müßte denn etwa Dies ſein, daß gerade der unabhängige Stand der Bauern, der durch die Octroyirungen am meiſten verloren hatte, verhältnißmäßig die meiſten miniſteriellen Wahlen lieferte. Allein auch dies erklärt ſich durch die eigenthümliche Beſchaffenheit des Wahlgeſetzes, welches die Wahl eines Deputirten nach einer zweimaligen Filtrirung von Vorwahlen und Wählern ſchließlich in die Hände von ſechs bis höchſtens neun Wahlmännern legt, die meilenweit voneinander entfernt wohnen, ſich ſelbſt perſönlich kaum kennen und daher ohne beſondere Mühe von Unterbedienten, Beamten, Geiſtlichen ꝛc. dermaßen vorher bearbeitet werden können, daß ſie bereits ohne freie Ueberzeugung, ja häufig ſchon mit dem Namen der ihnen octroyirten Deputirten in der Taſche zum Wahlact kommen; die Theilnahmloſigkeit bei den Urwahlen und Wahlmännerwahlen thut dann das Ihrige und obenein fehlt es auch ſchon bei dieſen nicht an mancherlei kleinen Manövern und Kunſtſtückchen. Von letztern möge hier, zur Würze dieſes etwas trockenen Berichts, nur ein Beiſpiel ſtatt vieler Platz finden, und zwar aus einem Wahlkreiſe, der als Deputirten gerade den bäuerlichen Dichter wählte, welcher den König dann zum Schluß der Diät als nunmehrigen erſten großen Grundbeſitzer feierlich anfang und ſich dadurch plötzlich über ganz Deutſchland einen Namen machte, wenn auch gerade keinen poetiſchen. Im Amte Eatlenburg-Lindau waren wie an den meiſten andern Orten die Ladungen zu den Vorwahlen ſchriftlich den Bauermeiſtern übertragen und ihnen

dabei eingeschärft worden, bei der Ladung keine Hausbesitzer zu umgehen, weil dies sonst Nichtigkeit der Wahl zur Folge haben könne. Dieser schriftlichen Instruction jedoch folgte, wie man sich erzählt, eine nachträgliche mündliche, dahin lautend, keinerlei Präjudiz für das Erscheinen anzudrohen, auf zahlreichen Besuch des Wahlacts komme es gar nicht an, im Gegentheil, mit Wenigen sei auch und vielleicht noch besser fertig zu werden. Die Vorwahlen selbst leitete der Beamte; dieser hatte die Wahlen an sechs verschiedenen Orten seines Amtsbezirks an demselben Tage angesetzt, sodaß die ganze Sache gleichsam im Galopp betrieben werden mußte. Kam derselbe in einem Dorfe an, das als Wahlort bestimmt war, so wurde mit Protokolliren angefangen, gleichviel ob die zur Wahl bestimmte Stunde bereits geschlagen hatte oder nicht. Aufmerksam gemacht, daß die Wahl um 11 Uhr angesetzt sei, während es in diesem Augenblick nach der Dorfuhr noch nicht $10^1/_2$, antwortete der Beamte, er richte sich nach seiner Uhr, nicht nach der Uhr des Dorfes, wer nicht da sei, dem werde der Kopf nicht gewaschen. Und damit begann er frischweg den Wahlact, zu dem freilich nur drei oder vier Wähler erschienen waren, der aber dafür auch um so rascher vonstatten ging, sodaß, als die Stunde schlug, wo die Wahl hätte wirklich beginnen sollen, Alles längst vorüber und der Wahlcommissarius schon wieder auf- und davongefahren war. Bei der Schnelligkeit, mit der die Wahlen sich auf diese Weise erledigten, kam derselbe beinahe an jedem Orte zu früh an und allenthalben wurde nach derselben Methode verfahren. Die selbstverständliche Folge davon war, daß meistens die Bauermeister als Vorwähler hervorgingen; diese wählten den ihnen bezeichneten Wahlmann, der dann wiederum dem Hofbesitzer Rudolph aus Krebeck seine Stimme zum Deputirten gab. Auch das Auftreten des Amtmanns von der Decken aus Lüchow als Candidat für die Stadt Dannenberg im Wendlande, Sitz eines kleinen Obergerichts, verdient hier angemerkt zu werden. Auf Veranlassung eines Zeitungsartikels, welcher die Wahl des Hrn. von der Decken als zweifelhaft dargestellt hatte, erließ derselbe eine Erklärung in der Wahlangelegenheit, worin wörtlich folgender Passus vorkam: „Heinrich der Löwe, der Ahnherr unsers Königs, ließ die Stadt Bardewyk zerstören. Sie war ungetreu ihrem Landesherrn. Ihr geschah recht.“ Als Moral der Fabel war daneben ausgeführt, daß es eine durchaus geeignete und gerechtfertigte Maßregel gegen das Treiben ungetreuer Unterthanen sei, den Sitz eines Obergerichts, eines Amts und Amtsgerichts zu verlegen.

Daß die Aufnahme des Königs in den zu Hannover, namentlich unter den Mittelclassen ziemlich verbreiteten, durch drei Logen repräsentirten Freimaurerorden, verbunden mit seiner Wahl zum Großmeister sämmtlicher Landeslogen, eine Würde, die Graf von Bentinck kurz vorher

wegen seiner Niederlassung in den östreichischen Staaten niedergelegt hatte, gerade an demselben Tage stattfand, wo die Wahlmännerwahlen in Hannover vollzogen wurden, war natürlich nur ein Zufall — aber ungünstig war auch dieser Zufall für das Ministerium nicht. Trotz alledem und wiewol sich in Hannover ein sogenanntes monarchisch-conservatives Wahlcomité von 108 Personen gebildet hatte, aus Staatsdienern, Aerzten, Gewerbtreibenden ꝛc. bestehend, das namentlich durch öffentliche Ansprachen zu wirken suchte, so fielen diese Wahlen doch nicht ganz nach Wunsch des Comité aus; freilich ebenso wenig nach Wunsch der Demokraten.

Daß die Regierung ihres Siegs überhaupt nicht so durchaus sicher war, wie ihre Anhänger verkündeten, das beweist wol am besten der Umstand, daß sie noch wenige Tage vor der Wahl zu einer abermaligen Octroyirung schritt, deren Zweck augenscheinlich nur dahin ging, die Exminister von der Wahl auszuschließen. Unter der Form einer Ausführungsverordnung zu dem am 8. Mai 1852 publicirten Staatsdienergesetze und zu der Verfassung von 1840 selbst wurde eine wesentlich materielle Bestimmung erlassen, welche die pensionirten Staatsdiener den Ministerialdepartements, in denen sie angestellt gewesen waren, unterordnete und die Minister und Ministerialvorstände, welche mit Ruhegehalt entlassen waren, der unmittelbaren Dienstherrlichkeit des Königs unterstellte und solche auf diese Weise unter die Vorschrift des §. 96 der Verfassung brachte, welche von königlichen Dienern die Erlaubniß der vorgesetzten Oberbehörde behufs Theilnahme an der Allgemeinen Ständeversammlung fodert. Auch hier wieder hatte man die Zeit, da die Octroyirung bekannt ward, mit anerkennenswerther Umsicht gewählt; die Verordnung kam nämlich gerade am Wahltag oder höchstens am Tage vor der Wahl in die Provinzen, wodurch denn natürlich überall, wo man einen der Exminister zu wählen beabsichtigt hatte, deren Nichtzulassung nun doch klar vor Augen lag, die größte Verwirrung und Rathlosigkeit entstand. Die „Hannoverschen Nachrichten" begleiteten diese Verordnung mit einer Phrase, die hier ebenfalls aufbewahrt zu werden verdient. Sie lobten die Regierung, deren Auge nichts entgehe, was auf einen glücklichen Ausgang der Verfassungswirren Einfluß haben könne; es müsse dies den auf dem Staatsschiffe sich Befindenden ein höchst angenehmes Gefühl der Sicherheit und Beruhigung geben, indem sie daraus sähen, daß die das Steuerruder führende Hand eine kräftige, kenntnißreiche und mit allen Schwierigkeiten der Fahrt bekannte sei. Eine sehr unglücklich gewählte Phrase! Nicht „das Gefühl der Sicherheit", sondern gerade das Gegentheil davon wurde erzeugt, insofern nämlich die Bevölkerung mehr und mehr zu der Einsicht gelangte, daß kein Gesetz unantastbar, daß vielmehr jedes der Erreichung eines bestimmten Zwecks sich beugen müsse.

Das Gefühl der Sicherheit haben die Staatsangehörigen nur und können es nur haben, wenn ſie der Ueberzeugung leben, daß Alles im Staate nur ſtreng nach den Geſetzen regiert, nicht aber, wenn ſie ſehen müſſen, daß ein Geſetz, ſobald es unbequem fällt, zur Seite geſchoben wird, als habe es niemals exiſtirt. Was auf dieſe Weiſe zuerſt nur in großen und ſogenannten Staatsdingen geſchieht, das wird ſich bald genug auch in kleinern Dingen, auch in Privatangelegenheiten wiederholen, die von den Verwaltungsbehörden entſchieden werden, ſobald irgendein „praktiſcher Zweck" damit vereinbar iſt. Eine in dieſem Sinne „kräftige" Regierung aber liebt man heutzutage nicht mehr, in conſtitutionellen Staaten ſowenig wie überall da, wo ein Volk einmal zu politiſchem Bewußtſein gelangt iſt.

Literatur und Kunſt.

Populäre Journaliſtik.

Unter dem Titel „Der Feierabend. Illuſtrirtes Volksblatt zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann. Unter Mitwirkung der namhafteſten Volksſchriftſteller von Heinrich Schwerdt" (Gotha, Scheube) erſcheint ſeit Neujahr eine Zeitſchrift, welche, nach den vorliegenden Nummern zu urtheilen, den bereits vorhandenen zahlreichen Muſtern dieſer Art nicht ohne Glück nacheifert. Der Herausgeber, der nicht nur als Volksſchriftſteller im Allgemeinen eines vortheilhaften Rufes genießt, ſondern der auch ſpeciell auf dem Gebiet der populären Journaliſtik bereits in frühern Jahren praktiſche Erfahrungen geſammelt hat, kennt das Volk und ſeine literariſchen Bedürfniſſe und läßt es ſich mit Ernſt und Eifer angelegen ſein, dieſelben in würdiger Weiſe zu befriedigen. Unterſtützt wird er dabei von einer Anzahl bekannter nnd erprobter Mitarbeiter, von denen wir hier nur den bekannten W. O. von Horn, G. Nieritz, H. Pröhle, Berthold Sigismund, den vortrefflichen Verfaſſer von „Kind und Welt", ferner den wackern Elſaſſer K. Stoeber, Ludwig Bechſtein ꝛc. namhaft machen; auch Aurelio Buddeus' eleganter und geiſtreicher Feder ſind wir hier mit Vergnügen begegnet. Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erſte, das eigentliche „Hauptblatt", volksthümliche Erzählungen ſowie lehrreiche Mittheilungen aus der Natur, der Länder- und Völkerkunde, der Geſchichte, der Land- und Hauswirthſchaft, der Technologie ꝛc. liefert, während ein Beiblatt unter dem Titel „Leſeſtübchen" eine politiſche Wochenſchau über die neueſten Zeitereigniſſe bringt, begleitet von kleinen Mittheilungen zur Kurzweil und Belehrung, ökonomiſchen und diätetiſchen Rathſchlägen ꝛc. Die Ausſtattung iſt vorzüglich; insbeſondere verdienen die Holzſchnitte, ſowol was die Wahl der Gegenſtände als was die Ausführung anbetrifft, den Vorzug vor dem Meiſten, was die übrigen Blätter dieſer Art zu bringen pflegen.

Eine nicht minder warme Empfehlung verdient „Die Sonntagspoſt", ebenfalls eine populäre Zeitſchrift, die in wöchentlichen Lieferungen zu dem

ungemein billigen Preise von 12½ Ngr. für das Quartal von 13 Nummern bei O. Wigand in Leipzig erscheint. Die Tendenz ist, wie bei „Der Feierabend", gleichzeitig auf Unterhaltung und Belehrung gerichtet. Allein während jener sich vorzugsweise mit naturhistorischen und ökonomischen Gegenständen beschäftigt, faßt „Die Sonntagspost" besonders das geschichtliche Dasein der Völker, die Praxis des Staatslebens und seine Entwickelung zu einer vernunftgemäßen und dauernden Freiheit ins Auge; in einfacher und allgemein verständlicher Sprache wird an den verschiedensten Gegenständen nachgewiesen, wie Selbstthätigkeit die einzig mögliche Quelle alles Glücks und aller Wohlfahrt, für Individuen sowol wie für ganze Völker, und wie es auch für die letztern keinen andern Weg zu Freiheit und nationaler Größe gibt als den allerdings langsamen und mühevollen Weg unverdrossener Arbeit und immer neuen, immer mannhaftern Ringens. Von diesem Gesichtspunkt aus sind namentlich einige Charakteristiken bedeutender Männer der Gegenwart aufgenommen, die der Zeitschrift zu besonderm Schmuck gereichen und ihren Anspruch auf allgemeine Verbreitung vorzugsweise begründen. So die Lebensabrisse des Frhn. von Bruck, des verstorbenen Theodor von Schön, Arago's, Bunsen's, Buchanan's und Fremont's, des berliner Borsig ꝛc. Auch einzelne wichtige Ereignisse und Zustände der Gegenwart finden in eigenen, zum Theil recht umfangreichen Artikeln eine gründliche und lehrreiche Erörterung; wir erwähnen beispielsweise eine Abhandlung des bekannten Publicisten G. Diezel über „Die Engländer im Krim-Feldzuge", die, nach sonst wenig zugänglichen Quellen bearbeitet, Vieles an diesem vielbesprochenen und doch nach Anlage wie Ausgang noch immer nicht hinlänglich gewürdigten Ereigniß in ein ebenso neues wie interessantes Licht rückt. Neben diesen historischen Darstellungen ist aber auch das naturhistorische Element keineswegs vernachlässigt; es genügt, auf die „Briefe aus Brasilien" aufmerksam zu machen, welche Professor Burmeister, bekanntlich eben jetzt auf einer Reise nach Süd- und Mittelamerika begriffen, der „Sonntagspost" einverleibt, um ihr auch das Interesse solcher Leser zu sichern, die sich mit Vorliebe mit naturwissenschaftlichen Darstellungen beschäftigen. Andere bemerkenswerthe Artikel sind: „Hahnemann und die Reform der Heilkunde"; „Sterndeuterei und Aberglauben" von Dr. Uhlemann; „Die Elektricität am Webstuhl" von Dr. Baer. Besonderer Fleiß ist endlich auch auf die ästhetische Seite des Blattes verwandt, sonst bekanntlich gewöhnlich die partie honteuse derartiger Unternehmungen; Mittheilungen wie „Liebeszauber und Zauberliebe", Novelle von Pancritius, „Berliner Weihnachten" von R. Springer, „Emil Devrient und seine Namensgenossen" von Demselben ꝛc., müssen auch den wählerischsten Geschmack befriedigen und werden ohne Zweifel dazu beitragen, der „Sonntagspost" als einem ebenso unterhaltenden und abwechselungsreichen wie gediegenen und freisinnigen Blatte eine immer größere Verbreitung zu sichern. ss.

Neue Dorfgeschichten.

August Becker hat bei Heckenast in Pesth „Novellen" erscheinen lassen, die schon vor seinem „Jungfriedel" geschrieben und in verschiedenen Blättern veröffentlicht waren. Sie erfreuen durch den gemüthlichen, warmen Ton,

der dem Verfasser eigen ist, durch genaue Kenntniß und sprechende Charakteristik des pfälzer Volkslebens, haben aber mehr die Art von Novelletten und einfachen Lebensbildern als von eigentlichen Novellen, bei denen wir eine reichere Ausstattung verlangen. Becker hat die Gaben, solche ausgeführtere Erzählungen, die zugleich Spiegelbilder eines bestimmten Volkslebens wären, zu liefern, und wir hoffen ihn entschiedener auf dieses Gebiet vordringen zu sehen. M.

Correspondenz.

Aus Paris.

Ende April 1857.

K. S. Die in meinem letzten Briefe erwähnte Discussion, ob Frankreichs Wohlstand in Zu- oder Abnahme begriffen sei, welche an die traurig überraschenden Resultate der neuesten Volkszählung angeknüpft hat, ist noch nicht beendet. Hr. Léonce de Lavergne, Guizot's literarischer Vertrauter, hat nun einmal, mit großer Sachkenntniß sogar, die Kassandrarolle übernommen, während Hr. Wolowski, Léon Faucher's und Odilon-Barrot's alter Anhänger, den Optimismus vertritt. Die pessimistische Anschauung aber hat durch die nun veröffentlichte Volkszählung in England und ebenso durch Englands neueste Publicationen auf dem Gebiete der Handelsstatistik ein entschiedenes Uebergewicht bekommen. Und in der Polemik mit der „Times", welche Frankreichs Verfall aus der Abnahme der französischen Menschenrace zu beweisen suchte, hatten die diesseitigen Journalisten leider mit Theorien gegen Thatsachen zu kämpfen. Endlich mischte sich Hr. Leplay, der bekannte Verfasser eines inhaltreichen aber wenig verbreiteten Buchs über „Die Arbeiter Europas" fast mit officieller Autorität in den Streit, indem er die von der „Times" angeführten Thatsachen zugab, aber motivirte. Somit steht fest, daß das physische Leben und die Vitalität der Franzosen noch heute unter den Wirkungen der großen Napoleonischen Kriege leidet. Das nenne ich ein Olivenblatt für Elihu Burritt und das Volk!

Auf literarischem Gebiete stehen Marmont's Memoiren im Vordergrund. Die darin Angegriffenen, wenn sie noch leben, oder sonst deren Familien protestiren mit mehr oder weniger Heftigkeit dagegen. Der ritterliche Geist der Franzosen erklärt es für eine Feigheit, daß der Herzog von Ragusa sich vor der Veröffentlichung seiner Memoiren zu sterben erlaubt hat. In der That herrscht in dem Werke ein Geist hämischer Verkleinerung und persönlicher Rachsucht, der aber neben manchem Falschen vieles Wahre ausplaudert. Man sagt, Guizot habe sich zur baldigen Herausgabe seiner Memoiren entschlossen, um seinerseits dem Vorwurfe der Feigheit vorzubeugen. Wo man sich für Philosophie interessirt, ist Taine's schon früher von mir besprochenes Buch über „Die französischen Philosophen des 19. Jahrhunderts" noch immer an der Tagesordnung. Henri Taine gehört der kritischen Schule an, welche in Deutschland in Ludwig Feuerbach ihren Repräsentanten hat; hier aber sieht man in ihm nur einen Feind des persönlichen Gottes, einen Pantheisten;

denn daß alle deutsche Philosophie pantheistisch sei, lassen sich die Schüler Cousin's nun nicht mehr ausreden. Ja, Gustave Planche, der sonst zuweilen ein vernünftiger Mensch ist, benutzt diese Gelegenheit, statt Taine Spinoza selber den Text zu lesen und zu beweisen, daß Spinoza's Pantheismus schnurstracks zum Quietismus, Fatalismus, ja zur Immoralität führe. Ein anderes neues Buch von großer Bedeutung sind Ernest Renan's „Studien zur Religionsgeschichte", eine Sammlung älterer Revueartikel (namentlich aus der längstverblichenen „Revue indépendante"), welche aber der geistreiche und gelehrte Verfasser, der seitdem leider in die Akademie aufgenommen worden, so sehr nach rechts modificirt hat, daß man sie nur noch am Stil, nicht mehr aber am Geiste wiedererkennt. Wo sonst eine Vindication der absoluten Berechtigung der Kritik stand, liest man jetzt eine Apologie der mittelalterlichen Frömmigkeit und ihrer poetischen Inspirationen oder auch eine vornehme Theorie des exclusiven Geistesaristokratismus. Immerhin aber bleibt in dem Buche, auch außer einer dogmatischen Polemik gegen Feuerbach's „Wesen des Christenthums", genug übrig, um noch einmal ausführlicher darauf zurückzukommen.

Im Italienischen Theater spielt die Ristori, ohne jedoch großen Effect zu machen. Es fehlt ihr eben der Gegensatz der Rachel, welcher ehedem Kritiker und Publicum stachelte. Ich habe mir erspart, Ihnen von dem neuen Stücke im Théâtre français („Fiammina" von Marie Uchard — wieder ein höheres Lorettenstück) zu reden, als dasselbe Furore machte, weil ich vorhersah, daß dieses Strohfeuer, welches von verbrauchten Knalleffecten entzündet war, in wenig Wochen erlöschen würde. Dies ist nun eingetroffen. Es geht ja in Deutschland ebenso, wo man stündlich, aber immer vergebens, den Messias des bürgerlichen Dramas erwartet. Nur daß in Deutschland die Kritiker zu den betrogenen, hier aber zu den betrügenden Betrügern gehören. Die letzte Aufführung in der Akademie war im bekannten, alten, neuclassischen Stile: zwei falsche Größen lobten eine dritte falsche Größe. Falloux machte in Molé's Lobe und Briffault (wer kennt Briffault?) in Falloux' Lobe die Apologie der charakterlosen Apostasie. Abgerundete Phrasen mit wenig Inhalt, ein gähnendes Publicum, das war Alles!

Eine ergötzlichere Komödie war die, mit welcher der Amerikaner Hume (eigentlich ein Schotte) die glänzende Gesellschaft von Paris und auch einen Theil der Höchststehenden zum Narren gehalten hat. Dieser moderne Cagliostro, dessen Stückchen jetzt von den Taschenspielern auf allen Bühnen copirt werden, hat sich bekanntlich als Neo-Convertit der Kirche bedient, um salbungsvoller aufzutreten. Nachträglich aber findet es sein Beichtvater und Gewissensdirector, der als Bußprediger bekannte Abbé Ravignan, gerathen, ihn völlig zu verleugnen und als Betrüger zu entlarven. Die gläubigen Seelen freilich, welche um jeden Preis betrogen sein wollen, klammern sich daran, daß Ravignan von Hume's merkwürdiger Nervosität und Sensibilität spricht.

George Sand veröffentlicht jetzt in einer neuen illustrirten Zeitschrift einen humoristischen Roman. Schon ihr letztes Werk „Daniella" bekundete eine Rückkehr zu ihrer frühern gesunden, ästhetisch-objectiven Production, welche uns in „Teverino", „Jeanne" oder „Montrevêche" entzückt hat. Leider scheint ihr Talent an Frische eingebüßt zu haben. Eine ungünstige Schil-

derung des italieniſchen Nationalcharakters, welche dem Helden von „Daniella“ in den Mund gelegt war, gab zu einer höchſt lächerlichen Proteſtation Manin's und ſeiner Freunde, darunter Ary Scheffer Veranlaſſung. G. Sand, welche begeiſterte Seiten über Italien geſchrieben und Mazzini's Buch über die italieniſche Revolution überſetzt hat, darf ſelbſt von einem Manin nicht der Gleichgültigkeit für die heilige Sache der Nationalitäten beſchuldigt werden. Und wie heilig eine Sache auch ſei, ſo ſteht ſie doch nimmermehr über der freien Discuſſion, noch die Discuſſion jemals unter den Bannſtrahlen der Herren Daniel Manin und A. Scheffer. George Sand hat mit viel Geiſt und großer Heftigkeit geantwortet und vornehmlich ihren Gegnern nachgewieſen, daß dieſelben nichts von den äſthetiſchen Geſetzen des Romans verſtehen und die dramatiſche Figur irrthümlich mit dem Autor verwechſelt haben.

Notizen.

Frankreich hat einen ſeiner berühmteſten lyriſchen Dichter verloren, den nächſten nach dem Urtheil Vieler nach Béranger, Alfred de Muſſet, geboren zu Paris 1810. Ein frühreifes Talent, zählte er bereits mit 18 Jahren zu den Häuptern der romantiſchen Schule. Unter ſeinen ziemlich zahlreichen Werken ſind beſonders ſeine „Contes d'Espagne et d'Italie“ (1830), ſowie ſein erzählendes Gedicht „Namouna“ (in „Un spectacle dans un fauteuil“, 1833) und die 1838 erſchienenen „Comédies injouables“ hervorzuheben. Auch als Theaterdichter erwarb er ſich durch ſein auf dem Théâtre français dargeſtelltes Drama „Les caprices“ einen geachteten Namen. In Deutſchland machte er ſich beſonders durch ſeine Erwiderung auf das Becker'ſche Rheinlied („Nous l'avons eu, votre rhin allemand“) bekannt; das Gedicht war heftig und bitter, aber vom Standpunkt der damaligen franzöſiſchen Jugend aus gewiß ebenſo berechtigt wie das Lied des rheiniſchen Sängers vom deutſchen Standpunkt. Eine Sammlung ſeiner lyriſchen Dichtungen erſchien 1840 und iſt dann häufig wiederholt worden. Seine Aufnahme in die Akademie fand lange Zeit hindurch heftigen Widerſtand, bis er ſie 1852 doch durchſetzte. Was die pariſer Blätter über den Tod des Dichters melden, klingt ungemein tragiſch, iſt aber ganz im Geiſt der modernen franzöſiſchen Romantik, die ſomit wenigſtens in Alfred de Muſſet zur vollen Wahrheit geworden: von einer unglücklichen Liebe verzehrt, ließ er ſich abſichtlich moraliſch und phyſiſch zugrunde gehen, er ſtarb an den Folgen der Trunkſucht. — In ſeiner Vaterſtadt Frankfurt a. M. ſtarb Dr. Johann Karl Paſſavant, geſchätzt als praktiſcher Arzt wie als mediciniſcher und philoſophiſcher Schriftſteller. Geboren 1790, ſtudirte er ſeit 1807 zu Heidelberg und Tübingen, wo er ſich beſonders an Autenrieth und Kielmayer anſchloß. Sodann beſuchte er auf einer größern dreijährigen Reiſe Wien, Rom, Paris und München; namentlich der Aufenthalt an letzterm Orte, wo er in vertrauten Verkehr mit Jacobi, Schelling und Baader trat, wurde für ſeine Richtung entſcheidend. 1817 ließ er ſich als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt nieder. Die Gediegenheit ſeiner Kenntniſſe, ſein ärztlicher Scharf-

blick ſowie die Lauterkeit und Liebenswürdigkeit ſeines Charakters erwarben ihm bald einen großen Wirkungskreis. Doch erhielt er ſich daneben auch Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten; die bekannteſten darunter ſind „Ueber Somnambulismus und thieriſchen Magnetismus“ (1819) und „Die Freiheit des Willens und das menſchliche Entwickelungsgeſetz“ (1835). Zu ſeiner jüngſten Schrift „Das Gewiſſen“ wurde er durch den bekannten Vogt-Wagner'ſchen Streit angeregt; ſie erſchien 1856 und iſt auch in dieſen Blättern des Nähern gewürdigt worden.

Mit Ausnahme der neuen Poſſe von Kaliſch „Otto Bellmann“, die für das Königſtädtiſche Theater in Berlin ein zweiter „Actienbudiker“ zu werden verſpricht, weiß die Theaterchronik der letzten Wochen faſt nur von Niederlagen zu erzählen. Tempeltey's „Klytämneſtra“ fand in München nur eine kalte Aufnahme; ebenſo in Weimar die „Sophonisbe“ von Hermann Herſch. Letzterm Stück war bekanntlich von Frankfurt a. M. aus, wo daſſelbe zuerſt über die Breter ſchritt, ein bedeutender Ruf vorausgegangen, ohne daß es dem Stück in der Folge gelungen wäre, denſelben bei ſeiner Aufführung auf andern Bühnen irgendwie zu behaupten. Dergleichen paſſirt nun freilich bei dem Zuſtand der deutſchen Theaterkritik ziemlich häufig; merkwürdig dagegen und ein charakteriſtiſches Zeichen für die Zerriſſenheit und Grundſatzloſigkeit des deutſchen Theatergeſchmacks iſt es, daß eben dieſe „Sophonisbe“, die außerhalb Frankfurt nirgends gefallen will, bei den Frankfurtern noch immer im höchſten Anſehen ſteht und ſich fortdauernd als ein Kaſſenſtück behauptet. Auf dem hamburger Stadttheater wurde ein hiſtoriſches Drama von Emil Pirazzi in Offenbach „Gräfin Chateaubriand“, nach dem gleichnamigen Roman von Heinrich Laube, gegeben, aber mit entſchiedenem Misgeſchick. Dagegen ſoll „Hennig Braband“, vaterländiſches Trauerſpiel von Glaſer, in Braunſchweig eine enthuſiaſtiſche Aufnahme gefunden haben. Leider, wie die Erfahrung lehrt, pflegen dieſe Berühmtheiten der Provinz, die von den Theatern zweiten und dritten Rangs ausgehen, ſich, ſobald ſie vor das größere Publicum kommen, ſehr raſch wieder zu verdunkeln.

Wie die von Arnold Schloenbach herausgegebenen „Süddeutſchen Blätter“ melden, iſt Sophie Schröder, die ſechsundſiebzigjährige, kürzlich in Manheim noch öffentlich in einem Declamatorium aufgetreten und zwar, wie der Berichterſtatter verſichert, mit dem glänzendſten Erfolg. Franz Niſſel, der Verfaſſer des Drama „Ein Wohlthäter“, das auf dem wiener Burgtheater Furore machte, während es anderwärts durchfiel, hat ein neues Stück geſchrieben, mit deſſen Einſtudirung das Burgtheater bereits beſchäftigt ſein ſoll; der Stoff ſoll der antiken Heldenſage entlehnt ſein. Bernhard von Lepel, ein namhaftes Mitglied des berliner Dichterkreiſes, hat eine Tragödie „König Herodes“ verfaßt; das berliner Hoftheater, das, wie man weiß, eine beſondere Neigung für die bibliſchen Dramen hat, eine Neigung, die ſelbſt durch die mit „König Saul“ gemachten Erfahrungen nicht abgekühlt zu ſein ſcheint, ſoll auch dieſen „König Herodes“ zur Aufführung angenommen haben.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vierte Auflage von Caird's Predigt.

Die Religion im gemeinen Leben.

Eine Predigt gehalten vor Ihrer Majestät der Königin von England und Prinz Albert von **John Caird.**

Mit Vorwort von **C. C. J. Bunsen.**

Vierte Auflage. 8. Geh. 8 Ngr.

Diese von **Bunsen** bei dem deutschen Publicum eingeführte Predigt ist in England in Tausenden von Exemplaren verbreitet und hat ebenso in Deutschland bereits die allgemeinste Beachtung gefunden, sodaß schon wenige Monate nach dem ersten Erscheinen diese **vierte Auflage** nöthig wurde, nachdem die dritte in 10,000 Exemplaren für den Volksschriftenverein in Zwickau gedruckt worden ist. Die Predigt wurde allgemein freudig begrüßt und z. B. von der herzoglich sächsischen Regierung officiell allen Vorständen von Volksbibliotheken sowie von dem Oberconsistorium zu Gotha der Geistlichkeit empfohlen.

Im Verlage von **H. Schindler** in Berlin erschien soeben:

Fritze, F. Das Alexandersbad im Fichtelgebirge. Seine Mineralquelle und Kaltwasserheilanstalt. Seine Lage und seine Umgebungen. Gemälde aus dem Fichtelgebirge in Briefen an einen Freund. Ein Reisehandbuch und Wegweiser durch das Fichtelgebirge. Kl. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Für den gediegenen Inhalt bürgt der genugsam bekannte Name des Verfassers.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebensgeschichte

Georg Washington's.

Von Washington Irving.

Aus dem Englischen. Erster bis dritter Band. 8. Geh.

Jeder Band 1 Thlr.

Eine neue Biographie **Georg Washington's** von **Washington Irving**, das neueste Werk des berühmten amerikanischen Schriftstellers, das auch in Deutschland bereits lebhaftes Interesse und zahlreiche Leser gefunden hat. Die folgenden Bände werden sofort nach ihrer Veröffentlichung gleichfalls in deutscher Uebersetzung erscheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 21.** 21. Mai 1857.

Inhalt: Erziehung, Schule und Universität im 4. Jahrhundert nach Christus. — Der Verfassungsstreit in Hannover. Von einem Hannoveraner. III. — Dichters Wallfahrt. Von **J. W. Schaefer.** — Literatur und Kunst. Novellistik. („Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings".) — Correspondenz. (Aus Brüssel. — Aus Hannover.) — Notizen. — Anzeigen.

Erziehung, Schule und Universität im 4. Jahrhundert nach Christus.

Die antike Cultur hat auch in den christlichen Jahrhunderten des Alterthums ihre unzerstörbare Lebenskraft bewährt. So feindselig sich das Christenthum gegen ihren Inhalt verhielt, so wenig konnte es ihre Form entbehren; um sie zu bekämpfen, mußte es von ihr die Waffen leihen. Die Beredtsamkeit, mit der die Schriftsteller der siegreichen Kirche gegen das Heidenthum eiferten, war durch das Studium der heidnischen Literatur erworben; Gregor der Große und der heilige Basilius waren in dieselbe Schule gegangen als ihre Gegner Libanius und Julian. Eine specifisch-christliche Bildung gab es noch nicht; heidnische Lehrer leiteten den Unterricht des Knaben wie des Jünglings, und der künftige Diakon und Presbyter lernte in der Schule die alten Götter besser kennen als den Heiland der Welt. Freilich waren es ausschließlich die formalen Vorzüge der antiken Literatur, nach deren Aneignung jene Zeit strebte; ihren Geist hielt die christliche Welt für abgestorben und selbst die Anhänger des Heidenthums verzweifelten an seiner Wiederbelebung. Dem Wesen nach war also Erziehung und Unterricht verwandelt; aber äußerlich war wenig verändert. Methode, Einrichtung und Reihenfolge der Studien, wie sie vor Jahrhunderten schon bestanden hatten, wurden im Ganzen noch immer beibehalten. Der Unterricht war in allen Theilen des Römischen Reichs, wo es Elementar- und Hochschulen gab, auf dieselben Principien basirt, wie unendlich verschieden auch ihre Durchfüh-

rung nach den Bildungsgraden und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Provinzen und Städte sein mochte: nur daß im ganzen Orient das Studium der griechischen Sprache und Literatur, im Occident das des Lateinischen das Fundament der Bildung war. Wir haben aber von der Erziehung wie überhaupt von den Zuständen des damaligen Orient anschaulichere und genauere Vorstellungen als von denen des Westen, namentlich durch die Predigten des heiligen Johannes Chrysostomus, der, unter Arcadius Erzbischof von Konstantinopel, von der Kanzel in St.-Sophia gegen die Entartung seiner Zeit donnerte. Seine zwölf Folianten sind eine Hauptquelle für die Sittengeschichte der griechischen Länder in dieser Periode.

Bis zum vollendeten vierten Jahre pflegten die Kinder unter weiblicher Obhut zu bleiben. Die Neugeborenen wurden in der Regel in Windeln gewickelt, nach der Sitte der Barbaren, die diese Wickelung bis ins zweite und dritte Jahr fortsetzten; man glaubte, daß dies zur Kräftigung der Kinder wirksam beitrage. Daß Mütter ihre Kinder nährten, war selten; war es doch in den höhern Ständen schon im Zeitalter der Antonine selten gewesen, um wie viel mehr in diesem verweichlichten Jahrhundert. Zwar ermahnte der heilige Ambrosius die Mütter, ihrer Würde eingedenk zu sein und ihre Kinder selbst zu säugen: so würden sie ihren Männern nicht nur lieber werden, sondern auch die selbstgenährten mehr lieben. Aber die wenigsten Frauen in der vornehmern Classe hatten dazu Fähigkeit und Lust, und die kleinen Stammhalter der adeligen Familien wurden in der Regel von Ammen gesäugt. Diese hatten allerlei heidnische Gebräuche, die sie sich nicht nehmen ließen. Sobald sie den Säugling empfingen, eilten sie mit ihm in ein öffentliches Bad und strichen ihm, als Schutz gegen „das Böse Auge", etwas Schmuz auf die Stirn; auch Klappern und rothe Fäden wurden den Kindern zur Abwehr desselben Zaubers eingebunden. Personen, die sich von heidnischen Vorstellungen emancipirt hatten, machten ihren Schutzbefohlenen ein Kreuz auf die Stirn. Bei der Taufe erhielt sich die antike Sitte, dem Kinde den Namen des Großvaters oder eines andern Ahns zu geben, nicht den eines Heiligen. Man zündete auch wol Lampen an, deren jede einen Namen erhielt; welche Lampe am längsten brannte, mit deren Namen wurde der Täufling genannt, um so mit einer guten Vorbedeutung für langes Leben seine Laufbahn zu beginnen.

Schon wenn der Knabe in sein fünftes Jahr trat, mußte er sein Spielzeug, thönerne Pferdchen, Wägelchen und Puppen verlassen und in die Abcschule gehen. Durch die doppelte Aussicht auf die Ruthe einerseits und Näschereien andererseits wurde sein Eifer mit Erfolg angespornt. So fest und ausdauernd saßen die Kinder bis zur Mittagszeit auf der Schulbank, daß die Prediger sie den Aeltern als Exempel

vorhielten, das sie im Besuch der Kirche nachahmen sollten. Sie lernten lesen, schreiben und ohne Zweifel auch rechnen, und zwar waren auch damals noch hölzerne, mit Wachs überzogene Tafeln in Gebrauch, in welche die Buchstaben mit spitzen Griffeln und Knochen, Elfenbein oder Metall geritzt wurden, worauf sie dann mit dem stumpfen Ende wieder ausgewischt werden konnten. Auch damals wurden die Kinder von einem sogenannten „Pädagogen" in die Schule und überhaupt bei all ihren Ausgängen begleitet. Man wählte zu diesem Amte diejenigen Sklaven, denen man das meiste Vertrauen schenkte; sie blieben die Begleiter der Knaben bis ins Jünglingsalter. Wo möglich mußten sie einige Kenntnisse besitzen; denn sie wohnten dem Unterricht mit bei, leiteten die häuslichen Arbeiten und durften der Trägheit ihrer jungen Herren selbst mit der Ruthe einen Sporn geben. Ihre Autorität war nur wenig geringer als die der Lehrer und ihre Hauptbestimmung eigentlich, die heranblühenden Knaben vor gewissen Gefahren zu behüten, die nun einmal von den Sitten des Orients unzertrennlich zu sein scheinen und in diesen Ländern immer dieselben gewesen sind, sie mochten nun eine heidnische, christliche oder mohammedanische Bevölkerung haben. Daher waren die Pädagogen die steten Begleiter und Wächter auch noch der halberwachsenen Knaben, oder sollten es wenigstens sein. Ihre Stellung war natürlich oft eine sehr schwierige, da sie einerseits mit Wüstlingen, welche die Kinder ihnen abwendig machen wollten, andererseits mit dem Uebermuth dieser selbst in Conflicte geriethen. Wie weit die Ungezogenheit der jungen Herren ging, davon haben wir eine interessante Nachricht in der Rede des Libanius „über den Teppich". Eine Anzahl von seinen eigenen Schülern hatte nämlich auf Anstiften eines Lehrers des Lateinischen einen armen Pädagogen, der sich jenem misliebig gemacht hatte — und vermuthlich auch aus eigenem Muthwillen — auf einem Teppich geprellt, daher der Titel der Rede. In derselben führt Libanius den jungen Verbrechern die ganze Größe ihres Vergehens sehr eindringlich zugemüthe. Am besten wäre es freilich, wenn sie Zank und Balgereien ganz vermeiden könnten; müßten sie sich aber doch auf dergleichen einlassen, so möchten sie ihren Muthwillen lieber an Handwerkern auslassen, „einen Goldschmied schimpfen, einen Schuster verunglimpfen, einen Zimmermann schlagen, einen Weber mit Füßen treten, einen Kneipwirth zausen, den Oelhändlern drohen".*) Dieses wäre zwar Alles nicht schön; noch schlimmer, wenn die jungen Leute sich untereinander balgten; am schlimmsten sei aber, was sie jetzt verübt hätten, nämlich Verunglimpfung der Pädagogen. „Dies war anders, als ich

*) Diese sonderbare Anweisung ist wörtlich übersetzt.

in die Schule ging!" Und nun schildert er ausführlich, welches Anrecht auf die Dankbarkeit und den Respect ihrer Anvertrauten die Pädagogen haben. Sie schlafen mit ihnen in einem Zimmer und entreißen sich früh dem Schlaf, um jene rechtzeitig wecken zu können; sie thun Alles was in ihrer Macht steht, um die Bildung und Sittlichkeit ihrer Zöglinge zu fördern; sie können sich oft, wenn diese jung sterben, gar nicht von ihren Gräbern trennen und es ist schon vorgekommen, daß ein Vater einen Pädagogen im Testament zum Vormund seines hinterlassenen Sohnes eingesetzt hat. In diesem Ton geht es lange fort, und der Redner erwähnt denn auch, daß in der Stadt (Antiochia) sich ein Gerücht verbreitet habe, wonach diesem Exceß ein Complot zugrunde liege, um die Pädagogen überhaupt zu terrorisiren und sie durch die Aussicht auf ähnliche Mishandlungen zu bewegen, in ihrer Bewachung der Knaben weniger streng zu sein und Denen, die denselben nachstellen, freies Spiel zu lassen.

Sehr häufig waren die Aeltern selbst in der Auswahl einer so wichtigen Person nicht sorgfältig genug, nicht so sorgfältig, wie Chrysostomus klagt, als sie z. B. in der Wahl eines Maulthiertreibers gewesen sein würden; natürlich blieben dann die schlimmen Folgen nicht aus. Die Kinder aber, deren Aeltern zu sorglos oder zu arm waren, um ihnen einen solchen Begleiter zu halten, waren in großen volkreichen Städten auch der Gefahr ausgesetzt, von Dieben mit Näschereien an abgelegene Orte gelockt und nicht immer blos ihres Goldschmucks, sondern oft ihrer Freiheit und selbst ihres Lebens beraubt zu werden. Schon im Jahre 315 hatte es der große Konstantin nöthig gefunden, die Strafen des Kinderraubes zu schärfen. „Bisher", heißt es in der bombastischen Sprache des damaligen Gesetzstils, „waren die Diebe, welche Aeltern durch Raub ihrer noch lebenden Kinder in bejammernswürdige Kinderlosigkeit versetzen, zur Arbeit in den Bergwerken nebst andern festgesetzten Strafen verdammt." Fortan sollen die Sklaven oder Freigelassenen, die sich eines solchen Verbrechens schuldig machen, beim nächsten Schauspiel den wilden Thieren vorgeworfen, die Freien in der Gladiatorenschule vom Leben zum Tode gebracht, Diejenigen aber, die wegen desselben Verbrechens bereits sich im Bergwerk befinden, niemals mehr begnadigt werden. Viele Aeltern, welche die Misstände und Gefahren vermeiden wollten, denen die aufwachsende Jugend in den Städten ausgesetzt war, ließen sie auf dem Lande erziehen.

Hatte der Knabe in dem gewöhnlichen Gange der Erziehung die Elementarschule durchgemacht, so wurde er im Alter von 12 Jahren einem „Grammatiker" zum Unterricht übergeben. Dies Wort bedeutet genau Das, was wir jetzt einen Philologen nennen, während mit dem Worte philologus Römer und Griechen einen wissenschaftlich, besonders

literariſch gebildeten Mann bezeichneten. Der Unterricht der Grammatiker war äußerlich im Ganzen noch derſelbe, der er ſchon vor einigen Jahrhunderten geweſen war, wie ihn Quinctilian z. B. beſchreibt, nur dürftiger und mehrfach durch die Rückſicht auf die chriſtliche Religion eingeſchränkt und modificirt. In dieſen Schulen wurden noch immer die alten Dichter geleſen und erklärt (die Stücke des Terenz z. B.), die metriſchen Geſetze an ihnen anſchaulich gemacht, Geſchichtliches und Mythologiſches auseinandergeſetzt, die Schönheit der Sprache als Muſter für die Nachahmung empfohlen. Indeſſen wer die in jener Zeit maſſenweiſe verfaßten Elementargrammatiken, Commentare zu Dichtern, Paraphraſen und andere zahlreiche Hülfsmittel für das Verſtändniß der Anfänger kennt, der weiß, wie ganz und gar Seele und Leben aus dieſem Unterricht entſchwunden, wie ſehr namentlich die herrliche, überſchwänglich reiche und bildſame griechiſche Sprache bereits in Erſtarrung übergegangen war und wie kläglich Lehrer und Schüler ſich mit der todten Form der Werke abmühen mußten, deren Geiſt längſt für ſie in unerreichbare Weite entwichen war. In dieſen Schulen blieben die Knaben bis zum 14. Jahre ungefähr. Die Lehrer empfingen ihre Beſoldung von den Communen *), und ſchon Konſtantin hatte ihnen Freiheit von Communalleiſtungen und andere Privilegien zugeſichert. Von der Zwietracht der Confeſſionen blieben die Schulen nicht unberührt. Julian, der den Fortſchritt des Chriſtenthums durch Repreſſivmaßregeln hemmen zu können wähnte, erließ das auch von toleranten Heiden gemisbilligte Edict: fortan ſollten Chriſten nicht mehr in Schulen unterrichten können; wenn ſie Homer's und Demoſthenes' Götter anzubeten ſich weigerten, ſollten ſie ſich begnügen, Lukas und Matthäus in den galiläiſchen Tempeln zu erklären. So hoffte er, auch die chriſtliche Jugend ihrer Bildungsmittel zu berauben, da dieſe den heidniſchen Unterricht verſchmähen würde. Dieſes Verbot hatte die Folge, daß die chriſtlichen Lehrer nun eine eigene ſpecifiſch-chriſtliche Literatur für den Unterricht zu ſchaffen ſuchten und heilige Gegenſtände in den Formen Homer's, Pindar's und Menander's behandelten; welche Poeſien freilich mehr guten Willen als Genie zeigten. Julian's Maßregeln zwar gingen mit ihm zugrabe; doch in den Schulen behauptete das heidniſche Element ſich noch lange. War doch der ganze Unterricht auf die heidniſche Poeſie und Literatur baſirt, und nie konnten die Lehrer bei ihrer ſteten Beſchäftigung mit den Alten ſich ganz von dieſen Einflüſſen freihalten; viele waren in dieſem Stande immer noch offene oder verkappte Anhän-

*) Dieſe Beſoldungen ſcheinen ſehr anſtändig geweſen zu ſein. Conſtantius Chlorus wies dem Rheter Eumenius aus den Mitteln der Stadt Autun, wo derſelbe lehrte, einen Gehalt von etwa 3500 Thlrn. Preußiſch an.

ger des alten Glaubens. Daher hatte Chrysostomus noch 40 Jahre nach dem Tode Julian's zu klagen, daß die Lehrer nicht die Heilige Schrift studirten und die Knaben wenig oder nichts davon wüßten; und trotz aller Ermahnungen der Geistlichkeit, den jugendlichen Gemüthern lieber heilsame Vorstellungen von den ewigen Strafen als griechische Märchen einzuflößen, blieb Homer, blieben die andern Dichter des Alterthums in den Händen der Schüler.

So war die Schulbildung Derer, die eine liberale oder gelehrte Erziehung genossen. Die zur Erlernung eines Handwerks bestimmten jungen Leute wurden zu einem Meister des erwählten Berufs gethan, in dessen Hause sie bis zum Ablauf ihrer Lehrzeit blieben. Uebrigens sind bei Chrysostomus Klagen über alle Arten von Erziehungsfehlern zu finden: daß manche Aeltern nur für Essen und Trinken und höchstens noch für die Züchtigung ihrer Kinder sorgten; andere sie geputzt mit sich in die Schauspiele führten; wieder andere sie in klösterlicher Abgeschlossenheit hielten oder die Sorge für sie den Frauen überließen. Die guten Mütter aber verstanden (wenn Chrysostomus recht beobachtet hat) damals sowenig als jetzt, Knaben zu Männern zu erziehen. Trieb sich der hoffnungsvolle Sohn unaufhörlich im Circus und den Schauspielhäusern umher, so war er für die zärtliche Mutter ein Mann von Welt, Anmaßung erschien ihr als Selbstvertrauen, Verschwendung als Milde; wurde dagegen der Sohn einer guten Freundin wegen Solidität gelobt, so hieß dies Philisterei; Bescheidenheit wurde als Furchtsamkeit, stilles Wesen als Einfalt verspottet. Kam zu solcher mütterlichen Nachsicht noch Ausgelassenheit und Verdorbenheit der Dienstboten, so konnte der Schulunterricht wenig Früchte tragen.

Zur Vollendung der liberalen Erziehung gehörte schließlich noch nach absolvirtem Schulunterricht das Studium der Beredtsamkeit. Professoren derselben gab es zwar in den meisten größern Städten; doch zogen die größten Universitäten Rom, Athen und Konstantinopel die studirende Jugend der Provinzen vorzüglich an. Solche akademische Reisen waren schon seit Jahrhunderten üblich gewesen; junge bemittelte Männer pilgerten von weit her zu den altberühmten Sitzen der Wissenschaft, zu denen in der Kaiserzeit im Westen namentlich auch Marseille gehörte, und zu Städten, in denen sich gerade ein gepriesener Lehrer niedergelassen hatte. Die Theodosianische Gesetzsammlung enthält ein merkwürdiges und vielbesprochenes Reskript des Kaisers Valentinian an den Stadtpräfecten (d. i. Civilgouverneur) von Rom Olybrius vom Jahre 370, worin die allerhöchsten Bestimmungen über die Beaufsichtigung der dort Studirenden enthalten sind. Die Hohe Schule zu Rom, hauptsächlich von den westlichen Provinzen Afrika, Spanien und Frankreich aus besucht, blieb auch nach dem Fall des weströmischen Reichs noch

Gegenstand der Sorgfalt der gothischen Könige; Recht und Beredtsamkeit wurde dort am meisten studirt, und es ist natürlich, daß dorthin als nach dem Hauptsitze lateinischer Sprache und Literatur der Strom der wißbegierigen Pilger am meisten seine Richtung nahm. Da nun aber in der Weltstadt auch die Verführungen für die Sittlichkeit der Jugend am zahlreichsten und gefährlichsten waren, sah sich der Kaiser zu einem ziemlich strengen und detaillirten Universitätsgesetz veranlaßt. Gleich bei ihrer Ankunft sollen die jungen Studirenden sich durch Ueberreichung eines von der heimischen Behörde ausgestellten Attests, enthaltend Angabe von Vaterstadt, Herkunft und Stand, bei der römischen Behörde legitimiren; sodann das Studium nennen, dem sie sich widmen wollen, also eine Art von Immatriculation. Die Behörde soll auch ihre Wohnungen kennen, um controliren zu können, ob sie wirklich den angegebenen Zweck verfolgen. Sie soll darüber wachen, daß sie sich so aufführen wie Leute (heißt es wörtlich), „die bösen und schmählichen Leumund und solche Verbindungen, die wir den Verbrechen am nächsten achten, vermeiden wollen; auch sollen sie die Schauspiele nicht so häufig besuchen, noch häufig an Gastmählern theilnehmen, die vor der üblichen Zeit anfangen oder bis in die Nacht dauern. Auch ertheilen wir Vollmacht, wenn Jemand unter ihnen sich in Rom nicht so aufführt, wie es die Würde der Studien erfodert: daß er öffentlich mit Schlägen gezüchtigt und sogleich auf ein Schiff gesetzt, aus der Stadt verbannt und nach Hause dirigirt werde." Diesen Maßregeln lag wol auch die Absicht zugrunde, die nach Rom strömenden Provinzialen überhaupt genau im Auge zu behalten und namentlich Unruhen vorzubeugen, die sie veranlassen könnten. Charakteristisch ist für jene Zeit die Warnung vor Schauspielen, d. h. Circus und Amphitheater. Die Leidenschaft für diese Vergnügungen gehörte recht eigentlich zu den Krankheiten der Zeit. Ferner verordnet das Gesetz, daß die fleißigen Studirenden Freiheit haben sollen, in der Regel bis zum 20. Jahre in Rom zu bleiben; versäumten sie den für ihren Abgang festgesetzten Termin, so sollte das Gouvernement sie nach Hause schaffen lassen. Da man annehmen kann, daß die Universität gewöhnlich schon mit dem 15. Jahre bezogen wurde, war die Studienzeit also ein Quinquennium. Damit diese letzte Verordnung genau ausgeführt werden kann — auch sie zeigt sehr deutlich die Besorgniß vor einer zu großen Menge von Provinzialen in Rom —, soll die betreffende Behörde ihre Register über Person, Vaterland und Aufenthaltsdauer der Studirenden monatlich erneuern. Endlich sollen solche Register jährlich an das kaiserliche Secretariat eingeschickt werden, „damit wir Verdienste und Wissenschaft von jedem Einzelnen in Erfahrung zu bringen und zu urtheilen im Stande sind, ob wir uns ihrer werden bedienen können". Und vielleicht auch: damit wir wissen,

welche jungen Provinzialen sich in Rom aufhalten und sie bei einem etwa in ihrer Heimat ausbrechenden Aufstande als Geißeln festhalten können.

Mit Rom rivalisirte immer noch der alte Musensitz Athen, der Hauptsitz der griechischen wie jenes der lateinischen Studien. Schon in der Republik war es in Rom Sitte gewesen, griechische Philosophie und Literatur in den Hainen der Akademie, unter den Platanen des Ilissus zu studiren; Cicero und Horaz haben bekanntlich sich zu diesem Behuf in Athen aufgehalten. Es blieb in der Kaiserzeit gewöhnlich, und wurde es umsomehr, als mehre Kaiser eine große Vorliebe für griechische Bildung zur Schau trugen und namentlich den Hauptsitz derselben mit einer Art von respectvoller Zärtlichkeit behandelten; besonders that dies Hadrian, der die von ihm zu Rom begründete wissenschaftliche Anstalt „Athenäum" nannte. Seit Marc Aurel, dem Philosophen auf dem Throne, gab es in Athen besoldete Lehrer für die vier philosophischen Schulen und für die Rhetorik; die Gehalte werden auf 1500—2000 Thaler Preußisch angegeben. Athen behielt den Ruhm der vorzüglichsten griechischen Universität auch in den christlichen Zeiten, umsomehr, als in den Provinzen die Barbarei weiter und weiter umsichgriff. Mit diesem Ruhm fand sich denn aber auch der Professorenhochmuth und mit der Concurrenz, welche die Lehrer sich gegenseitig machten, der Brotneid ein. Die Machinationen, um möglichst volle Auditorien zu haben, überstiegen jeden Glauben, aber sie werden durch verschiedene höchst unverdächtige Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Maßlose Eitelkeit, Leidenschaftlichkeit und Hang zur Intrigue, damals die Hauptcharakterzüge der entarteten Nachkommen der Hellenen, trieben jene „Sophisten" — dies ist die Benennung für die Lehrer der Eloquenz — bei der Jagd nach Zuhörern weit über die Grenzen des Erlaubten und Schicklichen hinaus. Die Zuhörer nahmen für ihre Lehrer aufs leidenschaftlichste Partei, und die Anhänglichkeit an dieselben, der Corpsgeist und die Lust am Tumult waren Veranlassungen zu unaufhörlichen Händeln zwischen den Jüngern rivalisirender Professoren, aus denen Manche Wunden und Narben davontrugen. Oft mußte der in Korinth residirende römische Beamte, der gewissermaßen als Regierungsbevollmächtigter fungirte, einschreiten. Die Landsmannschaften hielten zusammen, wurden von Senioren geleitet und warben ihre Mitglieder schon in den Provinzen. Ihre Emissare bewachten Hafen und Landstraße, um jeden neuen Ankömmling sogleich in Beschlag nehmen zu können, und unerfahrene schüchterne junge Leute ließen sich leicht kapern, um vor den von der andern Seite auf sie zielenden Bewerbungen, Anzüglichkeiten und Spöttereien Schutz zu finden. Auch eine Art von „Fuchstaufe" war gebräuchlich; das Corps der ältern Studenten, an das der Neuling sich wohl oder übel angeschlossen hatte,

führte ihn in feierlichem Pomp in ein öffentliches Bad, dort wurde er auf irgendeine Weise gefoppt und erschreckt und dann war er erst in die Vereinigung aufgenommen. Unaufhörliche Gelage, Schulden und Borgen zu hohen Zinsen gehörten zu den unvermeidlichen Schicksalen der Mitglieder solcher Verbindungen. In diese akademischen Händel waren die Professoren mit hineingezogen und erwiesen sich sogar zuweilen recht kriegerisch.*) Bis ins 5. Jahrhundert dauerte der Ruhm des alten Musensitzes, dann trat die Universität Alexandrien an seine Stelle und Athen war ferner nur noch durch seinen Honighandel berühmt. Die Hallen des Lyceum standen leer, die Säulengänge waren von ihren Bildsäulen entblößt, und der Reisende, dessen Schiff hier angelegt hatte, verwünschte den Einfall seines Capitäns. Ohne Zweifel war der Einbruch Alarich's in Griechenland (396) mit an dieser traurigen Verödung schuld, wenn auch behauptet wird, daß er selbst aus Ehrfurcht vor „dem Hellas von Hellas" sich jeder Plünderung enthalten und in den Mauern Athens nichts als ein Bad und ein Gastmahl angenommen habe. Indessen darf man wol einige Zweifel hegen, ob dieser Bericht buchstäblich wahr ist; jedenfalls vergleicht Synesius (Bischof von Ptolemais und Cyrenaika) Athen, wie er es 10—15 Jahre später sah, mit dem blutenden und leeren Fell eines geschlachteten Opfers.

Für die Universität Konstantinopel endlich hatte Konstantin, ihr Begründer, durch Privilegien, die er den Professoren gewährte, besonders Sorge getragen. Sie sowol als ihre Frauen und Kinder sollten von allen Communalleistungen und die männlichen Familienmitglieder vom Militärdienst befreit sein. Die spätern Regenten des oströmischen Reichs fuhren fort, für die wissenschaftlichen Institute ihrer Residenz, namentlich die Bibliothek, zu sorgen. Constantius hatte eine große Bücherssammlung in Konstantinopel zusammengebracht, sie unter Aufsicht eines Bibliothekars gestellt und ihm gelehrte scrittori beigegeben, welche der Verbesserung der Manuscripte obliegen sollten. Im Alterthum war das Geschäft des Abschreibens der Bücher, wie überall vor der Erfindung des Drucks und theilweise noch jetzt im Orient, nicht blos eine mechanische Arbeit der Hände; wie im 16. Jahrhundert die Buchdrucker, besaßen häufig damals die Schreiber eine Gelehrsamkeit, die sie in Stand setzte, die Bücher nicht blos den Anfoderungen der Kalligraphen, sondern auch der Kritiker entsprechend herzustellen. Wenn der Schreiber zugleich ein Gelehrter war, sorgte er nicht blos für orthographische Richtigkeit der von

*) Ausführlichere Schilderungen der Universitätsverhältnisse zu Athen s. bei Schlosser, „Universitäten, Studirende und Professoren der Griechen zu Julian's und Theodosius' Zeit" (Bercht's und Schlosser's „Archiv für Geschichte und Literatur", S. 217 fg.). Schlosser's Schilderung beschränkt sich jedoch auf Athen.

ihm gelieferten Texte und Interpunction, sondern er übte auch eine philologische Textkritik, und suchte theils durch Collation verschiedener Manuscripte, theils durch Conjectur die Fehler seines Autors zu emendiren. Solcher Bibliothekbeamten (die im eigentlichen Sinn den Namen der Beamten der Vaticana, scrittori, oder den der bei der pariser Bibliothek angestellten — conservateurs — verdienten) stellte der Kaiser Valens bei der Bibliothek von Konstantinopel sieben an, vier griechische und drei lateinische, nebst mehren Unterbeamten: „um die Bücher für die Bibliothek herzustellen und die durch Alter schadhaft gewordenen zu ergänzen." Ein ausführliches Gesetz des jüngern Theodosius vom Jahre 425 regelt den Lehrplan an der Universität. Es verbietet bei Strafe der Verbannung aus der Residenz sämmtliche öffentliche Vorlesungen außerhalb der Universität; nur eigentlicher Privatunterricht bleibt gestattet. Die Universitätsprofessoren dagegen sollen nur öffentlich in dem Universitätsgebäude auf dem Capitol dociren (auch das neue Rom hatte sein Capitol erhalten); falls sie diesen „himmlischen Beschluß" (coelestia statuta — in dem damaligen Kanzleistil die gewöhnliche Benennung der kaiserlichen Edicte) übertreten, sollen sie ihrer Privilegien verlustiggehen. Die lateinische Facultät soll aus zehn Lehrern der Philologie oder Grammatik und drei der Eloquenz, die griechische aus fünf Professoren der Eloquenz (Sophisten) und zehn der Grammatik bestehen. „Und da Unser Wille ist, daß die ruhmreiche Jugend (gloriosa adolescentia) nicht allein in diesen Wissenschaften gebildet werde, gesellen wir besagten Professoren noch Lehrer der tiefern Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei. Einer, so wollen Wir, soll noch hinzugefügt werden, der die Geheimnisse der Philosophie erforsche, und zwei, die Gesetz und Recht erklären sollen." Schließlich wird dem Civilgouverneur von Konstantinopel, an den dies Rescript gerichtet ist, aufgetragen, die verschiedenen Auditorien so zu legen, daß die Vortragenden sich nicht gegenseitig stören können. Schöne und geräumige Säle sollen zu Auditorien ausgewählt und diejenigen, die diesen Anfoderungen nicht entsprechen, ausgebaut werden. Alle diese Fürsorge hatte denn auch eine große Frequenz der Universität Konstantinopel zur Folge.

Der Verfassungsstreit in Hannover.

Von

einem Hannoveraner.

III.

Wir haben in unserm vorigen Abschnitt die Art und Weise geschildert, wie die Wahlen vom 17. Januar zustande gekommen; fassen wir jetzt das Resultat derselben etwas näher ins Auge.

Von den 37 wahlberechtigten Städten des Landes hatten oppositionell gewählt: Hannover hinsichtlich des einen Deputirten und beider Ersatzmänner; ferner Göttingen, Lüneburg, Uelzen, Celle, Dannenberg, Stade, Buxtehude, Verden, Osnabrück, Goslar, Hildesheim, Emden, Esens und die bentheimschen Städte. Es schickte also die Opposition von hier aus 15 Vertreter, während die Stimmenzahl der Regierung sich auf 22 belief.

Nicht minder günstig für letztere stellte sich das Verhältniß bei den Deputirten der Landgemeinden. Auch ihrer waren 37 zu wählen gewesen. Darunter hatten die Landgemeinden Kalenberg, Göttingen, Grubenhagen und Hohnstein nur ministerielle Candidaten geschickt; Lüneburg lieferte unter sechs Deputirten einen Oppositionsmann; die bremischen Marschen unter fünf drei Oppositionsstimmen; die bremische Geest unter drei Deputirten zwei oppositionelle; das Land Hadeln einen Ministeriellen und einen Oppositionsmann; die Grafschaft Hoya-Diepholz vier Regierungsstimmen; Osnabrück drei Oppositionsmänner; Meppen zwei Regierungsstimmen; Hildesheim von vier Stimmen nur eine oppositionelle, und auch diese wurden noch durch Urlaubsverweigerung (Graf Bennigsen) beseitigt. Ostfriesland endlich lieferte fünf, Bentheim eine oppositionelle Stimme, sodaß hier also 17 Oppositionelle gegen 20 Ministerielle standen. Dazu kamen nun noch drei vom Könige ernannte Mitglieder; ferner drei Deputirte der Stifter; zwei der Consistorien, sämmtlich, wie sich von selbst versteht, ministeriell, während der einzige Zuwachs, welchen die Opposition erhielt, in dem Deputirten der Universität Göttingen bestand.

Die Stärke derselben belief sich demnach im Ganzen auf 33 Stimmen, während die Regierung über 52 Stimmen gebot. Beide Parteien standen sich schroff gegenüber, von einem Centrum war keine Rede. Denn wenn auch der Magistratschef der Residenz Hr. Rasch hin und wieder, natürlich immer nur in geringfügigen Angelegenheiten, etwas wie eine Opposition versuchte, so geschah es nur um den guten Hannoveranern etwas Sand in die Augen zu streuen und sich das Renommée eines

Liberalen einigermaßen zu erhalten. In allen Hauptpunkten stimmte der erste Vertreter der Residenz, wie noch einige Herren, die sich gern das Ansehen geben wollten, als ob sie ein Centrum bildeten, mit der Regierung.

Die Constituirung ging in gewohnter Weise vor sich. Bei den Büreauwahlen der Ersten Kammer wurde der vorjährige Präsident übergangen, nicht aus politischen Rücksichten, sondern weil derselbe sich zum Präsidenten sowol in der Kammer als der Verfassungscommission unfähig gezeigt hatte. Die Wahl von Trampe's als Präsident sollte, wie schon erwähnt, zugleich eine Demonstration gegen die Majorität der hoyaschen Ritterschaft und die Bothmer'sche Opposition sein.

Die Zweite Kammer war sehr lückenhaft besetzt. Dem Grafen Bennigsen, den Ministerialvorständen a. D. Stüve und Braun, dem Staatsminister a. D. von Münchhausen, Theodor Meyer und Windthorst war der Urlaub verweigert, der Eintritt des Obergerichtsanwalts von der Horst II. dagegen von dem Widerruf einer Erklärung abhängig gemacht worden, welche derselbe im Laufe der letzten Diät über die Rechtsgültigkeit der Verordnung vom 1. August 1855 abgegeben hatte. Die Wahl des Deputirten für Emden wurde angefochten, weil derselbe Mennonit; Oberbaurath Haußmann hatte für die Residenz verzichtet. Die fünf bäuerlichen Deputirten von Ostfriesland waren gar nicht einberufen, wegen eines Fehlers bei den Urwahlen, sodaß von ganz Ostfriesland nur Leer vertreten war.

Dieser zerstückelten und aufgelösten Opposition gegenüber war die Organisation der Regierungspartei eine ausgezeichnete. Den neuen Deputirten wurden ihre Plätze in der Kammer octroyirt; lithographirte Anweisungen belehrten sie, wie sie sich bei der Präsidentenwahl u. s. w. zu verhalten hätten. Auch mußte Jeder, der nicht für oppositionell gelten wollte, die Tischgesellschaft im Café-Royal besuchen; von freier Erörterung und Berathung der vorliegenden Gegenstände war in den Vorversammlungen, die hier gehalten wurden, keine Rede, vielmehr dienten dieselben dazu, die vom Minister ausgetheilte Parole bekannt zu machen.

Was unter diesen Umständen geschehen mußte, geschah. Eine Majorität von 50 Stimmen wählte den Staatsanwalt Heise, einen Mann, der seit 1848 mit jedem Ministerium gegangen und jedem in- wie außerhalb der Kammer gedient hatte, zum Präsidenten; die Minorität, die für den Oberbürgermeister Backhausen stimmte, betrug nur 24 und auch diese 24 schmolzen in kürzester Zeit auf 18 Stimmen zusammen.

Noch deutlicher trat der Charakter der Versammlung bei den Verhandlungen selbst hervor. Die einzige bedeutende Vorlage der Regierung betraf das Finanzcapitel, speciell die Vertheilung der Ausgaben zwischen königlicher und Landeskasse. Auch dabei hatte man sich nicht

an das Althergebrachte und Verfassungsmäßige gehalten, vielmehr sollten Ausgaben, welche jederzeit auf der königlichen Kasse geruht, nunmehr auf die Landeskasse gelegt werden, einfach aus dem Grunde, weil die durch die neue Organisation herbeigeführte Belastung zu groß sei, als daß die königliche Kasse bei der notorischen Unzulänglichkeit ihrer Mittel dieselbe noch länger tragen könne. Diese Berufung auf die Notorietät war zwar sehr bequem, aber doch nicht besonders glücklich; denn wo Niemand, auch nicht den Ständen, ja selbst nicht dem Finanzminister ein Einblick in die eigentlichen Bedürfnisse gestattet war, wie konnte da wol von „Notorietät" die Rede sein?!

Diese Art der Vertheilung, zu der es der ständischen Zustimmung bedurfte, machte auf die Mehrzahl der Gemüther, für welche die Finanzen ohnehin ein Buch mit sieben Siegeln und die schon bei dem bloßen Wort „Kassentrennung" in ein gelindes Zittern geriethen, eine wahrhaft erschreckende Wirkung. Darum wurde in der Ersten Kammer schon am 16. Februar vom Regierungsrath von dem Knesebeck der Antrag gestellt, die königliche Regierung um baldthunlichste Wiederherstellung der im vorigen Jahre erfolglos gebliebenen Verhandlungen über die Kassenvereinigung zu ersuchen. Motivirt wurde der Antrag durch die Geneigtheit der Regierung, auf derartige Verhandlungen einzugehen, sowie durch die Calamität der Kassentrennung. Daneben meinte der Antragsteller, man müsse der Regierung dankbar sein, daß sie die Kassentrennung nicht sofort octrohirt habe. Erblanddrost von Bar vertheidigte den Antrag lebhaft. Er wie die ganze Erste Kammer wollten dabei die Frage von der Rechtmäßigkeit der Verordnung unberührt lassen. Nur Schatzrath von Bothmer referirte historisch, daß im Schatzcolleg die Frage nach der Rechtsgültigkeit der Verordnung vom 7. September in Erwägung gekommen sei; allein da der Umstand, daß dieselbe nicht in Vollzug gesetzt worden, den Ständen selbst noch Raum gelassen, so habe man diesen nicht vorgreifen wollen.

In Zweiter Kammer war am 14. Februar der nämliche Antrag vom Amtmann Ostermeier gestellt worden. Die Opposition, als deren parlamentarischer Sprecher sich hier zum ersten male der Deputirte von Göttingen, Gutsbesitzer von Bennigsen, glänzend hervorthat, wohl unterstützt vom Syndicus Buddenberg, foderte commissorische Prüfung. Bennigsen bezeichnete das Verfahren, das man einschlage, geradezu als eine Ueberrumpelung; nicht der geschultesten Dialektik werde es gelingen, die Verfassungsmäßigkeit der Verordnung vom 7. September nachzuweisen; die durch Einflüsse von oben so unvollzählig gebliebene Kammer sei nicht in der Lage, einen so wichtigen Beschluß unvorbereitet zu fassen. Dennoch nahm die Majorität mit 56 gegen 18 Stimmen den Antrag an

und damit war denn das Schicksal unsers Landes auf lange Zeit entschieden.

Bevor wir jedoch in diesem Finanzcapitel weiter vorschreiten, müssen wir hier noch erst eine Episode einschalten, die für unser gegenwärtiges Ständewesen in hohem Grade charakteristisch ist: das ist das Todesurtheil, welches die Zweite Kammer selbst ihrer eigenen Redefreiheit sprach. Der Abgeordnete von der Horst II. hatte in der Sitzung vom 10. Juli 1856 für sich und seine Freunde eine Verwahrung zu Protokoll gegeben, die den Zweck hatte, mit möglichster Klarheit und Deutlichkeit auszusprechen, daß die Linke, welche sich in die Ständeversammlung hatte wählen lassen, deshalb noch keineswegs gewillt sei, die Octroyirungen als zu Recht geschehen anzuerkennen, daß sie sich denselben vielmehr nur unterwerfe, zurückweichend vor der vis major, es sich aber vorbehalte, zu geeigneter Zeit auf den Rechtszustand frei und ungehindert zurückzukommen. Der Redner hatte sich dabei folgender Worte bedient: „Wir befinden uns auf dem Boden nicht des Rechts, sondern der Thatsache. Als solche erkennen wir die bestehenden Zustände an und werden je nach Lage der Sache und nach den Gründen der Zweckmäßigkeit uns frei darauf bewegen. Weder eine Anerkennung des Rechts noch eine Unterwerfung für alle Zeit wollen wir damit aussprechen. Offener, als von anderer Seite 1848 verfahren ist, bevorworten wir, den Thatsachen nur solange uns zu fügen, als diese Thatsachen stärker sind als das Recht.“

Jetzt war Hr. von der Horst II. von der Stadt Esens in Ostfriesland zum Deputirten erwählt worden, das Ministerium aber beanstandete die Wahl und erklärte, eine Neuwahl anordnen zu wollen, da von der Horst die fragliche Verwahrung auf Erfodern des Ministeriums des Innern nicht zurückgenommen habe; sie wolle hiervon die Stände in Kenntniß setzen und glaube sich ihres Einverständnisses versichert halten zu dürfen, indem die fragliche Verwahrung nicht nur formell unberechtigt gewesen sei, sondern auch im Widerstreit stehe mit den Grundgesetzen des Deutschen Bundes. Einen solchen Angriff auf die öffentliche Rechtsordnung in Deutschland wie in Hannover könne die königliche Regierung schon im Hinblick auf die ihr gegen den Deutschen Bund obliegenden Verpflichtungen nicht dulden. Dem entsprechend stellte auch der Generalsyndicus Zweiter Kammer Amtsrichter Klee in der Sitzung vom 25. Februar den Antrag, die Stände möchten sich mit dieser Beanstandung einverstanden erklären, indem die fragliche Verwahrung mit den Rechten und Pflichten eines Deputirten der auf Grund der Verordnung vom 1. August 1855 zusammenberufenen Ständeversammlung unvereinbar sei. Hr. von der Horst, argumentirte der Antragsteller, habe die Ständeversammlung als zu Recht bestehend nicht anerkannt, und da er

die Verwahrung nicht widerrufe, erkenne er auch die gegenwärtige Verſammlung als eine ſolche nicht an, ſpreche ihr mithin die Befugniß zu bindenden Beſchlüſſen ab, ſtelle ſich alſo ſubjectiv außerhalb der Ständeverſammlung. Seine Erklärung, die Wahl anzunehmen, ſei demnach in einem Sinne zu faſſen, welche den Grundbedingungen der Wahl ſelbſt nicht entſpreche, ſei keine gehörige Annahme, ſei einer Ablehnung gleichzuachten: denn quod non rite factum, non est factum.

Hr. von Bennigſen ſetzte dieſer Argumentation entgegen, daß ſie Verhinderungsgründe ſupponire, welche weder die Verfaſſung, noch das Wahlgeſetz, noch die Geſchäftsordnung kenne und welche nur aus Dem, was der Antragſteller Natur der Sache nenne, hergenommen ſeien. Man dürfe ſich aber lediglich nach den Geſetzen richten. Er zeigte aus dieſen, daß von der Horſt's Wahl in keiner Weiſe zu beanſtanden, daß ſeine Erklärung, die Wahl anzunehmen, ganz in der geſetzlich vorgeſchriebenen Form geſchehen ſei. Er wies aus der hannoverſchen Geſchichte nach, daß ſich 1841 die Regierung nicht für befugt gehalten habe, einen Deputirten ohne weiteres aus dem Grunde auszuſchließen, weil er die Rechtsgültigkeit der erlaſſenen Verfaſſungsbeſtimmungen nicht anerkannt habe, daß man vielmehr, nachdem dies von der Majorität der damaligen Zweiten Kammer nicht geſchehen, durch Verordnung vom 5. November 1841 auch einen beſondern Revers von den Deputirten bei Annahme der Wahl gefodert. Dieſe Verordnung ſei aufgehoben. Die Verwahrung des Hrn. von der Horſt enthalte lediglich den Ausdruck einer juriſtiſchen Ueberzeugung; thatſächlich habe derſelbe ſich nicht geweigert, ſeine Verpflichtungen als Deputirter zu erfüllen, im Gegentheil ſei er ein ſehr thätiges Mitglied der Kammer, Generalſyndicus, Mitglied des Finanz- und anderer Ausſchüſſe geweſen. Heiße es nicht die Inquiſition in das ſtaatsrechtliche und juriſtiſche Gebiet einführen, wenn man prüfen und Nachtheile daran knüpfen wolle, daß Jemand in ſeinem Gewiſſen ſich von der Rechtmäßigkeit einer erlaſſenen Verfügung nicht überzeugen könne? Es ſei auch ein Rechtsgrundſatz, daß eine protestatio facto contrario wirkungslos ſei; als eine ſolche aber erſcheine die fragliche Verwahrung. Wenn nach §. 181 jeder Deputirte das Recht habe, wegen abſichtlicher Verfaſſungsverletzungen Anträge einzubringen, ſollte er da nicht das geringere Recht haben, ſich dagegen zu verwahren?

Buddenberg machte darauf aufmerkſam, daß die hannoverſchen Verfaſſungsverhältniſſe ſich ſtündlich weiter entwickelten, man daher nicht wiſſen könne, ob von der Horſt noch dieſelbe Anſicht von den Dingen habe wie im vorigen Jahre. Jetzt könne man einem Vorgange aus dem vorigen Jahre, den man damals ohne die Ausſchließung Horſt's zu beantragen, geduldet, unmöglich der neuen Vollmacht einer andern Wahlcorporation entgegenſetzen. Linkelmann hob den Unterſchied hervor, der

in der Begründung des Generalsyndicus und derjenigen der Regierung liege. Letztere finde in der Verwahrung einen Angriff auf die Grundgesetze des Deutschen Bundes und die Verfassung unsers Landes — was Beides, wie ausgeführt wurde, nicht der Fall sei, da die Verwahrung lediglich die Erklärung enthalte, daß Horst die Verfassungszustände als ein fait accompli ansehe, und blos ausspreche, wie er sich dagegen verhalten würde, ohne sich über die Beschlüsse des Bundes selbst auch nur andeutungsweise auszulassen. Der Generalsyndicus dagegen führe aus, daß die Ansichten der Wähler, welche nach der Verordnung vom 1. August gewählt, mit denen des Bevollmächtigten, welcher diese Verordnung als rechtsgültig nicht anerkenne, sich im Widerspruch befänden. Das sei aber nicht der Fall, da Horst ja gerade die nach jener Verordnung auf ihn gefallene Wahl angenommen habe. Derselbe erläuterte den §. 54 der Verfassung und §. 39 der Geschäftsordnung, um zu zeigen, daß der Antrag nicht mit den Gesetzen in Uebereinstimmung sei.

Allein trotz dieser Einwendungen und wiewol Hr. von Bennigsen in einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Rede die Gründe, welche von dem Minister des Innern, dem Antragsteller, den Abgeordneten Heyl, Lang und dem Pastor Ernst vorgebracht waren, gründlichst widerlegte, wurde der Antrag des Generalsyndicus dennoch von der Majorität angenommen und somit abermals eine der bedeutendsten Intelligenzen des Landes, ein ehemaliges Mitglied des Deutschen Parlaments (Westendhall), Mitglied aller seit 1848 gewählten Ständeversammlungen, einer der wenigen Kenner unserer Finanzen, von der Theilnahme an der Ständeversammlung ausgeschlossen.

Es ist, wenn nicht ausdrückliche Vorschrift der Geschäftsordnung, doch langjähriger Brauch, daß bei einer erhobenen Beanstandung immer nur die Kammer, um deren Mitglied es sich handelt, den Fall wirklich untersucht und entscheidet, während die andere Kammer sich den Beschlüssen der erstern einfach anzuschließen pflegt. Gleichwol glaubten Manche, die Erste Kammer würde in diesem Falle, wo die Zweite gegen sich selbst ein so schreiendes Unrecht begangen und einen Beschluß gefaßt hatte, der das ständische Recht so tief verletzte und als Präcedenzfall so überaus gefährlich war, dem Beschlusse der Zweiten nicht beitreten; sie glaubten, die drei Mitglieder des Oberappellationsgerichts, die in der Kammer ihren Sitz haben, würden wenigstens das formelle Recht wahrnehmen und vertheidigen. Aber auch dieser Glaube erwies sich als trügerisch.

Zwar machte der Schatzrath von Bothmer mit Recht gegen seine Vorredner geltend, daß sie die Sache lediglich von der materiellen Seite behandelt, während doch gerade den Juristen, welche bis dahin ausschließlich das Wort in dieser Angelegenheit geführt hätten, wohlbekannt sein

müſſe, daß die formelle Seite voranſtehe. Die Regierung berufe ſich nicht auf poſitive Geſetze, ſondern auf das Staatsnothrecht. Die Anwendung dieſes gefährlichſten aller Rechte jedoch könne er nur da für gerechtfertigt halten, wo das poſitive Geſetz wirklich nicht ausreiche. Das aber ſei hier keineswegs der Fall. Der §. 102 der Verfaſſung enthalte die ausdrückliche Beſtimmung, daß alle Aeußerungen der Ständemitglieder in der Kammer keinem andern Richter als entweder dem Criminalrichter oder der Kammer zur Beurtheilung anheimfallen ſollten. Im vorigen Jahre nun habe die Regierung nichts criminell Strafbares in der Verwahrung des Hrn. von der Horſt gefunden; ſie habe aber auch nicht die damalige Kammer zum Richter über dieſelbe aufgerufen, vielmehr habe ſie ſich begnügt, die Verwahrung, damals wie jetzt, einfach für wirkungslos zu erklären. Gewiß habe die Regierung damit ganz ihrem Rechte gemäß gehandelt; aber nachdem die Verwahrung einmal für wirkungslos erklärt worden, nach welcher Logik könne es dann geſchehen, daß ſie gleichwol gegen einen Einzigen Wirkung äußern ſolle?!

Allein auch dieſe Appellation an die Logik blieb ohne Erfolg; mit allen Stimmen gegen die eine des Hrn. von Bothmer trat die Erſte Kammer dem Beſchluß der Zweiten bei, Hrn. von der Horſt war der Eintritt verſagt, die Stadt Eſens aber blieb während der ganzen Diät unvertreten, indem die Neuwahl zwar angeordnet, von der dortigen Localbehörde jedoch nicht in Ausführung gebracht wurde.

Wenden wir uns hiernach zu den Thaten zurück, durch welche die Stände von 1857, wie es in der officiellen Sprache heißt, das Band zwiſchen Krone und Land feſter geſchlungen haben. Dieſelben laſſen ſich kurz zuſammenfaſſen: die Aenderungen des Finanzcapitels ſind durchaus im Sinne der Regierung vorgenommen worden, deren finanzielle Macht dadurch in demſelben Grade geſteigert worden iſt, wie das Maß der ſtändiſchen Einwirkung auf die Finanzen ſich vermindert und abgeſchwächt hat. Als Zweck der proponirten Aenderung gab der Berichterſtatter Amtsrichter Heyl an, das Anſehen und die Macht der Krone ſolle und müſſe geſtärkt werden, indem dieſelbe ſonſt nicht im Stande ſei, den Feinden aller ſtaatlichen Ordnung den nöthigen Widerſtand zu leiſten; wer der von der Regierung projectirten Vereinbarung ſeine Zuſtimmung verweigere, der, ſagte er, arbeite der Umſturzpartei in die Hände, deren letztes Ziel nichts Geringeres ſei, als das ererbte oder ſauer erworbene Vermögen des Landmanns unter ſich zu vertheilen. So der Berichterſtatter; man denke ſich die Wirkung dieſer Verdächtigungen in einer Verſammlung, die zu einem vollen Drittel aus bäuerlichen Beſitzern beſteht!

Durch dieſe Vereinbarung wurde, wie Hr. von Uslar-Gleichen es in der Erſten Kammer ausdrückte, das Eigenthumsrecht und die freie Dispoſition des Königs an den Domänen, das durch den modernen

Begriff des neuern staatsrechtlichen Eigenthums verflüchtigt worden sei, wieder klar hingestellt. Die Ausscheidungsbefugniß der Domänen ist dabei nicht nur als rechtlicher Grundsatz ausgesprochen, sondern auch die Ausscheidung selbst ist dadurch, daß man, die Forsten ausgenommen, den 20jährigen Durchschnitt als Grundlage für die Ermittelung des Reinertrags annahm und diese in die Hände von acht Commissarien, vier königlichen, vier ständischen legte, in so hohem Maße erleichtert worden, daß die Regierung (die noch 1856 angeblich blos den Rechtsgrundsatz festgestellt wissen wollte) schon jetzt zur Ausführung geschritten ist.

Hinsichtlich der Budgetsbewilligung ist in eine Aenderung der Wortfassung gewilligt worden, deren praktische Folgen diese sind, daß die Stände von einmal bewilligten Summen nie mehr zurückkönnen, weil nämlich die Bewilligung jetzt durch zwei Factoren, den König und die Stände geschieht. Man hat ferner Etatsfeststellungen (Regulative) beschlossen, als zu einer kräftigen Regierung durchaus nothwendig. Die Folge hiervon wird sein, daß den Ständen Nominaletats, welche ihnen allein eine Einsicht gewährten, ob die ständischen Beschlüsse wegen der Besoldungsetats innegehalten seien, nicht mehr vorgelegt werden. Desgleichen haben die Stände auf das bis dahin durch das Schatzcollegium ausgeübte Recht der Mitverwaltung der Steuern verzichtet; es ist mithin von dem Schatzcollegium, dieser einst so einflußreichen Behörde, diesem wahren Pfeiler unsers städtischen Lebens, nichts mehr übrig als der Name, indem ihm die wichtigsten Befugnisse, die Ueberwachung des Staatshaushalts, entzogen sind; aus einer reinständischen Behörde ist es eine von den Ständen zwar gewählte, aber vom Könige nach Belieben bestätigte Behörde geworden.

Am 23. März wurde das Erwiderungsschreiben der Stände an die Regierung abgesendet; schon am 24. März folgte die königliche Genehmigung zu einigen Modificationen und Befürwortungen, welche man für nöthig erachtet hatte. Zugleich erkannte die Regierung mit Genugthuung die Bereitwilligkeit und treue Hingebung an, mit welcher die Allgemeine Ständeversammlung dem Streben der Regierung nach Vereinbarung entgegengekommen sei.

Am selbigen Tage, den 24. März, wurde das Finanzcapitel als Gesetz publicirt. Schon einige Tage zuvor, am 20. März, war die ständische Domanialausscheidungscommission gewählt worden. Auch diese Wahlen fielen natürlich ganz im Sinne der Regierung aus; in der Zweiten Kammer blieb der Candidat der Opposition Oberbürgermeister Barkhausen mit 30 Stimmen in Minorität.

Außerdem wurden zwei neue Schatzräthe gewählt, in Erster Kammer für von Bothmer, welcher um seine Pensionirung nachgesucht hatte (die

ihm mit 1500 Thlrn. jährlich von der Regierung gern bewilligt ward), der Forſtmeiſter von Alten; in Zweiter Kammer für den zum Geheimen Finanzrath avancirten Dr. Lang Amtmann Oſtermeyer (mit 45 Stimmen gegen 33, welche auf Buddenberg fielen). An beiden Wahlen nahmen die von neuem fehlerfrei erwählten fünf oppoſitionellen Deputirten Oſtfrieslands, obgleich in Hannover anweſend, nicht theil, da von der Landdroſtei zu Aurich wol deren Vollmachten, nicht aber die Wahlacten ſelbſt eingeſendet worden; als aber dieſelben endlich nachkamen, fehlte es dem Miniſter an Zeit, die Prüfung vorzunehmen.

Auch der ſeit 1833 verheißenen Regelung der bäuerlichen Verhältniſſe haben die Stände auf ſehr bedenkliche Weiſe dadurch vorgegriffen, daß ſie zu einem Geſetzentwurfe von nur drei Paragraphen, die Zuſtändigkeit der Verwaltungsbeamten hinſichtlich der ſogenannten Höfecontracte betreffend, die Genehmigung ertheilten, obwol zuzugeſtehen iſt, daß ſie demſelben durch eine Menge von Zuſätzen Manches von ſeiner Gemeinſchädlichkeit genommen haben.

Bei keiner Gelegenheit zeigte ſich das dieſe Diät überhaupt charakteriſirende Streben der Regierung und der Majorität, Alles über das Knie zu brechen, ſo deutlich als bei dieſem Geſetzentwurfe, bei keiner ſo deutlich, wie dies Miniſterium, deſſen Organe die Einſicht und Kenntniß, die Kraft und Energie deſſelben nicht genug rühmen können, daneben auch noch die Eigenſchaft beſitzt, Arbeiten von höchſter Flüchtigkeit den Ständen als Geſetzentwurf vorzulegen. Die Oppoſition der Zweiten Kammer wollte den Geſetzentwurf von einer Commiſſion geprüft wiſſen; dies ward von der Majorität verweigert. Bei der Verhandlung jedoch ſtellten ſich ſo mancherlei Bedenken heraus, auch war die Kenntniß der alten Verordnungen, auf die es ankam, ſelbſt auf Seiten der Regierung ſo mangelhaft, daß die Verhandlung ſehr zeitraubend wurde. Dazu kam, daß die Erſte Kammer den Entwurf an eine Commiſſion verwies, welche verſchiedene Zuſätze und Aenderungen beantragte, ſodaß ſchließlich nur widerſtreitende Beſchlüſſe zuſtande kamen und die ganze Arbeit einer Conferenz beider Kammern anheimfiel. Das iſt aber immer der ſchlechteſte Ausweg, der ſich finden läßt, weil Conferenzbeſchlüſſe einfach angenommen oder abgelehnt werden müſſen, ohne daß Verbeſſerungsanträge weiter möglich ſind.

Das Geſetz, wie es endlich aus der Kammer hervorgegangen, ſtellt den gutsherrenfreien Bauer hinſichtlich der ſogenannten Höfecontracte (Uebergabe der Höfe, Abfindungen, Leibzuchten) unter eine Vormundſchaft und Abhängigkeit, ſtärker und drückender als das alte Verhältniß jemals geweſen. Denn während bisher nach dem Geſetze von 1833 den Obrigkeiten in Beziehung auf dieſe Contracte eine bloße „Einwirkung“ zuſtand, dahin zielend, daß die Beſtimmungen wegen Untheilbarkeit und Conſiſtenz der

Höfe nicht überſchritten würden, ſo ſollen fortan alle dieſe Contracte der Beſtätigung der Verwaltungsbehörde unterliegen; verweigern ſie die Beſtätigung, ſo ſollen die obern Verwaltungsbehörden entſcheiden, nicht die Gerichte. Der gutsherrenfreie Bauer wird dadurch alſo ungünſtiger geſtellt als der von dem Domanium abhängige gutsherrenpflichtige Meier, bei welchem letztern nach Aufhebung der Göhrder Conſtitution über ſolche Contracte die Entſcheidung letzter Inſtanz lediglich den Gerichten zuſteht. Wie es möglich geweſen, daß eine Kammer, in welcher 37 Vertreter des Bauernſtandes ſitzen, ein Geſetz dieſes Inhalts genehmigen konnte, das den Bauer abhängig und unfrei macht, während es vielmehr an der Zeit geweſen wäre, die Beſchränkungen, welche das Geſetz vom 23. Juli 1833 feſtgeſetzt hatte, wieder aufzuheben — das begreift nur Der, welcher die grenzenloſe Servilität beobachtet hat, mit der ſich die bäuerlichen Abgeordneten der Rechten vor jedem von der Miniſterbank geſprochenen Worte beugten.

Die Stände haben ferner eine ſogenannte Criminalnovelle discutirt und genehmigt, durch die einige große Härten, welche unſer Criminalgeſetz in den Beſtimmungen über Diebſtahl, Betrug, Unterſchlagung hatte, ſowie vielfache Controverſen beſeitigt, die Competenz der Amtsgerichte und Obergerichte hinſichtlich der Urtheilsfällung erweitert, die der Geſchworenen aber beſchränkt worden ſind. Auch zur Aufhebung des Tumultgeſetzes und der Bürgerwehren haben ſie ihre Genehmigung ertheilt. Die verhaßten ſchwarz-roth-goldenen Fahnen werden künftig nicht mehr am Friedrichswalle vorbeiziehen, wieder wird es eine Rückerinnerung an das Jahr 1848 weniger geben, aus dem Gedächtniß der Menſchen aber wird ſich dies Jahr bei alledem nicht verbannen laſſen und ebenſo wenig wird es gelingen, die Geſchichte ſelbſt hinter das Jahr 1848 zurückzuſchrauben.

Einige noch außerdem berathene und genehmigte Geſetze und Maßregeln ſowie die Bewilligungen für Kaſernenbau und den Hadler Kanal ꝛc. übergehen wir, da ſie das Publicum außerhalb Hannover nicht intereſſiren können. Dagegen ſcheint es zweckmäßig, zum Schluß unſerer Ueberſicht noch mit zwei Worten auf Das hinzuweiſen, was die Stände, zum mindeſten die Zweite Kammer, nicht gethan: das Fortbeſtehen der Rothgeſetze, dieſe ſchwerſte und ſchmerzlichſte Wunde unſers Rechtslebens, hat ſie nicht berührt, mit keinem Wort, keiner Silbe iſt ihrer gedacht worden, auch nicht von Seiten der Oppoſition, ſodaß dieſelben alſo ſchweigend beſtätigt ſind. Vermuthlich ſah die Oppoſition voraus, daß ſie ſich ſowenig in dieſem Punkte eines Sieges erfreuen würde wie in irgendeiner andern der zur Verhandlung gekommenen Angelegenheiten, beſonders da das geſetzlich allein zuläſſige und richtige Mittel nichts Geringeres geweſen wäre als — eine Miniſteranklage. Auch hat man ſich

vielleicht mit der Hoffnung beruhigt, daß aufgeſchoben nicht aufgehoben und daß bis zur nächſten Diät die Oppoſition, theils durch den Eintritt der noch fehlenden Mitglieder, theils durch den Uebertritt aller Derjenigen, die noch eine Spur von Rechtsgefühl und Unabhängigkeitsſinn inſichtragen, an Zahl und Einfluß gewachſen ſein wird, wäre es auch nur durch Bildung eines rechten Centrums, das alsdann in dieſer Angelegenheit zweifelsohne mit der Linken gehen wird.

Wieviel von dieſen Hoffnungen ſich beſtätigen und wie überhaupt unſere nächſte Zukunft ſich geſtalten wird, das ruht im Schoos des Schickſals; ſchlimm genug, daß wir wiederum, ſtatt auf der hellen und ſichern Bahn geſetzlicher Entwickelung vorzuſchreiten, uns den finſtern Mächten des Zufalls preisgegeben fühlen. Darüber inzwiſchen täuſche ſich Niemand: leicht und glücklich wird dieſe Zukunft zunächſt nicht ſein. Die Geſchicke müſſen ſich eben vollenden; wie die Sonne, um in neuer Pracht emporzuſteigen, zuvor untergeſunken ſein muß in Nacht und Dunkelheit, ſo gibt es auch im Völkerleben gewiſſe Epochen der Verfinſterung und des Uebergangs, die nothwendig erſt überſtanden ſein müſſen, bevor es wieder beſſer werden kann. Wünſchen wir uns denn wenigſtens Kraft und Muth, die lange Nacht mit ihrer Dunkelheit, ihrer Oede und Schweigſamkeit zu überſtehen; wünſchen wir aber auch und arbeiten wir dahin, daß der neue Tag, wenn er endlich hereinbricht, ein Geſchlecht finde, werth und fähig, ſeine Segnungen zu genießen. Es iſt das ein Wunſch, der nicht blos unſerer hannoverſchen Heimat, ſondern ebenſo dem geſammten deutſchen Vaterlande gilt....

Dichters Wallfahrt.

Von

J. W. Schaefer.

Wie hat die Götterhand der Kunſt des Louvre Hallen reich geſchmückt,
Das Schönſte aller Zeit vereint, was Geiſt und edeln Sinn erquickt!
Verlaſſen von der Fürſten Pomp, vom Feſtprunk der Vergänglichkeit,
Sind ſeine gold'nen Säle jetzt der Menſchheit Genius geweiht.

Steigſt du die Stufen dort hinan und ſchauſt den Saal voll Königspracht,
Wie dir der Farben Zauberglanz die Hall' entlang entgegenlacht!
Und hier empfängt dich ernſt und ſtill der Griechen hehre Götterwelt,
Wo feierliche Majeſtät dir ahnungsvoll den Buſen ſchwellt.

Oed' iſt es in dem Louvre heut' — nur Wen'ge wandeln durch den Saal;
Denn draußen wogt der Menſchenſtrom, gelockt vom warmen Lenzesſtrahl.
Auf ſonn'gem Quai und Boulevard erjauchzt der Jugend frohe Luſt;
Der Greis, der Kranke wird aufs neu' der Lebensfreude ſich bewußt.

Wer iſt der altersſchwache Mann dort in des Saales Hintergrund?
Gedanken leuchten von der Stirn und Anmuth ſpielt um Wang' und Mund.
Gebrochen iſt der Glieder Kraft — nur wenig Schritte noch zum Grab!
Mühſam iſt er hierher gewankt, geſtützt auf ſeinen Wanderſtab.

Es ruht ſein glühend Auge lang' auf Melos' ſchönem Venusbild,
Und Seufzer ſteigen aus der Bruſt, indeß ein Strom von Thränen quillt.
Die Göttin lächelt ſiegsgewohnt ihm ſonnig in das Herz hinein —
Gefährlich ſüßer Reiz! du mahnſt an ſeiner Jugend Roſenſchein!

Und wieder auf den Stab gelehnt, in ſich verſunken und gebückt,
Schleicht er hinaus und achtet's kaum, daß manches Auge auf ihn blickt.
Nur manchmal ſchlägt den Blick er auf zum blaugewölbten Himmelsrund;
„Der Dichter Heinrich Heine" — geht es flüſternd ſchnell von Mund zu Mund.

Literatur und Kunſt.

Novelliſtik.

In unſern Tagen findet eine merkwürdige Gegenſtrömung ſtatt. Auf der einen Seite erblicken wir das ausgebildetſte Genußleben, ein Ringen und Haſchen nach äußern Gütern, eine wahrhaft unerſättliche Begier nach Luxus und Mammon, nach Vergnügungen und Schauſtellungen aller Art auf Koſten des innern Menſchen, einen förmlichen Cultus der gedankenloſen Frivolität, die an Höheres nicht mehr glaubt und Tieferes nicht mehr empfindet, eine faſt ſcheu- und ſchamloſe Geringſchätzung und Verachtung alles das materielle Sein verklärenden und durchgeiſtigenden idealen Trachtens und Strebens. Ja wir ſehen, daß ſelbſt in pietiſtiſchen Erzeugniſſen, welche dieſer realiſtiſchen Richtung huldigen, gefliſſentlich Alles vermieden wird, was den Verdacht erwecken könnte, als ob der Verfaſſer auch Kunſt und Poeſie und überhaupt irgendwelche Genüſſe höherer geiſtiger Art neben den Früchten des reingewerblichen und geſchäftlichen Treibens für nöthig oder auch nur für zuläſſig halte. Auf der andern Seite erblicken wir dagegen die entſchiedene Neigung zu einer Vertiefung in ſich ſelbſt, zu einem reininnern Leben, mit mehr oder weniger religiöſer, zuweilen ſelbſt an das Myſtiſche ſtreifender Färbung, ſodaß ſie vielleicht ſogar der Gefahr eines thatenloſen einſchläfernden Quietismus ausgeſetzt ſein würde, wenn der unruhige, raſtlos thätige Geſammtcharakter der Zeit ſie dazu kommen ließe. Daher kann man in dieſer Richtung, trotz ſo mancher Auswüchſe, die auch wir keineswegs gutheißen, kaum eine für den Augenblick gefahrdrohende, ſondern vielleicht nur den nothwendigen und vielfach heilſamen Gegenſatz gegen das materialiſtiſche und realiſtiſche Extrem erblicken, durch welchen dieſem wenigſtens einigermaßen Zaum und Zügel angelegt wird bis zu dem vielleicht doch zu erhoffenden Zeitpunkt, wo eine harmoniſche Ausgleichung dieſer beiden Extreme erzielt werden ſollte. Wir verwahren uns dabei aufs ernſtlichſte gegen den

Verdacht, der ſogenannten Innern Miſſion das Wort zu reden, ſoweit ſie etwa in ſolchen Büchern wie in dem vielbeſprochenen Roman „Eritis sicut Deus“ zum Ausdruck kommt. Im Bunde mit ſolchen haderſüchtigen Landsknechten der Romanliteratur, wie der anonyme Verfaſſer dieſes polemiſchen Romans iſt, wird die Innere Miſſion keine bleibenden Siege erfechten; in ſolche unſaubere und zweifelhafte Allianzen hätte ſie ſich niemals einlaſſen ſollen, wenn es ihr darum zu thun war, ihre Sache reinzuhalten.

Die Schrift, welche uns zu dieſen Vorbemerkungen veranlaßte, hat nun mit dem gehäſſigen Geiſte, der das ebengenannte polemiſche Product durchhaucht und vergiftet, entfernt nichts gemein. Wir meinen die Schrift „Deutſche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ein ganz anderer Geiſt durchweht dieſe Schrift: es iſt der Geiſt der Liebe, der, im Beginn ſich an ein edles und zartes weibliches Weſen knüpfend, zuletzt ſich dem ganzen menſchlichen Geſchlecht zuwendet. Der anonyme Verfaſſer ſchildert darin in einfacher, inniger Weiſe ſeine Jugenderlebniſſe und ſeine Bekanntſchaft mit der Tochter eines der kleinern deutſchen Souveräne, die, reichen Geiſtes, aber kränkelnd und hinſiechend, ſich ihm zuneigt und ihn zu der Liebe erzieht, die ſchließlich in chriſtlicher Entſagung auf dem Grabe des geliebten Weſens das Banner der großen allgemeinen Nächſtenliebe aufpflanzt. Die Erzählung ſchreitet ihrem größten Theile nach in Unterhaltungen über inneres Chriſtenthum oder genauer ausgedrückt inneres Menſchenthum fort, die ſtets ſo inniger und oft ſo hinreißender Art ſind, daß man ihnen, trotz der ziemlich dürftigen Handlung, mit dem größten und geſpannteſten Intereſſe wie unwillkürlich folgt. Es handelt ſich dabei um kein theologiſches dogmatiſches Chriſtenthum, vielmehr wird die Anſicht ausgeſprochen, daß es zu verwundern ſei, wenn die Theologen die Menſchheit noch nicht um alle Religion gebracht hätten, daß ſie aber die Menſchheit darum bringen würden, wenn ihnen die wahrhaft Gläubigen nicht ernſtlich entgegenträten und ihnen zuriefen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Es handelt ſich dabei um eine tiefere, harmoniſchere Ausbildung des Gemüths und der Liebe, nicht vermittels ſtarrer Dogmen, ſondern an der Hand der empfindenden Religionslehrer die zugleich Poeten, und der Poeten die zugleich Religionslehrer ſind. Wir wiſſen nicht, ob und inwieweit das geſchilderte Verhältniß zwiſchen den beiden Hauptperſonen Fiction iſt; genug, daß wir an die Möglichkeit und Wirklichkeit des Verhältniſſes glauben, obſchon, wenn daſſelbe auf bloßer Fiction beruhen ſollte, wir doch mit einigem Bedauern an den Verfaſſer die Frage richten möchten, warum und zu welchem Zweck er es in eine ſo hohe ariſtokratiſche Sphäre verlegt habe? Es iſt hierdurch vielleicht Manchem die Verſuchung nahegelegt, dem Verfaſſer vorzuwerfen, daß er ohne beſondere Nöthigung in ſeiner Dichtung einem zu ſeinen Ariſtokratismus huldige. Außerdem läßt der Umſtand, daß die Prinzeſſin fortdauernd leidend und faſt gebrechlich iſt, ihre Hingabe an ein innerlich religiöſes Leben vielleicht mehr nur als einen nervöſen Ausfluß ihrer Kränklichkeit erſcheinen, nicht als das Reſultat mühſamer, mit dem Leben ſiegreich beſtandener Kämpfe. Dagegen läßt ſich wieder bemerken, daß dieſe beiden vielleicht ein kleines Bedenken zulaſſenden Umſtände weſentlich dazu beitragen, dem Ganzen ein anſprechend

reiches Colorit und eine gewiſſe noble und reinliche Haltung zu verleihen, die in deutſchen Erzeugniſſen dieſer Art nicht gerade häufig iſt, und gern wird man die Bemerkung eines engliſchen Blattes unterſchreiben, daß in dieſer Dichtung, die doch ſo viele Punkte aus dem Gebiete der Religion berühre, nicht ein einziger Ausdruck gefunden werde, welcher für zart und verſtändig fühlende Perſonen irgendetwas Verletzendes haben könne. Die Stimmung, in der das Buch geſchrieben iſt, iſt eine durchweg harmoniſche und dadurch wohlthuende und die Form von einer ſeltenen Reinheit. Sowenig umfangreich das Buch auch iſt, ſo ſchließt es doch einen reichen Gedankenſchatz ein, ganz geeignet, gleichgeſtimmten oder troſtbedürftigen Gemüthern eine im beſten Sinne erbauliche und veredelnde Lectüre zu ſein. f.

Correſpondenz.

Aus Brüſſel.

5. Mai 1857.

Lgrn. Noch niemals ſind in Europa ſo wichtige Fragen erörtert, ſo bedeutende Experimente gemacht worden, ohne daß eine erſtaunliche Thatſache, wie der Donner auf den Blitz, nicht allzu lange nachher gefolgt wäre. Niemals werden die Tiefen der Menſchheit ungeſtraft aufgewühlt. Ich weiß nicht, wie viele Urſachen der directen Einmiſchung der Völker in ihre Angelegenheiten ſchon ausfindig gemacht worden ſind; aber der Aerger und die Verdrießlichkeit über das officielle Hantieren iſt ſicherlich ſtets eins der einflußreichſten Motive. Auf manchen Punkten Europas wird wieder ein ſehr gewagtes Spiel geſpielt. Nach der ſo erbärmlich gelöſten Unterrichtsfrage ſtottern wir hier jetzt an der Frage der Armenpflege, der Wohlthätigkeit, der Charité. Wer iſt die zuſtändige Behörde für ſämmtliche charitablen Fonds? Das iſt der Punkt, auf dem unſere Guelfen und Ghibellinen wie gewöhnlich um den Durchmeſſer der Erde auseinandergehen.

Im Jahre 1851 bereitete Hr. Teſch als Juſtizminiſter einen Geſetzentwurf vor, der die Napoleoniſche Obſervanz noch durch mehre zweifelhafte Punkte durchführen ſollte. Nach den Geſetzen der Jahre v und vii iſt nämlich die Civilbehörde, der Juſtizminiſter, de jure competent über alle Schenkungen und Vermächtniſſe zu Gunſten der Armen, Kranken und Greiſe; nichts darf einer andern Behörde übertragen werden als den Bureaux de charité für die Unterſtützung oder die Hospitien für Kranken- und Invalidenpflege. Specialſtiftungen mit eigener unabhängiger Verwaltung ſind ausgeſchloſſen, die „todte Hand" iſt principiell aufgehoben. Schon nach dem Code civil darf kein Geiſtlicher ein Vermächtniß empfangen. Civilperſonen oder „moraliſche Perſonen" kann nur die Geſetzgebung anerkennen. Die europäiſche Reaction ſeit 1815, die in den weiten Mantel der Religion kroch, arbeitete natürlich ſolchen weltlichen Grundſätzen entgegen; Klöſter entſtanden und bevölkerten ſich in Maſſe. Im Jahre 1846 zählte Belgien bereits wieder 800 Congregationen mit 12,000 Perſonen, Mönchen und Nonnen, gerade ſoviel wie 1790, vor dem Sturz der Alten Welt. Heute iſt die

Zahl auf circa 15,000 gewachſen. Da nun ein Kloſter eine Corporation bedeutet, ſo nannten ſich die betreffenden Genoſſenſchaften nur Gemeinſchaften, Communautés de femmes, Communautés d'hommes, verſteckten ſich hinter der Aſſociationsfreiheit der Conſtitution und lauerten den günſtigen Augenblick ab, wo ſie von einem ultramontanen Cabinet die Perſonification erſchleichen konnten. Ein großer Rechtsſtreit beſteht über die Competenz der Miniſter, ſolche Anerkennungen ohne Zuthun der Legislative, durch bloße königliche Unterſchrift, zu vollziehen. So ſind von den 642 Frauenklöſtern und den 175 Mannsklöſtern (1846), welche als „moraliſche Perſonen" anerkannt wurden, die große Mehrzahl nur ſehr zweifelhaft berechtigt; der brüſſeler Caſſationshof erklärt von den 42 Perſonificationen ſeit 1830, von denen die Herren de Theux und d'Anethan 31 gegenzeichneten, nur 8 für gültig, 34 für illegal. Der anrüchige Geſetztitel, auf den die Perſonification baſirt zu werden pflegt, iſt die Beſchäftigung mit dem Armenunterricht: eine communauté macht brillante Geſchäfte mit Penſionären, läßt aber etliche Zöglinge gratis zu: — Armenſchule, moraliſche Perſon, todte Hand!

Wenn nun die Specialadminiſtratoren in die Armenpflege eingeführt und die religiöſen Gemeinſchaften nach und nach alle zu moraliſchen Perſonen erklärt würden, ſo entgingen natürlich ſämmtliche Armenfonds ſehr raſch der Aufſicht des Staats, concentrirten ſich in todter Hand, würden zu allen beliebigen Zwecken verbraucht, natürlich ſtets in gloriam Domini, ſicherlich aber zur Untergrabung der weltlichen Macht, die ſchon dem Beichtſtuhl allein nicht ſtandhalten kann, von der todten Hand aber zuverläſſig ſpazierengeführt würde. Die öffentlichen charitablen Fonds in Belgien disponiren jährlich über etwa 10 Millionen Francs Einkünfte, ohne die freilich ſehr nothwendig gewordenen Zuſchüſſe der Gemeinden. Erlangt die klöſterliche Partei Macht über die Armenfonds, ſo wird man 8—10,000 „Schweſtern der Barmherzigkeit" für den Dienſt verwenden, die, zu etwa 500 Francs auf den Kopf, 5 Millionen Francs oder die Hälfte aller Einkünfte vorweg conſumirten!

Hr. Teſch kam nicht dazu, ſein regulirendes Geſetz vorzulegen; das Cabinet de Brouckère brachte 1854 einen Entwurf vor die Kammer, der ebenfalls das Schickſal der ungeborenen Kindlein hatte. Jetzt iſt die Reihe an Hrn. Alphonſe Nothomb, der die Würfel richtig geworfen hat: Specialadminiſtratoren, nach Willkür und Laune des Gebers oder Teſtators. Natürlich läßt Hr. Nothomb die Bureaux de bienfaisance und die Hospize ſtehen, verſichert auch, ſo oft man es hören will, an der weltlichen Befugniß würde nichts geſchmälert; aber „wir kennen dich, du Schalk, du machſt nur Poſſen", mit den Specialcuratoren iſt uns die Thür vor der Naſe geſchloſſen! Seit 14 Tagen nun erſchallt im „Palaſte der Nation", vulgo Repräſentantenkammer, die unendliche Discuſſion über den Nothomb'ſchen Geſetzentwurf „im Allgemeinen"; es iſt noch gar keine Ausſicht vorhanden, an die einzelnen Paragraphen zu gelangen. Die katholiſche Seite hat Unglück, wenn man die Stimmen „wägt"; bekanntlich werden ſie aber zuletzt „gezählt". Hr. Nothomb ſelbſt hat nicht die Spur von Autorität in der Kammer, nicht einmal auf ſeiner eigenen Seite; Hr. T'Kindt de Naeyer (ein Name wie auf den Sandwichinſeln) iſt ein Ueberläufer aus dem liberalen Lager; Hr. Kerkhove aus Gent, Miſſionar des Biſchofs, ſprach von dem „Engelsminiſterium vor

Erſchaffung des Menſchen", von Confucius, Buddha, Moſes, Numa Pompilius, auch von Juſtinian und Voltaire — die Rechte ſelbſt, die beiden Hauptminiſter vorab, lachte die hellen Thränen; Hr. Malou, Exminiſter, Bruder des Biſchofs, hätte beinahe einen redneriſchen Triumph gefeiert, wenn ihn Tags darauf Hr. Teſch nicht platt geſchlagen hätte; der Abbé de Haerne erntete „fortlaufenden Beifall", die „Indépendance" erklärt, ſie habe geglaubt, nur in Afrika und Aſien käme es vor, daß ein Geiſtlicher „in der Wüſte predigte" — das Haus mußte „ausgezählt" werden. Dagegen redete der kleine de Perceval höchſt vorzüglich über das Maſſenelend in Belgien und gegen den antiſocialen Charakter der Vorlage; Hr. Rogier leuchtete dem armen Juſtizminiſter glücklich heim; Hr. H. de Bronckère erklärte, ſein Entwurf von 1854 habe nichts mit den heutigen Abſichten zu ſchaffen; Hr. Teſch erörterte die Tendenzen des Machwerks à fond, las dem ehemaligen Miniſter Malon ein Circular vor, worin er ſelbſt die Specialadminiſtratoren verworfen und die Competenz der Civilbehörde ausſchließlich aufrechterhalten hatte, und ſagte der ſchon hinlänglich betretenen Majorität: „Ihr ſeid jetzt Majorität durch die Gnade Hrn. Granier's de Caſſagnac, der 1852 bei der Kammererneuerung mit dem Handelsblocus drohte, und durch die Gnade der Ueberläufer aus dem liberalen Lager. Ihr herrſcht durch die zwei ſchäbigſten Mittel, durch das Ausland und den Verrath" (Exploſion auf den Tribünen, der Präſident, Ueberläufer Delehaye von Gent, droht die Tribünen-räumen zu laſſen). Die beiden Hauptminiſter ſcheinen gar nicht dreinreden zu wollen, ſie hören und ſchweigen; Hr. Frère hat ſich noch nicht einmal einſchreiben laſſen, er lauert der Miniſterbank auf. Moraliſch iſt die Vorlage vernichtet — aber was gilt die Moral heuer, was gilt ſie in den Kammern?

Hr. Frère hat allerdings ſein Votum abgegeben, und zwar ein recht motivirtes; unter dem bekannten Pſeudonym Jéan van Damme ließ er kurz vor der Debatte ſein Werk vom Stapel: „Die todte Hand und die Wohlthätigkeit", welches mehr als eine ſchlafloſe Nacht erwirkt hat. Hr. Frère beweiſt aus ſämmtlichen Geſetzgebungen Europas nnd aus der nordamerikaniſchen, namentlich aus der Entwickelung der Geſetzgebnngen, daß überall der todten Hand Riegel vorgeſchoben und jetzt mehr als je angelegt würden. Er bringt eine durchſichtige, ſonnenklare Darſtellung von den Fortſchritten in England und Holland, auf die ſich die Klerikalen ſtets berufen, und zeigt, daß täglich mehr das Gegentheil der hieſigen frommen Wünſche in jenen Ländern geſchehe. Das Bnch iſt allen Politikern und Juriſten, auch in Deutſchland, zu empfehlen. Anarchie der Privatwohlthätigkeit, ſociale Gefahr der geiſtlichen Aufhäufung, Nothwendigkeit der Staatsintervention: das iſt Alles ſehr ſcharf und ſehr beredt dargethan. Freilich, die Wohlthätigkeit ſelbſt unterſncht der Tribun der Civilgewalt nicht, auch nicht die Vorausſetznng der Wohlthätigkeit, das chroniſche Elend. Es ſieht nach dem Frère'ſchen Buche aus, als ob wir hier im Himmel lebten, weil und ſolange die Bürgermeiſter und Gemeinderäthe die Rechnungen der Armenbureaux und Hoſpize abnähmen. „Was gibt es Liebenswürdigeres als die Charité?" Was es Liebenswürdigeres gibt? Ei, ihr Aufhören, ihre progreſſive, geſicherte, nothwendige, evidente Abnahme!

Es iſt ganz gut und ſchön, daß Hr. Frère den Bürgermeiſter der Stadt

Brüſſel, den groben Hrn. de Brouckère anfzieht, der als echter Malthuſianer in ſeinen öffentlichen Vorleſungen vom Jahre 1852 über „Wohlthätigkeit und öffentliche Unterſtützung“ die Gemeinde und den Staat von der geſammten Laſt der Armenpflege befreien wollte, die Hospitäler verwünſchte, die Findelhäuſer begeiſerte; aber glaubt denn Hr. Frère, es ſei wirklich etwas damit gethan, daß 10—12 Millionen Francs jährlich in einen Abgrund geſchüttet werden, den ſie lediglich offenhalten? Hat ſein Staat gar keine denkbare weitere Pflicht als die Unterhaltung der permanent eiternden Wunde? Und was denkt ſich Hr. de Perceval bei der Foderung, durch Vermehrung der Arbeit, durch geſteigerte Production dem Krebsſchaden des Pauperismus Einhalt zu thun? Production unter den heutigen Bedingungen oder unter neuen, und welchen? Nach den heutigen Bedingungen iſt der Pauperismus ewig, denn er iſt die Folge dieſer Bedingungen. Und glaubt Hr. Teſch etwas Rechtes geſagt zu haben, wenn er erklärt, die Ultramontanen ſeien Herren über das liberale Cabinet geworden, weil ſie verleumdet hätten, die Liberalen ſeien „Socialiſten“? Gott ſei's geklagt, die Liberalen haben auch nicht eine ſocialiſtiſche Ader im Leibe, ſie wollen Alle zuſammen ruhig weiter verwalten was da iſt; die Ehre einer ſo enormen Beſchuldigung verdienen ſie wahrhaftig nicht.

Das weiß auch Hr. Felix Delhoſſe, ein junger Publiciſt aus der ſtets weiter umſichgreifenden demokratiſchen Schule, wenn das noch eine Schule heißen kann, wo kein Schulmeiſter mehr exiſtirt. Dieſes wahrhaft kritiſche Talent veröffentlicht ſoeben einen Band „Schriftſteller und Staatsmänner Belgiens“, worin die ſcharfen Umriſſe und Charakterzüge der Herren Frère-Orban, de Gerlache, L. Jottrand, Ducpétiaux, Joſ. Haumont (frühverſtorbener ſehr ſcharfſinniger Humanitär und Sonderling) zu eben ſo vielen Porträts verarbeitet worden ſind. Hr. Delhoſſe kritiſirt den doctrinären Liberalismus wie den Ultramontanismus, die officielle Wohlthätigkeit wie die mittelalterlichen Gelüſte; dem Hrn. Ducpétiaux ſagt er namentlich: „Das Elend iſt conſtatirt, aber woher kommt es? Das von der Barmherzigkeit angefangene Werk muß von der Gerechtigkeit endlich verwirklicht werden. Kehrt euer Problem einmal um: ſucht die Subſiſtenzmittel auf die Höhe der Population zu bringen.“

Der Altmeiſter der demokratiſchen Partei, der unermüdliche de Potter, deſſen ſpecielles Verdienſt darin beſteht, daß er die kirchlichen Vorausſetzungen nicht allein angreift, ſondern auch den Nihilismus der Voltaire'ſchen Aufklärerei und die Inhaltsloſigkeit der libres-penseurs ſchonungslos bloßlegt, hat ſich gleichfalls in die ſchwebende Frage gemiſcht. „Allgemeine Betrachtungen über die Wohlthätigkeit, gelegentlich des betreffenden Geſetzentwurfs“, heißt die kleine Brandſchrift, welche den liberalen Bourgeois auffodert, die abſolut perſönliche Freiheit der Conſtitution auch den Gebern und Teſtatoren zukommen zu laſſen, ſich ſelbſt ferner nicht der religiöſen Stütze für ſeine polizeiliche Herrſchaft zu berauben. „Unter dem Mantel des beſtehenden Rechts zankt ſich der Liberalismus mit dem Katholicismus. Setzt der Bourgeois ſeine gewöhnliche Barſchheit ein, ſo kommt es zu Gewaltthätigkeiten. Der Mantel aber iſt alt, bis auf den Faden verbraucht. Wenn er in Stücke geht, werden katholiſche wie liberale Schultern entblößt werden. Liberale, ſeid gemäßigt und klug; tödtet die Henne nicht, die euch

goldene Eier legt; laßt sie ein wenig gackeln und gönnt ihr die paar Körner, die sie auf euerm Miste hervorkratzt. Wenn ihr sie aufschneidet, werdet ihr nichts in ihren Eingeweiden finden." Die Henne ist natürlich die Autorität, auf Offenbarung in der Kirche wie im Rechte gegründet.

Aus Hannover.

April 1857.

A. Die Partei, welche seit dem letzten Umschwung der Dinge in unserm Lande wieder das Heft in Händen hat, suchte zwar vor allem ihren eigenen Interessen den Siegespreis zu sichern; allein sie empfand doch zugleich die Nothwendigkeit, der Bevölkerung irgendetwas Lockendes als beruhigenden Köder hinzuhalten. Sie nahm demnach die Miene an, an den vieljährigen Verfassungswirren Hannovers nichts so innig zu beklagen als deren angebliche Rückwirkung auf allen friedlichen Erwerb, und bezeichnete als das Ziel ihrer restaurirenden Politik die Aera der materiellen Interessen. Indessen ließ sich doch keineswegs nachweisen, daß der öffentliche Wohlstand seit dem Jahre 1848 zurückgegangen sei. Die frühern Ministerien waren gegen diese Grundlage aller höhern Bestrebungen gewiß nicht gleichgültig oder gar feindselig gesinnt gewesen. Die Verfassungskämpfe hatten die wirthschaftliche Entwickelung des Landes schon deshalb nicht aufhalten können, weil sie nur am Bundestag und etwa noch bei Hofe geführt wurden, während übrigens ringsum der tiefste und glücklichste politische Friede herrschte. Sollte daher jene Behauptung der triumphirenden Partei überhaupt irgendwelchen Sinn enthalten, so mußte es wol der sein, daß die ungelösten Zweifel an der Rechtsbeständigkeit der geltenden Verfassungsformen die Minister bisher verhindert hätten, den materiellen Interessen der Bevölkerung diejenige fördernde Sorgfalt zuzuwenden, zu der sie sich gedrungen fühlten. Nun denn! wenn dies in Wahrheit die negative Wirkung unserer Verfassungswirren gewesen ist, so müssen wir den plötzlichen Wegfall der Ursache insoweit ernstlich bedauern. Bewahre uns Gott vor dem Uebermaß solcher fördernden Sorgfalt, wie sie in der äußerlich arbeitenden Macht eines Ministers liegt! Die frühern Ministerien haben sich dadurch, daß sie der Entstehung zeitgemäßer Creditanstalten einen Riegel vorschoben, das Papiergeld kindischer scheuten als die Pest, alle Eisenbahnbanten dem Staat vorbehielten, allerdings der Erbsünde der hannoverschen Regierung auch an ihrem Theile schuldig gemacht. Sie haben außerdem den günstigen Zeitpunkt vorübergehen lassen, in welchem der Staat um die todte Last seiner Domänen, Bergwerke und Salinen schmerzlos erleichtert werden konnte. Sie haben das Unrecht des Stader Zolls nicht fahren lassen und die zweifelhaften Segnungen des Zollvereins aus bloßen politischen Rücksichten über uns gebracht. Aber wenn sie den freien Kräften der Gesellschaft nur geringen Spielraum gönnten, so haben sie sich doch nicht eingebildet, daß ihre Gunst die allgemeine Bewegung der Geister ersetzen könnte, daß der Gewalt die Früchte reiften, welche nur die Freiheit zu säen und zu ernten vermag. Sie kannten den Zusammenhang der menschlichen Dinge doch zu gut, um nicht das edle Vertrauen zu hegen, daß eine stufenweise Befreiung der Einzelnen von dem alten politischen und socialen Druck zuletzt am sichersten in steigenden Wohlstand der Ge-

ſammtheit ausſchlagen werde. Den bleibenden Beruf des Staats fanden ſie weiſe nicht ſowol in der Schöpfung fremdartiger Anſtalten und Einrichtungen, als vielmehr in der allmäligen Entfernung aller Hinderniſſe für Jedermanns Sorge um ſich ſelbſt.

Wie wenig der Welt im Grunde daran gelegen ſein kann, die hannoverſche Regierung aus der ſpecifiſch-conſtitutionellen Politik in die Handelspolitik übergehen zu ſehen, das erfahren wir in dieſem Augenblick gerade an dem ſchlagendſten aller Beiſpiele. Gäbe es im Eiſenbahnweſen keine Einmiſchung des Staats, ſo würde unſere nordweſtliche Ecke von Deutſchland ſeit Jahren um eine der nützlichſten und einträglichſten Bahnen reicher ſein: um die Linie Hamburg-Bremen-Amſterdam. Da aber auf dem Wege dieſer Linie zufällig hannoverſches Gebiet liegt, leider ganz unumgänglich, ſo hat die Einſicht und die Bereitwilligkeit mehrer hintereinander auftretender Geſellſchaften von Capitaliſten nicht hingereicht, das Unternehmen ins Werk zu ſetzen. Sie ſind an einem Widerſpruch geſcheitert, der nichts für ſich hatte außer dem formellen Recht und der äußern Gewalt. Die große Ausgleichung der Weltmärkte mußte unterbleiben, weil ein Kleinſtaat beſorgte, daß ſeine Hauptſtadt in ihrer künſtlichen Blüte einigermaßen zurückgehalten werden möchte. Anſtatt einer Bahn, deren Rente kaum unter derjenigen der überaus ergiebigen Bahnſtrecke Braunſchweig-Minden geblieben ſein würde, müſſen wir uns nun begnügen, Hannover mit Amſterdam verbunden und die beiden Hanſeſtädte auf einem abermaligen Umweg miteinander in Zuſammenhang geſetzt zu ſehen. Anſtatt der einfachen und geſunden Linie Amſterdam-Bremen-Hamburg empfangen wir die zerſtreut flatternden, zum Zerreißen dünnen Fäden Amſterdam-Osnabrück-Hannover, Bremen-Geeſtemünde, Hamburg-Geeſtemünde und Hamburg-Cuxhaven. Das iſt die Folge, wenn kleinliche politiſche Rückſichten den Lauf der Verkehrsſtraßen beſtimmen und nicht die klaren Bedürfniſſe des Verkehrs.

Es gibt freilich auch eine durchaus rechtmäßige Richtung, in welcher die hannoverſche Regierung dem Erwerbsſtand ihres Volks unmittelbare Fürſorge widmen könnte. Sie hat ja die Nürnberger Conferenz für Handelsgeſetzgebung beſchickt. Das heißt unter Anderm, ſie hat anerkannt, daß auf dem Gebiet der heutzutage ſo dicht entſtehenden Geſellſchaften zu gemeinſamem Erwerb noch eine umfaſſende Gelegenheit, Recht zu ſchaffen, gegeben ſei. Recht ſchaffen aber, weſſen Initiative wäre das anders anheimgeſtellt als derjenigen der Regierung? Die Willkür der allmächtigen Verwaltung hat in der Zulaſſung und Beaufſichtigung der heutigen Actiengeſellſchaften wiſſenſchaftlich zu ſprechen Bankrott gemacht. Um die auch in Hannover hervorgetretenen ſchlimmen Wirkungen für die Zukunft zu verhüten, bedarf es gewiſſer geſetzlicher Beſtimmungen; und wenn Deutſchlands Regierungen ſoviel ſchon in Nürnberg ſtillſchweigend zugeſtanden haben, ſo würde es am Ende keiner von ihnen ſchlecht anſtehen, wenn ſie ſogar vor der Vollendung des nicht ſo leichten nürnberger Werks bereits ihrer Landesvertretung einige Grundſätze über die Genehmigung und Bewachung von Actienvereinen und Commanditgeſellſchaften zur Annahme ſtellen wollte. Es würden dann wahrſcheinlich doch in Zukunft ſolche Vorfälle vermieden werden, wie ſie ſich zur großen Beſtürzung mancher ehrlicher Vaterlandsfreunde bei der Gründung der Hannoverſchen Bank begeben haben; ein Regierungscommiſſar würde

nicht zugleich Verwaltungsrath sein können; und es würde sich herausstellen, ob eine Bank ihre eigenen Actien speculirend im Portefeuille behalten darf, obwol sie öffentlich zur Emission angekündigt sind und in ihren Statuten die Beleihung der eigenen Actien ausdrücklich untersagt ist. Je dichter sich derartige Gesellschaften jetzt in das Leben drängen, desto dringlicher wäre ihnen gegenüber eine Bindung der administrativen Willkür durch das Gesetz.

Notizen.

Ueber das Zeitungswesen im Königreich Sachsen enthält die „Zeitschrift des statistischen Bureau des königlich sächsischen Ministerium des Innern" in Nr. 3 des laufenden Jahrgangs eine Reihe statistischer Angaben, denen wir Folgendes entnehmen. Die Zahl sämmtlicher im Königreich Sachsen erscheinenden Zeitschriften belief sich im Jahre 1855 auf 202. Von diesen 202 Zeitschriften wurden im Ganzen 343,883 Exemplare gedruckt, sodaß durchschnittlich auf jede Zeitschrift 1702 Exemplare kommen. Die Bogenzahl dieser sämmtlichen Exemplare belief sich auf mehr als 35 Millionen, sodaß also die Durchschnittszahl der Bogen auf jedes Exemplar etwas über 102 betrug. Der Werth aller dieser Exemplare wurde auf mehr als 800,000 Thlr. berechnet und kam sonach jedes einzelne Exemplar durchschnittlich auf $2\frac{1}{3}$ Thlr. zu stehen. Die Zeit des Erscheinens betreffend, erschienen von diesen 202 Zeitschriften nur 4 täglich, 7 sechs mal wöchentlich, 1 vier mal wöchentlich, 9 drei mal wöchentlich, 30 zwei mal wöchentlich, 94 aber waren Wochenschrift im engern Sinne, indem sie einmal wöchentlich erschienen. Es erschienen ferner 1 vier mal monatlich, 8 zwei mal, 24 einmal in derselben Zeit; jährlich dreizehn mal erschienen 1, acht mal 3, vier mal 6 und ohne Zeitbestimmung 11. Dem Inhalte nach vertheilten sich diese Zeitschriften in der Art, daß der Theologie, Philosophie und Freimaurerei 8, der Philologie und Pädagogik 6, den Rechts-, Staats- und Cameralwissenschaften 8 gewidmet waren. Zeitschriften für allgemeine Literatur, Bibliographie und Buchhandel gab es 12; geschichtliche, archäologische, geographische und statistische 3; medicinische, chirurgische, pharmaceutische und für Thierarzneikunde 5; naturwissenschaftliche 3; land-, haus- und forstwissenschaftliche 10; für Handel und Gewerbe, Technik, Mechanik, Berg- und Hüttenkunde 7; für schöne Literatur, Kunst, Theater, Musik und Mode 16; Zeitschriften für die Jugend 1 und vermischten Inhalts 22. Dazu kommen dann noch an politischen Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenzblättern 101, sodaß also diese letztere Gattung genau die Hälfte sämmtlicher im Königreich Sachsen erscheinender Zeitschriften bildet. — Eine interessante Parallele hierzu bieten einige Angaben über den Absatz der vornehmsten preußischen Blätter, welche in dem preußischen Hause der Abgeordneten bei Gelegenheit der Debatte über den bekannten Matthis'schen Antrag von dem Regierungscommissarius Regierungsrath Ribbeck gemacht wurden. Diesen Angaben zufolge hat der Absatz der genannten Blätter im Lauf der letzten vier Jahre (1852—56) eine nicht unbeträchtliche Zunahme erfahren. Den größten Absatz von allen berliner Blättern hat — der „Kladderadatsch"; die Zahl seiner Abon-

nenten, die sich 1852 auf 20,150 belief, war 1856 auf 26,000 gestiegen. Von den eigentlichen politischen Blättern war das verbreitetste die „Voß'sche Zeitung"; ihre Abonnentenzahl stieg in dem angegebenen Zeitraum von 11,000 auf 13,400. Ebenso stiegen die „National-Zeitung" von 5000 auf 7500 und die Kreuzzeitung von 4800 auf 6550, während die „Spener'sche" von 8000 auf 6600 zurückging. Die verbreitetste unter den preußischen Provinzialzeitungen und überhaupt eins der größten deutschen Blätter ist ferner die „Kölnische Zeitung"; ihre Auflage stieg in dem mehrerwähnten Zeitabschnitt von 10,200 auf 12,500. Ueberhaupt hat nach derselben Quelle die Journalpresse in Preußen, trotz der vielfachen Beschränkungen, welche auf ihr lasten und die im Lauf der erwähnten Debatte selbst von Seiten der Regierung nicht ganz in Abrede gestellt wurden, innerhalb der letzten Jahre nicht ab-, sondern zugenommen. Im Jahre 1849 belief sich die Zahl sämmtlicher Preßanstalten in Preußen auf 2612; im Jahre 1852 wurden ihrer 2755 gezählt. Noch bedeutender stieg in demselben Zeitraum die Anzahl der Pressen, nämlich von 1275 auf 1310, während die Zahl der dabei beschäftigten Arbeiter sich von 6496 auf 6809 vermehrte.

Dingelstedt's Ernennung zum Intendanten des weimarischen Hoftheaters bestätigt sich. Doch wird er seine neue Stellung erst zu nächstem September antreten und zwar wird die Festvorstellung am 3. September, an welchem Tage bekanntlich der Grundstein zum Karl-August-Denkmal gelegt und die Dichterstatuen enthüllt werden sollen, die erste unter der neuen Verwaltung sein. Auch das Festspiel selbst, das bei dieser Gelegenheit zur Darstellung kommen soll, wird von Dingelstedt abgefaßt.

Der erste Band von Mommsen's „Römischer Geschichte" (Berlin, Weidmann) erschien in zweiter, stark vermehrter und vielfach verbesserter Auflage. Auch von Heinrich Pröhle's Buch „Aus dem Harze" (Leipzig, Mendelssohn) befindet sich eine zweite verbesserte und sehr elegant ausgestattete Auflage unter der Presse. Ebenderselbe ließ soeben seinen im berliner Wissenschaftlichen Verein gehaltenen Vortrag über „Kriegsdichter des Siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege" (Leipzig, G. Mayer) im Druck erscheinen. Es ist freilich, dem nächsten Zweck gemäß, nur eine Skizze, aber geschickt gruppirt und von ansprechender Form. Am ausführlichsten bespricht der Verfasser die Gleim'schen „Kriegslieder" und Körner's „Leier und Schwert"; auch über des Letztern Heldentod werden einige interessante Einzelheiten mitgetheilt.

Von Moriz Carriere ist wieder ein Heft zu „Shakspeare-Zeichnungen" von Kaulbach erschienen. Es enthält einen Aufsatz über „Shakspeare's Seelenleben und Geistesgeschichte" und einen andern über den „Sturm" nebst Würdigung der Zeichnungen. Von der Entwickelung sowie von der poetischen und sittlichen Durchbildung des großen Dichters gibt Carriere ein sehr lebendiges Bild, mit Benutzung aller Züge, welche durch die neuesten Forschungen von Andern und ihm selber gewonnen sind, und nicht leicht wird über den Menschen und Poeten in einer Abhandlnng von verhältnißmäßig geringem Umfang so Vieles gesagt und dargethan sein.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

Von

A. von Sternberg.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ein neues Werk des geistvollen Schriftstellers, das besonders allen Besuchern der **Dresdener Galerie** die angenehmste Unterhaltung gewähren wird. Es sind Novellen, die sich an bekannte Bilder und das Leben der Maler anschließen. Der Inhalt ist folgender: Die Gräfin von Flandern (Rembrandt); Die Burg der Häßlichen (Asselyn); Die Rose von Harlem (Van der Neer); Eine Vision Holbein's (Holbein); Die Hexenküche (Teniers); Schleier und Mantel (Cignani); Der Unbekannte (Paul Veronese); Der Künstler-Vagabund (Brouwer); Der Liebesgarten (Rubens); Das Grab des Juden (Ruisdael).

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die Ritter von Marienburg. 3 Theile. 8. 4 Thlr.
Macargan oder die Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ein Roman. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
Ein Carneval in Berlin. 8. 1 Thlr.
Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. 12. 3 Thlr.
Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

(Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon.)

Zwölf Bände. 8. 25 Thlr. 10 Ngr. Elegant gebunden in Leinwand 29 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in **152 Heften** zu **5 Ngr.** zu beziehen.)

Dieses Werk liegt nach neunjährigem Erscheinen nunmehr **vollständig abgeschlossen** vor. Es hat sich in hohem Grade die Anerkennung des Publicums wie der Kritik und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben. Als ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens**, das in längern Aufsätzen, die größtentheils von den angesehensten deutschen Schriftstellern herrühren und zugleich eine höchst interessante und anziehende Lectüre bilden, ebenso wol die politischen Begebenheiten aller Länder und Staaten als die gesellschaftlichen Zustände und Wissenschaft, Kunst und Gewerbe darstellt, ist es von bleibendem Werthe für die Zeitgeschichte der Gegenwart. Eine am Schluß gegebene systematische Inhaltsübersicht zeugt von dem Reichthum und der Wichtigkeit des Werks.

Frühere Abnehmer des Werks, denen einzelne Hefte oder Bände fehlen, werden gebeten, sich dieselben bald anzuschaffen, da die Nachlieferung nur für eine kurze Zeit noch garantirt werden kann.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 22.** 28. Mai 1857.

Inhalt: Böhmische Wallfahrten. Eine Culturskizze. Von **Theodor Mally.** I. — Münchener Skizzen. Von **Melchior Meyr.** II. — Literatur und Kunst. Volksliteratur. (Luther, „Geschichten aus dem jetzigen Volksleben"; „Der Mädchensohn. Eine Volksgeschichte vom Verfasser des «Schulzen von Ettingrode»".) — Correspondenz. (Aus Hamburg.) — Notizen. — Anzeigen.

Böhmische Wallfahrten.

Eine Culturskizze.

Von

Theodor Mally.

Prag, während der Nepomucenischen Tage.

I.

Der Lenz ist wieder da. Und nicht nur die frischgrünen Saatgefilde und die altehrwürdigen Haine Böhmens ertönen wieder vom jubelnden Festgesange der lüftedurchschmetternden Lerche und des zahllosen Chors hundertfältiger anderer Singvögelgeschlechter, welche es drängt, ihre Freude über des holden Wonnemondes Wiederkehr und ihren Dank gegen den Spender all dieser Frühlingswunder und -Seligkeiten hinauszuströmen in den lautern blauen Himmel, in den warmen goldenen Sonnenschein und das schattige duftige Baumesdunkel: — auch die staubigen Heeresstraßen, die wiesenumsäumten Feldwege erschallen allerorten wieder von Gesang und Trompetenstoß. Die Zeit der alljährlichen Wallfahrten und Processionen ist gekommen und die treugläubigen Kinder der Kirche Roms, soweit die Grenzmarken Böhmens ihre Wohnsitze umfassen, czechischer wie deutscher Zunge, ergreifen den Pilgerstab, um, dem Drange ihres Gemüths und den eindringlichen Mahnungen ihrer Seelenhirten folgend, an irgendeinem heiligen Wunder- und Gnadenort das schuldbeladene Herz zu erleichtern und zu erbauen und nebenbei

sich irgendeine himmlische Huld zu erflehen, wie sie ihrer eben bedürfen.

Nicht in wiederholte Erörterungen der vom Standpunkte der Sittenlehre sowol als der Nationalökonomie längst entschiedenen Frage über den Werth oder Unwerth von derlei frommen Umzügen und Wanderungen wollen wir uns hier einlassen, welche nach Möglichkeit einzuschränken schon der hellsehende Kaiser Joseph für eine nicht unwichtige Pflicht der Gesetzgebung ansah; nur mit als eines der vielen „Zeichen der Zeit" und als eines wenn auch kleinen, doch keineswegs ganz unbeachtenswerthen Beitrags zur Kenntniß des Culturzustandes des betreffenden Volks mag es gestattet sein, dieser merkwürdigen Manifestation religiöser Anschauungen hier Erwähnung zu thun, wie sie noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts, des Säculums der Riesenfortschritte in Wissenschaft und geistiger Erleuchtung, in einem Lande im Schwang ist, welches den Ruhm besitzt, schon vor 400 Jahren in seinen Gauen die Fahne der religiösen Aufklärung aufgepflanzt gesehen zu haben.

Völkern in ihrer Kindheit hat zu allen Zeiten das Unbegreifliche, Unerklärliche in der Sinnenwelt am meisten imponirt und eben deshalb war auch der Glaube daran zu allen Zeiten der mächtigste Hebel in den Händen Jener, denen daran lag, das Volk nach ihrem Willen zu leiten und ihren Zwecken auf scheinbar ungewaltsame Weise gefügig zu machen. Das Unbegreifliche mußte zur außergewöhnlichen Aeußerung des Göttlichen erheben, es mußte deshalb der Erforschung, vor deren prüfendem Blicke es nicht hätte bestehen können, entrückt, es mußte unnahbar gemacht und unter die ausschließliche Obhut der Würdigsten, das ist der Eingeweihten, gestellt werden. Ja die Ergründung mußte sogar verpönt, die unbedingte Anerkennung — der Glaube — als einzig beseligend gepriesen werden, während im Zweifel allein schon Unglück und Verdammniß ruhen sollte. Es ist dies mehr oder weniger ein Zug, der durch alle Glaubensanfänge geht, und von welchem sich loszulösen auch die geläutertsten Religionen der Gegenwart noch ringen.

Eine ganz besondere Gewalt hat dieser Zug über die religiöse Seite der Gemüther der slawischen Stämme ausgeübt und der Einfluß, welchen gerade der Stamm der Czechen ihm eingeräumt, war von jeher keiner der letzten. Gehüllt in das dunkle Gewand des Geheimnißvollen waltete einst Libussa im Verein mit ihren beiden Schwestern von der Höhe des wunderumgürteten Wissehrad über einen namhaften Theil dieses Stammes. Unter der Aegide des Wunders nur vermochte die Lehre des Christenthums bei demselben Eingang zu gewinnen. Auf wunderbaren Erscheinungen und Offenbarungen beruht die Gründung fast aller ältern Klöster und Kirchen in seinen Gauen, und heute noch wie vor einem Jahrtausend ist es das Räthselhafte, Unerklärliche, woran die

Phantasie und das Gemüth dieses Stammes am liebsten und festesten hält. Daß wir hierbei nur die Masse und nicht die Einzelnen im Auge haben, unter denen es zu allen Zeiten eine große Anzahl von Geistern gab, welche auf gleicher Höhe mit den lichtverbreitenden Errungenschaften ihrer Gegenwart standen, brauchen wir wol nicht erst zu sagen!

Ganz im Einklang mit diesem Zuge nun steht die leichte Beweglichkeit aus religiösen Impulsen, durch welche die große Menge des czechischen Volks sich von jeher auszeichnete. So wie es in heidnischen Zeiten einst zu Tausenden aus seinen Wohnsitzen sich erhob, um den unnahbaren Götterhainen zuzuwallfahrten und außerhalb deren Bereiche, das Angesicht in den Staub gedrückt, die Wunder zu vernehmen, welche die Priester ihm verkündeten, als hätten sie eben erst unter dem Einflusse des Perun, der Ziwa, der Diewana oder des Cernobog sich zugetragen — so strömte es später den Kirchen zu, auf deren Zinnen das neuaufgepflanzte Kreuz prangte, so brach es zu Hunderttausenden auf, um sich den Wagenburgen Ziska's anzuschließen, so pilgerte es in das Lager gen Tabor, so zog es als Verkündiger des Adamitismus durch die Gaue, so unternahm es, theils als Apostel der puritanischen Lehre der Brüderunion, theils als deren vielverfolgte und vielgehetzte Opfer, die abenteuerlichsten Irrfahrten durch die gesammte damals bekannte Welt, und so erheben sich, kaum daß des Feldes erste Arbeit bestellt, auch noch heutzutage im alten Wanderdrange ganze Gemeinden und ganze Kirchspiele zu religiösen Pilgerfahrten.

Der Ziele, denen die wallfahrtenden Scharen vorhussitischer Zeit ihre kreuz- und fahnengeschmückten Fähnlein zutrugen, waren außerordentlich viele. Jedes Kloster, jede größere und auch kleinere Kirche versammelte während der Frühjahrs- und Sommermonate ihre Gläubigen um irgendeine wunderthätige Reliquie, der ihre eigenen himmlischen Gnadenkräfte innewohnten, voll besonderer Beziehungen zu Krankheiten, Geburten, Feldbau, ja selbst Liebesglück und verborgenen Schätzen. Nicht selten kam es vor, daß mehre Orte zugleich im Besitze einer und derselben Reliquie zu sein behaupteten, deren jeder sodann die ausschließliche Echtheit der seinigen für sich in Anspruch nahm. Um den Beweis herzustellen, suchte einer den andern an Anzahl, Mannichfaltigkeit und Größe der Wunder zu überbieten und appellirte sodann an den „gesunden, offenen Sinn" des Volks, welches für seinen Theil sich abwechselnd für den einen oder den andern entschied, je nach der größern Erstaunlichkeit des da oder dort Bewirkten. Es bestand ein förmlicher Wechsel in Gunst und Ungunst, Verfall und Emporblühen dieser heiligen Stätten, nicht ungleich dem Rufe unserer modernen Badeorte. Die den Zulauf hatten, boten das Möglichste auf, um die gute Meinung zu behaupten,

die Verlaſſenen griffen wol auch zu dem Mittel des Schreckens, um ſich gefürchtet zu machen und die Abtrünnigen wieder heranzuziehen. Auch Bäume, an denen Heiligenbilder prangten, und Quellen wußten ſich in den Ruf ſolcher Heiligkeit zu bringen.

Einer großen Anzahl dieſer Wunderorte hat der erbitterte Kampf des Huſſitenthums in ſeinem ſchonungsloſen Eifer gegen alle heiligthuende Aeußerlichkeit das Loos der Zerſtörung, des Verfalls und damit der Vergeſſenheit bereitet und nach ihm der Proteſtantismus in Böhmen. Erſt mit der kategoriſchen Wiedereinſetzung der römiſchen Lehre nach verlorener Weiſſenberger Schlacht begannen die verſchollenen Wundermächte wieder Leben zu gewinnen und mit ihnen feierte die volksthümliche Proceſſionen- und Wallfahrtenſitte ihre Reſtauration. Zu ihrem lebhafteſten Schwunge erhob ſie ſich unter dem Einfluſſe der geiſtlichen Herrſchaft der Väter aus der Geſellſchaft Jeſu in den letzten zwei Dritheilen des 17. und in den erſten zwei des 18. Jahrhunderts. Einigen Abbruch erfuhren ſie um dieſe Zeit durch die Joſephiniſche Geſetzgebung, namentlich ſofern ſie die Klöſter betraf *) und durch die, ſelbſt bis in das

*) Es ſei hier beiſpielsweiſe einer Verordnung erwähnt, welche, mit Bezugnahme auf die von Kaiſer Joſeph am 21. März 1784 und am 24. Mai 1786 erlaſſenen, ſodann von Kaiſer Leopold am 17. Mai 1791 beſtätigten Geſetze, von der böhmiſchen Landesregierung erſt noch zu Anfang der Regierung des Kaiſers Franz ergangen iſt. Sie lautet wörtlich: „Mit nicht geringem Befremden hat man theils ſelbſt hier in Prag wahrgenommen, theils durch eingegangene Anzeige erfahren, daß von dem Landvolke in gegenwärtigen Jahren mehr als jemals und in gehäufter Anzahl, wider die vielfältig beſtehenden Geſetze, Wallfahrtzüge an verſchiedenen Orten, ſowol mit als auch ohne Fahnen und Vorbeter unternommen und dadurch den höchſten Generalien und beſonders denen vom 21. März 1784 und vom 24. Mai 1786, welche höchſten Vorſchriften auch von dem Kaiſer mit Hofdecret vom 17. März 1791 beſtätigt worden, zuwidergehandelt worden, wie hiervon das letzthin in der Hauptſtadt gefeierte Johannisfeſt einen ſattſamen Beweis gegeben hat. Dieſer unerwartete Unfug kann keinen Grund zur Urſache haben als noch fortwährenden Mangel an echter Religionskenntniß, und weil die anbefohlene Aufſicht über die Befolgung dieſer allerhöchſten Anordnungen ohne die erfoderliche Achtſamkeit, mithin auch ohne gehörige Wirkung betrieben wird, ungeachtet hiergegen auch nachderhand mehre Verordnungen und Weiſungen an die königlichen Kreisämter ſowol als auch an ſämmtliche biſchöfliche Conſiſtorien von hieraus erlaſſen worden ſind, wobei man ſich nur in Anſehung der erſtern auf jene vom 11. Mai 1789 und den 6. Juli beziehen will. Weil nun aber nicht geſtattet werden kann, daß geſetzwidrige Handlungen, beſonders wenn ſie unter den Augen der Landesſtelle geſchehen, ohne zweckmäßige Ahndung verübt werden, ſo wird unter Einem den hierländiſchen Conſiſtorien die wiederholte diesfalls nöthige Weiſung gegeben, ſomit auch dem königlichen Kreisamte hiermit ebenfalls der wiederholte, ernſtgemeſſene Auftrag gemacht, ſich in Zukunft mit allem pflichtſchuldigen Eifer angelegen ſein zu laſſen, womit dieſer immer noch fortdauernde und vielmehr zunehmende, unerlaubte Misbrauch doch einmal abgeſtellt werde, mithin die ergiebigſten Mittel einverſtändlich mit der Geiſtlichkeit um ihrer thätigen Beihülfe vor die Hand zu nehmen, wodurch die noch

bergumwallte Böhmerland dringenden Reflexe der damaligen freigeistigen Philosophie. Auch die Erschütterungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Weltkriege waren ihr wenig günstig. Um so mächtiger griff sie wieder nach hergestelltem Weltfrieden und unter der Neublüte des Theresianischen Volkserziehungssystems um sich. Mit einem merklichen Rückgange sah sie sich infolge der letzten national-politischen Bewegung des Czechenthums bedroht, jedoch nur um, getragen und mit besonderer Sorgfalt gehegt durch das neuerlich erstarkte Kirchenregiment, in jüngster Zeit wieder zu um so mächtigerm Aufschwunge sich zu erheben — eine Erscheinung, die sich unschwer erklärt, wenn man in Betracht zieht, daß in ihr eben ein wesentliches in der Seelenherrschaft Roms hoch zu veranschlagendes Moment und ein in der Art des Volks tiefwurzelnder Zug zusammenwirkend sich begegnen.

Die Anzahl der heutzutage besuchten Gnaden- und Wallfahrtsorte in Böhmen ist nun allerdings eine ungleich geringere als ehedem. Um so massenhafter dagegen ist der Zuzug zu den bestehenden. Man übertreibt nicht, wenn man die Zahl der alljährlich an diesen Orten zusammenströmenden Menschenzahl auf eine halbe Million, also etwa auf den neunten Theil der Gesammtbevölkerung ansetzt — eine Zahl, welche für Jahre, wo verheerende Epidemien und Miswachs das Land heimsuchen, leicht noch viel zu klein gegriffen sein dürfte, da nach authentischen Quellen die Wallfahrten selbst sowie die Anzahl der Wallfahrer in solchen Jahren stets um ein Bedeutendes größer sind als in gewöhnlichen Zeiten, offenbar infolge jener Calamitäten, vor welchen das geängstete Gemüth in einer Bußpilgerfahrt und in der damit verbundenen Abhär-

---

stets unwissenden oder eigensinnigen Leute sowol von der Unwirksamkeit als auch der sie betreffenden Schädlichkeit von dieser unechten Andacht, wobei sie Feld- und Hauswirthschaft vernachlässigen und in Gefahr setzen und sich dem nachtheiligsten Müssiggange ergeben, aus wahren Religions- und Vernunftgründen überzeugt, oder doch durch Bedrohung der sonst gewiß erfolgenden Strafen ꝛc. zurückgehalten und zur Befolgung der landesfürstlichen Gesetze geleitet werden. Da jedoch zur Erreichung dieser Absicht die unterstehenden Magistraten und Wirthschaftsämter viel beitragen können und sollen, sind auch diese an allen Orten bei schwerer Verantwortung zur genauen Beobachtung ihrer Pflichten zu ermahnen und selbe zur schärfsten Aufmerksamkeit und zur eigenen vernünftigen und bescheidenen Mitwirkung zu verhalten. Daher ist den Unterthanen das wegen öffentlicher Wallfahrten ergangene neuerliche höchste Verbot vom 17. März 1791 zu republiciren." Zwei Jahre später noch wurden die bestehenden Verbote durch ein Hofdecret vom 29. November 1794 dahin erläutert, daß man die Wallfahrten nicht mit Strenge anhalten und zurückschicken solle, sondern daß die Kreis- und Wirthschaftsämter, und insbesondere der Curatklerus durch gütliche Vorstellungen dahin zu wirken hätten, daß dieser tief eingewurzelte Misbrauch nach und nach vertilgt werde. S. Kropatschek, „Sammlung der Gesetze, welche unter Kaiser Franz II. ꝛc. erschienen sind", I, 224 und IV, 617.

mung des Herzens und Abmarterung des Leibes Rettung ſucht. Am auffallendſten namentlich trat dies während der Cholerajahre hervor, in welchen der Zudrang zu den vorzüglichſten Gnadenorten oft mehr als doppelt ſo groß war als in den vorgehenden und auch den nachfolgenden Jahren.

Dazu kommt noch, daß ein großer Theil der Wallfahrenden ſich keineswegs damit begnügt, den einen oder andern dieſer Orte beſucht zu haben, ſondern nicht ſelten gleich eine Rundpilgerfahrt zu mehren derſelben unternimmt. Wochenlang befinden ſich auf dieſe Weiſe den ganzen Sommer über unzählige Menſchen theils einzeln, theils in Karavanen auf der Pilgerſchaft, entfremdet ihren Familien, ihren Wohnſtätten, ihrer Arbeit, allen Mühſalen und Beſchwerden einer oft 30—40 Meilen umfaſſenden Fußwanderung ausgeſetzt, nicht ſelten barfuß und nur dürftig bekleidet, ein Ränzchen mit kargem Proviant von Brot und Käſe auf dem Rücken, ohne rechte Raſt und Ruhe, in Sonnenſchein, Staub, Regen und Wind und dabei in einem Athemzuge fortbetend und ſingend. Scharenweiſe auf den Straßen, welche zu den Gnadenorten führen, kann man dieſe Frommen am Saume der Wege, im Schatten eines Waldes, am liebſten aber um die Einfaſſungsmauer einer Dorfkirche oder am Fuße irgendeines Heiligenſtandbildes, welches den Platz eines Dorfes oder eines Städtchens ziert, ihre Mittagsraſt halten oder auch des Abends unter einem Scheunendache, zu 40—50 in der verpeſteten Atmoſphäre einer Dorfſchenkenſtube, in einer Durchfahrt, wol auch unter freiem Himmel ihr Nachtquartier nehmen ſehen, Jung und Alt, Burſchen und Mädchen untereinander, nicht eingedenk oder nicht achtend der Gefahren, welchen Leben, Geſundheit und Sittlichkeit unter ſolchen Umſtänden bloßgeſtellt ſind und welche ſämmtlich ihre jährlichen Opfer einfodern. Was da gelitten wird, was da erkrankt, ſtirbt, verkrüppelt, kommt Alles auf die Guthabensliſte der Frömmigkeit und wird durch die Gnade, deren man gewärtig ſein kann, ſowie durch die Wunder, welcher ſich wieder Andere an ihren Leiden, ihrem Siechthume und ihren verſtümmelten Gliedern glaubensvoll verſehen, reichlich aufgewogen. Selbſt der unwiederbringliche Verluſt, den manches ſchöne Augenpaar in einſamer Kammer ſpäter zu beweinen hat, wird am Ende nur als eine prüfende Heimſuchung, wenn nicht gar als ein auf den Altar des Geſammtintereſſes niedergelegtes Opfer betrachtet!

Etwas bequemer allerdings wiſſen ſich ihr frommes Wallerthum die Bewohner der größern Städte zu machen und vor allem diejenigen von Prag. Ihnen genügt es, in feierlicher Proceſſion von den Pfarrherren und Kaplänen der einzelnen Pfarrſprengel bis vor die Thore der Stadt oder höchſtens noch eine Strecke weit über dieſelben ſich geleiten zu laſſen, womit ſie ihrer Fußwanderung dann vorläufig ein Ziel ſetzen. Die

Pfarrherren geben den Abschiedssegen, und kaum daß diese den Rücken gekehrt, wirft die fromme Schar sich in eine lange Reihe von Bauernkarren, welche zu diesem Zwecke bereitstehen, und setzt nun ihre Pilgerschaft zu Wagen fort. Lange Colonnen solcher Wägen, die einzelnen davon je von 20—25 Personen jeden Alters und Geschlechts in Beschlag genommen, sieht man oft längs den Straßen dahinrollen. Lustig vorwärts geht's im schallenden Trab oder sausenden Galopp; die Rosse schwitzen, schäumen und wiehern, die Kutscher rufen ihr Haho! Tschehi! und Hot! Die Peitschen schnalzen, der Staub wirbelt in wahren Saharawolken und darein ertönen von allen Wagen und aus mehren hundert frommen Kehlen die Melodien frommer Liederstrophen, aus jedem zweiten Wagen eine andere, mitunter auch, wenn ein Lied eben beendigt worden, das fröhliche Gelächter einer gemüthlichen Unterhaltung. Erst in der Nähe des Ziels wird wieder Halt gemacht. Die Wagen werden verlassen, die Procession ordnet sich, die Stimmung nimmt den Charakter der Feierlichkeit und des Ernstes, der tiefsten Gottseligkeit und Demuth an, und unter Gebeten und Gesängen geht es an die heilige Stätte, um nach abgethaner Verehrung gleich wieder ebenso zurückzugehen wie es hingegangen. Diese Methode der Wallfahrt und der Bußübung hat wenigstens das Gute, daß sie weniger ermüdend und sanitätswidrig, weniger zeitraubend und larmoyant ist und dem Fuhrwerk der Bauern in der Gegend den Sommer über einen hübschen Verdienst abwirft. In ihrer weitern Ausbildung haben sich in neuester Zeit auch bereits die Anfänge einer Droschken- und Fiacrewallfahrt gezeigt, welche freilich bis auf Weiteres nur auf denjenigen Theil der gottesfürchtigen Waller beschränkt bleiben dürfte, welcher nicht erst nöthig hat, irdische Glücksgüter vom Himmel zu erflehen, weil sie ihm bereits geworden.

Neben mehren Wallfahrtsorten von minderer Bedeutung nun, deren Ruf sich lediglich auf gewisse engere Landesbezirke beschränkt, und welche aufzuzählen wir füglich unterlassen können, sind es zur Zeit vorzüglich drei Ziele, denen die pilgernden Scharen aus dem ganzen Lande sich zuwenden und die wir somit hier hervorheben wollen. Es sind dies Altbunzlau, Prag und Heiligenberg nächst den Silbergruben von Pribram.

Den ältesten Ruf von diesen dreien genießt der erstgenannte Ort, wenige Stunden von Prag, in einer der herrlichsten Gegenden an der Elbe gelegen. Es ist die Erinnerung an den Tod des heiligen Wenzel, des Landespatrons von Böhmen, der hier von der Mörderhand seines Bruders Boleslaw gefallen, um das Ende des ersten Drittels des 10. Jahrhunderts etwa, die hier im Gedächtnisse des böhmischen Volks fortlebt, verbunden mit dem uralten Glauben an die Wunderthätigkeit der Stelle, an welcher eine der feigsten Meuchelthaten begangen worden, was den

Ort, der übrigens eine der ersten Kirchen des Landes erstehen sah, in den Ruf der Gnadenmächtigkeit brachte. Wenzel, in einem Sehertraume als eine der schönsten Blüten czechischer Fürsten schon von Libussa vorherverkündet, war ein Enkel Boriwoj's, des ersten czechischen Herzogs, welcher das Christenthum angenommen, und der Sohn Wratislaw's, des Nachfolgers dieses Letztern, aus seiner Ehe mit der heidnischen Drahomira. Erzogen von seiner Großmutter, der nachmals heiliggesprochenen Herzogin Ludmilla, scheint der junge Fürst, nach dem Tode seines Vaters zur Regierung gelangt, in seinem Eifer für die neue Lehre mit seiner heidnischen Mutter in argen Zerwürfnissen gelebt zu haben, zu denen wol beiderseitige Unduldsamkeit den meisten Anlaß gegeben haben mochte, bis endlich die heidnische Mutter, die fanatische Verfechterin des alten slawischen Naturcultus, auf eine höchst räthselhafte Weise aus dem Kreise der Lebenden verschwand. Der Name dieser „letzten Heidin", in deren Erscheinung der Kampf jenes Cultus mit dem Christenthume oder vielmehr die letzten verzweifelten Anstrengungen des erstern zu einem poetischen Inhalt verkörpert erscheinen, vertritt noch jetzt in dem Sagenkreise des czechischen Volks den Inbegriff alles Grauenhaften und Schauderhaften, aller Unmenschlichkeit und Blutgier. Das Ansehen ihrer untergehenden Götter zu retten, soll sie ihrem eigenen Sohn zuerst nach dem Leben getrachtet, sodann ihren jüngern Sohn Boleslaw, welcher jenseit der Elbe herrschte, gegen seinen Bruder aufzustacheln versucht haben. Im Begriffe, auch noch zu den heidnischen Saazern sich zu begeben und unter ihnen den Glaubenskampf gegen ihren Sohn zu predigen, sei sie, während in einer Kirche, an welcher sie vorüberfuhr, die Meßglocken läuteten, vom Erdboden, welcher sich unter ihr öffnete, verschlungen worden. Die Auslegung dieses Factums, als sei sie auf Geheiß ihres Sohnes überfallen, getödtet und in eine Kluft geworfen worden, weist der Chronist mit Abscheu zurück. Von König Heinrich erhielt bald darauf der fromme Fürst, bei Gelegenheit seiner Anwesenheit auf dem Reichstage zu Regensburg, die kostbar in Gold gefaßte Hand des heiligen Vitus zum Angedenken, was ihn veranlaßte, in der unmittelbarsten Nähe des prager Schlosses eine diesem Heiligen geweihte Kirche zu bauen. Allein ungeachtet seiner großen Frömmigkeit — die Chronik schildert ihn als einen Mann, der nicht nur alle Stunden seines Tags, sondern auch der Nacht in Bußübungen und Gebeten zubrachte, indem er von einer Kirche zur andern ging — scheint zwischen ihm und seinem Bruder Boleslaw kein gutes Einvernehmen gewesen zu sein. Bei Gelegenheit eines Kindtaufmahls, zu welchem Boleslaw, den jedenfalls herrschsüchtige Motive trieben und der dabei keineswegs ohne vorläufige Verständigung mit einigen Großen des Landes vorgegangen zu sein scheint, stieß er dem frommen Bruder in dem-

ſelben Augenblicke, als dieſer in die bunzlauer Kirche trat, um die Morgenmeſſe zu hören, mit eigener Hand das Schwert in den Rücken.

Der Stelle nun, an welcher dies geſchehen, iſt ſofort vom Himmel die Kraft der Wunderthätigkeit verliehen worden und gleich die Erſte, welche dieſelbe erfahren, war des Mörders eigene Gemahlin. Von einem böſen Fieber befallen, betrat ſie die Grabſtätte des Opfers, man muß wol ſagen mehr der Herrſchſucht als der Chriſtenverfolgung, und war von Stund an geneſen. Er ſelbſt hingegen, da er Anſtand nahm, dieſe Wirkung der Heiligkeit des Orts zuzuſchreiben, wurde bald darauf ſelbſt fieberkrank und — blieb es ein ganzes Jahr lang. Kein Zweifel mehr waltete nach einer ſolchen unzweifelhaften Bewährung über die Wundermächtigkeit des Orts, ſelbſt nachdem die irdiſchen Reſte des Getödteten, man weiß nicht mehr recht, ob mit oder gegen den Willen des Mörders, welcher ſofort den Fürſtenſtuhl beſtiegen hatte, nach Prag gebracht und in der Kirche des heiligen Veit beigeſetzt worden waren.

Aber auch dieſe Uebertragung ſollte das Ihrige beitragen, um die Fülle der Wunder noch zu erhöhen. Ueber drei Ströme, — über die Elbe, den Rokitnitzbach und die Moldau mußten die Fuhrknechte, welche die heilige Laſt auf einem mit Rindern beſpannten Wagen nach Prag zu bringen hatten. Ihre Verlegenheit, wie über jeden dieſer Ströme zu gelangen, war ſtets eine ſehr große, zumal es da keine Brücken gab. Jedesmal aber, ohne zu wiſſen, wie es zugegangen, ſahen ſie ſich plötzlich an dem gegenübergelegenen Ufer. Nur Wunderkräfte konnten dies zuwege gebracht haben. Schmerzlich an dem Leichnam wurde von den Prieſtern, welche ihn in der St.-Veitskirche in Empfang nahmen, das Ohr vermißt, welches Boleſlaw ſeinem fürſtlichen Bruder im erſten Anfalle der Mordwuth abgehauen hatte. Es wurde von Bunzlau nachgeholt, an ſeine vorige Stelle gebracht, und — heilte da glücklich wieder an. Als einer der Prieſter dagegen, Hoſtiwod mit Namen, die wunderthätige Leiche aufs flehentlichſte um ein Angedenken bat, da konnte man ſofort ſehen, wie einer der Finger ihrer Hände ſich zu bewegen begann und ſolange ſich drehte, bis er von der Hand losgeworden. Alles Dieſes, wie es in Hajek's „Gedächtnißbuch" nachzuleſen, hat in den Augen des Volks von ſeiner Glaubwürdigkeit bisjetzt nicht das Mindeſte verloren und immer noch nehmen zahlloſe Sieche, Gebreſtige, Lahme, Gichtbrüchige und Blinde, für welche keine menſchliche Hülfe mehr zu hoffen, ihre Zuflucht entweder zu dem altbunzlauer Gnadenort, wo die ſcheusliche Kainsthat geſchehen oder nach Prag, wo in der nachmals (unter Karl IV.) prachtvoll neubegonnenen, aber noch heute unausgebauten Metropolitankirche zu St.-Veit die irdiſchen Reſte des beatificirten und zum Landespatron erhobenen Herzogs nebſt ſeinem Helm, Panzerhemd und andern Vermächtniſſen in einer beſondern Kapelle beigeſetzt

ſind, deren Wände mit Chryſopraſen, Amethyſten und andern edeln in Gold gefaßten Geſtein ausgelegt und in welcher außerdem noch unter ſieben Riegeln die böhmiſchen Reichskleinodien aufbewahrt ſind. Nicht ohne heiligen Schauer wagen die wundergläubigen Pilger ſich in die Nähe dieſer Stätte, welche unmittelbar zu betreten nur zu beſondern Zeiten und nur unter beſondern Bedingungen geſtattet iſt. Von den neuen Wundern aber, die bei jeder ſolchen Gelegenheit ſich ereignen, geht ſofort die Kunde durch das ganze Land. Als ſtabiler Feſttag, welcher zugleich als das Kirchenweihfeſt ganz Böhmens gefeiert wird, iſt für dieſen Heiligen, deſſen geharniſchtes Bildniß in zahlreichen Ortſchaften auf öffentlichen Plätzen ſowol als in Häuſerniſchen zu ſchauen, der 28. September angeſetzt. An ihm werden dieſe Bildſäulen mit den letzten grünen Reſten des ſcheidenden Sommers geſchmückt, an ihm finden die Wallfahrten zu den beiden Hauptgnadenorten ſtatt. An ihm aber wird auch getanzt, geſpielt, gefiedelt und gejuhei und ebenſo maßlos getrunken als gegeſſen.

Ungleich ausgedehnter und dermalen populärer indeß als der Cultus des heiligen Wenzel iſt der des andern, viel jüngern Schutzheiligen Böhmens, Johannes von Nepomuk.

Das Hiſtoriſche, das dieſem Cultus zugrunde liegt, iſt neuerdings von Otto Abel, einem jungen vielverſprechenden, auch den Leſern dieſer Blätter wohlbekannten Hiſtoriker, deſſen frühzeitiger Tod ein wahrhafter Verluſt für die Wiſſenſchaft, in einer eigenen Schrift mit ebenſo viel Scharfſinn wie Gründlichkeit erörtert worden. Seinen Ausgangspunkt hat er in dem gewaltſamen Tode des prager Kanonicus Johannes, von dem böhmiſchen Städtchen Nepomuk, woſelbſt er um 1320 geboren, Nepomucky, Nepomucenus, genannt. Veranlaßt wurde dieſer Tod durch einen Befehl des in Deutſchland ebenſo wenig als Kaiſer wie in Böhmen als König beliebten Sohnes Karl's IV., Wenzel, mit dem Beinamen des „Faulen". Den Grund zu dieſem Befehl ſcheinen die endloſen Zerwürfniſſe und Reibungen gegeben zu haben, welche eben damals zwiſchen dem Könige und dem prager Domcapitel ſtatthatten und bei denen das Recht und die kluge Mäßigung ebenſo wenig auf der einen wie auf der andern Seite geweſen ſein mochten. Zu einer Zeit, da der Verfall der kirchlichen Verhältniſſe in Böhmen ſich vorzubereiten begann und der König, bei dem gerade damals ſo tief geſunkenen Anſehen des Papſtthums, ebenſo wenig geeignet als aufgelegt erſchien, den Klerus beſonders in Schutz zu nehmen und dieſem Zerfalle vorzubeugen, iſt eine derartige beiderſeitige Gereiztheit ganz wohl begreiflich. Johannes, als Generalvicar des dem König beſonders verhaßten Erzbiſchofs, war, und wol ſchwerlich ohne ſein eigenes Verſchulden, dazu auserſehen, der königlichen Verachtung jener klericalen Oppoſition als Opfer zu fallen. Nach

vorausgegangener unmenschlicher Mishandlung wurde der Domherr heimlicher- und nächtlicherweise von den Knechten des königlichen Gevatters über die Brüstung der neuen prager Brücke in die Moldau gestürzt. Sonderliches Aufsehen indeß scheint dieser Justizmord seiner Zeit nicht gemacht zu haben. Irgendeine wesentliche unmittelbare Veränderung in den Verhältnissen des Königs zu den gleichzeitigen hohen und höchsten Kirchenhäuptern hatte er wenigstens nicht zur Folge. Das Domcapitel holte die Leiche aus dem Strome und setzte sie ruhig in der Kirche bei. Ganz unabhängig von diesem Factum ist die erst viele Jahre später erfolgte Absetzung des Königs durch den persönlich von ihm gereizten Papst Bonifaz IX. Die Jahrhunderte des Hussitismus vollends und der Reformation mochten wenig geeignet gewesen sein, neben ihren in riesigen Umrissen sich entwickelnden Ereignissen und Charakteren ein vereinzeltes, in seinen Motiven und in seiner Bedeutung auf die kleinliche Grausamkeit eines verhaßten Königs hinausgehendes Factum in Gedächtniß und Gemüth des Volks tiefere Wurzeln schlagen zu lassen. Den Sternenkranz des Märtyrthums flocht dem unglücklichen Kanonicus erst das 17. Jahrhundert. Die Prediger der Restauration Roms bedurften einer Gestalt, welche die von den Fürsten der ebenvergangenen Zeiten an der Kirche verübten Gewaltthaten dem böhmischen Volke recht lebhaft veranschaulichen und wo möglich verkörpert naherücken konnte. Keine eignete sich hierfür besser als die des Kanonicus Johannes, den eine Fürstenhand getödtet, weil er die Rechte des Domcapitels vertheidigt, an dessen Stelle nun die beleidigte Kirche trat. Keiner schickte sich besser, das Gegenstück jenes andern Johannes abzugeben, welcher für dieses Volk den Gesammtinhalt des Ankampfes gegen Rom repräsentirte und welcher, nachdem er als das Opfer eines Machtspruchs Roms in Konstanz den Flammentod gestorben, alljährlich an seinem Todestage in ganz Böhmen als Märtyrer verehrt worden war. Nichts konnte der Erinnerung an dies Märtyrthum ein wirksameres Gegengewicht bieten, nichts sie gründlicher beiseite räumen oder doch die Persönlichkeit, welche sie betraf, in ein verabscheuungswürdiges Schreckbild umwandeln, als die Proclamation eines neuen nationalen Märtyrers, eines leuchtenden Musters kirchlicher Ergebenheit, überdies ein Opfer gerade desselben Dogmas, welches während der Reformation den härtesten Stoß erfahren und als eins der dem Wesen des Katholicismus unentbehrlichsten der nachdrücklichsten Wiedereinsetzung bedurfte — nämlich des Dogmas von der Ohrenbeichte und ihrem Geheimniß. Das Zerwürfniß der Domherren mit dem Könige trat nun in den Hintergrund und ein ebenso wenig bewiesener und bestrittener Umstand ganz untergeordneter Bedeutung dafür in den Vordergrund. Kanonicus Johannes war Beichtiger der Königin gewesen. Seine Weigerung, ein ihm von dieser in der

Beichte anvertrautes Geheimniß an den ihre eheliche Treue bezweifelnden König zu verrathen, mußte er nun mit dem Tode besiegelt haben. So war das Ereigniß seines Todes theilweise gleich von Anbeginn den Massen vermittelt und von diesen wol auch angenommen worden, und so wurde nun weiter dafür gesorgt, daß es als Definitivum sich feststelle. Zugleich aber erinnerte man sich der mannichfachen Wunder, welche bei der Ertränkung des Domherrn und auch nachher an seiner Grabstätte wiederholt sich ereignet hatten. Sterne waren auf dem Wasser gesehen worden, nachdem er in die Tiefe gestürzt war; wer zweifelnd an des Kanonicus Heiligkeit sich dessen Grabe genähert, oder gar hochmüthig oder verächtlich auf die Steinplatte getreten, mit welcher es verdeckt war, der konnte an demselben Tage irgendeiner Widerwärtigkeit nicht entgehen. Es lag somit am Tage, daß irgendeine himmlische Wundermacht dabei im Spiele. Der Kanonicus Johannes gestaltete sich zum Märtyrer des Beichtgeheimnisses und war für Böhmen längst ein Gegenstand der Verehrung und Anbetung, als endlich Papst Benedict XIII. im Jahre 1729, seine wirkliche Erhebung in die Reihe der Heiligen aussprach. Seit nun dies geschehen und nachdem bereits fast ein halbes Jahrhundert zuvor — 1683 — das eherne Standbild des Märtyrers auf der prager Brücke errichtet worden war, ist St.-Johannes von Nepomuk der unbestritten populärste Heilige Böhmens geworden und bis zur Stunde geblieben. Kaum findet sich ein Städtchen oder ein Dorf, wo sich nicht eins oder mehre seiner Standbilder vorfänden, meist in dem bekannten Stile der Rococozeit, viele darunter bunt bemalt, um die Erscheinung dadurch soviel möglich der naturgetreuen Wirklichkeit nahezurücken. Die Symbole, welche als besondere Attribute ihm beigegeben werden, sind eine Aureole aus Sternen, ein Crucifix und ein Palmenzweig; die Gewandung ist die eines in kirchlicher Function begriffenen Priesters. Sein Standort ist wo möglich eine Brücke oder doch irgendeine Stelle in der Nähe eines Flusses, Baches oder Teiches, nicht selten auch der Marktplatz, die Straßenecke, die Nische eines Hauses; die ihm geweihte Festzeit die Octave vom 16. Mai ab.

Jedes einzelne seiner Standbilder erscheint zu dieser Zeit mit Baumzweigen, Laubkränzen und Blumensträußen geschmückt. Betpulte werden davor hingerückt und das Ganze allabendlich so reich und prachtvoll beleuchtet, als eben die jeweiligen örtlichen Mittel gestatten. Sobald es dunkelt, versammeln sich die Frommen des Orts vor dem geschmückten und erleuchteten Bildnisse, um dem Heiligen ihre Verehrung in einer langen Reihe von Preis- und Bittgesängen darzubringen, welche nicht selten bis gegen Mitternacht dauern.

Der Hauptgegenstand des Cultus bleibt aber immer die Grabstätte in der prager Metropolitankirche und neben dieser das eherne Standbild

auf der dortigen steinernen Brücke. Oft schon zu Ende der ersten Maiwoche erheben sich aus allen Gauen Böhmens die Scharen der sogenannten Johanneswallfahrten und nehmen ihren Weg in feierlicher Procession gen Prag. Auf allen Straßen begegnet man ihnen; durch alle Thore ziehen sie ein, alle Plätze und Gassen sind von ihnen erfüllt. Wer irgendeinen Verwandten oder Bekannten in Prag hat, benutzt die Johanneswoche, um ihn aufzusuchen. Das ist die classische Zeit der Kuchen und Fladen, welche die sorgsamen Mütter aus ihren heimischen Dörfern in ganzen schweren Ladungen nach Prag bringen, um ihren „Herren Söhnen", welche da Technik, Jura oder im Seminario studiren, zu Ehren des heiligen Schutzpatrons wieder einmal einen echtheimatlichen Genuß zu bereiten. Das ist die Zeit, wo sehnsuchtsvolle Geliebte mit ihrem Herzen voll unverwüstlicher Treue den langentbehrten passenden Anlaß finden, um ihre Burschen mit einem Besuche zu überraschen, welche in irgendeiner der prager Mühlen oder sonstwo in Arbeit stehen. Das ist die Zeit der Rendezvous für ganz Böhmen in jeder Art Angelegenheit. Zu keiner andern Zeit des Jahres bieten die Straßen der alten Metropole den Anblick eines so bunt bewegten auf- und abwogenden Bildes der verschiedensten Gestalten, Trachten und Landsmannschaften des weiten Böhmerlandes als zu dieser. Vor wenigen Jahren noch zählte dieser Anblick zu den interessantesten, den man haben konnte; die bunten, mannichfach geformten Anzüge in ihrer nationalen Ursprünglichkeit boten einen lebendigen Ueberblick über die verschiedenen Kreise und Gaue des Landes. Da kamen die aus dem pilsener Kreise mit ihren kurzen schwarzen Röcken und den scharlachrothen Strümpfen, dort die aus dem Egerlande mit ihren breitkrämpigen Hüten und den specifischen kurzen Pumphosen aus Bockleder, dort wieder die behäbigen Landwirthe aus dem grudiner Kreise, die trefflichen Pferdezüchter mit ihren kurzen gelben Lederhosen, weißen Strümpfen und schwarzen Schnallenschuhen, den hellblauen, rothgefütterten Röcken mit großen Metallknöpfen ꝛc. Verschieden wie die Anzüge waren auch die Gesänge in frühern Zeiten. Zu dem einen Thore herein zog es mit fast gellenden schmetternden Weisen, zu dem andern mit langgehaltenen, choralhaft ernsten, zu dem dritten mit fast düsterwilden, an die Wanderlieder der Hussiten erinnernden. Das Alles ist nun heutzutage freilich ganz anders geworden. Von den malerischen Landestrachten sind kaum hier und da noch einzelne Reste geblieben, z. B. die rothen Strümpfe des pilsener Kreises. Alles Andere hat die uniforme Mode verschlungen, deren Geschmacklosigkeit in jüngster Zeit ihre Herrschaft auch bis in die entlegensten Waldbezirke ausdehnt. Ebenso selten ertönt auch da und dort noch ein altes, nationalczechisches Pilgerlied. An ihre Stelle sind entweder sentimentale, nichtssagende Weisen oder die Mistöne überladener

Parademärſche getreten, aus „Don Pasquale", aus „Robert der Teufel", aus den „Hugenotten" ꝛc. Man denke ſich nun einen frommen katholiſchen Wallerzug, einherſchreitend zu einer Hugenottenmuſik, welche ein berliner Jude componirt hat! Oder ein frommes Pilgerlied zu Ehren des heiligen Kanonicus nach der bekannten Melodie „Es zogen drei Burſche wol über den Rhein", wie der Verfaſſer dieſes im vorigen Sommer zu hören ſelbſt Gelegenheit hatte!

Der Hauptzug bewegt ſich natürlich durch die zunächſt nach der Brücke und in das Schloß führenden Straßen. Am frühen Morgen ſchon beginnt in dieſer das Gedränge. Zehn, zwölf eben erſt angekommene Proceſſionen folgen einander auf dem Fuße, eine jede mit ihren eigenen Fahnen, ihrem eigenen Liede und ihrer eigenen Muſik, und alles Das weht und flattert und ſingt und poſaunt hintereinander her und ineinander. Auf der Brücke vollends verdichten ſich die Maſſen, durch immer neu nachrückende gedrängt, zum undurchdringlichſten, gepreßten Knäuel. Das Bildniß des Heiligen, etwa in der Mitte der Brücke, iſt von einer tempelförmigen, nach vorn offenen Halbkugel überbaut. Ein Altar iſt davor errichtet, Blumenterraſſen erheben ſich zu beiden Seiten, Hunderte von Kerzen- und Lampenflammen ergießen über den ausgebreiteten Reichthum von goldverbrämtem Sammet und allerlei ſilbernen Kirchengeräthſchaften ein blendendes Lichtmeer. Eine Barrière ſchließt das dem Laien unzugängliche unmittelbare Heiligthum von dem drängenden Gewühle der betenden und ſingenden Maſſen ab. Daß zu ſolchen Zeiten die Paſſage für Wagen und Reiter den größten Theil des Tags vollkommen geſperrt iſt, begreift ſich von ſelbſt. Aber auch der Fußgänger kommt nur mit Mühe durch und braucht nicht ſelten eine volle Stunde und darüber zu einem Wege, den er ſonſt leicht in wenigen Minuten zurücklegt. Wer nur einigermaßen Eile hat, ſieht ſich daher veranlaßt, einen Umweg über die neue Kettenbrücke oder mittels eines Bootes über den Fluß zu ſuchen. Für Juden war noch vor wenigen Jahren die Paſſage über die Brücke während dieſer Octave völlig geſchloſſen, zum wenigſten nicht rathſam, wenn ſie ſich nicht der Gefahr ausſetzen wollten, für die Unmenſchlichkeit König Wenzel's mit ihrem Rücken einzuſtehen. Seinen Höhepunkt aber erreicht der Andrang in den Abendſtunden, die zugleich den Glanzpunkt der Feier bilden. Raketen ſteigen in den Abendhimmel, Böllerſchüſſe erdonnern, Glockengeläute, Muſik und tauſendſtimmiger Geſang tönen in einer Weiſe durch- und ineinander, die in der That geeignet iſt, den an glanzvolle Aeußerlichkeit minder gewöhnten Sinn der von fern herbeigekommenen, durch die Wanderung, durch den Eindruck der überfüllten Stadt, durch die Berührung mit Tauſenden von Gleichgeſinnten ohnehin erregten Maſſen des Landvolks vollkommen zu bewältigen.

Von der Brücke wendet der Wallfahrer seinen Stab nach der Schloßkirche. Eins der kostbarsten und blendendsten Grabdenkmäler erwartet ihn hier, errichtet aus dem ausgesuchtesten böhmischen Marmor und massivem Silber. Nur mit Scheu und zerknirscht bis in sein Innerstes nähert er sich dem Heiligthum, ohne an dasselbe völlig herantreten zu dürfen. Die silberne Wandung des Sarges nur trennt ihn von dem unmittelbaren Anblick der ewig frischbleibenden Zunge des Heiligen, von welcher in seiner frühesten Kindheit er nicht nur erzählen gehört, sondern die von Leuten seiner heimatlichen Gegend bei Gelegenheit der Säcularfeier der Kanonisirung des heiligen Märtyrers sogar mit leibhaften Augen gesehen worden. Wäre die silberne Wand nicht, er sähe sie selbst, denn hinter ihr liegt sie! Wie soll er nicht vom heiligsten Schauer durchrieselt und erstarkt in seinem Glauben die Stätte verlassen und zu den Seinigen heimkehren, ein eifriger Apostel des Wunderbaren, dessen Nähe er selbst empfunden?

Münchener Skizzen.

Von

Melchior Meyr.

II.

(Vgl. „Deutsches Museum", 1855, II, 49 fg.)

Wider ist ein Winter vergangen und der zunehmende Tag und das sprossende Laub mahnen mich, für die Leser des „Deutschen Museum" einen zwanglosen Bericht zu liefern über einige literarische und künstlerische Productionen der Saison. An geistiger Regsamkeit stand dieselbe hinter den frühern nicht zurück; sie ist auch durch Ereignisse und Conflicte bezeichnet, die manchem Gespräch zur Würze gedient haben, und darf mit Recht das Prädicat einer interessanten in Anspruch nehmen.

Unter den geistigen Spendungen zeichnen sich wieder die Vorlesungen im Liebig'schen Laboratorium aus. Sie bilden das wie es scheint nicht mehr zu entbehrende Wintervergnügen eines großen Theils der hiesigen Gesellschaft, und wieder konnten lange nicht alle Meldungen um Billets dazu berücksichtigt werden. Was diese Vorträge dem gebildeten München sind, würde sich am deutlichsten in dem übrigens gar nicht wahrscheinlichen Fall ihrer Einstellung zeigen. Nicht nur die angenehme Belehrung, die sie bieten, die Erhebung des Geistes und Gemüths würde man höchst ungern missen, sondern namentlich auch die Lust der Kritik, die man gegen sie zu üben pflegt. Es wäre eine falsche Meinung, wenn man die Süddeutschen und speciell die Baiern für weniger kritisch halten wollte als die Norddeutschen. Ich habe darin wol eine Stimme,

denn ich kann vergleichen, indem ich nicht nur die Beſucher des Chemiſchen Laboratorium, ſondern auch die der Berliner Singakademie zu vernehmen Gelegenheit gehabt habe. Die Berliner, wegen ihrer Kritik ſo berufen, haben dieſe Gottesgabe vielleicht in geringerm Maße als die Münchener; jedenfalls geben ſie ihr Gutachten leichter und nicht mit der hochkräftigen Betonung ab, welche den Süddeutſchen eigen iſt. Das Vergnügen der Kritik ſelbſt iſt hier ſo unentbehrlich wie dort. Es iſt ſchön, ſich über Gegenſtände der Natur, der Kunſt und der Literatur unterrichten zu laſſen; es iſt ſchön, auf ſo bequeme Weiſe die Blüten und Früchte gelehrter Studien zu pflücken; aber es iſt vielleicht am ſchönſten, dieſe Blüten und Früchte zu unterſcheiden und auf den Duft und Geſchmack aufmerkſam zu machen, den man in den einzelnen nicht gefunden hat; — durch Hervorhebung des Mangels zu beweiſen, daß man ſelber noch etwas Beſſeres zu denken im Stande ſei und in dieſem Betracht doch noch etwas höher ſtehe als der Autor und Redner. Dieſe Freude in dem Bewußtſein der eigenen Ueberlegenheit hat einen mehr männlichen Charakter als das Vergnügen der Hingebung und iſt eine nothwendige Ergänzung deſſelben. Man kann es dem Publicum nun auch gar nicht verargen, wenn es den allein abſchließenden Genuß, den die Kritik gewährt, mit Eifer zu erlangen trachtet; die Leiſtungen aber, die ihm durch ihre wirklichen oder vermeintlichen Mängel dazu Veranlaſſung geben, müßten ihm dann freilich nur um ſo verdienſtlicher erſcheinen.

Ich will unſerm Publicum reine Begeiſterungsfähigkeit nicht abſprechen; dies würde durch die andächtige Aufmerkſamkeit, die man in jenen Vorleſungen gewöhnlich bemerkte, durch Ausbrüche der Heiterkeit und unwillkürliche Beifallsrufe, wozu einzelne Redner hinriſſen, genugſam widerlegt ſein. Ich will nur hervorheben, daß wir auch hier kritiſiren können, daß wir dazu den beſten Willen und hinreichend ſcharfe Zungen beſitzen, und daß man anderweitig Unrecht hat, uns in dieſer Hinſicht zu verkennen und uns blos für gemüthlich zu halten. Ein guter Beobachter konnte wahrnehmen, daß die Kritik auch dann ihr Recht behauptete, wenn ſie zunächſt in dem Gefühl der Bewunderung, die ein beſonders wirkſamer Vortrag erregte, nicht zu Worte kommen konnte. Vereinigten ſich die Stimmen noch am erſten Abend in reiner Anerkennung, ſo gingen ſie am andern Tag ſchon auseinander, und weiterhin gelang es Einzelnen, auch an dieſen ſonſt ſo vortrefflichen Leiſtungen bedeutſame Schäden zu ermitteln. Nach und nach freilich ſetzte ſich Alles ins Gleiche und am Ende blieb nur das Gefühl des Dankes für die Genüſſe und das Verlangen einer Wiederholung für den nächſten Winter.

Damit ich den Männern, die ſolches in München gewirkt, die ihnen gebührende Ehre gebe, erlauben Sie mir, ihre Namen und ihre The-

mata hier anzuführen. Der Unternehmer und Lenker des Ganzen, Liebig, hielt ſieben Vorleſungen über Chemie. Biſchof las über den Hautſinn, Jolly über die Meeresſtrömungen, Moritz Wagner über die geographiſche Verbreitung der Thiere auf der Erdoberfläche, Heßling über die Bildung der Perlen. Bodenſtedt gab ein Gemälde des Kreml in Moskau mit ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Nachweiſungen; Carriere ſchilderte Leſſing den Poeten und Philoſophen, Dingelſtedt den „Tartüffe" und ſeinen Autor, Heyſe den Mann und Tragödiendichter Alfieri. Riehl charakteriſirte Gluck und Piccini und die durch ſie hervorgerufenen muſikaliſchen Parteien; Geibel trug nach gegebenem Ueberblick über das Ganze die zwei letzten Acte ſeiner Tragödie „Brunhild" vor. Sybel zeichnete das Verhältniß der erſten Chriſten zu Staat und Geſellſchaft im römiſchen Reich, Pauli gab ein geſchichtliches Bild der „Jungfrau von Orléans", Löher betrachtete Friedrich den Großen und Napoleon als Geſetzgeber und verglich ihre Leiſtungen und Verdienſte. Naturwiſſenſchaft und Hiſtorie in verſchiedenen Zweigen, Jurisprudenz, Aeſthetik, Philoſophie und Poeſie waren demnach vertreten; und wie gehaltreich die Gaben im Ganzen waren, das werden den Kundigen ſchon die Namen verbürgen.

Bei dieſer Gelegenheit erwarten Sie vielleicht, daß ich ein Ereigniß berühre, das ſeiner Zeit hier erſtaunlich viel von ſich reden machte — das Scheiden Dingelſtedt's aus ſeinem Poſten als Hoftheaterintendant. Allein wäre daſſelbe auch in öffentlichen Blättern nicht ſchon hinreichend erörtert, ſo würde ich doch mit dem beſten Willen nicht im Stande ſein, Ihnen noch etwas Beſonderes zu melden, da ich über Anlaß und Motive nur Gehörtes, zum Theil ſehr Widerſprechendes weiß, und dies eine Domäne iſt, die ich gern andern Federn überlaſſe. Daß die gemachte Erfahrung den Humor Dingelſtedt's und ſein Talent ſcharfer und witziger Charakteriſtik nicht verkümmert hat, kann ich bezeugen als Hörer ſeiner Vorleſung über den „Tartüffe", die, wenn man die Wahrheit ſagen ſoll, die beſuchteſte und erheiterndſte von allen war. Jetzt können ſich die münchener Freunde nur freuen, daß er ſobald wieder einen Wirkungskreis gefunden, deſſen Pflichten ihm offenbar lieb geworden ſind, und wünſchen, daß er an dem berühmten Muſenhof und im Zuſammenwirken mit dem genialen Franz Liſzt ſeine volle Befriedigung finden möge.

Wenn mit Dingelſtedt eine bedeutende Capacität aus dem Kreiſe der „Berufenen" geſchieden iſt, ſo hat dieſer in dem Hiſtoriker Sybel eine neue erworben, die ſich in kurzer Zeit als großer Gewinn darſtellte. Bei gewiſſen Univerſitätslehrern kommt es bekanntlich vor, daß ſich gegen den Schluß der Vorleſungen ein gut Theil weniger Publicum einfindet als am Anfang; bei Sybel war es umgekehrt. Sein Collegium über die Franzöſiſche Revolution und die Napoleoniſchen Kriege bis zum

Wiener Congreß erfreute ſich ſteigenden Beifalls und lockte mehr und mehr Zuhörer in den Saal, darunter Univerſitätslehrer, Beamte und Offiziere. Der Vortrag dieſes Hiſtorikers gehört aber auch zu den beſten, die ich kenne. Er ſchildert klar, ſcharf und anſchaulich, urtheilt umſichtig und gerecht, weiß jeder wahren Kraft ihre Ehre zu geben und führt die Ereigniſſe und Verhältniſſe in lebendigem Zuſammenhange vor. Der Sprache völlig Meiſter übt er mit wenigen kräftigen Zügen eine ſchlagende Wirkung; er verſteht durch ſeine Art der Entwickelung auch dem Bekannteſten neuen Reiz zu verleihen; hat aber ein Gegenſtand die Sympathien ſeines Herzens, dann gelingt ihm eine mächtige, ſchwungvolle, ergreifende Darſtellung. Von der preußiſchen Erhebung im Jahre 1813 gab er ein Gemälde, das erſchüttert und hingeriſſen hat. Sybel iſt in jeder Beziehung für die Univerſität eine treffliche Acquiſition, auch darum, weil er unter dem gegenwärtigen Regiment kein homme impossible werden wird. Er hat hier das Maß von Freiheit gefunden, deſſen er bei ſeinen Ueberzeugungen bedarf, und konnte am Schluſſe des Collegiums ausſprechen, daß er in dem conſtitutionellen Baiern mit Freuden als Lehrer wirken werde und es auch auf die Dauer zu können hoffe.

Das hieſige Hoftheater brachte in den letzten Monaten ein paar Novitäten, die ſchon unter der Verwaltung Dingelſtedt's angenommen waren und die mich zu einigen Bemerkungen auffodern. Die „Grille“ der unerſchöpflichen und unzerſtörlichen Birch-Pfeiffer hat auch hier gefallen, ſie wurde aber auch vortrefflich gegeben und namentlich kann die Titelrolle ſchwerlich reizender und wirkſamer geſpielt werden als es durch Frau Dahn-Hausmann geſchah. Daß man jetzt die frühern Anklagen gegen die Verfaſſerin, als ob ſie den Geſchmack des Theaterpublicums verderbte, etwas weniger zu leſen bekommt, finde ich ſehr in der Ordnung. Solche geſchickte, hübſche Dramatiſirungen wie dieſe „Grille“, die auch den Kenner, wenn er es nicht allzu genau nimmt, angenehm unterhalten werden, müſſen der Bühne willkommen ſein, und in keinem Fall werden wir ſie zu Gunſten dramatiſcher Verſuche wegwünſchen können, die tiefern Gehalt ebenſo vermiſſen laſſen, aber entſchieden weniger anſprechend und kurzweilig ſind. Was Geſchmacksverderbung durch Theatereffecte auf Koſten der Wahrheit betrifft, ſo wären neuere Stücke zu nennen, die es mit frühern Birch'ſchen in dieſer Beziehung keck aufnehmen können. Aber auch dagegen können Declamationen zu nichts führen. Was dem Publicum pikant erſcheint, lebt ſeine Zeit und ſtirbt, wenn es ausgekoſtet iſt, von ſelber. Hier hat die Kritik wenig zu thun; und wenn ſie ihren Beruf auch nicht unerfüllt laſſen und ihr Urtheil abgeben wird, ſo darf ſie doch nicht hoffen, daß das Publicum, das einmal an Surrogaten Gefallen findet, durch ihre Bemühungen ſich's wird ausreden laſſen. Einen ſchönern Beruf hat ſie und erfolg-

verheißender kann ſie ihre Pflicht erfüllen gegen jüngere Talente, die einen falſchen Weg eingeſchlagen haben und auf einen erſprießlichern gelenkt werden können. In dieſer Hinſicht müſſen wir in dem Aufſatz Gottſchall's, den Sie unlängſt gebracht haben, ein Wort zu ſeiner Zeit erblicken. Seine Warnung betrifft eine Tendenz, die in der That gefährlich zu werden droht.

Die „Klytämneſtra" von Tempeltey iſt auch hier gegeben worden und zwar als die zweite größere Novität unter der jetzigen Intendanz. Sie hat keineswegs angeſprochen. Zuerſt war das Publicum aufmerkſam und rief die Darſtellerin der Hauptrolle, Frl. Damböck, nach dem zweiten Act, ihres heroiſch gewaltigen Spiels wegen; allein während der letzten Acte ſank der Antheil auf Null herunter und man verließ das Haus, ohne ſchließlich auch nur die Darſtellenden durch ein Zeichen des Beifalls geehrt zu haben. Es thut mir leid, dieſes Verhalten unſers Publicums gegen die Tragödie für gerecht erklären zu müſſen. Wäre Tempeltey ein Münchener, ſo hätte man ihn vielleicht auch hier gerufen; man weiß ja, wie das zugeht und wie wenig das in der Regel heißen will. Aber das hätte dann nur einer und der andern Journalfeder Gelegenheit gegeben, von einem „Erfolg" zu reden, die Wiederholung hätte doch nur wenig Zuſchauer vorgefunden und die Tragödie wäre das zweite mal zugrabe getragen worden.

Es iſt keine Grauſamkeit, wenn man dies dem Poeten unumwunden ſagt, vielmehr ein Freundſchaftsdienſt. Sein Stück beweiſt, was ſich übrigens von ſelber verſteht, daß ein ſo junger Mann durchaus nicht fähig iſt, die großen Geſtalten der griechiſchen Tragödie zu reproduciren, weil, von allem poetiſchen Talent abgeſehen, dazu eine Durchbildung des ſittlichen Urtheils, eine eigene Lebenserfahrung und Charaktererſtarkung gehört, wie man ſie in ſolchem Alter auch bei der außergewöhnlichſten Begabung nicht haben kann. Es war eine Vermeſſenheit von Tempeltey, die vielleicht größte Schöpfung des größten griechiſchen Tragikers ſich aneignen, am Ende gar verbeſſern zu wollen; dieſe Vermeſſenheit hat ſich geſtraft. Seine Klytämneſtra iſt eine ſchwache, ſchwankende, unwahre Perſönlichkeit und mit alledem eine für jedes echte Gefühl peinliche Erſcheinung geworden. Ein Stück mit ſolcher Hauptfigur kann unter der Vorausſetzung gewiſſer ſceniſcher Effecte auf ein für den Poeten oder den Stoff eingenommenes Publicum möglicherweiſe fürs erſte mal wirken, in der Gunſt ſich erhalten aber kann es unmöglich, auch nicht mit Hülfe der beſten Lobkritiken.

Der Autor hat Talent, das iſt keine Frage, und es kann Verwunderung erregen, daß ein Studioſus auch nur das Vorliegende zu leiſten vermochte; ſein Können dient aber einem falſchen Wollen. Man rühmt einzelne Scenen, ſowie die Sprache, und in gewiſſem Sinne mit Recht;

aber genau beſehen, entbehrt die Diction wie die Compoſition nicht nur der Wahrheit, ſondern auch der Wahrhaftigkeit. Der Autor iſt in beiden geſchickter, als es für ſeine Jugend ſich ſchickt: die Geſchicklichkeit geht nicht Hand in Hand mit der Ehrlichkeit. So hat er eben nur ein Surrogat geſchaffen — mit einer Begabung, der man von Herzen eine redlichere Thätigkeit und edlere Früchte wünſchen möchte.

Könnte man hoffen, daß unter ſolchen Umſtänden guter Rath angenommen würde, ſo möchte man den heutigen jungen Poeten zurufen: bleibt in der Sphäre eurer Kraft und eures Alters! Schildert euch ſelbſt und eure innern und äußern Erlebniſſe! Wählt euch Stoffe, deren Charaktere ihr begreift, weil ihr ihnen gleicht, und quält euch nicht ab, Giganten darzuſtellen, mit denen ihr vorläufig nichts gemeinhabt!

Wenn ich eine Ausbeutung antiker tragiſcher Stoffe nach Art dieſer „Klytämneſtra“ für tadelnswerth und ſchädlich halten muß, ſo glaube ich doch nicht, daß ein Poet unſerer Tage jenes Material gänzlich unberührt zu laſſen hat. Er darf an die poetiſche Behandlung nicht gehen, weil ihm dieſe oder jene Fabel zu Theatereffecten ausgiebig oder zu irgendwelchen äußerlichen Zwecken dienlich, wol aber, ſofern ſie ihm zur Darſtellung einer ihm eigenen poetiſchen Idee am entſprechendſten erſcheint. Faßt er den Stoff als Ausdruck ſeiner Idee, dann iſt er ihm auch gewachſen und es können Dichtungen entſtehen von eigenthümlicher Bedeutung und wahrer Schönheit. Daß dergleichen nur wenige ſein werden, liegt in der Natur der Dinge. Die echte Dichtkunſt wird immer vorzugsweiſe nationale Stoffe wählen, die Geſchichte wird für ſie eine Hauptfundgrube ſein. An hiſtoriſchen Stoffen können junge Kräfte ſich auch am beſten üben, weil ſie ihnen zumuthen, im beſondern Sinne zu ſchaffen: das rohe Material der Wirklichkeit zu bewältigen und in Dichtung umzuwandeln. Gewiſſe mythiſche Stoffe ſind ſchon geſchaffen, und es liegt nahe, durch ihre bloße theatraliſche Verwendung einen Erfolg zu erſtreben, der als ein gar zu billig erworbener keine Ehre bringen kann.

Außer dieſen zwei größern Novitäten brachte das Hoftheater noch eine einactige Komödie von Schleich, die „Haushälterin“, welche beifällig aufgenommen wurde. Der Vorzug dieſes Stückchens beſteht allerdings mehr in einzelnen guten Späßen als in der Textur des Ganzen, doch iſt die Charakteriſtik der Perſonen nach dem Leben und namentlich zeichnet ſich ein armer hungeriger Schreiber durch ſeine Naturwahrheit aus, die dem Darſteller Chriſten auch Gelegenheit gab, das Publicum in die heiterſte Laune zu verſetzen.

Von den Werken der bildenden Kunſt, die in dem künſtlerreichen München letzter Zeit entſtanden ſind, möchte ich die Aufmerkſamkeit für jetzt nur auf eins lenken. Guſtav König, von ſeinen frühern Compo-

ſitionen zu dem Leben des Reformators der „Luther-König“ genannt, fährt conſequent fort in ſeiner Darſtellung bibliſcher Stoffe und widerlegt durch die That die von mir in einem frühern Aufſatz mit Gründen bekämpfte Meinung, als ob die Fortbildung der hiſtoriſch-religiöſen Malerei mit dem Proteſtantismus und ſeinem Geiſt unvereinbar wäre. Es iſt dies eine ſehr beachtenswerthe Erſcheinung. Ein Künſtler, der mit ſeinem Geiſt und Herzen auf dem Standpunkt der evangeliſchen Theologie ſteht und hier ſelbſtändig denkt und forſcht, behandelt Gegenſtände der heiligen Geſchichte in zuſammenhängenden Bildern. Er will den Sinn der Schrift, wie er ihn auffaßt, in ſchönen Werken anſchaulich machen, zugleich den chriſtlichen Denker und den äſthetiſchen Kenner befriedigen, und es gelingt ihm in überraſchender Weiſe. Auch Diejenigen, die ſeinen Standpunkt in der von ihm feſtgehaltenen Beſtimmtheit nicht theilen, können der Anmuth und der Gemüthswärme der Darſtellung, der Sinnigkeit der Verknüpfung nicht widerſtehen; ſie freuen ſich daran und ſprechen ihren Beifall aus.

Seit längerer Zeit arbeitet der Künſtler an einem Cyklus von Bildern aus dem Leben David's, die für den König von Preußen beſtimmt ſind, und daneben an einer Darſtellung ausgewählter Pſalmen, die in Stichen erſcheinen ſollen. Das zweite Unternehmen möchte ich zu charakteriſiren verſuchen.

Die Pſalmen ſind allen Confeſſionen und allen irgendwie poſitiven Elementen in ihnen gleich werth. Vielgerühmt von vielen Seiten ſind ſie vielleicht am ſchönſten und herzlichſten von Luther in ſeiner Vorrede gewürdigt, und es mag dafür ſprechen, daß auch der alte Goethe dieſe ſeinem Freunde Zelter nachdrücklich zum Leſen empfohlen hat. Das Erhebende, Tröſtende, Herzerquickende der heiligen Lieder durch den Sinn des Auges vor die Seele zu bringen, war daher ein guter Gedanke König's und eine ſchöne Aufgabe, deren glückliche Löſung ihm ſicher die weiteſten Kreiſe zugänglich machen wird.

Er wählte zur künſtleriſchen Darſtellung die Arabeskenform, weil ſie am geeignetſten erſchien, die einzelnen Momente nach und nach zu entwickeln und zugleich die Totalſtimmung des Pſalms, auf die es beſonders ankommt, wiederzugeben. Jedes Blatt iſt ein aus Verzierungen, Figuren und Scenen beſtehendes Ganze, worin Alles Bedeutung hat und nichts ohne beſondern Sinn und Zweck aufgenommen iſt. Der Grundgedanke und die Grundſtimmung des Pſalms gaben ihm Ganzes und Theile ein, deren Zuſammenſtellung eben jenen Gedanken und jene Stimmung ſichtbar machen ſoll. Der Künſtler wollte ſich aber nicht auf den zugrunde liegenden Sinn verlaſſen und Werke ſchaffen, die äſthetiſch erſt zu intereſſiren anfangen, wenn ihre Bedeutung ergründet iſt, — vielmehr ſollte der Betrachter die Darſtellung vor allem ſchön finden,

durch die Schönheit angezogen nach dem tiefern Sinne fragen und durch die Selbstbeantwortung mit dem Werke sich immer vertrauter machen; er sollte zuerst den ästhetischen Reiz des Kunstwerks fühlen, dann nach Maßgabe seines Nachdenkens die religiöse Tiefe des Inhalts, der Dichtung erkennen. Diesen Doppelzweck hat König in der That erreicht; seine Bilder, von der künstlerischen Wirkung abgesehen, lehren die Psalmenpoesie selber und den Zusammenhang der einzelnen Gesänge tiefer erfassen.

Sieben Blätter sind bisjetzt ausgeführt und zeigen, wie beziehungsmäßig der Künstler im Ganzen arbeitet und wie er seiner Absicht, die Grundstimmung des Psalm zu versinnlichen, nachgekommen ist. Das erste behandelt den ersten Psalm in der Weise eines Titelblatts, das zweite, dritte und vierte den zweiten, zweiundzwanzigsten und hundertundzehnten als messianische. Sie stellen den Beginn des Sieges, die Opferthat und den letzten Sieg dar und es charakterisirt sich das zweite nun durch Feinheit und Zartheit der Gliederung, das dritte durch nächtlich trauervollen Ton, das vierte durch werdende Tageshelle. Gegenstand des fünften Blattes ist der neunzehnte Psalm, der die Herrlichkeit Gottes in der Natur besingt; es imponirt, wie der Gesang, durch den Reichthum von Bildern. Das sechste behandelt den achten, der den Menschen als Herrn der Schöpfung vorführt, und das siebente den neunzigsten Psalm, der mit der Hinfälligkeit des Menschen zugleich den Trost ausspricht, den der Glaube gewährt. Jenes erfreut uns durch heitern Reiz und durch Zierlichkeit, dieses macht in der phantastischen Form eines großen Mausoleums einen ernst-prächtigen, erhebenden Eindruck.

Die Compositionen nach ihren einzelnen Bestandtheilen durchzugehen, wäre hier nicht der Ort und ist, wie ich bekennen will, auch nicht meine besondere Liebhaberei. Bilder muß man sehen, und die Schriftstellerfeder thut das Ihrige, wenn sie die echten und guten empfiehlt und die Kunstfreunde zum Sehen anreizt. Die „Psalmen" G. König's verdienen eine Empfehlung nicht nur als Kunstwerke, sondern auch noch in einem andern Betracht. Wir wollen uns durch eine bestimmte Weltanschauung nicht mehr in Fesseln schlagen lassen und weisen jeden Zwang, der die geistige Fortentwickelung hindern möchte, zurück. Wer aber eine bestimmte Weltanschauung hat und sie in ihrem Gehalt, in ihrer Schönheit vor Augen stellen will, der muß uns willkommen sein. Er gibt uns etwas, das nur er so geben kann und das wir gerecht zu beurtheilen und nach seinem Werthe anzuerkennen haben. Wenn solch ein Bestreben in gewissen Regionen die Oberhand gewönne, dann dürfte der Sache, die man dort zu fördern bemüht ist, besser gedient sein als durch Gewaltmittel, durch die man heutzutage die beste Sache nur verhaßt machen kann. Kunst und Wissenschaft haben in unserer Zeit eine grö-

ßere und umfaſſendere Aufgabe als jemals. In ihrer freien und freilaſſenden, durch einleuchtende Wahrheit und Schönheit allein zu gewinnen ſtrebenden Thätigkeit können und ſollen ſie Inſtituten zum Muſter dienen, die bisjetzt vorzugsweiſe durch andere Mittel gewirkt haben, aber durch die ganze Weltlage dringend gemahnt ſind, dieſe vor den höhern und edlern Mitteln des Geiſtes mehr und mehr zurücktreten zu laſſen.

Wenn ich, um dieſes Schreiben nicht ungebührlich auszudehnen, andere bedeutende Werke hieſiger Künſtler unbeſprochen laſſe, ſo verpflichtet mich doch die Dankbarkeit, noch einer Schöpfung zu gedenken, die uns dieſen Winter vorgeführt wurde: des Künſtlerfeſtes im Odeon, darſtellend die Vermählungsfeier des Meiſter Rubens mit ſeiner zweiten Gattin. Durch die geſchmackvolle Verzierung des Saals, die ſinnvolle Anordnung des Feſtzugs, die prächtigen, mannichfaltigen Coſtüme, die Schönheit und Stattlichkeit ſo vieler und die charakteriſtiſche Erſcheinung aller Theilnehmenden — durch Geſang, Anreden und abſchließende Aufſtellung auf der Eſtrade, die im Hintergrunde die meiſterhaft gemalte Stadt Antwerpen zeigte, wurde das Ganze zum wahren Kunſtwerk, ausgeführt und angeſchaut von heitern und heiterbefriedigten Menſchen. Daß es auf vielſeitiges Verlangen wiederholt werden mußte, iſt ſehr begreiflich. Derartige Feſtdarſtellungen werden wol an keinem Orte ſo ſchön und künſtleriſch gegeben, ſicherlich aber bei Tanz und edlem Getränk nirgends fröhlicher geſchloſſen werden als hier in München.

Eins ins Andere gerechnet, iſt dieſe Stadt ein „edler Fleck" im ſchönen Deutſchland, und ich hoffe Ihnen daraus noch manchen Bericht liefern zu können.

Literatur und Kunſt.

Volksliteratur.

Wir zweifeln heute im Allgemeinen nicht mehr daran, daß dem Volke Bildung ebenſo nothwendig iſt wie Brot. Die Civiliſation hat uns zu Philanthropen gemacht; freilich, man könnte es vielfach beweiſen, zu ſehr ſonderbaren, in gewiſſem Sinne antichriſtlichen Philanthropen; dennoch aber wollen wir dem großen Volkshaufen Nahrung für den Leib und Nahrung für den Geiſt verſchaffen. Es iſt nun einmal der Literatur beſchieden, in dieſer Beziehung immer ein vornehmſtes Inſtrument der Bildung zu ſein, und ſomit haben wir ſeit einer Reihe von Jahren eine Literatur, die ſich ſpeciell mit der Bildung des Volks, d. h. der großen Maſſe, beſchäftigt; oft mit gutem Willen und Geſchick, noch öfter mit ſchlechten Abſichten und unedlem Streben. Ziehen wir in Betracht, was dem Volke in geiſtiger Beziehung noththut, ſo finden wir ſehr leicht, daß auf Befeſtigung ſeiner Moral, Erweckung ſeines Patriotismus und Ermunterung ſeiner von roher Sinnlichkeit ver-

ſchleierten ihm urſprünglich eigenen Kraft hingearbeitet werden muß. Betrachten wir dabei aber die Literatur, welche deutſche Schriftſteller, noch mehr aber deutſche Fabrikanten-Buchhändler mit der Firma „Volksliteratur" verbreiten, ſo ſtaunen wir über die Conſequenz, mit welcher gerade die ſchlechten Leidenſchaften des Volks, wenn auch oft unter gleißneriſchem Scheine, von denſelben genährt werden. Mordgeſchichten, Verbrecherromane und die allergröbſten Unſittlichkeiten werden nur zu häufig unter der Firma „Volksliteratur" dem Volke in die Hand gedrückt und wir nehmen im Intereſſe der hohen Stellung, welche die Literatur einnehmen ſoll, nicht Anſtand, einigen Fabriken dieſer verwerflichen Literatur bei dieſer Gelegenheit die ganze Verachtung zu bezeigen, welche ihrem Trachten, pecuniären Gewinn auf Koſten der Moral des Volks zu erzielen, gebührt. Daß ſich noch Schriftſteller, freilich meiſt ſogenannte Schriftſteller, zu dieſer mehrentheils auf Beſtellung verlangten Fabrikationsarbeit hergeben, iſt traurig genug. Ein Schriftſteller, der das Verdienſt haben will, ein Schriftſteller des Volks, des gewöhnlichen Mannes zu ſein, muß ſeine Schuldigkeit noch gewiſſenhafter thun als derjenige, welcher für die beſſern Claſſen ſchreibt. Er hat vor allen Dingen der feſten, moraliſchen wie patriotiſchen Grundſätze nöthig, der Klarheit, Herzlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks. Ganz beſonders aber muß er ein lebhaftes Bewußtſein haben von der Würde ſeines Standes; er muß auch in ſeinen Schriften überall als ein wahrhafter Ehrenmann erſcheinen, es gut und redlich mit dem geiſtigen Wohl des ungebildeten Haufens meinen und nicht wie ein Charlatan die Leichtgläubigkeit und die Leidenſchaftlichkeit deſſelben ausbeuten. Es iſt freilich, wenn man es ehrlich meint, aus mancherlei Gründen ein ſchwerer Beruf, Volksſchriftſteller zu ſein; aber wer ſich der deutſchen Literatur widmet, der muß überhaupt Vieles ertragen können und wer darin einen ehrenvollen Beruf erfüllen will, der muß ſich ihm auch trotz aller Mühſeligkeiten und allen Undanks hingeben mit Herz und Seele, mit allen Kräften, hat er überhaupt noch Achtung vor ſich ſelbſt und vor dem Ehrenſtande, dem er angehört.

Zu dieſen allgemeinen Bemerkungen veranlaßte uns, wenn auch nicht gerade direct, die Lectüre folgenden Buchs: „Geſchichten aus dem jetzigen Volksleben von Gotthardt Alfred Luther, Verfaſſer von «Kaiſerglück»" (3 Bde., Leipzig, Kollmann). Dieſe drei Bände enthalten ſechs Novellen, die ſich die Bauerwirthſchaften und die Dorfereigniſſe des thüringer und fränkiſchen Landes zum Gegenſtande ihrer Schilderung genommen, und, wir erwähnen dies von vornherein, mit vielem Talent die dortigen Sitten und provinziellen Charaktere gezeichnet haben. Es iſt immer noch eine weitverbreitete Anſicht, den Bauer als den Typus des Volks und Bauergeſchichten demnach als Volksgeſchichten anzuſehen. Der Bauer iſt allerdings an und für ſich ein ſehr glücklicher Menſch; was wir aber heutzutage zumeiſt unter „Volk" verſtehen, iſt ein ſehr unglückliches Gemenge von nicht blos rohen Geſellen, ſondern verkommenen, unterdrückten, verdorbenen und verkümmerten Intelligenzen. Der Bauer iſt der Begriff des Eigenthumbeſitzenden, aber für Bildung und höhere Intelligenz durchſchnittlich Unempfänglichen und ihnen ſogar Widerſtrebenden, wieviel auch einzelne Dorfgeſchichten ſich bemüht haben, uns poetiſche, ja ſentimental-krankhafte Bauernaturen vorzuführen. Der Inſtinct folgte dabei dem an ſich ganz richtigen Bewußtſein, daß die Proſa der Kuhſtälle ſchlechterdings, ſoll ſie genieß-

bar sein, idealisirt werden müsse; aber dieser Instinct verleitete sie zu einer ganz falschen und krankhaften Idealisirung ihrer Bauern. Genug, Dorfgeschichten, wie wir sie bisher gewohnt sind, können durchaus nicht als Geschichten aus dem Volksleben gelten, insofern sie nicht ein größeres, allgemeineres Princip des Volks, ein Bedürfniß desselben in socialer oder politischer Hinsicht, ein Aufdecken seiner Gebrechen und seines Elends, seiner natürlichen Gesinnungen und Herzensempfindungen, sich zur Aufgabe stellen. Daß man diese nun überall findet, nicht allein bei den Bauern, das wird Niemand leugnen; aber ebenso wenig wird man behaupten dürfen, daß, weil man den Schauplatz einer Erzählung in irgendein Dorf verlegt und die Charaktere aus Bauernaturen schnitzt, deshalb ein Recht vorhanden sein soll, dergleichen Erzählungen Volksgeschichten und ihren Autor „Volksschriftsteller" zu nennen. Der Instinct der Volksnatur ist etwas Allgemeines, überall Anzutreffendes; diesen zu finden und aus dem prosaischen Leben herauszumeißeln, wie den Diamant aus dem steinernen Schoos, der ihn birgt — das ist die hohe, aber schwere Aufgabe eines Volksschriftstellers von edlerer Bedeutung, der nicht blos Eigenthümlichkeiten eines kleinen, sogar provinziellen Bruchtheils des Volks abmalen will, sondern mit der genialen Kraft der Poesie diese Eigenthümlichkeiten als innigste Bestandtheile des allgemeinen Volkscharakters zu schildern sucht.

Der Verfasser der vorliegenden „Geschichten aus dem jetzigen Volksleben" ist sich dieser Aufgabe, welche ein echter Volksschriftsteller sich stellen muß, zum großen Theil bewußt gewesen, wenn es ihm auch nicht gelungen ist, sie zu lösen. Wie sehr er aber das allgemeine Wesen des Volkslebens von seiner intellectuellen Seite auffaßte, das bewies uns seine Erzählung „Der Hofbauer" im zweiten und „Die alte Linde" im ersten Bande. In der erstern Erzählung hat er den Conflict auf das Gesetz der Güterzusammenlegung, in der zweiten auf das neue Jagdgesetz basirt, zwei allerdings sehr wesentliche Bestandtheile des Wohls und Wehs beim Volke. Leitete den Verfasser dabei ein sehr richtiger Instinct, so schilderte er doch nur die Folgen, die Mißstände und Verlegenheiten, welche jene Gesetze nachsichzogen, in kleinern privaten Kreisen, an einzelnen Beispielen, die wenig mehr als Ausnahmefälle sind, nicht aber, wie er mußte, in populärer Weise von ihrer großen politischen und socialen Wichtigkeit. Er nahm sie mit einem Wort mehr als Hintergrund denn als ein großes hervorstechendes Moment des jetzigen Volkslebens. Indessen gebührt diesem Anstreben echten Volksschriftstellerthums immerhin die wärmste Ermunterung, zumal der Verfasser ein ganz entschiedenes Talent für frappante Schilderung von Volkscharakteren besitzt. Die übrigen Novellen, besonders „Frieder" und der „Weingeh" geben davon ein sehr schönes Zeugniß. Umsomehr ist es Schuldigkeit des Verfassers, sein Talent der Lösung höherer Aufgaben zu widmen und hauptsächlich niemals zu vergessen, daß der Werth einer Erzählung nicht ausschließlich in der treuen, realistischen Wiedergebung der Verhältnisse besteht. Das grobe, massive Hinstellen, wie es die realistische Schule liebt, macht jegliche poetische Anschauung unmöglich und in der Beschreibung eines Kuhstalls oder einer Dorfkneipe liegt doch wahrlich keine Poesie, wenn eben keine poetische Anschauung dabei vorwaltete. Das Bild, welches wirklich schön sein soll, bedarf eines sanften, unerklärlichen Schmelzes, eines zarten

Schleiers, der ſich florartig über die proſaiſchen Gegenſtände hinbreitet; dann wird auch der Eindruck viel mächtiger ſein als bei der treuen Copie der Wirklichkeit, die nur Nachahmungstalent, nicht aber ſchöpferiſche Kraft bekundet. Dieſe ſtark realiſtiſche Seite verführt auch den Verfaſſer zu manchen unäſthetiſchen Extravaganzen, beſonders im Ausdruck, wiewol dem Dialog große Friſche und Lebhaftigkeit zugeſtanden werden muß. Ein Fluch und eine Läſterung ſind, beſonders bei Bauergeſchichten, wol ſehr charakteriſtiſch; aber wenn man ſeitenlang die fürchterlichſten Schimpfreden leſen ſoll, wie II, 17, 69 und an vielen andern Stellen, ſo iſt dies wirklich widerwärtig, ebenſo wie die allzu treue Abconterfeiung des Dialekts. Mit einem Wort, die ſonſt ſehr angenehmen Erzählungen Luther's, ſowol die reinen Liebesgeſchichten, als die beiden, zu wirklichen Volksgeſchichten anſtrebenden Novellen, ſind zu maſſiv, zu bäueriſch, zu realiſtiſch im Ausdruck.

Noch eine Betrachtung haben wir an dieſe Werke zu knüpfen. Die Liebe iſt freilich der hauptſächlichſte Reiz des menſchlichen Jugendlebens, die Spirale, in der es ſich hochſchwingt, die Gewalt, der ſich jede Fülle der Kraft unterwirft. Aber ihre poetiſche Berechtigung zugeſtanden, ſo läßt ſich doch fragen, ob denn das Volk und das Volksleben gerade darin ſo intereſſant, gerade in Liebesgeſchichten ſo über Alles anziehend und charakteriſtiſch ſind? Das glauben wir kaum. Die Liebesgeſchichte iſt am Ende kein echtes Volkselement; ein ſolches bietet dagegen die Poeſie der ſocialen Zuſtände des Volks und die Hauptaufgabe beſteht darin, das Princip des allgemeinen Volksweſens nicht im Genre, ſondern in großen, nationalen Zügen zu malen und mit dem Genre nur zu verweben. Wol muß man friſch ins Leben hineingreifen und es zeichnen wie es iſt; aber man muß auch niemals den warmen Herzſchlag der ganzen Menſchheit ignoriren; man muß verſtehen, im Bilde eines genreartigen Charakters einen Croquis der allgemeinern Sphäre zu liefern, in welcher ſich der einzelne, als Typus hingeſtellte Charakter activ oder paſſiv bewegt.

Ein Volksbuch im Sinne der eingangs charakteriſirten vulgären Geſinnung iſt „Der Mädchenſohn. Eine Volksgeſchichte vom Verfaſſer des «Schulzen von Ettingrode»“ (2 Thle., Leipzig, Kollmann). Der Verfaſſer hat ſich zu nennen geſchämt, bezeichnet ſich aber im Vorwort als ein Landgeiſtlicher. Der Roman iſt im niedrigſten berliner Dialekt geſchrieben, und um den darin herrſchenden Ton zu kennzeichnen, wird es hinreichen, folgende Stellen blos aus dem Anfange des Vorworts anzuführen. „Unlängſt machte ich mit meinem Pudel eine Reiſe. Das arme Thier hatte die Staupe gehabt und war ſo ſchwach, daß der ſcharfe Oſtwind ihm das Geſäß umblies. Gleichwol vollbrachte er den Marſch fünf mal und beroch jeden Stranch und that trotz allem Pfeifen jeder Ecke ihre Ehre an. Der Humor iſt auch ein Pudel“; dann: „Es hat Jeder nicht blos ſeinen Lieblingsgeruch, ſondern auch ſeinen Lieblingsgeſtank.“... „Wohl uns, hätte Jeder einen Hemdenſchlitz, daß man ihm bis in den Buſen ſehen könnte.“... Das ſind nur einige der gelindeſten Sprachproben unter Hunderten. E. S.

Correspondenz.

Aus Hamburg.

Mitte Mai 1857.

Rt. Für wie verschiedene Dinge doch bisweilen die reichen Hamburger Geld bezahlen! Kaum hatte Elise Schmidt durch das Vorlesen antiker Tragödien die Welt des Aeschylus, Sophokles und Euripides in die Handelswelt importirt und war mit goldenem Export beladen nach Weimar, dem Musensitze, weitergesegelt, so erhob schon eine andere Dame freilich ganz andere und weniger begründete Ansprüche an die hamburger Geldsäcke, die sich öffnen wollten. Eine Marquise von Sainte-Milan ließ sich in unsern Mauern nieder und erbot sich, als Somnambule einem jeden Kranken für 100 Francs den gewünschten Rath zu ertheilen. Zu so kostspieligen Consultationen besaß ich leider nicht Geld genug; mir blieb nichts übrig als die Menschen zu beneiden, die mit ihren Equipagen bei der Marquise von Sainte-Milan vorfahren konnten. Freilich ging mein Neid mehr auf den Besitz des Geldes, der zu solchem Besuch erfoderlich war, als auf die Vortheile, die von der somnambulen Orakelweisheit für meine Gesundheit in Aussicht standen. Man sagte nämlich nicht viel Bedeutendes von dem Orakel. Nach Art der Somnambulen brauchte auch die Marquise von Sainte-Milan nicht die Person selbst zu sehen, der sie einen medicinischen Rath ertheilte, ihre Weisheit knüpfte schon am Haar der Person an. Da soll es nun vorgekommen sein, daß sie Kinderhaar für Damenhaar nahm und daß ihre Rathschläge dieser Täuschung allzu sehr entsprachen. Im Uebrigen, sagt man, sei ihr Rath stets sehr bedacht gewesen; für 100 Francs soll man sich haben rathen lassen, einmal Rhabarber einzunehmen. So sagt das Gerücht, ob wahr oder nicht, kann ich nicht wissen. Soviel aber ist gewiß, daß die Marquise einiges Geld verdiente, bis sie nun endlich und allerdings erst nach manchen gewichtigen Einreden auf höhern Befehl unsere reiche Stadt hat verlassen müssen.

Jedoch das Geldausgeben hört nicht auf. Noch somnambulirte die Marquise, da kam schon der Baron Dupotet aus Paris, um den verkannten Mesmer in Deutschland wieder zu Ehren zu bringen. Bereits im vergangenen Jahre war Baron Dupotet von einem reichen Kaufmann zum Behuf einer Cur nach Hamburg berufen worden und hatte in Privatcirkeln der haute volée seine magnetischen Kräfte spielen lassen. Nun wollte er auch in weitern Kreisen Proselyten machen. So kam denn Dupotet mit den Frühlingsschwalben wieder zu uns; ein Cyklus von acht magnetischen Sitzungen wurde angekündigt. Es bildete sich ein Comité, das einen Bogen circuliren ließ, auf dem ein jeder vom Comité Approbirte seinen Namen schreiben durfte, der Lust hatte zwei Louisdor zu bezahlen. Allerdings viel Geld; allein man begriff doch, daß eine gewisse Exclusivität der Gesellschaft gewünscht werden mußte, wenn angesehene Damen sich den magnetischen Manipulationen preisgeben sollten. Allein man weiß warum, es kam ein Riß in die Exclusivität! Erstlich, man wählte für die Sitzungen ein öffentliches Local und zwar den Saal der demokratischen verrufenen Lesehalle, die nie

vor ihrer Thür so elegante Equipagen hatte stehen sehen, auf deren Treppen nie bisher betreßte Diener standen. Sodann unterließ man, die Eintrittskarten personell zu machen und endlich kündigte man sogar den öffentlichen Verkauf von Billets an für einzelne Sitzungen à 4 Mark. Auch Das war allerdings noch immer viel Geld und besonders für Diejenigen, welche wußten, daß Dupotet's Künste in Paris für 15 Sous feil sind. Allein wer gibt nicht einmal 4 Mark aus, um zu erfahren, wie renommirte Herren und Damen im magnetischen Zustande sich geberden! Fast sollte man denken, es würden solche öffentliche Schaustellungen von Seiten der Damen wenigstens in guten Kreisen zu den Dingen der Unmöglichkeit gehören; allein der Eifer für oder wider das Wunderbare riß ja schon ostmals viele Schranken nieder und so auch hier in Hamburg. Allerdings misbilligten viele der angesehenern Familien diese öffentlichen Schaustellungen und nahmen gar nicht theil an ihnen. Von Denen ferner, die zugegen waren, gaben sich nur wenige Personen dem Einwirken Dupotet's hin und unter ihnen die meisten Damen gewiß nur in der Voraussetzung, daß höchstens der magnetische Schlaf sie überfallen werde oder auch in der festen Ueberzeugung, Dupotet werde vor ihnen seine Streiche vergeblich machen. Und allerdings die meisten Damen bewiesen ihre Willenskräftigkeit. Aber Andere, die eingeschläfert wurden, schliefen nicht blos ein, sie mußten obendrein nach Dupotet's Pfeife tanzen, wenngleich nicht buchstäblich, wie dies in Paris vorkommen soll. Seinem Willen gehorsam nämlich mußten sie ihren Kopf hindrehen wohin er wollte; sie mußten ihm selbst durch die ganze Stube folgen. Das sah sehr räthselhaft aus; nur trübte leider Dupotet diese Wunder, indem er seinen Wunsch oder Befehl den Magnetisirten stets sehr vernehmlich mittheilte. Mit bloßen erweckenden Strichen ohne weitern Zuruf weckte Dupotet Niemand auf, der wenigstens mit geschlossenen Augen dasaß und Niemand folgte ihm, den er nicht vorher gütigst von seinem anziehenden Wunsch in Kenntniß setzte.

Nun war freilich nicht zu denken, daß angesehene Damen oder Herren mit Dupotet unter einer Decke steckten, daß Leute bestochen seien, die hundert mal eher bestechen konnten. Allein es blieb noch immer prüfungswerth, eine wie große Rolle die Einbildung bei diesen Erscheinungen mitspiele, wieviel auf Rechnung nicht unbekannter Nervenreizungen komme. Das wäre es gerade, was einzig zu untersuchen werthvoll sein würde, was aber mit wissenschaftlicher Nüchternheit zu prüfen nicht Dupotet's Sache zu sein scheint und wozu auch wol eine so große, von allerlei Rücksichten beherrschte Gesellschaft wie die, vor der er hier experimentirt, nicht geeignet sein wird.

Selbst unter den Gläubigen greift die Langeweile um sich während dieser zweistündigen Schlafsitzungen, die so gering an Resultaten sind und die Ungläubigen sehen nicht einmal die sichtbaren geringen Resultate als Das an, wofür sie ausgegeben werden. Sie meinen nicht, daß Jemand anfange Clairvoyant zu sein, wenn er im Schlafe seinen Namen und seine Hausadresse sich abfragen läßt. Kurzum, im Allgemeinen ist die hoffnungsvolle Stimmung, nunmehr in die Wunderwelt des Magnetismus eingeführt zu werden, ein wenig abgekühlt. Ueberdies trug wol ein eigenthümlicher Vorfall mit dazu bei, die Sache Dupotet's zu compromittiren; sie gab nämlich zur öffentlichen Blamage seines Hauptbeschützers Anlaß. Natürlich verfehlte die Tagespresse nicht, sich an den entgegengesetzten magnetischen Polen auf-

zuſtellen. Die beiden Volksblätter „Der Freiſchütz" und „Die Reform" waren für die Sache Dupotet's gewonnen; der neue von Walesrode und Volkshauſen redigirte „Compaß" nahm Partei wider ſie; auch „Ernſt Heiter" machte ſich über ſie luſtig. Der alte „Unparteiiſche Correſpondent" kümmerte ſich nur in einigen wenigen nachtheiligen Berichten um die Sitzungen. Die „Hamburger Nachrichten" endlich richteten eine neue Rubrik ein, „Magnetismus" überſchrieben, unter der ſich jede Meinung ſollte Luft machen können. Allein bisher hatte nur der auch den Leſern Ihres Blattes wohlbekannte Dr. Jürgen Bona Meyer Luſt, in jenen Spalten eine Fehde mit Dupotet anzubinden und zwar ſeiner kritiſchen Richtung gemäß gar ſehr bedächtig. Zuerſt erzählte er in dem Blatte vom 27. April, was er in mehren Sitzungen bei Dupotet in Paris geſehen. Die Erfolge waren unbedeutend und meiſtens zweideutig und nur bei dem eigenthümlichen Schlaf eines jungen Mannes fand Dr. Meyer keinen Grund, eine Täuſchung vorauszuſetzen. Dr. Meyer verwirft alſo keineswegs rundweg, er will die Sache unbefangen prüfen. Zugleich allerdings wollte er beweiſen, wie unwiſſenſchaftlich und unkritiſch Dupotet zuwerke geht; um ihn vielleicht durch die Kritik zu einer beſſern Prüfung zu nöthigen. Allein das war vergebens, wie Dr. Meyer dies an einer Kritik der zweiten Sitzung im Blatte vom 1. Mai darthat. Das erregte den Zorn einiger Anhänger à tout prix. Angeblich größerer Ruhe wegen wurden nunmehr überhaupt keine Billets mehr verkauft. Dr. Meyer wandte ſich, wie er ſpäter öffentlich erklärte, an ein Comitémitglied ſelber, den Hauptbeſchützer Dupotet's, den preußiſchen Generalconſul O'Swald. Gerade ihm die Eintrittskarte nicht vorzuenthalten, hätte ſchon die Klugheit, geſchweige denn der Anſtand erfodert; indeſſen ſind ja nun einmal nicht alle Leute klug und ſo erhielt Dr. Meyer keine Karte. Als nun Dr. Meyer von der nicht perſonellen Karte eines Subſcribenten Gebrauch machte und alſo doch im Saal erſchien, vergaß Hr. Generalconſul O'Swald ſo ſehr das formelle Recht und den guten Anſtand, daß er die bereits vorgezeigte Karte abfoderte und um Lärm zu verhüten ſie demnächſt zerriß. Dr. Meyer, nachdem er einige Tage vergebens auf Entſchuldigung gewartet hatte, brachte alsdann im Blatte vom 7. Mai dieſes Benehmen des Generalerconſuls in ruhiger Erzählung zur öffentlichen Kunde. Man iſt allgemein aufgebracht über das Benehmen Hrn. O'Swald's und doch hat weder er ſich ſelbſt noch das Comité das Benehmen ſeiner Mitglieder bisher entſchuldigt. Viele erkennen in dieſem Vorfall einen Beweis für die Schwäche der Sache, die nicht einmal eine ſo mäßige Kritik ertragen kann. Dr. Meyer aber erklärt ſich gegen dieſe Anſicht; er ſieht darin nur eine neue Beſtätigung der alten Erfahrung, daß der Magnetismus in unrechten Händen liegt und unverſtändige Anhänger hat.

Da Dupotet wie es heißt von hier aus ſeine magnetiſche Rundreiſe über Berlin und weiter fortſetzen will, ſo wird es nicht unwichtig ſein, daß man vorher erfährt, für wen man zwei Louisdor ausgeben ſoll. Wir haben das Glück, Hrn. Baron Dupotet nach einige Wochen auf Subſcription zu feſſeln und habe ich daher wol noch einmal Gelegenheit, Ihnen von ſeinen Wunderthaten zu berichten.

Notizen.

Einen Beſchluß, der in ſchriftſtelleriſchen Kreiſen wie in den Kreiſen der Gebildeten, aber auch von einem großen Theil der Buchhändler ſelbſt ſehr beklagt werden wird, faßte der Börſenverein der deutſchen Buchhändler zu Leipzig am 10. Mai gegenüber der Schillerſtiftung. Es handelte ſich um die Berathung und Abſtimmung über die Anträge von Heinrich Brockhaus: daß erſtlich der dresdener Schillerſtiftung aus dem Vermögen des Börſenvereins ein Beitrag von 1000 Thlrn. als Zeichen des Einverſtändniſſes mit der Idee der Stiftung überwieſen und zweitens die Bereitwilligkeit ausgeſprochen würde, bis auf weiteres der Stiftung einen jährlichen Beitrag zu bewilligen. Die Commiſſion, die darüber zu berathen gehabt hatte, zerfiel in eine ablehnende Mehrheit und in eine zuſtimmende Minderheit. Das Gutachten der erſtern wurde von Hrn. Georg Wigand vorgeleſen und ſtützte ſich namentlich auf die Annahme, daß die bisher für die Schillerſtiftung aufgebrachte Summe von 7000 Thlrn. eine ſo geringe ſei, daß daraus auf eine wirkliche und weitverbreitete Theilnahme der Nation an der Stiftung nicht zu ſchließen ſei und daß man daher erſt den Beginn der definitiven Wirkſamkeit der Stiftung abwarten müſſe, um alsdann, wenn ſie ſich als lebensfähig erweiſe, das Seinige zu thun. Dr. Veit aus Berlin, als Vertreter der Minderheit, führte dagegen in einem warm gefühlten beredten Vortrag aus, daß im Gegentheil das bisher erreichte Reſultat in Anbetracht der eigenthümlich zerſplitterten deutſchen Verhältniſſe eher ein günſtiges und hoffnungerweckendes ſei und der Stiftung eine weitere Entwickelung in Ausſicht ſtelle; er legte dann in einer Weiſe, die für den unbefangenen Sinn die vollſte Ueberzeugungskraft hatte, den Nutzen und die Nothwendigkeit einer ſolchen Stiftung dar; er appellirte auf das energiſchſte an das nationale Ehrgefühl und hob beſonders mit ſchlagenden Worten hervor, daß ein ablehnendes Votum nur geeignet ſein werde, der Stiftung einen empfindlichen Schlag zu verſetzen. Trotzdem wurden die Brockhaus'ſchen Anträge, nachdem noch Hr. Commercienrath Heymann aus Berlin, Hr. Ruthart aus Breslau und Dr. Eduard Brockhaus dafür, die Herren Georg und Karl Reimer und Springer aus Berlin, Hr. Lieſching aus Stuttgart und Hr. Georg Wigand dagegen geſprochen, abgelehnt, doch gegen eine immerhin beträchtliche und achtunggebietende Minderheit. Dieſer Beſchluß wird umſomehr auffallen, da man weiß, daß der Börſenverein ſchon jetzt ein Vermögen von mehr als 40,000 Thlrn. beſitzt, für deſſen Verwendung ein näherer buchhändleriſcher Zweck zunächſt nicht vorliegt. Hoffentlich wird eine künftige Generalverſammlung ſich die Gelegenheit nicht nehmen laſſen, einen andern Beſchluß zu faſſen, der geeignet iſt, den ungünſtigen Eindruck, welchen der diesjährige unfehlbar auf die Nation hervorbringen muß, als einen nur übereilten vergeſſen zu machen. Wir können dieſe Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, ohne zu erwähnen, daß Guſtav Kühne das Honorar für ſeine Bearbeitung und Ergänzung des Schiller'ſchen „Demetrius" zum Theil der dresdener Schillerſtiftung zuzuwenden beabſichtigt und von den ihm bisher aus zwei

Theaterkaſſen gezahlten Honoraren zu dieſem Zweck bereits einen Reinertrag und Ueberſchuß von 50 Thlrn. beſtimmt hat.

Als eine intereſſante Ueberſicht über alle die Fauſtſage betreffende Schriften empfiehlt ſich die katalogiſche Arbeit „Die Literatur der Fauſtſage. Syſtematiſch zuſammengeſtellt von Franz Peter", die jetzt mit zahlreichen Nachträgen vermehrt in dritter Auflage (Leipzig, Hartung) erſchienen iſt. Es iſt wunderbar zu ſehen, welchen Widerhall die Fauſtſage unter allen Nationen gleich bei ihrem erſten Entſtehen fand, wie die zahlreichen Ueberſetzungen der alten deutſchen Fauſtbücher, die Bearbeitungen (auch dramatiſche), die Nachbildungen und Commentare beweiſen. Als Leſſing ſie erneuerte und Goethe ſie weiter ausbildete, kam ihr ſofort die gleiche Theilnahme entgegen. Goethe's „Fauſt" wurde in alle gebildete Sprachen überſetzt und von engliſchen Ueberſetzungen deſſelben beſtehen allein 15, die Schelling'ſche Uebertragung einiger Fragmente ganz ungerechnet. Der Peter'ſche Fauſtkatalog enthielt in ſeiner erſten Auflage nicht weniger als 330 Nummern, wozu jetzt noch die Nachträge der dritten Auflage mit 292 Nummern kommen.

Je weniger die Zeit ſich fähig zeigt, ſich für Ideen und die höhern Güter der Menſchheit zu intereſſiren und zu begeiſtern, je mehr das Trachten nach äußern Gütern, nach dem Mammon, nach Glanz, Schauſtellung und bloßem Zeitvertreib überhandnimmt, umſomehr treten auch die maßloſeſten Huldigungen für Theaterprinzen und Theaterprinzeſſinnen in den Vordergrund. Jüngſt gab Frl. Goßmann vor ihrem Abgange an das wiener Hofburgtheater ihre Abſchiedsvorſtellung im Thaliathater, worüber ein hamburger Correſpondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" Folgendes berichtet: „Kränze erhielt die Scheidende in ſolcher Menge, daß ganze Körbe damit gefüllt werden konnten. Sechs oder ſieben mal ſtürmiſch gerufen, mit Orcheſtertuſch begrüßt, mußte die Gefeierte eine Abſchiedsrede halten, die Viele zu Thränen rührte (!). Viele Hunderte begleiteten ſie nach ihrem Hôtel, wo das Hurrah- und Vivatrufen von neuem begann, der Geehrten eine Serenade gebracht wurde ꝛc." Der Correſpondent fügt hinzu: „Wir haben nichts dagegen, daß man verdienten Künſtlern eine Auszeichnung zutheil werden läßt, nur ſollte man darin Maß zu halten verſtehen." Kein Wunder, daß der Stolz der ſo gefeierten Künſtler zu einem unerträglichen Uebermuth anſchwillt, wie unter anderm auch der Brief beweiſt, welchen ein mit Recht hochgeachteter Schauſpieler bei Gelegenheit ſeines breslauer Gaſtſpiels über ſeine Recenſenten ſchrieb und jüngſt in den Blättern veröffentlichen ließ. „Während nun ſo", bemerkte einmal bei Gelegenheit ein leipziger Correſpondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit Recht, „von Seite des Bühnenvölkchens an alle Schriftſteller, die irgendwie mit der Bühne in Berührung kommen, die unmäßigſten Anſprüche erhoben werden, gibt es unter hundert Schauſpielern vielleicht kaum einen, der ſich für die Leiſtungen dieſer Schriftſteller und überhaupt für Literatur intereſſirt."

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Das vierte Heft dieses neuen populär-encyklopädischen Werks ist soeben erschienen und nebst den frühern Heften sowie einem ausführlichen Prospect in allen Buchhandlungen zu erhalten. Dasselbe enthält Folgendes:

Die Vorgänge und Zustände in Kansas. — Die Weinveredelung. — Paul Delaroche. — Gustav Mevissen. — General Graf von Berg. — Kleinere Mittheilungen: Amherst (William Pitt). — De La Beche (Sir Henry Thomas). — Fay (Theodore Sedgwick). — Ficquelmont (Karl Ludwig, Graf von). — Glinka (Michael). — Hahn (Karl August). — Mrlvill van Carnbée (Peter, Baron). — Oikonomos (Konstantinos). — Quintana (Manuel José). — Schmidt (Heinrich). — Salomo (Dionisio, Graf). — Wilberforce (Robert Isaak). — Zunz (Leopold). — Nekrolog zum „Conversations-Lexikon" bis Ende 1856. (Fortsetzung.)

Das Werk bildet ein

unentbehrliches Supplement für die Besitzer der zehnten Auflage des Conversations-Lexikon

sowie für die der „Gegenwart" und der verschiedenen Conversations-Lexika. Daneben hat dasselbe jedoch einen durchaus **selbständigen Werth**, indem es bestimmt ist, **das Zeitleben in Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur** zu schildern, und alle neuen Ereignisse, Persönlichkeiten ꝛc. und die Fragen des Tags in längern oder kürzern Artikeln ohne alphabetische Reihenfolge frisch und anschaulich darzustellen.

Das Unternehmen ist von der deutschen Presse mit seltener Einstimmigkeit höchst anerkennend begrüßt worden und hat sich bereits einen sehr ansehnlichen Leserkreis erworben.

Monatlich erscheint ein Heft von 4—5 Bogen zu 5 Ngr., sodaß im Laufe eines Jahres 12 Hefte ausgegeben werden, die zusammen einen Band bilden.

Unterzeichnungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Prag.

Böhmisch, Deutsch und Czechisch.

Von F. Gustav Kühne. Preis 10 Sgr.

Allen Prag und Böhmen Besuchenden kann Kühne's „Prag" als interessante und unterhaltende Lectüre empfohlen werden. Die merkwürdige Vergangenheit Prags wird darin ebenso geistvoll charakterisirt wie seine Gegenwart. Die Schrift bildet ein Seitenstück zu dem frühern Buch des bekannten Verfassers „Wien in alter und neuer Zeit".

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erscheint wöchentlich. **Nr. 23.** 4. Juni 1857.

Inhalt: Der Fortschritt in der deutschen Armenpflege. Von **August Lammers.** — Böhmische Wallfahrten. Eine Culturskizze. Von **Theodor Mally.** II. — Rom in Paris. — Literatur und Kunst. Heinrich von Gagern's literarischer Nachlaß. (H. von Gagern, „Das Leben des Generals Friedrich von Gagern", 3. Bd.: Literarischer Nachlaß.) — Correspondenz. (Aus Steiermark. — Aus Oldenburg. — Aus Prag.) — Notizen. — Anzeigen.

Der Fortschritt in der deutschen Armenpflege.

Von

August Lammers.

Eine Betrachtung über Armenpflege! Wer hätte Lust, sich damit den Geschmack für das Mittagsessen und die ganze behagliche Freude am Leben zu verderben? Ja, wenn es noch eine haarsträubende Schilderung des Elends wäre, welches mitten im 19. Jahrhundert und hart an der Mauer glänzender Paläste mitunter Menschen zu erdulden haben und welches sie, nach manchen Schriftstellern zu schließen, sogar kraft des uralten Fluchs der Menschheit in alle Ewigkeit erdulden müssen. Wenn man sich mit beredtem Aufruf an das Mitgefühl wenden wollte, das in jeder empfindenden Brust wie ein Keim schlummert, der der weckenden Sonne entgegenharrt! Aber eine kalte, nüchterne Betrachtung, die auf Unkosten des schmachtenden Herzens nur mit dem Verstand ihrer Leser zu thun haben will — es ist unmöglich.

Unsere Betrachtung hat sich also zu rechtfertigen, daß sie sich durchaus aufdrängen will. Sie beruft sich dafür auf eine geschichtliche Thatsache, die der Leser wenigstens nicht aus dem Grunde zurückweisen möge, daß sie vor seinen sehenden Augen noch in den feuchten Windeln der Gegenwart liegt. Völlig der Gegenwart angehörend, ist sie nichtsdestoweniger von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung. Es ist nämlich gewiß,

daß wir inmitten des Jahres stehen, von dem die Entwickelung der deutschen Armenpflege eine neue Epoche datiren wird. Zwei Ereignisse, ein vergangenes und ein kommendes, sagen uns das. Das kommende Ereigniß, dessen Sinn und Richtung wir geduldig abzuwarten haben werden, ist die Wiederholung des brüsseler Wohlthätigkeitscongresses in Frankfurt am Main auf vaterländischem und nationaldeutschem Boden. Das vergangene Ereigniß ist der Tag der sächsischen Armenvereine am 31. März in Dresden, mit dessen Verhandlungen wir uns heute vorgenommen haben, den Leser zu ermüden. Zuvor ein Wort über sein geschichtliches Verhältniß zu dem auf des September Mitte angekündigten Frankfurter Congreß.

Der Frankfurter Congreß versammelt Europas Armenpfleger zu einer freien und großen Besprechung der Grundsätze ihrer menschenfreundlichen Wirksamkeit. Es kann ihm weder an wahren Gelehrten der Gesellschaftskunde, noch an erfahrenen Vormündern der Armuth fehlen. Selbst einige Männer von jener seltenen Art, in denen der Gedanke mit der Thatkraft eine unauflösliche Ehe eingegangen ist, Theoretiker und Praktiker zugleich in harmonischer Einheit des Individuums, werden, wie man hoffen darf, dem Frankfurter Congreß das Licht und die Wärme ihrer Gegenwart schenken. Denn dieser Congreß genießt des großen Vorzugs, von dem ja auch der mächtigste Monarch des Augenblicks zehrt: der zweite seines Namens zu sein. Alles Erwünschte aus der Erbschaft des Brüsseler Congresses von 1856 fällt ihm von selber zu. Indessen hat diese erlauchte Versammlung von Europäern eine Eigenthümlichkeit, die ein weiterer Vorzug für die reine Festhaltung ihrer Verhandlungen im Geistigen und im Allgemeinen sein mag, die aber ein Mangel für die Raschheit und Bestimmtheit ihrer sichtbaren, handgreiflichen Wirkungen ist. Sie entbehrt einer realen Basis, so wie diese in den Zuständen eines einzelnen großen oder kleinen Landes und in dem Rechtsbestand einer einzigen Gesetzgebung liegen würde. Zu ihrer realen Voraussetzung hat sie nichts als die Gleichartigkeit der europäischen Bildung und Entwickelung — was für die „sociale Frage" der Zeit ungefähr soviel bedeuten will als den physiologischen Gattungscharakter der Menschheit.

Der entgegengesetzte Mangel klebt fast durchweg den Zusammenkünften örtlicher Armenbehörden auch in den volkreichsten Hauptstädten an. Sie haben sich nach einerlei Gesetz zu richten, genau erforschte und festumgrenzte Zustände bessernd zu behandeln; aber ihr Blick ist dafür meistens auch der Erde allzu nah. Vorwiegend wider ihren Willen in die mühseligen Geschäfte der Armenpflege hineingezogen, andern Berufsgeschäften fortwährend hingegeben, erledigen sie die Masse der einzelnen kleinen Aufgaben, ohne an ihren großen Zusammenhang viel zu denken,

oder eine Erleuchtung ihres finstern Wegs durch die Grundsätze der Wissenschaft für geradezu nöthig zu halten. Sie wirthschaften und pflegen fort, wie ihre Vorgänger in der Armenpflege gethan haben; und so braucht nur die Bahn falsch gewählt zu sein, wie sie es leider überall noch ist, um sie tiefer und tiefer in das Misgeschick zunehmender Erfolglosigkeit zu verstricken.

Die Versammlung der sächsischen Armenvereine ist der erste bekannte Versuch, den einen wie den andern dieser gründlichen Mängel abzustellen. Sie steht auf festem Boden und erhebt doch ihr Haupt hoch genug in den Sonnenschein wissenschaftlicher Erkenntniß hinauf. Wie ihr die sächsische Armenordnung vom 22. October 1840 eine feste und gemeinsame rechtliche Grundlage unter die Füße stellt, so bildet die Erscheinung des öffentlichen Armenwesens in einem so wohl abgerundeten kleinen Lande wie Sachsen für ihre Thätigkeit einen guten greifbaren Stoff und doch kann ihr auf die Dauer die hülfreiche Hand der Wissenschaft zur Erhebung über den rohen Wust der Thatsachen und über die Unzulänglichkeit der zufälligen Theilnehmer nicht fehlen.

Wie daher auch immer dieser erste Versuch einer außergesetzlichen Landesvertretung in Armensachen ausgeschlagen sein mag, als bloßer Versuch schon enthält er den unwiderstehlichen Reiz des Anstoßes und bezeichnet so einen sehr erwünschten Fortschritt in Deutschlands gesammter Armenpflege.

An sich betrachtet, würde allerdings das Ergebniß ihrer Zusammenkunft weder deren Urheber loben noch deren Gedanken verherrlichen. Professor Roscher war von Leipzig nicht herübergekommen und der Statistiker Dr. Engel befand sich nur unter den stummen Zuhörern. Die Verhandlung hielt sich daher, obgleich von einem Kammerherrn gelenkt, sehr niedrig über dem Boden. Nicht daß sie sich übermäßig in Einzelheiten vertieft oder nur mit wenig bedeutenden Fragen beschäftigt hätte — auch die kleinsten können Ausbeute für die Behandlung der größten gewähren, wenn man sie in dem Bewußtsein auffaßt, daß alles Menschliche untereinander zusammenhängt und daß unverbrüchliche Gesetze im Leben der Gesellschaft walten. Dieses Bewußtsein scheint fast in keinem einzigen Mitglied der Versammlung einigermaßen lebendig gewesen zu sein. Was danach aus ihren fünfstundenlangen Berathungen geworden ist, fassen wir hier lieber planmäßig als der Zeitfolge nach zusammen.

Die sächsische Armenordnung vom 22. October 1840 regte zur Bildung freiwilliger Armenvereine anstatt der gesetzlichen Armenverbände zuerst an. Allein erst im Jahre 1849 fand dieser fruchtbare Gedanke eine erheblichere Verwirklichung, als die zusammenschießenden Folgen der Theuerung von 1847 und der Staatsumwälzung von 1848 in dem

dicht bevölkerten Königreich Sachsen das Bettelwesen zu einer Blüte emportrieben, der das lebende Geschlecht glücklicherweise längst entwöhnt worden war. Der Bettelei, ihrer nächsten Entstehungsursache, scheinen die Armenvereine mehr oder weniger Herr geworden zu sein. Ueberall wo Vereine bestehen — und es waren ihrer auf dem dresdener Tage 134 durch 253 Abgeordnete vertreten —, hat das eigentlich gewerbsmäßige Betteln aufgehört, und nur hin und wieder zeigt sich noch einmal ein fechtender Gesell oder sonst ein Landstreicher mit der wohlbekannten Bettelmiene. Wo noch keine Vereine bestehen, soll der Hauptgrund in der Angst der ruhigen Bevölkerung vor Brandstiftung und Rache aller Art liegen. Allein dieser Grund wurde in der Versammlung als bloßer nichtiger Vorwand der Trägheit abgefertigt. In der Lausitz sei sogar nachzuweisen, hieß es, daß nur noch ein Drittel der früher so häufigen Brandstiftungen vorkommen, seitdem die Gegend mit einem dichten Netz von Armenvereinen überzogen worden sei.

Zum Glück scheint keiner der Vereine angenommen zu haben, mit der Ausrottung dieses oberflächlichen und zunächst sichtbaren Unkrauts sei auch die Aufgabe der um seinetwillen allerdings vorerst gebildeten Armenvereine Sachsens erschöpft. Auf dem dresdener Tage rühmte man sich vielmehr, den Wohlthätigkeitssinn, den Gemeinsinn in erfreulicher Weise angeregt, also eine neue Kette von Wirkungen jenem anfänglich alleinstehenden Gliede angeschlossen zu haben. Man unterwarf nun das ganze wüst oder brach liegende Feld der Armenpflege seinem Pflug. Zu einer nachdrücklichen Anwendung des Spatens an der Stelle des Pfluges, wenn wir so sagen dürfen, entschloß man sich noch nicht. „Den Armen, Faulen und Liederlichen besondere Pfleger zur Beaufsichtigung und Leitung zuzuordnen", hielt man mit Recht für weniger bequem, als jene unglücklichen Leute kurz und gut in Zwangsarbeitshäuser zu stecken — wieviel verdienstlicher und wirksamer immer die individualisirende Armenpflege sein mag. Zwangsarbeitshäuser wünschte man daher überall entstehen zu sehen; und um die Arbeit wirklich zu erzwingen, sollten deren Vorsteher vom Staat mit der Prügelstrafgewalt bekleidet werden. Die gleiche außerordentliche Gewalt beantragte man auch den Leitern größerer Armenvereine einzuräumen. Zwangsarbeit wollte man solange verhängen dürfen, bis die Besserung eingetreten sei.

Regte sich denn aber gegen diese ungezügelten Foderungen gar kein Widerstand? wird der Leser fragen. Sieben oder acht unter dritthalbhundert Anwesenden verzichteten allerdings für ihren Theil auf Prügelstrafgewalt. Der Rest nahm sie durch „sehr zahlreiche und sehr lebhafte Vertheidiger", wie der amtliche Bericht sagt, in Anspruch. Sie sei ja allerdings auch jetzt schon möglich; aber nur unter hemmenden Formen, nur mit Dazwischenkunft der vom Staat geordneten Obrigkeit,

während dieſes letzte, „ganz unverbeſſerlichen Subjecten gegenüber einzig wirkſame“ Mittel nur dann Wirkung verſpreche, wenn es auf der Stelle erfolge. „Auch hier ſei der ſogenannte Inſtanzenzug der Hemmſchuh.“ Der Fall möge noch ſo prägnant, die Prügelſtrafe noch ſo gerechtfertigt ſein, ſo erfolge ſie im beſten Fall, wenn ſie überhaupt zuerkannt werde, Wochen und Monate nach der dringendſten Anzeige. Es iſt wahrhaft himmelſchreiend, daß in Sachſen die Obrigkeiten im Bewußtſein ihrer ſittlichen Verantwortlichkeit weniger eilig ſind, Prügel zu verhängen, als die Armenvereine in blindem Eifer zu wirken es mit den Anträgen auf Prügel ſind! Mit „ganz unverbeſſerlichen Subjecten“ hat charakteriſtiſcherweiſe immer nur diejenige Art von Armenpflege zu ſchaffen, der vor lauter Hochmuth und Ueberhebung am eheſten die Geduld ausgeht. Die wahre Armenpflege hütet ſich, irgendeinem von Gottes Geſchöpfen die Beſſerungsfähigkeit endgültig abzuſprechen. Inſofern es aber bei der Beſſerung des Armen vor allem auf ſittliche Erhebung aus dem Schlamme der Ehrloſigkeit und Gemeinheit ankommt, ſind Prügel ein ſehr ſicheres Mittel ihr entgegenzuwirken. Sie tödten das Ehrgefühl; ſie rufen nichts als Haß und Rachſucht hervor, mit denen die rettenden Eigenſchaften der Seele ſich nicht zu geſellen pflegen. Was ſoll der Arme auch am Ende denken? Ihr verſprecht ihm in Geſetzen und Steuern feierlich, die Sorge für ſeine Erhaltung auf euch zu nehmen, ſobald ſie ihm zu läſtig wird; und wenn er es dann ſüßer findet, euch als ſich ſelbſt ſorgen zu laſſen, dann laßt ihr ihn mit grauſamen Ruthen ſtreichen. Es iſt ſo wenig geſunder Zuſammenhang zwiſchen jener zärtlichen Pflege des Keims und dieſer erbitterten Verfolgung der Frucht, daß es nur natürlich wäre, wenn der erſt geſtreichelte und dann geprügelte Arme die menſchliche Geſellſchaft für ein einziges Gewebe von Ungerechtigkeit zu halten anfinge und demgemäß Rache wider ſie brütete. Dagegen bedeutet es nichts, wenn die begeiſterten Lobredner der Prügelſtrafe dieſe als das „einzig wirkſame Mittel“ preiſen. Eine ſchöne Wirkſamkeit! Sie bringt die faule Hand ans Werk, allerdings; aber ſie verſetzt Hand und Herz des alſo genöthigten Arbeiters in Böſes erzeugenden Widerſpruch. Weit entfernt, jenen Segen auf ihn herabzubeſchwören, den nur die freiwillig übernommene Arbeit im Gefolge hat, verhärtet ſie den Träger erſt recht gründlich in ſeiner innern Widerſetzlichkeit gegen das uralt ewige Gebot: „Im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brot eſſen!“ Allein zu ihrer Genügſamkeit bei reinäußerlichen Wirkungen kam bei den ſächſiſchen Armenpflegern noch der traurigſte Irrthum über die Hebel, von denen das Herz des Menſchen zum Guten oder zum Schlimmen bewegt wird. Berufen, die chriſtliche Nächſtenliebe ihrer Mitbürger in feſte Gefäße zu fangen, machten ſie ſich faſt triumphirend und äußerſt verächtlich auf den Haß gefaßt, welchen ihre Prügelſtraf-

gewalt ihnen von Seiten der Bedrohten zuziehen würde, und tröſteten ſich mit dem Erſatz an Furcht, in welcher ſie zukünftig bei Solchen ſtehen würden, welche Furcht allein noch rühre. Furcht ſäen, um Haß zu ernten — ein edler Wahlſpruch für die Freiwilligen der hülfreichen und ihre Art über Alles liebenden Menſchheit!

Auch den „verwahrloſten Kindern" wandte die Verſammlung eine ähnliche Sorgfalt wie dem „arbeitsſcheuen Geſindel" zu. Um recht geſchwind das Uebel an ſeiner Wurzel zu ergreifen, erſann und genehmigte ſie einen wahrhaft unerhörten Antrag. Die Staatsregierung ſollte beſtimmen, verlangt man, daß der Armenverein den Aeltern verwahrloſter Kinder dieſe ohne weiteres entziehen dürfe, um ſie auf der Aeltern Koſten anderwärts unterzubringen! Der Armenverein würde danach unbedingter Gebieter über die Erziehung jedwedes Knaben oder Mädchens ſein, das ihm „verwahrloſt" erſcheint. Wo iſt aber die Beſtimmung dieſes ſo äußerſt dehnbaren Begriffs? Und mit welchem Recht reißt ein zufällig vorhandener, mit keiner Staatsgewalt bekleideter Verein das Kind aus ſeiner Aeltern Haus, in dem es vielleicht die letzte tägliche Mahnung an Sitte und Sparſamkeit iſt, unbekümmert um den Einſpruch des tiefgekränkten Vaters, der verzweifelnden Mutter? Im Namen des heiligen Vorrechts der Familie müſſen wir gegen einen Plan Verwahrung einlegen, der Plato's und Rouſſeau's bedenklichſte ſociale Träume in unſerm öffentlichen Leben verwirklichen möchte. Plato und Rouſſeau verlangten auch eben nur zu Gunſten der höchſten ſittlichen Zwecke eine zwangsweiſe und ausnahmsloſe Erziehung aller Kinder durch den Staat.

Von noch ſtärkerm Geſchmack iſt ein dritter Hauptantrag der Verſammlung vom 31. März an die ſächſiſche Regierung. Um „viele Gemeinden vor der Laſt muthwillig Verarmter, Hunderte von Familien vor Armuth, Hunger und Elend, vor leiblichem und ſittlichem Verfall zu ſchützen" — alſo mit kürzern Worten, um die ganze Aufgabe der Armenpflege mit einem Schlage zu erledigen, ſollen §. 25 und §. 26 der Armenordnung von 1840 dahin erläutert oder auch abgeändert werden, daß Jemand ohne weiteres unter Vormundſchaft und fremde Bewirthſchaftung geſtellt werden könne, über den zu dieſem Zweck die Ortsobrigkeit mit der Ortsarmenbehörde einverſtanden ſei. Indeſſen die angeführten §§. 25 und 26 unterwerfen nur diejenigen Gemeindeangehörigen dieſem Misgeſchick, welche durch Trunk oder Müßiggang zu verarmen drohen. Es ſoll daher nach dem jetzigen Antrag auch jeder andere Mann ſo behandelt werden, der durch Spiel, Faulheit, leichtfertiges Betragen oder offenbare Ungeſchicklichkeit in ſeinem Gewerbe gegründete Beſorgniß erregt, der Gemeinde dereinſt zur Laſt zu fallen. Mit der Sprache des gemeinen Lebens zu reden: mehr kann man in der That nicht verlangen. Obrigkeit und Armenbehörde des Orts ſind alſo

nicht nur darüber sachverständige und gerechte Richter, ob Jemand so stark trinke oder so müßig einhergehe, um mit seinem Vermögen eher fertig zu werden als mit seinem Leben; nein auch darüber, ob er über seine Mittel hinaus spielt, sich leichtfertiger beträgt als er sollte, einige Stunden täglich weniger arbeitet als er könnte, sein Gewerbe nicht mit hinlänglichem Geschick betreibt, um von dessen Einkünften seinen Haushalt zu bestreiten — und das Alles mit dieser Wirkung des entscheidenden Spruchs, daß der Verurtheilte neben der Fähigkeit, sich selber rasch zu verderben, auch jeder Fähigkeit sich aufzuraffen und sich wieder emporzuhelfen beraubt werde. Denn wer einen Vormund über sich hat, nachdem er lange selbständig gewirthschaftet hat, ist außer Stande, sparsamer und voraussichtiger wirthschaften zu lernen. Muß man doch ins Wasser, um zu schwimmen! So unvernünftig aber der Spruch, so unfähig und ungerecht der Richter. Ungerecht wegen seiner allzu nahen örtlichen Beziehungen zu dem Angeklagten und noch zuverlässiger wegen der schwankenden Gestalt des ihn leitenden Rechts; unfähig, weil Gemeindebeamte und Armenvorsteher weder jeden einzelnen Haushalt ihres Orts kennen, noch von unzähligen Gewerben wissen können, was ein ruinirendes Maß von Ungeschick in ihrem Betriebe sei, der vorausgesetzten sichern Herzenskunde ganz zu geschweigen.

Was hat denn aber die sächsischen Armenpfleger wol zu einem so gedankenlosen Verlangen getrieben? Weniger die „Hunderte von Familien", glauben wir, als die „Last der Gemeinde". Mehr als Alles scheinen sie zu besorgen, daß die Armenlast ihren Gemeinden eines Tags zu schwer werde. Unter dem sinnverwirrenden Einfluß dieser Furcht greifen sie ungescheut nach den entsetzlichsten wie nach den lächerlichsten Mitteln der Abwehr. Sie würden sich nicht mehr so kindisch fürchten, nicht abermals so thörichte Wünsche an ihre Regierung und an die staunende Oeffentlichkeit befördern, wäre die „Last der Gemeinde" nicht. Die sächsische Gesetzgebung würde daher den sächsischen Armenvereinen einen wahren Gefallen erweisen, wenn sie je eher desto lieber durch die gesetzliche Unterstützungspflicht der Gemeinden den aufhebenden Strich ziehen wollte. Würde deshalb denn etwa auch nur ein einziger Armer Hungers sterben? Sicherlich nicht. Nicht das Gesetz ist die Bürgschaft gegen Hungertod und Elend, sondern das Mitgefühl in unserer Aller Brust. Die Dazwischenkunft des Gesetzes in diesem heiligen Geschäft der Menschheit kann nur die Wirkung haben, freiwillige Thätigkeit in das Innere der Individuen zurückzuscheuchen, erzwungene Leistungen an die Stelle freiwilliger zu setzen und so den Erfolg zu gefährden, während sie die bessere Hälfte des Verdienstes schnöde zerstört.

Auffallenderweise scheint der Gesetzgeber des Jahres 1840 in Sachsen von dieser großen Wahrheit mehr geahnt zu haben als die Ver-

sammlung der freien Armenvereine im Jahre 1857. Wenn er die gesetzliche Regelung der Armenpflege für den rechten Weg hielt, weshalb hätte er denn einen andern überhaupt betreten? Weshalb zur Bildung freier Armenvereine aufgerufen? Er mußte mindestens soviel für ausgemacht halten, daß die rechtliche Unterstützungspflicht der Gemeinden und auf oberster Stufe des Staats allein nicht genüge, um in seinem Lande die Armuth erträglich zu machen und der Verarmung vorzubeugen. Immerhin mochte er schwerlich bis zu derjenigen Reinheit der geschichtlichen Auffassung vorgedrungen sein, welche uns sagt, daß wir am Vorabend der letzten Wahl zwischen gesetzlicher oder zwangsweiser Armenpflege und freier Armenpflege stehen. Aber indem er freie Vereine sich bilden hieß, da er doch Staat und Gemeinde zu ungleich unbedingterer Verfügung hatte, wandte er sich ohne Zweifel an einen Bundesgenossen, von dem er hoffte, es werde ihm gelingen, was dem bloßen Befehlen ewig mislingt. Er rief aus den Tiefen der Gemüther um ihn her den Geist freier Liebe hervor, an dem es bald sein wird, glücklich zu vollenden, was der Geist des öffentlichen Gehorsams nur mit halbem Glück begonnen hat. Sieht es nun nicht aus wie ein frevelhaftes Spiel mit dem unglücklichen Gegenstand der Armenpflege, mit dem armen Volk, wenn dieselben Armenvereine, in deren Herstellung der Gesetzgeber eine außerhalb seines Reichs wohnende unabhängige Macht für seine Zwecke gewinnen wollte, ihrerseits einen ganzen langen Tag vornehmlich mit Berufungen auf die eigenthümliche Macht des Gesetzgebers hinbringen? Heißt das nicht das öffentliche Elend zu einem Ball machen, den der Eine dem Andern und der Andere wieder dem Erstern zuschleudert? Wer soll die Nuß denn knacken, der alte in Ruhestand zu setzende Nußknackerstaat oder die gesunden Zähne der Gesellschaft? Der sächsische Gesetzgeber hat sich zu lange mit den Zuständen und Fragen der Armenpflege befaßt, als daß er jene nicht zum mindesten ebenso treffend würdigen, diese nicht jedenfalls besser verstehen sollte als der erste sächsische Armenvereinstag. Hätte dieser Tag keinen Zweck gehabt, außer der Aufklärung des Gesetzgebers, so würde er auch keine Bedeutung als ein folgenreiches vaterländisches Ereigniß in Anspruch nehmen können. Es gibt sogar viel bessere und billigere Wege zu einem so bescheidenen Ziel. Wie schmeichelhaft auch die Worte gelautet haben mögen, mit denen ein hoher Beamter von der Versammlung des 31. März Abschied nahm, im Stillen wird doch kein Kenner des öffentlichen Armenwesens aus ihr viel gelernt zu haben behaupten. Die Versammlung würde sich daher in richtigern Greuzen bewegt haben, wenn sie weder die Gesetzgebung herauszufodern noch die Kenner zu belehren sich angemaßt hätte. Zu dem Letztern fehlte es ihr bei weitem zu sehr an eigener Erleuchtung; das Erstere ist schon deshalb bedenklich und gefährlich, weil es die eigene

Pflicht leichtfertig auf Andere übertragen heißt. Wenn die sächsischen Armenpfleger nicht Menschen eines ganz besondern Schlages sind, so werden sie von Dresden auseinandergegangen sein mit der eingebildeten Beruhigung, das Ihrige gethan zu haben und auf ihren Lorbern schon ein wenig ausruhen zu können, da nun die von ihnen so vielfältig angerufene Regierung vorderhand weiter helfen müsse.

Die Regierung wird indessen wol denken wie der Gesetzgeber von 1840 und ihren lieben Vereinen das Kissen der Bequemlichkeit ein wenig unter dem Kopfe fortrücken. Sie wird nicht mit der Mehrheit des 31. März annehmen, daß seit dem Jahre 1849 oder seit der glücklichen Ausrottung des Bettelwesens die unabhängige Lebenskraft der Vereine schwächer geworden sei und daß man sie deshalb durch zwangsmäßige Bildung eines größern Armenvereins hier und dort ergänzen müsse. Die Gefäße würde sie damit freilich vermehren, den Geist der freien Liebe aber hinaustreiben; denn er hört auf keinen irdischen Befehl. Entstehen die Armenvereine nicht frei aus dem Bewußtsein der nicht armen Bevölkerung heraus, so ist es nicht der Mühe werth, ihrer zu achten.

Die Regierung wird hoffentlich auch die ihr untergebenen Obrigkeiten nicht nöthigen, den Armenvereinen, die oft die sonderbarsten Anträge von der Welt mit der Miene des gerechtesten Verlangens stellen, wie wir seit dem letzten Märztage dieses Jahres wissen, folgsamer als bisher zu Diensten zu sein. Die Vereine fodern es mit folgenden Worten: „Durch die Armenordnung sei den Obrigkeiten eine sehr einwirkende Thätigkeit angewiesen; es wäre nur zu wünschen, daß sie ihr stets genügten.“ Was geht das die Armenvereine an? Um so weiter ist ja das Feld, auf dem sie mit ihren soviel reichern und würdigern Mitteln säen und ernten dürfen. Aber es ist die wiederkehrende Erscheinung, daß die Männer der freien Vereinigung dem Staat nicht genug aufbürden zu können glauben, während die Inhaber der Staatsgewalt sich einer weisen und verheißungsvollen Enthaltsamkeit befleißigen.

So scheint in Sachsen die große Angelegenheit der Armenpflege in der That zu stehen. Die Gesetzgebung hat selbst und frühe einem Amt entsagt, dem ihr schwerer Arm nicht von fern gewachsen ist. Die Verwaltung zieht sich damit in vollkommener Uebereinstimmung aus der Armenpflege allmälig zurück. Die freien Vereine aber, auf den Plan gerufen, um die entscheidende Schlacht zu schlagen, erwarten rückwärtsschauend alles Heil von den erschöpften und ihrer Ohnmacht sich bewußten Mächten des Staats.

Zum Glück ist keine Gefahr vorhanden, daß die sächsischen Armenvereine in dieser schwachverhüllten Verzweiflung steckenbleiben und verharren werden. Schon die nächste Wiederholung ihrer Zusammenkunft, die in dem Beschluß einer ständigen Verbindung untereinander verbürgt

iſt, wird vorausſichtlich einer ganz andern Richtung Sieg verleihen. Schon auf der diesjährigen Verſammlung fehlte es nicht ganz an einzelnen, wenn auch ſchwachen Vorzeichen eines reinern Lichts. Daß der Einkauf von Nahrung und Feuerung im Großen für zweckmäßig erklärt wurde, können wir zwar kaum dahin rechnen: denn es gehört einem andern Theile der Wirthſchaftslehre als gerade dem Armenweſen an. Eher läßt ſich hervorheben, daß die Almoſen ſtets als bloße Vorſchüſſe anzuſehen für grundſätzlich geboten anerkannt wurde. Erwähnung verdient auch, daß die Nothwendigkeit geiſtiger und ſittlicher Hebung der Armen eingeräumt, wenn auch hinterher wenig beachtet wurde, und daß man der eigenen thatſächlichen Ungeduld zum Trotze zugeſtand, es müſſe dem Armen gleichwie jedem Kinde ein reiches Maß von Geduld bewieſen werden. In dieſen Ausſprüchen ſowie in dem Widerſtand gegen den Antrag auf zwangsweiſe Bildung von Armenvereinen möchten wir die Gegenwart einer freier, menſchlicher und verſtändiger geſinnten Minderheit erkennen, die allerdings nicht jedem ſtarken Anſinnen ſich widerſetzte, allerdings auch den wirklich bekämpften Plänen ihrer keckern Gegner nur mit halbem Muth in den Weg trat, allerdings vielleicht nur wenige Häupter zählte, aber doch bereits auf einem der nächſten ſächſiſchen Armenvereinstage ſo gewiß wenigſtens moraliſch triumphiren wird, als die echte Wiſſenſchaft ſich des Lebens von Tag zu Tag völliger und raſcher bemächtigt.

Böhmiſche Wallfahrten.

Eine Culturſkizze.

Von

Theodor Mally.

Prag, während der Nepomuceniſchen Tage.

II.

Den erſten Abſchnitt dieſer Schilderungen ſchloß ich mit der Beſchreibung unſerer Nepomuceniſchen Tage. Seinen Gipfelpunkt indeß erreicht das böhmiſche Wallfahrerthum im Cultus des Muttergottesbildes vom Heiligen Berge bei Pribram. In gewiſſer Beziehung lehnt ſich der Wenzel- und Johannescultus allerdings wenigſtens an einen nationalhiſtoriſchen Hintergrund; jener an die Einführung des Chriſtenthums, dieſer an die unmittelbar vorhuſſitiſche Periode, wenn man will alſo, an den Schluß des erſten Abſchnitts der Herrſchaft Roms in Böhmen, an welche nach glücklich überwundenem Ketzerthum bei Beginn des zweiten Abſchnitts gleichſam wieder anzuknüpfen am Ende eine Art Berech-

tigung vorlag. Durchaus jeder historischen oder nationalen Beziehung ermangelnd erscheint neben diesen beiden der obenerwähnte Marienculthus als ein lediglich auf den bloßen, reinmateriellen Wunderglauben des Volks künstlich aufgerichteter, der ursprünglichen Marienidee überdies gänzlich entfremdeter. Nicht der „Gottesgebärerin", nicht der „Himmelskönigin" mehr gilt hier die Anbetung, sondern einzig und allein einem Bildnisse, das, mit wunderwirkenden Fähigkeiten vor allen andern reich begabt, eine für sich abgeschlossene, überirdische Heiligenindividualität darstellt.

Der erste Erzbischof von Prag, Ernestus, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, hatte das wunderthätige Muttergottesbild zu Glatz, man weiß nicht mehr bestimmt, ob wirklich besucht oder blos eine Vision davon gehabt. Sei nun das Eine oder das Andere der Fall gewesen, genug, der fromme Prälat hatte bei der Gelegenheit das Schmerzliche erfahren, daß das Bild grollend das Angesicht von ihm gewandt. Tief ergriffen ob einer Ungnade, zu welcher er sich keines Anlasses bewußt war, hatte er hierauf mit eigener Hand und zwar genau nach dem Vorbilde desjenigen zu Glatz ein Muttergottesbild geschnitzt und war, zu seiner innersten Wiederaufrichtung, von diesem gnadenreich angelächelt worden. Nie von nun an hatte er sich von dem kostbaren Heiligthume getrennt und selbst während des jeweiligen Sommeraufenthalts in seinem Schlosse zu Pribram es bei sich gehabt. Hier war es denn auch nach seinem Tode geblieben und von einigen frommen Bürgern, welche von den wunderthätigen Eigenschaften desselben Kenntniß hatten, während der bald darauf ausgebrochenen Hussitenkämpfe sorgfältig verwahrt worden, um, nachdem diese vorüberwaren, in einer auf einem nahen Berge gelegenen Kapelle untergebracht zu werden, welche gleichfalls im Rufe der Heiligkeit stand. Auf dem Gipfel dieses Berges nämlich waren nach der Aussage „glaubwürdiger Zeugen" vor undenklichen Zeiten bereits gar oft „mancherlei Knabengestalten wie in einem feurigen Dufte spielend gesehen worden, welche ihrem Aussehen nach nur überirdischer Abkunft sein konnten". Dann hatte vor ebenso undenklichen Zeiten auf diesem Berge ein Gespann von Rindern Halt gemacht, welches den Leichnam einer Frau führte, die ihres anrüchigen Lebenswandels wegen sich selbst dazu verurtheilt, nicht in geweihter Erde, sondern dort begraben zu werden, wohin das sich selbst überlassene Gespann sie bringen würde, worauf die reuige Sünderin denn wirklich hier ihre Ruhestätte gefunden. Die Kapelle selbst hatte ein ebenso frommer als tapferer Rittersmann aus dem edeln Geschlechte der Malowetz gestiftet, dem es, als er einmal von Räubern verfolgt worden, gelungen war, in der Wildniß dieses Berges vor seinen Drängern Schutz zu finden, und der es sich deshalb nicht versagen konnte, der Erinnerung an diese wunderbare Rettung,

welche er außer der eigenen Schnelligkeit offenbar nur der Heiligkeit der Stätte verdankte, dies bleibende Denkmal zu ſetzen. Daß das gnadenreiche Bild durch die Ueberſiedelung in beſagte Kapelle an Wunderkraft nicht nur nicht verloren, ſondern eher gewonnen, hatte ſich nachmals oft bewieſen, wiewol nicht ſo ſehr während der kurzen Herrſchaft der reformirten, als nach Wiedereinſetzung der urſprünglichen katholiſchen Lehre in Böhmen. Zumeiſt jedoch hatte ſich dies durch die Heilung eines gewiſſen Ján Prochazka dargethan, welcher, 1632 von den Sachſen aus Nimburg vertrieben und an beiden Augen blind, zuerſt längere Zeit an der prager Brücke als Bettler geſtanden, dann aber, nachdem ihm im Traume die Offenbarung geworden, nur auf dem „Heiligen Berge“ werde er ſein Augenlicht wiedererhalten, geführt von ſeinem Enkel Jakub Horaczek dahin gepilgert, und nachdem er längere Zeit ſeine kranken Augen mit dem Waſſer des „Marienbrünnleins“ fleißig genetzt, in der That auch an einem derſelben wieder ſehend geworden war. Dieſer Mann, an welchem, als er noch an der prager Brücke ſtand, Tauſende von Menſchen täglich vorübergegangen waren, hatte ſich nun die Stelle eines Wächters bei der obenerwähnten Kapelle erbeten, ſich als Einſiedler bei derſelben niedergelaſſen und zur Verbreitung des Ruhms dieſes Wunderortes bis an ſein ſpätes Ende dankbar und redlich das Seine gethan. Die nächſte Folge dieſes unbeſtrittenen und in zahlloſen Liedern gefeierten Ereigniſſes war die Uebergabe der Kapelle an die Väter der Geſellſchaft Jeſu im Jahre 1647, welche nicht verſäumt hatten, das koſtbare Gut vom Kaiſer ſelbſt ſich zu erbitten. Neue Wunder wirkte das Gnadenbild, nachdem es, vor den Schweden in die Tiefe der Wälder geflüchtet, im Jahre 1648 an ſeiner gewohnten Stätte wieder zum Vorſchein gekommen war. Ruhm und Beſuche unter der Pflege der frommen Väter wuchs nun raſch, ſodaß letztere ſchon im Jahre 1659 die gegenwärtige prächtige Kirche auf dem Gipfel des Berges, welche das Auge des Wallers ſchon aus meilenweiter Entfernung gewahrt, erbauen konnten, nicht ohne auch ſchon für eine ſtattliche Hütte für ihre eigenen irdiſchen Hütten geſorgt zu haben. Im Jahre 1732, als dem Säculartage des Wunders, welches ſich an dem Blinden Ján Prochazka ereignet, wurde nun das gnadenmächtige Marienbildniß von dem prager Erzbiſchof Grafen Spork unter Verleſung einer päpſtlichen Bulle förmlichſt und feierlichſt zur Königin des Himmels gekrönt. Einen traurigen Gegenſatz zu dieſer Feier bildete im Jahre 1774 die Uebergabe der ganzen Anſtalt an weltliche Prieſter, nachdem auf kaiſerlichen Befehl die Väter von der Geſellſchaft Jeſu beſtimmt worden waren, derſelben zu entſagen. Der kaiſerliche Commiſſarius, der dies ſchnöde Werk vollzog, ſoll der Sage nach Blut darüber geweint haben, daß ſein Misgeſchick ihn zum willenloſen, unſchuldigen Werkzeug einer ſol-

chen, an Frevel mindestens nahe angrenzenden That ersehen, das Muttergottesbild aber durch ein mildes Lächeln ihm bedeutet haben, daß ihm deshalb kein Arg widerfahren solle. Von nun an verblieb die prächtige Kirche mit der stattlichen Residenz sowie mit allen sonstigen ausgedehnten Gebäuden und Liegenschaften und der reichen, im Verlaufe der Zeit angewachsenen Schatzkammer in weltpriesterlichen Händen, in denen es unter der Aufsicht eines Propstes noch zur Stunde sich befindet. Die Capitalien zu diesen stattlichen Bauten, die Mittel zur Erhaltung des Propstes und seiner Coadjutoren, die Reichthümer der Schatzkammer, deren Werth bis auf eine Million Gulden bemessen wird, haben sich allmälig aus den Opfergaben der gläubigen Waller angesammelt und mehren sich noch heutzutage auf dieselbe Weise von Jahr zu Jahr.

Was die Wunderthätigkeit der Urheberin alles Dessen, die alterthümliche Ernestinische Madonna betrifft, so hat diese unter der sorgsamen Pflege der Jesuiten nur noch zugenommen. Ja sie ist ganz förmlich ein beseeltes, lebendes Wesen geworden. Sie verändert, während das Auge des zerknirschten Pilgers an ihr haftet, die Gesichtsfarbe, sie erröthet und erblaßt, über ihre Stirne gleiten die Wolken des Unmuths, um ihre Lippen spielt das Lächeln der Gnade. Daran erkennt auch gleich der Waller, ob er Gewährung seiner Bitte hoffen darf oder ob die Mühen seiner Wallfahrt vergebens gewesen, was allerdings ein großer Vorzug vor vielen andern Gnadenbildern ist, welche auf den armen Hoffenden regungs- und theilnahmlos niederblicken und es der Folgezeit überlassen, ihn zu belehren, ob seine Wallfahrt ihm gefrommt oder auch nicht.

Wenn wir nun hören, daß es Jahre gibt, in denen zur Verehrung dieses Wunderbildes weit über **100,000** Menschen sich versammeln, so werden wir unter solchen Bewandtnissen und bei dem Eifer, mit welchem der Glaube an das Wunderbare auch jetzt noch gepflegt wird, das ganz begreiflich finden. Ende April bereits, abgesehen von Einzelwallfahrten, welche das ganze Jahr hindurch währen, finden sich die ersten größern Processionen ein; sie folgen dann eine der andern bis spät in den Herbst hinein, solange die Jahreszeit es nur gestatten will. Da ist kein Ort zu entlegen, keine Kirchengemeinde zu entfernt, daß sich nicht an irgendeinem bestimmten Tage des Jahres die Pilgerlustigen aufthun, ihre Ränzchen über den Rücken binden, ihre Stäbe ergreifen und sich auf den Weg machen sollten. Der Ortsgeistliche geleitet sie in feierlichem Zuge zum Orte hinaus und gibt ihnen seinen Segen auf die Wanderung. Die Heimbleibenden tragen ihnen die herzlichsten und persönlichsten Grüße, mitunter auch Anliegen an die Mutter Gottes auf, welcher der Besuch gilt.

Aber nicht die Leute allein wandern! Was eine rechte, vollständige, gehörig feierliche Procession sein soll, die muß als Reisegefährtin auch noch

die einheimiſche Mutter Gottes mithaben, damit dieſelbe der vom „Heiligen Berge" den pflichtſchuldigen Beſuch abſtatte. Vollſtändig perſönlich iſt die Anſchauung, die ſich hieran knüpft. „Ja, ich ſag' euch, unſere Jungfrau Maria (panenka Maria) gefällt mir irgendwie nicht mehr. Sie ſieht von Tag zu Tag ſchlechter aus. Kein Zweifel, ſie grämt ſich. Wir müſſen ſie zur Erfreuung ihres Herzens zur Mutter Gottes vom Heiligen Berge auf Beſuch bringen!" Oder: „Unſere neue Jungfrau Maria wird dies Jahr zum erſten male ſich nach dem Heiligen Berge zu Beſuch begeben!" das ſind Aeußerungen, die, ſo unglaublich ſie klingen mögen, doch thatſächlich unter den niedern Volksclaſſen Böhmens, zumal unter den ſtrengczechiſchen und auf dem Lande, oft genug gehört werden können. Der höhere Begriff der Heilandsmutter, wie ihn die katholiſche Lehre ſonſt aufſtellt, iſt dieſen chriſtlichen Seelen längſt abhandengekommen, wenn überhaupt ſie ihn je in ſich aufgenommen gehabt und hat ſich in eine Menge Muttergottesindividualitäten aufgelöſt, welche vollkommen geſondert nebeneinander beſtehen und nicht nur nach ihren Wohnſitzen, ſondern auch nach ihren ſonſtigen ſpeciellen Eigenthümlichkeiten voneinander ſich unterſcheiden. Der Madonna vom Heiligen Berge jedoch kommt unter ihnen allen der Vorzug zu, die wunderthätigſte, folglich auch die erſte, vorzüglichſte, oberſte zu ſein, welche unbedingt ſogar über die von Mariazell geſetzt wird, zumal dieſe auch noch eine auswärtige, außerböhmiſche iſt. Nicht verwundern daher darf man ſich, wenn Leute, welche jahrelang ein gewiſſes Marienbild erfolglos beſucht, endlich überdrüſſig des vergeblichen Dahinpilgerns, einem andern ſolchen Bilde, gewöhnlich dann dem vom „Heiligen Berge" ſich zuwenden, in der Hoffnung, vor dieſem glücklicher zu ſein. Ja nicht ſelten werden mehre Mütter Gottes gleichzeitig beſucht, um der Erlangung irgendeiner Gnade ja recht gewiß zu ſein, — mehre zugleich und oft in einer und derſelben Proceſſion gen Heiligenberg getragen, um keiner das Leid der Hintanſetzung und des Daheimbleibens zuzufügen. Voran ſchreitet gewöhnlich die Muſik. Ihr folgen die Kirchenfahnen und dieſen das einheimiſche Marienbildniß oder auch mehre, ſämmtlich in ſeidene und brokatene Mäntelchen gekleidet und reich behängt mit echten oder auch unechten Edelſteinen und Perlen, goldenen und ſilbernen Kreuzlein und allerlei Angebinden und Amuletten, darunter wol auch zahlreiche, buntgemalte Marienbilderchen ſelbſt, wie ſie eben gelegentlich zum Geſchenke gebracht worden. Reine, makelloſe Jungfrauen nur ſollen dies Bildniß tragen und die Zipfel der Gewänder halten, welche es umhüllen. Um in dieſem Punkte vollkommen ſicher zu ſein, wählt man am liebſten die jüngſten, wo möglich noch im Kindesalter ſtehenden Mädchen. Dieſe Vorſicht iſt eine ſehr gebotene. Denn zahllos ſind die Fälle, wo eine oder die andere Trägerin, deren Berechtigung zu dieſem veſtaliſchen

Amte nicht außer allem Zweifel ſtand, mitten auf der Wanderung lahm zuſammenbrach oder bei Berührung der Tragſtangen zur Bildſäule erſtarrt ſtehen blieb, oder endlich zu ihrem nicht geringen Entſetzen die roſenfarbenen Bänder (den auszeichnenden Schmuck der Marienkranzjungfrauen) coram populo ſchwarz werden ſah. Dem Marienbildniſſe folgt meiſt ein gleichfalls geſchmücktes Bildniß der heiligen Anna, nur daß dieſes ausſchließlich von jungen, weißgekleideten Weibern getragen wird, in Hauben und mit blauen Halstüchern und ebenſolchen Bändern. Denn auch die Mutter drängt es, ihrer wunderthätigen Tochter einen Beſuch abzuſtatten. So bewegt ſich der Zug oft 20 Meilen fort, nicht ohne die Heiligen unterwegs an den Heeresſtraßen und auf den Plätzen zu beſuchen und nur mit der Abwechſelung, daß immer erſt vor dem Eingange in größere Ortſchaften, wo Kirchen ſind, der Zug alle ſeine Pracht entfaltet, während, ſobald man die Ortſchaft paſſirt hat, die Heiligenbildniſſe von den Tragen genommen, in ein Käſtchen gepackt auf den Rücken eines Trägers geladen, die Fahnen eingerollt und die geputzten Trägerinnen auf einen Wagen geſetzt werden, um erſt wieder vor der nächſten Kirchenortſchaft ausgepackt und in den Stand der Feierlichkeit geſetzt zu werden. Auch die Muſik ſchweigt auf der offenen Heerſtraße, die Bläſer hängen ihre Trompeten und Waldhörner über den Rücken und nur der Geſang, welchen ein, neben oder mitten im Zuge gehender Vorſänger ſtrophenweiſe laut vorſagt, tönt ohne Unterbrechung. Einer der Hauptmomente der Wanderung iſt die Ankunft an einer Stelle, von welcher die Thürme des „Heiligen Berges" zuerſt dem Auge ſichtbar werden. Hier wird Halt gemacht, hier findet die erſte feierliche Begrüßung ſtatt und werden die erſten Ave Marias geſprochen, und von da ab geht die Proceſſion in ununterbrochen feierlichem Aufzuge vor ſich, bis das erſehnte Ziel endlich glücklich erreicht iſt.

Viele Hunderte, oft ſelbſt Tauſende von Wallern finden ſich an einem Tage hier zuſammen. Die Frömmſten erklimmen die 418 Stufen, welche zur heiligen Stätte hinaufführen und welche mit ihren Fußſohlen zu betreten ſie ſich für unwürdig halten, buchſtäblich auf den Knien. Vor dem Stifte ſtellen ſich die Züge in feierlicher Ordnung auf und werden der Reihe nach von den Geiſtlichen in vollem Ornate empfangen; die vornehmern Proceſſionen z. B. die von Prag, Pilſen, Budweis u. ſ. w. von dem Propſte ſelbſt, umgeben von ſeinen Coadjutoren, die niedern nur von dieſen. Zuerſt hierauf findet die wechſelſeitige Begrüßung der Marienbildniſſe ſtatt, welche förmlich eins gegen das andere ſich verneigen, einander küſſen und ſich überhaupt völlig ſo benehmen, als wären ſie nicht von Menſchenhand geformte Darſtellungen einer und derſelben Perſönlichkeit, ſondern ſelbſt vielmehr ganz verſchiedene, einander übrigens ſehr werthe und liebe Perſönlichkeiten. In gleicher

Weiſe findet die Begrüßung zwiſchen der Mutter — der heiligen Anna — und ihrer zur Himmelskönigin erhobenen Tochter ſtatt. Erſt nachdem dies Ceremoniel beendet, betreten die Wallfahrer die Ambiten, in welchen ringsum an den Wänden in äußerſt mittelmäßigen Fresken die ganze Reihenfolge der Geſchichte des Orts vom Anbeginn bis auf die vorneueſte Zeit zu ſchauen iſt und ſodann die Kirche. Nun erſt, nachdem zuerſt gebeichtet und communicirt worden, mag jeder Einzelne, auf dieſe Weiſe der Gnade möglichſt würdig geworden, ſein beſonderes Anliegen vorbringen und in Hoffnung der erflehten Erfüllung ſeine Spende in den Opferſtock werfen oder einem der Stiftsgeiſtlichen beſonders einhändigen, was gleichfalls geſtattet iſt. Bei einem Beſuche, den wir vor Jahren einmal auf dem „Heiligen Berge" ſelbſt abſtatteten, wurde uns von den Herren daſelbſt verſichert, die Opfergaben beliefen ſich jährlich auf kaum mehr als 1000 Gulden. Man darf indeß dieſe Angabe durchaus bezweifeln. Im Jahre 1801 betrug die Zahl der Wallfahrer, welche hierher kamen, in runder Zahl bei 100,000; im Jahre 1811 95,000; im Jahre 1830, dem der erſten Cholera, 120,000. Würde jeder Wallfahrer nur 1 Kreuzer, ſage: Einen Kreuzer opfern, ſo müßte ſich ſchon eine viel größere Summe herausſtellen als jene. Nun aber tritt der Fall dieſer Annahme eigentlich gar nie ein; mit eigenen Augen ſahen wir es an, daß nicht Kreuzer, ſondern kleinere und größere Silberſtücke genug in den Opferſtock fielen, ganz abgeſehen von den häufigen größern Spenden, welche vornehme Fromme von nah und fern dem verehrten Muttergottesbilde darbringen und zu welchen man die koſtbaren ſilbernen Geräthſchaften, die Perlenſchnüre, die werthvollen Ringe und dgl. m., womit von Zeit zu Zeit fromme Seelen aus den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft ſich einzufinden pflegen, nicht erſt mit einzählen muß. Thatſache iſt, daß die Herren Pröpſte ſowol wie die ihnen zur Seite ſtehenden Herren Coadjutoren bisher ſtets vortrefflich gediehen ſind; auch iſt jede Beſorgniß fern, daß dies nicht auch weiterhin der Fall ſein werde.

Einen intereſſanten Blick in die Vorſtellung, welche das Volk ſich von der Wunderwirkſamkeit des in Rede ſtehenden Madonnenbildniſſes macht, gewähren die mancherlei Anliegen, mit denen es an daſſelbe herantritt. Die Bitte um Heilung von irgendeinem körperlichen Gebrechen iſt das Gewöhnlichſte und man kann dieſe Bitte nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für ſolche Leidende anbringen, welche daheimgeblieben ſind. Zahllos ſind die Blinden, welche hier die Sehkraft, zahllos die Tauben, welche hier ihr Gehör, zahllos die Stummen, welche hier die Gabe der Sprache gefunden; der Lahmen, welche hier gehend, der vom Schlage Gerührten, welche hier ihrer Gliedmaßen wieder mächtig geworden, gar nicht zu gedenken. Ganz im Ernſt wird in einer Beſchreibung des

„Heiligen Berges", welche einen der dortigen Pröpste zum Verfasser hat, die actenmäßig dargestellte und durch amtliche Zeugnisse erhärtete Geschichte von einem Stummen mitgetheilt, welchen alle Aerzte für unheilbar erklärt und welchem lediglich durch die Wunderkraft des heiligenberger Muttergottesbildes die Sprache gegeben worden. Die Geschichte einer Fürstentochter, welche trostlos dahinsiechte und auf die von ihrer frommen Mutter brieflich angesuchte Fürbitte der Mutter Gottes und auf das zugleich gethane Gelöbniß sofort genas, gehört zu der neuesten Chronik des Orts. Die Geschichte hingegen von einem Lahmen, der die merkwürdige Eigenschaft hatte, den ganzen Winter über gesunde gerade Glieder zu haben, zum Frühjahr jedoch plötzlich krumm und contract zu werden, als solcher unter Erregung des allgemeinen Mitleids auf dem „Heiligen Berge" zu erscheinen, infolge eines Wunders hier plötzlich gesund und kerzengerade zu werden, als Gegenstand dieses Wunders sich von den Wallfahrern reichlich beschenken zu lassen und zur nicht geringen Vermehrung des Ruhms der heiligen Stätte dies Wunder an sich jährlich zu erneuen, gehört zu den Erfindungen ungläubiger Freigeister. Aber auch noch um ganz andere Dinge wird gebeten. Frauen, welche in kinderloser Ehe leben, erwarten vom „Heiligen Berge" den Segen einer Leibesfrucht und opfern dieser Hoffnung oft jahrelang die Mühe der beschwerlichsten Wanderung und bedeutende Geldopfer. Leute, welche in schwere Processe verwickelt sind, suchen die Fürbitte der Mutter Gottes an, damit sie ihnen das Recht zuwende. Wir haben das selbst erlebt. Erpichte Lotteriespieler bitten sich die Gnade eines Traums aus, der ihnen die Nummern angäbe, welche in der nächsten Ziehung gezogen werden würden. Auch dafür wandeln lebende Exempel unter unsern Augen. Ja nicht Wenige gibt es, welche ein begangenes Unrecht, wol selbst ein Verbrechen durch eine Wallfahrt nach dem „Heiligen Berge" sühnen zu können glauben.

Allein nicht blos dem besagten Ernestinischen Wunderbilde wohnt diese sühnende, heilende, jeden Wunsch erfüllende Kraft inne, sondern bis zu einem gewissen Grade überhaupt Allem, was vom „Heiligen Berge" kommt. Da sind künstliche Blumen aus rothem, blauem, weißem, gelbem und grünem Flor mit Blättern aus Silber- und Goldpapier und desgleichen Flittern und Bandstreifen; ferner Kreuzlein und Ringlein in Zinn gegossen, das Dutzend für einen Kreuzer; sodann in Zinn oder Messing geprägte oder in Holz geschnitzte Marienbildnisse von der Größe eines Daumens bis zu der eines Mannsarms und von fabelhafter Ungestalt, fabrikmäßige Arbeit, wie sie während des Winters zu vielen Tausenden von Exemplaren im Gebirge oben verfertigt wird; ferner Millionen kleine, unbeschreiblich schlecht gemalte, ja man darf geradezu sagen gekleckste Heiligenbilder, welche alle Namen des Kalenders umfassen, mit aufgeklebten Aureolen von Rausch-

gold, das Stück für einen Kreuzer, mit deren Anfertigung ſich eigene Druckereien befaſſen; endlich eine Auswahl der verſchiedenſtgeformten Amulette, ganze Laſten von Lebkuchen, ganze Frachten von bewährteſten Gebeten und auserleſenſten Liedern, Alles mit den ſchlechteſten Lettern auf das ſchlechteſte Papier gedruckt. Und alles Das wird von lauter frommen Verkäufern, welche bei dieſem frommen Geſchäfte ſich ausnehmend wohl befinden, auf dem Platze vor dem Stifte draußen verkauft, um in die entfernteſten Enden des Landes als wunderthätiges „Angedenken vom Heiligen Berge" zu wandern und da zwiſchen den Blättern der Gebetbücher frommer Seelen bewahrt zu werden, denen es in Stunden der Noth und Bedrängniß eine unfehlbare, troſtreiche Zuflucht ſein ſoll. Von mannichfachem, heilſamem Inhalt insbeſondere ſind die Lieder, deren jährlich zahlloſe neue auftauchen, bekannten Melodien von namenloſen Dichtern angepaßt, ſämmtlich „gedruckt in dieſem Jahre", und nicht allein über kirchliche, ſondern auch über politiſche und ſociale Dinge ſich verbreitend, ſelbſtverſtändlich mit Hinzuziehung des wunderthätigen Gnadenbildes vom „Heiligen Berge". Eine reiche Literatur dieſer Art brachten die Jahre nach der Revolution, Exempel der furchtbarſten Heimſuchungen ſtatuirend, von welchen die verſchiedenſten irregeleiteten Frevler heimgeſucht worden. Die unverhohlene Misbilligung der Mutter Gottes vom „Heiligen Berge" fand darin ihren rückhaltloſeſten Ausdruck. Uns ſelbſt iſt ein Lied bekannt geworden, in welchem dieſelbe Mutter Gottes in den eindringlichſten Worten jeden ehrlichen Chriſten vor der Auswanderung nach Amerika warnt. Drei mal war ſie einem auswandernden Schmied erſchienen: zuerſt im Hafen von Bremen, ſodann auf der Ueberfahrt mitten auf dem Meere, endlich noch einmal bei der Landung, jedesmal Thränen vergießend und ihn um der Wunden ihres Sohnes, des Heilands, willen bittend, umzukehren. Der Halsſtarrige jedoch, von böſen Geſellen und irdiſchen Lockungen verführt, hatte kein Gehör für ihre Bitten und Mahnungen. Allein wie erging es ihm auch dafür in dem „gottloſen Lande,

Wo ein Jeder Das nur thut,
Was ihm ſelber dünkt für gut;
Wo kein Gehorchen und Befehlen
Erkennen die verlor'nen Seelen;
Wo man nichts weiß von Gottes Geboten,
Und aus den Gräbern weinen die Todten;
Wo zu Ende alle ehrſame Zucht,
Und Niemand mehr betet, Alles flucht;
Wo aufgelöſt alle Ordnung der Welt,
Und ein Jeder glaubt, was ihm gefällt!"

Welche Briefe von dort ſchrieb er in die Heimat! Hunger, Krankheit, Elend waren ſein Loos, wilde Thiere und wilde Menſchen ſeine

nächste Nachbarschaft. Der Arzt, dem er sich anvertraute, trieb böse Zauberei und noch bei lebendem Leibe hörte er zwei Fabrikanten um seine Haut mäkeln! Der Himmel allein weiß, was sie aus ihr verfertigt haben würden, hätte er nicht in seinem größten Elend dem Muttergottesbilde vom „Heiligen Berge" Reue gelobt und sofortige Rückkehr, worauf er denn auch zur Stunde genas, jedoch nicht eher sich völlig wohl fühlte, als bis er sein Gelübde zur Genüge erfüllt und seine Bekehrung zur bessern Einsicht durch eine Pilgerfahrt nach dem „Heiligen Berge" besiegelt hatte.

Reichbeladen mit den eingekauften Kostbarkeiten treten die Wallfahrer ihren Rückzug an, nicht ohne an derselben Stelle, wo sie die Zinnen des „Heiligen Berges" zuerst erblickten, von denselben einen schmerzlichen Abschied zu nehmen. Für wen nachmals die erhofften Wirkungen der Wallfahrt ausbleiben, der mag den Grund davon nur in sich selber suchen. Offenbar mußte er ihrer nicht würdig gewesen sein; denn nur des Würdigen ist die Gnade. Das ist so genügend und erschöpfend, daß sich weiter darüber nichts sagen läßt, und wird es wol noch lange bleiben; es wäre denn, daß das neuaufgetauchte Gnadenbild von Chotiwin dem vom „Heiligen Berg" eine erfolgreiche Concurrenz entgegenzusetzen vermöchte, was nach Allem, wie es sich anstellt, immerhin für möglich gehalten werden muß. Bei diesem in der Nähe der Hussitenstadt Tabor gelegenen Dorfe hat nämlich in ganz jüngster Zeit in einer, auf einer Wiese sich vorfindenden Quelle ein Marienbild sich offenbart, welches nach vielseitigen Versicherungen alle bisherigen bei weitem übertreffen soll. Auch hier wurden bereits mehre Blinde sehend, Lahme gehend, Taube hörend u. s. w. Ein gottesfürchtiger, übrigens aber äußerst speculativer Mann hat sich sofort an Ort und Stelle angesiedelt und gedeiht bereits vortrefflich. Auch geweiht ist schon die Quelle und von dem neuen Gnadenbilde sind Hunderttausende von Abbildungen im Lande verbreitet. Zahlreiche Processionen finden dahin statt, und Siechе, die an jeder menschlichen Hülfe verzagen, wallfahrten das ganze Jahr hindurch hin. Das Wasser selbst wird in Krüglein von den frommen Leuten mit heimgetragen und als kostbare Panacee aufbewahrt. Auch der Bau einer Kirche ist bereits im Zuge, und die nächste Zukunft schon dürfte vielleicht auch noch ein Stift entstehen sehen. In unserer wunderarmen Zeit eine wahre Wohlthat!

Rom in Paris.

Schon zu Cäsar's Zeiten war der Weg von Rom nach dem Lutez der Pariser nicht so weit, daß er nicht hätte gefunden werden können. Heute aber, nachdem die ehemaligen Barbaren des Nordens gar so häufig hin- und wiedergezogen, ist derselbe so ausgetreten, so breit, so sicher, mit comfortablen Hôtelerien und sonstigen Reisebequemlichkeiten so versehen, daß Tag für Tag ganze Karavanen von Reisenden zwischen der Hauptstadt der Alten und (wie wenigstens die Eigenliebe der Franzosen sich gern überreden möchte) der Neuen Welt hin- und herwandern. Unter diesen Umständen ist es denn auch höchst natürlich, daß man in Paris so gern und soviel von Rom spricht, dem alten sowol wie dem modernen und über beide die merkwürdigsten und interessantesten Entdeckungen macht, wie z. B. daß Cäsar ein sittlicher Heros gewesen oder daß der heilige Cupertino sich auf das Fliegen verstanden, trotz des Schneiders von Ulm.

Besonders in jüngster Zeit, seitdem das Cäsarenthum in Frankreich selbst neue Wnrzeln geschlagen, sind Entdeckungen und Studien dieser Art ein Lieblingsgegenstand der französischen Gelehrten, der wirklichen und der vermeintlichen, geworden. Vielleicht hoffen die Franzosen es mit der Zeit doch noch dem alten römischen Cäsarenthum gleichzuthun, welches bekanntlich in einem Zeitraum von 160 Jahren es zu nicht weniger als 70 Kaisern brachte, während die französische Monarchie von ihrem Bestehen an gerechnet bis zu jenen verhängnißvollen Februartagen kaum ebenso viel Könige aufzuweisen hat. Es treiben nämlich die Franzosen nicht l'art pour l'art, wie es allenfalls noch hier und da von einzelnen altväterischen Deutschen geschieht, vielmehr ist es ein praktischer Zweck, der sie zu diesem Studium des Cäsarenthums hingeführt hat. Allerdings hat auch schon die Restauration ein Werk aufzuweisen, das wenigstens äußerlich hierher gehört: ich meine die Ausgabe des bekannten Werks von Gibbon, welche Hr. Guizot vor beiläufig 30 Jahren veranstaltete und durch die er sich ein bleibendes Verdienst sowol um die Literatur wie um die politische Bildung seiner Zeitgenossen erwarb. Erhöht wurde dies Verdienst noch durch die gründliche Art und Weise, mit welcher Hr. Guizot dabei gewisse einseitige und verkehrte Ansichten des Verfassers, wie z. B. seine Auffassung des römischen Sklavenwesens, seine schroffen Aeußerungen über die ersten Christen ꝛc., widerlegte und berichtigte; wobei wir freilich nicht gesagt haben wollen, daß der Ton dieser Widerlegung überall unsern Beifall hätte. Hr. Guizot behandelt den armen Gibbon ungefähr so, wie Hr. Guizot selbst von den Männern des Jahres 1848 behandelt ward; er mißt ihn lediglich nach sei-

nem, des Hrn. Guizot eigenen Standpunkt, ohne auf die einmal vorhandenen geſchichtlichen und perſönlichen Verhältniſſe, unter denen Gibbon ſich zum Hiſtoriker entwickelte, die geringſte Rückſicht zu nehmen. Und doch räſonnirt Gibbon immer nur vom Standpunkt ſeiner Zeit und ſeiner geſellſchaftlichen Stellung aus, darf auch mithin nur von hier aus beurtheilt werden. Gibbon iſt zuerſt Engländer und dann erſt Hiſtoriker. England hat Colonien, in denen zu Gibbon's Zeit die Sklavenarbeit noch für unentbehrlich, mithin auch die Sklaverei für durchaus nothwendig und zweckmäßig galt, ſodaß alſo von einem Angriff auf dieſelbe keine Rede ſein durfte. Es iſt das die Art, wie Staatsmänner zu räſonniren pflegen, vom Präſidenten Buchanan an bis herunter zum hochwohlweiſen Magiſtrat von Lalenburg, der die Schneidergeſellen auf halbe Nation ſetzt, damit ein hoher Adel und ein verehrungswürdiges Publicum ſich ſeinen ſchwarzen Frack trotz der theuren Zeiten noch ebenſo wohlfeil machen laſſen kann wie früher.

Inzwiſchen iſt allerdings dem Praktiker Manches geſtattet, was dem Theoretiker mit Recht verſagt wird. Denn jener liegt in ſtetem Kampf mit der Unvollkommenheit der menſchlichen Dinge, während es die Aufgabe des andern iſt, das summum bonum in ſeiner vollen Reinheit aufzuſuchen und darzuſtellen. Inſofern alſo haben wir in dieſen einſeitigen und ſchiefen Auffaſſungen allerdings einen Mangel Gibbon's zu erkennen und mit Recht hat daher auch in neueſter Zeit ein anderer franzöſiſcher Schriftſteller, der Herzog von Broglie, in ſeinem Werk über Konſtantin den Großen, die von Guizot begonnene Kritik des berühmten engliſchen Hiſtorikers wieder aufgenommen und zum Theil mit noch ſchärfern Waffen durchgeführt. Daß das Werk des Hrn. von Broglie die überſchwänglichen Lobſprüche wirklich verdient hätte, mit welcher die franzöſiſche Kritik daſſelbe aufgenommen, wagen wir nicht zu behaupten. Die Franzoſen ſind einmal bekannt als höfliche Leute, ſelbſt ihre Kritiker, dieſe in Deutſchland ſo bärbeißigen Kritiker, verleugnen dieſe nationale Höflichkeit nicht; ein Herzog aber, der unter die Schriftſteller geht, hat bei ihnen ſtets auf doppelte Zuvorkommenheit zu rechnen, beſonders wenn er obenein noch Akademiker iſt. Bei alledem indeß iſt das Werk des Hrn. von Broglie wirklich ein gutes und leſenswerthes Buch, nicht blos, weil der Verfaſſer neben ſeiner Würde als Herzog und als Akademiker auch Talent und Gelehrſamkeit beſitzt, ſondern weil ihm außerdem auch noch gewiſſe Eigenſchaften des Charakters innezuwohnen ſcheinen, die dem Geſchichtſchreiber unentbehrlich ſind und die doch unter dem heutigen Geſchlecht überall nur ſelten gefunden werden, am ſeltenſten aber in Frankreich.

Doch bei der Eile, mit welcher das moderne Geſchlecht lebt, ſind das Alles längſt veraltete Geſchichten. Neuer und darum auch noch viel

charakteriſtiſcher für den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen Geſellſchaft ſind die Abhandlungen über Kaiſer Auguſtus in der „Revue des deux mondes“ und Aehnliches, hauptſächlich aber das Buch des Hrn. Troplong über den Sturz der römiſchen Republik. Allerdings hat es vor Zeiten einmal einen gewiſſen Franzoſen, Namens Montesquieu, gegeben, der ebenfalls ein Werk über die Urſachen der Größe und des Verfalls der Römer geſchrieben hat, ein Werk, das die competenteſten Richter der Mit- und Nachwelt als ein Meiſterwerk anerkannt haben und das noch jetzt, trotz der einigermaßen veralteten Theorie, auf der es beruht, zu den wenigen Werken gehört, aus denen man die Geſchichte wirklich verſtehenlernen kann. Und auch vor und nach Montesquieu hat es nicht an gelehrten und tiefſinnigen Männern gefehlt, welche dieſen denkwürdigen Wendepunkt nicht blos der römiſchen, ſondern der Weltgeſchichte überhaupt zum Gegenſtand ihrer Studien gemacht und das Ergebniß derſelben der Oeffentlichkeit überliefert haben. Alle jedoch haben ſich — wenigſtens nach der Meinung des Hrn. Troplong — dabei einen großen Fehler zuſchulden kommen laſſen: ſie haben entweder überhaupt nicht oder doch nicht genügend hervorgehoben, von welcher ſittlichen Größe und Erhabenheit Cäſar, welch lächerlich unverſchämter Burſche Cato, welche bornirte Alterthümler Caſſius und Brutus geweſen.

Dieſem Fehler ſucht nun Hr. Troplong abzuhelfen, ein neuer Ritter ohne Furcht und Tadel. Er beweiſt, was man im heutigen Frankreich eben bewieſen wünſcht: nämlich daß die Republik eine ſchlechte und nichtsnutzige Staatsform, daß es überhaupt nichts taugt, wenn ein Volk ſich ſelbſt regiert, daß vielmehr das Cäſarenthum das einzige und wahre Heil der Völker. Daß Brutus und Caſſius ihre Zeit miskannt und daß auch Cato, trotz ſeiner Sittenreinheit und der antiken Größe ſeines Charakters, nicht im Stande geweſen ſein würde, der Republik ein neues und haltbares Fundament zu geben, das iſt richtig genug; dieſe Männer irrten und haben dafür gebüßt, daß ſie irrten, ihr Irrthum ſelbſt aber macht ihrem Herzen Ehre und auch der Hiſtoriker, wenn er dieſes Namens anders würdig ſein will, ſollte ihnen dieſe Ehre nicht verweigern. Ebenſo richtig iſt es andererſeits, daß Cäſar eine der höchſtbegabten und genialſten Naturen, die das menſchliche Geſchlecht jemals hervorgebracht; daß er dieſe ſeine unzweifelhafte Größe aber gerade am meiſten durch den Fußtritt documentirt hätte, mit welchem er die morſche Republik über den Haufen warf, das will uns nicht einleuchten. Die Zerſtörung der alten Staatsform war eine Nothwendigkeit, wir geben es zu, aber immerhin eine traurige und auch Cäſar iſt die Buße dafür vom Schickſal bekanntlich nicht erlaſſen worden. Seine wahren Anſprüche auf Unſterblichkeit aber, dünkt uns, hat er ſich nicht durch dieſen nega-

tiven Act der Zerſtörung erworben, ſondern vielmehr durch die poſitiven Schöpfungen, durch welche er die neue Staatsform vorbereitete; der Zerſtörer der Republik fiel der Nemeſis zum wohlverdienten Opfer, das neue Reich, das er begründete, hat ihn um ein halbes Jahrtauſend überdauert. Seit die Bürgerheere zu Söldlingen, das ehedem ſo kräftige Bauern- und Soldatenvolk eine Pöbelrotte geworden, die nur noch dem Meiſtbietenden folgte, ſeitdem war die Zeit der Catone allerdings vorüber; in dem Rom, wie Cäſar es überliefert erhielt, gab es kein Volk mehr und keinen Adel, ſondern nur Eine große feile Maſſe, vom unterſten Gladiatoren und Freigelaſſenen an bis hinauf zum Kaiſer, der ſich ſelbſt als Gladiator proſtituirte. Leichter zu regieren war dies Volk freilich als jene alten Söhne der Wölfin. Etwas von der alten Wolfsnatur aber war noch immer zurückgeblieben; daher auch in einer ſo kurzen Spanne Zeit eine ſo lange Reihe von Kaiſern. Immerhin bleiben die Eroberung Galliens und die Abfaſſung der Commentarien größere und ſchönere Thaten als der berühmte Schritt über den Rubicon, zu dem nur Muth gehörte — und dann noch etwas Anderes, das z. B. Waſhington nicht beſaß. Und endlich dürfte es auch rathſam ſein, über die jetzt Mode werdende Bewunderung Cäſar's nicht zu vergeſſen, daß nach ihm Auguſt gekommen, dann Tiber, dann Caligula und Nero und endlich kam ſogar Heliogabal, „die Frau Kaiſerin". Wären die heutigen Franzoſen wirklich auf dieſem Wege und hätten ſie ſich in der That vorgeſetzt, die Tragikomödie des Cäſarenthums vollſtändig bei ſich abzuſpielen, ſo hätte der Deutſche Bund allerdings viel Geld und Anſtrengung erſparen mögen; er hätte alsdann, ſtatt aus Raſtadt und Ulm Bundesfeſtungen zu machen, Bundesvergnügungsplätze daſelbſt errichten können, mit obligaten Spielhöllen, die alsdann natürlich Niemand anders in Pacht bekommen hätte als der ewige Herr Benazet; ja ſelbſt unſer altes Nationalvergnügen, ſchon von Armin's Sieg her, nämlich en repos de conscience uns untereinander durchzuprügeln, hätten wir uns dann ungeſtört bereiten können. Inzwiſchen ſcheinen wir noch nicht ganz ſoweit zu ſein; die Spiele ſind zwar wohlfeil, das Brot aber iſt dafür um ſo theurer geworden und wenn auch weſtwärts Alles in Ordnung ſein ſollte, ſo gibt es doch noch hier und da Leute — abergläubiſche Leute, verſteht ſich — die eine Wiederholung der Schlacht von Kunnersdorf nicht für ganz unmöglich halten und zwar ein Kunnersdorf ohne den alten Fritz!

Während aber ſo das alte Rom in Paris ſpukt und rumort, bleibt auch das neue nicht unbeachtet und gibt den guten Pariſern nicht weniger zu denken. Der fliegende Kapuziner zwar ergötzt mehr als daß er ſchreckt, deſto größer dagegen iſt das Entſetzen, welches Graf Rayneval und George Sand um ſich verbreitet haben. Beide kommen im Grunde

zu dem gleichen Schlusse, nur hat sich George Sand von ihren politischen Freunden insoweit wieder einschüchtern lassen, daß sie alles Böse ausschließlich dem Papst und seinen Priestern in die Schuhe schiebt, während Graf Rayneval bei dem Ausspruch bleibt, den schon Aristoteles gethan und der jetzt über George Sand's Haupt, da sie ihn zu wiederholen wagte, einen solchen Platzregen von Berichtigungen und Aufkündigungen alter Freundschaften heraufbeschworen hat: nämlich daß jedes Volk regelmäßig die Regierung hat, die es verdient. Freilich hat George Sand ihr Urtheil mit einer gewissen Härte ausgesprochen, wie diese ausgezeichnete Frau denn überhaupt, auch wo sie philosophiren will und selbst wo sie die Geschicke der Völker abwägt, die Reizbarkeit und Leidenschaftlichkeit der weiblichen Natur nie ganz verleugnen kann und auch gar nicht verleugnen will. Dies scheint indessen gewiß, daß die Südvölker gleich Dornröschen in diesem Augenblick in einem Schlummer liegen, aus dem sie nur durch die Kraft des nordischen Ritters erlöst werden können. Möge diese Erlösung nur nicht allzu lange auf sich warten lassen! Die Hauptsache bleibt immer, daß die Völker frei und glücklich werden, der Weg dazu aber ist noch allemal durch eine Dornenhecke gegangen — und auch uns im Norden wird diese Dornenhecke nicht erspart bleiben, im Gegentheil, wir stecken bereits mitten darin....

Literatur und Kunst.

Friedrich von Gagern's literarischer Nachlaß.

Es gibt bedeutende Männer, deren Leben in ihren Handlungen ihrer Nation so offen und vollständig vorliegt, daß ihre Lebensacten bei ihrem Tode zu einem fertigen Abschluß gediehen sind, sodaß spätere Biographen nicht viel mehr zu thun haben, als ihre Handlungen einfach zu berichten und höchstens ihr Bild noch zu retouchiren und durch einzelne kleine, vielleicht nicht einmal sehr wesentliche Züge zu vervollständigen. Washington, Wellington, Erzherzog Karl, Blücher, selbst Ludwig Philipp werden zu Denen zu rechnen sein, über welche die Acten gleich bei ihrem Tode spruchreif und alle nöthigen Materialien vorhanden waren. So hat Palmerston eine offene, Napoleon III. dagegen neben der zutage liegenden noch eine Geheimgeschichte. Radetzky's Leben liegt in seinen Feldzügen und Schlachten bloß, der den Generalen Heß und Schönhals daran gebührende Antheil, wie des Letztern Stellung zur deutschen Frage und zu der Entwickelung Neuöstreichs bedarf noch mancher Aufklärung. Scharnhorst, dessen bedeutendes Wirken ein durch die Umstände gebotenes mehr verborgenes war, wartet noch immer seines Biographen und Stein hat ihn erst längere Zeit nach seinem Tode gefunden, und zwar mehr einen Materiensammler als einen Biographen. Von dem Leben, dem Charakter und den Fähigkeiten des Generals Friedrich von Gagern wußte die deutsche Nation bisher gewiß

sehr wenig und es ist wol anzunehmen, daß sehr Viele in Deutschland von ihm zum ersten mal hörten, als er plötzlich als Oberbefehlshaber der gegen die Hecker'schen Freischaren ins Feld gerückten Executionstruppen in den Vordergrund trat, um gleich im Beginn der Feindseligkeiten das Opfer einer mörderischen, wie Einige behaupten meuchelmörderischen Kugel zu werden. Dieses kurze Auftreten vor den Augen der Nation bot kaum eine Handhabe zu einem Urtheil über seinen politischen Charakter und seine geistigen wie militärischen Fähigkeiten, und es war erklärlich, daß bei dem damals herrschenden Parteifanatismus sich gegen ihn, dessen Berufung von Manchen als das Werk einer Gagern'schen Hausintrigue angesehen wurde, mannichfache Vorurtheile und misgünstige Stimmungen geltend machten.

Sein brüderlicher Biograph, Heinrich von Gagern, hat uns nun durch das von ihm bearbeitete und redigirte umfangreiche, vielleicht zu umfangreiche biographische Werk „Das Leben des Generals Friedrich von Gagern" (Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter), wovon der erste Band im vorigen, der dritte in diesem Jahre erschienen ist, genugsam Gelegenheit gegeben, über den persönlichen Charakter, die politischen Ansichten und die geistigen Fähigkeiten des Generals ein Urtheil zu gewinnen, das freilich nicht hinreicht, um davon auf seine Leistungsfähigkeit als praktischer Staatsmann oder als selbständiger strategischer Leiter großer Militärmassen einen bestimmten Schluß zu ziehen. Doch gestehen wir, daß unser Urtheil auch in dieser Hinsicht nur ein günstiges, wiewol schon dadurch ein bisjetzt lückenhaftes ist, weil der Herausgeber sich durch „unvorherzusehende Umstände", über die wir in der Vorrede zum zweiten Bande Aufklärung erhalten sollen, veranlaßt sah, dem ersten Bande nicht den zunächst erwarteten zweiten, sondern den dritten und letzten Band folgen zu lassen. Wir wissen also noch nichts Genaueres über seinen Antheil an den Kämpfen der Holländer gegen die abgefallenen Belgier und sonstige von ihm später abgelegte Proben militärischer Tüchtigkeit, noch über sein politisches und militärisches Verhalten im Jahre 1848, worüber wir von seinem Bruder allerdings die sichersten Aufschlüsse erwarten dürfen. Ueber seinen Muth und seine Todesverachtung, die er im Kampfe bewies, können wir jedoch nicht in Zweifel sein. Er zeigte sie, wie wir aus dem ersten Bande wissen, schon als Studirender in Göttingen in zahlreichen Duellen mit den königlich gesinnten Neuwestfalen, dann in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig und Quatrebras, wo er verwundet wurde. Endlich wissen wir ja auch, daß sein nur zu frühzeitiger Tod dem sowol ritterlichen als menschlichen Vorgehen zuzuschreiben ist, womit er sich des Parlamentirens wegen dem guten oder bösen Willen der Hecker'schen Leute zu sehr exponirte. Jedenfalls war Fritz Gagern ein Mann von energischem und entschiedenem Willen und großer Thatkraft, von starkem Ehrgeiz, der sich jedoch nur auf würdige Zwecke richtete, des Enthusiasmus fähig, soweit sich dieser mit einem ruhigen und logischen, fast illusionslosen Verstande verträgt, aber der bloßen Gefühlsschwärmerei unzugänglich, allem bloßen Prunk und Schein abgeneigt und bis zu dem Grade Feind aller Lüge, daß er erklärte, gezierte und kokette Menschen mehr als wirklich schlechte zu hassen. Dabei war er durch Reisen und durch den Umgang mit der großen Welt in den Besitz umfassender und vielseitiger Welterfahrung gelangt. Schon in früher Jugend war er an der Seite seines Vaters in

Paris, wo Talleyrand, als er demselben vorgestellt wurde, bemerkte, der Vater möge ihm keinen Sprachmeister, sondern vor allem einen „Maître de grâces" besorgen. Das Kriegshandwerk lernte er im russischen Feldzuge und in den Kriegen von 1813—15 kennen; als Begleiter seines Vaters, der in Frankfurt die luxemburgische Stimme führte, wurde er diplomatischen Kreisen nahegeführt und lernte so die Jämmerlichkeiten des damaligen diplomatischen Treibens kennen und gründlich verachten. Im Generalstab des Prinzen von Oranien angestellt, machte er sodann seine militärische Carrière in den Niederlanden, wo er mit den Hofkreisen in vielfache Berührung kam. Der holländische Feldzug gegen die abgefallenen Belgier bot ihm später Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse sowol zu erweitern als in praktische Anwendung zu bringen. Immer weiter dehnte sich der Horizont seiner Anschauungen und seines Wissens durch Reisen aus, die ihn bald nach London, bald nach Ostindien, bald als Begleiter des Prinzen Alexander der Niederlande nach Petersburg, Borodino und Moskau und auf der Rückreise nach Warschau und an die Höfe von Potsdam und Weimar führten, wo er den höchsten Personen bei Diners gegenüber und Staatsmännern und Generalen zur Seite saß.

Das von ihm über die letztere Reise geführte Tagebuch bildet auch nächst demjenigen über seine Reise nach London die interessanteste, pikanteste und lehrreichste Partie dieses dritten Bandes, welcher seine nachgelassenen Aufsätze enthält, die er zu eigenem Gebrauche, zu Erinnerungszwecken, oder um sich über diese oder jene politischen Fragen klar zu machen, aber nicht zum Zwecke der Veröffentlichung niederschrieb. Er hatte nach eigenem Geständniß für seine Person eine „lebenslängliche Abneigung" gegen alle Schriftstellerei und am wenigsten fiel es ihm ein, auf diesem Gebiete mit den Professoren concurriren zu wollen, die er „politische Schulmeister" nannte und denen er vorwarf, „daß sie nach Abschaffung aller Privilegien der Professur das Monopol der Druckerpresse erhalten möchten". Als Reisebegleiter des Prinzen Alexander, der wie alle andern Prinzen mit Vogelschnelle reiste, das deutsche Element haßte und noch manche andere wenig angenehme Eigenschaften besaß, hatte Friedrich von Gagern von dem Prinzen von Oranien den Specialauftrag erhalten, die russischen Dragoner im Detail zu besichtigen und über sie bei seiner Zurückkunft Bericht zu erstatten. Gagern sah aber in Rußland und bei dem großen Manöver auf den Feldern Borodinos noch viel mehr als diese Dragoner, und so enthält sein russisches Tagebuch eine Fülle der interessantesten und pikantesten Mittheilungen über das russische Hofleben, über den Kaiser Nikolaus, über die andern Mitglieder der russischen Zarenfamilie, über des Kaisers Günstlinge, über den energischen aber insolenten Grafen Orlow, über den geckenhaft eiteln Tschernyschew, über die Generale Schilder und Jomini, über den Fürsten Paskewitsch und den Fürsten Gortschakow, der ihm wegen seiner Freundlichkeit und seiner in jeder Hinsicht großen und freien Begriffe, auch über Deutschland, unter den russischen Großen am besten gefallen zu haben scheint, über die mit Civilisationsfirniß überzogenen halbbarbarischen Sitten und Lebensgewohnheiten der vornehmen Stände, über die Corruption der Beamten, über die Häßlichkeit der untern Stände ꝛc. An pikanten Anekdoten fehlt es nicht und es fällt in der That auf, wie frei sich der Klatsch in den höchsten

Regionen in Rußland gehenlassen darf, sodaß hierdurch gewissermaßen ein Ersatz für den Mangel an freier Bewegung der Presse gewährt ist. Im Allgemeinen enthüllen Gagern's Mittheilungen einen tiefen Abgrund von Corruption, die schleichend durch den ganzen, von fern den Schein von Großartigkeit bietenden Mechanismus geht und von Gagern mit erbarmungsloser Kaustik bloßgelegt wird. Liest man sie, so wird man versucht, Herzen Recht zu geben, wenn dieser versichert, daß Rußland niemals ein wirklich menschliches und menschenwürdiges Dasein gehabt habe. Auch die Mittheilungen Gagern's über den potsdamer Hof sind von vielfachem Interesse. Man fühlt sich hier begreiflicherweise viel menschlicher angesprochen als in den Mittheilungen aus Rußland, obschon das Gesammturtheil Gagern's darauf hinausläuft, daß sich (im Jahre 1839) in den höchsten Regionen eine Art „intellectueller Anarchie" bemerkbar gemacht habe, und daß das Ganze sich nur halte, „weil es in der letztern Zeit keinen allzu heftigen Stößen ausgesetzt gewesen". Man erinnert sich dabei unwillkürlich an die Ereignisse, die noch nicht ein Jahrzehnd später in Preußen eintraten, freilich nicht hier allein, sondern auch gleichzeitig an den meisten andern Punkten Europas; denn diese „intellectuelle Anarchie" ist ein Uebel, woran fast alle festländischen Staaten kranken, und ob sie überwunden oder nicht im Geheimen vielmehr im Fortschreiten sei, dürfte billigem Zweifel unterliegen. Man kennt ja jene als ebenso kalt und leblos wie unerforschlich geschilderten zwei Augen, auf welche die Zukunft des continentalen Europa gestellt ist, das, wenn jene Augensterne sich plötzlich schließen sollten, mit einem male eine sehr unerwartete Gestalt annehmen und in das alte, vielleicht nur noch ausgangslosere Chaos sich zurückgeworfen sehen dürfte.

Ein nicht wenig erfreuliches Gegenbild gegen das Gagern'sche Panorama Rußlands bildet sein Tagebuch über seine Reise nach London im Jahre 1835, welches uns in Zustände einführt, die, wenn auch nicht für die Ewigkeit, so doch für noch lange Zeit Dauer und Haltbarkeit zu versprechen scheinen, weil sie nicht auf einem bloßen künstlichen und durch künstliche Mittel aufrechterhaltenen Mechanismus, sondern auf einem innern Lebensprincip beruhen, welches in seiner Circulation alle Adern und Glieder des Staatsorganismus durchdringt. Verrottet und veraltet mag auch an den englischen Verhältnissen so Manches sein, aber wir leben der Ueberzeugung, daß das in sich gesunde Princip, auf welchem der großbritannische Staat ruht, die Kraft haben wird, diese Gebrechen und Auswüchse abzustoßen und zu absorbiren. Gagern hielt sich nur 14 Tage in London auf, aber er benutzte in seiner Weise diese kurze Zeit auf das ökonomischste und fand Gelegenheit, nicht nur mit den merkwürdigsten Instituten und Sehenswürdigkeiten des Landes sich bekannt zu machen, sondern auch zwei der wichtigsten in jene Zeit fallenden Parlamentsdebatten und -Abstimmungen beizuwohnen, der Königin vorgestellt zu werden, und Palmerston, Peel, Aberdeen, Spring Rice und andere staatsmännische und parlamentarische Notabilitäten in Person kennenzulernen. Seine Bemerkungen und Beobachtungen, zu denen ihm diese Bekanntschaften Anlaß gaben, sind ebenso fein als treffend und verdienen dieselbe Beachtung, welche seine allerdings pikantern Mittheilungen über russische Verhältnisse in der Presse gefunden haben.

Unter den übrigen Aufsätzen dieses Bandes müssen namentlich die in

ebenso knappen als großen Zügen ausgeführten vier Feldherrenporträts: „Xenophon", „Kosciuszko", „Napoleon" und „Wellington", der schon durch seine Ueberschrift seine ironische Tendenz verrathende „Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an seines Gleichen", die Charakteristik seines Vaters und seine eigene mit der Ueberschrift „Der Mann der That" hervorgehoben werden. Eine gute Zahl anderer dient dazu, uns mit Fritz Gagern's Ansichten über Preßfreiheit, Geschworenengerichte, Constitutionalismus, Majorate ꝛc. näher bekannt zu machen, soweit wir sie nicht schon aus den im ersten Bande enthaltenen Betrachtungen „Der gegenwärtige Zustand" und „Von der Nothwendigkeit und den Mitteln, die politische Einheit Deutschlands herzustellen" kennengelernt haben. Sie enthalten zwar für uns gerade nicht viel Neues, da diese Themata seitdem unzählige male durchgesprochen und von allen Seiten beleuchtet worden sind; auch läßt sich die Anwendbarkeit der darin entwickelten, von dem Vorbilde des englischen Repräsentativsystems abstrahirten Grundsätze auf deutsche Verhältnisse allerdings mehrfach bezweifeln. Aber es gibt Gegenstände, die gerade in Deutschland nicht oft genug auf die Tagesordnung öffentlicher Besprechung gebracht werden können und immer werden wir bei Friedrich Gagern die lichtvolle, knappe, strenglogische Methode, womit er solche Themata behandelt, anerkennen müssen. Das Hauptgebrechen der Gagern'schen Politik ist vielleicht darin zu suchen, daß sie, ausschließlich auf reinpolitischen Combinationen beruhend, die sich jetzt so unabweisbar aufdrängenden socialen Factoren gänzlich beiseite schob, als seien sie gar nicht vorhanden. f.

Correspondenz.

Aus Steiermark.

Mai 1857.

Sp. Erschrecken Sie nicht, wenn aus dem südöstlichsten Winkel Deutschlands, der sich bisjetzt der deutschen Presse gegenüber ziemlich stumm und gleichgültig verhielt, ein Correspondent für Ihr geschätztes und auch bei uns gern gelesenes Journal sich meldet; es wird nachgerade Zeit, daß auch wir uns regen und den Platz, den wir uns im Lauf der letzten Jahre in der östreichischen Journalpresse erstritten haben, auch in der deutschen einzunehmen suchen. Denn nur auf diese Weise, indem wir das Band, das uns mit Deutschland vereint, materiell wie geistig, immer enger zu knüpfen, uns dem großen gemeinsamen Vaterlande immer inniger anzuschließen suchen — nur auf diese Weise wird das deutsche Element, das hier zwar thatsächlich das herrschende ist, aber zur Stunde noch durch viele fremde Einflüsse beengt wird, endlich einmal zur vollen, ungestörten Geltung kommen und damit auch gedeihlichere Resultate aufweisen, als es bisher noch der Fall war.

Daß bisjetzt dieser südöstlichste Theil Deutschlands dem Gesammtvaterlande gegenüber sowenig von sich hören ließ, davon lag die Schuld theils in den nationalen, theils in den geographischen Verhältnissen unserer südlichen Provinzen. Allerdings ist Steiermark gegen Ungarn hin in sprachlicher Be-

ziehung ſehr ſcharf abgegrenzt, was durch die ziemlich ſterile Beſchaffenheit und die damit verbundene Menſchenleere desjenigen Theils von Ungarn bedingt wird, welcher der ſteiriſchen Grenze zunächſt liegt. Dagegen macht ſchon in Unterſteiermark das windiſche Element ſich in ſehr nachdrücklicher Weiſe geltend; faſt ein Drittel des Landes iſt von Winden bewohnt, welche ihre eigene Sprache, ihre beſondern Sitten und eigenen Schulen haben. Dazu geſellen von Südoſten her ſich noch kroatiſche, von Süden her italieniſche Elemente; die letztern ſind namentlich in unſerer Landeshauptſtadt, wo die Italiener die überwiegende Majorität unſerer Studenten bilden, ſtark vertreten. Sie ſehen daraus, daß wir, wenn auch in weit geringerm Maße als Wien, doch ebenfalls an jenem Polyglottismus laboriren, den man der Kaiſerſtadt mit Recht vorwirft; es iſt in den Gaſſen und Vergnügungslocalen unſerer Landeshauptſtadt Grätz nichts Seltenes, gleichzeitig Italieniſch, Ungariſch, Slawiſch und ſchlechtes Deutſch zu hören.

Auf die Literatur freilich übt dieſe Miſchung der Nationalitäten nur einen ſehr geringen oder gar keinen Einfluß. Die ſlawiſche Literatur iſt lediglich durch die kleinen Schulbücher der „kaiſerlich königlichen Centralſchulbücherverſchleißadminiſtration“ und durch einige wenige in Kärnten und Krain gedruckte Gebetbücher vertreten; andere literariſche Bedürfniſſe ſind unſerer glücklichen windiſchen Bevölkerung noch nicht bekannt. Aehnlich ſteht es mit den ſchwarzhaarigen Söhnen Italiens, die zu uns kommen, zu den Füßen unſerer Profeſſoren Weisheit zu lernen; auch ſie haben ſchlechterdings keine literariſchen Bedürfniſſe und bequemen ſich ſogar nur ungern zur Anſchaffung der ihnen vorgeſchriebenen Compendien. Unſere ſpeculativen Buchhändler, bevor ſie mit dieſer Eigenthümlichkeit unſerer italieniſchen Gäſte vertraut waren, hatten ſich große Maſſen italieniſcher Claſſiker auf das Lager gelegt, aber vergeblich; dieſe jungen, meiſt reichen Leute intereſſiren ſich viel mehr für das Billard als für ihre eigene claſſiſche Literatur.

So bleibt denn die deutſche Literatur nicht blos die Haupt-, ſondern geradezu die einzige Quelle, aus der unſere fünf Buchhandlungen ihre materielle Nahrung ſchöpfen, während eine Provinz von 1 Million Einwohner ihre geiſtige daraus entnimmt. Unter dieſen Umſtänden dürfte es nicht ohne Intereſſe ſein, die Lage der hieſigen Buchhändler ein wenig näher zu betrachten. Der Bücherconſum einer Stadt oder Provinz iſt allerdings kein abſoluter Maßſtab für ihre geiſtige und ſittliche Bildung, aber doch gewiß ein ebenſo guter oder noch beſſerer als der Grad des Seifenverbrauchs für die Civiliſation einer beſtimmten Gegend. Wir wollen dabei nicht dem originellen Einfall eines hieſigen Correſpondenten eines großen wiener Journals folgen, welcher kürzlich aus den Daten der Bücherausfuhr und Büchereinfuhr berechnete, daß der jährliche literariſche Bedarf eines Steiermärkers kaum 1 Fl. betrage, vielmehr wollen wir den literariſchen Bedarf unſerer Provinz nach ſeiner Qualität betrachten, nicht nach ſeiner Quantität. Eine Stadt wie Grätz, ſollte man glauben, mit 60,000 Einwohnern, überdies eine Univerſitätsſtadt, müßte einen bedeutenden wiſſenſchaftlichen Bedarf haben und doch iſt dies nach der einſtimmigen und glaubhaften Verſicherung unſerer Buchhändler keineswegs der Fall. Selbſt die Univerſität conſumirt mit Ausnahme einiger weniger Profeſſoren und der Univerſitätsbibliothek lediglich ihren Bedarf an vorgeſchriebenen Compendien und dieſe, wie man weiß, ſind

sämmtlich in Oestreich selbst erschienen. Da ferner die Specialität der östreichischen Jurisprudenz alle deutschen juridischen Erscheinungen entbehrlich macht, so findet schon aus diesem Grunde eine Literatur, die an deutschen Universitäten einen Hauptfactor des buchhändlerischen Umsatzes bildet, bei uns gar keinen Eingang. Dasselbe findet mehr oder weniger auch bei den übrigen Facultäten statt; überall reicht die „östreichische" Literatur aus, sodaß nach der „deutschen" keine Nachfrage entsteht. Ueberhaupt soll der grätzer Student kein großer Freund vom Bücherkaufen sein, eine Eigenschaft, die uns an den Studenten umsoweniger überraschen kann, als man sie ja auch bei den grätzer Professoren nichts weniger als selten gefunden haben will. Ein bedeutender Consument für wissenschaftliche Literatur dagegen ist das grätzer Joanneum, eine ausgezeichnete Anstalt, namentlich auch durch ihre Bücherſammlung. Rechnen wir dazu noch einige wenige Private, die ihre Fachstudien zu literarischen Anschaffungen nöthigen und wir sind mit unserm bücherliebenden wissenschaftlichen Publicum zustande. Einen ungleich größern Wirkungskreis und eigentlich die Hauptstütze ihrer Existenz finden unsere Buchhandlungen in der populären Literatur, unter welcher Bezeichnung wir übrigens beileibe nicht blos eine „Erprobte Anweisung, Mäuse zu vertilgen" oder ein „Bewährtes Mittel gegen Kahlköpfigkeit" und dergleichen Abhub verstanden wissen wollen. Vielmehr verstehen wir darunter das gesammte Mittelgut der Literatur, auch auf belletristischem, besonders aber auf wissenschaftlichem und technischem Gebiete. Schriften dieser Art können bei uns stets auf einen guten Absatz rechnen; ebenso auch Werke, die in Lieferungen erscheinen, wie die jetzt so beliebten Classikerausgaben. Auch Journale und Zeitschriften aller Art finden massenweise Eingang bei uns.

Ueberhaupt hat unser Buchhandel seit dem Jahre 1848 und vielleicht in noch höherm Grade seit Eröffnung der Semmeringbahn ein ganz anderes Gesicht bekommen; theils die steigende Leseluſt unserer Mittelclassen, theils auch die wachsende Intelligenz und Thätigkeit unserer Buchhändler hat ihm einen bedeutenden Aufschwung gegeben. Dennoch beschränkt er sich, einzelne namhafte Erscheinungen, wie z. B. die Weihnachtsspiele und Lieder des trefflichen Weinhold oder die Schriften des verstorbenen Welden abgerechnet, noch immer lediglich auf den Sortimentshandel, obwol es keinem Zweifel unterliegt, daß auch für ein Verlagsgeschäft, ausgestattet mit den erfoderlichen materiellen und geistigen Mitteln, sich hier ein ebenso großes wie fruchtbares Feld eröffnen würde. Der schon erwähnte Einfluß, welchen die Eröffnung der Semmeringbahn auf unsern Buchhandel ausgeübt hat, beweist aufs neue, wie eng wir zu Deutschland gehören und daß es nur eines erleichterten und beschleunigten Verkehrs mit dem großen Mutterlande bedarf, um dies Gefühl der Zusammengehörigkeit immer mehr in uns zu erwecken und ihm immer glücklichere Früchte abzugewinnen. Unsere Lage vor Eröffnung jener Bahn war in der That die ungünstigste die sich denken läßt, namentlich was unsere Beziehungen zu Deutschland anbetraf. Von Süden und Westen her haben wir, wie ein Blick auf die Karte zeigt, für unsere Interessen nichts zu erwarten, es wären denn Angriffe und Verdächtigungen. Gegen Norden und Westen aber schlossen uns die Alpen gegen Deutschland ab und so lebten wir denn in unsern stillen Gebirgsthälern, in welche die Nachrichten über Das, was „draußen im Reich" passirte, regelmäßig erst ankamen, wenn sie

längſt veraltet waren, gleichwie auf einer Inſel dahin, ſtill und friedlich, aber ohne geiſtige Erregung und ohne Zuſammenhang mit der Geſchichte oder doch wenigſtens ohne Bewußtſein dieſes Zuſammenhangs. Der einzige Kanal, durch den wir dazumal mit Deutſchland in Verbindung ſtanden, war Wien — nun, und daß dieſer, zumal unter den frühern Verhältniſſen, nicht eben geeignet war, unſer Deutſchthum ſehr zu befördern und zu kräftigen, das werden Sie mir vermuthlich glauben, auch ohne ſpecielle Beweiſe dafür zu verlangen. Die nothwendige Folge dieſer Abſonderung, die freilich mehr oder minder in ſämmtlichen Kronländern des damaligen Oeſtreich ſtattfand, war ein gewiſſer Particularismus, eine gewiſſe provinzielle Beſchränktheit, deren Spuren ſich auch jetzt noch nur allzu häufig erkennen laſſen, namentlich in der Literatur unſerer Kronländer. Denn noch immer ſind hier nur einzelne wenige Männer, die öffentlich aufzutreten wagen, und dieſe ſind dann in der Regel mit den Intereſſen der Parteiungen ihres engern Vaterlandes ſo innig verwachſen, daß es ihnen ſelbſt beim beſten Willen faſt unmöglich fällt, ihren Blick über die nächſte Umgebung hinaus zu erheben. Je enger dieſe Umgebung und je kleiner mithin das Geſichtsfeld, um ſo einſeitiger natürlich die Anſchauungen, um ſo verkehrter die Urtheile und Aeußerungen.

Mit der Eröffnung der Semmeringbahn hat ſich das Alles nun weſentlich geändert, und auch wo die Aenderung noch nicht in die Augen fällt, da iſt doch wenigſtens die Wurzel des Uebels hinweggeräumt. Die Eiſenbahn bewegt nicht nur die Leiber mit Windeseile, auch die Geiſter bringt ſie in Bewegung; mit dem erſten gellenden Pfiff der Locomotive, der unſere ſtillen Thäler durchtönte, kamen über den Semmering auch die Keime neuer Ideen, der Same eines neuen friſchen Lebens wurde ausgeſtreut. Wenige Jahre haben hingereicht, dieſe Keime zu fröhlichem Wachsthum zu entwickeln; unſere Landeshauptſtadt vergrößert ſich von Jahr zu Jahr, Handel und Gewerbe blühen, die Schätze unſerer Berge treten immer ergiebiger zutage, während zugleich die großartigſten Veranſtaltungen getroffen werden, dieſe nur ſo wenig benutzten Quellen des Nationalwohlſtandes in immer größerm Maße aufzuſchließen und zu verwerthen. Ueber dieſe faſt wunderbaren Fortſchritte, welche Handel und Induſtrie bei uns gemacht, ſowie über die Rieſenarbeiten, welche die bisher ſchlummernden Kräfte der Nation bei uns und in den Nachbarländern bereits ausgeführt haben und noch ausführen werden, behalte ich mir vor, Ihnen gelegentlich etwas Genaueres zu berichten; einſtweilen wollen wir uns der Hoffnung hingeben, daß dieſer rieſenhaften materiellen Entwickelung auch ein eben ſolcher geiſtiger Fortſchritt zur Seite gehen werde, ein Fortſchritt, von dem wir ſchon jetzt die Morgenröthe verheißend heraufſteigen ſehen.

Aus Oldenburg.

Mai 1857.

Dt. „Es ſind die beſten Mädchen, von denen man am wenigſten ſpricht" ſagt ein altes Sprichwort. Läßt ſich dies auch von Städten ſagen, ſo wird Oldenburg bald eine der beſten Städte Deutſchlands ſein. Denn ſeit dem Decennium, daß Th. von Kobbe geſtorben, A. Stahr, von Gall, K. A. Mayer von hier fortgezogen ſind, Julius Moſen aber durch ein unheilbares Leiden der Literatur, wie es ſcheint, für immer entzogen iſt, lebt hier Nie-

mand mehr, der es verſucht, unſerer Stadt nach außen hin Anerkennung zu verſchaffen und ſo wird Oldenburg denn im großen Vaterlande bald wieder ebenſo unbekannt ſein, wie es vor der Periode war, als dieſe Männer hier gemeinſchaftlich lebten und wirkten. Das Leben in einer kleinen Stadt gleicht dem in einer großen Familie; wie Niemand ſich gern entſchließt, Familienangelegenheiten vor die Oeffentlichkeit zu bringen, ſo kann auch der Oldenburger nicht leicht die Scheu überwinden, mit Angelegenheiten, welche ſeine Stadt betreffen, an die Oeffentlichkeit zu treten. Und doch fehlt es uns, wie der ſoeben erſchienene Jahresbericht des hieſigen Literariſch-Geſelligen Vereins beweiſt, keineswegs an Kräften und Federn, die einer derartigen Aufgabe gewachſen wären. Im Gegentheil, es begegnen uns unter den Mitgliedern des ebengenannten Vereins Namen, die auch außerhalb der engen Grenzen unſers kleinen Heimatlandes einen guten Klang haben, wie ja auch manche der dort zuerſt vorgetragenen Arbeiten ſich auch auswärts Anerkennung erworben haben. A. Stahr war es, der vor 17 Jahren, da er hier als Conrector des Gymnaſiums wirkte, dieſen Verein gründete, der ſich bisjetzt, trotz mancher Ungunſt der Zeiten, ununterbrochen erhalten hat. Der Verein, der ſich alle 14 Tage verſammelt, umſchließt Männer aus den verſchiedenſten Lebenskreiſen und den verſchiedenſten Berufsarten. Der Reihe nach muß jedes Mitglied einen Vortrag eigener Arbeit halten, alſo ein Stück eigenen Lebens und Schaffens, Denkens und Empfindens dem Kreiſe der Freunde darbringen. Da nun die Arbeiten den mannichfaltigſten Gebieten menſchlichen Treibens und Wiſſens entſpringen, ſo wird durch ſie eine allſeitige Bildung ungemein gefördert und dem Einzelnen ein Blick in die mannichfachſten und verſchiedenartigſten Gebiete des Wiſſens eröffnet. Ueberſchaut man die Thätigkeit des Vereins während der ganzen Dauer ſeines Beſtehens, ſo gewahrt man deutlich, welchen Einfluß die wechſelnden Strömungen der Zeit darauf ausübten. Zu Anfang der vierziger Jahre war die überwiegende Zahl der Arbeiten poetiſchen und äſthetiſchen Inhalts; auch hiſtoriſche Betrachtungen, Erinnerungen aus eigenem und fremdem Leben kamen häufig vor. Als die Zeit dann immer ernſter wurde, trat die Poeſie in den Hintergrund, um der Behandlung praktiſcher, namentlich ſocialer Fragen Raum zu machen. Im letzten Luſtrum endlich nahmen die naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten, die früher nur ſehr vereinzelt erſchienen, die vornehmſte Stelle ein.

In ſeiner poetiſchen Jugendzeit gab der Literariſche Verein Veranlaſſung zur Gründung eines Kunſtvereins. Es war wahrlich keine leichte Aufgabe, in einer kleinen Stadt, in welcher der Sinn für bildende Künſte bis dahin vollkommen geſchlummert hatte und die dabei von der großen Verkehrsſtraße ſo entlegen iſt, ein Inſtitut der Art ins Leben zu rufen und nur der reinſten Hingabe und dem unermüdlichſten Eifer konnte die Löſung gelingen. Augenblicklich haben wir hier eine Ausſtellung von ein paar hundert Bildern und darunter viele Werke von Künſtlern erſter Größe. Auch wird die Ausſtellung vom Publicum mit großem Intereſſe beſucht; in allen Kreiſen der Geſellſchaft bildet ſie den vornehmſten Gegenſtand der Unterhaltung, ſelbſt in den Vereinen ernſter Geſchäftsmänner, in denen ſonſt nur von Politik, Actienunternehmungen und dgl. die Rede iſt, geben ſie den Stoff zum Geſpräch. Und zwar geſchieht dies Alles nicht, weil es ſo Modeſache, ſondern weil ein wahres und lebhaftes Intereſſe für die bildende Kunſt bei uns

erwacht ist. Soweit freilich, aus den Bewunderern auch Käufer zu werben, geht dies Interesse noch nicht. Zwar fehlt es nicht ganz an Käufern, so zahlreich jedoch, als man bei der Wohlhabenheit von Stadt und Land sowie bei der Lebhaftigkeit der Theilnahme erwarten sollte, sind dieselben nicht, zumal wenn man dabei erwägt, daß wir hier im Norden, durch unser ungünstiges Klima vorzugsweise auf ein gemüthliches Leben im Hause hingewiesen, viel mehr Werth auf eine comfortable, selbst luxuriöse häusliche Einrichtung legen wie in andern Theilen Deutschlands. Ihr Geld in gewichtigem Silbergeräthe, in kostbaren Teppichen und Möbeln anzulegen, finden unsere Reichen ganz in der Ordnung; aber daß sie mit demselben Gelde ein gutes Bild erwerben könnten, das ihnen und ihren Erben auf lange Jahre hinaus eine reiche Quelle von Genuß und Anregung darbieten würde, das scheint der Mehrzahl von ihnen bisjetzt noch nicht einzufallen....

Ich erwähnte vorhin unsers Literarischen Vereins; dies erinnert mich an einen großen Verlust, der demselben in den nächsten Tagen bevorsteht, indem der Medicinalrath Dr. Beneke seine bisherige Stellung als Leibarzt unsers Großherzogs aufgibt, um während des Sommers als Badearzt in Nauheim und während des Wintersemesters als Docent in Marburg zu wirken. Beneke ist nicht allein durch seine wissenschaftlichen physiologisch-chemischen Arbeiten den Fachmännern und Aerzten ehrenvoll bekannt, sondern auch in weitern Kreisen ist sein Name nicht mehr fremd durch seine „Physiologischen Vorlesungen für Freunde der Naturwissenschaften", die zur Zeit ihres Erscheinens auch im „Deutschen Museum" eine sehr anerkennende Besprechung fanden. Die Stadt Oldenburg verliert in Beneke eine ihrer schönsten Zierden; denn noch haben wir an Männern, die ein ausgezeichnetes Fachwissen mit allseitiger Bildung verbinden, hier keinen Ueberfluß. Am härtesten aber wird durch seinen Abgang der Literarische Verein getroffen. Gerade in dem Zeitabschnitte, als Beneke in denselben eintrat, war der Verein in Gefahr, aus Mangel an Theilnahme einzuschlummern. Bald jedoch gelang es seiner Anregung, den erlöschenden Funken zur lebhaften Flamme wiederanzufachen und wird sein Name deshalb in diesem Kreise in steter dankbarer Erinnerung bleiben.

Von der Wissenschaft zur Industrie ist ein heutzutage sehr gewöhnlicher Uebergang. Der Oldenburger ist der gerade Gegenfüßler des Yankee in Beziehung des Wettens und Wagens. Jede irgend weit aussehende Speculation ist ihm zuwider. Nach seinem Sprichwort: „Hebben (haben) is hebben, man (aber) krigen is de Kunst", ist er ein Feind jeder Unternehmung, bei der ein Theil des Vermögens gewagt wird. Es gab deshalb bis vor wenigen Jahren in unserm Lande, trotz der Wohlhabenheit desselben, fast gar keine größere industrielle Unternehmung, bei der irgendwie Gefahr war, beträchtliche Verluste zu erleiden. Die Sucht, durch Speculation schnell und auf mühelose Weise reich zu werden, die wie eine ansteckende Krankheit die ganze bewohnte Erde durchzieht, hat in der allerjüngsten Zeit auch hier Eingang gefunden und den bedenklichen Sinn der Oldenburger überwunden. Es wird diesen Augenblick hier eine große Baumwollenspinnerei erbaut und außerdem hat sich hier eine Actiengesellschaft mit bedeutendem Capital zur Errichtung eines Eisenwerks mitten in einem Torfmoor gebildet. Da diese Unternehmung darauf begründet ist, den Torf zum Hüttenbetrieb anzuwen-

den, so kann sie, wenn sie richtig gerechnet hat, für unser Land von großer Wichtigkeit werden. Wir haben hier nämlich ganze Quadratmeilen großer Flächen von Torfmoor, die zum großen Theil ungenutzt brachliegen, da der Torf, obwol er hier fast das einzige Brennmaterial bildet, doch wegen seines großen Gewichts und Umfangs nicht die Kosten tragen kann, die seine Verführung auf weite Entfernung erfodert. Lernen wir nun durch diese Unternehmung eine vortheilhafte Verwendung des Torfs kennen, so gewinnen unsere weiten, wüsten Torfmoore ungemein an Wichtigkeit und es wird dann sicher nicht lange dauern, daß dieser reiche Schatz von Brennstoff, mit dem wir hier bislang, wenn er nicht in der Nähe eines schiffbaren Wassers oder bewohnter Gegenden sich befindet, so gut wie gar nichts anzufangen wußten, eine wahre Quelle des Reichthums für unser Ländchen werden wird. Außerdem sind hier seit kurzem mehre im Verhältniß zu der Kleinheit unsers Landes großartige Rhedereigesellschaften entstanden; es betheiligen sich an denselben viel mehr die Bewohner der Stadt als die eigentliche maritime Bevölkerung. Diese zieht es weit vor, auf eigene Hand zu rhedern, als sich an Unternehmungen zu betheiligen, bei denen sie nicht selbst, wie es im Sprichwort heißt, „alle Ennens in de Hand hett". Rhederei und Schiffsbau haben hier im Lande schon seit langer Zeit geblüht. Es ist aber auch keine industrielle Unternehmung, die hier an der Meeresküste naturwüchsiger wäre wie diese. Unser Reichthum an schwerem Holz und gleichzeitig der kräftige, ruhige Menschenschlag des Landes, der sich wegen seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit zum Seemannsleben ganz vorzüglich eignet, haben schon früh auf diese Gewerbe hingeführt. Alljährlich entstehen hier neue „Hellgen", so nennt man bei uns die Schiffswerfte, und dem entsprechend wächst die Zahl der alljährlich hier neu gebauten Seeschiffe in sehr bedeutendem Maße. Schiffe, die vor zehn Jahren noch für sehr groß galten, hält man jetzt für winzig, und in allen Häfen der Erde weht die oldenburgische Flagge. Die Zahl der jungen Leute, die sich dem Seemannsleben widmen, nimmt ebenfalls mit jedem Jahre zu, und längst würden hier im Lande die zur Pflege des Ackerbaus nöthigen Hände fehlen, wenn nicht die benachbarten hannoverschen, preußischen und lippeschen Landstriche alljährlich uns eine Menge von Arbeitskräften zukommen ließen. In der letzten Zeit sind auch Söhne aus den bessern Familien Seeleute geworden, was bislang nicht Sitte war. In der That verspricht kein anderer Beruf in der Gegenwart dem jungen Manne rascher und sicherer eine selbständige Lebensstellung wie dieser; denn die guten Schiffscapitäne werden sehr gesucht und gut bezahlt.

Der vorsichtige, bedächtige Sinn der Oldenburger, der sich in seinem Sprichwort „Besinnen is dat Beste annen Minschen" scharf ausspricht, hat unser Land in der letzten Zeit vor großen Schrecken bewahrt. Das Verbot der Circulation auswärtiger Banknoten in Preußen, das manche unserer Nachbarstaaten so schwer trifft, berührt uns gar nicht. So mannichfach auch von vielen Seiten, namentlich aber von auswärtigen Geschäftsleuten, um die Concession zur Errichtung einer Bank mit der Befugniß der Notenemission am hiesigen Orte nachgesucht wurde, sie wurde nicht bewilligt.

Doch genug jetzt der materiellen Dinge; lassen Sie mich noch einen Augenblick zur Kunst zurückkehren. Da unser Theater, seit es aufgehört hat, Hofbühne zu sein, viel weniger Theilnahme verdient und findet wie

früher, so nahmen wir hier Emil Palleske, als er im Beginn dieses Frühjahrs eine Reihe dramatischer Vorlesungen hielt, mit steigendem Enthusiasmus auf. Hr. Palleske verbindet mit einem tiefen innigen Verständniß der Dichtung alle äußern Mittel, welche die schwierige Aufgabe, größere dramatische Werke zum Verständniß seiner Zuhörer zu bringen, erfodert; er hat ein klangvolles, biegsames Organ, das er, wie ein Virtuose sein Instrument, in der vollkommensten Gewalt hat. Auch hielt er sich frei von allen komödiantenhaften Manieren und vermeidet so einen der widerwärtigsten Fehler, in den andere Vorleser so häufig verfallen. Wenn er dabei hier und da eine Stelle anders auffaßt und wiedergibt, als sie bis dahin allgemein aufgefaßt wurde, so dürfen wir ihm auch daraus keinen Vorwurf machen; einem Manne wie Palleske, der das Studium der dramatischen Meisterwerke zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, steht das Recht zu, eine eigene Meinung zu haben.

Aus Prag.

Anfang Mai 1857.

y. Zweierlei besonders ist, was dem Fremden, der unsere alte Moldaustadt zum ersten male sieht, aufzufallen pflegt und zwar in höchst angenehmer Weise: erstlich die Schönheit der Lage, deren Prag sich erfreut und in Betreff deren sie vielleicht in ganz Deutschland nur von Heidelberg übertroffen wird — und zweitens das großstädtische Leben und Treiben, das sich sowol auf unsern Straßen und Plätzen wie in den öffentlichen Vergnügungsorten kundgibt und das unserer Stadt den Vorrang vor mancher deutschen Residenzstadt sichert. Gewöhnlich begnügt man sich, diesen großstädtischen Charakter unserer Stadt nur aus äußern Umständen zu erklären, als da sind die beträchtliche und von Jahr zu Jahr wachsende Zahl der Einwohner, die Menge der Verkehrsmittel, der Aufschwung, welchen die böhmische Industrie und mit ihr auch der Wohlstand des Landes genommen hat und der denn seine segensreichen Folgen natürlich in der Hauptstadt der Provinz, der zweiten Stadt des Kaiserreichs, am deutlichsten äußert ꝛc. Allerdings ist es richtig, daß Prag auch in äußerer Hinsicht sich außerordentlich gehoben hat; die Eisenbahnen, die sich hier kreuzen, haben der Stadt schon jetzt die wesentlichsten Vortheile gebracht und dieselben werden sich noch bei weitem steigern, sobald die Moldauschiffahrt geregelt, das Eisenbahnnetz, das unsere Provinz durchzieht, ausgebaut und namentlich die Böhmische Westbahn vollendet sein wird. Prag wird alsdann eine der ersten Stellen einnehmen unter den am günstigsten belegenen Städten von ganz Deutschland, indem nämlich die beiden größten Schienenwege von Europa, von der Ostsee an das Schwarze Meer und von Moskau nach Paris und dem Mittelmeer, sich hier kreuzen werden.

Indessen so glänzend diese Vortheile auch sind, so reichen sie, wie gesagt, doch nicht aus, die großstädtische Physiognomie, die unsere Stadt trägt und die sich neuerdings in immer freiern und kräftigern Zügen entwickelt, zu erklären. Der wahre und eigentliche Grund dieser Erscheinung liegt bei weitem tiefer, an einem Punkt, wo vermuthlich die Wenigsten ihn suchen würdn: nämlich in unsern nationalen Verhältnissen. Damit, wie ich sehr

wohl weiß, spreche ich etwas aus, was der üblichen Ansicht, wie dieselbe von Touristen und Correspondenten verbreitet wird, schnurstracks entgegenläuft. Die Mischung der Nationalitäten, die unserer Stadt ein so eigenthümliches Gepräge verleiht, gilt bei vielen Beurtheilern vielmehr als der Krebsschaden, der an unserer Blüte nagt oder doch wenigstens als der Klotz am Bein, der uns verhindert, in dem Maße fortzuschreiten, wie unter andern Umständen geschehen könnte und würde.

Allein so verbreitet dieses Urtheil auch ist, so beruht es doch nur auf einer einseitigen und oberflächlichen Kenntniß unserer Zustände; wer gründlicher prüft und genauer beobachtet, der überzeugt sich bald, daß im Gegentheil gerade in diesen vielgescholtenen Nationalverhältnissen das wahre Fundament unsers Wachsthums liegt. Ueberall, wo zwei Nationalitäten neben- und durcheinander wohnen, wie es bei uns mit der deutschen und czechischen der Fall ist, tritt nothwendig auch eine gewisse Rivalität ein; der Rivalität aber folgt die Concurrenz auf dem Fuße und Concurrenz ist und bleibt ja die erste Stufe auf der Leiter wirthschaftlicher Entwickelung. Bei uns hat sie diese ihre wohlthätige Macht im reichsten Maße bewährt. Die Blüte, zu welcher Prag als Großstadt gelangt ist, muß zum großen Theil als die Frucht der Concurrenz zwischen Czechenthum und Deutschthum betrachtet werden. Diese Concurrenz hat nichts Gehässiges, nicht Feindseliges mehr; die Zeiten, wo Deutsche und Böhmen sich als unversöhnliche Feinde gegenüberstanden, sind vorüber, sie ringen noch miteinander, aber nur noch mit den Waffen des Fortschritts und der Bildung und nur um Preise, welche beiden zugute kommen. Bei allen industriellen, literarischen und künstlerischen Unternehmungen, die neuerlich bei uns auftauchen, sehen wir Deutsche und Czechen gleichmäßig betheiligt. So besonders bei dem Bau der böhmischen Privatbahnen, einem höchst wichtigen Unternehmen, nicht blos in industrieller und mercantiler, sondern namentlich auch in nationaler Hinsicht, indem durch diese Eisenbahnen die geographischen Grenzen, welche bisher noch die czechische Bevölkerung Böhmens von der deutschen trennten, mehr und mehr verwischt und somit die letzten Reste der alten unheilvollen Spaltung werden hinweggeräumt werden. Selbst bei reinnationalen Unternehmungen, wie z. B. bei dem Project eines czechischen Nationaltheaters, das freilich nur sehr langsam zu reifen scheint, reichen sich beide Nationalitäten hülfreich die Hand. Den Erscheinungen der czechischen Literatur wird von Seiten der deutschen Presse dieselbe Aufmerksamkeit zugewandt wie den deutschen von der czechischen. Auf der Universität sind beide durch eigene Lehrkanzeln vertreten; eine Anzahl von Lehrgegenständen wird gleichzeitig in deutscher und czechischer Sprache vorgetragen. Freilich ist diese Zahl nicht groß, sondern im Gegentheil sehr klein: doch steht sie im richtigen Verhältnisse zu dem Bedürfniß. Auf gelehrtem, namentlich auf historischem Gebiete geben die gemeinschaftlichen Quellenarbeiten der Professoren Höfler und Schafarik ein beachtenswerthes Zeugniß von dem Zusammenwirken der Nationalitäten. Auch der Regierung darf man das Lob nicht versagen, daß sie in Behandlung der Nationalitäten ebenso viel praktischen Takt wie höhere staatsmännische Einsicht beweist; wo irgendein wirkliches nationales Bedürfniß ihren Schutz oder ihre Mitwirkung erfodert, gewährt sie dieselbe bereitwillig und mit größter Unparteilichkeit, ohne darum ihr Hauptziel, nämlich

die allmälige Beseitigung der nationalen Unterschiede überhaupt und ihre Verschmelzung zu einem großen Ganzen, aus dem Auge zu verlieren.

Leider nur, während so auf dem nationalen Gebiete eine Ruhe und Eintracht bei uns eingekehrt ist, die man noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten hätte, drohen auf einem andern nicht minder wichtigen die gefährlichsten Spaltungen auszubrechen. Das ist das confessionelle Gebiet. Die Saat, die mit dem Concordat ausgestreut worden, geht auf und zwar scheint der Boden Böhmens derjenige zu sein, in dem sie am raschesten und üppigsten gedeiht. Die Geschichte von der Judenvertreibung in Saaz, die soeben die Runde durch die deutschen Blätter macht, steht keineswegs allein; so unglaublich sie klingt, so ist sie doch nur die unvermeidliche Consequenz eines Systems, dem es bisjetzt nur an dem nöthigen Spielraum gefehlt hat, sich vollständig in seiner ganzen grellen Nacktheit zu entfalten. Und diesen Spielraum hat das Concordat geschaffen; mit welchem Eifer man ihn ausbeutet, das zeigt namentlich das Beispiel unserer Universität. Schon öfter ist das Gerücht aufgetaucht, als ob man damit umgehe, unsere Universität in eine exclusiv katholische umzuwandeln. Von sehr competenter Seite ist das Gerücht bisjetzt noch jedesmal Lügen gestraft worden; Schade nur, daß gewisse Facta vorliegen, die sich mit einem bloßen Dementi, auch wenn es mit noch soviel officiösem Pathos vorgetragen wird, nicht wegräumen lassen. Ein solches Factum z. B. ist es, daß kürzlich sämmtliche Mitglieder der Universität, Lehrer wie Schüler, eine amtliche Aufforderung erhalten haben, den sonntäglichen Gottesdienst bei dem katholischen Universitätsprediger regelmäßig zu besuchen. Ein Factum ist es ferner, daß der Cardinal-Fürsterzbischof von Schwarzenberg Universitätskanzler ist. Und auch Das ist ein Factum, daß mit dem eben begonnenen Semester der letzte Protestant aus dem philosophischen Lehrkörper ausschied: der bekannte Sprachforscher Schleicher, ein Mann, dem Oestreich den ersten Impuls zu sprachvergleichenden Studien verdankt und der mit Recht als eine Zierde unserer Hochschule galt. Hr. Schleicher, ein geborener Thüringer, folgte einem ehrenvollen Rufe nach Jena; ein weiteres Factum aber ist es, daß zu seinem Nachfolger Hr. Dr. Kelle ernannt wurde, ein Mann, dessen Richtung hinreichend durch das eine Factum charakterisirt ist, daß er zur Partei der ehemaligen kölner „Volkshalle" gehört hat, auch eine zeitlang Mitredacteur der Zeitschrift „Deutschland" gewesen ist. Auch die juridische Facultät hat ihren letzten Protestanten durch den beklagenswerthen Tod des Professors Chambon verloren; an seine Stelle ist der bekannte Romanist Brinz berufen worden. Da das Römische Recht an unserer Universttät noch zwei Vertreter außer Chambon hatte, so kann diese Berufung abermals als Beweis dienen, daß das Ministerium in der That kein Opfer scheut, den Kreis unserer akademischen Kräfte durch Männer des ersten Ranges immer mehr zu erweitern. Der Fehler dabei ist nur, daß alle diese Ernennungen und Berufungen im Sinne eines und desselben Systems erfolgen, eines Systems, das überhaupt von keiner Freiheit wissen will noch darf und dem daher auch die freie Entwickelung der Wissenschaft ein Gräuel ist, der mit aller Gewalt unterdrückt und ausgerottet werden muß. Freilich haben wir sogenannte Lehr- und Lernfreiheit, unsere Studenten können nach Belieben unter drei, vier Docenten wählen, die alle über denselben Gegenstand lesen. Allein da diese drei, vier Docenten

nur ebenſo viel Organe einer und derſelben Richtung ſind und da jeder von ihnen ſich nur immer ängſtlich in den vorgeſchriebenen Schranken des „Syſtems“ erhält, ſo ſieht man auch leicht ein, was es mit der geprieſenen Lernfreiheit unſerer Studirenden ſo eigentlich auffichhat.

Kann aber ſelbſt die Univerſität, dieſer wahre Herd der Wiſſenſchaft, ſich des ultramontanen Einfluſſes nicht erwehren, ſo iſt natürlich ein Inſtitut wie das Theater demſelben völlig preisgegeben. Kein Stück, das nur im entfernteſten an Kirche oder Geiſtlichkeit anſtreift, wird bei uns zur Aufführung zugelaſſen. In neueſter Zeit haben dies Schickſal Gutzkow's „Lorber und Myrte“, Brachvogel's „Adalbert vom Babanberg“ und andere gehabt. Aber auch ältere Stücke, darunter ſelbſt die Zierden unſerer claſſiſchen Bühne, müſſen es ſich gefallen laſſen, vom Rothſtift des geiſtlichen Cenſors durchackert zu werden. So iſt z. B. in Goethe's „Fauſt“ gleich die dritte Zeile: „Ach und leider auch Theologie“ geſtrichen; der „dicke Chineſe“, der bei uns in der Scene in Auerbach's Keller an Stelle des Doctor Luther tritt, machte ſchon vor einiger Zeit die Runde durch die Zeitungen. Wo in einem Stück ein Geiſtlicher vorkommt, wird ihm (naiv genug) „ein Hausfreund“ ſubſtituirt. In Schiller's „Don Carlos“ tritt an die Stelle des Domingo ein „Hausfreund“ Perez, während der Cardinal ganz wegbleibt; in „Wallenſtein's Lager“ wird der Kapuziner durch einen Eremiten erſetzt, und dergl. mehr.

Da ich ſomit einmal aufs Theater gekommen bin, ſo kann ich auch die Reihe genußreicher Abende nicht unerwähnt laſſen, welche Marie Seebach uns durch ihr längeres Gaſtſpiel verſchaffte. Der Beifall, den die Künſtlerin hier fand, war außerordentlich und doch nicht größer, als ſie ihn verdiente — nämlich wohlzumerken, ſo lange ſie in ſentimentalen und naiven Rollen auftrat. Daß ſie ſich dagegen durch ein falſches Ideal von Vielſeitigkeit verleiten läßt, neben ihrer unübertrefflich ſchönen Adrienne, ihrer hinreißenden Griſeldis in Rollen aufzutreten wie z. B. als Gamin im „Pariſer Tangenichts“, das iſt ein Fehlgriff, der uns ebenſo für ihr Talent fürchten läßt, als ihr fortwährendes Wanderleben. Die Kunſt braucht Ruhe, ſie bedarf der Vertiefung und Concentrirung; nur das Virtuoſenthum muß wandern, weil es, längere Zeit auf einem Platz, ſich allzu bald erſchöpft haben und in ſeiner innern Armuth erkannt ſein würde.

Notizen.

Durch den am 7. Mai erfolgten Tod des älteſten Bürgermeiſters der Freien Stadt Bremen Dr. Johann Smidt hat Deutſchland einen ſeiner thätigſten und verdienteſten Patrioten, Bremen ſelbſt aber ſozuſagen ſeinen zweiten Begründer verloren; wenigen Männern unſerer Zeit und namentlich wenig Deutſchen iſt es vergönnt geweſen, eine ſolange Reihe von Jahren hindurch ſo ſegensreich und in ſo großartigem Maßſtabe für das Wohl ihrer Mitbürger zu wirken, als „der alte Smidt“. 1773 zu Bremen, aus einem alten und angeſehenen dortigen Geſchlechte, geboren, widmete der Verewigte ſich in Jena dem Studium der Theologie. Es war damals die Blütezeit

der Universität Jena, namentlich übte Fichte eine hinreißende Gewalt auf die empfänglichen Geister der Jugend und auch Smidt fühlte sich bald aufs innigste von ihm gefesselt; er gehörte zu Fichte's treuesten und eifrigsten Schülern und gewiß irrt man nicht, wenn man die geistige Klarheit sowie die sittliche Energie, welche er späterhin in der Praxis des Staatslebens bewährte, zum großen Theil der philosophischen Schule zuschreibt, die er einst als Student in Jena unter Fichte durchgemacht. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, wurde Smidt bereits mit 27 Jahren zum Senator erwählt; es war das erste mal, daß ein Anderer als ein Rechtsgelehrter in den Senat gelangte. 1821 erfolgte seine Wahl zum lebenslänglichen Bürgermeister, als deren letzter (nach der neuen Verfassung Bremens werden die Bürgermeister nur immer auf vier Jahre gewählt) er nun heimgegangen ist, reichbeladen mit Ehren und Auszeichnungen und geehrt und geliebt von Allen, die sich dem immer thätigen, immer theilnehmenden Manne jemals nähern durften. Was er in dieser langen Zeit seiner Vaterstadt sowie überhaupt dem deutschen Vaterlande geleistet, ist in Aller Gedächtniß; wir erinnern hier nur an seine Thätigkeit während des Wiener Congresses sowie an die Gründung von Bremerhafen (1827—30), eine That von unberechenbarer Tragweite, durch die nicht nur der Handel Bremens in neuen Flor gebracht, sondern dem gesammten deutschen Verkehr ein neuer Aufschwung gegeben ward und deren Größe man erst recht ermißt, wenn man mit der Energie und dem Scharfsinn, welche dieser Bürgermeister einer freien Stadt dabei an den Tag legte, die Kurzsichtigkeit und Zaghaftigkeit vergleicht, die neuerdings bei ähnlichen Gelegenheiten von gewissen hochgeborenen Ministern großmächtiger Staaten bewiesen ward. — In München starb Johann Adam von Seuffert, früher Professor der Rechte zu Würzburg und königlich bairischer Appellationsrath, ein gelehrter Pandektist, dabei ein Mann von anerkanntem und bewährtem Freimuth und edelstem Charakter; in Wien Niklas Fürst, geboren in Dänemark 1779, aber seit langen Jahren als Schriftsteller in Wien ansässig, wo er bei der Redaction der „Wiener Zeitung" angestellt war; auch gab er verschiedene Gedichtsammlungen sowie zwei Bändchen „Briefe über die dänische Literatur" (1816) heraus, die jedoch den Ansprüchen der heutigen Wissenschaft längst nicht mehr genügen können.

Unter dem Titel „Preußische Jahrbücher" soll demnächst von Berlin aus ein neues journalistisches Unternehmen ins Leben treten, das sich selbst als Organ der constitutionellen und nationalen Partei bezeichnet, seine Absicht aber dahin ausspricht, gleichmäßig die Zahl der genannten Partei zu verstärken und den Boden ihrer künftigen Macht zu befestigen. Als das geeignetste Mittel dazu wird die Wahlverwandtschaft bezeichnet, die zwischen ihr und den gesündesten Elementen der gegenwärtigen deutschen Wissenschaft besteht. Als Herausgeber werden drei Herren Harkort, Milde, Molinari und Saucken-Julusfelde genannt, sämmtlich bekannte Mitglieder der parlamentarischen Opposition in Preußen, während man in Betreff der Mitarbeiter hauptsächlich auf Männer wie Häusser, Droißen, Duncker ꝛc. zu zählen scheint.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Bei R. L. Friderichs in Elberfeld erschien soeben:

Die

Schauspiele Calderon's

dargestellt und erläutert von

Fr. Wilh. Val. Schmidt.

Aus gedruckten und ungedruckten Papieren des Verfassers zusammengesetzt, ergänzt und herausgegeben von

Leopold Schmidt.

36 Bogen Lex.-Format. Preis brochirt 3 Thlr.

Shakspere's Werke.

Herausgegeben und erklärt von Dr. **N. Delius.**

(Englischer Text mit deutschen erklärenden Noten.)

III. Bandes 2. Stück: King Richard II. Preis 16 Sgr.

Lieder der Minnesinger

von

Karl Simrock.

24 Bogen Taschenformat. Aufs eleganteste ausgestattet und eingebunden in englisch Leinen mit Goldschnitt und reicher Vergoldung. Preis 2½ Thlr.

Brockhaus' Reise-Bibliothek:

Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

Preis 10 Sgr.

Eine neue humoristische Erzählung des beliebten Schriftstellers, die alle Freunde echten Humors ergötzen wird und eine besonders anziehende und unterhaltende Reiselectüre bildet, zumal darin „Reiseabenteuer" geschildert werden.

Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig.

Preis 10 Sgr.

Eine höchst interessante und spannende Schilderung der merkwürdigen Flucht Casanova's aus den Bleikammern zu Venedig, die allen Besuchern Venedigs willkommen sein wird, aber auch überhaupt als eine Erzählung, die man als ein Meisterstück in ihrer Art bezeichnen kann und die sich mit außerordentlicher Spannung liest, für Jedermann eine treffliche Reiselectüre bildet.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 24.** 11. Juni 1857.

Inhalt: Bogumil Dawiſon. Von **Rudolf Gottſchall.** — Wanderungen eines Juriſten in der Schweiz. Von **Eduard Ofenbrüggen.** IV. — Drei Gedichte. Von **Robert Prutz.** 1. Heimat. 2. Neue Gluten. 3. Erinnerung. — Literatur und Kunſt. Dramaturgiſche Literatur. (Baldamus, „Das deutſche Theater der Gegenwart".) — Correſpondenz. (Aus Breslau.) — Notizen. — Anzeigen.

Bogumil Dawiſon.

Von

Rudolf Gottſchall.

Das Gaſtſpiel des gefeierten Künſtlers in Breslau, wenn es auch bei weitem nicht den Kreis ſeiner bedeutenden Glanzrollen erſchöpfte und leider! durch eine plötzliche und gefährliche Erkrankung vor ſeinem vollſtändigen Abſchluſſe abgebrochen wurde, gibt uns, zuſammen mit den Erinnerungen an einzelne Leiſtungen in Hamburg und Dresden, wol einen Maßſtab an die Hand, die Bedeutung und Richtung ſeines Genius zu würdigen. Wir dürfen nicht erſt hinzufügen, daß ſein breslauer Gaſtſpiel in jeder Beziehung vom glänzendſten Erfolge gekrönt war und daß die Phantaſien einiger Zeitungscorreſpondenten von „leeren Häuſern" bei dem faſt immer geräumten Orcheſter nur durch einen krankhaften horror vacui zu erklären ſind.

Wer iſt heutzutage nicht mistrauiſch gegen den Ruhm der dramatiſchen Künſtler? Wer weiß nicht, wie ſich in dieſem „tintekleckſenden Säculum" der Ruhm in höchſt induſtrieller Weiſe fabriciren läßt? Wer kennt nicht die wohlfeilen Lorbern der Theaterblätter? Schon Alexander wünſchte ſich einen Hanno! Die Alexander der Bühne finden hundert Rhapſoden, deren Begeiſterung ſich taxiren und erkaufen läßt. Man behauptet, daß berühmte Künſtler ſich aufs genaueſte nachrechnen können, wieviel ihr Renommée ihnen koſtet, und daß dieſer Subtrahendus

ihr Budget oft in bedenklicher Weiſe durchlöchert. Es iſt Thatſache, daß einzelne Theaterkritiker numerirte Schubladen des Lobes haben, die nur nach der Bezahlung der beſtimmten Taxe aufgezogen werden. Die Superlative und die Ausdrücke der hingebendſten Verzückung ſind natürlich am theuerſten. „Außerordentlich, unübertrefflich, genial u. ſ. w.“ kommen nur für Gold zutage und bleiben ſchon bei Silber in der Feder ſtecken. Wehe aber den Talenten, welche dieſe feile Kritik ignoriren! Ihnen wird ein Mühlſtein angehängt und ſie werden erſäuft im Meere wo es am tiefſten iſt! Am wunderbarſten und kühnſten aber ſind die Uebergänge dieſer Kritik von der Verdammniß zur Vergötterung, wenn irgendein geläſterter Künſtler ſich entſchließt, den Läſterer endlich zu bezahlen und bei ihm einen goldenen Rahmen für ſein Bild zu beſtellen. Da ſtößt der Kritiker raſcher als das Rennthier im Frühjahr ſeine Hörner ab, häutet ſich mit unglaublicher Naivetät! Das Heute ſchlägt das Geſtern ſo raſch todt, daß das Publicum kaum zur Beſinnung kommen kann über dieſe unbegreifliche Bekehrung. Denn das Publicum iſt noch immer ſo gutmüthig, nicht zu wiſſen, welches Licht von Damascus blitzartig einen Saulus in einen Paulus verwandelt. Bei dieſer leider nicht übertriebenen Beſtechlichkeit zahlreicher Theaterkritiker darf man ſich nicht wundern, wenn die Garricks in Deutſchland wie die Pilze aus der Erde ſchießen, d. h. in den Theaterblättern, wo faſt jede Nummer den Lebensabriß und das Charakterbild einer neuen Berühmtheit erſten Ranges enthält, von welcher in demſelben Tone geſprochen wird, den Rötſcher in der Charakteriſtik Seydelmann's anſchlägt. Wie ſoll das Publicum ſich in dieſem Labyrinth orientiren, das echte Genie ſich Bahn brechen durch dies Gedränge von Concurrenten? Nicht minder ungünſtig für wahrhaft hervorragende Talente iſt das Hätſcheln der Mittelmäßigkeit, das ſich auch die unbeſtechliche Kritik in Kunſt und Literatur heutzutage zuſchulden kommen läßt, ſchon um einen langen Schweif ergebener Clientſchaft zu gewinnen. Wir haben ein mildes, unparteiiſches Urtheil ſelbſt ſtets befürwortet und ausgeübt — aber der Kritiker muß auf ſeiner Palette andere Farben haben, wenn er ein Genie, andere, wenn er einen formgewandten Dilettanten charakteriſirt. Wer Alles in einen Topf zuſammenrührt, nicht volltönendes Lob für den Genius hat, ohne Begeiſterung von ihm ſpricht, an ihm in derſelben kleinlichen Weiſe herummäkelt, mit der er irgendeinem Talentchen die Federchen aus den Haaren bläſt — der hilft nur den Geſchmack des Publicums verwirren, die Unſicherheit des Urtheils vermehren, und trägt dazu bei, Kunſt und Literatur auf ein Niveau herabzudrücken, das ſeinem Standpunkt vielleicht entſpricht, aber ihrer Entwickelung nicht förderlich iſt.

Dieſe Bemerkungen haben wir vorausgeſchickt, nur um an ſie anzuknüpfen, daß Dawiſon's Ruhm keiner löſchpapierenen Folie bedarf, daß er

ein wahrhaft großer und bedeutender Künstler ist, dessen Leistungen man zuerst bewundern muß, ehe man ihre Bedeutung kritisch secirt. Und wer auch Lessing's Ausspruch in seiner „Dramaturgie", daß die Schauspielkunst keine bestimmten Regeln habe, nicht unterschreibt: der wird doch zugeben, daß eine mächtige, allgemein erschütternde Wirkung darstellender Kunst keiner dramaturgischen Legitimation braucht und daß die mäkelnde Kritik vor ihr verstummen muß. Wie der Dichter steht der geniale Schauspieler unter der Gewalt höherer Inspiration; das Beste, was er leistet, ist ihr Werk; sie erst erfüllt den besonnen angelegten Charakter mit höherer Energie und gibt ihm die innere Freiheit; sie erst elektrisirt mit zündender Kraft die Gemüther. Und wie sehr versteht dies Dawison! Er weiß zu rühren, zu erschüttern, gewaltig hinzureißen, jene großen Wirkungen hervorzubringen, welche der tragischen Dichtung erst ihre volle Macht über das Gemüth des Menschen verschaffen. In diesem Mark, diesem Nerv der Darstellung offenbart sich eben das Genie, das Genie von Gottes Gnaden, das sich in seinem innersten Kern als imponderable ausweist, das sich wol auflösen läßt in seine Bestandtheile, dessen höhere Einheit aber über die kritische Analyse erhaben ist. Dies Siegel ursprünglicher Begabung ist allen Leistungen Dawison's aufgedrückt und erst nach dieser unbedingten Anerkennung kann die Kritik ans Werk gehen, das Eigenthümliche seiner darstellenden Kraft zu erforschen.

Das Spiel Dawison's ist vor allem naturwahr und wenn auch die bloße Nachahmung der Natur nicht das höchste Ziel der Kunst, auch nicht der darstellenden Kunst ist, so ist doch Naturtreue die nothwendige Unterlage für jeden idealen Aufschwung, wenn er nicht in den Wolken vernebeln soll. Gerade auf der Bühne ist der Kothurngang so gefährlich und auf der andern Seite nichts schwieriger, als ein einfaches naturgemäßes Behaben zum Untergrunde des dramatischen Gemäldes zu machen. Wir haben sehr viele Schauspieler, die eine rhetorische Stelle mit genügender Declamation vortragen können, aber wenige, welche verstehen, sich zwanglos hinzulegen oder das Gähnen, das ihr monotones Pathos beim Publicum hervorruft, ihm mit erträglicher Wahrheit auf der Bühne nachzumachen. Das sind anscheinend Nebensachen; aber sie können, wenn die Kunst des Darstellers es versteht, sie unter die Beleuchtung der verschiedenen Stimmungen zu rücken, dem Charakter und der Situation anzupassen, von großer Wirkung werden. In der That, wenn Dawison als Hans Jürge im Sonnenschein am Brunnen einschläft oder als Richard III. unter den Schaudern des Weltgerichts — so macht dieser natürliche Act, den Dawison an und für sich mit seltener Ungezwungenheit und Wahrheit vorführt, den verschiedenartigsten Eindruck. Dort ein bösartiger Paria, in dem der gute Funken schläft,

das Stiefkind der Natur, das ſich auf einen Augenblick mit Behagen in ihrem Sonnenſchein wärmen will; hier ein Despot am Vorabend der blutigen Entſcheidung, in dem ſich das Gewiſſen lebendiger regt und den bereits im voraus die Geſpenſter der Träume ſchrecken — welch eine verſchiedenartige Beleuchtung, welch ein Farbenreichthum innerſten charaktervollen Lebens, der über den einfachen Act ausſtrömen muß! Aber daß Dawiſon als Grundlage ſeine Einfachheit und Naturgemäßheit feſthält, daß er ihn ſelbſt mit größter Anſchaulichkeit ausmalt, daß er uns den natürlichen Menſchen zeigt und auf ihm erſt das geiſtige Bild des hiſtoriſchen aufträgt: das unterſcheidet dieſen Künſtler von ſeinen meiſten Collegen, welche bei großen pathetiſchen Charakteren „naturam furca expellunt“ und ſich von ihrer declamatoriſchen Höhe ſelten zu jenen irdiſchen Menſchlichkeiten herablaſſen. Aber gerade dieſe kleinern Züge erhellen das große Bild; ſie erwecken in uns das volle Vertrauen, daß auch der Künſtler, wo er in die Tiefen entfeſſelter Leidenſchaft ſteigt oder die weitreichenden Beſtrebungen weltgeſchichtlicher Charaktere darſtellt, nimmer die Grenzlinien überſchreiten wird, welche die Natur auch im Gebiet des Schönen feſtgeſteckt.

Dieſer Vorzug wird ſich nun auch in der Declamation nicht verleugnen. Die Declamation ſoll dem Charakter dienen und ihn nicht beherrſchen; ſie iſt Mittel, nicht Zweck. Zum Zweck aber wird ſie, wenn der Darſteller in eine Wortmalerei verfällt, welche vor übermäßigen Nuancirungen des Ausdrucks nicht dazukommt, den Charakter ſelbſt plaſtiſch feſtzuhalten. Ebenſo ſchlimm iſt die Verflüchtigung in eine kokette Lyrik, ein Schweben und Wiegen im melodiſchen Tonfall des Dichters — und jemehr der Poet dazu ſelbſt zu verführen ſcheint, deſto wirkſamer iſt das Entgegenſtemmen des Darſtellers, der jenem durch das Hervorkehren der charakteriſtiſchen Pointen den größten Dienſt erweiſt, da die Schönheit der Verſe von ſelbſt durch ihren eigenen Zauber wirkt. Von jeder declamatoriſchen Manier iſt Dawiſon vollkommen frei — er declamirt nicht, er ſpricht und zeigt, daß man der Begeiſterung der Dichter auch ohne Cadenzen und Triller gerecht werden kann. Dieſe Vorzüge alle ſcheinen zunächſt mehr negativer Art, und es bleibt die Frage, wodurch Dawiſon die außerordentlichen Wirkungen hervorruft, die ſeine Leiſtungen begleiten.

Dawiſon iſt ein Pole, vom Hauſe aus der deutſchen Sprache unkundig. Durch eine harte Lebensſchule, durch eine Reihe bitterer Erfahrungen, die heutzutage keinem Roscius erſpart werden, mußte er hindurchſchreiten, ehe er nur auf der deutſchen Bühne feſten Fuß gewinnen konnte. Sein Dialekt, ſein Organ, das in den höhern Tonlagen nicht ſo kräftig iſt wie in der Tiefe — Alles legte ihm Schwierigkeiten in den Weg, über welche er mit der Ausdauer des Demoſthenes den Sieg

davongetragen. Sein Lebensgang legt daher Zeugniß ab für eine außerordentliche Energie des Charakters, in welcher wir auch in der That das Lebensprincip seiner darstellenden Kunst finden.

Diese Energie, zusammen mit geistiger Schärfe, gibt schon bei der Auffassung der Rollen dem Künstler jenen kühnen Griff, der die Einheit einer Persönlichkeit erfaßt. Dawison sucht immer zuerst diesen innersten Quellpunkt des Charakters, den Darsteller von geringerer Energie im Hin- und Hertappen verfehlen. Scharfen, kräftigen Geistern sind jene kühnen Griffe eigen, welche begabten, aber von schwankenden Gefühlen geleiteten Naturen selten gelingen. Schöpferische Originalität der Auffassung, das ist eine bedeutende Ziffer in der Summe der Dawison'schen Vorzüge. Er gibt keine nachahmenden, an irgendein Vorbild angelehnten, keine aus gelehrten Noten und Entwickelungen zusammengelesenen Rollen — Alles was er schafft ist frisch, neu, organisch aus einem ursprünglichen Kern entfaltet. Dies hat doppelten Werth in einer Zeit wie die unserige, in welcher die Tradition so mächtig ist. Dawison ist in seinen Auffassungen ein revolutionärer Schauspieler, ein kühner Interpret der Dichter, der ihren Gestalten oft von ganz neuem Standpunkte aus ein warmes Leben einhaucht.

Dieselbe Energie gibt dem Künstler den eigenen Fleiß, ohne den sich einmal keine Gipfel erklimmen lassen. Hat er in der vollkommenen Aneignung fremder Sprachen — denn er spricht das Französische ebenso gut wie das Deutsche — die bedeutendste Probe dieses Fleißes abgelegt: so spricht auch jede seiner Rollen für das eifrige Studium, das er ihr zugewendet. Da ist Alles bis auf den kleinsten Zug, das kleinste Wort sorgfältig ausgearbeitet; es hat Alles sein eigenes Gewicht und seinen Bezug auf das Ganze. Aber wo bleibt bei solcher mühseligen Durchdringung die göttliche Inspiration? werden die zahlreichen Anhänger des romantischen Geniecultus auch in der Schauspielkunst ausrufen, welche vom Darsteller verlangen, daß er jeden Tag seine Rolle anders spiele und immer neue Improvisationen aus den Aermeln schüttle. Diese Inspiration ist nur ein wilder bacchantischer Taumel mit vielleicht hier und dort aufzuckenden Genieblitzen, wenn die vollständige geistige Beherrschung der Rolle bis in ihre kleinsten Wort- und Charakteratome fehlt. Erst auf diesem Unterbau flammen ihre Lichter, weise vertheilt, mit dem blendendsten Glanze. Freilich, die Inspiration des Augenblicks darf dem darstellenden Künstler nicht fehlen, denn seine Kunst gehört dem Augenblick an; aber die Besonnenheit muß der Begeisterung vorgearbeitet haben, damit der Enthusiasmus nicht stofflos verflackert, sondern aus dem gleichmäßig erwärmten Gebilde im entscheidenden Moment mit gesparter Kraft auflodert. Hierin begrüßen wir den Triumph der Dawison'schen Energie, die er bei der Darstellung selbst entfaltet. Kein

uns bekannter Schauſpieler weiß die innerlichen Vibrationen der Leidenſchaft, ihre elektriſchen Zuckungen, ihren explodirenden Durchbruch mit ſolcher erſchütternden Gewalt darzuſtellen. Für die großen Scenen, Kataſtrophen und Peripetieen der Tragödie iſt Dawiſon der ausgezeichnetſte Repräſentant, umſomehr, als er nirgends zur unrechten Zeit ein ungehöriges Pathos entfaltet oder das Publicum durch eine durchgängige pathetiſche Haltung verwöhnt. Freilich geht das innerſte Erzittern des Gemüths durch alle ſeine Rollen und erſetzt mit tieferer Wirkung ſelbſt den ſentimentalen Schmelz, der ſonſt Rollen wie dem Dichter Heinrich in „Lorberbaum und Bettelſtab" unentbehrlich bleibt. Charaktere dagegen, die von großen Leidenſchaften bewegt ſind, gleichen Vulkanen, die, auch wenn ſie raſten, doch innerlich gähren — und gerade dieſe vulkaniſche Natur kommt in Dawiſon's Darſtellung, von ihrem dumpfen, in ſich hineingekehrten Erbeben bis zu ihren ſtürmiſchen Ausbrüchen, zu ihrem vollen Rechte. Gerade durch dieſe markige Innerlichkeit ergreifen alle Accente, die Dawiſon aufſetzt, ſo gewaltig, auch ohne großen Aufwand des Organs. Ebenſo athmen ſeine Leiſtungen ein eigenthümliches poetiſches Arom; es iſt nicht der Hauch germaniſcher Innigkeit und Idealität, aber es iſt ein geiſtig gewürzhafter, berauſchender Hauch, der aus den dämoniſchen Tiefen großer Charaktere und Leidenſchaften weht und uns mit geheimer Magie in den Kreis ihres Wollens und Strebens, ihrer titaniſchen Anläufe, ihrer finſtern Thaten, des über ſie hereinbrechenden Verhängniſſes, des ſie richtenden Gewiſſens bannt. Unter ſeinen in Breslau vorgeführten dramatiſchen Gebilden nimmt ſein Richard III. wol den erſten Platz ein — ſchon weil Dawiſon aus ihm nicht blos einen incarnirten Bosheitsteufel macht, ſondern auch die großen und energiſchen Züge des Charakters zu voller Geltung bringt. Reißt man die Tragödie aus dem Zuſammenhange des ganzen hiſtoriſch-dramatiſchen Cyklus, in welchem Richard ſchon früher eine Rolle ſpielt, ſo hat freilich der erſte Monolog etwas Bedenkliches; denn er erinnert etwas an die Zettel, welche den Perſonen der Puppenkomödie aus dem Halſe hängen, und die Worte:

Bin ich gewillt, ein Böſewicht zu werden,

klingen wie die Selbſtankündigung des theatraliſchen Schuftes. Indeß ſind ſie nur cum grano salis zu verſtehen, wie ſchon der darauf folgende Vers beweiſt:

Und Feind den eiteln Freuden dieſer Tage,

der als ein gar zu matter Zuſatz erſcheinen würde, wenn man ſeinen Vorgänger in nackteſter Auffaſſung zum Anker der Tragödie machen wollte. Es iſt der ſouveräne Hohn gegen die Menſchheit, der ſich in dieſen Zeilen ausſpricht, hervorgerufen durch das Bewußtſein körperlicher Misgeſtalt, die von den höchſten Lebensgenüſſen, denen der Eitel-

keit, ausschließt; derselbe Hohn, der nach der bedenklichen Scene mit Anna einen so wohlfeilen Triumph über die Eitelkeit des Weibes feiert. Dieser dämonische Hohn, der ein weit tieferer Standpunkt ist als die nüchterne Bosheit eines jesuitisch seine Zwecke verfolgenden Intriguanten, dieser Hohn, der in der Entartung des Zeitalters seine Folie findet, liegt der Richard'schen Usurpation und seinem Despotismus zugrunde und gibt diesem nichts achtenden englischen Tiberius erst die volle Majestät des Schreckens. Das ist auch der Standpunkt Dawison's — dieser Hohn lauert unter der Heuchlermaske, lacht gellend mit den Mördern, richtet sich in der Scene mit Hastings zu niederschmetternder Herrscherkraft auf und fühlt sich erst gebrochen, als sich dem Mutterfluch und dem Abfall der Freunde ein energischer Widerstand verbündet, welcher die Rechte der verspotteten und daniedergetretenen Menschheit in einer auch dem Tyrannen imponirenden Weise zur Geltung bringt. Diese innere Unruhe des erwachenden Gewissens zusammen mit der Bestürzung über all die eintreffenden Unglücksbotschaften spiegelt sich in Dawison's Spiel vortrefflich in den Schlußscenen des vierten Acts. Noch meisterhafter ist die Darstellung im fünften Acte, das Streben, sich zu betäuben, das Zusammenbrechen in Gewissensbissen, die körperliche Ermattung und geistige Aufregung vor dem Einschlafen, das schauerliche Trauerspiel — denn Dawison spielt nicht blos den wachenden, sondern auch den träumenden Helden — das zerschmetterte Erwachen, der anfangs erschlaffte, dann energisch aufgerichtete Abgang zum Kampfe und die über die Bühne rasende Verzweiflung, die Flucht vor dem Gottesgerichte.

Ein Pferd, ein Pferd — mein Königreich für ein Pferd!

Die Energie des Dawison'schen Spiels kommt den dämonischen Gestalten Shakspeare's vortrefflich zustatten; denn was das Interesse bei allem Abscheu, den ihre Handlungen in uns erwecken, unwiderstehlich an sie fesselt, das ist diese männliche Kraft und Bestimmtheit des Wollens, die, zusammen mit der unheimlichen Größe ihrer Weltanschauung, uns bis zu einem gewissen Grade in die Netze ihrer verbrecherischen Pläne verstrickt.

Ganz anders verhält es sich mit modern gedachten Gestalten wie „Narciß", in denen ein schwächlicher Zug, eine Mischung von Sentimentalität, Blasirtheit und Cynismus vorherrschend ist, in denen die ganze Skepsis und Lebensfattheit einer der Revolution entgegengehenden Zeit zum Ausdruck kommt. Aber auch solchen Charakteren wie Narciß wird Dawison's Spiel vollkommen gerecht. In der That ist hier der Schwerpunkt des Charakters nicht ganz leicht zu finden — jedenfalls aber bildet seinen Grundzug die nervöse Ueberreizung, welche auch heterogene Eigenschaften nebeneinander verträgt, momentane Reckgeisterei neben allzu weichlicher Empfänglichkeit des Gemüths, die vollkommene

Thatloſigkeit eines flanirenden Straßengenies und die nach Thaten dürſtenden Aufwallungen edler Begeiſterung für die Sache der Menſchheit. Dieſe nervöſe Ueberreizung liegt dem ganzen, durch kecke Sophiſtik verwirrten Jahrhundert zugrunde. Auch hier hat Dawiſon mit kühnem Griffe bald das Rechte gefunden. Der Schauſpieler muß dem Narciß nicht blos eine pſychologiſche, ſondern auch eine phyſiologiſche Seite abgewinnen, ſchon um den plötzlichen Tod am Schluſſe einigermaßen zu motiviren. Dawiſon bricht ſchon im erſten Acte an geeigneter Stelle zuſammen — er deutet damit an, daß der Körper des Narciß allzu ſchwächlich iſt, um gewaltigen Eindrücken der Seele zu widerſtehen, ja daß der Held vielleicht an einem organiſchen Herzfehler leidet, der die Ohnmacht im erſten Acte ebenſo motivirt wie den Tod im letzten. Ebenſo vortrefflich ſchildert Dawiſon die nervöſe Ueberreizung des Narciß in den Schlußſcenen des vierten und fünften Acts, deren Nüancirung uns für die geniale Darſtellungsweiſe des Künſtlers, für ſeine kühne und tiefe Auslegung der dramatiſchen Dichter ein maßgebendes Zeugniß erſcheint. Wo Narciß-Dawiſon, die Rolle in der Hand, nur das geiſtige Bild der Pompadour vor Augen hat: da fanatiſirt er ſich, auf den Schwingen der Poeſie, in einen Sturm des Abſcheus und der Verwerfung hinein, deſſen elektriſirende Gewalt man miterlebt haben muß, um die mächtige Energie in der Seele unſers Künſtlers nach Verdienſt anzuerkennen. Das iſt aber die Art und Weiſe nervöſer Naturen, daß ihre eigenen Träume ſie mehr erhitzen als die Wirklichkeit. Wie ganz anders das Auftreten des Dawiſon-Narciß der Pompadour gegenüber, die Verwünſchungen, die er ihr, nachdem er ſie als ſein Weib erkannt und ihr zärtlich gehuldigt, im Namen Frankreichs zuruft! Hier werden mittelmäßige Schauſpieler in olympiſcher Weiſe losdonnern und dem Publicum keinen von den Poſaunenſtößen des Weltgerichts erſparen. Unſer Künſtler aber, innerlich gebrochen durch den unerträglichen Widerſpruch, daß ſein Weib, das er am glühendſten liebt, und dieſe Pompadour, die er am glühendſten haßt, vor ſeinen Augen zu einer und derſelben Geſtalt verſchmolzen, iſt dadurch gleichſam in ſeiner Perſon vernichtet und erſcheint nur noch als das Organ Frankreichs und der Weltgeſchichte. Und als ſolches ſpricht er mit letzter geſammelter Kraft würdig, feierlich, gemeſſen den Fluch aus über das alte Régime, das ſich in dieſem weiblichen Vamphr verkörpert, der das Blut des Volks ausgeſogen und bricht zuſammen nach einer düſter-ſchauerlichen Prophezeiung der kommenden Sündflut der Revolution. In der That, ein vollendetes Bild, das der Künſtler uns entrollt.

Den Carlos im „Clavigo“ ſpielt Dawiſon in ähnlicher Weiſe, wie ihn Seydelmann geſpielt haben mag. Er gibt uns den klugen, ſeinem Freund ergebenen Weltmann, der allerdings ſehr zur diplomatiſchen

Maxime neigt, daß eine Dummheit schlimmer ist als ein Verbrechen, dabei aber seine Grundsätze mit so scharfer und einleuchtender Dialektik, mit solcher innerlichsten Erwärmung für das Glück des Freundes vertritt, daß er unsern Verstand und fast unser Herz zu seinen Gunsten besticht.

Der Dichter Heinrich in „Lorberbaum und Bettelstab" scheint an und für sich ein Charakter zu sein, der dem Naturel Dawison's widerspricht, da das Haltlose, Sentimentale, Weinerliche in ihm vorherrschend ist. Doch hat sich der Künstler auch aus diesem weichen Holze eine prächtige Leistung zurechtgeschnitzt. Schwelgerei in larmoyanten lyrischen Accorden ist nicht seine Sache, und so trefflich die melodramatische Schlußmalerei des ersten Acts auch ist, so geben wir doch der Darstellung des gedrückten Schreibers und der meisterhaften Uebergänge des an jedem Lebensglück bankrotten Poeten zum Wahnsinn den Vorzug. Vor allem aber ist der wahnsinnige Bettler des Nachspiels mit seiner hin- und hergescheuchten, wehmüthig erzitternden Gutmüthigkeit, mit diesem jubelnden Triumphe des neuerwachenden Bewußtseins, das sein Licht an der Fackel der eigenen Dichtung wieder entzündet, ein Bild von tief ergreifender Wirkung.

Bei der großen Vielseitigkeit Dawison's dürfen wir uns nicht wundern, daß er im Genre ebenso trefflich ist wie in der Tragödie. Die Tragödie gibt uns den historischen und idealen Menschen in großen Collisionen, das Genrebild den natürlichen. Hier kommen alle die kleinen Eigenthümlichkeiten der Lebensstellung, des Dialekts zur Geltung. Ein solches größeres Genrebild ist Gutzkow's Königsleutnant Thorane, in welchem unser Gast die ganze französische Ritterlichkeit, Galanterie, Kunstsinnigkeit, Sentimentalität, kriegerische Bravour meisterhaft auf dem originellen Grunde deutsch-französischer Sprachmischung auftrug. Als Sergeant im „Goldenen Kreuz" war Dawison jeder Zoll ein Napoleonischer Veteran und Invalide; als Bonjour in den „Wienern in Paris" ein ganz unübertreffliches Amphibium von Deutsch und Französisch, von Soldat und Bourgeois. In dem alten Kotzebue'schen, von Schneider aufgewärmten Genrebilde „Die Unglücklichen" zeigte Dawison seine Virtuosität in der Darstellung der drei Falke und führte uns rasch hintereinander die sonderbarsten Käuze von der Welt vor, die gewiß einzig in ihrer Art waren.

Die Triumphe, die Dawison hier und überall feiert, sind Triumphe der echten darstellenden Kunst, die aus dem frischen Quell der Natur schöpft, ohne damit der Trivialität und spießbürgerlichen Nüchternheit Libationen zu machen. Es ist nicht die gemeine, es ist die große Natur, um mit Schiller zu sprechen, die wir in Dawison's Spiel wiederfinden. Scharfe Bestimmtheit der Contouren, genialer, niemals verwaschener

Schwung, eine tiefe Durcharbeitung der Rollen, eine blitzartige Darſtellung des Affects laſſen das Genie dieſes Künſtlers als bahnbrechend für eine geſunde Wiedergeburt der deutſchen Schauſpielkunſt erſcheinen, wenn auch ſeine ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit jeden Verſuch äußerlicher Nachahmung ausſchließt, und machen ihn außerdem zu einem willkommenen Leitſtern der dramatiſchen Muſe, welche einem ſolchen Darſteller ihre höchſten Probleme und kühnſten Schöpfungen anvertrauen darf, die in den Händen der Mittelmäßigkeit leicht Schiffbruch erleiden würden.

Wanderungen eines Juriſten in der Schweiz.

Von

Eduard Oſenbrüggen.

(Vgl. „Deutſches Muſeum“, 1855, II, 681 fg.)

IV.

Das Hochthal Davôs.

Wenn Appenzell-Innerrhoden eine Schweiz en miniature genannt werden kann, ſo iſt Graubündten eine große Schweiz für ſich. Hohe Gebirgsreihen mit Gletſchern und Firn, tiefe Thäler mit blauen Seen und genügſamen Menſchen umfaßt das Bündnerland, das noch weniger als die meiſten Theile der Schweiz von der Touriſtenmaſſe beglückt und entweiht iſt. Man kann dort ſtundenlang wandern ohne andere Menſchen zu ſehen als einen italieniſchen Hirten, der ſeine bergamasker Schafe weiden läßt, während er träumend auf dem Rücken liegt, auch vielleicht ſich einmal erhebt, nicht um mit den Reiſenden conversazione zu machen, ſondern um mit ſeinem Hute aus der nahen Quelle Waſſer zu ſchöpfen und, nachdem er einen tiefen Zug gethan, den naſſen Hut wieder auf ſeine ſchwarzen Locken ſetzt und ſich ruhig zu ſeinen Schafen legt. In großer Menge kommen dieſe Hirten zur Sommerzeit von Norditalien herüber, um gegen ein geringes Weidegeld die grünen Bergmatten für ihre ſchönen Thiere zu benutzen, wobei dieſe denn ein üppigeres Leben führen als ihre Herren. Auf dem Albulapaß war ein Stück hartes Schwarzbrot, das in eine Mineraliensammlung hätte gelegt werden können, Alles, was wir in der Hütte einer ſolchen Schäfercolonie erlangen konnten. Das iſt in der Erinnerung ſehr idylliſch, aber wir hatten damals einen ganz proſaiſchen Hunger. In den Thälern iſt man zwar der Hungersnoth weniger ausgeſetzt, aber man thut doch wohl, beſcheidene Anſprüche an das Comfort des Lebens in die entlegenern Thäler mitzubringen. Die Menſchen ſind dort nicht „arbeitsſüchtig“ und

daher wenig begütert; sie beharren bei der Viehzucht und bei der Jagd, die im Allgemeinen wenig Gewinn bringt, aber auch von diesen Naturkindern als eine „noble Passion" angesehen wird, bei der sie lieber ihr Leben auf das Spiel setzen, als es sich in einem industriellen Alltagstreiben langsam verkümmern zu lassen. So war es bei den Vätern und so ist es bei den Söhnen. Das Beharren beim Alten zeigt sich auch in ihrem Rechtsleben und manche Neuerung, welche ihnen die Neugestaltung ihres aus einer Menge kleiner Republiken componirten Cantons gebracht hat, faßt nur langsam Wurzel. Die Erinnerung an die Gerichtsherrlichkeit der Gemeinden ist noch wach und ist ihnen sehr lieb; als stumme Zeugen der alten souveränen Hochgerichte stehen die Galgen noch da auf den Hügeln und regelmäßig in schönster landschaftlicher Umgebung, sodaß man vermuthen könnte, es habe die Todesstrafe und das Scheiden von der Welt durch die Lage der Richtstätte geschärft und erschwert werden sollen. Diese Galgen sind sehr solide Bauten von Stein und nicht von faulem Galgenholz, daher auch der Pfarrer von Zuz im Oberengadin, als er vor 50 Jahren den neuen Galgen einweihte, es stark betonte: „Derselbe ist für unsere Kinder und Kindeskinder gebaut!" Zwei mächtige Säulen aus Stein aufgemauert, von der altdeutschen Galgenhöhe von 15 Fuß, über welchen für die Execution eine Querstange befestigt wurde, stehen noch an manchen Orten auf dem Galgenhügel. Bei Chur hat man sie weggenommen und den Hügel sehr poetisch in Rosenhügel umgetauft; bei Lenz ist eine Säule umgestürzt; bei Bergün steht der Bau in alter Solidität an einem wunderschönen Punkte, hohe Felswände zur Seite, zu den Füßen die tosende Albula, die das letzte Jammern manches „Armen" mit sich fortgetragen hat.

Es wird vielen meiner Leser der Splügenpaß bekannt sein und die Via mala, da wo der Vater Rhein als ungezogener Bube seine Sprünge macht, wofür er aber, sobald er in das Thal kommt, von den soliden Schweizern corrigirt wird. Sehr verschieden von diesem Stück von Gottes schöner Welt ist das weniger bekannte Thal, für welches ich zunächst die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte.

Im 13. Jahrhundert (das Jahr ist bestritten) kamen Jäger eines Freiherrn von Vaz auf einem Jagdzuge an ein unbewohntes Thal zwischen dem Prättigau und dem Engadin, reich an Naturschönheit und Wild und mit Seen voller Fische. Als sie heimkehrten, sollen sie ihrem Herrn das Thal in romanischer Sprache mit davôs, d. h. dahinten, bezeichnet und davon die Landschaft den Namen Davôs erhalten haben. Der Herr der Entdecker belehnte 12 deutsche Walliser mit dem Thal, das, umgeben von romanischer Bevölkerung, durchaus deutsch blieb und die deutsche Sprache ist von hier aus in das jetzt auch ganz deutsche Prätti-

gau vorgedrungen. Nach einem Lehnbrief von 1289 wurde einem Amman Wilhelm und ſeinen Geſellen und ihren rechten Erben das Gut zu Davôs zu rechtem Lehen gegeben gegen den jährlichen Zins einer Quantität Käſe, Tuch und Friſchlingen (Ferkeln). Das Gut ſollten ſie ewiglich beſitzen und wenn ſie ihren Zins entrichteten, ſagt die Urkunde, „ſo ſind ſie frei und habend mit nieman nüdt zeſchaffen". Davôs hat nie eine Herrenburg gehabt, während das übrige Graubündten, zumal die Rheingegend, mit Schlöſſern und Veſten bedeckt war. Statt der Burgruinen zeigt man in Davôs eine Hütte in der Nähe des Platzes, des Hauptorts im Thal, welche in der Volksüberlieferung den Namen Wilhelmshof, nach dem erſten Amman, behalten hat.

Von einem alten Chroniſten wird dieſem Hochthal, das 3600—4600 Fuß über dem Mittelmeer liegt, zugeſchrieben „liebliche, geſunde Luft und fürträffliche Schnabelweid, von Fiſch, Fleiſch und Wildpret, fliegendes und lauffendes". Das gilt auch noch für die Gegenwart; wenigſtens im Sommer athmet man dort die reine Himmelsluft, welche das Wandern in den Regionen dieſer Höhe ſo leicht macht; die Forellen und Trüſchen (Aalraupe, gadus lota) ſind vortrefflich und was das Wild betrifft, ſo iſt es immer noch vorräthig, wenn auch nicht in der großen Fülle der frühern Zeit, in welcher die Thalbewohner ſich in der Nothwehr befanden gegen die Maſſe der Bären und Wölfe. Die Schädel der Raubthiere, welche das Geſims des Rathhauſes am Platz zieren, ſind Trophäen aus den Kriegen der Menſchen gegen dieſe Feinde. Das große Fanggarn (Wolfsgarn), welches nach der merkwürdigen alten Jagdordnung jedesmal wieder zu Roß oder zu Schlitten ins Rathhaus gebracht werden ſoll, findet ſich dort noch jetzt und eben dieſe Jagdordnung, die ins Landbuch aufgenommen iſt, zeigt die Großartigkeit und Taktik einer allgemeinen Treibjagd und kann Jagdfreunde mit Sehnſucht nach der alten guten Zeit erfüllen. Wenn eine Treibjagd gegen Bären und Wölfe ſtatthaben ſollte, wurde Sturm geläutet und jeder „Landmann" mußte ſich dazu einfinden.

Das Landbuch der Landſchaft und Hochgerichtsgemeinde Davôs vom Jahre 1646, welches von der Geſchichtforſchenden Geſellſchaft Graubündtens im Jahre 1831 durch den Druck veröffentlicht und mit den abändernden Zuſätzen aus ſpäterer Zeit verſehen wurde, iſt eins von jenen intereſſanten Rechtsdenkmälern der deutſchen Cantone der Schweiz, in denen die alten treubewahrten Rechte und Gewohnheiten verzeichnet wurden; ſie geben Bilder altdeutſchen Rechtslebens, welches ſich unter den einfachen Verhältniſſen der Menſchen in den abgeſchloſſenen Thälern nur wenig oder langſam verändert hat. Das Landbuch von Davôs iſt noch darum ein beſonders wichtiges Weisthum alter Rechte, weil es zeigt, wie inmitten einer romaniſchen Bevölkerung in dieſem fernen Thal

das echtdeutſche Weſen ſich rein erhielt. Es umfaßt Manches, was in allen Landbüchern wiederkehrt, und manche durch örtliche und klimatiſche Verhältniſſe hervorgerufene Eigenthümlichkeit. Außer der in den Grundzügen übereinſtimmenden demokratiſchen Verfaſſung iſt es beſonders der Begriff des „Friedens", der als Grundlage der Rechtsordnung ſich als ein Gemeinſames durch die Landbücher hindurchzieht. Das davöſer Landbuch hat, wie die mittelalterlichen Rechtsbücher überhaupt, den Gemeinfrieden und die beſondern und höhern Frieden. Zu den letztern gehörte der Hausfrieden, der Gerichtsfrieden, der Sonntagsfrieden, der Frieden an den „Pundstagen" und der „Kilbenen". Kilbe iſt Kirchweih; es wurde eine Frühlings- und eine Herbſtkilbe gehalten, die zugleich Jahrmärkte waren. Die Kilbenen wurden vom Landweibel feierlich verkündigt (Kilberuoff) mit den Worten: „Meine gnädige Herren, Landamman und Rath dieſer Landſchaft Davös befehlen mir zu verkünden, wer der were, der ein Krieg, Span oder Stoß anfachen wurde, mit Worten oder Werken, der verfallt der Landſchaft 20 Kronen Bueß ohne alle Gnad. Bei dieſer Bueß iſt auch verboten Spiel und Tanz, gottesläſterlich Fluchen und Schweren und andere Laſter. Welche die Bueß an Guet nit vermöchten, die würd man am Lib ſtrafen und währt dieſer Ruoff drei Tag und Nächt, Heimbſchen und Frömbden ꝛc." Das Verbot des Tanzens, welches 1687 noch weiter ausgedehnt wurde auf alle „verführeriſche leichtfertige Nachttänze", mag den tanzluſtigen Bündnern ſehr ſchwergefallen ſein und wurde ſpäter bedeutend modificirt. Jetzt tanzen ſie wieder nach Herzensluſt und beſonders im Engadin iſt der Tanz ein Lebenselement. Das „Friedebieten" war die Pflicht jedes Landmanns. Wer nämlich zu einem „Span oder Stoß" kam, war bei ſeinem Eide gehalten zur feſten Beilegung des Streits; konnte er die „Troſtung" nicht zuſtande bringen, ſo mußte er Frieden bieten zum erſten, zum andern und zum dritten mal. Wer von den Streitenden bei dem erſten Gebot oder Ruf nicht gehorchte, verfiel in eine Landesbuße von 10 Schillingen, wurde er zum zweiten mal gerufen und fürbaß kriegte, ſo trat die erhöhte Buße von 5 Pfund Pfennigen ein; mußte aber zum dritten mal Fried gerufen werden und er dennoch nicht Fried geben wollte, ſo ſollte er geſtraft werden an Leib, Ehr und Gut nach des Gerichts Erkenntniß, mit Vorbehalt der Rechte ſeiner geſchädigten Widerpart. Nur Derjenige, welcher einen von den Seinen, bis zum dritten Grade der Verwandtſchaft, blutrünſtig ſah, durfte bei einem Streite Partei nehmen. Ganz ähnliche Beſtimmungen über das Friedebieten, das noch nicht außer Uebung gekommen iſt, finden ſich in den Landbüchern der Urcantone um den Vierwaldſtätterſee. Es erſcheint danach jeder Landmann als Friedensbewahrer. Die Pflicht des Einzelnen, für das gemeine Wohl zu ſorgen, tritt auch darin hervor, daß er

bei ſeinem Eide gehalten iſt, die ihm bekannt gewordenen Frevel zur Anzeige der Obrigkeit zu bringen, damit ſie in dem nächſten Gericht geſtraft werden. Dieſe letztere Verpflichtung liegt aber nur den „Rathsfreunden" ob und ceſſirt bei Freveln, die von nahen Blutsverwandten und Verſchwägerten begangen ſind; auch iſt die Unterſcheidung der ehrlichen und unehrlichen Sachen hierbei von Einfluß. Nach dem ſehr verwandten Landbuche von Kloſters im Brättigau haben alljährlich vor der Gerichtsſitzung der Landamman, die Geſchworenen, die Schreiber und Weibel bei ihrem Eid anzugeben, was ſie im vergangenen Jahre Frevelmäßiges ſelbſten geſehen oder gehört haben mit Nambſung der Perſonen, Thäter oder Kundſchafter, „was umb ehrliche Frevel im dritten Grad nur näher, was aber Unehr antrifft, iſt einer, im dritten Grad und näheren Blutsverwandſchaft zugethan, nicht ſchuldig anzugeben". Dieſe „Rügen", die wir in alter Zeit als ein allgemeines germaniſches Inſtitut finden und die auch in ſo vielen deutſchen Weisthümern vorgeſchrieben ſind, hatten durchaus nichts Gehäſſiges, ſondern beruhen auf dem Grundſatze, daß jedes Gemeindeglied ſich als integrirender Theil des Ganzen fühlen durfte und mußte. Nicht fern davon liegt die im Landbuch von Davôs aus einer ſittlichen Pflicht zu einer Rechtspflicht erhobene Verbindlichkeit, in „Sterben und Siechtagen" den Nächſten beizuſtehen, was bei Leib, Ehr und Gut geboten iſt. Wollte Jemand aus dem Lande ziehen, bevor er eine derartige Pflicht erfüllt hatte, ſo wurde er geſtraft. Sittlichkeit und Recht ſind im alten deutſchen Rechtsleben noch nicht nach Kant's Principien geſondert.

Ein kleiner charakteriſtiſcher Zug im Straf- und Bußenrecht von Davôs iſt, daß Derjenige, welcher dem Andern „den Bart auszieht oder ihm ſonſt im Argen darin greift", dem Lande ohne Gnade um 4 Gulden verfallen ſoll. Nach dem Landbuch von Kloſters iſt die Buße dafür 7 Pfund Heller. In einem öſtreichiſchen Weisthum heißt es: „Reißt er ihm aus dem Bart das wenigſte Haar, iſt die Strafe 12 Gulden".

Die politiſche Mündigkeit und Wehrhaftigkeit begann in Davôs früher ſchon mit dem vierzehnten Jahre, ſpäter iſt das ſechszehnte Jahr als Anfang geſetzt. Von dieſem Zeitpunkt an ſoll jeder Landmann ſein eigenes Seitengewehr und Uebergewehr haben; es wurde von der Obrigkeit von Zeit zu Zeit eine Muſterung oder Waffenbeſichtigung angeſtellt und dabei ſollte ein Bärenſpieß oder Jagdſpieß nicht als Uebergewehr gelten. Ein jeder mündige und wehrhafte Landmann hat bei einer Buße von 1 Gulden Rheiniſch ohne Gnad in der Landsgemeinde zu erſcheinen. Alle Jahre am nächſten Sonntag von St.-Jürgenstag wird eine Landsgemeinde gehalten zum Behuf der „Regimentsbeſatzung" oder der Wahl der Landammans und der Gerichtsglieder. Acht Tage zuvor hat der Landweibel den Ruf am Bogen zu thun, daß jeder Landmann

erſcheinen wolle. Der Bogen iſt die offene Laube am Rathhauſe, von welcher auch zu dem Volke auf dem Platze geſprochen wird und von wo alle Bekanntmachungen ausgerufen werden. Man überſieht von da einen großen Theil der herrlichen Landſchaft.

Die Form des peinlichen Gerichts nach der Ordnung von 1652 iſt ſehr feierlich und impoſant. Wenn unter der Leitung des Landammans die Vorunterſuchung geführt iſt und ſich genügende Anzeigen und Kundſchaften herausgeſtellt haben, ſo ſoll die „peinliche Ichtigung" bei nächtlicher Weil und verſchloſſenem Rathhauſe vorgenommen werden. An dem peinlichen Gerichte iſt Niemand theilzunehmen ſchuldig, der dem Angeſchuldigten näher als im dritten und vierten Grade der Blutverwandtſchaft oder in Schwägerſchaft um einen halben Grad näherſteht. Das Blutgericht hat einen Richter und zehn Rechtſprecher. Am Tage deſſelben „wird ein Tiſch mitten auf dem Platz unter heitern Himmel geſtellt, ein ſchön bloßes Schwert und ein Richterſtab nebeneinander daraufgelegt und ein ſchöner weiter Ring um den Tiſch mit Schrankenſtühlen geſchlagen". Der Stuhl des Richters ſteht etwas höher als die übrigen. Wenn dann der Proceß vollkommen formirt iſt, kommt der Landamman als Richter, ſitzt oben im Ring und die Rechtſprecher alle nacheinander in der Ordnung ſitzen in den Ring, der Landſchreiber mit dem Proceß und den Schriften auf ein Sgabellen ſitzet zum Tiſch. Darauf wird die verſtrickte Perſon von dem Weibel und ſechs bewaffneten Gömern (Wächtern), mit ihren Harniſchen, Unter- und Uebergewehr vom Rathhauſe in den Ring begleitet und daſelbſt auf einen beſondern Stuhl geſetzt; die Gömer ſtellen ſich um den Ring. Nun ſteht der Landamman auf und leitet eine ſehr pathetiſche Anrede ein mit der Titulatur: „Hochgeachtete, Wohledle, Geſtrenge, Ehrnfeſte, Fürnehme, Fürſichtige, Wohlweiſe, inſonders Großgünſtige, Hochgeehrte, Gnädige und Gebietende Herren und Obern!" Verweiſungen auf die Heilige Schrift und Hervorhebung der Freiheit, welche Gott der Landſchaft geſchenkt, die von keiner fremden Herrſchaft, weder von Kaiſern, Königen, Fürſten noch Herren zu dependiren habe, zieren dieſe Anrede, die damit endigt, daß geſagt wird, die Obrigkeit habe „tragenden Ampts halben" nicht unterlaſſen können, den N. N. gefänglich anzunehmen und mit demſelben zu procediren nach kaiſerlichen Rechten und dem Landesgebrauch, da dann der Proceß ſich ſolchergeſtalt beſchaffen gefunden, daß die Herren Seckelmeiſter als Kläger im Namen der Landſchaft einen Rechtstag wider die verſtrickte Perſon begehrt, der ihnen auf heute beſtimmt ſei. Es folgt die Umfrage des Landammans bei den Rechtſprechern, die Hegung des Gerichts betreffend, ähnlich wie ſie aus andern Mittheilungen über deutſche Schöffengerichte bekannt iſt. Ich will nur das Wichtigſte daraus hervorheben. Zu dem Rechtſprecher zu ſei-

ner Rechten wendet der Richter ſich mit der Frage: „Derowegen frag ich Euch, ob es an der Zeit und Stund ſei, daß ich als Landamman dieſer Landſchaft im Namen derſelbigen allhier niederſitzen, Schwert und Stab in die Hand nehmen und richten ſoll über das Blut und alle ſchädliche Sachen, ſo wie fürgebracht werden, nach den kaiſerlichen Rechten und unſren gefreiten Landen wohlangeſtellten Ordnung?" Nachdem eine bejahende Antwort ertheilt iſt, ſitzt der Landamman nieder und ſetzt ſein Fragen fort. Dann folgt die Verleſung des Gerichtsbanns durch den Landſchreiber. Es werden die Seckelmeiſter beſchickt, die als Kläger ſich zur rechten Seite an den Ring ſtellen. Daß die Seckelmeiſter als Kläger auftreten, hängt mit den Bußen an die Landſchaft zuſammen. Dieſe Kläger begehren nun einen Fürſprech, der „die kaiſerlichen Rechte dinget" und die ſpecielle Klage vorzutragen hat. Nachdem auch für die Vertheidigung geſorgt iſt, verlieſt der Landſchreiber den Proceß, die Parteien halten ihre Vorträge und das Urtheil wird gefunden. Bevor es aber verkündigt wird, fragt noch der Richter, ob Jemand, geiſtlich oder weltlich, jung oder alt, Mann oder Weibsperſon, um Gnade oder Milderung des Urtheils bitten wolle. Lautet das Urtheil auf Tod, ſo wird je nach der Art der anzuwendenden Todesſtrafe die „arme Perſon" dem Scharfrichter mit einer verſchiedenen Formel „an die Hand gegeben": „er ſolle die Perſon der ordentlichen Straß' nach auf die Richtſtatt führen und ſelbige mit dem Feuer vom Leben zum Tode richten, die Aeſchen dem Waſſer, Luft oder Erden befehlen oder vergraben; — zum Strangen in der Luft vom Leben zum Tode richten; — mit dem Schwert vom Leben zum Tode richten, alſo daß ein Wagenrad zwiſchen dem Haupt und dem Körper paſſiren und durchgehen möge." Danach nimmt der Richter den Stab in die Hand, zieht voran auf die Richtſtatt, das Gericht folgt nach, darauf die bewaffneten Gömer und dann der Scharfrichter mit der armen Perſon. Wenn der Scharfrichter ſein Amt verrichtet hat, fragt er den Richter, ob er gerichtet habe nach kaiſerlichen Rechten und ergangener Urtel. Der Richter antwortet: „Habt Ihr gerichtet nach kaiſerlichen Rechten und gefallener Urtel, laſſe ich's dabei verbleiben; Gott wolle des Hingerichteten Seel' begnaden." Es folgt noch die weitere Abwickelung des Rechtstages, indem der Richter die Rechtſprecher fragt: „Hab' ich auf heutigen Tag gerichtet nach kaiſerlichen Rechten und unſrer Landen wohlangeſtellten Bräuchen?" Antwort: Ja. Ob es Weibeln, Gömern, Handwerksleuten und Allen, ſo an dieſem Standrecht verwendet, an ihren Glimpf und Ehren unaufheblich ſein ſolle? Antwort: Ja. Ob es Feierabend? Ja. Danach bricht der Richter den Stab. Endlich ſoll auf der Richtſtatt durch den Landamman an Alt und Jung und Jedermänniglich eine ſchöne Erinnerung geſchehen und die Aeltern vermahnt werden, die Kinder fleißig zum Gebet und

Gottesfurcht zu halten, vom Spiel, Schwören, Müßiggang und allen Laſtern abzuhalten, die Kinder zum Gehorſam gegen die Aeltern und die Obrigkeit ermahnen, mit Exempeln aus der Heiligen Schrift.

In dem Schlußacte dieſer Tragödie iſt es ganz abnorm, daß der Richter erſt nach Vollendung der Execution den Stab bricht und auffallen kann in dem Ganzen die häufige Erwähnung der „kaiſerlichen Rechte", da es doch der Stolz dieſer kleinen Republik war, nicht dem Kaiſer und Reich anzugehören und nicht lange vor der Compoſition ihrer peinlichen Gerichtsordnung die vorübergehende Herrſchaft des Erzhauſes Oeſtreich abgeſchüttelt zu haben. Die Sache erklärt ſich wol einfach ſo. Componirt iſt die Gerichtsordnung und das Landbuch von Jakob von Valär, Landſchreiber und darauf Landamman von Davôs. Er mochte der Einzige ſein unter den Davôſern, der etwas von der Jurisprudenz wußte, deren crimineller Theil damals in allen deutſchen Ländern auf der Peinlichen Gerichtsordnung Kaiſer Karl's V. oder Carolina ruhte. Dieſe iſt ſicherlich gemeint mit den „kaiſerlichen Rechten" in der beſprochenen peinlichen Gerichtsordnung; ein Zurückgehen auf das Römiſche Recht, welches die Carolina ſo häufig und vornehmlich als das kaiſerliche Recht bezeichnet, hat in Davôs ſchwerlich ſtattgefunden. Die Carolina hat in der Schweiz eine allgemeine Verbreitung und große Autorität erlangt, während das Römiſch-Juſtinianiſche Recht nicht wie in Deutſchland recipirt wurde. Darum iſt auch die Schweiz ein beſonders fruchtbarer Boden für das Studium des Deutſchen Rechts und der Geſchichte deſſelben, inſofern nicht nur die Rechtsbücher, deren Zahl groß iſt, reines deutſches Recht enthalten, ſondern dieſes auch in der gegenwärtigen Rechtsübung angeſchaut werden kann. In mehren Cantonen hat ſich das von dem Römiſchen ſo verſchiedene Alemanniſche Erbrecht rein erhalten. Der peinliche Gerichtstag in Davôs wird jetzt nicht mehr unter heiterm Himmel gehalten, ſondern in der Gerichtsſtube; die Harniſche und Hellebarden der Gömer ſind zu den Antiquitäten ins Rathhaus gelegt neben die Waffen, mit denen die Davôſer ihre Freiheit vertheidigt haben. Ein ſolches Völkchen gibt nicht ohne Misbehagen Althergebrachtes auf, aber es mußten die alten Formen der gemeinſamen Reform der Strafrechtspflege des Cantons Graubündten weichen und das Landbuch iſt auch ſonſt mehrfach durch die neue Zeit alterirt, aber großentheils iſt es noch gegenwärtig das gültige Rechtsbuch der Landſchaft Davôs.

Drei Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. Heimat.

Die du mit duftig mildem Odem
Mir kühlst der Seele heißen Brand,
Gegrüßt, o Heimat, deren Boden
Ich allzu lang mich abgewandt!
Gleichwie der Schiffer an die Küste
Sich rettet aus zerschelltem Kahn,
So aus des Lebens staub'ger Wüste
Lenk' ich zurück zu dir die Bahn.

Und wie mit zärtlichem Erbarmen
Die Mutter das verirrte Kind,
So ziehst auch du mit starken Armen
Mich an den Busen sanft und lind;
Die wirren Schatten heiß'st du fliehen,
Die mich umschwärmt zu steter Pein,
Und lullst mit leisen Melodieen
Den Schmerz, den immer wachen, ein.

Und was das Leben mir genommen
Und was das Schicksal mir entwandt,
Ich seh' es Alles wiederkommen,
Wie ich es ehedem gekannt.
Das sind der Berge blaue Gipfel,
Vom Grün der Wälder dicht umsäumt,
Es sind dieselben Schattenwipfel,
In denen ich als Kind geträumt!

Und erstes Hoffen, erstes Sehnen,
Der erste Zorn der jungen Brust,
Das süße Weh der ersten Thränen,
Des ersten Kusses Götterlust —
Es kehret Alles, Alles wieder,
Gleichwie die Schwalbe kehrt im Mai,
Und wieder schäumt durch meine Lieder
Der Muth der Jugend stolz und frei!

O sei gesegnet, theurer Boden,
Der rasch die Seele mir verjüngt!
Schon fühl' ich mich von deinem Odem
Gleichwie von Frühlingshauch beschwingt;

Weit hinten liegt, was ich geweſen,
Das Leben lacht in neuem Glanz —
Hier werd' ich oder nie geneſen,
Am Buſen meines Vaterlands!

2. Neue Gluten.

O Stern der Liebe, längſt verſunken,
Verloſchen hatt' ich dich geglaubt;
Was wirfſt du heute deine Funken
Noch einmal auf mein alternd' Haupt?
Aus Wetterwolken mitternächtig
Nahſt du voll finſt'rer Majeſtät,
Wie ein Komet verderbenträchtig
Sein flammend Haupt zur Erde dreht.

Ich aber ſteh' und fühl' erſchrocken
Und ſelig dennoch deinen Strahl —
O nicht auf mich, auf braune Locken
Gieß' deiner Gluten ſüße Qual!
Hab' Mitleid mit dem müden Herzen,
Soviel geprüft von Gram und Noth,
Es hat verlernt, wie lang! zu ſcherzen
Und wenn es liebt, ſo liebt's zum Tod!

Umſonſt, umſonſt! — Schon nah und näher
Wälzt ſich das gier'ge Element,
Und höher ſteigt und immer höher
Die holde Glut, die mich verbrennt.
Ich will entfliehen — kann nicht wenden
Den Fuß, gebannt von Qual und Luſt,
Und drücke ſelbſt mit beiden Händen
Den Flammenpfeil mir in die Bruſt!

3. Erinnerung.

Und haſt du recht geliebt einmal,
Sei dir's zur Freude, ſei's zur Qual,
O halte das Gedächtniß feſt,
Auf daß es nimmer dich verläßt!

Gib ihm, als deinem beſten Schatz,
Im tiefſten Herzen einen Platz,
Gleichwie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den du geſchickt,
Und jeden Kuß, der dich erquickt,
Und ſelbſt der Trennung bittern Schmerz,
O ſchließ' es Alles treu ins Herz!

Auf daß, wenn einſt nach Jahren ſpät
Der Froſt des Alters dich umweht,
Du an verſchwund'ner Tage Glück
Noch laben magſt den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So ſpielt um dich Erinnerung
Und macht das alte Herz dir jung.

Die Roſe welkt wol über Nacht,
Vergänglich iſt der Erde Pracht,
Nur was du liebſt, o Herz, iſt dein;
Das ſoll dein Troſt im Sterben ſein.

Literatur und Kunſt.

Dramaturgiſche Literatur.

Jedesmal, wenn das politiſche Leben aus dem Zuſtande der Flut in den der Ebbe zurückzutreten und die öffentliche Debatte darüber die Gemüther zu langweilen begann, waren es in Deutſchland nach unſerer langjährigen Beobachtung die Theaterangelegenheiten, die ſich in den Vordergrund drängten und Gegenſtand der literariſchen Debatte wurden. Immerhin iſt es auch nicht zu leugnen, daß das Theater Aufmerkſamkeit verdient, da es in unſern Zeiten auf die ſittliche und äſthetiſche Bildung der civiliſirten Nationen fortdauernd einen großen Einfluß übt, wie es anderſeits auch als Ausfluß dieſer Bildung und daher als ein ziemlich treuer Sittenſpiegel der Zeit zu betrachten iſt. Trotz aller Klagen und Bittſchriften iſt es freilich bisher nicht beſſer, ja ſogar, wie Manche behaupten, immer ſchlimmer geworden, da die vereinzelten beſſern Beſtrebungen durch die Maſſe entgegenarbeitender Einflüſſe erſtickt und unwirkſam gemacht werden und die Corruption, wenn ſie einmal im Gange iſt, in progreſſiven Verhältniſſen fortzuſchreiten pflegt, bis es gar nicht mehr ſchlechter werden kann. Ob dieſer Punkt ſchon erreicht iſt, wiſſen wir nicht zu ſagen; wir wiſſen nur, daß es ſchlimm genug mit dem deutſchen Theater beſtellt iſt, ſo ſchlimm, daß wir auf die Möglichkeit einer Beſſerung kaum noch Hoffnung haben, zumal wenn wir die Verderbniß des Theaterweſens mit andern Corruptionselementen unſerer Zeit zuſammenhalten, die gerade auf das Theater vom größten und unmittelbarſten Einfluß ſind.

Wir bewundern daher faſt den Muth, der zur Abfaſſung eines Werks

wie das von F. Paldamus unter dem Titel „Das deutſche Theater der Gegenwart“ (2 Bde., Mainz, Kunze) herausgegebene gehört. Zwar hat der Verfaſſer eine nur zu gründliche und umfaſſende Einſicht in die zahlreichen Gebrechen und Mängel des deutſchen Theaterweſens, ja ſein Werk iſt recht eigentlich aus dieſer Einſicht und dem Wunſche, zu ihrer Abhülfe beizutragen, hervorgegangen; aber wenn man zwei Bände mit Betrachtungen über ein unleugbar vorhandenes Uebel und mit Vorſchlägen zu deſſen Beſeitigung füllt, ſo kann man doch unmöglich ganz hoffnungslos ſein. Denn wer gäbe ſich die Mühe, zwei Bände vollzuſchreiben, wenn man ſicher vorauswüßte, daß dieſe Mühe verloren ſein werde? Und doch fürchten wir, wird ſie verloren ſein. Das Publicum, auf das doch zunächſt zu wirken wäre, bekümmert ſich um ſolche Bücher ſo gut wie gar nicht; unſere Theaterdirectoren ſtecken zu ſehr in Egoismus und in pecuniären Zwecken, um ſolche Vorſchläge anders als mit Lächeln, vielleicht auch mit einigem Aerger aufzunehmen, der aber die Sache nicht beſſer macht, und unſere Schauſpieler, und gerade die berühmteſten, ſind für ihren eigenen Erfolg und ihren eigenen Vortheil zu ausſchließlich beſorgt, um Vorſchläge, die eben gegen dieſen Vortheil laufen und ihn gefährden würden, anders als höchſt unangemeſſen zu finden. Sie werden auch das Buch gar nicht leſen, denn ihnen genügen die Theaterblätter, in denen ſie aus gewiſſen Gründen in den dritten Himmel erhoben werden, und die Spalten in den Zeitungen, welche Recenſionen über den Erfolg ihrer eigenen Leiſtungen enthalten, vollkommen; ob das Ganze zugrunde geht, wenn nur ſie Erfolg haben, kümmert ſie nicht im geringſten. Nähme aber auch einer das Buch in die Hand, ſo würde er es ſofort ärgerlich aus der Hand legen, wenn er auf die Seiten träfe, auf denen der Verfaſſer gegen die ungebührlich hohen Gagen und die zumeiſt zu pecuniären Zwecken unternommenen Gaſtrollen eifert. Der Verfaſſer appellirt vielfach an die Regierungen; aber auch die Männer der Regierung wiſſen ja ſelbſt recht gut, wie es mit dem Theater ſteht, und da ſie trotz dieſer ihrer eigenen Ueberzeugung nichts zur Abhülfe der Theatergebrechen thun, ſo werden ſie ſich durch das Werk von Paldamus, deſſen Lectüre ihnen auch ohnehin zu große Langeweile machen würde, am wenigſten zu einem thatkräftigen Eingreifen im Sinne des Verfaſſers beſtimmen laſſen. Es blieben alſo ein paar Recenſenten, Schriftſteller und Theaterdichter übrig, die das Buch wirklich leſen werden. Aber was können ſie thun? So gut wie nichts. Hierzu kommt, daß der Verfaſſer auch ſie, ſowol Kritiker als Theaterproducenten, vielfach vor den Kopf ſtößt. Selbſt Laube und Gutzkow ſtehen ihm „inmitten der Theaterſchriftſtellerei“. Alſo mit dieſen wie mit vielen Andern hat er es auch verdorben; ſie werden ſich für ſeine Vorſchläge nicht intereſſiren, ſie werden ihnen entgegenarbeiten, wenn dies überhaupt nöthig wäre.

Und doch verdient das Paldamus'ſche Werk von Allen, welche für das Wohl und Wehe der Bühne ernſtlich beſorgt ſind und der von ihr ausgehenden Corruption ein Ende gemacht wünſchen, geleſen und ernſtlich geprüft zu werden. Selten oder nie ſind die Gebrechen und Schäden des deutſchen Bühnenweſens in ſolcher Vollſtändigkeit dargelegt worden. Der Verfaſſer meint es mit ſeinen Angriffen auf den gegenwärtigen Zuſtand der Bühne ehrlich; er iſt dabei in hohem Grade unparteiiſch und kämpft nicht aus irgendeinem perſönlichen Intereſſe für die realiſtiſche Richtung gegen die

idealistische, für Dawison contra Emil Devrient oder umgekehrt, für Hülsen contra Laube oder umgekehrt, für Friedrich Halm contra Gutzkow oder umgekehrt, für das shakspearisirende Drama gegen das französirende oder umgekehrt. Er operirt gegen den Hauptsitz des Uebels, nicht gegen dieses oder jenes krankhafte Symptom. Schafft man die Radicalursache des Uebels ab, so, meint er, werden auch die krankhaften Symptome schwinden, eins nach dem andern. Er will die Bühne und mit ihr auch die Bühnenpoesie versittlicht wissen. Der Staat, dem ja jetzt Alles aufgeladen wird, soll helfen; das Cultusministerium soll die Theater in Verwaltung und Aufsicht nehmen wie die Schulen; es sollen Theaterschulen ꝛc. gestiftet und infolge davon die Schauspieler in eine geachtetere bürgerliche Sphäre erhoben werden. Wir haben gegen die Einrichtung von Theaterakademien nichts; man hat schon so viele Experimente gemacht, daß man auch dieses Experiment noch machen kann. Die Hauptfrage bleibt dann immer noch, wie sich das Publicum der etwa dadurch bewirkten Theaterreform gegenüber verhalten wird. Die Theater bedürfen, um würdig zu existiren, großer Einnahmen, während man das Publicum doch nicht zwingen kann, die Aufführung von Stücken zu besuchen, die ihm kein Vergnügen machen. Wenn man nur Dramen im Sinne der Paldamus'schen Reformvorschläge aufführt, so wird das Publicum anderwärts seine Vergnügungssucht zu befriedigen suchen. Bürgerliche Moral, wie sie etwa in Eduard Devrient's (dem das Werk gewidmet ist) „Gunst des Augenblicks" oder „Verirrungen" gepredigt wird, läßt es sich wol mitunter gefallen, wenn Stücke dieser Art zugleich durch spannende Handlung interessiren, aber man versuche es einmal und bringe einem modernen Theaterpublicum diese bürgerliche Moral als tägliche Kost! Dabei verkennen wir die sowol auffallende als betrübende Thatsache nicht, daß unsere modernen Lustspiele häufig und meist auf einer sehr verderblichen Frivolität beruhen, auf einer Auflösung aller sittlichen Begriffe, die in ihrer Anwendung auf das wirkliche Leben, was theilweise freilich leider der Fall ist, auch eine vollkommene Auflösung des sittlichen Verbandes der Gesellschaft und des Familienlebens zur Folge haben müßte. Wir leugnen auch keineswegs die verderblichen Anschauungen, welche namentlich der weibliche und der jugendliche Theil des Publicums aus den Aufführungen solcher Stücke mit nach Hause nimmt. Aber wir glauben nicht, daß Theaterakademien sehr geeignet seien, diesem Unwesen vollständig ein Ende zu machen. Alle theologischen Facultäten der Welt und alle consistorialräthlichen Erlasse haben doch nicht hindern können, daß das religiöse Leben überall in Abnahme gekommen und im Verfall begriffen ist.

Der Verfasser geht noch weiter und fodert, daß sich das Theater mehr und mehr verchristliche, nicht in dem Sinne, daß vorzugsweise dramatische Dichtungen religiösen Inhalts zur Darstellung gebracht werden sollen; er verlangt nur, daß es sich vom christlichen Geiste mehr und mehr durchdringen und durchleuchten lasse. Er thut dies in dem interessanten Capitel „Das Theater und das Christenthum", worin er die allerdings auffallende Erscheinung erörtert, wie es gekommen ist, daß das Theater sich immer mehr und endlich ganz dem Christenthum entfremdete und seiner Einwirkung entzog. Indeß da das ganze Leben der modernen Menschheit in den meisten Ländern sich gegen das christlich-religiöse Element ziemlich indifferent verhält, was sich

namentlich in dem überall hervortretenden Verſchwinden der häuslichen Andacht zeigt, und da auch in den übrigen Künſten die Cultivirung des religiös-chriſtlichen Elements keineswegs mehr aus einem allgemeinen Bedürfniß, aus innerer moraliſcher Nöthigung hervorgeht, ſo wird wol auch dieſer Wunſch des Verfaſſers nur ein frommer bleiben. Die Berufung auf eine Intervention des Staats wird ſich ſolange als völlig unnütz zeigen, ſolange gerade in den höhern und höchſten Regionen die meiſt von Cavalieren verwalteten Theater nur als eine Vergnügungs- und Erholungsanſtalt und zwar namentlich zu Zwecken der Sinnen- und Augenluſt angeſehen und beſucht werden. Vorzüglich eingenommen und erbittert zeigt ſich der Verfaſſer gegen die wandernden Schauſpielerbanden, die ſogenannten „Schmieren", die er als Hauptpflanzſtätten der Demoraliſation betrachtet und die er daher ebenfalls dem Einfluſſe des Staats unterſtellt wiſſen will. Dagegen müſſen wir behaupten, daß dieſe wandernden Truppen, ſo demoraliſirt in ſich ſie auch ſein mögen, doch viel weniger ſittliche Corruption um ſich verbreiten als die Bühnen großer Städte. Die Bevölkerungen kleinerer Städte laſſen nicht ſo mit der Sittlichkeit ſpaßen und ſchließen ſich daher auch in ſtrengſter, faſt engherzig zu nennender Weiſe von den Mitgliedern herumziehender Truppen ab. Beraube man doch die kleinern Städte nicht aller poetiſchen Eindrücke! Man muß in einer kleinen Stadt ſeine Jugendjahre verlebt haben, um zu wiſſen, welche angenehme und anregende Abwechſelung das Erſcheinen einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft, ja auch nur einer Seiltänzertruppe in dieſes langweilige ſtagnirende Leben bringt. Ueberhaupt kann man den Verfaſſer von einer gewiſſen Pedanterie nicht freiſprechen, die ſich auch in ſeinen Anſichten über das ſogenannte Literatenthum offenbart. Dieſem Uebel, wenn es eins iſt, geht er nicht auf den Grund. Wo viele Preſſen beſchäftigt werden müſſen und Hunderte von Buchhändlern nach Manuſcript die Hände ausſtrecken, wird natürlich auch viel geſchrieben werden. Es gibt ja nicht ſo viele Proceſſe und Krankheiten, weil es ſo viele Advocaten und Aerzte gibt, ſondern es gibt ſo viele Advocaten und Aerzte, weil es ſo viele Proceſſe und Krankheiten gibt. Wenn in England — rechnet man die „Our own correspondents", die „Penny-a-liners" und überhaupt die fixirten Mitarbeiter politiſcher Zeitungen ab —, ein eigentliches Literatenthum nicht zu finden iſt, ſo liegt dies eben an Verhältniſſen, um die wir England beneiden müſſen und wenn dieſe Verhältniſſe bei uns fehlen, ſo ſind wol daran gerade unſere armen „Literaten" am wenigſten Schuld. nn.

Correspondenz.

Aus Breslau.

Mai 1857.

Δ. Auf einen glänzenden Winter ein ebenso glänzender Frühling, voll Sonnenlicht und Sonnenglut! Der Dichtermonat, über dessen Cultus soviel gespottet worden ist, weil er uns seit Jahren nur Rheumatismus und Katarrh gebracht hat, ist wieder zu Ehren gekommen, und wenn wir unter diesem südlich-klaren Himmel, bei 20—30 Grad Wärme, Nachtigallen- und Lerchengesang, blütenbedeckten Bäumen und dem ganzen Apparat eines ordentlichen, pflichtmäßig ausstaffirten Lenzes nicht sammt und sonders zu Dichtern werden, oder uns verlieben, oder etwas noch Schlimmeres thun, so liegt der Grund gewiß nur darin, daß wir gerade jetzt so außerordentlich viel zu sehen, zu bewundern, zu genießen und zu verrichten haben, daß uns zu dergleichen Allotriis keine Zeit übrigbleibt. Wir haben hier — aber ehe ich in der Aufzählung Dessen fortfahre, was wir haben, erlauben Sie mir noch ein Wort über Das, was wir wünschen. Ein einziges Wort sagt es, ein Wort, das man immer und überall wiederholen hört, von allen Ständen und Altern und Geschlechtern: es heißt Regen! Die Aussichten auf die diesjährige Ernte wären glänzend, wenn wir nicht noch zu befürchten hätten, daß die Trockenheit des angeblichen Kometenjahres alle Hoffnungen vereitelt. Viele Gutsbesitzer sind der Ansicht, daß der jetzige Stand der Felder eine solche Ernte verspreche, wie seit Jahrzehnden nicht dagewesen sei. In der That gingen auch die Getreidepreise so herunter (Roggen bis auf 41 Sgr., während er ein Jahr früher um dieselbe Zeit 98 gekostet hatte), daß Manche, welche bei dem Sinken der Preise im vorigen Herbst ihre Vorräthe auf den Frühling und auf eine erwartete hausse aufgespart hatten, Tausende verloren. Erst die anhaltende Trockenheit trieb in der Mitte des Monats die Notirungen um wenige Silbergroschen in die Höhe, auch nur vorübergehend: denn fast um dieselbe Zeit ergoß sich plötzlich über unsere Stadt und Umgegend ein starker Regen, welcher mit einigen Unterbrechungen einen Tag und eine Nacht anhielt, und bald darauf erhielten wir auch aus den meisten Theilen der Provinz die trostreiche Mittheilung, daß es geregnet habe. Vorläufig ist also die Aussicht auf eine gute Ernte noch gerettet, welche unsern in den letzten Jahren durch Ueberschwemmung, Misernten, Rinderpest und schließlich noch durch die in der Durchführung begriffene Uebertragung der Polizeianwaltschaft hart mitgenommenen Grundbesitzern in der That zu wünschen wäre. Aengstliche Stimmen erinnern zwar daran, daß ein Kometenjahr gewöhnlich große Trockenheit bringe; zunächst ist ja aber der Zeitpunkt des Erscheinens des gefürchteten Gastes überhaupt noch streitig. Die literarische Speculation hat sich natürlich auch dieses Ereignisses bemächtigt und es nach Kräften auszubeuten versucht. Ein halbes Dutzend Broschüren versicht oder bestreitet den Untergang der Welt, aber der Absatz scheint trotz der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes nur mäßig zu sein.

Solange die Erde noch zusammenhält, hat man noch so Vieles abzumachen, anzuschauen, zu genießen, — und sollte der Untergang wirklich

prompt am 13. Juni erfolgen, so muß man sich doppelt beeilen, um fertig zu werden. Gerade jetzt nimmt so Vielerlei das Tagesinteresse in Anspruch, daß selbst die vergnügungssüchtigen Breslauer in Verlegenheit gerathen, wie sie das Alles überwältigen sollen. Der Riese Murphy, die Kunstausstellung, der Wollenschläger'sche Circus, der Renz'sche Circus, der Ochse Molly, die Eröffnung der Industrieausstellung und hunderterlei Anderes machen sich die Gunst des Publicums streitig. Eigentlich habe ich die Kunstausstellung nur aus patriotischer Renommage mitaufgeführt; der Leute, die sich für Gemälde interessiren, sind wol nicht viel hier. Aber es geht doch Jeder einmal hinein, weil man anständigerweise einmal dort gewesen sein muß; man versteht eigentlich nichts von diesen Dingen, aber das ist auch nicht nöthig, denn was man darüber sagen soll, erfährt man ja aus den Zeitungsreferaten. Beim Ochsen Molly ist es viel gemüthlicher; zwei Stunden lang ist er liegend, die übrige Zeit stehend zu sehen, und in beiden interessanten Situationen versammelt er ein zahlreiches Publicum um sich. Natürlich, denn Molly versteht man ohne Erklärung und ohne gelehrte Bildung; überdies ist doch jedenfalls der allergrößte Ochse unserer Zeit einiger Beachtung werth. Augenblicklich hat jedoch die Eröffnung der Industrieausstellung, welche am heutigen Vormittag erfolgte, alle andern Tagesinteressen in den Hintergrund gedrängt, schon deshalb, weil sie wieder eine mit üblichem Schaugepränge gefeierte Haupt- und Staatsaction war. Sie fand in Gegenwart Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Wilhelm und zahlreicher Gäste statt, unter denen ich auch den Handelsminister Hrn. von der Heydt bemerkte. Später fand sich noch der General von Wrangel ein. Der Prinz, welcher das Protectorat über die Ausstellung übernommen hat, begab sich durch ein von den Innungsältesten gebildetes Spalier nach dem Ausstellungsgebäude, wo er von dem Vorstande des Gewerbevereins empfangen wurde, betrat dann die Halle und brachte das Lebehoch auf den König und die Königin aus. Hierauf hielt er den Umgang, welcher wol zwei Stunden dauerte. Sehr reichhaltig ist übrigens unsere Industrieausstellung zur Zeit noch nicht; irre ich nicht, so sind von über 1300 angemeldeten Gegenständen erst ungefähr gegen 600 aufgestellt, jedenfalls beträgt aber die Zahl der bereits vorhandenen nicht die Hälfte der angekündigten Fabrikate. Aber auch die Zahl der letztern ist gering, und der Grund davon ist in der verhältnißmäßig geringen Theilnahme der kleinen Städte zu suchen. Manche der Provinzialen klagen, daß ihre Einsendungen früher schlecht placirt worden seien, andere gestehen offen, daß sie mit den Leistungen der breslauer Werkstätten nicht rivalisiren könnten. Bei dem verhältnißmäßig nicht brillanten Erfolge dieser Industrieausstellung mag es auch wenig Aussicht auf Erfolg haben, wenn ein hiesiger Schriftsteller durch die Presse die Industriellen Schlesiens zur Begründung einer permanenten industriegeschichtlichen Sammlung auffodert. Allerdings wäre ein solches Unternehmen von großer Wichtigkeit. Noch immer fehlt es uns an einer Geschichte der Industrie, weil das dazu erfoderliche Material nur theilweise vorhanden ist. Während der Entwickelungsgang der Wissenschaften und fast aller Künste klar vor uns liegt, sodaß wir ihn durch alle Epochen hindurch und in allen Détails verfolgen können, haben wir für die Geschichte der Industrie nur Zahlen und Tabellen, nur Dasjenige, was die Statistik uns an die Hand gibt; aber die Statistik

gewährt nur das Gerippe der Geſchichte. Sowie man den Zuſtand unſerer gewerblichen Verhältniſſe trotz aller gedruckten Nachweiſe nicht gründlich kennenlernen kann, ohne Werkſtätten und Fabriken zu beſuchen, ohne ihre Producte zu prüfen und zu vergleichen, ſo wird uns auch die Geſchichte der induſtriellen Entwickelung erſt dann klar und verſtändlich werden, wenn wir in Sammlungen die Leiſtungen verſchiedener Zeiten nebeneinandergeſtellt erblicken. Die Induſtrieausſtellungen, welche wir ſeit einigen Jahren haben, erleichtern uns zwar die Bekanntſchaft mit den gegenwärtigen Zuſtänden, aber für die Vergangenheit hinterlaſſen ſie nichts als wiederum ſtatiſtiſche Notizen. Was uns fehlt, iſt eine permanente Sammlung, in welcher die Producte der hauptſächlichſten Induſtriezweige, mit Angabe des Preiſes, in fortlaufender Zeitfolge, etwa von Vierteljahrhundert zu Vierteljahrhundert, zuſammengeſtellt würden; gleichzeitig wäre nebenbei hierdurch zur Geſchichte der Moden das Material geboten. Gelänge es, annähernd zu ermitteln, wie ſtark der Abſatz in jeder einzelnen Branche innerhalb eines beſtimmten Zeitraums und beſtimmten Gebietes, etwa einer Provinz, geweſen ſei, ſo wären überdies dankenswerthe Grundlagen zu einer Geſchichte der Bedürfniſſe gewonnen. Aber ſo wünſchenswerth die Durchführung eines derartigen Unternehmens wäre, ſo unſicher ſind die Ausſichten auf Erfolg, die ſich ihm bei uns eröffnen. Permanente Ausſtellungen machen keinen Spectakel; eben wegen ihrer Permanenz würden ſie niemals Modeſache ſein, das Publicum würde alſo nicht hineinzugehen brauchen und die Eitelkeit der Einſender würde nicht auf ihre Koſten kommen. Wir haben vielerlei permanente Sammlungen, die gratis zu gewiſſen Tagen und Stunden geöffnet ſind, aber ich habe noch niemals, wenn ich eine derſelben beſuchte, außer mir und dem Aufwärter reſp. Caſtellan noch einen Dritten gefunden. Einheimiſche gehen nicht hinein, Fremde noch weniger. Sonſt müßten ſie jetzt gefüllt ſein, denn wir haben eine ungewöhnliche Zahl von Gäſten in unſern Mauern und darunter manche bekannte Perſönlichkeiten.

Ich meine damit freilich nicht den Vorſteher des Rauhen Hauſes zu Kaiſerswerth, der, aus Aegypten und Paläſtina zurückgekehrt, ohne Theilnahme für das bunte Treiben, welches in unſerer Stadt herrſcht, nach kurzem Aufenthalt wieder abreiſte; viele Andere hat aber eben dies Treiben gelockt und Manche ſo ſehr, daß ſie ſich für immer hier niederlaſſen. Zahlreiche Scharen von Fremden hat auch der Wollmarkt hierhergeführt, der diesmal ein recht guter zu werden verſpricht. Geſetzlich fängt er erſt in etwa zehn Tagen an; uſancemäßig pflegen jedoch die Geſchäfte abgeſchloſſen zu werden, ehe er beginnt, und Derjenige ſieht es als ein ſchlimmes Zeichen an, der ſeine Wolle um dieſe Zeit noch nicht verkauft hat. Ein ſicheres Urtheil über den Ausfall läßt ſich freilich noch nicht abgeben, doch ſcheint es nach den bisher ſtattgefundenen Käufen, daß die Preiſe um 5—8 Thlr. höher ausfallen dürften als im vergangenen Jahre, ſodaß auch nach dieſer Richtung hin die Grundbeſitzer Schleſiens einigen Erſatz für die erlittenen Nachtheile zu erwarten haben. Nicht minder erfreulich iſt die Nachricht, daß die Rindviehpeſt, welche neuerdings an mehren Orten ausgebrochen war, durch energiſches Einſchreiten im Keime erſtickt iſt. Der Dank dafür gebührt insbeſondere dem Oberpräſidenten von Schleinitz, der ſich dadurch neue Verdienſte um dieſe Provinz erworben hat. Bei den Anſprüchen auf Anerken-

nung, welche der Genannte durch die seltene Verbindung liebenswürdiger Humanität und energischer Amtsführung sich nach allen Richtungen hin erworben hat, wurde auch seine nunmehr erfolgte Ernennung zum Curator der hiesigen Universität, als Nachfolger des verstorbenen Geheimraths Heinke, als ein freudiges Ereigniß aufgenommen. Von seiner Fürsorge, verbunden mit dem Einflusse seiner hohen Stellung, läßt sich ein günstiger Einfluß auf das Gedeihen der Viadrina erwarten.

Ein Verlust steht derselben zunächst durch das wahrscheinliche Ausscheiden Mommsen's bevor, der gegenwärtig auf einige Monate beurlaubt ist. Daß der erste Band seiner „Römischen Geschichte" nunmehr in zweiter, stark vermehrter Auflage erschienen ist — ein Erfolg, welcher wissenschaftlichen Werken in Deutschland nicht allzu häufig zutheil zu werden pflegt —, dürfte Ihren Lesern schon bekannt sein; von speciellem Interesse für die hiesige Universität ist aber die Gründung einer akademischen Zeitschrift, welche durch die Anregung und unter den Auspicien des Genannten binnen kurzem erscheinen wird. Von andern Mitarbeitern des Journals, welches zunächst historisch-philologische und medicinische Wissenschaften vertreten soll, sind vorzugsweise Frerichs und Haase zu nennen. Sonst ist über die literarische Thätigkeit der Viadrina außer einer dritten Auflage von Tellkampf's Schrift „Ueber die Banken" und einer zweiten Auflage von Roßbach's „Metrik" nur zu berichten, daß Mancherlei im Werke ist und im Laufe dieses oder des nächsten Jahres erscheinen dürfte. So unter Anderm auch eine Herausgabe von Unterholzner's „Verjährungslehre", besorgt von Dr. Schirmer, einem jungen Romanisten, der sich durch seine schriftstellerischen Leistungen in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen Namen erworben hat. Ueberhaupt kann man nicht sagen, daß es der hiesigen Universität an Kräften fehle; wir haben die meisten Disciplinen gut vertreten und ein anregender Einfluß auf die Studirenden ist im Allgemeinen nicht zu verkennen. Was insbesondere die Letztern anlangt, so sind innerhalb der letzten Jahre manche Veränderungen wahrzunehmen gewesen. Die Zahl der eigentlichen Verbindungsstudenten hat sich verringert, die Verbindungen selbst haben ihren frühern Charakter großentheils verloren. Das wilde Extravagiren mit Klinge und Becher, die überlebte Romantik in Sitte und Kleidung, endlich alle jene rohgemüthlichen Nachklänge mittelalterlichen Kastengeistes, der jeden Commilitonen als Bruder und jeden Nichtstudenten als „Philister" ansah, sind verschwunden; die Musensöhne gehen, etwa die bunte Mütze abgerechnet, so modisch und stutzerhaft einher, als es ihre Mittel erlauben, nennen sich Sie, besehen die Welt durchs Lorgnon und können theilweise nicht ohne Sachkenntniß über die Vorzüge dieser oder jener Tänzerin oder Kunstreiterin sprechen. In einer Verbindung ist es verboten, mit den Abzeichen des Corps im Theater einen andern Platz zu besuchen als die Logen des ersten Ranges. Daneben existiren noch einige sogenannte „Zuckerwasser-Verbindungen", deren Mitglieder sich von berauschenden Getränken und gefährlichen Mordinstrumenten fernhalten und von Zeit zu Zeit zu allerlei unschädlichen Unterhaltungen zusammenkommen. An ein Zusammenhalten der Studentenschaft als solcher ist nicht viel zu denken und gemeinsame Institute können trotz aller Bemühungen nur kümmerlich ihr Dasein fristen. Breslau ist schon in so hohem Maße

eine Großſtadt, daß der Student in ſeinen anderweitigen Beziehungen vollſtändig darin aufgeht.

Bemerkbar wird er als Körperſchaft nur im Theater, wo man, namentlich bei claſſiſchen Stücken, ſtets eine bemerkenswerthe Anzahl von Muſenſöhnen antrifft, um ſo bemerkenswerther, je ſpärlicher andere Städter unſern Kunſttempel beſuchen. Man ſpricht hin und wieder von Gründung eines zweiten Theaters, allerdings ein kühner Gedanke, da ſich das eine kaum halten kann. Vielleicht glaubt man es eben deshalb um ſo leichter durch Concurrenz todtmachen zu können — aber was dann? Ich habe ſtets zu den prononcirten Gegnern der vorigen, noch mehr der jetzigen Theaterdirection gehört, gebe auch gern zu, daß es gar nicht ſchlimmer werden kann und vorausſichtlich etwas beſſer. Aber ſolange unſer Theater, das Loos eines jeden Privattheaters theilend, darauf angewieſen iſt, möglichſt viel Geld zu machen, wird es auch von jedem ernſtlichen Verſuche, den Geſchmack des Publicums zu bilden, abſtehen müſſen. Freilich wäre ſchon viel gewonnen, wenn es nur den Geſchmack des Publicums nicht zugrunde richten hilft. Freilich haben wir in der letzten Zeit manchen berühmten und des Ruhmes werthen Gaſt hier gehabt, aber die eigenen Kräfte einer Bühne pflegen durch Gaſtſpiele nicht zu gewinnen. Eigenthümlich und erwähnenswerth iſt auch die Anlage unſers Répertoire. So wurde „Adalbert vom Babanberge" im voraus todtgemacht, indem das Stück am Schluß der Saiſon und als letztes Debut des Darſtellers zum erſten mal gegeben wurde; die Möglichkeit einer Wiederholung wurde nur durch einen Zufall gewährt. Dagegen ſtehen uns für den Beginn der nächſten Saiſon zwei intereſſante Novitäten von Rudolf Gottſchall bevor: „Mazeppa, geſchichtliches Trauerſpiel in fünf Aufzügen" und „Law". Des „Mazeppa" iſt in dieſem Blatte ſchon Erwähnung geſchehen. Der Held der Tragödie iſt jener bekannte Hetman der Ukraine, als Jüngling zur Strafe für ſein kühnes Lieben auf wildem Roß feſtgebunden und fortgeriſſen in ſchreckensvollem Lauf, bis unter ihm der ſchnaubende Renner zuſammenbrach; im Alter an ein noch wilderes Roß, die Leidenſchaft, geſchmiedet, das ihn in verwegener Jagd fortreißt aus den heimiſchen Steppen nach Karl's Lager, wo ihm die Königskrone der Koſacken entgegenblinkt. Aber: „Die Leidenſchaft, das wilde Roß, zerſchellt, das iſt das ewige Geſetz der Welt!" Ich halte dieſe neueſte Schöpfung Gottſchall's unſtreitig für eine ſeiner bedeutendſten. Die Grundidee, welche, wie Victor Hugo ſich ausdrückt, im Drama ſich ebenſo vorfinden muß wie im ſchönſten Frauenkörper das Skelett, iſt in „Mazeppa" mit großer Folgerichtigkeit ausgearbeitet, die Charaktere ſind größtentheils ſehr ſcharf gezeichnet, die Handlung iſt von fortſchreitender Spannung. Die Wirkung dieſes Stücks auf dem Theater dürfte vorausſichtlich eine ergreifende ſein, denn Gottſchall's ſonſtige bekannte Vorzüge, nämlich die hinreißende Glut und Farbenpracht ſeiner Muſe, zeichnen auch dieſe Schöpfung aus. Ueber „Law", ſein neueſtes, erſt kürzlich vollendetes Stück, ſchreibe ich wol nächſtens mehr; vorläufig nur die Bemerkung, daß der Held des Stücks jener hiſtoriſche John Law iſt, der geiſtvolle ſchottiſche Abenteurer, der Ahnherr aller unſerer modernen Verſuche, den Mangel an wirklichen Erſparniſſen der Nationen durch Capitalsfictionen zu erſetzen.

Notizen.

Die deutſche Theaterwelt hat einen ihrer bekannteſten Namen verloren, einen Enthuſiaſten, wie ſie kaum jemals einen zweiten beſeſſen hat und ganz gewiß nie wieder beſitzen wird: am 21. Mai ſtarb zu Altona in einem beſcheidenen Bürgerhauſe Karl Friedrich Graf von Hahn-Neuhaus, einſt Beſitzer von 99 großen Rittergütern. Graf Hahn war 1782 zu Remplin im Mecklenburgiſchen geboren. Noch als Knabe, während eines mehrjährigen Aufenthalts in Hamburg, ſah er daſelbſt den großen Schröder, eine Bekanntſchaft, die für ihn verhängnißvoll wurde: denn von da an datirte jene blinde Theaterleidenſchaft, die nach und nach ſeine koloſſalen Einkünfte verſchlang und aus dem reichſten Edelmann ſeiner Heimat einen herumziehenden Theaterunternehmer werden ließ. Von Hamburg begab Graf Hahn ſich 1799 auf die Univerſität nach Greifswald, wo damals die Döbbelin'ſche Truppe ſpielte; die Leiſtungen derſelben waren zwar mit denen der Schröder'ſchen Bühne in keiner Weiſe zu vergleichen, genügten aber doch, den jungen Theaterenthuſiaſten immer enger mit der Welt der Bretter zu verknüpfen. Auf ſein Stammgut Remplin zurückgekehrt, errichtete er daſelbſt ein Liebhabertheater, auf welchem die erſten Berühmtheiten der damaligen deutſchen Bühne, ein Iffland, eine Bethmann ꝛc. mitwirkten. Die Freigebigkeit, mit welcher Graf Hahn dieſe Gaſtſpiele belohnte, war wahrhaft königlich und auch die Ausſtattung der Bühne an Decorationen, Coſtümen ꝛc. konnte dreiſt mit jedem Hoftheater wetteifern. Wol nie in der Welt hat ein Liebhabertheater über ſo außerordentliche Mittel geboten; ſelbſt ſo perſonenreiche Stücke wie Werner's „Weihe der Kraft“ (mit Iffland als Martin Luther) oder Schiller's „Jungfrau von Orleans“ (mit der Bethmann in der Titelrolle) kamen hier zur Aufführung; die maſſiv ſilberne Rüſtung, welche der Graf bei letzterer Gelegenheit dem Darſteller des Dunois zum Geſchenk machte, gehört noch jetzt zu den glänzendſten Erinnerungen der deutſchen Theaterwelt und mancher hungerige Komödiant, der ſich vergeblich nach einem Engagement bei einer Sommerbühne umſieht, fühlt ſich noch heute von edelm Stolz ergriffen, wenn er an eine Zeit zurückdenkt, wo Dergleichen in Deutſchland überhaupt möglich war. Aber ſelbſt dies ſo glänzend ausgeſtattete Liebhabertheater vermochte die Leidenſchaft des Grafen auf die Dauer nicht zu befriedigen; von dem Verlangen getrieben, ſich der über Alles geliebten Kunſt auch öffentlich zu widmen, trat er bereits 1804 an die Spitze einer reiſenden Truppe, das Jahr darauf aber, nach dem Tode ſeines Vaters, übernahm er die Leitung des ſchweriner Hoftheaters. Inzwiſchen hatten ſelbſt die enormen Reichthümer, über welche der Graf gebot, nicht ausgereicht zu den koſtſpieligen Experimenten, zu denen ſeine Theaterneigung, verbunden mit der ihm eigenen Großmuth und Freigebigkeit, ihn verleitete; bereits 1808 wurde eine Sequeſtration der gräflichen Güter nöthig, durch welche die Einkünfte ihres Beſitzers weſentlich geſchmälert wurden. Auch ſchien der Graf ſich infolge deſſen wirklich eine zeitlang vom Theater zurückziehen zu wollen; er wurde Soldat und nahm als Offizier an den Feldzügen von 1813 und 1814 theil. Allein ſchon 1817 hatte die Sirene des Theaters ihn aufs

neue umstrickt und zwar hielt sie ihn in demselben Grade fest, als seine Mittel immer beschränkter und ärmlicher wurden. Er trat aufs neue an die Spitze verschiedener reisender Truppen, mit denen er in Pommern, Mecklenburg, Holstein ꝛc. umherzog. Auch versuchte er sich zu wiederholten malen als Director stehender Bühnen, z. B. in Lübeck, ohne sich jedoch irgendwo auf die Dauer behaupten zu können, indem er trotz seines weißen Hauptes die überall, beim Theater aber doppelt nothwendige Kunst, Einnahmen und Ausgaben in Einklang zu bringen, noch immer nicht erlernt hatte. Zehn mal bankrott geworden, versuchte er immer wieder von neuem das alte Spiel; erst nachdem er 1838 die Direction des Stadttheaters zu Altona, die er das Jahr zuvor übernommen, wegen finanzieller Bedrängnisse hatte niederlegen müssen, zog er sich für einige Zeit vom Theater zurück. Aber für die Dauer war auch dieser Rückzug nicht; da seine Mittel nicht mehr ausreichten, eine ordentliche Truppe zusammenzubringen, so übernahm er die Direction verschiedener kleiner Sommerbühnen, zufrieden, den Thespiskarren nur überhaupt noch zu leiten und unbekümmert darum, wie klein und ärmlich derselbe auch war: bis endlich theils immer neue Unglücksfälle, theils auch die Beschwerden des hohen Alters ihn nöthigten, ein Feld zu räumen, das er mit so vieler Aufopferung und dennoch so fruchtlos angebaut hatte. Beiläufig bemerkt, war er der Vater der Gräfin Ida Hahn-Hahn, der bekannten Schriftstellerin, jetzigen Nonne im Kloster zum guten Hirten in Mainz.

Noch immer tauchen neue Projecte zu öffentlichen Denkmälern auf. In Kolberg in Pommern soll ein Standbild König Friedrich Wilhelm's III. errichtet werden; das Fußgestell desselben soll zugleich eine Verherrlichung Gneisenau's und Nettelbeck's enthalten, bekanntlich die Helden jener denkwürdigen Belagerung, deren 50jährige Wiederkehr die Bürgerschaft von Kolberg im Laufe dieses Sommers zu feiern gedenkt. Von Weißenfels aus wird ein Aufruf verbreitet zur Herstellung eines Denkmals auf dem bekannten Schlachtfelde von Roßbach, während die Reutlinger zu einem Denkmal für Johann Friedrich List, den Nationalökonomen, sammeln. Dem letzten Unternehmen wünschen wir ein besonders glückliches Gedeihen; ist auch List's Handelssystem durch die erweiterten Bedürfnisse der Zeit längst widerlegt und überflügelt worden, so war er doch ein Mann von so seltener Thatkraft und von so aufrichtigem Patriotismus, wie deren in Deutschland nur wenige gefunden werden und ist ihm schon deshalb sowie gleichsam als Sühne für sein unglückliches Ende die Ehre eines Denkmals wol zu gönnen. Dagegen hat es mit dem Denkmal, das in Wien für Mozart errichtet werden sollte, nicht glücken wollen; trotz wiederholter Auffoderung und ungeachtet der großen Worte, mit denen das Project angekündigt ward, ist doch nur eine kaum nennenswerthe Summe zusammengekommen und hat der Magistrat von Wien daher beschlossen, es bei einem einfachen Gedenkstein bewenden zu lassen, der auf Kosten der Stadt auf dem bekanntlich mehr als zweifelhaften Grabe Mozart's errichtet werden soll.

Im Verlag von Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt a. M. ist der Anfang eines neuen literarischen Unternehmens erschienen, das beim Publicum voraussichtlich lebhaften Anklang finden wird: „Familienabende. Von Hein-

rich Koenig". Unter dieſem Titel beabſichtigt der Verfaſſer, der allgemein als einer unſerer beliebteſten Erzähler anerkannt iſt, eine Reihenfolge novelliſtiſcher Darſtellungen von mäßigem Umfang erſcheinen zu laſſen, in denen neben dem Intereſſe der Unterhaltung auch hauptſächlich darauf Rückſicht genommen werden ſoll, daß ſie Alles vermeiden, was ſie für die Lectüre im Familienkreiſe ungeeignet machen könnte. Der unlängſt erſchienene erſte Band enthält eine hiſtoriſche Novelle: „Täuſchungen"; dieſelbe ſpielt zur Zeit der Mainzer Clubiſten, alſo zu einer Zeit, für welche der Verfaſſer ganz ſpecielle Studien gemacht und in deren Darſtellung ſowol als Dichter wie als Hiſtoriker er ſich bereits als Meiſter bewährt hat.

Die Geldſtellung des Hauſes Rothſchild iſt auch eine Weltſtellung geworden, weshalb das Publicum wol auf folgende in Lieferungen erſcheinende Schrift: „Das Haus Rothſchild. Seine Geſchichte und ſeine Geſchäfte. Aufſchlüſſe und Enthüllungen zur Geſchichte des Jahrhunderts, insbeſondere des Staatsfinanz- und Börſenweſens" (Prag und Leipzig, Kober), vorläufig aufmerkſam zu machen iſt, da ſich ein genügendes Urtheil über den Werth des Werks wol erſt nach dem vollſtändigen Erſcheinen deſſelben oder doch einer Reihe von Lieferungen feſtſtellen läßt. Indeß enthält auch die uns vorliegende erſte Lieferung ſchon ſo manche pikante Züge, die auf das Ganze geſpannt machen. Da die Staaten jetzt mit der Börſe ſo eng verflochten ſind, wird eine Geſchichte des Hauſes Rothſchild nothwendig auch einen lehrreichen Blick in das geheime Räderwerk der modernen Staatengeſchichte eröffnen. Intereſſant iſt, was einmal Gentz an Adam Müller über die Rothſchild ſchrieb, „ſie ſeien gemeine unwiſſende Juden, von gutem äußern Anſtand, in ihrem Handwerk bloße Naturaliſten, ohne irgendeine Ahnung eines höhern Zuſammenhangs der Dinge, aber mit einem wunderbaren Inſtinct begabt; auch ihr ungeheurer Reichthum ſei durchaus nur das Werk dieſes Inſtincts".

Von dem Geheimrath Fritze in Berlin, dem Ueberſetzer des Sophokles und Euripides, erſchien ſoeben eine Schrift über „Das Alexanderbad im Fichtelgebirge. Seine Mineralquelle und Kaltwaſſerheilanſtalt. Seine Lage und ſeine Umgebungen. Eine Reiſehandbuch und Wegweiſer durch das Fichtelgebirge" (Berlin, Schindler). Erinnern wir uns recht, ſo veröffentlichte derſelbe Verfaſſer ſchon vor einigen Jahren eine ähnliche Schrift über das neu begründete Bad zu Ruhla im Thüringerwalde, die zu der Beliebtheit, welche dieſer Ort neuerdings bei den Sommerreiſenden, namentlich den Berlinern, erlangt hat, nicht wenig beigetragen. Auch das vorliegende Werkchen iſt, eine gewiſſe Breite und Süßlichkeit der Darſtellung abgerechnet, recht zweckmäßig geſchrieben und wird vorausſichtlich nicht verfehlen, dem bis dahin wenig beſuchten Alexanderbade ganze Scharen neuer Gäſte zuzuführen. Ob freilich dem Orte ſelbſt damit gedient iſt und ob es überhaupt als ein Gewinn zu betrachten, wenn die Heerſtraßen unſerer Touriſten immer zahlreicher, der ſtillen Zufluchtsörter, wo der Ruhebedürftige noch ungeſtört mit der Natur verkehren kann, immer weniger werden, das iſt eine Frage, die ſich Jeder nach ſeinem perſönlichen Geſchmack beantworten mag.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach.) Von **Adolf Bock.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.) Von **E. Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **F. Gustav Kühne.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **F. Gustav Kühne.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Berneck.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrußland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Herrn Malhuber's Reise-Abenteuer. Von **Friedrich Gerstäcker.**
Casanova's Flucht aus den Bleikammern von Venedig.

Preis des Bändchens 10 Sgr.
In allen Buchhandlungen zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Ausgabe in Lieferungen.

Lieferung I: **Dresden, Koblenz-Köln, München, Augsburg-Ulm.**

Diese Ausgabe erscheint in ungefähr 20 Lieferungen, die in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden.

Preis jeder Lieferung von drei Blatt in Umschlag 10 Sgr.

Die erste Lieferung, auf deren Umschlag sich ein ausführlicher Prospect befindet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Die **Ausgabe des Reise-Atlas in einzelnen Blättern** (in Umschlag steif broschirt nebst Text) wird fortgesetzt und sind die bisher erschienenen Blätter in allen Buchhandlungen vorräthig. **Preis jedes Blattes 5 Sgr.**

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 25.** 18. Juni 1857.

Inhalt: Zweite Liebe. Gedichte von **Robert Prutz.** — Wanderungen eines Juriſten in der Schweiz. Von **Eduard Ofenbrüggen.** V. — Griechiſche Alterthümer. — Literatur und Kunſt. Zur deutſch-däniſchen Frage. (Baumgarten, „Schreiben an den Earl von Shaftesbury ꝛc.“; „Fliegende Blätter aus Baiern“, 3. Heft.) — Militäriſche Belletriſtik. (Hackländer, „Soldatengeſchichten für das Militär und ſeine Freunde“, 4. Band; Wickede, „Erzählungen eines öſtreichiſchen Veteranen“ und „Der Sohn des Regiments. Oeſtreichiſche Soldatengeſchichten“; Ebersberg, „Zur Milares“; „Unter dem Doppeladler. Geſchichte des Feldzugs in der Krim nach Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutſchen Arztes in ruſſiſchen Dienſten“ und „Militäriſche Unterhaltungsbibliothek“, herausgegeben von Ferdinand Pflug; Winterfeld, „Soldatenleid — Soldatenluſt“ und „Garniſongeſchichten“.) — Correſpondenz. (Aus Brüſſel. — Vom Rhein.) — Notizen. — Anzeigen.

Zweite Liebe.

Gedichte

von

Robert Prutz.

Liebesmacht.

O wundervolle Liebesmacht,
Die alte Flammen neu entfacht,
Daß aus der Aſche ſtumm und kalt
Dir neue Glut entgegenwallt!

Fühllos war meine Bruſt wie Erz,
Geſtorben wähnt' ich längſt mein Herz,
Einförmig rann der Tage Fluß;
Ich lebte, weil ich leben muß.

Digitized by Google

Da, wie aus Wolken dumpf und ſchwer
Herniederflammt ein Feuermeer,
So in die Seele mir hinein
Brach deines Auges Flammenſchein.

Und wie im Lenz der Sonne Strahl
Das Leben weckt in Berg und Thal,
So ſproßt aus meines Herzens Schacht
Ein neuer Mai in Blütenpracht.

Schon zittert leiſe durch die Bruſt
Ein Widerſchein mir künft'ger Luſt,
Schon tönen Lieder aus und ein;
Ich fühl's, noch kann ich glücklich ſein! —

Doch weißt du auch, daß auf den Mai
Der Sommer immer kommt herbei?
Doch ahnſt du auch, o ahnſt du ſchon,
Was dieſe Flammen noch uns droh'n?!

Sei's —! Ob zu Aſche brennt dies Herz,
Geſegnet dennoch, ſüßer Schmerz!
Ja wenn die Glut mich tödten ſoll —
Auch ſolch' ein Tod iſt wonnevoll!

Geneſung.

Mit dieſem Kuß von meinem Munde
Hat dich die Liebe neu geweiht,
Und fernab wie in Meeresgrunde
Liegt alle Schuld vergang'ner Zeit;
Dieſelbe biſt du heut' mir wieder,
Wie einſt in meiner Jugend Traum,
Und jauchzend knie' ich vor dir nieder
Und küſſe deines Kleides Saum!

Ein tückiſch Fieber iſt's geweſen,
Was dir den Sinn gefangenhielt;
Nun aber biſt du raſch geneſen,
Seit ſich dein Herz an meinem fühlt.
Von meinen Armen du gehalten,
An meiner Bruſt dein Angeſicht —
Es flieh'n die nächt'gen Spukgeſtalten
Vor unſ'rer Liebe gold'nem Licht!

Mein Kind.

Mein Kind! und noch einmal: mein Kind!
Wie tönt das Wort ſo weich, ſo lind!
Wie fernher den verirrten Sohn'
Zur Heimat lockt der Glocke Ton!

Auch du, mein Kind, eh' du's gedacht,
Verirrteſt dich in finſt'rer Nacht;
Es hatte dich ein falſcher Stern
Gelockt von meinem Herzen fern. —

Ich lag, vom Kummer zugedeckt;
Da hat ein Ruf mich aufgeweckt,
Der klang ſo ſchmerzlich wohlbekannt;
Ich ging und lief, bis ich dich fand.

O birg in meinen Mantel dicht,
Verbirg dein roſig Angeſicht,
Um meinen Hals ſchling' deinen Arm,
Daß ich dich halte treu und warm!

Und wie wir nun beiſammen ſind,
So biſt und bleibſt du nun mein Kind,
Mein ſüßer Troſt, mein Ein und All,
Du meiner Lieder Nachtigal!

Mahnung.

Auf meiner Stirne deine Hand,
Auf meinem Mund der Hauch des deinen —
Was hat die Sinne mir gebannt,
Daß ſolche Träume mir erſcheinen?
Doch nein, es iſt nicht Träumenszeit!
Noch einmal, wie in alten Tagen,
Fühl' ich mein Herz an deinem ſchlagen
In wonnevoller Wirklichkeit!

O nun verſteh' ich deinen Spruch,
Allmächtig waltendes Geſchick!
In Segen wandelſt du den Fluch,
Gibſt Leben mir für Tod zurück!
Es mußten Jammer erſt und Leid
Die trotz'ge Seele mir durchwühlen,
Auf daß ich lernte, recht zu fühlen
Einſt dieſer Stunde Seligkeit.

O halte nun, o halte feſt,
Was uns des Himmels Huld verlieh'n!
An Buſen Buſen dicht gepreßt,
O laß die Stunde nicht entflieh'n!
Nie wird uns, nie zum zweiten mal
Was heut' die Götter uns gewähren:
Den Flammenbecher laß uns leeren,
Und wirf in Scherben den Pokal!

Opferflammen.

Flammen wußteſt du zu wecken,
Die zu Aſche längſt gebrannt,
Und nun willſt du jetzt erſchrecken
Vor dem Werk der eig'nen Hand?
Laß ſie ſprühen, laß ſie lodern,
Himmelan in ſel'ger Wuth —
Opferflammen ſind's! ſie fodern
Unſ're Seelen zum Tribut!

Alles, was du je gelitten
In des Herzens ſtillem Grund,
Was die Seele dir zerſchnitten,
Wirf es keck in ihren Schlund!
Alle Noth vergang'ner Tage,
Allen Kummer, allen Gram,
Jede halberſtickte Klage,
Die kein liebes Ohr vernahm!

Aber auch die falſchen Eide,
Welche dich und mich getrennt,
Opf're ſie in ſtolzer Freude
Dem empörten Element!
Jedes Wort, das dich betrogen,
Jeder falſche Druck der Hand,
Jeder Kuß, der dir gelogen,
Alles ſei zu Staub verbrannt!

Daß mit reinerm Flügelſchlage,
Wie ein Phönix neubelebt,
Aus dem Flammenſarkophage
Unſ're Liebe ſich erhebt.
Sieh', ſchon glüht's vor unſern Blicken,
Flammen faſſen dich und mich,
Und mit jauchzendem Entzücken
Stürzt in Seele Seele ſich.

Wanderungen eines Juriſten in der Schweiz.

Von

Eduard Oſenbrüggen.

V.

Unterwalden.

Als man im frommen Mittelalter — es war zu Anfang des 12. Jahrhunderts — in Unterwalden, das damals noch mehr wild als lieblich war, nach einem Ort umſchaute, um ein Kloſter zu gründen, ſiehe, da übernahmen Engel die Beſtimmung des Orts und das Kloſter wurde fortan Engelberg (mons angelorum) genannt. So lautet die Sage, und wenn irgendein Ort mit ſchönklingendem Namen denſelben verdient, ſo iſt es Engelberg. Es ſagt ein alter Chroniſt: „Engelberg liegt weit im Thal und gar hoch im Gebirg, in einer ſchönen ebenen Wilde, zwiſchen hohen grasreichen Bergen". Boden und Gegend des Kloſters haben zwar nicht die „bekannten ſieben" Eigenſchaften, die ein Kloſtergrund haben ſollte, namentlich wächſt hier kein Wein und Obſt gedeiht nur an den Spalieren der Kloſtermauern, aber eine Luft iſt hier, die wie Lebensbalſam wirkt. Der alte Chroniſt hat ganz Recht, wenn er ſagt, Engelberg liegt im Thal und im Gebirge zugleich; das Hochthal iſt bedeutend über der Fläche des Vierwaldſtätterſees und umſchloſſen von Bergrieſen, unter denen der Titlis einer der impoſanteſten iſt. Zwiſchen dieſen ſtarren Bergmaſſen und dem Thal ſind die vielen lieblichgrünen Alpen eine Vermittelung von zwei Welten.

Es iſt ja oft im Leben der erſte Eindruck, den man bekommt von Gegenden und Orten wie von Menſchen, entſcheidend für alle Zeit und unauslöſchlich ſteht das erſte Bild, in welchem Engelberg ſich uns zeigte, mir vor Augen. Am Tage zuvor hatten wir in einem unabläſſigen Regen das Joch, den Paß, der aus dem Haslithal nach Unterwalden führt, beſtiegen. Dieſer Weg war uns ſehr empfohlen worden, weil er große Abwechſelung böte und viele große und kleine Waſſerfälle; aber der perennirende Waſſerfall, der uns durchnäßte, ließ keine Freude an weitern Waſſerfällen aufkommen. Ermüdet von dem Steigen auf den glatten Wegen fanden wir endlich am Abend auf der Engſtlenalp ein Unterkommen in der geräumigen Sennhütte, die zwar keine große Bequemlichkeit gewährte, aber uns doch Das bot, was uns zum Weiterleben gerade nothwendig war, zuerſt Wärme und dann Speiſe und Trank, die nach bewandten Umſtänden nicht zu verachten waren. Der Gaisbub wurde ausgeſchickt, um aus dem nahen Alpſee Trüſchen zu holen; zu den gebratenen Fiſchen kamen gebratener und friſcher Ziegenkäſe und

Milch erſter Qualität, und nachdem die Vitalität hergeſtellt war, ſtellte ſich auch der beſte Reiſegefährte, der Humor, wieder ein. Da ein anderthalbſchläfiges Bett für fünf Perſonen nicht ausreichte, wurde Heu hinzugenommen; einige Fenſterſcheiben, die im Schlafraum „fehlend vorgefunden" wurden, mußten von unſerm ſorgſamen Reiſemarſchall durch Heu erſetzt werden und es fehlte nichts mehr, um uns bald in tiefen Schlaf auf hoher Alp zu verſenken. Am folgenden Morgen hatten wir zwar nicht die rechte Elaſticität zum Wandern, aber wir waren froh, die Sennhütte mit ihrem obligaten bukoliſchen Schmuz hinter uns zu laſſen und nachdem wir zuerſt eine ernſte einſame Gegend durchzogen hatten, ging es immer ſteiler bergab, bis wir faſt in das Thal von Engelberg hineinfielen. Es war die Veſperzeit, als uns das Läuten der Glocken den Kloſtergrund verkündigte; das Läuten hielt länger an als an gewöhnlichen Tagen, denn es war Samſtag und mir wurde es klar, warum man im Mittelalter unter den höhern Frieden auch einen „Sonnabendsfrieden" hatte, unter deſſen Schirm ein Jeder ungehindert und unbekümmert von ſeinen Feinden zur heiligen Stätte gehen konnte, um auch den innern Frieden zu ſuchen. Wir gingen der Kloſter- und Pfarrkirche nicht vorbei und die Benedictiner blickten freundlich auf die Reiſenden, welche ihre Raſtzeit in Engelberg in geweihter Stimmung beginnen wollten. Der Tag ſchloß mit einem Sonnenuntergange, wie ihn ein altes deutſches Weisthum ſo ſchön und wahr bezeichnet als „die Zeit, da die Sonne in Gold geht". Nachdem ſie ihre Strahlen aus dem friedlichen Thal zurückgezogen hatte, prangten noch die Berge im roſigen Schein, dann glänzten nur die höchſten Schneekuppen des Titlis und ſeiner Genoſſen und bald lagerten ſich tiefe Schatten über das Thal von Engelberg.

Von Engelberg aus iſt das Durchwandern Unterwaldens ſehr bequem und wohin man geht, wird man erinnert durch Namen von hiſtoriſcher Bedeutung, daß man den claſſiſchen Boden der Urſchweiz betreten hat. Unterwalden hat ſeine reiche Geſchichte, die von den erſten Bünden der drei Waldſtätte an Jahrhunderte umfaßt; es hat ſeine Helden und ſeine Heiligen, ſeinen Winkelried und ſeinen Bruder Klaus (Niklaus von Flüe). „Wir ſind die Erſten auf dem Platz, wir Unterwaldner". Dieſen Spruch, den Schiller dem Unterwaldner auf dem Grütli in den Mund legt, hat ſich noch oft bewährt, wenn es galt die Freiheit zu bewahren. Noch im Jahre 1798 nahmen die Nidwaldner einen Ehrenkampf um die Freiheit auf, der ſchwerer war als einer der frühern und obgleich ſie beſiegt wurden, von einem mächtigen im Siegeslauf vordringenden Feinde, zeigten ſie männiglich, daß ſie die „Enkel Winkelried's" waren. Der Widerſtand gegen die von General Schauenburg befehligte franzöſiſche Armee war vergeblich und das hätte vorhergeſehen werden

können: aber wer ſein Leben einzuſetzen vermag für ſein Vaterland, dem weiſt die Geſchichte, treu und wahr, welche nicht blos nach den Erfolgen, ſondern nach den Thaten und ihren Motiven urtheilt, einen Ehrenplatz an. Die Geſchichte wird auch vielleicht für die Kapuziner, welche damals, nach Art der mannhaften Prieſter früherer Zeit, die Kapuze mit der Kriegsrüſtung vertauſchten, einen andern Namen finden als den der Fanatiker. Einer derſelben, Paul Styger, ſtand bald auf den Kanonen, bald eilte er zu Roß hierhin und dorthin, um die Kämpfer zu ermuthigen und die ihn ſo ungünſtig beurtheilenden Hiſtoriker müſſen ihm den Ruhm laſſen, daß er nicht wich, ſolange der Kampf dauerte. Ich habe mich vergebens nach ſeinem weitern Lebensſchickſal erkundigt und nur die ſeltſame Notiz erhalten, daß er ſpäter nach der Türkei gegangen ſei. Am Abend des 9. September, als der Kampf entſchieden war, ſchrieb der franzöſiſche Feldherr Schauenburg an den General Jordy: „Wir haben viel Volk verloren und zählen blos an 350 Verwundete. Dies war bei der unglücklichen Hartnäckigkeit dieſer bis zur Raſerei tollkühnen Menſchen unvermeidlich. Es war der heißeſte Tag, den ich jemals geſehen habe.“ Der Verluſt der Franzoſen an Todten wurde auf 1200—2000 angegeben; denn die Scharfſchützen von Nidwalden verwundeten nicht, ſondern trafen ſicher. Allein bei einem franzöſiſchen Corps ſollen 25 Offiziere geblieben ſein. Nach einer officiellen Unterſuchung waren nur 90 Nidwaldner auf dem Kampfplatze gefallen, aber der Menſchenverluſt des kleinen Ländchens betrug doch 386, darunter 127 Weiber, Jungfrauen und Kinder. Ein blinder Greis, der namhafte Maler Wyrſch, welcher vordem Profeſſor an der Akademie zu Beſançon geweſen, aber zurückgekehrt war, um auf dem heimatlichen Boden ſein Leben zu beſchließen, fand in den Flammen ſeines Hauſes in Buochs den Tod. Die erbitterten Sieger mordeten, brannten und plünderten. Die Kirchen und Kapellen wurden aller ihrer Koſtbarkeiten beraubt und der durch Brand und Raub dem nichts weniger als reichen Ländchen zugefügte Schaden belief ſich auf nahe an anderthalb Millionen Gulden. Reichliche Spenden aus verſchiedenen Theilen der Schweiz ſuchten die Noth der Nidwaldner zu lindern; an 100 vaterloſe Kinder wurden von menſchenfreundlichen Familien aufgenommen; in einem Nebengebäude des Frauenkloſters in Stans wurde eine Waiſenanſtalt gegründet und der edle Heinrich Peſtalozzi ihr zum Vorſtande gegeben. Dieſe Epiſode aus der neuern Geſchichte eines Hirtenvolks iſt tragiſch und herrlich zugleich.

Unterwalden zerfällt in zwei Hälften oder Hauptthäler. Die weſtliche Hälfte heißt Obwalden, die öſtliche Nidwalden. Die Scheidewand macht der meiſtens aus dunkeln Tannen beſtehende Kernwald, daher auch die Unterſcheidung: ob und nid dem Kernwald, die leider auch eine

politiſche iſt. In dem Kampfe von 1798 ſtand Nidwalden allein und hatte nur einige Hülfe von Schwyz und Uri; Obwalden betheiligte ſich nicht an dem Kampfe. Nicht ſelten haben ſich dieſe beiden Theile eines Ganzen ſogar als feindliche Brüder gegenübergeſtanden. Die Verfaſſung und Verwaltung Obwaldens iſt geſondert von der Nidwaldens, obgleich der Typus des öffentlichen Lebens in beiden derſelbe iſt, weil beide reindemokratiſch ſind. Alljährlich im Frühjahr, am letzten Sonntag im April, verſammelt ſich das ſouveräne Volk zur regelmäßigen Landsgemeinde auf dem Landenberge bei Sarnen und zu Wyl an der Aa bei Stans unter freiem Himmel. Alle Beamte in ihrer Amtstracht und die Ortsgeiſtlichen ziehen vom Hauſe des Landammans nach dem Vormittagsgottesdienſte zum Platz der Landsgemeinde. Ein Mann in der alten Landestracht, das Schwert der Gewalt und der Gerechtigkeit tragend, ſchreitet voran; einige auch alterthümlich gekleidete Männer blaſen die Helmi, d. i. alte Schlachthörner. Pfeifer und Trommler wechſeln mit dieſen ab.

In der Landsgemeinde werden die Wahlen der höhern und niedern Beamten vorgenommen und die allgemeinen Landesangelegenheiten berathen und entſchieden. Unter den Namen der Beamten finden wir zum Theil dieſelben wie in Appenzell: Landamman, Landesſtatthalter, Seckelmeiſter, Bannerherr, Landesbauherr. Eigenthümlich ſind die Landesvenner (d. i. Landesfähnriche) und unter den niedern Beamten neben den Landesweibeln die Standesläufer oder Landläufer und die Landesſpielleute. Für den regierenden Landamman ſind die Zeichen ſeiner Macht das von der Landsgemeinde ihm übergebene Schwert und das Landesſiegel.

In beiden Halbcantonen ſind Geſchworenengerichte, die aber eine andere Bedeutung haben als die engliſchen und franzöſiſchen Schwurgerichte. Das Geſchworenengericht in Nidwalden, aus dem regierenden Landamman oder ſeinem Stellvertreter als Präſidenten und 11 Richtern beſtehend, urtheilt über Sachen, die Ehre und Gut angehen und über bußfällige Sachen (Frevel) und iſt inappellabel. Das Geſchworenengericht in Obwalden beſteht aus 16 Richtern. In Nidwalden wird durch die Friedensgerichte, eine neuere Einrichtung, vielen Proceſſen vorgebeugt. Das Blutgericht bilden in Nidwalden der Landrath und alle Landleute, die das dreißigſte Jahr erreicht haben. Ausgeſchloſſen ſind außer den Geiſtlichen und Solchen, die geiſtlich werden wollen, die des Eides unfähig Erklärten und die Blutsverwandten des Angeſchuldigten bis zum vierten Grade.

Das alte Recht der beiden Halbcantone iſt aus den nicht gedruckten Landbüchern zu erkennen und die Rechtspflege ruht auf dieſer Grundlage, hat daher auch in der Gegenwart noch eine recht antike Färbung.

Es gibt wol kein Land auf der deutſchen Erde, das ein ſo alterthümliches und eigenthümliches Strafenſyſtem aufweiſen könnte. Strafrecht und Erziehung gehen fortwährend ineinander über; die Strafmittel ſind in dem kleinen ſtrengkatholiſchen Lande vielfach Kirchenſtrafen und wo irgendeine ſchwere Strafe verhängt wird, fehlt es nicht an einer kirchlichen Zuthat. Sieht man ein ſolches Straferkenntniß an, ſo erſcheint es wegen der Menge der neben- und miteinander zur Anwendung kommenden Strafen ſtreng und doch ſind die Strafen in weit kürzerer Zeit zu erſtehen als für denſelben Fall in einem Staate, der ein Strafgeſetzbuch des 19. Jahrhunderts hat, wie das benachbarte Luzern. Der Contraſt dieſer beiden Cantone iſt in dieſer Hinſicht ungeheuer. Auf Zuchthäuſer als Menſchenverbeſſerungsanſtalten ſind die Unterwaldner nicht eingerichtet und zum Ernähren fremder Verbrecher, über die bei ihnen geurtheilt werden muß, halten ſie ſich weder reich genug noch verpflichtet. Wie ſie dabei ſich helfen, zeigt folgender Fall aus Obwalden. Ein Züricher, Rudolf Widmer, wurde durch Strafurtheil vom 5. September 1854 wegen „qualificirten Diebſtahls" auf Lebenslang aus Obwalden verwieſen. Die wohlfeile Strafe der Verweiſung wird aber auch auf Cantonsangehörige angewendet. Franz Lüthold von Alpnacht wurde wegen „Diebſtahls mit Einbruch" im Jahre 1855 beſtraft mit Cantonsverweiſung auf ſechs Jahre und Ehrloſigkeit auf zehn Jahre. Ein 15jähriger Knabe, freilich aus dem Canton Luzern gebürtig, aber bei ſeinen Aeltern in Giswyl wohnhaft, iſt 1854 wegen „grober Unzuchtsvergehen" auf 15 Jahre aus dem Canton verwieſen. Der Canton iſt in dieſen Fällen nur Obwalden und bisweilen findet blos eine Verweiſung aus einem Theile des Cantons ſtatt. So wurde ein Schuſter in Alpnacht wegen liederlichen Lebens 1855 auf vier Jahre aus den ſechs alten Gemeinden Obwaldens verbannt. Der Verweiſung gegenüber ſteht die Eingrenzung. Am 25. October 1854 iſt Johann Bäbi, zehn Jahre alt, Sohn des Melchior, wohnhaft geweſen in Giswyl, wegen Diebſtahls und Unzuchtvergehen auf vier Jahre in ſeine Heimatsgemeinde eingegrenzt worden. Die Eingrenzung geſchieht auch auf unbeſtimmte Zeit und eine Verſchärfung derſelben iſt der nächtliche Hausarreſt. Mit derſelben hängt zuſammen das Verbot die Märkte zu beſuchen. Peter Halter von Giswyl erhielt 1855 nächtlichen Hausarreſt auf zwei Jahre und wurde ihm auf vier Jahre der Beſuch der Märkte unterſagt.

Beſonders häufig ſind die Ehrenſtrafen für Frauen wie für Männer. Bei Männern gehört dahin die allgemein in der Schweiz gebräuchliche „Einſtellung im Activbürgerrecht". Anton Durrer, Streuetoni, von Kerns, wurde 1854 wegen Diebſtahls auf drei Jahre im Activbürgerrecht eingeſtellt. Ferner und vornehmlich gehört dahin die Ehrloserklärung. Peter Joſeph Sigriſt, Steiniſeps, von der Schwendi, iſt 1855

„wegen qualificirten Diebſtahls und Vagantität“ auf zehn Jahre ehrlos erklärt und auf vier Jahre in der Schwendi eingegrenzt. Eugen von Ah wurde wegen Diebſtahls auf zwei Jahre mit nächtlichem Hausarreſt belegt, auf acht Jahre ehrlos erklärt und ihm auf zwei Jahre Handelſchaft zu treiben verboten. Franz Joſeph Zumbühl, Mühlefranzen, von Stans, wohnhaft geweſen am Geſtade in Alpnacht, iſt infolge ſeines Fallitments durch Strafurtheil des Regierungsraths 1854 ehrlos erklärt und aus Obwalden verwieſen. Hinzugefügt iſt bei der Publication des Urtheils: „Wer daher dieſem Zumbühl hierorts Aufenthalt geſtattet, verfällt in die durch Artikel 13 der Verordnung über Fremdenpolizei feſtgeſetzte Strafe von 10 — 50 Francs“. Oft iſt in ſolchen Straferkenntniſſen wegen Fallitments beigeſetzt, daß die Ehrloſigkeit dauern ſolle, bis der Betreffende ſeine Schulden bezahlt oder doch mit ſeinen Creditoren accordirt habe und dann von der geſetzlichen Behörde rehabilitirt ſei.

Dem Bereich der Ehrenſtrafen und der mittelalterlichen Symbolik angehörig iſt die ſehr häufig vorkommende Ausſtellung auf, bisweilen auch neben dem „Laſterſtein“, meiſtens mit einer Ruthe in der Hand. In Obwalden wurden ein Mann und deſſen Ehefrau 1855 wegen ſchlechter Erziehung und Verpflegung ihrer Kinder, Erſterer noch dazu wegen Liederlichkeit, Spiel- und Trunkſucht, zur öffentlichen Ausſtellung auf dem Laſterſtein mit einer Ruthe und mit der Aufſchrift „pflichtvergeſſene Aeltern“ verurtheilt. Für den Mann kam noch das ſogleich zu beſprechende „Trinkverbot“ hinzu. Die Ruthe, welche im germaniſchen Mittelalter in verſchiedener Weiſe als Symbol vorkommt, unter Anderm bei der Uebertragung von Lehen als Zeichen der Gewalt, hat hier die Bedeutung, in welcher der Menſch ſie am früheſten kennenlernt: ſie iſt das Zeichen der verwirkten körperlichen Züchtigung. Nach einem in Grimm's „Deutſchen Rechtsalterthümern“, S. 715, angeführten Weisthum konnte Jeder die Ruthe oder den Beſen nehmen und den Miſſethäter damit ſchlagen. Dieſe Nutzanwendung iſt aber den Unterwaldnern aus dem Gedächtniß geſchwunden. Die Ausſtellung auf dem Laſterſtein iſt am häufigſten nicht eine ſelbſtändige Strafe, ſondern gehört in die Kategorie der Zugaben. In Nidwalden lautete 1851 das Urtheil gegen eine Brandſtifterin, ſie ſolle 1) eine Viertelſtunde lang unter Läutung der Glocke und Verleſung des Strafurtheils auf den Laſterſtein geſtellt werden; 2) an einem Sonntage unter dem vormittägigen Gottesdienſte in der Pfarrkirche Stans vorknieen und es ſolle zugleich eine auf das Verbrechen der Brandſtiftung bezügliche Predigt gehalten werden; 3) werde ſie auf zwei Jahre zum Zuchthaus condemnirt; 4) nach vollendeter Zuchthausſtrafe ſolle ſie vier Jahre lang an Sonn- und gebotenen Feiertagen den vor- und nachmittägigen Gottesdienſt beſuchen und alle zwei Monate

ihre Andacht verrichten; 5) sei sie nach Entlassung aus dem Zuchthause der Aufsicht der Polizei und der Freundschaft unterstellt, welche letztere nöthigenfalls für ihren Unterhalt vorzusorgen habe; 6) sei sie der Ehrenfähigkeit verlustig erklärt. Es folgen noch die Bestimmungen über Schadenersatz und Proceßkosten. Der Ehemann dieser Frau, der intellectuelle Urheber der Brandstiftung, wurde zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Da er die Strafe ungerecht fand, entwich er aus dem Zuchthause, nicht um das Weite zu suchen, sondern um beim Bundespräsidenten in Bern sein heimisches Criminalgericht anzuschuldigen. Es wurde gegen ihn vom Geschworenengericht wegen Entweichung aus der Strafanstalt und Beschimpfung des Criminalgerichts erkannt: er werde eine Viertelstunde unter Läutung der Glocke und unter Verlesung des Strafurtheils mit einem Knebel im Munde auf dem Lasterstein ausgestellt ꝛc.

Eins der merkwürdigsten Erkenntnisse wurde 1855 in Sarnen über ein Mädchen, Katharina Berchthold, gefällt, wegen lügenhafter Aussagen in eidlichen Verhören und Unsittlichkeit: öffentliche Ausstellung beim Lasterstein, Vorknieen in der Kirche, Kettenstrafe auf vier Monate — im älterlichen Hause, Ehrlosigkeit, Gemeindeeingrenzung mit nächtlichem Hausarrest und Anweisung eines besondern Stuhls in der Kirche, dies Alles auf drei Jahre; endlich 100 Francs Geldstrafe nebst Kosten. Die Betheiligung der Kirche bei der Strafvollziehung zeigt sich fortwährend, bei Erwachsenen wie bei Kindern. Einer, der vor kurzem eine Ampel aus einer Kirche gestohlen hatte, mußte während eines Gottesdienstes unter der wiederaufgehängten Ampel stehen. Drei Kinder, Meinrad, Gallus und Joseph Durrer, 11—15 Jahre alt, wurden wegen Diebereien verurtheilt zu nächtlichem Hausarrest auf drei Jahre, Vorknieen während einer Christenlehre und Besuch der Christenlehren und Gottesdienste in der Pfarrkirche zu Kerns während drei Jahren in einem für sie zu bestimmenden Stuhle. Einige junge Burschе, welche sich aus Uebermuth einmal auf solche Bußstühle gesetzt hatten, mußten zur Strafe dafür während einer Predigt dieselben einnehmen.

Sehr gebräuchlich ist das Trinkverbot und eine übliche Formel desselben: „Dem N. N. ist der Besuch der Wirthshäuser und Alles was räuschig macht, zu trinken und Jedermann ihm dergleichen geistige Getränke zu verabreichen verboten“ mit dem Beisatz: „ist auszukünden und auf die öffentlichen Trinkzeddel zu schreiben“. Um dem Verbot Kraft zu geben, tritt für den zunächst Betreffenden im Uebertretungsfalle wie auch für die Wirthe und Solche, die ihm geistige Getränke aus dem Wirthshause holen, eine Geldbuße, für den Erstern auch wol eine körperliche Züchtigung ein. Das Trinkverbot wird oft mit der Eingrenzung verbunden und findet sich nicht blos in Unterwalden, sondern auch in andern Cantonen, sowol als selbständige Strafe für falsche Spieler

und ſtreitſüchtige Menſchen, wie auch als Zuthat zu andern Strafen. Die Trinkzeddel werden in den Wirthshäuſern angeheftet. In größern Cantonen iſt die Strafe zwar zum Theil illuſoriſch, weil die Controle ſchwierig iſt; da aber das Verbot vornehmlich für die Heimatsgemeinde gilt, iſt es auch hier nicht ohne Bedeutung. Leicht finde ich dieſe Strafe durchaus nicht, ſondern recht ſchwer bei der Neigung der Schweizer, „wenn am Abend ſinkt die Sonnen" als Stammgäſte ihren Platz im Wirthshauſe einzunehmen.

Das im Vorhergehenden charakteriſirte Strafenſyſtem iſt einzig in ſeiner Art und wird den Freunden eines „volksthümlichen Strafrechts" beſonders gefallen. Es ſpiegelt ſich in demſelben der Culturzuſtand eines kleinen naturwüchſigen Hirtenvolks ab, für welches die Kirchenzucht noch die alte Bedeutung hat.

Das urkräftige Volk des Urcantons Unterwalden hat ſeine ferntreffenden Schützen und ſeine Schwinger mit Muskeln von Stahl. An den eidgenöſſiſchen und cantonalen Schützenfeſten, die leider zu ſehr der Geldſpeculation zu dienen anfangen, ſcheinen ſich die Unterwaldner wenig zu betheiligen: aber wo ein allgemeines „Schwinget" iſt, da fehlt ein ſtarker Mann aus Obwalden nicht. Obwalden, das Emmenthal und das Entlebuch ſind die wahren Geburtsſtätten der Schwinger, unter denen die Meiſter von Zeit zu Zeit in Wettkämpfen ſich und ihrer Gegend den Ehrenkranz zu erringen ſuchen. Auch unter ſich haben die Obwaldner ihre Schwingfeſte. An volksthümlichen Feſten ſind überhaupt die lebensfrohen Unterwaldner reich. Zu den wichtigſten dieſer Feſte gehört die „Aelperkilwi", die ungeachtet ihres kirchlichen Namens wol noch Reſte heidniſcher Bräuche enthält. Buſinger gibt in ſeinem „Gemälde von Unterwalden" (1836) eine getreue Beſchreibung dieſes und anderer Volksfeſte. Nachdem im Herbſte die Heerden von den Alpen heimgekehrt ſind, begeben ſich an einem zur Aelperkilwi beſtimmten Feſttage die Vorſteher der Sennen oder Aelper feſtlich geſchmückt mit Blumenſträußen an Rock und Hut zur Kirche, wo das Bild ihres Schutzheiligen, des Wendelinus, auf den Altar geſtellt iſt, und nehmen ihre Ehrenplätze ein. Ein eigenes für das ländliche Glück gehaltenes Hochamt und eine das Lob des Hirtenſtandes verkündende Predigt weiht das Feſt. Wenn der Gottesdienſt beendigt iſt, beginnt vor der Kirche eine ländliche Muſik, nach welcher der Zug ſich in Bewegung ſetzt. Einige mit Tannenrinde behangene und mit Tannenbäumchen bewaffnete junge Burſche, Wildmann und Wildweib genannt, kehren vor den Vorſtehern die Straße, halten Ordnung und machen Scherze. In der Mitte des ſich immer vergrößernden Zuges, der auf verſchiedenen Plätzen Halt macht, wird die Aelperfahne mit dem Bilde des Schutzheiligen getragen und geſchwungen. In einem Gaſthauſe iſt dann das Mahl bereit, bei

welchem unter Jauchzen und Trampeln mit den Füßen Geſundheiten getrunken werden. Der gewöhnliche Spruch für die Toaſte iſt: „Ihr Herren Aelper insgeſammt, Gott wolle uns ganz glückſelig erhalten unſere Vorſteherſchaft“ oder „unſere Prieſterſchaft“ oder „unſere Frauen und Mädchen“. Nach der Vesperglocke ſetzt ſich der Zug wieder in Bewegung und beſchloſſen wird das Feſt dieſes Tages damit, daß der Bratenmeiſter dem Dürftigſten der Armen einen mit Blumen gezierten Braten und eine Kanne Wein ſchenkt. Am folgenden Morgen, nachdem in der Kirche der im letzten Jahre geſtorbenen Mitglieder der Sennen-Bruderſchaft gedacht iſt, beginnt das luſtige Tanzfeſt für das junge Volk.

Griechiſche Alterthümer.

1. G. F. Schömann, „Griechiſche Alterthümer“. Erſter Band. Das Staatsweſen (Berlin 1855).
2. „Griechiſche Mythologie und Antiquitäten u. ſ. w.“, überſetzt aus Georg Grote's „Griechiſcher Geſchichte“ von Dr. Theodor Fiſcher, Privatdocenten in Königsberg. Zweiter Band (Leipzig 1857).

Den Freunden des griechiſchen Alterthums, die, ohne ſelbſt philologiſche Studien zu machen, ſich die politiſche Entwickelung, das öffentliche Leben der Hellenen, die innern Zuſtände und Verfaſſungen der einzelnen Staaten zu veranſchaulichen wünſchen, werden hier zwei werthvolle Hülfsmittel geboten. Die „Griechiſchen Alterthümer“ von Schömann, Profeſſor in Greifswald, einem ſeit Jahren zu den erſten Autoritäten auf dieſem Gebiete gezählten Gelehrten, gehören zu der Weidmann'ſchen Sammlung von Handbüchern, „deren Zweck iſt, ein lebendiges Verſtändniß des claſſiſchen Alterthums in weitere Kreiſe zu bringen“*); daß dies Buch zunächſt für gebildete nichtphilologiſche Leſer beſtimmt iſt, zeigt ſchon die an ein Mitglied der göttinger mediciniſchen Facultät gerichtete Widmung. In dem andern Werke erhalten wir die Abſchnitte aus der großen Geſchichte Griechenlands von Grote, die ſich auf Mythologie und Alterthümer beziehen, in deutſcher Ueberſetzung von Dr. Fiſcher: ein um ſo dankenswertheres Unternehmen, als das zwölfbändige Originalwerk nicht Jedem zugänglich und die einzige bisher erſchienene Ueberſetzung von Meißner ſehr mangelhaft iſt. Der ganze erſte Band der von Dr. Fiſcher herausgegebenen Auswahl und die Hälfte des vorliegenden zweiten enthält das mythiſche Zeitalter; die zweite Hälfte des zweiten und der zu erwartende dritte (wir wünſchen noch einen vierten) die Zuſtände der hiſtoriſchen Zeit.

---

*) Dieſelbe, zu der die in dieſen Blättern bereits beſprochene „Römiſche Geſchichte“ von Mommſen und die „Griechiſche Mythologie“ von Preller gehören.

Dieſe beiden Bücher ſind zunächſt nach Anlage und Ausführung ſehr verſchieden, ja ſie ergänzen einander theilweiſe. In dem Werke des engliſchen Hiſtorikers ſind die griechiſchen Verfaſſungen und politiſchen Zuſtände in großen charakteriſtiſchen Umriſſen gezeichnet, aber das Détail der Einrichtungen, die Competenz der verſchiedenen Gewalten und Behörden gewöhnlich nicht bis ins Einzelne erörtert. Der Vorzug von Grote's Behandlung dieſer Inſtitutionen beruht darin, daß ihr Werth, ihre Natur, ihr Entwickelungsgang, ihre letzten Gründe und ihre Folgen zugleich mit großem und ſcharfem Blick erkannt und gewürdigt ſind; ſehr häufig läßt ſeine Darſtellung den Gegenſtand in einem ganz neuen Licht erſcheinen, weshalb gerade die Mittheilung dieſer Partien ſeines bewundernswürdigen Werks ſehr zweckmäßig iſt. Der deutſche Alterthumsforſcher hat es ſich dagegen zur Aufgabe gemacht, auch das Détail in dem öffentlichen Leben der griechiſchen Staaten (ſoweit es von allgemeinerm Intereſſe ſein kann) zu erörtern: und er hat es überall mit der Gewiſſenhaftigkeit und Genauigkeit gethan, die ſeinen Leiſtungen niemals fehlt. Die Gewohnheit des Specialiſten, die Dinge mikroſkopiſch zu unterſuchen, thut aber mitunter ſeinem Ueberblick Eintrag und iſt ihm bei der Anſchauung großer Verhältniſſe hinderlich.

Eine geographiſche Darſtellung Griechenlands lag nicht in dem Plan von Schömann's Buch; dagegen finden wir eine ſolche bei Grote, in welcher die Eigenthümlichkeiten der Bodenverhältniſſe, der Formation und des Klimas vortrefflich hervorgehoben ſind, die nicht blos auf die hiſtoriſche Entwickelung, ſondern auch auf die Geſtaltung des politiſchen Lebens vorzugsweiſe eingewirkt haben (S. 201—223). Dies ſind zunächſt die in hohem Grade naturfeſten, leicht zu vertheidigenden Nordgrenzen, die Griechenland vor einer Ueberſchwemmung durch Barbareneinfälle vom Innern des Continents aus ſchützten, während die vorderaſiatiſchen Colonien denſelben früh erlagen; ſodann aber die Menge der iſolirenden Grenzen im Innern. Dieſe erſchwerte erſtens in hohem Grade den Landverkehr, während andererſeits eine höchſt günſtige Küſtenentwickelung faſt alle Landſchaften auf den Seeverkehr hinwies: Arkadien war beinahe die einzige, die gar keinen Hafen hatte. Wie wenig Binnenhandel in Griechenland exiſtirte, zeigt am ſchlagendſten der Umſtand, daß die Athener ihr Korn aus Sicilien, dem Schwarzen Meere und der Krim importirten, während Theſſalien und Böotien mit den ſchönſten Kornfluren prangten. Während nun aber dieſe Formation ſowol ganz Griechenland vor fremden Eroberungen, als die einzelnen Staaten vor gegenſeitigen Unterjochungen ſchützte, nährte ſie zugleich in hohem Grade das Gefühl der politiſchen Selbſtändigkeit und den Hang zur Souveränetät auch in der allerkleinſten Commune, die kaum einige Quadratmeilen beſaß. Dieſe bis aufs äußerſte getriebene Vervielfältigung ſouveräner

Einheiten iſt der am meiſten charakteriſtiſche Zug in der griechiſchen Staatenentwickelung, und ſie iſt die Urſache des Untergangs der helleniſchen Freiheit geworden. Andererſeits war dieſe Zerſplitterung in eine Menge kleiner Individualitäten der Entwickelung des Geiſteslebens ohne Zweifel höchſt förderlich, worauf auch die Verbindung von See- und Bergleben ſehr günſtig influirte.

In Bezug auf die Urzeit Griechenlands ſtimmen Schömann und Grote in der Beantwortung zweier Hauptfragen überein. Während eine phantaſtiſche Aftergelehrſamkeit heutzutage mehr als je geneigt iſt, in der griechiſchen Cultur weiter nichts zu erkennen als ein Product ägyptiſcher und aſiatiſcher Einflüſſe, führen Beide die Einwirkungen des Orients auf ein ſehr geringes Maß zurück. Ebenſo haben Beide mit Recht die Frage nach der älteſten Bevölkerung Griechenlands, den Pelasgern, unbeantwortet gelaſſen, weil Beide das Problem als ein unlösbares anſahen. Schon Niebuhr war der Name Pelasger verhaßt, und „die Prätenſionen, von ſolch einem verſchollenen Volk etwas zu wiſſen", erſchienen ihm unwiſſenſchaftlich; aber doch konnte er ſich einer ſehr ausführlichen Unterſuchung über den Gegenſtand nicht enthalten. Jemehr die alte Geſchichtsforſchung fortſchreitet, deſto mehr wird ſie die Unmöglichkeit erkennen, Sage und Tradition als hiſtoriſches Material zu benutzen. In der römiſchen Geſchichte hat Mommſen bereits den entſcheidenden Schritt gethan, das mythiſche Zeitalter völlig zu ignoriren; für die griechiſche wird, wie wir glauben, die von Grote aufgeſtellte und befolgte Methode in Zukunft maßgebend ſein.

Wenn es alſo unmöglich iſt zu ermitteln, ob und auf welchen hiſtoriſchen Thatſachen die griechiſchen Sagen beruhen, ſo haben wir dafür um ſo treuere und genauere Schilderungen der geſellſchaftlichen und ſittlichen Zuſtände einer ſehr alten Zeit in den Homeriſchen Gedichten: denn die Dichter derſelben kannten außer der Geſellſchaft, in der ſie lebten, keine andere und konnten daher auch nur dieſe darſtellen. Die Homeriſchen Gedichte ſind daher auch von beiden Forſchern zu ſehr umfaſſenden und intereſſanten Gemälden des heroiſchen Zeitalters benutzt worden. (Schömann, S. 18—84; Grote, S. 54—112.)

Bei der Betrachtnng der griechiſchen Nation als Geſammtheit hat Grote ſowol die poſitiven Eigenthümlichkeiten in den Vordergrund geſtellt, die allen Stämmen gemein waren und als verbindende Elemente wirkten, wie: Gemeinſamkeit des Bluts, der Sprache, der Religion, der Sagen, Opfer und Feſte — als auch die negativen, die ſie von den gleichzeitigen Barbarenländern, namentlich den Orientalen, unterſchieden. In keiner Stadt des hiſtoriſchen Griechenland waren Menſchenopfer üblich (wie in Phönicien und Karthago), nicht abſichtliche Verſtümmelung, wie Abſchneiden der Naſen, Ohren, Füße, Hände u. ſ. w. (in der Satrapie

des jungen Cyrus ſah Xenophon eine große Menge von ſo verſtümmelten Menſchen); nicht Entmannung (wie in Vorderaſien), nicht die Sitte, Kinder in die Sklaverei zu verkaufen (wie in Thracien), nicht Polygamie, nicht das Gefühl eines unbeſchränkten Gehorſams gegen einen Menſchen (wie im ganzen Orient). Allen Griechen gemein war ferner die Nacktheit bei gymnaſtiſchen Wettkämpfen, die andern Völkern nicht nur unbekannt war, ſondern auch für unanſtändig galt (S. 242). Allerdings gab es in dieſer Geſammtheit zahlreiche Abſtufungen, Schattirungen und Gegenſätze. Der Arkadier mit ſeiner bäuriſchen Roheit, ſeiner ſchweren Koſt von Gerſtenkuchen, ſüßen Kaſtanien und Schweinefleiſch, ſeinem ausdauernden phyſiſchen Muth, ſeiner Ehrfurcht vor der Suprematie Spartas, als einer alten durch die Gewohnheit geheiligten Thatſache, ſeinem trägen Verſtande, ſeiner langſamen Phantaſie und ſeiner Schwerfälligkeit zum Handeln, ſeiner unwandelbaren Brutalität in ſeinem Verhältniß zu den Göttern, die ihn veranlaßte, den Pan zu prügeln und zu ſtacheln, wenn er mit leeren Händen von der Jagd heimkehrte: dies iſt das eine Extrem des helleniſchen Nationalcharakters; das entgegengeſetzte repräſentirt der Bürger einer Seeſtadt an der Küſte Kleinaſiens, wie Milet und Epheſus, unermüdlich im Streben nach Gewinn, thätig, gewandt, tapfer zur See, aber dem eben geſchilderten Binnenländer in der Landſchlacht nicht gewachſen, von erregbarerer Phantaſie, veränderlichem Charakter, prächtig und verſchwenderiſch in ſeiner Verehrung der Götter, mit offenem Geiſt für die Mannichfaltigkeit der griechiſchen Thatkraft und für die verfeinernden Einflüſſe der griechiſchen Civiliſation begabt (S. 214). Zwiſchen dieſen beiden Extremen liegen zahlreiche Uebergänge; die Peloponneſier und namentlich die Spartaner ſtanden dem erſten, die Athener dem zweiten näher. Solche charakteriſtiſche Unterſchiede der einzelnen griechiſchen Völkerſchaften ſind wir gewohnt, von der Verſchiedenheit der Stämme, namentlich des ioniſchen und doriſchen, nach dem Vorgange der Alten herzuleiten: und dies thut auch Schömann (S. 84—92), während Grote ſeinerſeits geneigt ſcheint, hier nur Wirkungen localer Einflüſſe zu erkennen. Sollte dies vielleicht zu weit gegangen ſein, ſo muß jedenfalls zugeſtanden werden, daß auch die Annahme der Standesunterſchiede viel zu weit ausgedehnt worden iſt und daß, wo Angehörige zweier Stämme neben- oder untereinander lebten, die charakteriſtiſchen Unterſchiede der verſchiedenen Abkunft nicht zu finden ſind.

Es iſt oben geſagt worden, daß die Vervielfältigung ſouveräner Einheiten in Griechenland bis aufs äußerſte getrieben wurde. Aber auch dieſe Zerſplitterung in eine verhältnißmäßig ſehr große Zahl mehr oder minder winzige Cantone hatte ihre Grenzen: die Grundbedingung auch der kleinſten ſelbſtändigen Commune war nach griechiſcher Anſicht, daß

ſie eine Stadt enthielt. Dorfartige Anſiedelungen befriedigten nicht die Anſprüche geſelliger Ordnung, Sicherheit und Würde, die man an einen Staat machte. Mit Verachtung ſah der Bürger von Athen oder Korinth auf diejenigen Völkerſchaften herab, die noch ſo roh und ſoweit in der Civiliſation zurück waren, um in Dörfern zu wohnen, wie die Epiroten, die ozoliſchen Lokrer, die Aetolier und Akarnanen. „Unter ſo ungünſtigen Umſtänden gab es keinen Raum zur Ausbreitung der politiſchen und ſocialen Geſinnungen, die ein geſicherter Wohnſitz innerhalb der Mauern und eine zahlreiche Einwohnerſchaft erzeugten: es gab da keine geweihte Burg, keinen Verſammlungsplatz, keine geſchmückten Tempel und Säulengänge, die fortgeſetzte Opfergaben aufeinander folgender Generationen zur Schau ausſtellten, kein Theater zur Muſik oder Recitation, kein Gymnaſium zu athletiſchen Uebungen, keine von jenen Anſtalten, um öffentliche Angelegenheiten mit Regelmäßigkeit und Anſtand zu erledigen, die der griechiſche Bürger mit ſeinem tiefen und lebhaften Gefühl für die Oertlichkeit zu einem würdevollen Daſein weſentlich achtete. Das Dorf war nicht mehr als ein Bruchſtück und etwas Untergeordnetes, das als Glied zu dem organiſchen Körper, der Stadt hieß, gehörte. Die Stadt jedoch und der Staat ſind in ſeinem Geiſt und in ſeiner Sprache ein und daſſelbe. Während kein kleinerer Organismus als die Stadt die Anſoderungen eines einſichtsvollen freien Mannes befriedigen konnte, iſt die Stadt ſelbſt ein vollkommenes und ſich ſelbſt genügendes Ganze, das ſich nicht einer höhern politiſchen Einheit einverleiben läßt.“ (Grote S. 246.)

Auf dieſe Charakteriſtik der allen helleniſchen Stämmen und Staaten gemeinſamen Grundzüge folgen bei Grote lebensvolle und farbenreiche Schilderungen der einzelnen Beſtandtheile (S. 255). Bei Schömann finden wir dagegen (S. 85—114) eine allgemeine Charakteriſtik des griechiſchen Staatsweſens. Obwol dieſer Abſchnitt, wie zu erwarten, im Einzelnen vieles Werthvolle und Belehrende bietet, ſo können wir doch unmöglich die ihm zugrunde liegenden Anſichten für richtig halten. Schömann beurtheilt erſtens die griechiſchen Verhältniſſe viel zu ſehr vom Standpunkt des ganz heterogenen modernen Staats, und wenn er auch gerade nicht zu der Anſicht Milford's gelangt, der in den griechiſchen Republiken kaum etwas Anderes als Verrückte ohne Aufſeher ſah, ſo iſt doch das Endreſultat ſeiner Betrachtungen eine entſchiedene Misbilligung der griechiſchen ſtaatlichen Inſtitutionen und Beſtrebungen. Noch viel ſchlimmer als dieſe Befangenheit in modernen politiſchen Anſichten iſt die Abhängigkeit von den Theorien antiker Philoſophen, namentlich Ariſtoteles und Plato. Obwol Schömann ſehr wohl einſieht, daß dieſelben ſich mit der Wirklichkeit nicht vereinen laſſen, läßt er ſich doch fortwährend von ihnen leiten und legt den Maßſtab ihres idealen Staats

an die griechiſchen Verfaſſungen. Er ſcheint zu vergeſſen, daß nach dieſem Maßſtabe gemeſſen nicht nur die antiken Staatsformen, ſondern alle, die es überhaupt jemals gegeben hat, unzureichend erfunden werden müſſen. Obwol er es ungerecht findet, den Griechen einen Vorwurf daraus zu machen, daß ſie nicht erreicht haben, was auch nach ihnen von keinem Volke und in keinem Staate erreicht worden iſt (S. 95), ſo macht er ihnen doch ſelbſt dieſen Vorwurf. „Wenn die Religion", ſagt er (S. 114), „in Griechenland wenig im Stande war, eine wahrhaft ſittliche Haltung der Bürger kräftig zu fördern und zu ſtützen, ſo müſſen wir geſtehen, daß ebenſo auch die eigentlich politiſchen Inſtitutionen ſich wenig geeignet erwieſen haben, der Idee jener Politiker, nach welcher der Staat dem Menſchen zur Tugend, d. h. zur wahrhaft menſchlichen Ausbildung verhelfen ſoll, wirklich zu entſprechen." Wir möchten wol wiſſen, welcher unter den Staaten der jetzigen Welt nach Schömann's Anſichten dieſem Ideal näherkommt als die griechiſchen Staaten; mit andern Worten, welcher in höherm Grade als ſie, wir ſagen nicht, ſeine Angehörigen möglichſt vollkommen macht, ſondern den Zweck hat, ſie möglichſt vollkommen zu machen. Daß die größten Denker des Alterthums die Verwirklichung ſolcher Utopien für möglich halten konnten, war bei ihrer auf ein enges Gebiet beſchränkten politiſchen Erfahrung nicht wunderbar. Daß aber ein höchſt einſichtsvoller und ſcharfſinniger Gelehrter des 19. Jahrhunderts, der die Geſchichte des mittelalterlichen und modernen Europa überſieht, ſich auf den Standpunkt dieſer ſocialen Idealiſten ſtellen kann, darf uns billig Wunder nehmen. Schömann ließ es dahingeſtellt ſein, ob Plato Recht hatte, ſich von aller politiſchen Thätigkeit zurückzuziehen, da keine vorhandene Staatsform ſeinem Ideal entſprach, oder ob er, nach Niebuhr's Urtheil, als ein nicht guter Bürger geſcholten zu werden verdiene. Wir bedauern es ſagen zu müſſen, aber uns will ſcheinen, daß wer hierüber in Zweifel iſt, ſich überhaupt das Urtheil über politiſche Dinge ganz verſagen ſollte. Wenn Schömann ſagt: „Daß das Platoniſche Staatsideal unmöglich ſei, iſt eben ſo wahr, als auf der andern Seite ſein Urtheil über die wirklich beſtehenden Verfaſſungen Griechenlands für wohlbegründet erklärt werden muß" — ſo iſt dies ſchon an ſich ſchwer zu begreifen, und wir fügen mit vollſter Ueberzeugung hinzu, daß es entſchieden unrichtig iſt. Lebte Plato heute, ſo würde er über keinen gegenwärtigen Staat, ſei es Rußland oder die nordamerikaniſchen Republiken, der Kirchenſtaat oder Großbritannien, auch nur um ein Haarbreit günſtiger urtheilen als über das damalige Athen.

Die hier angedeutete Auffaſſungsweiſe zieht ſich wie ein rother Faden durch das ganze Buch von Schömann und führt zu Beurtheilungen, namentlich der demokratiſchen Verfaſſungen (vor allen der atheniſchen),

die, wie uns ſcheint, durch die Thatſachen durchaus nicht gerechtfertigt ſind. Wie verbreitet dieſe Anſichten auch ſind und durch wie berühmte Namen ſie auch vertreten werden, ſo können wir doch nicht zugeben, daß ſie auf richtiger Erkenntniß des griechiſchen Staatsweſens beruhen. Wer dagegen über alle die mannichfaltigen Punkte Belehrung ſucht, deren Beurtheilung von jenen Principien unabhängig iſt, als die verſchiedenen Claſſen, in welche die Staatsangehörigen zerfielen, die Beamten, die politiſchen Körperſchaften, deren Befugniſſe, die Verwaltung, die Ordnung des Finanz- und Gerichtsweſens u. ſ. w., der kann wol nirgends gründlichere und zuverläſſigere Nachrichten finden als hier. Die ſpecielle Darſtellung der Hauptſtaaten beſchränkt ſich auf die drei, über die wir allein genauer unterrichtet ſind: den ſpartaniſchen (S. 191—297), den kretiſchen (S. 313) und den atheniſchen (S. 534). Der nächſte, hoffentlich bald zu erwartende Band wird die internationalen Verhältniſſe und Inſtitutionen und das Religionsweſen behandeln.

In dem vorliegenden Bande der von Dr. Fiſcher aus Grote veranſtalteten Auswahl iſt noch kein Capitel über die atheniſche Demokratie, dagegen eins über die Verfaſſung Spartas, das gleich ſehr von der echtſtaatsmänniſchen Auffaſſung des engliſchen Hiſtorikers zeugt wie von ſeinem kritiſchen Scharfblick. Folgendermaßen charakteriſirt er Abſicht und Wirkung der Lykurgiſchen Geſetzgebung. In der allgemeinen Einſchulung und Dreſſur, die in gleicher Weiſe Knaben und Männern, Jünglingen und Jungfrauen, Reichen und Armen auferlegt war, iſt die unterſcheidende Eigenthümlichkeit Spartas zu ſuchen — nicht in ſeinen Geſetzen oder ſeiner politiſchen Verfaſſung. Lykurg (oder Derjenige, dem dies Syſtem ſeinen Urſprung verdankt, wer er auch war) iſt eher der Gründer einer kriegeriſchen Brüderſchaft als einer politiſchen Gemeinſchaft; ſeine Brüder leben zuſammen wie Bienen in einem Stock (um ein Gleichniß aus Plutarch zu entlehnen); alle ihre Gefühle ſind in das Gemeinweſen verflochten und von Haus und Familie losgeriſſen. Weit entfernt, die Geſellſchaft mit ihren mannichfaltigen Bedürfniſſen und Verbindlichkeiten als ein Ganzes zu betrachten, verbietet er vorweg alle geſchriebenen Geſetze, d. h. alſo alle förmlichen, durchdachten Verordnungen über einen beſondern Gegenſtand. Wenn Streitigkeiten beizulegen ſind oder richterliche Vermittelung erfoderlich iſt, hat die Obrigkeit nach ihrem eigenen Billigkeitsgefühle zu entſcheiden; daß die obrigkeitliche Perſon von den beſtehenden Gebräuchen und den anerkannten Zwecken der Stadt nicht abgehen werde, iſt anzunehmen, da ſie und der Körper der Auserwählten, dem ſie angehört, die perſönliche Zucht durchgemacht hat. Ueber die Mitglieder dieſes Körpers, der durch die Arbeit Anderer erhalten wird, wacht Lykurg ausſchließlich mit dem ſorgſamen Auge eines Zuchtmeiſters, um ſie zu einem Militärſtaate voll einmüthi-

gen Gehorſams und körperlicher Kraft und Ausdauer zu erziehen, damit ſie immer zur Vertheidigung, zur Eroberung und zur Herrſchaft tauglich und bereit ſeien. Die Parallele der Lykurgiſchen Inſtitutionen iſt in der Republik Plato's zu finden, der das ſpartaniſche Princip der ſorgfältigen Erziehung auserwählter „Wächter" billigt, die das Gemeinweſen nach Ermeſſen verwalten: jedoch mit dem weſentlichen Unterſchiede, daß der ſpartaniſche Charakter, wie er von Lykurg gebildet iſt, einer niedrigern Stufe angehört; daß er durch ausſchließliche und übermäßige Pflege des Körpers roh und wild gemacht iſt, ſogar die Elemente der Bildung entbehrt, in den engen Kreis des heimatlichen Lebens gebannt und gelehrt iſt, alles darüber Hinausliegende zu verachten; daß er alle Eigenſchaften beſitzt, die erfoderlich ſind Herrſchaft zu erwerben, doch keine von denen, die darauf berechnet ſind, die Herrſchaft populär oder für die Unterthanen heilſamer zu machen; wogegen die Sitten und Eigenſchaften der „Wächter", wie ſie Plato zeichnet, einen erweiterten und philanthropiſchen Geſichtspunkt haben, der ſie befähigt, nicht blos zu herrſchen, ſondern zu herrſchen mit dem höhern Zwecke, die Unterthanen zu beſchützen und ihre Neigung zu gewinnen. Plato und Ariſtoteles halten Beide etwas dem ſpartaniſchen Typus Aehnliches für die Vollendung der Geſellſchaft — eine auserwählte Körperſchaft gleichberechtigter Bürger, die induſtriellen Beſtrebungen enthoben und einer öffentlichen, gleichförmigen Zucht unterworfen ſind. Beide geben (mit Lykurg) zu, daß der Bürger weder ſich noch ſeiner Familie, ſondern ſeiner Stadt gehört; Beide bemerken gleichzeitig mit Bedauern, daß die ſpartaniſche Zucht nur auf einen Theil der menſchlichen Jugend gerichtet wäre — derjenigen, die in einem kriegeriſchen Staat herangebildet wird, da die Bürger, in eine Art Garniſon verwandelt, unaufhörlich exercirt wurden und ſtets bereits ſein mußten, entweder gegen die Heloten daheim oder gegen den äußern Feind aufgeboten zu werden. Eine ſolche excluſive Tendenz wird weniger erſtaunlich erſcheinen, wenn wir die allgemeine Unſicherheit des griechiſchen Lebens in der Entſtehungszeit der Lykurgiſchen Inſtitutionen überhaupt bedenken, und beſonders die precäre Lage einer kleinen Schar doriſcher Eroberer in Sparta mit ununterjochten Heloten auf ihren eigenen Ländereien und ununterjochten Achäern rings um ſie her. Unter ſolchen Umſtänden kann man, wie geſagt, das excluſive Ziel leicht begreifen, welches Lykurg ſich ſtellte; wahrhaft überraſchend iſt die Gewaltſamkeit ſeiner Mittel und das Glück des Erfolgs. Er verwirklichte ſeinen Plan, in den 8000 oder 9000 ſpartaniſchen Bürgern Gehorſam, Kühnheit, Selbſtverleugnung und militäriſche Tüchtigkeit ohne gleichen zu erzeugen; es ſetzte es durch, daß jeder Einzelne ſich vollſtändig der localen öffentlichen Meinung unterwarf und den Tod dem Aufgeben ſpartaniſcher Grundſätze vorzog, daß jeder Einzelne einen glühenden Ehr-

geiz beſaß, ſich in dem vorgeſchriebenen Kreiſe ſeiner Pflichten auszuzeichnen, ohne einen andern Ehrgeiz zu kennen (S. 366—368).

Es iſt bekannt, um welchen Preis dies in der Geſchichte einzige Reſultat erkauft wurde. Es wurde erreicht nicht blos, wie in dieſem Ueberblick angedeutet wird, auf Koſten jeder höhern Cultur und der heiligſten, am höchſten in der menſchlichen Natur begründeten Empfindungen, ſondern auch auf Koſten eines wahrhaften national-helleniſchen Patriotismus. Die Politik Spartas, das zuerſt den allgemeinen Landesfeind, die barbariſche Großmacht im Oſten, als Bundesgenoſſen gegen ſeine griechiſchen Rivalen anrief, hat am meiſten zu dem Untergange Griechenlands beigetragen. Dieſes Sparta, in welchem die Maſſe der Bevölkerung herabgewürdigt und aufs brutalſte unterdrückt wurde, damit ein allein berechtigter Adel zu guten Soldaten erzogen werden konnte; dieſer Staat ohne Familienleben, ohne Handel und Induſtrie, ohne wahre menſchliche Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft, nach außen hin egoiſtiſch, gewaltſam, treulos und hochverrätheriſch: das iſt der Lieblingsſtaat der bornirten Anhänger des conſervativen Princips, der bornirten Gegner der Demokratie in alter und neuer Zeit geweſen.

Als integrirender Theil der Lykurgiſchen Geſetzgebung wird gewöhnlich die Gleichheit des Grundbeſitzes angeſehen, die Lykurg durch eine Austheilung des ganzen Landes eingeführt und die ſich jahrhundertelang erhalten haben ſoll. Auf welche Weiſe dieſes Wunder bewirkt worden iſt, wenn das Familiengrundſtück weder unter mehre Söhne vertheilt werden konnte (denn dann wäre der Beſitzſtand verändert worden) noch auch, falls es auf einen vererbt wurde, die jüngern irgendwelche Mittel hatten zu exiſtiren (anderer zahlreicher unlösbarer Verwickelungen nicht zu gedenken): das hat noch nie Jemand genügend erklärt. Es kommt dazu, daß kein alter Schriftſteller vor Plutarch von einer ſolchen Gleichheit des Grundbeſitzes in Sparta etwas weiß, während die Aeußerungen über den Unterſchied zwiſchen Armen und Reichen ſich fortwährend wiederholen. Schon im Anfang des 6. Jahrhunderts machte in Sparta „Vermögen den Mann — kein Armer galt für gut oder ward geehrt". Aus dieſen und andern Gründen hat Grote für Jeden, der die Mühe „des Umlernens" nicht zu ſehr ſcheut, überzeugend nachgewieſen, daß die Lykurgiſche Landvertheilung — eine Fiction iſt. Die Unumſtößlichkeit dieſer überraſchenden Entdeckung iſt ſchon mehrfach anerkannt worden, auch ſind einige deutſche Gelehrte, namentlich Lachmann und Kortüm, unabhängig von Grote ſchon früher auf ähnliche Reſultate gekommen, und wir zweifeln nicht, daß ſich auch Schömann, der gegenwärtig noch am heftigſten dagegen opponirt, von ihrer Wahrheit überzeugen werde. Die Entſtehung dieſer Fiction ſetzt Grote in die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr., in die Zeit Agis' III. „Wenn wir die damalige

Lage Spartas erwägen, ſo wiſſen wir, daß der Bürger weniger geworden waren, daß die Maſſe derſelben beklagenswerth arm war und daß alles Land ſich in wenigen Händen befand. Die alte Zucht und die öffentliche Mahlzeit waren (ſoweit dabei die Reichen ins Spiel kamen) zu bloßen Formen entartet — eine zahlreiche Schar Fremder und Nichtbürger hatte ſich in der Stadt niedergelaſſen und bildete eine einflußreiche Geldmacht; und endlich war die Würde und das Uebergewicht des Staats über ſeine Nachbarn vollſtändig vernichtet. Einem jungen Schwärmer wie König Agis und mehren glühenden Geiſtern unter ſeinen Zeitgenoſſen war es unerträglich, dieſe Demüthigung dem frühern Glanze ihres Landes gegenüberzuſtellen, und ſie ſahen keinen andern Weg, das alte Sparta wiederaufzubauen als dadurch, daß ſie ihrer Gerechtſame beraubte Bürger wieder zuließen, die Ländereien wieder vertheilten und die öffentliche Mahlzeit und die militäriſche Erziehung in all ihrer Strenge wiederherſtellten. Agis bemühte ſich, dieſe deſtructiven Maßregeln (wie ſie kein Demagog in der reinſten Demokratie Athens je anzudeuten gewagt haben würde) mit Zuſtimmung des Senats und der öffentlichen Verſammlung und mit Genehmigung der Reichen durchzuſetzen. Seine Aufrichtigkeit wird durch die Thatſache bezeugt, daß ſeine eigenen Beſitzungen und die ſeiner weiblichen Verwandten, die zu den umfangreichſten im Staate gehörten, als erſtes Opfer in den gemeinſamen Fonds geworfen wurden. Er wurde jedoch von principloſen Leuten, die ihn zu unterſtützen vorgaben, betrogen und kam bei dem fruchtloſen Verſuch, ſeinen Plan durch Ueberredung zu realiſiren, ums Leben. Sein Nachfolger Kleomenes vollendete ſpäter eine im Weſentlichen ähnliche Veränderung durch gewaltſame Mittel, obgleich die Intervention fremder Waffen ſchnell ihn und ſeine Inſtitutionen ſtürzte.

„Nun gewann unter dem Einfluſſe des politiſchen Gefühls, das dieſe Pläne des Agis und Kleomenes in Sparta erzeugte, die Phantaſie von der abſoluten Gleichheit des Eigenthums als einer urſprünglichen Einrichtung Lykurg's, von der Ariſtoteles und ſeine Vorgänger noch nichts wußten, zuerſt Grund und Boden. Wie ſehr ein ſolcher Glaube die Neuerungspläne begünſtigen mußte, liegt zu ſehr auf der Hand, als daß es erwähnt werden dürfte: und ohne einen abſichtlichen Betrug vorauszuſetzen, können wir nicht erſtaunt ſein, daß die Prädispoſition begeiſterter Patrioten eine alte unaufgezeichnete Geſetzgebung, von der ſie durch mehr als fünf Jahrhunderte geſchieden waren, nach ihrer Parteiauffaſſung auslegte. Die Lykurgiſche Zucht ging ſtark darauf hin, den Gemüthern der Menſchen die Idee der bürgerlichen Gleichheit einzuflößen, d. h. die Negation aller Ungleichheit, die ſich nicht auf eine perſönliche Eigenſchaft gründet — inſofern ſie die Gewohnheiten und Genüſſe der Reichen denen der Armen annäherte; und die ſo in Tendenz und Idee

beſtehende Gleichheit, die den Wunſch des Stifters zu verkünden ſchien, wurde von ſpätern Reformatoren zu einer poſitiven Inſtitution vergrößert, die er zuerſt ins Werk geſetzt haben ſollte, von der aber ſeine entarteten Nachfolger abgegangen waren. So nahmen die Phantaſien, die Sehnſucht und die indirecten Andeutungen der Gegenwart den Charakter von Erinnerungen aus der älteſten dunkeln und erloſchenen hiſtoriſchen Vergangenheit an. Es iſt leicht zu begreifen, daß eine ſolche Hypotheſe, einmal aufgeſtellt, ſchneller und aufrichtiger Glauben fand, wenn wir uns erinnern, wie viele ähnliche Täuſchungen in der neuern Zeit, die der hiſtoriſchen Glaubwürdigkeit weit günſtiger iſt, in Aufnahme gekommen ſind, wie viele falſche Färbung durch die Stimmung der Neuzeit Gegenſtänden der ältern Geſchichte gegeben iſt, z. B. der Witenagemôte (allgemeinen Verſammlung) der Sachſen, der Magna Charta, dem Entſtehen und Wachsthum des engliſchen Unterhauſes oder ſogar dem Armengeſetz der Königin Eliſabeth.

„Das achte Capitel der Lebensbeſchreibung des Lykurg von Plutarch ſchildert, indem es die Vertheilung des Landes erzählt, den Traum des Königs Agis, deſſen Seele von zwei Gefühlen erfüllt iſt, Kummer und Scham über die wirkliche Lage ſeines Landes, und Ehrfurcht vor ſeinem vergangenen Glanz und dem Geſetzgeber, aus deſſen Inſtitutionen dieſer Glanz entſtanden war. Von dieſem doppelten Gefühl abſorbirt, gehen die Träumereien des Agis zurück zu dem alten vorlykurgiſchen Sparta, wie es mehre Jahrhunderte früher ſtand. Er ſieht im Geiſte dieſelben Misſtände und Unordnungen wie die, welche ſein wachendes Auge betrüben, craſſe Ungleichheit des Eigenthums, einige wenige hochmüthige und üppige Reiche, eine Maſſe aufſtändiſcher leidender Armen und zwiſchen Beiden nichts als wilde Feindſeligkeit. Unter dieſe trotzige geſetzloſe und zerrüttete Gemeinde tritt der ehrwürdige Geſandte von Delphi, flößt den Gemüthern der Menſchen neue Triebe und die Ungeduld ein, die alten ſocialen und politiſchen Zuſtände abzuſchütteln und überredet die Reichen, freiwillig ihren augenblicklichen Vortheilen zu entſagen und mit Befriedigung ein neues Syſtem zu begreifen, in dem kein Unterſchied als der des Verdienſtes anerkannt werden ſoll. Nach dieſer nationalen Wiedergeburt theilt er das Land in gleiche Looſe, Niemand wird bevorzugt. Brüderliche Eintracht wird das herrſchende Gefühl und die Zukunft zeigt die befriedigende Ausſicht auf zufriedene, beſcheidene und gelehrige Familien. Dies iſt das Bild, durch welches «der verderbliche Traumgott» die Phantaſie des patriotiſchen Agis bethört, indem er ihm die trügeriſche Botſchaft zuflüſtert, daß die Götter ihm in einem ähnlichen Verſuche Erfolg verſprochen haben und ihn ſo auf dieſen unſeligen Weg der Revolution führt, der ihn, ſeine Gemahlin und ſeine bejahrte Mutter in den Kerker und an den Strick des Henkers bringen ſoll.“

Die nähere Begründung dieſer ebenſo überraſchenden als überzeugenden Anſicht (die hier im Ganzen mit Grote's eigenen Worten, nur mit Auslaſſungen und reinäußerlichen Modificationen mitgetheilt iſt) muß man in dem Werke ſelbſt leſen. Jedem, dem es mehr darum zu thun iſt, die politiſche Bedeutung als das antiquariſche Detail der altgriechiſchen Zuſtände und Inſtitutionen kennenzulernen, kann es nicht dringend genug empfohlen werden.

Literatur und Kunſt.

Zur deutſch-däniſchen Frage.

Während die Diplomatie der deutſchen Großmächte ſich nur mit ſichtbarer Unluſt an die ſo dringend gebotene Löſung der deutſch-däniſchen Frage macht und auf einen Schritt vorwärts regelmäßig zwei wieder zurückthut, wird die deutſche Preſſe, in richtiger Erkenntniß Deſſen, was ſie dem deutſchen Vaterlande ſchuldig, nicht müde, den unſeligen Stand dieſer Angelegenheit immer wieder aufs neue aufzudecken und dem Volk die große und unverjährbare Schuld, die in dieſer Hinſicht auf dem deutſchen Namen laſtet, immer lebhafter zum Bewußtſein zu bringen. Auch in den letzten Wochen wieder ſind zwei Schriften erſchienen, die wir allen Freunden der unterdrückten Herzogthümer — und das heißt ja doch hoffentlich allen Deutſchen — nicht dringend genug empfehlen können. Die erſte von beiden, bei C. A. Schwetſchke und Sohn in Braunſchweig erſchienen, hat den durch ſeine Händel mit dem mecklenburgiſchen Conſiſtorium neuerdings auch dem nichttheologiſchen Publicum bekannt gewordenen Profeſſor der Theologie in Roſtock, Dr. M. Baumgarten, zum Verfaſſer; in Form eines „Schreiben an den Earl von Shaftesbury über die Bedrängniß der Chriſten in dem Herzogthum Schleswig durch die Dänen" verbreitet ſie ſich mit genauer Sachkenntniß und überzeugender Wärme über den Nothſtand, in welchen die Bewohner der Herzogthümer ſelbſt auch in religiöſer Hinſicht durch die Dänen verſetzt ſind und fodert den durch ſeine chriſtliche Geſinnung und Werkthätigkeit bekannten engliſchen Edelmann auf, ſich der Bedrängten, zunächſt bei ſeinen Landsleuten, anzunehmen. Ob dieſe Verwendung freilich helfen wird, iſt eine andere Frage; die Engländer ſind bekanntlich zuhauſe ſehr fromme Chriſten, in der Politik aber, zumal in der auswärtigen, folgen ſie meiſt nur ſehr weltlichen Rückſichten. Doch ſollte allerdings auch ſchon die weltliche Rückſicht des eigenen Nutzens die Engländer beſtimmen, in dieſer deutſch-däniſchen Frage eine andere Politik einzuſchlagen als die bisherige, für Deutſchland ſo verhängnißvoll gewordene.

Auch das dritte Heft der bei Beck in Nördlingen erſcheinenden „Fliegenden Blätter aus Baiern" beſchäftigt ſich mit derſelben Angelegenheit und zwar ebenfalls mit gründlichſter Sachkenntniß und in echtpatriotiſchem Geiſte. Ueber die betreffenden Perſönlichkeiten, ihre Fähigkeiten und Motive, wie es ſcheint aus eigener perſönlicher Kenntniß genau unterrichtet, ſpricht der Verfaſſer ſeine

Ueberzeugung mit Entſchiedenheit dahin aus, daß alles Diplomatiſiren und Temporiſiren von Seiten der deutſchen Cabinete doch nichts helfen und daß nur ein conſequentes und thatkräftiges Einſchreiten den bedrängten Herzogthümern und damit zugleich der Ehre des deutſchen Namens wirklich zu ihrem Rechte verhelfen wird. Darüber müſſen denn, wenn nicht alle Zeichen trügen, bereits die nächſten Monate, ja vielleicht ſchon die nächſten Wochen entſcheiden; inzwiſchen tröſten wir uns mit der Gewißheit, daß ein gutes Recht, das ſo offen zutage liegt und von den Betreffenden ſelbſt ſo lebhaft empfunden wird wie in dieſem Falle, zwar für einige Zeit gebeugt, aber niemals völlig unterdrückt werden kann und daß überhaupt die innere Vernunft der Geſchichte weit größer iſt und zugleich viel ſittlicher als alle Kunſt unſerer wirklichen und vermeintlichen Staatsmänner. HFk.

Militäriſche Belletriſtik.

Unter den Waffen, ſagt ein alter Spruch, ſchweigen die Muſen. Doch ſcheint derſelbe mit andern alten Wahrheiten neuerdings einigermaßen außer Curs gekommen zu ſein. Vor zehn und zwanzig Jahren gebehrdeten unſere jungen Dichter ſich außerordentlich kriegeriſch; ihre Verſe rochen ordentlich nach Pulverdampf und wenn alle die Schlachten, nach denen unſere Poeten ſich damals ſehnten, wirklich hätten geſchlagen werden ſollen, das menſchliche Geſchlecht müßte ſich längſt ſelbſt zerſtört haben. Aber die Welt iſt rund und muß ſich drehen und wie ehedem die Schriftſteller unter die Soldaten — wenn auch freilich nur mit Verſen und hochtönenden Redensarten — ſo, ſcheint es, gehen jetzt die Soldaten unter die Schriftſteller. Die militäriſche Belletriſtik, die jetzt unſere Literatur überſchwemmt, iſt das nothwendige Gegenſtück zu jener kriegsſehnſüchtigen Lyrik, mit der unſere jungen Dichter von Anno Vierzig debütirten. In jener Lyrik entfaltete ſich die ſchwellende Knospe der Revolution, in dieſer Belletriſtik erkennen wir eine von den zahlloſen Früchten der Reaction und zwar eine ihrer unſchuldigſten; jene war eine glänzende poetiſche Illuſion, dieſe iſt die derbe, proſaiſche, zum Theil ſehr langweilige Wirklichkeit.

Allerdings fallen die erſten Anfänge dieſer ſpecifiſch-militäriſchen Belletriſtik ſchon in die Zeit vor dem Jahre 1848; bereits zu Anfang der Vierziger erſchienen Hackländer's vortreffliche „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden", dieſes noch immer unerreichte Muſter dieſer geſammten Richtung. Doch beſteht zwiſchen jenen Anfängen und Dem, was wir jetzt auf dieſem Felde emporwuchern ſehen, ein weſentlicher Unterſchied. Jene Anfänge nämlich waren durchaus naiv, ſie wußten noch nichts von einer tendenziöſen Verherrlichung des Soldatenſtandes gegenüber dem Bürgerthum, im Gegentheil, das Soldatenthum ironiſirte ſich darin ſelbſt und deckte mit humoriſtiſchem Lächeln die geheimen Male und Schäden, die Narben und Schwielen auf, an denen auch noch heutzutage unter dem „Zweierlei Tuch" kein Mangel iſt, ſoviel Mühe man ſich auch für den Augenblick gibt, ſie zu verbergen. Auch wurzelte jene ältere Richtung weit mehr in der Literatur als eigentlich im Soldatenthum, der Schriftſteller mit ſeinen poetiſchen Intentionen war und blieb immer die Hauptperſon, der Soldat gab nur den Stoff her und auch die Wahl dieſes Stoffs ging aus keinem ſpeciell militäriſchen Intereſſe,

ſondern vielmehr aus der allgemeinen, dem Poſitiven, dem Wirklichen zugewandten Richtung der damaligen Literatur hervor; es waren die Anfänge jenes Realismus in der deutſchen Poeſie, der heutzutage den Idealismus ſo gründlich aus dem Felde geſchlagen hat und dem wir unter Anderm auch die Entſtehung der Dorfgeſchichte als einer eigenen Gattung verdanken, die ungefähr in dieſelbe Zeit fällt als die Hackländer'ſchen Soldatengeſchichten.

Allein wie unſer ganzes Leben ſeitdem ein anderes geworden, ſo auch die militäriſche Belletriſtik. In ihrer gegenwärtigen Geſtalt wurzelt dieſelbe, wie bereits angedeutet, in dem Siege, welchen die Reaction über die Bewegung des Jahres 1848 davongetragen. Es iſt „Revanche für Prag"; jene „verthierten Söldlinge", auf welche unſere Freiheitmänner ſo vornehm herabſahen, bis ſie endlich ihre Bayonnete zwiſchen den Rippen fühlten, haben ſich gerächt; nicht zufrieden, mit der ehernen Wucht ihrer Maſſe das gegenwärtige Staatenſyſtem zu ſtützen, haben ſie auch einen kühnen Streifzug in die Poeſie unternommen und wenn es ſonſt Mode war bei unſern jungen Kriegshelden, die Achſeln zu zucken über die Federfuchſer und Poetaſter, ſo werden wir jetzt mit nächſtem das Vergnügen haben, in der Geſchichte unſerer Literatur eine eigene Poeſie im Waffenrock, eine eigene Cohorte dichtender Lieutenants und Soldaten aufzuführen. Die Seele dieſer neuen militäriſchen Belletriſtik iſt die Tendenz und zwar in doppelter Beziehung. Erſtlich die Tendenz der vollſtändigſten und unbedingteſten Loyalität, die ja, wie alle Welt weiß, keine feſtere Stütze hat als unſere Armeen, und zweitens, was damit freilich aufs innigſte zuſammenhängt, das Bemühen, den Soldatenſtand aufs äußerſte zu glorificiren und ihn als den erſten und vollkommenſten Stand der Welt, den Soldaten ſelbſt aber als die wahre Crême der Menſchheit zu ſchildern, den eigentlichen Gebieter „et par droit de conquête et par droit de naissance", gegen den das armſelige, glanz- und waffenloſe Bürgerthum vollſtändig verſchwindet. Von jenem Humor der Selbſtverſpottung, der z. B. die Hackländer'ſchen Skizzen ſo liebenswürdig machte, findet ſich in den neueſten Schriften dieſer Gattung keine Spur mehr; wird ja irgendeine Unvollkommenheit oder gar eine Lächerlichkeit der militäriſchen Einrichtungen zugeſtanden, ſo fällt dieſelbe jedesmal in die vormärzliche Zeit zurück; ſeit den Herbſtmonaten des Jahres 1848, ſeit dem großen und glänzenden Siege, welchen die Legitimität mit Hülfe des Soldatenthums damals über das revolutionäre Bürgerthum davongetragen, ſeitdem gibt es keine Schattenſeiten mehr in der ſoldatiſchen Welt, ſeitdem iſt hier Alles Glanz und Fülle, das Commißbrot iſt weißer als Kuchen, der Trommelwirbel wohllautender als der Triller der Nachtigal, die ſchwüle Atmoſphäre der Wachtſtube duftiger als das Fächeln der Mailuft — und ſofort in infinito, aber nur ſelten con grazia.

Natürlich fällt es uns nicht von weitem ein, dieſer Wendung unſerer Literatur ihre hiſtoriſche Berechtigung zu beſtreiten oder den militäriſchen Dichtern, die das ausſchließliche Glück des Soldatenſtandes jetzt wetteifernd in allen Tonarten ſingen, ihr poetiſches Handwerk irgendwie legen zu wollen. Vielmehr erkennen wir die geſchichtliche Nothwendigkeit dieſes Uebergangs vollkommen an; wo der Schwerpunkt der politiſchen Gewalt iſt, da iſt auch immer die poetiſche Hegemonie, und ſo iſt es auch nur ganz in der Ordnung, daß auf dem Feſtland von Europa das Soldatenthum auch die Literatur zu be-

herrſchen ſucht. Aber auch in anderer Hinſicht muß die in Rede ſtehende Erſcheinung ſogar erfreulich und wohlthätig genannt werden. Von jeher hat es beim Militär und namentlich unter dem jüngern Offizierſtande eine gewiſſe Anzahl halbreifer poetiſcher Talente gegeben; wie ſtreng unſer modernes Soldatenthum ſich auch von der übrigen Welt abſchließt und wie eifrig es auch darauf bedacht iſt, Allen, die ihm angehören, ſeinen eigenen Stempel aufzudrücken — ſo ſcharf iſt die militäriſche Controle bei alledem doch nicht, noch iſt die Dreſſur ſo vollkommen, daß nicht hier und da ein poetiſches Talent, ein excentriſcher Kopf mit eigenen Anſichten, Wünſchen, Plänen hindurchſchlüpfen ſollte. Aber einmal hinter den Mauern der Kaſerne, fehlte es dieſen Talenten in der Regel an der Möglichkeit, ſich weiter auszubilden; die Einförmigkeit des Soldatenlebens führte ihnen weder Ideen zu, die den Geiſt bereichern und die Seele erwärmen konnten, noch bot ſie ihnen Stoffe dar, die der poetiſchen Behandlung zugänglich waren. Daher gerade unter unſerm Soldatenſtande ſoviel unglückliche, mit der Welt und mit ſich ſelbſt zerfallene Poeten; von Ewald von Kleiſt angefangen, der den Tod auf dem Schlachtfeld von Kunersdorf ſuchte, weil er allein ihm die Freiheit brachte, nach der er ſich ſehnte, bis zu ſeinem noch unglücklichern Namensvetter, dem ehemaligen preußiſchen Fähnrich, der unter den Tannen von Glieneke ſeinen und ſeiner Freundin Leiden durch einen Piſtolenſchuß ein Ende machte, und weiter hinab bis auf Emanuel Hilſcher, Friedrich von Sallet und Andere aus der jüngſten Vergangenheit, zeigt unſere Literatur eine lange Reihe ſoldatiſcher Dichter, denen, um dem Widerſpruch zwiſchen den Pflichten ihres Berufs und den Bedürfniſſen ihres Talents zu entgehen, nichts übrigblieb als entweder ſich ſelbſt zu vernichten oder aber mit gewaltthätiger Hand die Feſſel zu zerſchlagen, welche ſie gefangenhielt und deren Druck ſie nicht minder ſchmerzlich empfanden, weil man ihnen ſagte, daß ſie vergoldet ſei.

Dergleichen Kataſtrophen werden von jetzt ab ſeltener werden. Nicht nur das neu befeſtigte Selbſtbewußtſein des Soldatenthums ſchützt davor, ſondern es iſt auch den Conflicten, den innern Kämpfen und Verirrungen, denen unſere dichtenden Soldaten bisher ausgeſetzt waren, weil es ihnen, in ihrer Abgeſchloſſenheit von der übrigen Welt, an einem würdigen, allgemein menſchlichen Stoffe fehlte — allen dieſen Kämpfen und Verirrungen ſage ich oder wenn nicht allen, ſo doch der Mehrzahl derſelben iſt jetzt ein Ende gemacht, ſeitdem das Soldatenthum an ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Zuſtänden einen dichteriſchen Stoff gewonnen hat. Das Soldatenthum hat ſich poetiſch emancipirt. Während es ſonſt das Beſtreben der modernen Zeit iſt, durch möglichſte Theilung der Arbeit die Arbeit ſelbſt zu erleichtern und zu vervollkommnen, macht ſich bekanntlich in der Literatur ſchon ſeit einer Reihe von Jahren das entgegengeſetzte Streben bemerkbar; immer mehr „Hände" gehen aus dem Stand des Publicums in den Stand der Schriftſteller über, der Leſer werden immer weniger, der Poeten immer mehr und ſchon naht die Zeit, wo es gar keine Poeten mehr geben wird, nämlich weil Jeder den poetiſchen Bedarf, deſſen er benöthigt iſt, ſich in Zukunft ſelbſt anfertigen wird. Unſerer modernen militäriſchen Belletriſtik gebührt die Anerkennung, dieſe Epoche der ſelbſtmachenden Poeſie zuerſt erkannt und richtig gewürdigt zu haben; ſie liefert ſich Alles ſelbſt, Stoffe und Dichter

und Publicum; wie ein richtiger Soldat geht sie den ganzen Tag in Uniform, ihr ganzer poetischer Horizont wird von dem Exercirplatz und dem Kasernenhof begrenzt, statt der Irrgänge des menschlichen Herzens und der verderblichen Kämpfe der Leidenschaften schildert sie die Annehmlichkeiten des nächtlichen Bivouacs, enthüllt die Mysterien des Parademarsches und bringt das Exercirreglement oder die Wachtstubenordnung in Verse. Einzelne nehmen wol auch einen höhern Schwung; sie verherrlichen die Kämpfe der Russen mit den Alliirten oder bohren den Rebellen, welche ihre Säbel daniedergeworfen, nachträglich den Pfeil des Liedes in den Rücken. Immer aber, welchen Stoff sie auch wähle und nach welcher Seite sie sich auch wende, sieht diese militärische Belletristik mit soldatischer Gewissenhaftigkeit darauf, daß sie den Kreis der soldatischen Anschauungen nie und nirgends überschreite, nie und nirgends Gegenstände berühre oder sich von Empfindungen ergriffen zeige, welche auch andere Menschen theilen; sie ist der reinste und vollkommenste Ausdruck einer echten Standespoesie, einer Gattung, über deren ästhetischen Werth man verschiedene Ansichten hegen mag, deren geschichtliche Berechtigung aber, gegenüber den factischen Zuständen unserer Gegenwart, sich wiederum auf keine Weise in Zweifel ziehen läßt.

Dürften wir nach so warmen Worten der Anerkennung noch einen Wunsch hinzufügen, so wäre es dieser, daß die militärische Belletristik über ihren militärischen Zweck die belletristischen Mittel nicht völlig außer Augen setzen und überhaupt die Tendenz nicht stärker auftragen möchte als eben nöthig. Wir bescheiden uns, daß gewisse Ursachen stets gewisse Folgen haben müssen; auf die Soldatenherrschaft des Dreißigjährigen Krieges folgte der miles gloriosus als eine dem Leben entnommene Lieblingsfigur unserer komischen Dichter und so werden wir auch dem gesteigerten Selbstgefühl unserer heutigen Armeen einige Ausschreitungen zugute halten müssen. Solange indeß unsere militärischen Belletristen das bürgerliche Publicum nicht ganz entbehren können und wollen, solange sie ihre schriftstellerischen Producte öffentlich auf den Büchermarkt bringen und sie nicht blos in den Kasernen und Wachtstuben colportiren lassen, solange mit einem Wort die poetische Selbstfabrikation bei unsern dichtenden Soldaten noch nicht vollständig durchgeführt ist, solange muß uns auch der Wunsch verstattet sein, unser dichtendes Soldatenthum möchte sich etwas weniger exclusiv bezeigen und einen etwas minder herausfodernden Ton gegen das Bürgerthum anschlagen, auch über abweichende politische Ansichten etwas weniger gehässig aburtheilen, als es in einem großen Theil der jetzt üblichen militärischen Belletristik geschieht.

Am wenigsten trifft dieser Vorwurf die „Soldatengeschichten für das Militär und seine Freunde. Von F. W. Hackländer" (Stuttgart, Hallberger), ein belletristisches Sammelwerk, von dem soeben der vierte Band die Presse verlassen hat. Wie Hackländer, dessen Talent als eines unserer gewandtesten und fruchtbarsten Erzähler hinlänglich anerkannt ist, der Erste war, der den Ton der militärischen Belletristik unter uns anschlug, so hat er denselben auch am reinsten und glücklichsten bewahrt. Auch das ebengenannte Sammelwerk empfiehlt sich ebenso sehr durch seine positiven wie negativen Eigenschaften: wir meinen durch den frischen Humor und die ergötzliche Mannichfaltigkeit, wie andererseits durch die Abwesenheit alles Dessen, was für Leser, die einem andern Stande oder einer andern Richtung an-

gehören, verletzend sein könnte. In dem vorliegenden Heft zeichnen sich besonders die beiden ersten zueinander gehörigen Erzählungen „Ein Tag bei dem Manöver" und „Ein Tag in der Garnison" durch lebendige Charakteristik, frische Färbung und Natürlichkeit und Einfachheit der Darstellung aus. Dasselbe Lob verdient „Die Werbung. Federzeichnung aus der Mappe eines Militärs"; „Ein armer Teufel" ist ein düsteres Nachtstück von ergreifender Wirkung, dem „Der letzte Fähnrichsstreich von Albert Schraishorn" als ergötzliches Gegenstück dient.

Auch Julius von Wickede, wiewol ursprünglich mehr militärischer Fachschriftsteller als eigentlich Dichter, bedient sich bei seinen Schilderungen aus dem Soldatenleben der belletristischen Farben nicht ohne Glück. Nur scheint die übermäßige Eile, mit welcher er neuerdings producirt, dem Werth seiner Producte Eintrag zu thun. Ueber sein älteres Werk „Ein Soldatenleben" wurde vor längerm in diesen Blättern beifällig berichtet; über zwei andere Producte von ihm: „Erzählungen eines östreichischen Veteranen" (3 Bde., Stuttgart, Hallberger) und „Der Sohn des Regiments. Oestreichische Soldatengeschichten" (3 Bde., ebendaselbst), vermögen wir uns nicht ganz so günstig zu äußern. Zwar ist dem erstern Werk bereits die Auszeichnung einer zweiten Auflage widerfahren, Beweis genug, daß der Verfasser den Ton, den man in militärischen Kreisen am liebsten hört, richtig getroffen hat. Dennoch kann eine gewissenhafte Kritik nicht umhin, diesen Ton selbst als bedenklich zu bezeichnen; derselbe streift, namentlich in dem ersterwähnten Werke, sehr nahe an jene brüske, herausfodernde Weise, deren wir oben gedachten. Die große Lockerheit der Composition wollen wir dem Verfasser gern zugute halten, da es ihm eben nicht auf ein künstlerisches Ganzes, sondern nur auf einen bequemen Rahmen ankam, dem er seine Schilderungen und Skizzen einfügen konnte. Was dagegen die sprachliche Darstellung betrifft, so ist dieselbe doch selbst für einen militärischen Belletristen ein wenig zu nachlässig. Ein gewisses gespanntes Verhältniß mit der Grammatik pflegt den Herren vom Militär allerdings oft eigenthümlich zu sein; auch hat der alte Blücher trotz der falschen „mir" und „mich", deren er sich zu bedienen pflegte, nicht nur die Franzosen tüchtig geklopft, sondern auch als Redner hat er wohlverdiente Triumphe gefeiert. Aber ein Anderes ist die militärische Beredtsamkeit vor der Fronte und ein Anderes der Stil eines Buchs, das sich öffentlich dem ganzen Publicum darbietet, ja das selbst nicht ohne ästhetische Ansprüche auftritt; sehen wir jener gern eine gewisse Unbekümmertheit um die buchstäbliche Richtigkeit nach, so müssen wir doch an den militärischen Belletristen dieselbe Foderung stellen, die wir überhaupt an jeden Schriftsteller richten, nämlich daß er die Gesetze seiner Muttersprache achte und nicht durch Nachlässigkeit und Flüchtigkeit dazu beitrage, sprachliche Unarten unter seinen Lesern zu verbreiten und einzubürgern.

Julius Ebersberg scheint sich zum östreichischen Hackländer heranbilden zu wollen; nach dem Eindruck jedoch, den uns die Lectüre seines Buchs „Zur Milares! Neue Geschichten für das Militär und seine Freunde" (Prag, Bellmann) machte, müssen wir bezweifeln, daß er in diesem Bestreben besonders glücklich sein wird. Wie uns die dem Werke angehängte Buchhändleranzeige belehrt, hat er bereits eine Anzahl ähnlicher Schriften veröffentlicht;

wir kennen nur sein ebengenanntes neuestes Werk, müssen jedoch offen eingestehen, daß dasselbe uns zur Fortsetzung dieser Bekanntschaft nur wenig Lust gemacht hat. Der Verfasser bekennt, sein Buch ausdrücklich nur für die Kameraden geschrieben zu haben, sie sollen sich seiner zur Cigarre, zur „blonden Milares" bedienen. Schade nur, daß er den Zweck nicht näher angegeben hat, nämlich ob zur Lectüre oder ob zum Fidibus; wir für unser Theil, indem wir den ästhetischen Werth des Buchs im Auge behalten, können nur die letztere Verwendung als die wahrhaft richtige und sachgemäße bezeichnen. Von den sechs Erzählungen des Bandes gehört nur die erste, „Geschichte eines alten Commißmantels, von ihm selbst geschrieben", dem Verfasser an; doch ist die Trivialität derselben, sowol was Erfindung wie Darstellung betrifft, auch so groß, daß wir an dieser Probe vollständig genug haben. Ein einziges Beispiel wird hinlänglich sein, dieses Urtheil zu rechtfertigen; der Verfasser schildert einen Marsch und verliert sich dabei (S. 51) wörtlich in folgendes Detail: „Die Soldaten benutzen diese kleinen Aufenthalte, um sich zu gleicher Zeit einer andern — uns Mänteln Gott sei Dank nicht! wol aber der menschlichen und thierischen Natur eigenthümlichen Last zu entledigen." Und diese Stelle ist keineswegs die einzige ihrer Art, wenn wir natürlich auch keine Lust haben, dem Verfasser in diese unsaubere Sphäre weiter zu folgen. Auch an politischen Kraftstellen ist kein Mangel; namentlich wird gegen den Besiegten von Novara, Karl Albert, „diesen bleichen König, der auf seiner Stirn das Zeichen der Entmuthigung und der Abgelebtheit trug" (S. 56) eine Polemik geübt, wie sie sich gewiß kein ehrliches Soldatenherz gegen den besiegten Feind gestattet, am wenigsten aber, wenn dieser Feind bereits zu den Todten gehört. Die übrigen Stücke der Sammlung sind englischen, französischen und spanischen Originalen nachgebildet; sie sind größtentheils sehr unbedeutend und auch die stilistische Darstellung hält sich auf demselben Niveau wie in der eben besprochenen Originalerzählung.

Vollständig auf dem Boden der Tendenz und zwar nicht blos der militärischen, sondern ebenso sehr und in vielleicht noch höherm Grade der politischen befinden wir uns in den beiden Werken: „Unter dem Doppeladler. Geschichte des Feldzugs in der Krim nach Mittheilungen aus dem Tagebuche eines deutschen Arztes in russischen Diensten" (Berlin, Rauh) und „Militärische Unterhaltungsbibliothek" (ebendaselbst), beide herausgegeben von Ferdinand Pflug. Die angebliche Geschichte des Feldzugs in der Krim gibt sich selbst in jeder Zeile als eine Parteischrift zu Gunsten der Russen zu erkennen; als solche hat sie ihren Werth, wenn auch natürlich keinen größern, als den ähnlichen Erscheinungen der englischen und französischen Literatur zukommt. Die „Militärische Unterhaltungsbibliothek" liefert in den beiden vorliegenden ersten Bändchen eine Reihe von Skizzen aus der preußischen Kriegsgeschichte von der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstädt bis zu dem ruhmvollen Tage von Belle-Alliance. Sie sind mit Sachkenntniß, in einer lebhaften und anschaulichen Sprache geschrieben; daß der Verfasser seinem specifischen preußischen Patriotismus den Zügel mitunter etwas weiter schießen läßt, als der unbefangene Leser billigen kann, müssen wir theils dem Stoffe zugute halten, theils auch den militärischen Rücksichten, von denen er bei Behandlung desselben geleitet ward.

Wir schließen unsere Uebersicht mit zwei Schriftchen von A. von Win-

terfeld: „Soldatenleid — Soldatenluſt“ (Berlin, A. Duncker) und „Garniſongeſchichten“ (Berlin, Janke). Beide ſind wahre Muſterſtücke moderner Wachtſtubenpoeſie; in einem nur wenig veredelten Knittelvers werden hier allerhand Abenteuer und Ereigniſſe des Soldatenlebens vorgetragen, mit einer Naivetät und Selbſtgenügſamkeit, die offenbar gar keine Ahnung davon hat, daß noch irgendetwas außerdem in der Welt exiſtirt. Wir wünſchen dem Buch ähnlichgeſinnte Leſer; für bürgerliche Menſchen, die aus dem Eins Zwei, Eins Zwei des Soldatenmarſches das Picken der Weltuhr noch nicht vollſtändig heraushören können, hat der Verfaſſer offenbar nicht geſchrieben. R. P.

Correſpondenz.

Aus Brüſſel.

6. Juni 1857.

Lgrn. Nous sommes sortis de la *légalité*, pour rentrer dans le *droit!* Mit dieſen Worten läßt ſich ebenſo wol „ein Syſtem bereiten“ als mit allen andern und Niemand auf der Welt iſt der Generalpächter ſolcher Syſteme. Das leidige Stiftungsgeſetz liefert den Beweis, daß auch die Maſſen Staatsſtreiche machen können, ſollten ſelbſt ſolche Staatsſtreiche den Staatsſtreichern en titre ſehr unangenehm ſein. Meine beiden letzten Correſpondenzen mußten es dem gutorganiſirten Leſer verrathen, daß eine „faule“ Gährung „im Staate Dänemark“ arbeitete; und der Erfolg hat bewieſen, daß die Gaſe noch eher fertig waren, als der beobachtende Chemiker zu glauben ſchien.

Der liberale Mittelſtand unſers Landes, die geſammte induſtrielle Bevölkerung ſah die Hartnäckigkeit der Kammermajorität und die eigenſinnige Beharrlichkeit der Cabinetschefs mit wachſendem Mismuth; die Enthüllungen der Discuſſion brachten immer grellere Dinge zutage; ſelten hat eine Oppoſition ſo gründlich und ſo unermüdlich gefochten, ſelten hat ſie durch ſteigenden Affect, durch maſſenhafte klobige Thatſachen den Streit ſo methodiſch auf den Markt verpflanzt. Hr. Verhaegen ſchüttete als Attorney-General ganze Säcke voll Erbſchleichereien vor der Angeklagtenbank aus, mit Vor- und Zunamen, mit Tag und Datum. Hr. Frère, der ganz pectus wurde, obgleich ſeine Specialität die Finanzen ſind, wo die „Gemüthlichkeit aufhört“, citirte im höchſten Pathos haarſträubende Vorfälle aus den charitabeln Schulen. In Flandern gibt es z. B. Spitzenklöppelſchulen, in denen religiöſe „Schweſtern“ die armen Bauerndirnen vom Morgen bis Abend — ausbeuten, ihnen dabei aber weder leſen noch ſchreiben lehren, weil die Handelsconcurrenz ſolche Zeitverſchwendung nicht geſtattet. Die Oberin einer ſolchen Congregation zu Liedekerke pflegte den Mädchen die Haare glatt zu ſcheeren, wenn ſie ſich erlaubt hatten auf den Tanz zu gehen. Von Dreien duldeten zwei dieſe mittelalterliche Barbarei, die dritte widerſetzte ſich und mußte von den „Schweſtern“ gehalten werden; die Oberin brachte ihr dabei mehre Wunden mit der Scheere am Kopfe bei. Als Hr. Frère dieſes Gregorianiſche Cabinetſtückchen erzählte, ſchrie Hr. Dumortier, der das Talent

besitzt, sich, so oft er will, in kalte Glut zu versetzen: solche Enthüllungen seien „infam".

Als alle Beschwörungsformeln, welche dynastische Doctrinäre wie Hr. Rogier oder Hr. Lebeau an die Minister richteten, nicht zur Rücknahme des Gesetzes führten, mußte es zur Abstimmung kommen. Hr. Frère that für einen Ministercandidaten das Aeußerste, er beantragte eine öffentliche Enquête über Pauperismus und Proletariat in Belgien, damit man endlich officiell erfahre, inwiefern die legale Armenpflege ihre Pflicht nicht erfülle. Die Minister stellten die Cabinetsfrage, weil sie eine Verwerfung des Gesetzes in der Enquête erblickten. Sie hätten auch sagen können, Pauperismus und Proletariat gingen das Parlament nichts an, was Hr. Rogier dahin übersetzte: es handle sich hier gar nicht um den Pauperismus, auch sei ihm unbekannt, wie es sich mit diesem „Gegenstande" verhalte. Hr. Frère war viel neugieriger und verwegener, er wollte das verschleierte Bild absolut enthüllen. Ob er noch so jünglingsmäßig reden würde, wenn eine ganz anders geartete Linke ihn einmal auf die ministerielle Rechte schöbe, das wage ich fürjetzt nicht zu entscheiden. Man kennt „Ihrer Majestät Opposition", wenn sie „die Geschicke des Landes leitet".

Genug, 44 Stimmen waren für die feierliche sociale Anatomie, 60 sprachen sich dagegen aus, und der 105. und letzte Parlamentist, Hr. Rousselle, D. U. J., setzte sich zwischen die Ministerbank und die „Socialisten" auf den Schemel der „Enthaltung". Die Kammer war au grandissime complet. Jetzt kam die Reihe an die principiellen Amendements des Hrn. Tesch, welche den Statusquo, die Oberaufsicht der Civilbehörde über alle Schenkungen, Vermächtnisse und Stiftungen, zu retten suchten: 61 gegen 40, 60 gegen 40 war das consequente Resultat der politischen Arithmetik. Da mischte sich Mr. Populus ein. Zwei mal waren die Tribünen — zum ersten mal seit 1830 — von dem Präsidenten ausgekehrt worden; vor der letzten Abstimmung rief Hr. Frère als sentimentaler Cato: „Sie spielen eine unwürdige Komödie vor der Kammer und vor dem Lande." Ordnungsruf. Der Präsident findet, der Ausdruck sei nicht ganz „parlamentarisch". Hr. Frère: „Als ich die Geschichte der geschorenen Mädchen erzählte, rief Hr. Dumortier: «infam»! Wo war der Präsident und wo die «Ordnung»?"

Die Tribünen spielten jetzt 1848, wurden ausgekehrt, pfiffen, heulten, schrien: Coquin! widersetzten sich den Huissiers und der Wache. Die bewaffnete Macht schob sie aus dem Saale, dann aus dem Hofe, und damit langte die ganze Sache vor das Forum Sr. vielköpfigen Majestät. Hier reihen sich nun die Ereignisse der vier Tage an, vom 27. bis 30. Mai, welche in allen politischen Tagesblättern erzählt worden sind und welche bald als „Demonstration", bald als „Emeute", bald gar als „Revolution" figuriren und über Europa soviel Freude und Kummer verbreitet haben. Nachdem die Kammer die Debatte selbst bis nach Pfingsten vertagt hatte, trat die Krone dazwischen und vertagte beide Häuser. Der Tumult legte sich in allen größern Städten; nur in fernliegenden Orten, wohin die Schwingung erst durch Wellenbewegung gelangte, gab es später noch ein paar trockene Schläge. In Brüssel hat es drei Verwundungen gesetzt, in Verviers einen Todesfall infolge abgehauener Nase, in Jemappes bei Mons erlebte man die einzige frevelhafte Gewaltthat von Seiten des Mob. Eine

geiſtliche Schule wurde rein ausgeplündert, alle Mobilien fuhren durchs Fenſter, vor dem Hauſe ward ein Scheiterhaufen angezündet, die „Brüder“ erfuhren körperliche Mishandlung. Sonſt war das Motto: Fenſtereinwerfen, Charivari, Hurrahs, Maſſenzüge und die Brabançonne for ever!

Man hat die Revolution vom 4. Dec. 1851 die „Emeute der Glanzſtiefel“ genannt, weil der Arbeiter von Paris ſich ſehr zurückhielt, und die parlamentariſche Bourgeoiſie ſich faſt allein widerſetzte. Die Tage des 27. bis 30. Mai konnten in ähnlicher Weiſe die „Rebellion der Fünffrankenſtücke“ getauft werden; in Antwerpen nämlich wurden die Fenſter eines Kloſters lediglich mit 25 Gramm Silber und einem Leopoldbilde darauf zertrümmert. Das ſollte heißen: Heilig iſt das Eigenthum, aber à bas la calotte! Auf dieſe Weiſe können Revolutionen für die Unterliegenden am Ende ſehr vortheilhaft werden.

Viel dringender iſt freilich jetzt die Cobden'ſche Frage: What next? Die Kammer iſt zu Hauſe, das Miniſterium iſt geblieben. König Leopold widerſtrebt der Auflöſung, die doch das einzig probate Ausgangsthor aus dieſem Labyrinth wäre. Wird die Zweite Kammer vor ihre Wähler geſchickt, ſo hat ſich die Executive nichts vergeben, ſie hat keinen Schritt vor der „Emeute“ zurückgethan, die Miniſter erklären einfach: ſie wollten ſich der wahren Stimmung des Volks verſichern. Dankt das gegenwärtige Cabinet ab, ſo läßt die Krone andere Elemente den Verſuch machen, ſich eine ſolide Majorität zu verſchaffen. Alles iſt in ſchönſter Ordnung, aber Europa iſt leider nicht in Ordnung und der Statusquo von Europa verbietet Belgien in der Ordnung zu bleiben. In den Tuilerien herrſcht nämlich Zorn und Beſorgniß über den hieſigen „Parlamentarismus“; man möchte dort die Gewalt der Waffen als ultima ratio haben operiren ſehen, Hülfstruppen wurden ſofort hier angeboten. Man iſt höchlichſt unzufrieden mit dem Compromiß, den hier die Krone mit dem Volke abgeſchloſſen hat, das iſt ein böſes Beiſpiel. Eine Neuwahl in Belgien, wo wirkliche Wahlfreiheit herrſcht, wäre ein ſehr fatales Seitenſtück zu der commandirten Wiederernennung des Corps legislatif, welche am 21. Juni vorſichgehen ſoll. Wenn die belgiſche Executive eine gleichzeitige Wahl verordnete, es wäre ohne weiteres ein casus interventionis.

Es ſteht daher ſehr zu fürchten, daß in Belgien ein Mittelweg eingeſchlagen werde, daß man den unglücklichen Verſuch mache, die légalité wieder zuſammenzuflicken und dem droit dafür etliche Fetzen auszuſchneiden. Soll die Kammer nicht erneuert werden, ſo kann nur dieſes Miniſterium bleiben; nach rechts hin liegt die Revolution, nach links die Minorität, folglich die Unmöglichkeit. Läßt das Miniſterium das Stiftungsgeſetz beiſeite, ſo begeht es einen inconſtitutionellen Act und blamirt ſich, da es ja früher eine Cabinetsfrage daraus gemacht hatte. Es wird alſo wol etwas an dem Geſetze herumſchneidern, um ein Mixtum-Compoſitum zutage zu fördern. Oder es denkt zu laviren bis zum nächſten Jahre, wo die Kammer zur Hälfte erneuert wird, um ſich dann je nach der Majorität zu entſcheiden. Das wäre Nachgiebigkeit gegen Frankreich, Aufgebung des Princips des innern Staatsrechts. Jedenfalls iſt es viel angenehmer, Correſpondent des „Deutſchen Muſeum“ zu ſein als Miniſter der belgiſchen Krone.

Wir ſind mit unſern Mittheilungen gänzlich ins Gebiet der Politik gerathen, wie es die Dinge eben mit überwältigender Triebkraft mitſichgebracht haben. Tröſte ſich der Leſer, auch dieſe Zeitumſtände werden vorübergehen. In der Ferne winkt uns bereits die dreijährige Kunſtausſtellung; noch vor derſelben liegt die Season, die Zeit der Bäder und Reiſen, wo der Menſch wieder zu ſich ſelbſt kommt und ſich ſelbſt genießt, im Dativ wie im Accuſativ. Vor der Hand war es unthunlich, den Conflict zwiſchen Weltlich und Geiſtlich, der ſich hier zur principiellſten Schärfe geſtaltet hat, nicht nach Würden zu beleuchten und die Protokolle einem Archiv für öffentliches Leben der europäiſchen Welt nicht einzuverleiben. Dieſer Conflict iſt nicht entſchieden, wird jetzt nicht entſchieden, und in Belgien niemals zuerſt entſchieden werden. Er iſt der Riß durch die ganze moderne Welt ſeit 400 Jahren, er iſt die Krankheit der modernen Menſchheit überhaupt, und er wird nimmer entſchieden durch Affirmation der einen oder der andern Seite, ſondern nur durch Aufhebung beider Einſeitigkeiten in ein höheres, mächtigeres, umfaſſenderes Princip oder Thatſache. Die Kirche, die den Menſchen verloren hat, ſucht ihn ebenſo vergeblich wieder zu fiſchen, als der abſtracte Rechtsſtaat — noch viel weniger freilich der Polizeiſtaat — ihn jemals gewinnen wird. Der Cäſaropapismus war eine Caricatur; was auf ihn gefolgt iſt, war Misgeburt.

Vom Rhein.

Juni 1857.

Pl. Mit Vergnügen folge ich Ihrer Einladung, die Auszüge aus meinen amerikaniſchen Reiſeerinnerungen, von denen ich unter derſelben Ueberſchrift in Nr. 15 Ihrer Zeitſchrift vom laufenden Jahre ein erſtes Bruchſtück mitgetheilt habe, fortzuſetzen. In jenem erſten Abſchnitt ſchilderte ich zwei Excurſionen, welche ich, um den angeblichen Mineralreichthum Miſſouris perſönlich kennenzulernen, im Spätherbſt 1833 von St.-Louis aus nach den Minen am Merrimack unternahm. Es war meine Abſicht, auch die Minen des Lake superior zu beſuchen; doch mußte ich der ungünſtigen Jahreszeit wegen davon abſtehen, indem in jenen nördlichen Regionen der Winter ſich bereits Anfangs October einſtellt und ſich bis Mitte Mai hinauszieht. Ich ſetzte meine Reiſe alſo nach Pittsburg fort und zwar bediente ich mich dazu der Steamer des Ohio. Obwol wir wegen des niedern Waſſerſtandes nur langſam und mit großer Vorſicht fuhren, blieben wir doch häufig auf Sandbänken ſitzen; eine derſelben machte ſogar eine vierundzwanzigſtündige Arbeit nöthig, bevor wir flott wurden.

Unter dieſen Umſtänden erreichten wir Louisville nach ſechstägiger Fahrt, am folgenden Tage aber Cincinnati, die Königin des Weſtens. Das Wetter war trotz der vorgerückten Jahreszeit ſehr angenehm und geſtattete meiſtens den Aufenthalt auf dem Verdecke, ſodaß ich die reizenden Ufer des Ohio, die von Cincinnati an eine ungemein große Aehnlichkeit mit dem Neckar bei Heidelberg und der untern Lahngegend zeigen, mit größter Behaglichkeit genießen konnte. Die Ausläufer der Alleghany, die oft bis nahe ans Ufer treten, ſind mit herrlichen Laubwaldungen bedeckt; das Thal iſt faſt überall angebaut. Blühende Städte und freundliche Farmerwohnungen

paſſirten wir in Menge. Den hier üblichen Ackerbau und die ſonſtigen Verhältniſſe fand ich von den unſern weniger abweichend wie im Weſten. Da ferner in den den Ohio begrenzenden Staaten die Communication durch Eiſenbahnen, Dampfſchiffe, Kanäle u. ſ. w. ſehr erleichtert, die Conſumtion inländiſcher Producte aber durch zahlreiche Fabriken ſehr erhöht iſt, ſo iſt, auch abgeſehen von den politiſchen Verhältniſſen, dem Deutſchen, was das materielle Wohl anbetrifft, im Allgemeinen mehr anzurathen, ſich hier niederzulaſſen als im Weſten. Auf kalkreichem Boden wird die veredelte Catavatraube gebaut; die meiſten Weinbauer ſind Rheinländer. In den obern Ohiogegenden bietet der außerordentliche Reichthum an Kohlen und Eiſen der Eiſeninduſtrie einen ſo günſtigen Boden, wie ſie ihn ſelbſt nur in wenigen Diſtricten Englands findet.

Endlich am 2. Nov. traf ich in dem 1100 Miles von St.-Lonis entfernten Pittsburg ein. Kurz nach meiner Ankunft hatte ich das Vergnügen Dr. S. zu ſehen. Durch ſeine Verwendung erhielt ich Kupfer- und Silbererze vom Lake superior in vielen ausgezeichneten Exemplaren. Kupfer und Silber kommt hier meiſtens gediegen vor. Erſteres iſt in mächtigen Gängen, theils fein im Ganggeſtein eingeſprengt, theils in koloſſalen maſſiven Blöcken abgelagert; ich ſelbſt ſah dergleichen von circa 4000 Pfund. Die Gewinnung deſſelben iſt jedoch, theils wegen der hohen nördlichen Lage und der mangelhaften Communicationsmittel in dortiger Gegend, theils wegen der außerordentlichen Härte des Geſteins mit großen Schwierigkeiten und Koſten verknüpft. Die Härte und Zähigkeit des Geſteins iſt durch die eingeſprengten feinen Kupfertheilchen ſo groß, daß das Pulver ohne Wirkung bleibt; das Geſtein kann mithin nur durch den Meißel angegriffen werden, was bei dem dortigen hohen Arbeitslohn den Betrieb ſehr vertheuert. Das Schmelzverfahren beſchränkt ſich darauf, die Maſſen in einem großen Flammenofen einzuſchmelzen, das geſchmolzene Kupfer aber zu garen und in Formen zu gießen. Merkwürdig iſt, daß das gediegene Silber, welches mit dieſem Kupfer gemiſcht vorkommt, ſich nicht mit demſelben legirt hat. Meiſtens ſah ich nur kleinere Partikeln Silber, von der Größe eines Sandkorns bis zur Größe einer Haſelnuß. Es ſollen auch größere Stücke vorkommen; da jedoch die Bergleute dieſe als bonne prise betrachten, ſo bekommen die Compagnien ſelten etwas davon zu ſehen. Intereſſant für mich waren auch die hieſigen Puddel- und Walzwerke; das Verfahren iſt ganz das engliſche. Auch mehre Dampfmaſchinenfabriken, Eiſengießereien, eine große Kanonenbohrerei u. ſ. f. finden ſich in Pittsburg, das deshalb auch nicht unpaſſend die Iron-City genannt wird. In der Nähe ſah ich ferner bedeutende Spinnereien, Glashütten u. ſ. f., kurz, ein reges, ja faſt zu reges induſtrielles Treiben. In der That nämlich hat die übermäßige Concurrenz den Gewinn ſo herabgedrückt, daß man in den meiſten Geſchäften kaum noch auf 10 Procent vom Betriebscapital rechnen darf.

Minder anſprechend fand ich das geſellſchaftliche Leben in Pittsburg. Die religiöſe Kopfhängerei ſteht hier in ſchönſter Blüte; zur Beförderung derſelben dienen mehr als hundert Kirchen. Trotz ihres angeblichen heiligen Zweckes ein Gegenſtand der Speculation ſo gut wie Eiſen oder Baumwolle, werden ſie von unternehmenden Geiſtlichen erbaut. Die Sitze werden wie in einem Schauſpielhauſe vermiethet. Für einzelne der ehrwürdigen Herren

ſchlägt die Speculation ſehr glücklich aus, andere dagegen machen bei dem frommen Geſchäft wol auch Bankrott, ſo gut wie ein weltlicher Speculant. Ueberhaupt kann ein richtiger amerikaniſcher Prediger eine gewiſſe kaufmänniſche Ader nicht entbehren; ſie haben viele Auslagen, weil ſie ſtets darauf bedacht ſein müſſen, ihr geiſtliches Theater durch fashionables fixtures en vogue zu halten. Inzwiſchen ſoll trotz dieſer großen Frömmigkeit die Moralität von Pittsburg doch Manches wünſchen laſſen.

Was die hieſigen Deutſchen betrifft, ſo iſt es nur die Minderzahl von ihnen, die in günſtigen Verhältniſſen lebt; faſt alle bedeutendern Geſchäfte ſind in den Händen der Amerikaner und Irländer. Die meiſten Deutſchen ſind Arbeiter, Wirthe und Aerzte. Die Lage der Letztern iſt keine beneidenswerthe; wer hier als Arzt ſein Glück machen und ſich die Gunſt des Publicums erwerben will, muß, wie der Pfälzer ſich ausdrückt, „ein gar gemeiner Mann“ ſein, d. h. ſich ohne Anſehen der Perſon, namentlich auch der moraliſchen, ſich mit Jedermann auf den vertraulichſten Fuß ſtellen. Von ärztlicher Collegialität iſt keine Rede, im Gegentheil, der alte Spruch: medicus medicum odit, iſt vielleicht nirgends ſo wahr als hier. Ueberhaupt iſt der Zuſammenhang unter den hieſigen Deutſchen ſehr locker; die Schroffheit des amerikaniſchen Parteilebens hat die dem Deutſchen angeborene Vielköpfigkeit nur noch geſteigert. Zwar werden zuweilen brüderliche Zuſammenkünfte arrangirt; bei der Mehrzahl der Betheiligten jedoch dauert die Brüderlichkeit nicht länger als das bei derartigen Demonſtrationen für den Deutſchen unumgänglich nothwendige Zweckeſſen, wobei natürlich in Ermangelung eines Beſſern viel Catawbawein, ſtark mit Spiritus verſetzt, Bier und Branoh verzehrt wird. Inzwiſchen haben ſie ſich wenigſtens vom Pietismus und Scheinheiligkeit ferngehalten und von jenen mittelalterlichen Idealen, die uns im Mutterlande ſoviel Noth machen, iſt hier längſt jede Spur verweht.

Notizen.

Von dem „Deutſchen Wörterbuch“ der Brüder Grimm (Leipzig, Hirzel) wurde ſoeben nach längerer Pauſe die fünfte Lieferung des zweiten Bandes, die Artikel „ber“ bis „dort“ umfaſſend, ausgegeben. Von J. G. Droyſen's „Geſchichte der preußiſchen Politik“ (Berlin, Veit) erſchien die erſte Abtheilung des zweiten Bandes, „Die Territorialzeit“, während die „Deutſche Geſchichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des Deutſchen Bundes“ von L. Häuſſer (Berlin, Weidmann'ſche Buchhandlung) mit dem unlängſt ausgegebenen vierten Bande zum Abſchluß gelangt iſt.

Ueber die Frequenz der deutſchen Univerſitäten während des letztverwichenen Winterſemeſters enthalten die öffentlichen Blätter einige ſtatiſtiſche Angaben, aus denen wir Folgendes zuſammenſtellen. Die 20 Univerſitäten, welche Deutſchland mit Ausſchluß Oeſtreichs zählt, wurden während des angegebenen Zeitraums überhaupt von 11,733 Studirenden beſucht, ſodaß

alſo durchſchnittlich auf jede einzelne Univerſität ungefähr 586 Beſucher kommen würden. In der That jedoch wird dieſe Durchſchnittszahl nur von der kleinern Hälfte, nämlich nur von 9 Univerſitäten erreicht, während 11 weniger als 586 Beſucher zählen. Obenan ſteht Berlin mit 1570 Studirenden. Demnächſt folgen München mit 1406, Bonn mit 828, Leipzig mit 811, Breslau mit 790, Würzburg mit 711, Tübingen mit 704, Halle mit 695, Göttingen mit 624, Heidelberg mit 563, Erlangen mit 500, Münſter mit 449, Jena mit 369, Gießen mit 354, Königsberg mit 346, Freiburg mit 307, Greifswald mit 241, Marburg mit 224, Kiel mit 156, Roſtock mit 91. Doch ſind dieſe ſämmtlichen Zahlen nur von den wirklich immatriculirten Studirenden zu verſtehen; werden dagegen die Nichtimmatriculirten, die durch beſondere Erlaubniß zum Beſuch der Vorleſungen berechtigt ſind, mit dazu gerechnet, ſo beläuft die Geſammtzahl ſich auf 12,670, alſo ein Mehr von 957. Dies auf ſämmtliche 20 Univerſitäten gleichmäßig vertheilt, würde für jede von ihnen eine Anzahl von (nicht völlig) 47 nichtimmatriculirten Studirenden geben. Doch ſcheiden zunächſt 9 Univerſitäten völlig aus, auf denen es dergleichen Beſucher überhaupt nicht gibt, nämlich München, Leipzig, Würzburg, Tübingen, Göttingen, Erlangen, Münſter, Greifswald und Kiel. Auch auf die übrigbleibenden 11 Univerſitäten vertheilen jene 957 Nichtimmatriculirten ſich ſehr ungleichmäßig, indem z. B. Berlin deren 706 zählt, alſo faſt ſieben Neuntel des ganzen Betrags, während andererſeits die Zahl derſelben in Jena nur 13, in Königsberg nur 12, in Halle gar nur 5 beträgt. Im Ganzen genommen ſcheint die Zahl der Studirenden, die ſich bekanntlich im Lauf der letzten Jahre weſentlich verringert hatte, gegenwärtig wieder im Wachsthum begriffen, eine Erſcheinung, welche doppelt befremdlich iſt, wenn man einestheils die mißliche Lage der deutſchen Beamtenwelt, andererſeits aber die große Maſſe junger Leute ins Auge faßt, welche ſich, namentlich auch von Seiten der ſogenannten höhern Stände, der gewerblichen Thätigkeit zuwenden. Intereſſant würde es ſein zu erfahren, wie viel junge Leute ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden noch freiwillig und auf die Dauer dem Militärſtande widmen; allem Vermuthen nach hat die Zahl derſelben beträchtlich abgenommen.

Mit dem langprojectirten Bau eines neuen Rathhauſes in Berlin wird es nun wirklich Ernſt. Das neue Gebäude ſoll nach dem großartigſten Maßſtabe ausgeführt und ſowol an Umfang wie an architektoniſcher Schönheit der preußiſchen Hauptſtadt würdig werden. Es wird an die Stelle des alten berliner Rathhauſes in der Königsſtraße zu ſtehen kommen; doch iſt eine beträchtliche Anzahl benachbarter Grundſtücke dazu gekauft und dadurch ein ſehr geräumiger Bauplatz hergeſtellt worden. Für den beſten Bauplan iſt von Seiten der ſtädtiſchen Behörden eine Concurrenz ausgeſchrieben worden, an der es Künſtlern aller Nationen freiſteht ſich zu betheiligen. Der erſte Preis beträgt 300 Dukaten; daneben kommen noch zwei Acceſſits von 200 und 150 Dukaten zur Vertheilung.

Rynd Quehl, der, wie unſere Leſer ſich erinnern, ſeit einigen Jahren ſeine frühere Thätigkeit als miniſterieller Journaliſt mit dem Poſten eines preußiſchen Generalconſuls in Kopenhagen vertauſcht hat, ohne darum, wie

es ſcheint, auf die Leiden und Freuden des Schriftſtellerlebens ganz verzichten zu können, hat ſeinem im vorigen Sommer erſchienenen Buche über die Inſel Bornholm ſoeben ein neues Werk nachfolgen laſſen: „Des Hirſches Flucht. Aus dem Däniſchen des Chriſtian Winther“ (Berlin, Decker). Von Paul Heyſe, der mit einem neuen hiſtoriſchen Drama beſchäftigt ſein ſoll, brachte das Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung“ eine Novelle: „Erkenne dich ſelbſt“. Julius Bacher, Verfaſſer des von gewiſſen Parteiorganen lebhaft empfohlenen Romans „Sophie Charlotte, die philoſophiſche Königin“ (Berlin, A. Duncker), ſowie eines auf der berliner Hofbühne durchgefallenen Dramas, ſcheinen die Lorbern, welche Frau Mühlbach ſich mit ihren romantiſchen Bearbeitungen der preußiſchen und öſtreichiſchen Geſchichte erwirbt, keine Ruhe zu laſſen; kaum daß der ebengenannte Roman die Preſſe verlaſſen, ſo wird bereits ein neuer von demſelben Verfaſſer angekündigt: „Die Brautfahrt Friedrich's des Großen“. Derſelbe erſcheint ebenfalls im A. Duncker'ſchen Verlag und zwar heftweiſe.

Die Zahl der billigen Ausgaben, bekanntlich ein Punkt, in welchem der übrigens ſo trefflich entwickelte deutſche Buchhandel ſich von dem franzöſiſchen und ſelbſt von dem engliſchen hat überflügeln laſſen, nimmt jetzt auch bei uns auf erfreuliche Weiſe zu. So iſt ſoeben bei Trewendt in Breslau eine neue Ausgabe von Holtei's „Vagabunden“ erſchienen, die trotz ihrer zierlichen Ausſtattung, vollſtändig in drei Bändchen, nur 1 Thlr. koſtet. Auch von den „Geſammelten Schriften von Frederike Bremer“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) befindet ſich eine billige Geſammtausgabe unter der Preſſe; jeder Band derſelben wird nur 10 Neugroſchen koſten. Ebenſo kündigt die Fues'ſche Verlagshandlung in Tübingen eine neue Geſammtausgabe von Wilhelm Hauff's „Sämmtlichen Werken“ an, zu dem unerhört billigen Preiſe von 1 Thlr. 24 Ngr. für die vollſtändige Sammlung. Von Lewes' „Leben Goethe's“, überſetzt von Freſe (Berlin, Franz Duncker) erſcheint ebenfalls eine billige Ausgabe heftweiſe in dem jetzt ſo beliebten Claſſikerformat. Mitunter freilich greift die buchhändleriſche Speculation in der Wahl der Werke, von denen ſie dergleichen billige Ausgaben veranſtaltet, auch bedeutend fehl, wenigſtens was den äſthetiſchen Werth derſelben anbetrifft. Denn wenn z. B. von der Kollmann'ſchen Buchhandlung in Leipzig eine neue billige Ausgabe von Philipp Galens' „Ausgewählten Romanen“ angekündigt wird, verſteht ſich ebenfalls in Claſſikerformat, ſo wird ſchwerlich Irgendjemand, der dieſe Romane kennt und den Werth dieſes neuen Claſſikers zu ſchätzen weiß, darin etwas Anderes erblicken können als eine überflüſſige Vermehrung des allergewöhnlichſten Leſefutters.

Das von Karl von Holtei zum Beſten des evangeliſchen Friedhofs in Grätz veranſtaltete, auch von uns bereits mehrfach erwähnte Album wurde ſoeben unter dem Titel: „Für den Friedhof der evangeliſchen Gemeinde in Graz (Steiermark)“ von der Verlagshandlung von F. Bieweg und Sohn in Braunſchweig verſandt. Daſſelbe bringt in einem ſtattlichen Bande von mehr als 40 Bogen eine Anzahl Erzählungen, vermiſchter Aufſätze und Gedichte von nicht weniger als 125 deutſchen Gelehrten, Schriftſtellern und Dichtern. Aus der langen Reihe bekannter und ge-

schätzter Namen, die sich an dem Unternehmen betheiligt haben, heben wir hier nur folgende hervor: Bauernfeld („An den Herausgeber", Gedicht), Böckh („Rede am 15. October 1856, gehalten in der königlichen Universität zu Berlin"), von Eichendorff, Geibel, Gerstäcker, Grillparzer, sämmtlich mit poetischen Beiträgen. Ferner Anastasius Grün, gleichfalls mit Gedichten; Hebbel mit zwei Epigrammen. Der Herausgeber selbst hat ein Einleitungsgedicht, A. Kahlert in Breslau ein Gedicht und eine Erzählung geliefert. F. G. Kühne, G. zu Putlitz, K. Rosenkranz, M. J. Schleiden, den wir hier als Dichter kennenlernen, Wehl und Weinhold haben ebenfalls beigesteuert. Bei diesem reichen und mannichfachen Inhalt des Bandes wird es demselben gewiß nicht an Lesern fehlen; mögen darunter nur, damit der löbliche Zweck erreicht werde, auch recht viele Käufer sein.

In der königlichen Eisengießerei zu München hat am 28. Mai unter persönlicher Leitung des trefflichen Meisters Miller der Guß des für Weimar bestimmten Goethe-Schiller-Denkmals stattgefunden. Eine theilnehmende Versammlung in feierlich bewegter Stimmung wohnte dem Acte bei, darunter der bairische Ministerpräsident, der preußische Gesandte in München, Kaulbach, Dingelstedt, Berthold Auerbach, der auf der Durchreise von Dresden nach dem heimatlichen Schwarzwalde eben in München verweilte ꝛc. Der Guß ist vollständig gelungen; die Ciselirung des Werks sowie die sonst noch nöthigen kleinern Arbeiten werden mit größtem Eifer betrieben und darf es daher schon jetzt als gewiß gelten, daß die Einweihung des Denkmals an dem vorbestimmten Tage, dem nächsten 3. September, als dem 100jährigen Geburtstage Karl August's, gleichzeitig mit der Grundsteinlegung des für Letztern bestimmten Denkmals in der That stattfinden wird.

Von „Brockhaus' Reise-Bibliothek", die uns vor längerm Veranlassung gab, die neu entstehende Reiseliteratur einer eingehenden Betrachtung zu unterwerfen, sind einige neue Bändchen erschienen, die sich ihren Vorgängern würdig anschließen. Von F. Gustav Kühne erhalten wir unter dem Titel: „Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch" ein interessantes Seitenstück zu der von ihm schon früher gelieferten Schilderung Wiens; Friedrich Gerstäcker bringt eine humoristische Erzählung: „Herrn Malhuber's Reiseabenteuer", während den Freunden des Grotesk-Romantischen in „Casanova's Flucht aus den Bleikammern zu Venedig" eine erwünschte Unterhaltung geboten wird. „Brockhaus' Reise-Atlas", entworfen und gezeichnet von Henry Lange, von dem jetzt gleichzeitig mit der Ausgabe in einzelnen Blättern auch eine in Lieferungen von je drei Blättern erscheint, schreitet ebenfalls rüstig vor; einzelnen Blättern ist bereits die Auszeichnung einer zweiten Auflage zutheil geworden. Die Karten und Pläne selbst sind vortrefflich ausgeführt und empfehlen sich ebenso sehr durch die Genauigkeit und Reichhaltigkeit der Angaben wie durch Zweckmäßigkeit der Anordnung und die zugleich elegante und compendiöse Ausstattung.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Vorräthig in allen Buchhandlungen:

DÜRR'S COLLECTION OF STANDARD AMERICAN AUTHORS.

AUTHORIZED EDITION.

Bird, Calavar, or the Knight of the Conquest. 2 vols.
Bryant, Poems.
Cooke, Leather Stoking and Silk.
Cooper, The Last of the Mohicans.
Curtis, Nile Notes of a Howadji.
— „ — Prue and I. (Half Volume).
Emerson, Representative Men.
Franklin, Autobiography with an Appendix.
Harland, The Hidden Path.
Hawthorne, The Blithedale Romance.
—— „ —— The House of the Seven Gables.
—— „ —— Twice Told Tales. 2 vols.
Longfellow, Works. Vol. 1. Poems.
—— „ —— Vol. 2. The Spanish Student. Evangeline. The Golden Legend.
—— „ —— Vol. 3. Hyperion.
—— „ —— Vol. 4. Kavanagh. Outre-Mer.
—— „ —— Vol. 5. The Song of Hiawatha.
Marvel, Dream Life.
— „ — Reveries of a Bachelor.
Poe, Select Works. Memoir. Poems. Tales of Mystery.
— — — Vol. 2. A. G. Pym. Eureka.
Prescott, The History of Philipp II. 2 vols.
Sparks, A Contin. to B. Franklin's Autobiography.
— „ — The Life of George Washington.
Wormeley, Our Cousin Veronica.

Preis eines jeden Bandes ⅓ Thlr.

Jeder Band wird einzeln verkauft.

Die amerikanische Literatur hat in neuester Zeit einen so bedeutenden Umfang gewonnen und bietet im Einzelnen soviel Interessantes und Werthvolles, dass sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Diese vor kurzem begonnene, von den Verfassern, soweit diese noch am Leben, autorisirte *Collection of Standard American Authors* ist daher wohl geeignet eine allgemeine Theilnahme zu finden, umsomehr, als diese Ausgaben, ungeachtet ihrer Billigkeit bei eleganter Ausstattung, hinsichtlich der Correctheit des Druckes den besten amerikanischen und englischen Ausgaben in keiner Weise nachstehen.

Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben
von
Robert Prutz.

Erſcheint wöchentlich. **Nr. 26.** 25. Juni 1857.

Inhalt: Nachleben der römiſchen Literatur im Mittelalter. — Frühlingsrecognoscirung im Thüringerwalde. — Gedichte. Von **Robert Prutz.** 1–9. — Literatur und Kunſt. Rechtswiſſenſchaft. (Fiſcher, „Preußens kaufmänniſches Recht. Geſetzbuch, Lehrbuch und Commentar ꝛc." — Geſchichte. („Bilder-Atlas zum Studium der Weltgeſchichte in hundert großen Tafeln. Nach berühmten Kunſtwerken alter und neuer Zeit. Gezeichnet und herausgegeben von Ludwig Weiſſer. Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz".) — Correſpondenz. (Aus Paris.) — Notizen. — Anzeigen.

Nachleben der römiſchen Literatur im Mittelalter.

Mit dem 9. Jahrhundert verglomm die letzte Abendröthe der antiken Cultur und eine lange Nacht brach über Europa herein, deren Morgen erſt im 14. Jahrhundert heraufdämmerte. Während dieſer Zeit erloſch die Erinnerung an das Alterthum nie vollſtändig, es blieb ein traumartiges Bewußtſein von den Zuſtänden und Ereigniſſen, den Thaten und Leiden, den Helden und Weiſen der verſunkenen alten Welt im Gedächtniß der Menſchen zurück. Wie im Traum wirrten ſich die Begriffe und Vorſtellungen durcheinander, die Fähigkeit, die Weiten des Raums und der Zeit zu unterſcheiden, hörte auf, wie die Fähigkeit, das Wirkliche vom Eingebildeten zu trennen; die Geſtalten wandelten ſich bis zur Unkenntlichkeit und gingen ineinander über.

Kein Buch iſt ſo geeignet, von der chaotiſchen Verwirrung einen Begriff zu geben, die in den mittelalterlichen Vorſtellungen vom claſſiſchen Alterthum herrſchte, als die „Gesta Romanorum". Dies merkwürdige Buch iſt eine Lateiniſch abgefaßte Sammlung von Geſchichten, deren Urſprung ins 13. Jahrhundert hinaufzuſpielen ſcheint; ſie war im Mittelalter ungeheuer verbreitet und es exiſtirt auch eine deutſche und eine engliſche Bearbeitung. Die jedenfalls von einem Geiſtlichen herrührende

Compilation war zunächſt auch für den Klerus beſtimmt, und zwar theils als unterhaltende und belehrende Lectüre, theils um daraus Beiſpiele für die Lehren zu entnehmen, die in den Predigten vorgetragen wurden. Auch nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt waren die „Gesta“ noch allgemein verbreitet und ſind bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts ſehr oft gedruckt worden; durch die Reformation verloren ſie ihr Anſehen, weil nun die Sitte, Parabeln und profane Geſchichten in Predigten anzubringen, mehr und mehr in Abnahme kam. Eine ſeltſamere Miſchung der heterogenſten Stoffe iſt kaum denkbar. Es ſind Geſchichten aus dem claſſiſchen Alterthum, aus den wenigen Schriftſtellern genommen, die damals bekannt waren, namentlich Plinius, beide Seneca, Quinctilian, Valerius Maximus, Juſtinus und einige Andere; ferner Heiligenlegenden und profane Novellen; arabiſche und indiſche Märchen, Fabeln und Parabeln, welche durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht waren; endlich mönchiſche Erfindungen, in der beſchaulichen Einſamkeit des Kloſters ausgebrütet. Und dieſe bunte Maſſe von Wahrheit und Dichtung, Geſchichte und Sage, Anekdote und Novelle, aus dem Orient und Occident, aus dem grauеſten Alterthum und der nächſten Vergangenheit zuſammengefloſſen, führt den Titel „Thaten der Römer“. Waren doch für jene Zeit die Römer das einzige Volk des Alterthums, deſſen Bild aus der Nacht der Vergangenheit ſichtbar hervortrat. Noch dauerte das Weltreich, das ſie begründet hatten, im gewiſſen Sinne fort, und die Hohenſtaufen ſchienen die Erben des römiſchen Kaiſerſtuhls; noch ſtand die ewige Stadt, von deren Wundern zahlreiche Pilger Berichte in alle Länder verbreiteten; noch war ihre Sprache nicht völlig abgeſtorben, ſondern lebte in Schule und Kirche, im Gerichtsſaal und im Verkehr der Gelehrten fort; die einzigen Nachrichten über die alte Welt, die man kannte und las, waren von römiſchen Schriftſtellern in römiſcher Sprache abgefaßt. Es war kein Wunder, daß in der Vorſtellung dieſer Zeit die ganze alte Welt, in dem römiſchen Weltreich abſorbirt, die Geſchichten aller Nationen und Länder als Geſchichte Roms, als Thaten der Römer angeſehen wurden. War doch die Kunde von griechiſcher Sprache und griechiſchem Alterthum ſo völlig verſchollen, daß Homer bei Vielen für einen lateiniſchen Dichter galt, weil der Trojaniſche Krieg in einer abſurden lateiniſchen Bearbeitung verbreitet war. So ſind in den Geſten auch manche Einzelheiten aus der griechiſchen Geſchichte aufgenommen, die man in römiſchen Quellen fand, offenbar in dem Glauben, es ſeien wirklich römiſche Begebenheiten. Aus dem lokriſchen Geſetzgeber Zaleukus iſt z. B. ein römiſcher Conſul Zalongus gemacht. Von Lykurg's Geſetzen werden zwölf angeführt, zum Theil wunderlich entſtellt und misverſtanden; die Erzählung beginnt ſo: „Trogus Pompejus erzählt von einem edeln Ritter, Namens Ligurius, der eine gewiſſe Stadt ſammt

ihrem Volke zu einem Schwure veranlaßt hatte, daß sie gewisse nützliche Gesetze, die freilich anfänglich drückend schienen, aufrechterhalten sollten, bis er selbst von dem Gott Apollo, den er für den Verfasser der besagten Artikel ausgab, eine Antwort geholt hätte u. s. w."

Nicht minder unfähig als zu geographischen Unterscheidungen war jene Zeit zu chronologischen. Wie die ganze alte Welt ihr als ein großes Reich erschien, so verschwammen ihr die Jahrhunderte in ein wüstes ungesondertes Nebelgrau. Die deutsche „Kaiserchronik", die im Anfange des 12. Jahrhunderts verfaßt zu sein scheint, gibt einen Begriff von der unglaublichen Confusion in der Zeitrechnung und zugleich von der Keckheit, mit der die crasse Ignoranz zuwerke ging. Jerusalem wird unter Tiberius zerstört, und dann unter Vespasian noch einmal; Marcus Curtius stürzt sich unter Caligula in den Schlund; nach Nero regiert Tarquinius und trägt sich die Geschichte der Lucretia zu. In den Gesten wird berichtet, daß im Jahr 12 nach Roms Erbauung das römische Volk eine marmorne Säule auf dem Forum errichtete und darauf das Bild des Julius Cäsar setzte. Mit einem noch tollern Anachronismus ist die Geschichte des Coriolan in die späte Kaiserzeit gesetzt, und die Erzählung ist überhaupt für die Behandlungsweise der Gesten charakteristisch.

„Eusebius erzählt in seiner Chronika von einem gewissen Kaiser, der das römische Volk mit der größten Billigkeit regierte und Keinen verschonte, sondern für gleiche Schuld gleiche Strafe, sowol Reichen als Armen zutheilte. Darum beraubten ihn die römischen Senatoren der Regierung und nöthigten ihn, wie ein armer Mann flüchtig zu werden. Er aber begab sich sogleich zum Constantinus und benahm sich so wacker und klug, daß er nach ihm zum Kaiser gewählt wurde. Hierauf sammelte er ein Heer und belagerte Rom, und da die Römer nicht ankommen konnten, ohne von ihm gefangen zu werden, schickten sie zuerst ihre alten Männer, dann ihre Jünglinge, dann ihre Weiber an ihn, welche sich mit bloßen Füßen vor ihm niederwarfen und um Vergebung flehten, die sie nicht erhalten konnten. Endlich sandten sie auch noch seine beiden Aeltern, welche er in dieser Stadt hatte, an ihn und seine Mutter zeigte ihm ihre Brüste, womit sie ihn gesäugt hatte. Wie das der Kaiser sah, ward er von seiner angeborenen Liebe gerührt, verzieh ihnen alle Beleidigungen, zog in die Stadt und ward mit allen Ehren empfangen." Die geistliche Nutzanwendung dieser Geschichte ist, die natürliche Güte und Barmherzigkeit Christi zu zeigen, mit der er sich der reuigen Seele erbarmt, sodann wie Christus Die zu sich nimmt, welche die Welt verstößt.

Diese Erzählung ist zugleich ein Beispiel der Entstellungen, welche die antiken Stoffe bei wiederholter Umschmelzung in neue Formen er

litten. Damon und Pythias sind in den Gesten zwei Räuber: „Es gab einst einen Kaiser, in dessen Reich zwei Räuber lebten, die miteinander einen Bund gemacht hatten, daß keiner den andern in der Noth verlassen, sondern daß ein jeder für den andern sein Leben einsetzen sollte, und diese verübten miteinander viele Uebelthaten, sowol Diebstähle als Mordthaten. Nun begab es sich einmal, daß der eine ohne den andern, und in der Abwesenheit desselben beim Diebstahl eingefangen und in Fesseln in einen Kerker geworfen wurde. Wie das sein Gefährte hörte, kam er zu ihm u. s. w." Die Erzählung folgt dann im Uebrigen der Ueberlieferung. Wunderlich ist die Anekdote entstellt, daß der ältere Dionysius einer Statue des Aesculap ihren goldenen Bart genommen habe, weil es sich für den Sohn nicht zieme einen Bart zu tragen, während der Vater unbärtig sei, und einer andern Bildsäule ihren goldenen Mantel, weil er für den Winter zu kalt, für den Sommer zu schwer sei. In der Erzählung der Gesten läßt ein Kaiser Leo, „der gar großen Gefallen an schönen Frauen fand", drei Statuen aufrichten, die eine mit einem goldenen Ringe, die zweite mit einem goldenen Bart, die dritte mit einem goldenen Mantel. Auf der Stirn der zweiten steht: „Ich habe einen Bart, so Jemand kahl ist, der komme zu mir und nehme von meinen Haaren"; auf der Brust der dritten: „Ich bin Der, der Niemand fürchtet". Ein Dieb stiehlt Ring, Mantel und Bart und vertheidigt sich nachher mit den Witzen des Dionysius, wird aber doch gehängt. Die seltsamste Veränderung hat die Sage vom M. Curtius erlitten. „In der Mitte der Stadt Rom an einem gewissen Orte öffnete sich auf einmal die Erde und von unten sperrte sich eine gähnende Oeffnung auf. Als nun darum die Götter befragt wurden, antworteten sie: dieser Schlund wird sich nicht schließen, bevor Jemand von selbst hineingesprungen sein wird. Allein da man nun Niemanden hierzu bereden konnte, sprach Marcus Aurelius: Wenn ihr mich ein Jahr lang in Rom nach meinem Gefallen leben laßt, so will ich nach Verlauf desselben freiwillig und freudig mich herabstürzen. Wie das die Römer hörten, freuten sie sich sehr und einstimmig beschlossen sie, es solle ihm nichts verboten sein. Er aber, der ihr Eigenthum und ihre Weiber nach Gutdünken und mit völliger Freiheit benutzte, stürzte sich nach Verlauf eines Jahres mit seinem edeln Rosse in schnellem Sprunge hinab und gleich schloß sich hinter ihm die Erde." Ob der Name Marcus Aurelius für Marcus Curtius vielleicht hier Eingang gefunden hat, weil man die Reiterstatue Marc Aurel's in Rom für ein Denkmal dieser That hielt? Soviel ist gewiß, daß der opferbereite Held der altrömischen Sage die Züge eines Don Juan oder Faust erhalten und der heroische Sturz in den Abgrund das Ansehen einer Höllenfahrt bekommen hat.

Daß überall die Zustände, das Costüm und die Institutionen des

Mittelalters in die antiken Vorgänge unbewußt hineingetragen worden ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Beſonders ſpielen die weiſen Kleriker eine große Rolle; z. B. iſt aus dem Arzt, der die heimliche Neigung einer Königsbraut durch den Puls entdeckt, der ſich bei dem Geſpräch von ihrem Geliebten beſchleunigt, ein erfahrener Geiſtlicher geworden u. ſ. w. Die griechiſche Mythologie wurde für echte und unzweifelhafte Geſchichte gehalten und ihre Sagen in derſelben Weiſe wie alles Uebrige als „Thaten der Römer“ berichtet. Odyſſeus iſt z. B. ein Herzog, der vor der Sireneninſel vorüberfährt. Die Wunder der heidniſchen Legende werden mit ebenſo argloſer Treuherzigkeit berichtet als die der chriſtlichen. In der Geſchichte der Io iſt Jupiter zu einem Edelmann geworden, der eine weiße Kuh beſitzt, deren Hörner er vergolden läßt. Dieſe vertraut er dem Argus zur Bewachung an, „der in Allem wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte“. „Nun gab es aber damals einen ſehr gewinnſüchtigen Menſchen, Namens Mercurius, der aber ſehr erfahren in der Muſik war und die Kuh durchaus zu beſitzen wünſchte.“ Zuerſt verſucht er ſie zu kaufen, was Argus ablehnt. Mercurius aber entfernte ſich und kam am andern Tage als Tonkünſtler mit ſeinem Inſtrument wieder. Wie er aber zurückgekehrt war, fing er an nach Art der Schauſpieler dem Argus Spaß vorzumachen und dazu ſehr viel zu ſingen, bis zwei Augen deſſelben anfingen einzuſchlafen. Dann entſchliefen bei ſeinem Geſange noch zwei andere Augen, und ſo immer fort eins nach dem andern, bis der Schlaf alle überwältigt hatte. Wie das Mercurius gewahrward, hieb er dem Argus das Haupt ab und raubte die Kuh ſammt ihren goldenen Hörnern.“ Die Moral dieſer Geſchichte iſt, daß man die anvertraute Heerde wohl hüten und bewahren ſolle.

Dieſe ſogenannten Moraliſationen begnügte man ſich übrigens nicht den Geſchichten blos anzuhängen, ſondern bei dem allgemein verbreiteten Hange des Mittelalters zur myſtiſchen Allegorie fand man es nicht ſchwer, unter der Hülle heidniſcher Fabeln und Geſchichten die heilſamen Lehren der chriſtlichen Kirche als eigentlichen Inhalt zu entdecken. Intereſſante Beiſpiele dieſer Methode liefern unter Anderm die Moraliſationen des Ovid von Robert Holkol († 1349). Wenn Ovid den Apoll in ſeinem Stolz auf die Beſiegung des Drachen Python die Pfeile Amor's verachten läßt und dieſer ſich dann rächt, indem er ihm eine unerwiderte Neigung zu Daphne einflößt, ſo bedeutet dies Folgendes: Apoll iſt von Denen zu verſtehen, die, im Kloſter oder in der Welt auf ihre Tugenden ſtolz, ihre Gebrechlichkeit vergeſſen; dieſe ſich ſelbſt Erhöhenden werden dann von Gott erniedrigt, indem er zuläßt, daß ſie von den Pfeilen fleiſchlicher Liebe getroffen werden, auf daß ſie die Schwäche des Fleiſches erkennen und fürder nicht Andere verachten. Auch kann man Daphne auf weltlichen Ruhm deuten, dem Viele gleich Apoll unabläſſig

nachſtreben. Oder Apoll iſt der Teufel, der Daphne, d. h. die chriſtliche Seele verfolgt, bis ſie durch ihr Gebet an Chriſtus eine ſichere Zuflucht erlangt und Wurzel ſchlägt. Lykaon, der Jupiter als ſeinen Gaſt tödten wollte, iſt das jüdiſche Volk; deshalb wird er in einen Wolf verwandelt, d. h. flüchtig und unſtet u. ſ. w. Kurz, man kam dahin, in der ganzen alten Literatur ein verkapptes Syſtem der chriſtlichen Dogmatik und Moral zu erkennen. Dieſer Aberwitz ging ſo weit, daß ſelbſt das Studium obſcöner Gedichte auf den Schulen auf Grund angeblicher allegoriſcher Bedeutungen zugelaſſen wurde. Im 14. Jahrhundert erſchien ein Buch „Ueber die geiſtliche Kriegführung", in welchem die Vorſchriften der römiſchen Taktiker auf den Kampf des Menſchen gegen das Böſe angewendet wurden. Auch in den Geſten fehlt es nicht an ſolchen Allegorien. Vielleicht die ſeltſamſten ſind diejenigen, mit denen man die aus Herodot und Plinius geſchöpften Beſchreibungen wunderbarer Völker erklärte. Die hundsköpfigen, in Thierfelle gekleideten Menſchen ſind die Prieſter, die in ſtrenger Buße leben, alſo gleichſam in Thierfelle gekleidet ſind. Die Menſchen, die nichts eſſen, durch Strohhalme trinken, vom Duft der Früchte und Blumen leben und von übeln Gerüchen ſterben, ſind die Kloſterleute. Sie ſollen im Eſſen und Trinken mäßig ſein, von guten Lehren und Tugenden leben. „Sie ſterben aber in einem übeln Geruche, das heißt an plötzlicher Sündhaftigkeit, denn ſobald Jemand eine Sünde begangen hat, ſtirbt der Menſch unſerm Heilande, Chriſto Jeſu." Die Leute mit langen Ohren, mit denen ſie den ganzen Körper zudecken können, bedeuten Die, ſo gern Gottes Wort hören, durch welches ſie ihren Leib und Seele vor Sünden behüten. In Aethiopien gibt es Leute, die zwar nur ein Bein haben, allein von ſo großer Schnelligkeit ſind, daß ſie die wilden Thiere im Laufen jagen; das ſind Leute, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und ihren Nächſten haben, d. h. das Bein der Liebe. Dieſe laufen ſchnell dem Himmelreich zu" u. ſ. w.

Vor allem bemächtigte ſich dieſe allegoriſch-myſtiſche Auslegung des Dichters, der im römiſchen Alterthum die höchſte, an Anbetung grenzende Verehrung genoſſen hatte, Virgil's. Schon in der römiſchen Kaiſerzeit war er unaufhörlich analyſirt, erklärt, auswendiggelernt und umgearbeitet worden; man feierte ſeinen Geburtstag, pilgerte zu ſeinem Grabe, Orakel antworteten in ſeiner Perſon, ſeine Gedichte wurden in ähnlicher Weiſe wie in chriſtlichen Zeiten die Bibel ſelbſt als Orakel befragt, indem man Rath und Anleitung in Stellen ſuchte, auf die bei zufälligem Aufſchlagen der Blick fiel. Das Mittelalter erbte dieſe Ehrfurcht vom Alterthum und um die Anſprüche des Dichters auf ein ſo hohes Anſehen darzuthun, trug man auch in ſeine Gedichte einen chriſtlichen Sinn hinein: ſei es, daß man ihm eine Verehrung des Chriſtenthums beilegte,

ſei es, daß man glaubte, Gott habe ſich ſeiner als Organ bedient, um die bevorſtehende Erlöſung der Menſchheit durch ihn ohne ſein Wiſſen prophezeien zu laſſen. Mit Vorliebe bedienten ſich die Erklärer der heiligen Schriften ſeiner Verſe, und namentlich war der Glaube allgemein verbreitet, daß ſein viertes Idyll eine Prophezeiung von der Geburt Chriſti enthalte, während es in der That ſich auf die Geburt eines Sohnes bezieht, durch den der Gönner des Dichters, Aſinius Pollio, erfreut wurde. So ſchien Virgil zwiſchen der heidniſchen und chriſtlichen Welt gleichſam in die Mitte zu ſtehen, begabt mit der höchſten Weisheit, die jene verleihen konnte, und zugleich begnadet mit einer Ahnung des Segens, der dieſer zutheil werden ſollte. So ſtand ſeine Geſtalt vor Dante's Geiſte, als er ihn erkor, ſein Führer durch die Geheimniſſe der Unterwelt und des Purgatorium zu ſein. Sein Anſehen wurde ein faſt kanoniſches. Bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts ward in einer Kirche ſeiner Vaterſtadt Mantua alljährlich Virgil's Gedächtniß mit Abſingung eines Liedes gefeiert, das angeblich vom Apoſtel Paulus herrührte, der darin den Wunſch ausdrückte, daß dem Dichter die Taufe zutheil werden möchte. Der Dichter, der dem Alterthum durch ſeine Kunſt Bewunderung eingeflößt hatte, war der chriſtlichen Zeit ein frommer Weiſer, faſt ein Heiliger geworden. Entrückt in die Sphäre der Uebermenſchlichkeit, erſchien ſein Bild auch von dem Nimbus des Wunderbaren umgeben: und der Dichter der „Aeneide" iſt in der mittelalterlichen Sage — der Zauberer Virgilius. Die Metamorphoſe erklärt ſich einfach und natürlich aus der Analogie ſo vieler anderer oben nachgewieſenen Umgeſtaltungen, durch welche das Mittelalter ſich die antiken Stoffe und Traditionen aſſimilirte. Es iſt unnöthig anzunehmen, daß Virgil durch ſein achtes Idyll, das den Liebeszauber eines verſchmähten Mädchens ſchildert, in den Ruf der Zauberei gekommen; ebenſo unwahrſcheinlich iſt die Vermuthung Ideler's, der Glaube ſei durch Verwechſelung mit dem Biſchof Virgilius von Salzburg, Zeitgenoſſen des heiligen Bonifaz, entſtanden, der durch ſeine Weisheit in denſelben Ruf gekommen war. Wie leicht in dem Mittelalter ein berühmter Mann zum Zauberer wurde, zeigt wol nichts deutlicher, als daß ſelbſt der ungläubige Epikuräer Horaz in der Umgegend von Paleſtrina als mago benefico verehrt worden iſt.

Einige wenige Züge aus der antiken Tradition über den Dichter ſind in die Sage vom Zauberer Virgil übergegangen. Auch dieſer wird ungerechterweiſe ſeines Erbes beraubt und erlangt es durch die Gunſt des Kaiſers zurück; bekanntlich war dem Dichter das Eine wie das Andere widerfahren. Das Local der Sage iſt Rom und Neapel, wo das Grab des Dichters war; und in der Umgegend Neapels gab es kaum einen bedeutenden oder kunſtvollen Bau, der nicht im Mittelalter dem

Zauberer Virgil zugeſchrieben wurde. Endlich nennt eine Erzählung in den deutſchen Ausgaben der Geſten den Kaiſer, zu deſſen Zeit er lebte, Octavianus. Aber in dem altengliſchen „Lyfe of Virgilius" heißt dieſer Kaiſer Perſydes und regiert um mehre Jahrhunderte früher; Andere ſetzten Virgil ſogar in die Zeit der Sündflut. Orientaliſchen Urſprungs iſt die Geſchichte von ſeiner Erwerbung der Schwarzen Kunſt. In einer tiefen Höhle wird er von einem durch Zauber dort eingeſperrten Teufel angerufen, der ihm für ſeine Befreiung eine Sammlung von Zauberbüchern verſpricht. Virgil befreit ihn und erhält den bedungenen Lohn, verleitet den Teufel dann aber wieder, in das Loch zu ſchlüpfen und verſchließt ihn auf immer. Dies iſt die Geſchichte des Fiſchers aus „Tauſendundeine Nacht", der einen Geiſt aus einer Kapſel befreit, und als dieſer ihn darauf tödten will, ſeine Verwunderung ausſpricht, daß er in einem ſo engen Behältniß Platz gehabt habe; der Geiſt ſchlüpft wieder in die Kapſel, auf die der Fiſcher nun abermals den Deckel mit dem Siegel Salomo's drückt. Auch ſonſt ſind orientaliſche Einflüſſe in der Virgilſage bemerkbar, wie in ſeinen Abenteuern mit der Tochter des Sultans, die er entführt und zu deren Wohnſitz er die Stadt Neapel auf Eiern baut. Dieſe Sage ſoll unter den Lazzaroni noch jetzt fortleben, falls ſie ſie nicht durch Erkundigungen von inquisitive travellers erſt kennengelernt haben. Auch gefiel ſich das Mittelalter darin, Virgil gleich andern großen Weiſen in der ſchmählichſten Sklaverei des kleinen Liebesgottes darzuſtellen. Ariſtoteles hatte ſich bekanntlich von der Schönen, um deren Gunſt er warb, wie ein Pferd ſatteln und zäumen laſſen. Hippokrates war von einer Dame durch das Verſprechen eines Rendezvous beredet worden, ſich in einen Korb zu ſetzen, den ſie bei Nacht zu ihrem Fenſter hinaufziehen wollte; als ſie ihn aber bis zur halben Höhe gezogen hatte, ließ ſie den unglücklichen Schüler Aesculap's zwiſchen Himmel und Erde ſchweben und befreite ihn nicht eher, als bis die ganze Stadt ihn in dieſer unangenehmen Situation geſehen hatte. Von Virgil wird eine ähnliche Geſchichte erzählt.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts beſuchte Gervaſius von Tilbury, der Kanzler Otto's IV., Neapel und lernte viele wunderbare Geſchichten von Virgil's Zaubereien kennen, die damals dort in Jedermanns Munde waren; er hat ſie in den ſeinem Herrn gewidmeten „Otia imperialia" berichtet. Faſt immer wendet darin der Magus ſeine übermenſchliche Macht zum Heil der Stadt an. Er bringt über einem Thor eine eherne Fliege an, die keine lebende Fliege in die Stadt kommen läßt, alſo ähnlich wirkt wie die eherne Schlange in der Wüſte. Er zündet ein unauslöſchliches Feuer an, daneben ſtellt er einen ehernen Schützen mit der Inſchrift: „Wenn Jemand ſchlägt, ſo ſchieße ich meinen Pfeil ab." Endlich ſchlägt ein Narr den Schützen, der ihn darauf mit ſeinem Pfeil

erschießt und ins Feuer schleudert, das alsbald verlischt. Er stellt eine eherne Figur auf einen Berg, die durch den Schall einer Posaune den aus dem Aetna aufsteigenden Rauch und Feuer gegen das Meer hin treibt. Er führt den Weg durch den Pausilipp, in dessen Finsterniß doch Niemand von Räubern getödtet werden kann. Er befestigt an einem Thore Neapels zwei Köpfe, einen lachenden und einen weinenden: wer unter dem ersten in die Stadt eingeht, dem geht Alles nach Wunsch, wer unter dem zweiten, dem mislingt Alles. Er baut eine eherne Brücke, die ihn überall hinführt; macht die Luft um seinen Garten so fest, daß sie ihn wie eine undurchdringliche Mauer einschließt u. s. w.

Schließlich findet Virgil ein seltsames und grauenvolles Ende. In seinem hohen Alter beschließt er, sich durch Zauberkunst zu verjüngen. Er baut ein Schloß, an dessen Thor er 24 Figuren stellt, die mit Dreschflegeln unaufhörlich auf den Boden schlagen und so den Eintritt unmöglich machen, wenn er nicht selbst den Zauber hemmt. In dieses Schloß begibt sich Virgil mit einem Lieblingsschüler und führt denselben in ein unterirdisches, von einer Lampe erleuchtetes Gewölbe, befiehlt ihm dann, ihn zu tödten, in Stücke zu hauen, diese einzusalzen und in das Faß zu legen, das Faß aber unter die Lampe zu stellen; nach neun Tagen werde er verjüngt wieder auferstehen. Der Schüler gehorcht. Unglücklicherweise aber erkundigt sich gerade in dieser Zeit der Kaiser nach Virgil und zwingt den Schüler, ihn in das Zauberschloß zu führen. Er findet im Gewölbe die zerhauenen Glieder im Fasse und tödtet den Schüler, den er für den Mörder hält. Alsbald läuft ein nacktes Kind drei mal um das Faß und mit den Worten: „Verflucht sei die Zeit, wo Ihr hierher kamt", verschwindet dieser Homunculus des Zauberers.

Manche der Sagen, in welchen verzauberte eherne Bildsäulen vorkommen, mögen sich an Ueberreste der alten Kunst knüpfen. Ihr lebhafter Ausdruck, ihre sprechenden Gebehrden müssen in jenen bildlosen Jahrhunderten Aufmerksamkeit und Staunen in hohem Grade erregt haben. Ihre Bedeutung war völlig verschollen: wie anders als durch Zauberkunst konnte man sich die Entstehung dieser wunderbaren, dem Leben so ähnlichen Gestalten erklären? Konnte doch die höchste Kunst des frühern Mittelalters nichts Anderes als starre, mumienhafte Geschöpfe hervorbringen. Folgendes Beispiel mag zeigen, wie leicht in barbarischen Ländern, die keine bildende Kunst kennen, Bildsäulen für Zauberwerke galten. Aus der römischen Kaiserzeit hat sich in Thessalonich eine Halle erhalten, deren Pfeiler mit Figuren decorirt sind: ein Ganymed mit dem Adler, eine Leda mit dem Schwan und Anderes. Ueber diese Figuren vernahmen englische Reisende im vorigen Jahrhundert von den Eingeborenen: Hier stand einst ein Palast des Königs von Macedonien.

Alexander der Große war ſein Gaſt und verführte während dieſer Zeit die Königin. Der König erfuhr es und beſchloß ſich zu rächen. Er verzauberte dieſe Halle, durch welche Alexander gehen mußte, wenn er die Königin beſuchte, ſodaß, wer ſie zuerſt betrat, zu Stein werden mußte. Alexander wurde jedoch gewarnt und blieb zurück, und der König, der in dem Glauben, Jener ſei ſchon vor ihm durch die Halle gegangen, mit ſeinem ganzen Gefolge erſchien, um ſich von der Wirkung ſeines Zaubers zu überzeugen, wurde mit allen Seinigen zu Stein. — Eine Virgilſage enthält wenigſtens eine unzweifelhafte Erinnerung an die Statuenwälder, mit denen das alte Rom geprangt hatte: Virgil ſchuf in Rom einen immerblühenden Garten, einen Palaſt, in dem Alles, was in der ganzen Stadt geſchah, geſehen und gehört werden konnte, und einen Thurm mit Bildſäulen, den man Salvatio Romae nannte. „Octavianus", ſo beginnt eine Erzählung in den deutſchen Geſten, die aus den ſieben weiſen Meiſtern entlehnt iſt, „regierte zu Rom gewaltig und reich, und war doch alſo zu begierig auf Gold und Silber, deſſen er begehrte. Es war aber ein Meiſter zu Rom, der hieß Virgilius, und war vollkommen in der Schwarzen Kunſt. Nun baten ihn die römiſchen Bürger, daß er etwas machte, auf daß ſie ihre Feinde erkennten, damit ſie ſich vor ihnen bewahren möchten. Da baute er einen hohen Thurm und in der Höhe des Thurms ringsum ſo viele Bilder, als Länder Rom unterthänig waren; in der Mitte des Thurms aber machte er ein Bild, das hielt einen goldenen Apfel in der Hand, und ein jegliches Bild kehrte ſein Antlitz gegen das Land, da es hingehörte. Und wenn ſich dann ein Land in ſeiner Geſinnung umkehrte, ſodaß es den Römern widerſtrebte, dann läutete das Bild eine Glocke und die andern läuteten auch. Etliche ſprachen, daß der Römer Gott Panteon ſeinen Rücken dem Bilde des Landes zugekehrt habe; wenn dann die Römer das ſahen, dann verſorgten ſie ſich mit Heeresmacht und bezwangen ſie dann wieder. Alſo mochte ſich dann kein Land vor den Römern verbergen, der Bilder wegen, die da waren."

Dieſer Sage liegt unverkennbar eine wenn auch verdunkelte Erinnerung an die Centraliſation der alten Religionen in Rom zugrunde. Neben den einheimiſchen und den Göttern Griechenlands hatten die Große Mutter aus Kleinaſien, die ägyptiſche Iſis, der perſiſche Mithras und wie viele Andere noch ihren Cultus, ihre Idole und Tempel in der Hauptſtadt der Welt. Mit den Tributen der unterworfenen Länder zogen auch ihre Religionen in Rom ein, und in Wahrheit waren ſoviel Götterbilder dort, als Rom Nationen beherrſchte. Der Gipfel dieſer Göttermiſchung waren die ſogenannten Pantheen, in denen man die Attribute einer ganzen Anzahl einheimiſcher und fremder Götter auf ein einziges Idol übertrug, das dann als Deus Pantheus, als „allgöttlicher Gott" bezeichnet

wurde. So gibt es namentlich kleine Figürchen der Fortuna, die außer den Attributen der Schickſalsgöttin, dem Ruder und Füllhorn, noch den Lotos der Iſis, die Aegide der Minerva, den Blitz Jupiter's, den Hahn des Aesculap u. ſ. w. haben; es gibt auch Bacchus Pantheus u. ſ. w. Der Gott Panteon in den Geſten iſt als ein ſolcher Abgott gedacht, der die Mächte der verſchiedenen Götter des Erdkreiſes im Verein beſitzt; vielleicht hat auch bei dem Namen nur die Erinnerung an den koloſſalen Kuppeltempel Agrippa's vorgeſchwebt, der ſchon frühzeitig den Namen Pantheon erhielt.

In den Schluß der Sage ſpielt wieder eine andere Reminiſcenz an den Tod des Triumvir Craſſus hinein. Der Kaiſer läßt ſich von Verräthern bewegen, das Fundament des Thurms mit den Bildſäulen zu untergraben, in der Hoffnung, dort Schätze zu entdecken, worauf der Thurm einſtürzt. Der Kaiſer bekennt, daß es durch ſeine Schuld geſchehen iſt. „Da antworteten ihm die Römer und ſprachen: «Durch deinen Geiz ſind wir unſerer Ehre beraubt, darum ſoll deine Bosheit wiederum auf dein eigen Haupt fallen», und ſie nahmen ihn mit und goſſen ihm zerlaſſenes Gold in den Mund, daß er voll davon ward, und ſprachen zu ihm: «Nach Gold hat dich gedürſtet, nun trinke Gold», und ſie begruben ihn alſo lebendig in die Erde."

Noch vieles Aehnliche könnte angeführt werden: aber ſchon dieſe Beiſpiele werden es anſchaulich machen, wie völlig für jene Jahrhunderte der Erwerb der antiken Cultur verlorengegangen, wie nichts aus dem Alterthum ihnen geblieben war als dunkle, wirre und ſchattenhafte Erinnerungen. Dank der Erfindung des Buchdrucks iſt es nicht mehr möglich, daß die geiſtige Errungenſchaft eines hochcultivirten Zeitalters ſo völlig in Vergeſſenheit begraben werden könnte. Es müßte denn eine ſo gründliche Umwälzung aller irdiſchen Dinge eintreten, daß ſie Macaulay's Viſion in Erfüllung brächte: es werde einſt eine Zeit kommen, wo ein Reiſender aus Vandiemensland von einem zerbrochenen Bogen der Londonbrücke aus die Ruinen der St.-Paulskirche in ſein Skizzenbuch zeichnen werde.

Frühlingsrecognoscirung im Thüringerwalde.

Wir verlaſſen den Eiſenbahnzug bei Neudietendorf, Gotha, Waltershauſen, Wutha oder Eiſenach, um zu Fuß in die Berge zu dringen. Denn der Frühling ſchimmert, ſchwirrt, jauchzt und lacht im Thal und auf der Höh', ſodaß der Menſch ſich wie ein Käfer im Sonnenſchein laben mag.

Schnell hat uns die Poſt, welche den Bergſtädten zurollt, überholt, aber der Schwager ſieht ſich vergebens nach dem Wanderer um, ob er nicht die Anlage zu einem blinden Paſſagier in ihm entdecke. Fahr' wohl, dumpfer Thurn- und Taxiskaſten mit den kahlgewetzten Sitzen und der Tabacksatmoſphäre bei Tag und bei Nacht! Hier gibt es freie Maidüfte zu ſchlürfen und jedes Wolfsmilchblatt erſcheint ſchön, weil es jung und unverletzt iſt. Im Angeſicht von Himmelsblau, Wieſengrün und friſchem Laub auf allen Hügeln haben wir keine Eile und vom Ausruhen in den winterlichen Pantoffeln verſpüren die Füße keine Müdigkeit. Hier muß man ſtehenbleiben und ſich umſehen nach allen Seiten, langſam weiterſchreiten und wieder ſtehenbleiben. Zwanzig Dörfer ſind auf einmal ſichtbar. Die Felder prangen voll üppiger Halme. Hunderte von Lerchen ſchmettern ihr Frühlingslied. Am Wege blüht der Kirſchbaum, der Schleedorn am Rain, Maßlieb und Löwenzahn wechſeln wie Perlen im tadelloſen Teppich des Angers.

Wir kommen dem Walde näher. Einen ſchönern Schmuck, als ihn der weiße Birkenſtamm in ſeinem zarten Blätterreichthum trägt, gibt es nicht. Gern ſpielt der Wind in dem grüngeſtickten Schleier. Die Buchen haben ihr Laubdach entwickelt. Der Fichtenwald erſcheint im Contraſt dazu deſto ſchwärzer und prächtiger. Hängt hier und da noch ein Schneereſt auf den höchſten Bergen, ſo ſchaut er wie eine verſpätete große Eisblume herab.

Still iſt es weder auf dem Wege, noch im Felde, noch im Walde. Der Bauer beſtellt pfeifend ſeinen Sommeracker. Mägde ſicheln Gras. Einem Steinklopfer ſcheint das mühſame Tagewerk heute heiterer zu gelingen.

Langſam klettert ein Omnibus die Höhe hinan, mit geſprächigen Jahrmarktsgäſten bepackt, mit dem dürren Flanellweber vom Eichsfelde, der dicken Leinwandhändlerin aus Mühlhauſen, einer gebräunten Pfefferkuchenmamſell. Von Körben und Kiepen iſt die Geſellſchaft eingefriedigt, als drohte den Herrſchaften ein Ueberfall. Ein paar Fahrgäſte zweiten Rangs haben nur die Hälfte der Taxe bezahlt und müſſen abſteigen, ſo oft es etwas ſteil bergan geht. Ein verwogener Einſpänner überholt den Omnibus zum Verdruß des ehrgeizigen Fuhrmanns. Mit

tausend kleinen Butten voll Kienruß bepackte Karren, Karren mit Eisenwaaren und leichtsinnigem Töpfergeschirr ziehen ihre Straße. Ernsthafte Ochsen führen ansehnliche Fichtenstämme ihrer Bestimmung in der Sägemühle und auf den Bauplätzen entgegen. Auch ein Hundegespann rasselt mit vollem Bierfaß vorüber. Dort zieht die Frau des Citronenhändlers aus Benshausen den Handkarren, der Mann schiebt, das junge Söhnchen des Paars sitzt als übermüthiger Conducteur hoch oben auf den Kisten. Alle freuen sich des Lenzes.

Aus dem Walde klingt die Axt der Holzhauer in lustigem Tempo. Reißig lesende Weiber, deren Röcke geflickt sind wie das Segel eines Torfebers auf der Niederweser, winden sich, mit dem Finken und der Drossel im Gesange wetteifernd, den Pfad des Abhangs entlang. Und welches Wesen bemüht sich in jenem Grunde, wo gegenwärtig weder Erdbeere, noch Heidelbeere, noch Brombeere reift? Raschelt die bunte Erscheinung doch wie eine Eidechse durch die Büsche. Es ist eine kluge Kräuterhexe, welche Waldmeister und Erdraute, Schafgarbe, Ehrenpreis und Zaunnickel sucht, um bleichen Burschen und plötzlich verstummten Mädchen einen Heiltrank zu pressen oder den Apotheker mit Guntermann, Storchschnabel, jungen Melissen und Pfeffermünze zu versehen. Sobald die Reißigweiber der Bereiterin des Zaubertranks ansichtig werden, bekommt sie ein Mandel Spitznamen und reichliche Scherzworte zu hören; aber die kurze dicke Dame weiß mit schriller Stimme auf jeden Angriff zu dienen. Als der Kukuk seinen weissagenden Ruf gleichzeitig erschallen läßt, gerathen die Jüngsten der Weiber in ein lautes Gekicher.

Wir bildeten uns ein, vielleicht der erste Frühlingsgast auf dem Thüringerwalde zu sein. Aber weit gefehlt. Geschäftsvoll und genießend durchstreiften, wie man sieht, die Waldbewohner längst ihren Park. Außerdem hatte ein ungestümer Liebhaber der Schmücke, des Ungeheuern Grund, des Thorstein, ein Bergenthusiast von Fach, bereits einen Vorsprung gewonnen. Ohne Neid jedoch und zu großem Ergötzen trafen wir vor dem Jagdhause zu Tabartz mit diesem waldbegeisterten Herrn zusammen, der von Berlin aus nach Weimar geeilt war, schon die Führer von Ilmenau in Aufruhr gesetzt, Elgersburg, Großen Beerberg, Georgenthal, Reinhardsbrunn mit manchem Abstecher besucht hatte und im Sturm über den Inselsberg nach Liebenstein, von da durch die Landgrafenschlucht nach Eisenach vorzudringen gedachte. Vermuthlich, gab der Reisende weiter zu verstehen, würde er dann in Ruhla gerade rechtzeitig eintreffen, um in die erste diesjährige, neugescheuerte Badewanne zu steigen.

Sonderbar genug trat dieser Naturfreund auf. Jeder Mensch findet das seinem Charakter entsprechende Costüm und so hatte es auch der Frühlingsmissionar unvergleichlich gut getroffen. Ganz abgesehen davon,

daß es dem Schlotfeger nicht leicht in den Sinn kommt, eine Müllerjacke anzuziehen oder dem Droſchkenkutſcher die Haustwine eines Gelehrten nachzutragen, ſo ermittelt der Einfaltspinſel ſtets den karg zugeſchnittenen Frack, welcher ihm gebührt, wie das Genie eine ihm zukommende abenteuerliche Kopfbedeckung nebſt Phantaſierock. Unſer Cultur- und Naturfreund erſchien unter ſeiner mit verſchiedenen Erkern gezierten Schirmmütze von Geſicht wie eine Heuſchrecke: ſo panzerte ihn die Scharnierbrille. Außerdem aber ſah er aus wie ein Tannenzapfen, ganz beſchuppt, indem er über dem Leibrock einen braunen Ueberzieher trug, an welchem ſich Taſchenklappe über Taſchenklappe legte. Einen wohlgepackten Reiſeſack nebſt Regenſchirm und einer ſchwarzwälder Uhr, welche mit Wecker verſehen die Beſtimmung hatte, in jedem Nachtquartier über dem Bett aufgehängt zu werden, trug der Begleiter. Der Reiſende ſelbſt aber führte in ſeinen Taſchen ein Perſpectiv, zwei Notizbücher, einen kleinen beſcheidenen Dolch, drei ſeidene Taſchentücher und ein leinenes für ſchwer zu bezeichnende ſchlimme Fälle und wenigſtens ſechs bis acht Fläſchchen und Flacons. Wie Napoleon ſeinen Lieblingswein bis Moskau mitnahm, ſo trug Hr. Schnippel aus Berlin ſein zierliches Liqueurchen, wie er es nannte, auf alle Höhen des Harzes, des Thüringerwaldes und der Sächſiſchen Schweiz, da er vor allen ſüdlichern Gebirgen eine entſchiedene Abneigung empfand. Das Liqueurchen diente dem berliner Herrn zur Stärkung, wenn ihm beim Bergſteigen oder in einem zu kühlen Thale ſchwach wurde. Für andere Fälle, wenn er der Erquickung, des Divertiſſements, der Zerſtreuung nach einem gelinden Aerger oder ſtärkern Regenſchauer bedurfte, waren die übrigen Fläſchchen und Flacons beſtimmt. Den Drahtpendel mit der Meſſingſcheibe zu der ſchwarzwälder Uhr trug Hr. Schnippel ſtets ſelber und meiſt unter dem linken Arm, während die edelgeformte Rechte ein zuverläſſiges Bambusrohr beherzt zu ſchwingen wußte.

Das Pflänzchen der Ziſtroſe und der Kronenwicke hatte Hr. Schnippel auf den Muſchelkalkbergen von Arnſtadt ſchon beſucht und begrüßt. Fingerhut und Arnica ſtrebten nach ſeinem Bericht auf dem Porphyr von Ilmenau munter empor.

Alle thüringer Bäder, Köſen, Arnſtadt, Elgersburg, Ohrdruff hatte der Frühlingsbotſchafter in der Vorbereitung und Zurüſtung für die erwarteten Gäſte, für die Waſſer- und Molkentrinker, die Luftſchlürfer und Luftbadnehmer, für die Fichten- und Kiefernadelgläubigen, die Grauſeſchlucker und Beerenvertilger gefunden. Sämmtliche deutſche Hypochondriſten, die Groß-, Mittel- und Kleinſtaatshämorrhoidarier, die groß- und kleinſtädtiſche Bleichſucht und Hyſterie, Alle, welche der Erholung, der Idylle, des Naturzuſtandes, der Langeweile oder der Zerſtreuung bedurften, ſollten dort herzlich willkommen ſein. Alles wollte man auf-

bieten, damit sie Gelegenheit fänden, sich von den städtischen Genüssen, von dem häuslichen Glück des Winters zu erholen oder sich für die Freuden kommender Zeiten mit Sammlung vorzubereiten und zu stärken.

In einem freundlichen Badeorte hatte der umsichtige Gastwirth soeben seinen Gasthof ganz kalkweiß anstreichen lassen, damit die Curgäste, welche, auf strenge Diät gesetzt, sein Hôtel am Tage nicht besuchen durften, dasselbe wenigstens Nachts ohne Mondschein und Straßenlaternen leicht finden könnten. In einem andern holden Städtchen suchte der Frauenverein die Hauseigenthümer, welche Zimmer an Badegäste abzugeben geneigt seien, durch alle Mittel zu veranlassen, keine Rouleaux in den Schlafkammern anzubringen; denn es entspreche weit mehr der Idylle, daß die Vorübergehenden in die Fenster sehen könnten und dem Erholungsaufenthalt sei es höchst angemessen, daß die Morgensonne den Großstädtern, welche das ganze Jahr hindurch hinter den bunten Vorhängen stecken, wohlthuend in das farblose Gesicht scheine. Wie schön, wie schön, setzte Hr. Schnippel hinzu, wenn in einer Müller- oder Försterwohnung die Fußböden und Thürschwellen so eingerichtet sind, daß der in das Zimmer Tretende einer heilsamen Erschütterung wegen regelmäßig stolpert, oder wenn die Küche, in welche sich die jungen Damen, um der ländlichen Einfachheit einige Wochen zu huldigen, mit Glacéhandschuhen bemühen, hübsch von Rauch erfüllt ist. Sieht es doch aus, als wenn der beizende Gesell sich durch den Rauchfang zu entfernen zögere, weil er die städtischen Schönheiten mit dem hölzernen Löffel oder dem Quirl in der Hand gemächlich bewundern möchte.

Ganz glücklich war Hr. Schnippel, auf seiner Wanderung eine Entdeckung gemacht zu haben. Eine Entdeckung? Was? Etwa Steinkohlen im Thüringerwalde? Nein. Eisen, mein Herr? Nein, mein Herr. Allerdings ist alle Welt gegenwärtig auf Kohlen, Eisen oder wenigstens auf eine gewinnbringende Badeanstalt versessen. Um eine neue Badeanstalt handelt es sich hier.

Da der Apotheker eines dem Inselsberge benachbarten Marktfleckens nämlich ermittelte, daß der Ort fast chemisch reines, jedenfalls krystallhelles Quellwasser besitzt, so gedachte ein Comité eine Badeanstalt darauf zu gründen, welche einem fühlbaren Bedürfniß der Bewohner abhelfe. Da die Badeanstalt in der That eingerichtet ist, so hatte Hr. Schnippel, welcher im Gasthause zu Reinhardsbrunn von dem Unternehmen erfuhr, dieselbe sofort zu der großen Anzahl von Curorten, deren Annoncen er sämmtlich in einer seiner Brieftaschen führte, hinzuzufügen. Auch der genannte Marktflecken hegt den wol zu rechtfertigenden Wunsch, Städtchen zu werden und besitzt sein Kiefernadel-, Dampf-, Douche-, Wannen- und Wellenbad. Zumal erfahrungsmäßig feststeht, daß der Ort mit 2000 Fuß über dem Meeresspiegel auf einer

Höhe liegt, wo die Schwindsucht nicht mehr vorkommt, weil die Menschen so hoch nur sehr sparsam wohnen und die schwächlichen Kinder dort bei Zeiten sterben, so war kein Säumen, alle Brustkranke statt der milden Luft von Nizza in die scharfe jenes hochgelegenen Platzes einzuladen. Ist es richtig, daß die Lungentuberkeln auf zu reichlicher Absonderung von Eiweißstoff beruhen und ist es ferner richtig, daß man den daran Kranken möglichst wenig eiweißbildende Nahrung zukommen lassen muß, so erscheint es allerdings beherzigenswerth, daß in jener Höhe der eiweißbildende nahrhafte Weizen und Roggen nicht mehr gedeiht, sondern nur der magere Hafer. Die hohe Gegend wünscht augenfällig keinen Eiweißstoff zu erzeugen, denn die Hühner legen wenig Eier und wir wollen es nicht hervorheben, daß es wenig Hühner dort gibt und die vorhandenen nicht übermäßig viel Gerste bekommen. Von Hrn. Schnippel wurde diese Theorie reizend, unübertroffen, unfehlbar gefunden. Hätte er seine Badecur nicht schon als für Ruhla bestimmt in sein Notizbuch eingetragen gehabt, er würde sich ohne Zweifel näher unter dem Inselsberge für den nächsten Sommer angesiedelt haben.

Stolzer war Hr. Schnippel jedoch auf eine andere ganz neue Mittheilung. Als Freund des Mittelalters hatte er in aller Eile zu Arnstadt die aus Mehlbatze gebaute, aber Ruine gewordene hübsche gothische Frauenkirche aufgesucht. Ein hoffnungsvoller junger Theolog aus Halle, welcher gleichzeitig mit ihm eintrat, tröstete das über spärliche Beiträge klagende Restaurationscomité damit, daß der Gott, welcher die Frauenkirche aufbaute, dieselbe auch — habe verfallen lassen, würde jeder Straußianer denken: nein, auch erhalten und wiederherstellen werde. Während die übrige Gesellschaft das mäßig schöne Altarschnitzwerk bewunderte, war Hrn. Schnippel's Auge zufällig höher gerichtet und die Pfeilerknäufe fesselten seine Aufmerksamkeit. Ein Capitäl erschien ihm zuerst unerklärlich, dann fabelhaft, dann merkwürdig, dann klar. Er hatte es entziffert. Der alte Steinmetz hatte dort einen Humor bewiesen, der gegenwärtig als fast bedenklich zu bezeichnen sein würde und wie ihn nur das ebenso gläubige, wie naive und schalkhafte Mittelalter wagen durfte. Erinnern sich die Leser der Weltanschauung Arnold Ruge's, wie sie während des Deutschen Parlament in den Bilderläden von Frankfurt am Main zu sehen war? In derselben Haltung war an einem rechts vom Chor stehenden Pfeiler eine männliche Figur angebracht. Um deutlicher zu sprechen, hatte der Mehlbatzenheilige die Vermessenheit, zwei achtbare Schenkel nebst Pertinenzen herzukehren, den Kopf zwischen den Beinen durchzustecken und in dieser Position etwas roth, aber sehr heiter auf den Hochaltar herabzublicken. Daß die alten braven Steinmetzen solche vor keinem Oberkirchenrath zu Berlin Gnade findenden Bilder in den geweihten Räumen anbrachten, ist tiefsinnig und

luſtig genug. Daß aber ehrwürdige und geſtrenge Geiſtlichkeit ſich dergleichen ſteinernen Zierath jahrhundertelang gefallen ließ, ohne ihn abzuklopfen oder zu übertünchen, beweiſt eine Harmloſigkeit und Glaubensſicherheit, wogegen die modernen Frommen gefälligſt einpacken mögen. Unſere Väter brauchten nicht erſt daran erinnert zu werden, daß Gott der Herr dem Menſchenkind außer Kopf, Fuß, Herz und Hand auch noch andere höchſt anſtändige Gliedmaßen wachſen ließ und ſie fürchteten nicht, daß durch Schalkhaftigkeit ſofort die Seligkeit zugrunde gerichtet werde.

Nach dieſer Mittheilung auf der Gartenbank des Jagdhauſes von Tabartz, unter freiem heitern Himmel, und nachdem er ein großes Glas vortrefflicher Milch genoſſen hatte, griff Hr. Schnippel haſtig zu ſeinem Wanderſtabe, warf ſeinem Zuhörer noch einen fragenden Blick wegen der Wirkung ſeiner Erzählung zu, ohne einen Blick der Antwort zu erwarten, rief ſeinen Führer und ſetzte ſich in rüſtige Bewegung. Ob ſich die Gönner der Mehlbatzenreſtauration in der Frauenkirche zu Arnſtadt einmal umgeſehen haben? Zunächſt blieb mir der Himmelsdom mit ſeinen Bergpfeilern, ſo herrlich wie am erſten Tag, mit ſeinem dunkeln Nadelwalde, auf welchem die jungen hellen Triebe die leuchtenden Kerzen bildeten, mit dem Gottesdank, welchen der jubelnde Froſch und die ſanfte Amſel wie der betende Menſch darbringt, mindeſtens ebenſo lieb wie der einſt ſtolze, jetzt aber in Verfall gerathene Tempelbau.

A. B.

Gedichte.

Von

Robert Prutz.

1. Meine Lieder.

Wie ſie mälig mir entſtanden,
Wie die einen Sprache fanden,
And're leiſe nur geſtammelt,
Alſo hab' ich ſie geſammelt.

Hab' zum Kranz ſie dir gewunden,
Angedenken ſel'ger Stunden,
Die mit Wonnen, die mit Qualen
Leuchtend in mein Leben ſtrahlen.

Trag' ſie nun an deinem Herzen,
Dieſe Kinder ſüßer Schmerzen,
Daß ſie dir mit mildem Koſen
Sänftigen der Seele Toſen.

In des Lebens ſchwüler Enge
Soll'n dich laben ihre Klänge,
Sollen leis mit duft'gem Munde
Kühlen dir den Brand der Wunde.

Und wenn wir geſchieden wieder,
Sollen dieſe kleinen Lieder
Zwiſchen uns als Boten fliegen;
Treue Boten ſind verſchwiegen.

2. Verlor'ne Müh'.

Verlor'ne Müh', die Glut zu dämpfen,
Die unſ're Seelen hat erfaßt!
Was nützt es, mit dem Sturm zu kämpfen,
Wenn er in adlergleicher Haſt,
Gefolgt von donnernden Gewittern,
Den Bergesrand herniederfegt?
Da beugſt du dich und folgſt mit Zittern,
Wohin die Windesbraut dich trägt.

O glaub', ſo wahr die Götter leben:
Ein Sturm iſt auch die Leidenſchaft;
So folge willig, ohne Beben,
Wohin ihr heil'ger Flug dich rafft!
Nicht rückwärts, wo die Ketten roſten,
Die allzu lange uns getrennt,
Nein, vor dich ſchaue, ſchau' nach Oſten,
Wo ſchon der junge Tag entbrennt!

In meiner Bruſt geheimſtem Grunde
Sagt eine Stimme mir ja doch:
Es naht ſich der Erfüllung Stunde,
Du wirſt, o Herz, die Meine noch!
Schon ſingt in langgezog'nen Tönen
Die Nachtigal ihr ſüßes Leid;
Es kommt ein Tag, der wird mich krönen
Für alle Qual vergang'ner Zeit!

3. Sklav und Herrin.

Schilt mein Herz nicht ungeduldig,
Schüttle nicht das ſchöne Haupt!
Nein, ich bin nicht ganz ſo ſchuldig,
Liebſte, wie du mich geglaubt:

Warten kann ich, ich kann warten,
Wie der Gärtner still sich müht,
Dem versteckt im duft'gen Garten
Schönste Frucht entgegenblüht.

Spielend kannst du mit dem Finger
Lenken meinen trotz'gen Sinn,
Wie ein Sklav und noch geringer
Streckt mein Herz sich vor dir hin:
Aber wenn die Nacht verstohlen
Wandelt über Flur und Feld,
Schlüpft der Sklav auf leisen Sohlen
Zu der Herrin in das Zelt.

Hörst du es, o Herrin, flüstern,
Hauch der Dämm'rung süß und mild?
Kräus'le nicht die stolzen Nüstern,
Wende nicht dein holdes Bild:
Da dein Auge mild und lächelnd
Mir Vergebung doch verheißt,
Da der Nachtwind, zärtlich fächelnd,
Doch in deinen Arm mich reißt!

4. Zwischenrede.

Dichterfrauen müssen Manches dulden,
Manchen Irrthum, manch Verschulden,
Wenn die stürmischen Gedanken
Niederwerfen fromme Schranken.

Soll der Aar das Fliegen nicht verlernen,
Muß er aufwärts zu den Sternen
Seinen Fittig lenken dürfen,
Reinen Thau des Himmels schlürfen.

Wiederkehr' ich, ist der Rausch zerronnen,
Erdwärts aus dem Reich der Sonnen,
Streue meine gold'nen Lieder
Lächelnd in den Schoos dir nieder.

5. Wunder.

Es ließ Natur ein Wunder zu:
Sie brach, der Alles sonst bezwingt,
Den Grimm der Zeit, daß wieder du
Vor meinem Blicke stehst: verjüngt,
Der Rose gleich, die über Nacht
Den keuschen Busen hat erschlossen,
Wenn sie von Morgenthau begossen
Dem Gärtner früh entgegenlacht.

Und ahnſt du dieſes Wunders Sinn?
Hat dir dein Herz nicht offenbart,
O holdes Lieb, daß ich es bin,
Für den dies Kleinod ward geſpart?
Wie das Geſchick es war zu dir,
O ſei du jetzt nicht minder gnädig,
Und ſtürze, aller Feſſeln ledig,
Dich jauchzend in die Arme mir!

6. Nachts.

Löſcht, o löſcht, ihr Himmelslichter,
Die ihr wandelt durch die Nacht,
Schließ' in deinen Arm mich dichter,
Liebſte du in Zauberpracht:
Daß ein ſeliges Vergeſſen
Mir die heißen Schläfe kühlt,
Alles, was ich ſonſt beſeſſen,
Weit mir aus der Seele ſpült!

Nur ein einz'ger Stern ſoll leuchten,
Mächtig wie der Sonne Glüh'n:
Deine Augen ſind's, die feuchten,
Die in holden Flammen ſprüh'n!
Und wenn ſich die Lider neigen,
Leis von Schlummer übermannt,
Sagt dein Kuß mir noch mit Schweigen,
Was der Mund nur halb geſtand!

7. Wandelung.

Es iſt dieſelbe Erde doch,
Auf der mein müder Fuß ſonſt ging,
Derſelbe Himmel iſt es noch,
Der trüb und ſchwer herniederhing;
Dieſelben Menſchen ſeh' ich wandeln
Wie ſonſt, mit kaltem Angeſicht,
Sie laufen, rennen, markten, handeln,
Und meine Seele kennt ſie nicht.

Wie ward mit einem Zauberſchlag
Das Alles denn ſo anders heut'!
Vom Himmel lacht der junge Tag,
Mit gold'nen Roſen überſtreut;
Die Erde ward ein neues Eden,
Die alte Schlange ging zur Ruh'
Und tauſend ſüße Stimmen reden
Aus Thal und Höh'n mir tröſtend zu.

Und wie aus Felsengrund ein Quell
Unwiderstehlich bricht hervor,
So aus der Seele klar und hell
Quillt neues Leben mir empor;
Mit allen Wogen möcht' ich brausen,
Mit allen Blumen möcht' ich blüh'n
Und möchte mit den Lüften sausen,
Und mit den Sternen still verglüh'n!

Nur wo der Menschen lauten Schwarm
Ich meine Wege kreuzen seh',
Da, Liebste, flieh' in deinen Arm
Ich schweigend, ein gescheuchtes Reh.
Was kümmert mich der Erde Treiben?
Das wahre Glück wohnt stets zu Zwei'n;
Willst du der Liebe Bürger bleiben,
Mußt du auf Erden Fremdling sein.

8. Liebeszauber.

Wie vom Magnet herangezogen
Das todte Eisen sich belebt,
So ist mein Herz dir zugeflogen,
Von Schmerz und Wonne heiß durchbebt!
So haben Lipp' in Lippe sich,
In Seele Seele festgesogen,
So warm, so heiß, so inniglich!

O laß nun, laß die Stunden fließen,
Gleichmäßig wie des Pendels Schlag!
Es blüht ein ewiges Genießen
Mir neu mit jedem jungen Tag;
Wohin mein trunk'nes Auge schaut,
Allüberall sieht's Blumen sprießen,
Von Wonnezähren überthaut!

Schon will der müde Tag sich neigen,
Die fromme Nacht lädt ihn zur Ruh';
Vom Himmel hoch, aus schatt'gen Zweigen,
Die Sterne winken mild uns zu;
Stumm ist der Mund, die Seele spricht,
Und lächelnd, mit beredtem Schweigen,
Birgst du dein flammend Angesicht....

9. Sommernacht.

Leise Stimmen in den Lüften,
In den Blättern, in den Zweigen,
Welch' ein Blühen, welch' ein Düften,
Wonnevoller Liebesreigen!

Ganz in Seligkeit verſunken,
Ruht die Welt und athmet kaum,
Und der Sterne gold'ne Funken
Glitzern leiſe wie im Traum.

Löſe deiner Locken Fluten!
Einen Schleier laß ſie ſinken,
Daß der Augen nächt'ge Gluten
Heimlich nur dazwiſchen winken!
Mich verbrennt ihr ſüßes Leuchten,
Mich verzehrt ihr holder Strahl —
Augen, ach, ihr ſüßen, feuchten,
Ach was macht ihr mir für Qual!

Aber ſieh', mit milden Armen,
Wie ich ſchmachte, wie ich flehe,
An den Buſen, an den warmen,
Ziehſt du ſanft mich in die Höhe.
Leuchtet weiter, holde Sonnen,
Schleudert eurer Pfeile Brand:
Denn ein Ocean der Wonnen
Hält die Seele mir umſpannt!

Literatur und Kunſt.

Rechtswiſſenſchaft.

Unter dem Titel: „Preußens kaufmänniſches Recht. Geſetzbuch, Lehrbuch und Commentar, zugleich mit gemeinem, hamburger, öſtreichiſchem, ungariſchem, franzöſiſchem, holländiſchem, portugieſiſchem, neapolitaniſchem, ſpaniſchem und ruſſiſchem Handelsrechte. Für Kaufleute und Juriſten von Ferdinand Fiſcher" (Breslau, Korn) iſt ſoeben ein Werk erſchienen, das ſchon um deswillen willkommengeheißen werden darf, weil es in der That bisher an einer wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des in Preußen geltenden kaufmänniſchen Rechts mangelte. Daß einzelne Theile deſſelben, wie die Beſtimmungen über Handelsgeſellſchaften ꝛc., vereinzelt bearbeitet worden ſind, konnte natürlich für den Mangel einer Geſammtcodification nicht entſchädigen. Von der Geſetzgebung konnte, wie auch der Verfaſſer nachweiſt, eine Zuſammentragung der Beſtimmungen, welche kaufmänniſche Geſchäfte berühren, nicht ausgehen, da ſie die bereits vorhandenen Geſetze nicht in einem Handelscodex wiederholen könnte, letzterer daher immer unvollſtändig bleiben müßte. Daß überdies „keine Zeit ungeeigneter als die gegenwärtige, Geſetzbücher und namentlich ein Handelsgeſetzbuch zu ſchaffen", wird man dem Verfaſſer wol nicht beſtreiten können, wenn man ſich ein wenig mit der wachſenden Flut unſerer geſetzgeberiſchen Leiſtungen bekannt gemacht hat. Das vorliegende Werk bezweckt nun „eine praktiſche, wiſſenſchaftliche Auseinanderſetzung

der kaufmänniſchen Rechtsverhältniſſe, damit die Geſetze in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen erfaßt und in ihrer ſpeciellen Bedeutung erkannt werden". Der Verfaſſer wollte außerdem „Preußen auf ſein kaufmänniſches Recht aufmerkſam machen und zeigen, daß dieſes Recht beiweitem mehr als die fremden Geſetzbücher den Anſoderungen der Gegenwart entſpricht". Die Löſung dieſer doppelten Aufgabe darf als eine glückliche bezeichnet werden. Der Stoff iſt klar und überſichtlich behandelt; die Vergleichungen mit fremdem Rechte, welche von tüchtigen Vorarbeiten und umfaſſendem Wiſſen zeugen, erhöhen den Werth des an ſich werthvollen Buchs. Einer Empfehlung wird es ſchon um deswillen nicht bedürfen, weil es eine fühlbar gewordene Lücke ausfüllt. R. K.

Geſchichte.

Bei Nitzſchke in Schwäbiſch-Hall erſcheint: „Bilder-Atlas zum Studium der Weltgeſchichte in hundert großen Tafeln. Nach berühmten Kunſtwerken alter und neuer Zeit. Gezeichnet und herausgegeben von Ludwig Weiſſer. Mit erläuterndem Text von Dr. Heinrich Merz." Welch unerſchöpfliche Fundgruben die Geſchichte für die Phantaſie darbietet, das bezeugen die Epik und das hiſtoriſche Drama alter wie moderner Nationen; ja, daß ſogar die Lyrik auf dem Felde der Geſchichte ihre Ernten halten könne, ſelbſt dafür, ſo widerſprechend es auf den erſten Blick erſcheint, haben die ſoeben in dritter Auflage erſchienenen Gedichte von H. Lingg ein ebenſo intereſſantes wie ſchlagendes Zeugniß abgelegt. In dieſen merkwürdigen Dichtungen, in denen nicht mit Unrecht der Anfang einer neuen Gattung erblickt worden iſt, entfaltet die lyriſche Subjectivität eine Reihe hiſtoriſcher Gemälde; allein ſowenig ſie ſich dabei in den Vordergrund drängt, ebenſo wenig geht ſie auch, wie es im Epos geſchieht, in ihrem Objecte auf, indem ſie nicht blos durch gelegentliche Aeußerungen wie der hinter der Leinwand lauſchende Apelles ihre Anweſenheit kundgibt, ſondern auch durch die perſpectiviſche Tiefe ihrer Darſtellung ſich die Freiheit des Geſichtspunktes zu wahren verſteht.

Von dieſer phantaſie-belebenden Seite der Geſchichte erfahren wir freilich bei der Lectüre der meiſten Geſchichtswerke wenig oder nichts; vermöge eines ſubjectiven Begriffs von ihrer „Würde" ſcheint unſere Geſchichtforſchung bis auf wenige Ausnahmen neueſten Datums nichts ſo ſehr zu ſcheuen als jene ſcharfe Zeichnung, jene lebendige Farbengebung, jene eingehende Charakteriſtik der hiſtoriſchen Figuren, mit einem Wort: jene Détailmalerei, die wir an den hiſtoriſchen Meiſterwerken des Auslandes, namentlich der Engländer, bewundern und durch die der Leſer ſich ſo unwiderſtehlich gefeſſelt fühlt. Die prüde deutſche Geſchichtsforſchung verſchmäht dieſe Reize; ſie will nichts „mit dem Roman gemeinhaben". Und doch läßt ſich mit gutem Gewiſſen behaupten, daß man aus gediegenen hiſtoriſchen Romanen, wie z. B. aus den beſten Walter Scott'ſchen, zwar nicht was die Thatſachen, wol aber was das Colorit der Zeit im Ganzen betrifft, mehr lernen und lebendigere Anſchauungen gewinnen kann als aus vielen unſerer grundgelehrten, aber auch gründlichſt trockenen Geſchichtswerken.

Dennoch kann es unter Umſtänden ſelbſt die beſte Schilderung mit der bildlichen Darſtellung, nicht einmal mit einer mittelmäßigen aufnehmen:

nämlich überall da, wo es gilt, eine Vielheit gleichzeitiger Details zu einem durch einen einzigen Blick überschaubaren Ganzen zusammenzufassen und durch diese Gesammtwirkung die Phantasie desto lebhafter anzuregen. Während ein Bild sich als räumliches Nebeneinander vor dem Auge ausbreitet, ist dagegen jede Beschreibung zu dem Nothbehelf verurtheilt, das räumliche Nebeneinander in ein zeitliches Nacheinander aufzulösen, somit der geistigen Auffassung stückweise zu bieten, was ihr im Bilde als Totalität entgegentritt.

Und so dürfen denn die Herausgeber des oben genannten historischen „Bilder-Atlas" sich allerdings mit der Erwartung schmeicheln, daß derselbe einem wirklichen und wohlberechtigten Bedürfnisse entgegenkommt. Er thut es erstlich durch die leitende Idee, das Studium der Geschichte zu beleben durch Abbildungen, in denen sich die historische Wahrheit und die künstlerische Darstellungskraft zur Einheit durchdringen; noch mehr aber thut er es durch die glückliche Wahl der Mittel, wodurch jene Grundidee zur Ausführung gebracht wird. Indem die Abbildungen nämlich blos Originale der berühmtesten Künstler alter und neuer Zeit reproduciren, verschaffen sie uns gleichsam eine Weltausstellung künstlerischer Leistungen, welche von allen Zeitaltern und allen Nationen beschickt wird. Die alte, mittlere und neue Weltepoche versammeln jede in ihrem Bereiche eine Anzahl nach Art und Zeit der Entstehung unterschiedener Darstellungen, in denen einzelne Charakterseiten dieser Epochen ihren Ausdruck finden. Wir erblicken z. B. Cäsar's Ermordung nach Camuccini neben dem Bilde des vergötterten Augustus nach einer antiken Erzbildsäule im Museum zu Neapel, die Hinrichtung Karl's I. nach W. Fisk neben Delaroche's berühmtem Cromwell am Sarge Karl's I. u. s. w. — In dieser Art sind dem Alterthum 39 Blätter zugedacht, dem Mittelalter 23, der Neuzeit 38, wobei jedes Blatt eine (natürlich variirende) Mehrzahl bildlicher Darstellungen umfaßt. Nach ihrem Objecte zerfallen die Abbildungen in vier Hauptgruppen: historische Porträts, bedeutungs- und wirkungsvolle Begebenheiten, Volkstrachten und Zeitmoden, endlich Denkmale der Architektur.

Was die technische Seite der in Stein gravirten Bilder betrifft, so lehrt schon eine kurze Prüfung derselben, daß L. Weisser sich dem Unternehmen mit ebenso viel Liebe als Befähigung hingibt. Die Contouren treten durchgehends in haarscharfer Feinheit hervor und tragen zu der hohen Lebendigkeit des Eindrucks nicht wenig bei; die Schraffirungen, die man sonst mehr angedeutet als ausgeführt zu finden gewohnt ist, erfahren hier eine Sorgfalt, die selbst in den kleinsten und mühsamsten Partien nicht nachläßt. Was aber mehr besagen will, das ist der Umstand, daß L. Weisser sich weder durch die großartigen Dimensionen noch durch den Figurenreichthum mancher Vorbilder abschrecken läßt, bei seinen Copien trotz des so sehr verjüngten Maßstabes nach ebenbildlicher Treue zu ringen und zwar, wie wir anerkennend hinzufügen müssen, mit entschiedenem Erfolg. Alle diese Vorzüge erheben den Atlas denn auch weit über seinen ursprünglichen Zweck hinaus zum Range eines selbständigen kunstgeschichtlichen Werks. Für beide Verwendungsweisen wird der von Dr. Merz verfaßte erläuternde Text, der jedem Blatte speciell beigeschlossen ist, vollkommen ausreichen, da er das historische sowol als künstlerische Moment der Darstellungen mit gleicher Be-

rückſichtigung hervorhebt und in treffender Kürze charakteriſirt. Die Verlagshandlung, aus welcher der beſprochene Atlas hervorgegangen iſt, hat hier ein Werk der Lithoglyphie zutage gefördert, das ſelbſt in Frankreich oder England kein ebenbürtiges Seitenſtück finden dürfte. Die Wohlfeilheit des Preiſes (die Lieferung zu 21 Neugroſchen) und die in Intervallen von acht bis zehn Wochen erfolgende Ausgabe der Einzellieferungen erleichtern ſelbſt für minder Bemittelte die Möglichkeit der Anſchaffung. Von den 20 Lieferungen, worauf das Werk berechnet iſt, ſind bereits zwei in den Händen des Publicums; mit Vergnügen ſehen wir den folgenden entgegen. A. M.

Correſpondenz.

Aus Paris.

Juni 1857.

K. S. Wieder einmal, zum erſten male ſeit langer Zeit beſchäftigen ſich die Sprechorgane Frankreichs, die Journale und die Salons, mit der innern Politik. Nicht als ob die allgemeinen Wahlen durch ihr Reſultat wichtig werden könnten! Die Kammer wird im Weſentlichen ebenſo zuſammengeſetzt ſein, als ſie es bisher geweſen iſt. Denn die Regierung ſchlägt faſt ausnahmslos ihre bisherigen Candidaten vor, welche ja vor vier Jahren von den Präfecten unter dem Eindrucke des Staatsſtreichs gewählt worden ſind. Dieſe „Chambre introuvable“, in welcher ſich einige Mitglieder auf Wunſch und Geheiß der Regierung nur widerſtrebend zu einiger beſcheidenen Oppoſition hergeben, dieſes chineſiſche Raritätencabinet abgeſtandener Notabilitäten, wird wieder zu ſehen ſein; Standesperſonen bezahlen nach Belieben. Indeſſen beſteht hierzulande nichtsdeſtoweniger eine Wahlbewegung ganz eigenthümlicher Art, wie England und Nordamerika ſie nie geahnt haben. Da iſt einerſeits die Regierung, welche mit ihrer ängſtlichen Vorſicht auch nicht ein Fußbreit Terrain aufgeben will und dennoch einen gewiſſen Freiheitsſchimmer bewahren möchte, hell genug zur Täuſchung illuſionsfähiger Gemüther, matt genug, um ihre Allmacht zu documentiren. Die jüngſten Ereigniſſe in Belgien, deren mittelbare Wirkung auf das anſteckungsfähige Temperament der Franzoſen zu befürchten war, mahnten noch mehr zur Vorſicht. So entſtanden denn jene Regierungscirculare, in welchen der Miniſter, den neueſten Troplong'ſchen Interpretationen des Wahlgeſetzes wiederum eine laxere Auslegung gebend, die Freiheit des Wahlrechts proclamirte, aber gleich hinzufügte, daß die Präfecten jede „ſeditiöſe“ Anwendung deſſelben zu unterdrücken wiſſen würden. Das erinnert doch lebhaft an Thadden-Trieglaff's Preßfreiheit mit obligaten Redactionsgalgen.

Die alten monarchiſchen Parteien, obgleich unter ſich definitiv zerfallen, ſind doch über das Princip des Nichtwählens einig. Für die Legitimiſten kam das „mot d'ordre“ in einem Briefe des Grafen Chambord, der ſich ſeit einiger Zeit bedeutend auf das Briefſchreiben verlegt, aber mit ſeinem Epiſtolarſtil nicht beſonders glücklich iſt. Wenigſtens liegt nicht viel Würde in der Art, wie er ſich z. B. in einem Schreiben an den treugebliebenen Larochejacquelin, bittere

Anſpielungen auf den abgefallenen erlaubt, noch iſt es ſehr klug, den Bürgerkrieg in der Vendée, wo die treuen Bauern bekanntlich eine gemüthliche Mordbrennerei organiſirt hatten, als den „heiligſten der Kriege" zu bezeichnen. Dieſe Wahlenthaltſamkeit iſt, nebſt einigen ſentimentalen Demonſtrationchen, z. B. am 21. Januar, dem Todestage Ludwig's XVI., noch die einzige Parteithätigkeit der legitimiſtiſchen Familien, welche faſt alle die Taktik befolgen, einzelne jüngere Söhne in die andern Parteien übergehen zu laſſen, um für alle Fälle gedeckt zu ſein.

Die zahme Demokratie, welche im Lande geblieben iſt und ſich redlich genährt hat, wird ſich diesmal nach reiflicher Ueberlegung an den Wahlen betheiligen. Dies iſt nur ein Act naturgemäßer Entwickelung; denn die Demokratie iſt, zum Unterſchiede von den andern Parteien, nicht blos eine Partei, ſondern auch eine Theorie; ſie kann ihre formelle Parteiſtellung aufgeben, ohne deshalb ihr Todesurtheil zu unterzeichnen. Da ſelbſt einige der bekannteſten Flüchtlinge ſich für das Wählen erklärt haben, ſo glaubten die Führer im Lande, ſich dieſer Verantwortlichkeit unterziehen zu dürfen. Einmal auf dieſem Wege, ſahen ſie bald ein, daß eine abſtracte Proteſtation vom Rechtsboden aus nicht mehr am Platze ſein würde, und der Antrag, die Verwandten und Namensvettern hervorragender Emigrirter oder Gefangener zu wählen, wurde ebenſo beſeitigt wie der, den Gewählten den Verfaſſungseid, der den Deputirten obliegt, zu unterſagen. Das iſt Alles ganz vernünftig und conſequent, denn die Zeit der bloßen Demonſtrationen iſt längſt vorbei, — das Traurige an der Sache iſt nur, daß ein vereinzelter Parteientſchluß die allgemeine Indifferenz nicht überwinden kann, daß die Demokraten, vielleicht Paris ausgenommen, in einer kläglichen Minorität bleiben werden, und daß die Regierungsorgane ſchon jetzt die Haltung des „Siècle" und der „Presse" als eine Anerkennung der beſtehenden Wahlfreiheit ausbeuten.

Das neue Bankgeſetz erregt, obgleich es von den Kammern faſt einſtimmig angenommen worden, nichtsdeſtoweniger die allgemeine Misbilligung des Handelsſtandes und der Oekonomiſten. Wie kann man in einem Momente der Kriſis über eine ſolche praktiſche Frage entſcheiden und der Corporation, welche durch ihr ungeſchicktes Gebahren die Kriſis hervorgerufen oder doch vergrößert hat und deren Privilegium noch für zehn Jahre beſteht, jetzt ſchon, in unſerer raſchlebenden Zeit, daſſelbe auf weitere 30 Jahre verlängern! Die Regierung profitirt dabei eine Anleihe von 100 Millionen. Iſt das der Mühe werth? Sie glaubt, den Verlegenheiten vorzubeugen, wenn das Bankcapital vergrößert wird, damit die Bank mehr Noten ausgeben kann! Allein jeder Praktiker weiß, daß es Frankreich nicht an Banknoten, ſondern an baarem Silber fehlt und daß der Credit der Banknoten nicht von dem ganz illuſoriſchen Bankcapital abhängt.

Die Regierung wendet Algerien große Aufmerkſamkeit zu. Zwar möchte ich die neueſte Züchtigungsexpedition des Marſchalls Randon gegen die Kabylen Beni-Raten und andere Beni's, die das Cäſariſche „Veni, vidi, vici" übercäſarirt hat, nicht zu den größten Segnungen Algiers zählen. Solche Expeditionen ſind weit mehr geeignet, die franzöſiſchen Soldaten zu Janitſcharen auszubilden, als ſich die Stämme dauernd zu unterwerfen. Dieſer Zweck würde leichter durch Benutzung des natürlichen Antagonismus zwiſchen

Arabern und Kabylen erreicht und wenn man Letztern Landstraßen und andere Vortheile der Cultur billig einräumt, so bezahlen sie gern den geforderten Tribut. So versichern wenigstens viele Franzosen, welche in ihrer Nähe gelebt haben. Indessen fährt die Regierung fort, in Algerien neben der Militärherrschaft eine Civilregierung mit gemischten, dem Culturstande des Landes entsprechenden Gerichten zu organisiren und die statistischen Verhältnisse aufzunehmen. Daneben beabsichtigt sie eine große Eisenbahnlinie, dem Meere parallel, zwischen Konstantine, Algier und Oran zu bauen, an welcher — eine vortreffliche Idee! — die Soldaten arbeiten sollen; anders wäre auch der Plan nicht ausführbar. Die überaus reichen Eisenlager, welche kürzlich um Oran entdeckt sind und deren Ausbeutung von Paulin Talabot, dem verdienstvollsten französischen Ingenieur, geleitet wird, versprechen einen großen Reichthum. Die betreffende Compagnie baut eine Eisenbahn auf ihrem eigenen Gebiete und verführt die Producte ihrer Minen auf ihren eigenen Schiffen.

Der Tod rast unter den pariser Berühmtheiten und die Zeitungen wimmeln von Nekrologen. Da starb erstlich der Senator Vieillard, der liberale Freund des Kaisers, der die Tröstungen der Religion hartnäckig von seinem Sterbebette abgewiesen und diese Concession selbst seinem gekrönten Freunde verweigert hat. Nach diesem getreuen Bonapartisten ein anderer Senator, der Marquis de Pastoret, der erst kürzlich aus den Reihen der Legitimisten, unter denen er fast an der Spitze gestanden, an den wohlnährenden Hof der Tuilerien übergegangen. Diese Beiden werden ersetzt werden: denn man hat zehn neue Senatorernennungen vor, unter welchen der Herzog von Valmy, ein alter Legitimist, der schwachgewordene Admiral Dupetit-Thouars, welcher in der Affaire der Königin Pomaré so bekannt geworden, und Emil de Girardin genannt werden. Wundern Sie sich nicht! Es wäre gar wunderlich, wenn der edle Girardin nicht alle zwei Jahre wenigstens eine Apostasie beginge. Auch die unsterblichen Akademiker sterben. Alfred de Musset, Cauchy, Simart, Paul Delaroche und gestern Morgen der große Brissault, Verfasser eines „Ninus II." in fünf Acten, einer „Jane Grey" in detto, eines Gedichtes auf den König von Rom, auf den Sohn des Herzogs von Berry und andere momentane Thronerben. Er paßte in die Akademie, welche er niemals durch eine Formlosigkeit, eine Ueberschwänglichkeit oder eine Ueberfülle des Talents verletzt hat. Er starb im 78. Jahre, alt und lebenssatt. Jung und lebenssatt starb Musset, der französische Heine, dessen Jugendkraft an der verrathenen Liebe zu George Sand zugrunde ging. Es ist das eine alte Geschichte, die man erwähnen darf, weil sie hier von Mund zu Mund geht und zu den öffentlichen Geheimnissen gehört, die einen curiosen Commentar zu George Sand's so sehr verfehlter Autobiographie bildet. Alle Freunde Musset's behaupten, daß er sich seitdem und deshalb der ihn aufreibenden Trunksucht ergeben. Seine besten Leistungen gehören der frühern Jugend an. In der Literatur wird er leben als einer der wenigen, in der Form einfachen, in der Empfindung wahren französischen Poeten, der freilich dieses hierzulande seltene Verdienst mit einer großen Dosis frivoler Skepsis bezahlt hat. Doch stand sein Charakter hoch über dem seines deutschen Geistesverwandten. Simart, der Urheber der im Jahre 1855 viel besprochenen Minerva, war der Ingres der Bildhauer-

kunst, d. h. der Vertreter classischer Reinheit gegenüber der lüsternen Richtung der Pradier, Clesinger und Anderer. In der Akademie der schönen Künste war er Pradier's Nachfolger. Er ist mit David und Rude der dritte französische Bildhauer, den der Tod seit kurzem weggerafft hat. Was übrigbleibt, ist nicht der Rede werth. Paul Delaroche noch zu besprechen, wäre eigentlich zu spät, wenn nicht die öffentliche Ausstellung seiner sämmtlichen Werke in der „Schule der schönen Künste" gleichsam ein ägyptisches Todtengericht der Nachwelt über ihn hervorgerufen hätte. Sieht man in dieser Weise das Werk eines ganzen Künstlerlebens beisammen, so bildet sich erst das rechte Urtheil. Kein moderner Maler war je beim Publicum beliebter, folglich keiner bei seinen Fachgenossen verhaßter. Auch drängte sich die elegante Welt zu seiner Ausstellung. Das Ganze mit den geleckten Paradefiguren, den kleinen Pointen, der niedlichen chinesischen Ausführung der Détails, den forcirten Effecten, der construirten Darstellung des Gedankens, dem Suchen nach täuschender Realität, machte ein wenig den Eindruck eines Wachsfigurencabinets. Man mußte bedauern, daß soviel Talent jeden genialen Funken erstickt hat; man sah da eine Unnatur, die zur aufrichtigen Natur geworden und, um all diese Anomalien zu krönen, so verrathen seine letzten Arbeiten, — vielleicht weil sie im Zustande der bloßen Skizze geblieben — mehrJugendlichkeit und Poesie als alle frühern. Ueberhaupt sind seine Skizzen erträglicher als seine fertigen Bilder.

Um von den vielen Nekrologen auf ein heiteres Thema überzugehen, werde ich Ihnen von der Rosenjungfrau des benachbarten Nanterre, die Ihnen gewiß schon aus Berquin's oder Weiße's „Kinderfreund" bekannt ist, berichten, nämlich, daß diese Institution, welche seit der heiligen Genoveva, die angeblich aus Nanterre war, unangetastet bestand und zum Absatz der abscheulichen Kuchen von Nanterre so wesentlich beigetragen hat, dieses Jahr pausiren mußte. Nicht, als hätte Nanterre keine Rosen- oder sonstige Jungfrau auftreiben können! Im Gegentheil, es meldeten sich nur zu viele Candidatinnen. Aber der Kampf der weltlichen und geistlichen Macht hat seit Jahren auch dieses Gebiet verheert; der Geistliche des Orts behauptet nämlich, er allein habe die Mittel in Händen, über die Würdigkeit der Bewerberinnen zu entscheiden, wogegen der Maire und Gemeinderath einem Hagestolz diese Qualität bestreiten und auch, weil sie die Mitgift hergeben, das Ernennungsrecht in Anspruch nehmen. Sie haben ohnehin das historische Recht für sich. Nach einigen vorhergehenden Compromissen kam es endlich dieses Jahr durch einen fanatischen Curé zum entscheidenden Bruche und keine Rosière, also auch keine Krönung und kein Fest! Demzufolge blieben auch die Pariser aus, aber die Seiltänzer, englische Reiter, die Kuh mit den zwei Köpfen, der falsche Bosco und die Riesin hatten sich eingefunden, und diese Edlen, um nicht umsonst gekommen zu sein, krönten ein weißes Kaninchen und führten es im Triumphe umher. So sorgt die Geistlichkeit dafür, daß die frommen alten Bräuche nicht in Verfall gerathen! Die Mimen des Nanterrejahrmarkts aber brauchen sich vor ihren Collegen in den pariser Kunsttempeln nicht zu schämen. Denn der Held des Tags ist hier ein Mensch-Affe, ein Mensch als Affe, der einen Affen als Menschen tragirt, in der Porte St.-Martin. „Jocko", der edle Affe, der die Rettungsmedaille verdient und mit wahrhaft menschlichem Undank — die Franzosen sagen

dummerweiſe „monnaie de singe", ſtatt „monnaie d'homme" — bezahlt wird, war ehedem eine „Schöpfung" des Franzoſen Mazurier, dem der Deutſche Kliſchnigg gefolgt iſt; jetzt iſt John Bull an der Reihe, die dritte Culturnation und John Blick heißt der neue Affe, der das Publicum entzückt, an deſſen Logen er in Affenhaut herumklettert. Daneben wird ein Melodrama geſpielt, deſſen tragiſcher Held ein Vampyr iſt, ein natürlicher, wirklicher Vampyr, aber nebenbei aus dem high-life, ein ſchottiſcher Lord, der, obgleich er ganz den Geſetzen ſeiner Natur gemäß lebt, zuletzt doch, wie Don Juan im Feuerregen, untergeht. Es gibt auch einen „Vampyr" von Alexander Dumas, der mit einer Goule, einem weiblichen Vampyr, verheirathet iſt, den kann man aber in den heißen Sommertagen gar nicht loslaſſen. Den Geſetzen ſeiner Natur zuwider gibt das Vaudeville jetzt, um einige gewandte Schauſpieler zu verwenden, ein ernſtes Stück: „Delila" von Octave Feuillet. Sie kennen ja Feuillet, ſei's auch nur aus meinen frühern Berichten. Dieſes iſt ſein non plus ultra an ehrlichem, aber hohlem, geſpreiztem und kränkelndem Idealismus. Der Simſon, dem ſeine Delila die Locken beſchneidet, hat nicht die Kraft Säulen einzureißen noch aufzubauen, und auch ſein Dichter iſt echt Pariſeriſch friſirt. Neben einem ſo unwahren Tendenzidealismus ſpreizt ſich der Tendenzrealismus in einer ſcheinbaren Berechtigung, zumal wenn er von einem ſo eminenten Talente getragen wird wie in Flaubert's „Madame Bovary". Aber, man ſage was man will, — das iſt pathologiſche Analyſe, keine Poeſie!

Unter den vielen neuen Zeitſchriften, welche entſtehen und ungenoſſen vergehen, verdient der „Courrier de Paris" eine rühmliche Erwähnung: erſtens weil er ſich ganz und gar der Leitartikel enthält, und zweitens weil er, was in Frankreich bisher unbekannt war, aus allen Ländern ausführliche Correſpondenzen bezieht. Das „Journal des Savants", ein akademiſches Inſtitut, das ſchon ſeit 1665 exiſtirt und unter dem Ancien régime ab und zu vom Kanzler oder Siegelbewahrer (1816 dem Juſtizminiſter) dirigirt wurde, iſt jetzt ſeiner bisherigen Leitung entzogen und, ganz conſequent für Frankreich, dem Unterrichtsminiſterium übergeben worden. Das macht Villemain und Couſin böſe Stunden.

Notizen.

Einer Mittheilung aus Weimar zufolge ſteht das Eingehen der von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade herausgegebenen „Weimariſchen Jahrbücher für deutſche Sprache und Literatur" bevor. Seit der Gründung des Unternehmens haben dieſe Blätter denſelben eine beſonders lebhafte Theilnahme zugewendet und wenn wir auch zugeben müſſen, daß das Unternehmen nicht ganz Das geworden, was man ſich anfänglich davon verſprach, ja wenn ſelbſt einige Misgriffe, namentlich in den letzten Heften, nicht ganz wegzuleugnen ſind, ſo können wir doch noch jetzt nicht umhin, das Aufhören einer Zeitſchrift zu beklagen, die ſo manchen werthvollen Beitrag zur Specialgeſchichte unſerer Literatur geliefert hat und

der daher, im Intereſſe der letztern, eine längere Dauer wol zu wünſchen geweſen wäre.

Zum Beſten der Schillerſtiftung werden ſoeben zwei literariſche Gaben veröffentlicht, die im hohen Grade geeignet ſind, das Intereſſe für das in der Entſtehung begriffene Unternehmen in immer weitern Kreiſen anzuregen und lebendig zu erhalten. Der Präſident des frankfurter Zweigvereins der genannten Stiftung, der Buchhändler Karl Jügel zu Frankfurt a. M., ein rüſtiger Siebziger, der ſich unter grauem Haar ein junges und lebendiges Herz erhalten hat, gab ein Buch heraus, welches, wenn auch zunächſt nur perſönliche Denkwürdigkeiten enthaltend, doch durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit ſeines Inhalts weit über den Kreis der blos localen Beziehungen hinausreicht. Von beſonderer Wichtigkeit iſt eine Anzahl Briefe von Eliſabeth Schönemann, der ſpätern Frau von Türckheim, Goethe's Lili; der Bruder derſelben, ein angeſehener frankfurter Kaufmann, war Herrn Jügel's Schwiegervater und iſt Letzterer auf dieſe Art in den Beſitz eines Schatzes gelangt, für deſſen endliche Mittheilung alle Freunde und Kenner der Goethe-Literatur ſich ihm zu lebhafteſtem Dank verpflichtet fühlen müſſen. Gleichzeitig hat der erſte Band der von uns ſchon früher erwähnten „Jahrbücher zur Schillerſtiftung" (Dresden, Kuntze) mit Beiträgen vom Geheimrath Carus, Miniſter a. D. von Wietersheim, G. Klemm, Gutzkow, L. Reichenbach und Julius Hammer, die Preſſe verlaſſen. Aus demſelben erfährt man auch Genaueres über den dermaligen Capitalbeſtand der Schillerſtiftung. Danach beſitzt der dresdener Verein allein ein baares Vermögen von 5500 Thalern; es kommen dazu noch 1500 Thaler an feſtgezeichneten Beiträgen, die bis zum 10. November 1859, als dem Tage der Conſtituirung der Schillerſtiftung, jedenfalls noch eingehen werden, ſodaß alſo das Capital, welches dann allein in Dresden zur Verfügung der Schillerſtiftung ſteht, zum mindeſten nicht unter 7000 Thaler betragen wird. Ebenſo groß aber, wenn nicht noch größer iſt die Summe, welche bisjetzt von den verſchiedenen Filial-Schillerſtiftungen im übrigen Deutſchland, namentlich in Berlin, München, Stuttgart, Frankfurt a. M. ꝛc. zuſammengebracht worden. Es belaufen ſich ſomit die geſammten Mittel, über welche die mehrgenannte Stiftung ſchon jetzt, kaum zwei Jahre nach ihrem erſten Entſtehen gebietet, zum mindeſten auf 14,000 Thaler; eine Summe, die geringfügig erſcheinen mag, wenn man damit die unendlich reichern Mittel vergleicht, die für dergleichen Zwecke z. B. in England fließen, die wir aber nicht umhinkönnen, groß, ſogar überraſchend groß zu nennen, wenn wir uns an die Schwierigkeiten erinnern, mit denen derartige Unternehmungen in Deutſchland zu kämpfen haben, ſowie an die ſchiefe und unzulängliche Stellung, welche die deutſche Literatur, trotz ihres Weltruhms, noch immer dem eigenen Volke gegenüber einnimmt.

Von Emil Kuh, einem jungen öſtreichiſchen Dichter, von dem wir vor einigen Jahren ein wunderbar ſchönes Gedicht auf Lenau's Tod laſen, erſchienen ſoeben: „Drei Erzählungen" (Troppau, Draßler); eine Sammlung ſeiner lyriſchen Dichtungen iſt bei Weſtermann in Braunſchweig in Vorbereitung. Auch Adolf Strodtmann's „Rohana. Ein Liebesleben in der

Wildniß", auf deren bevorstehendes Erscheinen wir schon vor einigen Monaten aufmerksam machten, hat in diesen Tagen bei Würger in Hamburg die Presse verlassen. Emanuel Geibel's „Neue Gedichte" (Stuttgart, Cotta) sind bereits im dritten unveränderten Abdruck erschienen. Rudolf Gottschall's „Pitt und Fox" ist ins Ungarische übersetzt und in der eben abgewichenen Saison am ungarischen Nationaltheater zu Pesth mehrmals mit Erfolg dargestellt worden.

Endlich ist Brachvogel's „Narciß", nachdem er längst über alle übrigen deutschen Bühnen, große wie kleine gegangen, auch in Wien zur Aufführung gelangt, jedoch nicht auf dem Burgtheater, das ihm aus leicht zu errathenden Gründen ein für alle mal verschlossen bleibt, sondern auf dem Karlstheater, wo Hr. Dawison, der gegenwärtig an der ebengenannten Bühne gastirt, dasselbe auf die Breter brachte; sowol das Stück selbst als der Darsteller der Titelrolle haben großes Furore gemacht und hat die Vorstellung schon verschiedene Wiederholungen erlebt. An der Hofbühne zu Berlin findet augenblicklich das langerwartete Gastspiel des Frl. Seebach statt, jedoch, wie es wenigstens nach den Berichten der berliner Blätter scheint, nicht ganz mit jenem einstimmigen und enthusiastischen Beifall, der der berühmten Künstlerin anderwärts zutheil geworden.

Am 11. Juni starb in Hoflösnitz bei Dresden der Maler Friedrich August Moritz Retzsch, bekannt durch seine Illustrationen poetischer Werke, unter denen besonders seine Umrisse zu Shakspeare und Goethe's „Faust" mit großem Beifall aufgenommen wurden und dem Namen des Künstlers rasch eine große Popularität verschafften. Im Jahre 1779 geboren, erfreute Retzsch sich bis in sein hohes Alter einer seltenen körperlichen wie geistigen Rüstigkeit; seine Handzeichnungen waren sehr geschätzt, vorzüglich in England, wo seine Umrisse zu Shakspeare ihm zahlreiche und enthusiastische Verehrer erworben hatten. — An demselben Tage starb in Breslau der Professor der classischen Literatur, Dr. Friedrich Wilhelm Wagner, 46 Jahre alt, ein gelehrter Philolog, der sich besonders um die Auslegung des Plato verdient gemacht hat.

Zur gefälligen Beachtung für die Herren Mitarbeiter.

Schon seit Anfang vorigen Monats durch den Zustand meiner Gesundheit genöthigt, Halle für einige Zeit zu verlassen, ersuche ich die Herren Mitarbeiter sowie überhaupt Alle, die in Betreff des „Deutschen Museum" mit mir zu correspondiren haben, ihre Mittheilungen bis auf Weiteres gefälligst nicht nach Halle, sondern entweder an die Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig oder aber direct an den Unterzeichneten, unter nebenstehender Adresse, einsenden zu wollen.

Grabow bei Stettin, den 20. Juni 1857.

Professor R. Prutz.

Anzeigen.

(Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staats-Lexikon

von **Rotteck** und **Welcker.**

Dritte, umgearbeitete verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von **Karl Welcker.**

Vollständig in 10—12 Bänden oder 100—120 Heften. Gr. 8.

Jedes Heft 8 Sgr.

Diese **dritte Auflage** des berühmten Werks hat sich trotz der wesentlich veränderten Zeitumstände einer gleich lebhaften Theilnahme zu erfreuen wie die frühern beiden Auflagen. Sie bildet eine **zeitgemäße Erneuerung und Umarbeitung** der frühern bewährten Artikel und wird von **den ersten Namen der deutschen Wissenschaft** unterstützt.

Die bisher erschienenen Hefte sind nebst einer ausführlichen Ankündigung in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Das soeben erschienene **zwölfte** Heft (Schluß des ersten Bandes) enthält Folgendes: **Assignationen.** Von K. Mathy. — **Assisen, Assisenhof, Assisengericht.** Von Welcker. — **Association.** (Gesellschaft, Verein, Genossenschaft, Vereinigungen und Versammlungen, politische und nichtpolitische, und über die Mohl'sche Theorie vom Verhältniß des socialen oder Gesellschaftswissens zur Staatswissenschaft. Von Welcker. — **Asyl und Asylrecht.** Von H. Amann und H. Marquardsen. — **Atheismus und Materialismus.** Von K. Schwenck.

Bei **L. Overwetter** in **Osnabrück** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Seling, Joh. Math., Vernunftwissenschaft, besonders eine **vernunftwissenschaftliche Menschen- und Gotteslehre,** mit einem Anhange **über die Ewigkeit der Zeit auf Seite Gottes.** Preis 1 Thlr.

Dieses Werk ist das Resultat langjähriger ernster Studien und kann sein Erscheinen in Anbetracht der hohen wissenschaftlichen Interessen der Gegenwart als sehr zeitgemäß und wichtig bezeichnet werden.

Bei **Hugo Scheube** in **Gotha** ist erschienen:

Aus einem Lehrer-Tagebuch. Von Dr. **Lauckhard,** Großherzogl. Sächs. Schulrath in Weimar. 184 Seiten. Preis 24 Sgr.

Vorräthig in allen soliden Buchhandlungen.

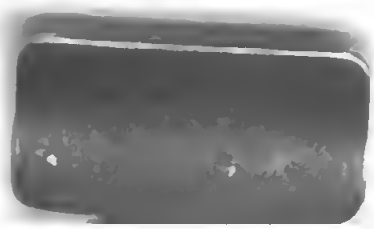
Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon

werden unter Zuzahlung von 12 Thlr. gegen die neueste zehnte Auflage (Subscriptionspreis 20 Thlr.) umgetauscht. — **Ausführlichere Auskunft in einem Prospect, der in jeder Buchhandlung zu haben ist.**

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NON-CIRCULATING BOOK



Digitized by Google